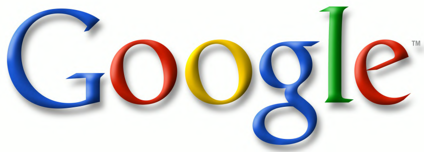
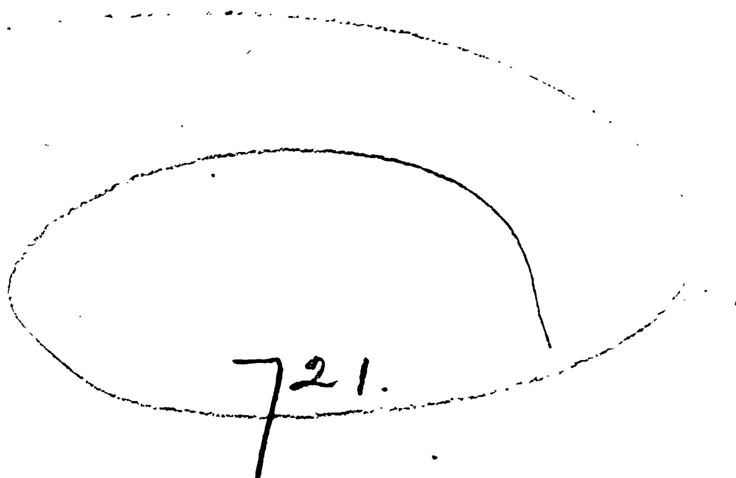

Google




721.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

zur

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN

LITERATUR-ZEITUNG

NEUNTER JAHRGANG.



ERSTER BAND.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und
Leipzig,
in der königlich-sächsischen Zeitungs-Expedition
1821.

LO

me, l
n, od
es he
r, de
l'Um

dari
leit
ahlr
[illegible]

Num. 1.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

RELIGIÖSE POESIE.

Leipzig, b. Gerb. Fleischer d. J.: *Christliche Urania, oder Gesänge für Freunde der Religion und eines heiteren Christensinnes. Von Ludwig Neuffer*, der Philos. Dr. und Stadtpfarrer am Münster in Ulm. 1820. II u. 435 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Auch darin dürfen wir wohl ein Zeichen des Geistes dieser Zeit erkennen, dass unter den grösseren Poesieen und zahlreichen Sammlungen kleinerer Dichtungen, welche mit jeder Messe erscheinen, sich eine verhältnissmässig nur geringe Zahl solcher befindet, die nach Art jener früheren geistlichen Lieder und Hymnen aus einem glaubensinnigen, von Gott und Christus begeisterten Gemüthe hervorgeflossen, die Förderung und Verherrlichung des Christenthums zu ihrem Zwecke haben. Um so mehr freuten wir uns, hier eine Sammlung von Dichtungen angekündigt zu sehen, die uns durch ihren Titel: *Christliche Urania*, darauf hinzudeuten schien, dass, was sie enthalte, in höherem Sinne nur dem *Himmlischen* geweiht, und, als etwas Christliches, aus einem innerlich individuell *christlich* gestalteten Leben hervorgegangen sey; und nun, nachdem wir dieses Buch von seinem Anfange bis zu seinem Ende mit Aufmerksamkeit und zum Theil nicht ohne innere Erweckung gelesen, und unser Urtheil über dasselbe aussprechen sollen, befinden wir uns dennoch in einiger Verlegenheit, weil, so sehr wir uns auch gedrungen fühlen, das preiswürdige Bestreben des Vfs. zu ehren, und so manches für den Gebrauch, wozu sie bestimmt ist, Nützliche diese Sammlung auch enthält, wir doch von der anderen Seite uns genöthigt sehen, mehr an diesen Poesieen zu tadeln, als wir selbst es wünschen.

Denn was vor Allem den Inhalt dieser Sammlung angeht: so finden wir hier eine überaus reiche Mannichfaltigkeit von Dichtungen — es sind deren 135, von theils grösserem, theils geringerem Umfange — die bey den verschiedenartigsten Anlässen, und wohl in einem langen Zeitraume, gedichtet wurden. Wir begegnen einem Geiste, der, nachdem er die Fertigkeit gewonnen, für sich selbst und für Andere seine Gedanken, Gefühle, Beobachtungen und Betrachtungen in dem Wohlklange gewisser Maase auszusprechen, nun auch bey jeder Gelegenheit in diesen seine inneren Anklänge laut werden lässt. So giebt es denn kaum einen Vorfall des häuslichen Lebens, einen interessanten Gegenstand der moralischen Welt und höheren Erfahrung, dessen hier nicht in einem oder dem anderen Stücke dieser Sammlung gedacht wäre. Es sind Lieder, Oden, Hymnen an Gott und einige auch an Christus und über sein Leiden, seinen Sieg und seine Verherrlichung, zum Preise einzelner Tugenden, warnende und ermunternde Sprüche, über Freundschaft, Hoffnung, Beruhigung, Lebensgenuss, Glückseligkeit, Erzählungen, Parabeln, Idyllen, Sterbe- und Grabes-Lieder, Blicke zurück auf die Heimgegangenen, und hinaus in die jenseitige Ferne, Morgen- und Abend-Lieder, zur Zeit der Ernte, beym Jahresanfang, an Geburts- und Vermählungs-Tagen, auf die Verfassungsfeyer, dem Wohlthätigkeitsvereine geweiht, beym Abschiede und Wiedersehn u. s. w. Eben so verschieden auch sind die Versmaase, in denen diese Dichtungen sich bewegen. Die meisten sind Lieder in gereimten, zum Theil bekannten Weisen — wir haben deren 68 gezählt —, andere in ungereimten Massen, nach Art von Klopstocks oder auch der Horazischen Oden und Hymnen; andere Erzählungen in gereimten und reimlosen Jamben, andere in Hexametern, besonders die längeren beschreibenden Darstellungen, z. B. die Jahreszeiten; in anderen, wie in den Sprüchen, wechseln der Hexameter und Pentameter; für vier (S. 153, 175, 347 und 405) ist die Ottava Rima, für eines die Terza Rima, und für eines die gleichfalls südliche Form des Sonetts (S. 384, der Gattin an ihrem Geburtstage) gewählt. Dabey gewinnt diese Sammlung, obgleich die einzelnen Stücke derselben nach einer gewissen Ideenverbindung an einander gereiht sind, doch dadurch den Schein eines ungeordneten Ganzen und eine gewisse Unbequemlichkeit der Übersicht, dass diese Dichtungen nicht nach ihrer Folge mit einer fortlaufenden Zahlenreihe bezeichnet, noch auch nach grösseren oder kleineren Massen in Büchern oder besonderen Abtheilungen gesondert wurden. Das ist auch der Grund, warum wir der Weitschweifigkeit, jedes einzelne Gedicht, von dem die Rede seyn wird, mit seiner Überschrift zu benennen, nicht anders auszuweichen vermögen, als dass wir dasselbe mit der Zahl der Seite bezeichnen, worauf es beginnt.

Und um nun den Werth und Charakter dieser Dichtungen selbst anzudeuten: so sprechen fast alle sehr an durch die Leichtigkeit, womit sie auch fast überall in den für den Gegenstand zweckmässig gewählten Ma-

ssen sich bewegen; in allen giebt sich ein sehr tüchtiger, moralisch guter Wille kund, alle sind sehr klar und verständlich, viele reich an Lebenserfahrung, oder sie ziehen an durch die Anklänge alterthümlicher Weisheit. Dagegen fehlt fast allen jene Kraft der Begeisterung, jene bewältigende Macht, wie diese allein der aus einem erhöheteren Zustande des Gemüths hervorgegangenen Dichtung einwohnt, und sie sind weniger die Ergüsse einer christlichen Urania, als die Betrachtungen eines vielerfahrenen und über seine Erfahrungen nachdenkenden Mannes. Es ist hier nicht der hohe Herr und Heiland, dem das gläubige Gemüth des Dichters ganz sich hingiebt, und von dem erfüllt es nun auch überall das Leben nur durch ihn verklärt, und in dem Irdischen nur das Abbild des höheren himmlischen Reiches erblickt. Nach Verhältniss nur wenige dieser Lieder und Dichtungen sind unmittelbar seiner Person geweiht, und die meisten solcher Art, dass auch ein gebildeter Grieche vor Christus gerade eben so hätte fühlen und denken können. Diess meinen wir, wenn wir sagen: es gebe sich in denselben nicht ein innerlich *individuell christlich gestaltetes Leben* kund. Dabey sind sie denn oft trocken durch zu vieles Moralisiren und von zu grosser Breite; die Reflexion tritt geradehin störend ein, und der geringe Aufschwung erhebt sich nicht über das Wort und den Ausdruck der gewöhnlichsten Prosa, so dass man die Dichtungen hie und da (z. B. S. 59, 60, 98 bis 114) nur ihrer Masse zu entledigen brauchte, um in jedem Sinne die ungebundene Rede zu haben. Es ist bey vielen nicht jene in höherem Sinne ästhetisch kritische Kunst geübt, die, in sicherem Tacte überall das nicht ganz Edle ausscheidend, voraus das eigene Werk einer genauen Prüfung unterwirft, und was sie so nicht ganz zu reinigen und zu glätten vermag, lieber ausstösst, als dass sie es dem öffentlichen Urtheile übergiebt. Mit rechter Wahl um ein Drittheil verengt, würde diese Sammlung nicht an Werth, sondern nur an Umfang verloren haben.

Was wir aber so im Allgemeinen angedeutet, dafür lassen sich leicht in dem Einzelnen die Belege liefern. Das Ganze eröffnet eine Dichtung: *Urania, eine Hymne.* Aber so gern wir den Titel der Sammlung: *Christliche Urania*, wollen gelten lassen: so müssen wir doch gestehen, dass wir nicht wissen, was wir uns eigentlich für ein Wesen, zumal in der christlichen Welt, unter einer Urania zu denken haben, *„durch die sich alle Bilder der Natur verklären, die von des Irrthums Banden des Menschen Nachtbedeckten Blick löset, durch die wir in eine Unschuldswelt emporgehoben sind"* u. s. w.? Es hätte wenigstens auch dieser Urania, nach dem Vorbilde ihrer himmlischen Schwester, als der reinen Muse, ihre Jungfräulichkeit gewahret werden, und es nicht S. 3 heissen sollen:

Und Siegespalmen deine *Mutter*rechte
Uns um die Scheitel flicht.

Eben so für Dichtungen der Weihe können die beiden folgenden längeren Gedichte gelten. Zu dem ersten derselben *„das Land der Prüfungen,"* ist mit Recht die Terza Rima gewählt, und die Verse gewinnen durch den regelmässigen Wechsel des weichen und harten Schlussreimes einen besonderen Wohlklang. Auch italiänische Dichter pflegen für ähnliche Dichtungen, namentlich *Dante* bey seinen Visionen, sich dieser Versart zu bedienen, und selbst sein *Credo* spricht der letztere in derselben. Nur leiden diese Dichtungen ganz besonders an den allgemeinen Fehlern des Ganzen: dem Mangel eines höheren Aufschwunges, einer grossen Weitschweifigkeit und nicht überall ganz edel gewählten Ausdrücken. In dem letzten (*„die Religion"* überschrieben) tritt diese himmlische Göttin wieder auf als die tröstende, begeisternde, versöhnende milde Friedensbotin, dann als die predigende, verdammende Richterin.

In dem sich an diese anreihenden Psalme: *„der lebendige Gott,"* wird von den Wegen der Erlösung geredet, auf denen der lebendige Gott die Sünde zernichtet. Da heisst es denn S. 31:

Er, der zum Denken uns die Vernunft verlieh, —
Er leitet uns, ein zärtlicher Vater —
Er stärkt die Müden —
Doch die den Ruf des Vaters verachten —
Er schrecket sie durch lange Gewissensqual,
Er waffnet, sie zu zähmen, des Schicksals Arm,
Und dann erst, wenn er alle Wege
Ihrer Erlösung umsonst versucht hat,
Dann übergiebt er ihrem Verhängniss sie u. s. w.

So gern wir aber allen diesen dreyen, der Vernunft, dem Gewissen und dem Schicksale, ihr Recht zugestehen: so hätten wir doch hier vor Allem, in einer *christlichen* Urania, dem Fürsten des Lebens zu begegnen gehofft; und eben, dass bey so vielen dieser Dichtungen nicht die grosse Idee: Christus, allein das Leben in ihm und in ewiger Erlösung und Wiedergeburt durch ihn, wie eine leuchtende Folie unterliegt, dass uns so oft nur ein Abstractes reflectirend vor den Blick gestellt, nicht aber Alles an die grosse Persönlichkeit des Erlösers geknüpft wird — darin liegt der Grund, warum sie in sich selbst keine rechte Lebendigkeit und erweckende Kraft haben. Und wie diese Reflexion sogar auch in der Form der Rede sichtbar hervortritt, dafür kann eben jene Dichtung von dem lebendigen Gotte zu dem Belege dienen, wo das den Gegensatz beginnende *Doch* allein viermal wiederkehret: S. 29 *doch* auch gerecht u. s. w.; S. 30 *doch* nicht durch Allmacht u. s. w.; S. 31 *doch* die den Ruf des Vaters u. s. w.; S. 32 *doch* mit der Ehrfurcht.

Dieselbe Reflexion zeigt sich recht anschaulich in: *„Unsterblichkeit,"* S. 196, wo die Dichtung nicht begeistert und begeisternd anhebt, und ausströmt von dem Siegesgefühle des inneren in Gott gewonnenen Lebens, sondern mit Grab und Tod beginnt, und auf der fünften und sechsten Seite erst die Bewegung des Gemüthes in dem Ausrufe: *Ich bin unsterblich!* hervorbricht, und in dem zweymal wiederholten: *Unsterblich!* nachhallt.

Dasselbe giebt sich kund in der Idylle: *Der Geburtstag*, S. 249. Man erwartet freudige, gemüthlich anregende häusliche Scenen, und diess scheint auch der Anfang, wo Vater und Tochter zusammentreffen, zu verheissen. Aber bald verschwindet die Letzte ganz, und sie selbst und das verheissene Frühstück werden von Vater und Mutter vergessen, die ein zehn Sei-

ten langes Gespräch mit einander darüber halten, wie fern einem Mädchen auch zum Haushalte eben nicht gerade erfoderliche Kenntnisse mitzutheilen sind.

Nicht minder lässt sich hier zu dem Beweise die Dichtung: *Die Tageszeiten*, anführen; wo an dem Schlusse der ersten Abtheilung: *Der Morgen*, S. 269,

auch — das üppige Volk, das feinern Genüssen entfremdet,
Nur nach dem Sinnenreiz und nach leeren Zerstreuungen lechzet,

den strafenden Tadel empfängt, und in demselben die Dichtung ermattet. — Viel gelungener ist der Schluss von „*Mittag*," S. 275, wo die gleiche Rüge wirklich einen poetischen Schwung behauptet. In der vierten Abtheilung wird die Nacht nicht sogleich in ihrer hohen Bedeutung: als die Geheimnissvolle und doch in ihrer Umhüllung die Grösse des Weltbaues Enthüllende, als die Gottesverkündigerin und Ruhebringerin aufgefasst, und so in einer Hymne verherrlicht. Sie muss erst erscheinen als die furchtbare Göttin, unter deren Schleyer der Erdraum ein furchtbarer Abgrund wird, S. 281,

„Über welchen ein wallendes Meer von schwarzen Gewölken
„Wild aufgährt und verrollt u. s. w.

„als ein stummes Gefilde des Todes, in dem der sich verspätende Wanderer mit seinem Liede sich Muth und Trost ersingt;" bis sie dann ihren Schleyer enthüllt, und den Tod und Schlaf hervor sendet, und dann zuletzt, „nachdem sie das schwarze Gewand hinweggerollt, in ewigen Chiffern die Sternenschrift flammt." So wird das für den reflectirenden Geist das Letzte, was für das wahrhaft bewegte Gemüth das Erste gewesen wäre.

Ja dass oft pomphaft klingende, durch Zusammensetzung gebildete Worte gehäuft werden (wie z. B. S. 9 nach einander: *Verräthertücke*, *Rottenbosheit*, *Verfolgungsränke*, oder S. 173 in einer einzigen Strophe: *Marmorsäle*, *Marktgetümmel*, *Wonnethal*) ist — so wenig es diess scheinen könnte — nur ein Beweis des reflectirenden Geistes. Das wirklich bewegte Gemüth (wie z. B. die Grabeslieder hier mit zu den einfachsten und rührendsten gehören) verschmäht solchen Wortprunk. Die Kraft muss in der Macht des Gedankens und der inneren Erregung liegen, nicht in solchen klingenden Wortgebilden gesucht werden, hinter die nur zu oft gerade der unkräftige Gedanke, wie hinter eine künstliche Schutzwehre, sich verbirgt.

Von den Stellen aber, wo die Dichtung aus Mangel des Aufschwunges bis in die Redensarten der alltäglichsten Prosa oder zu unedlen Bildern hinabsinkt, führen wir nur die folgenden an: S. 5: Für kein Bedürfniss *brauchen wir zu sorgen*. S. 12: Womit er *läppisch* sein Gewand umsetzt. S. 28: In *dem innersten Punct* der Schöpfung. S. 67: Er (Christus, der Hirte) *ebnet jede Krümme*, Wie *wohl versorgt* bin ich. S. 115: — mag ein *schmutziges Haderkleid*, Mag heller Purpur u. s. w. (Hader wird besonders in der schwäbischen Mundart für *alte Lumpen* gebraucht). S. 116: — nimmer soll *Mir scheeler Neid die bittre Galle* Unter der ruhigen Brust *empören*. S. 148: Sie (die zu frühe Liebe) *füttert* ihren Geist *mit Feenträumen*. S. 175: Die *Schweissbenetzten* Pfleger u. s. w. S. 271: — Indess die grasenden Rosse Unter den Weiden am Bach mit dem *Schweif sich der Bremsen erwehren*. S. 394 in dem Wiegenliede: Kein Geräusch erschrecke dich, *Keiner losen Fliege Stich* Soll dich in dem Schlafe stören; zwey Bilder, in denen die Poesie doch all zu ländlich und häuslich wird. S. 386: *Was schadet's*, dass die Jahre fliehn. Zum Theil zugleich unrichtig sind die folgenden Bilder und Ausdrücke: S. 17: Kaum hatt' ich nun der *Wunderfluth* getrunken; wo der Trank, den göttliche Gestalten entgegen bieten, eine *Fluth* genannt wird. S. 29: — des *Äthers Heitre* u. s. w. Die Heitre, als Substantiv, ist nicht gebräuchlich. S. 81: — welcher *thront im höhern Leben*; Gott thront im Lichte (das als etwas Materielles, auch die Räume des Himmels Erfüllendes, gedacht wird), kann man wohl sagen, aber nicht in dem höheren Leben, als ob dieses umfinge und nicht ganz in ihm sey. S. 99: *Bis du die letzten Scherfen — der ganzen Schuld entrichtet hast*. Scherf ist nur noch in Scherflein, als biblischer Ausdruck, gebräuchlich. S. 238: — in dem *Goldglanz* der Verklärung. Sollte man auch dem himmlisch reinen Leuchten den materiellen Glanz des irdisch verlockenden Metalles beylegen dürfen? S. 258: Stelltest du, Schöpfer der Welt, mich auf diesen *ragenden Hort*. So heisst hier die Lebenshoffnung der Auferstehung. Nun kann man auf einem aufragenden Felsen wohl einen hohen und sicheren Stand haben; aber wie Jemand auf einen *ragenden Hort*, Schutz (z. B. der Nibelungen Hort) gestellt werde, verstehen wir nicht.

Lieblingin kommt einige Male vor, da doch *Liebling* von beiden Geschlechtern gebraucht wird. Die *zwote* S. 16, *zween* S. 59, *erhub* S. 56, *frug* S. 307 für *zweyte*, *zwey*, *erhob*, *fragte*, sind veraltet; und *trümmern* (S. 97 die Welten trümmern), *vermorscht* S. 130, *verkerkert* S. 185 sind willkührlich gebildete, misszubilligende Ausdrücke. In dem Hexameter S. 280:

Finsterniss | ist dein Ge|wand und | Schrecken ist dein | Blick und dein | Odem

ist entweder *Schrecken* in *Schreck* zu verändern, oder das zweyte *ist* aus zu tilgen, sonst fehlt dem Verse das gehörige Mass.

Wenn übrigens auch mancher einzelne Ausdruck, manches Bild, und oft ganze Strophen in einzelnen Liedern kaum eine ernste Kritik aushalten möchten: so haben doch andere Dichtungen um so mehr uns angesprochen, und wir nennen unter den Stücken der Sammlung, die uns am gelungensten scheinen, die folgenden: Gottes Erlösungsentschluss, S. 33; Christus das Opfer, S. 50; der Friedensgruss, S. 65; Christenmuth, S. 92, woraus wir zur Probe die folgende Strophe anführen:

Ich bebe nicht, entflieht mein eignes Leben
Und naht mir einst der vorbestimmte Tag,
Wo aus der Brust die letzten Seufzer schweben,
Das Herz erstarrt mit seinem letzten Schlag.
Was soll ich klagen?
Einst wird es schöner tagen
Dem Auge, das im Tode bricht.
Ich bebe nicht.

Ferner: die Seligkeiten, S. 98; Freundeswerth, S. 137; Gleichmuth, S. 139; Eigenthum, S. 157; Sprüche gegen den Unmuth, S. 158; Auf den Tod eines Vaters, S. 214; Bey Beerdigung eines Fremdlings, S. 229; Der Tugend Ewigkeit, S. 244; Der Fluss, S. 247; Die Heimgabe, S. 307; Auf den Tod meines blinden Vaters, S. 331, und von den Sprüchen, welche die Sammlung beschliessen, führen wir zur Probe noch den folgenden an:

Achte den Menschen in dir! Nichts Grösseres giebt es auf Erden,
Nichts im Himmel; der Mensch lebet mit beiden verwandt.
Ist er ein Pilger auf Erden: so ist er auch Erbe des Himmels;
Wenn er die Erde verläfst, schwingt er zum Himmel sich auf.

Diesen Spruch möchten wir so recht, als den Inbegriff der Weisheit und als ein Sinnbild des inneren Lebens des Dichters betrachten, mit dem wir, seinen durchaus reinen Willen und die Tüchtigkeit, die sich auch in den Dichtungen ausspricht, wo sie des höheren Schwunges ermangeln, ehrend, nicht zu strenge rechten wollen. Vielmehr glauben wir, dass diese Sammlung zu dem Zwecke sehr dienlich seyn wird, wozu sie der Vf. in der Vorrede mit bestimmt: „in der Urania, weil sie manche Lücken der Kirchengesangbücher, sonderlich bey Leichengesängen, ausfülle, dem Prediger, namentlich bey Casualien, schickliche Liederverse an die Hand zu geben, dem Schulmann Materialien zum Unterricht und zu Gesängen, dessgleichen dem Musicus neue Texte zu Compositionen zu liefern.“ Auch empfiehlt sich die Urania „zu frommen Gaben an Confirmanden und andere jugendliche Personen, welche man durch eine unschuldige und nützliche Lectüre erfreuen will.“

Wf.

PRAG, b. Calve: *Gefühle für jene Welt*, zur Erbauung für Christen dargestellt in religiösen Betrachtungen, Gebeten und Gesängen von *W. F. Welleba.* 1820. 167 S. 8. (18 gr.)

Es sind nicht bloss Gefühle für jene Welt, sondern religiöse Gefühle überhaupt, welche hier bald in Versen, bald in poetischer Prosa dargestellt werden, und allerdings zur Erbauung dienen können. Nur muss man sie nicht gerade hinter einander lesen, weil die immer wiederkehrenden Gedanken leicht ermüden. Zuweilen sind es auch statt der Gefühle, die dargestellt werden sollen, blosse bedeutungslose Worte, z. B. gleich S. 3: „Endliches begrenztes Reich der Zeit (was endlich ist, ist ja schon begrenzt), in welchem wir als Pilger wallen — traumvoller Traum der Vergänglichkeit!“ Ein traumvoller Traum, damit ist eben so wenig gesagt, als wenn man sagte: wasservolles Wasser. Oder S. 32: „Komm, heilige Betrachtung! Senke dich vom Himmel troftend herab — denn du, Muse Gottes (?), bist keine nichtige Seifenblase, die im Hui zerplatzt; kein Kartenhaus, das im Entstehen zerfällt!“ Oder in dem Gedichte: Blumentreue überschrieben, S. 42:

Blumen streut auf deinen Hügel,
Bruder, treuer Freundschaft Hand;
Auferstehn wie diese Blumen
Wirst auch du zum schönern Land.

Das heisst: du wirst nicht auferstehen: denn die Blumen stehen ja nicht wieder auf. Desto besser hat uns das Gedicht: die Passionsblume S. 144, gefallen. Überhaupt muss man gestehen, dass die religiösen Wahrheiten auf eine würdige Art dargestellt werden.

—R—

KLEINE SCHRIFTEN.

RELIGIÖSE POESIE. *Eisenach*, in Commiss. in der Bäreck'schen Hofbuchhandl.: *Jesus Christus* von Dr. *Johann Heinrich Kutschbach.* 1819. 96 S. 8. (8 gr.)

Statt dass sonst die alten Dichter zu Anfange ihrer Werke die Muse um Kraft und Beystand anriefen, hat obiges Gedicht am Ende einen Epilog mit der Überschrift: An den heiligen Geist, der so beginnt:

Du bist die Sonne hier von diesen Früchten (eine Sonne von Früchten? Soll wohl heissen: du warst die Sonne für diese Früchte),
Mit heisser Gluth hast du mich angesehn,
Und was geschah, ist nur durch dich geschehn —
Was du mir gabst, kann keine Zeit vernichten.

Wir wollen den Vf. in dieser schmeichelhaften Hoffnung nicht stören; bemerken nur für die Leser, dass dieses Gedicht, das aus drey Abtheilungen besteht, in mancherley Versarten abwechselt, nirgends sich über den Gesangbuchston erhebt, und erbaulich genug ist. Die Verkündigung der Maria ist so geschildert:

Da spricht der Engel zart und mild:
Der heil'ge Geist wird kommen,
Der dich mit heil'gem Schauer füllt —
Ein Traum der Seligfrommen. (Also der heilige Geist wird ein Traum seyn! So muss man aber nach der Grammatik construiren.)

Die Kraft des Herrn kommt über dich,
Und süsser Wonne Beben,
Und Gottes Sohn tritt sicherlich (?)
Durch dich ins Menschenleben.

Und als die Kunde sie vernommen,
Und sel'ge Düfte (?) sie umziehn,
Als sie zur Wahrheit Licht gekommen,
Und Lustgedanken (?) sie durchglühn,

Ruft sie: dem Herrn sind meine Tage,
Mein Dienst und meine Pflicht geweiht,
An mir bewähre sich die Sage (also Sage war es nur?)
Die du mir gabst zu seiner Zeit. (Aber er gab sie ja jetzt!)

—R—

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1821.

ERDBESCHREIBUNG.

Berlin, b. Reimer: *Die Erdkunde im Verhältniss zur Natur und zur Geschichte des Menschen oder allgemeine vergleichende Geographie* von Carl Ritter. I Theil. 1817. II Theil. 1818. 8. (7 Rthlr. 16 gr.)

[Beschluss der in der Jen. A. L. Z. 1820. No. 185 u. 186 angefangenen Recension.]

Wie das zweyte Buch des ersten Bandes dieser allgemeinen vergleichenden Geographie *Ostasien*, so umfasst das hier folgende dritte Buch *Westasien*, dessen Darstellung aber auch in diesem zweyten Bande von mehr als 900 eng gedruckten Seiten noch nicht vollendet ist; und indem wir fortfahren, auch vorerst den Inhalt des dritten Buches anzudeuten: so müssen wir vor Allem bedauern, dass der beschränkte Raum dieser Blätter uns nicht gestattet, zugleich näher in das Einzelne einzugehen.

Es zerfällt aber dieses Buch in *fünf Hauptabtheilungen*. Die erste beginnt mit dem *westlichen Hochasien* oder *Iran* im weitesten Sinne, dem geräumigen Plateau, das von dem Indischen Hochgebirge und der hohen Bucharey, ohne durch ein Wassersystem davon geschieden zu seyn, in dem Berglande des Paropamisus und den persischen Hochebenen fortläuft, und indess es in Osten, wo es durch den Indus von dem östlichen Asien getrennt wird, in seiner Breite 130 geogr. Meilen umfasst, sich nach Westen so verengt, dass es zwischen dem persischen Busen und kaspischen Meere nur 60 bis 90 Meilen breit ist. Es werden hier nach einander in vier Abschnitten dargestellt: 1) der *Ostrand* dieses Gebietes (S. 5): das Plateau von Afghanistan, die Solimankette, die Brahooe-Gebirge, wo wir besonders auf das hinweisen, was S. 15 ff. von Kabul gesagt wird; als dem Anfangspuncte des europäischen Asiens oder des asiatischen Occidentes, aber gewünscht hätten, dass was S. 43 von dem Gegensatze zwischen dem Osten und Westen in Mittelasien bemerkt wird, in einer weniger künstlichen und in gelehrten Phrasen sich bewegenden Sprache gesagt wäre; — 2) der *Nordrand*: das Plateau von Khorasan, S. 46, wo wir den Aufsatz: Iran und Turan, S. 51, hervorheben; 3) der *Südrand*, das Terrassenland Belludschistan, Mekran, Kerman u. s. w., S. 60, wo das von den beiden Ruinengruppen vergangener Blüthezeit Gesagte, S. 84 ff., vorzüglich anzieht; 4) die *Hochfläche von Iran*, wo wir auf die Darstellung S. 97 ff.: der Boden von Iran und dessen Einfluss auf die Bewohner, hinweisen, sowie wir überhaupt diese ganze erste Abtheilung als die anziehendste und gelungenste des dritten Buches betrachten.

Die *zweyte Abtheilung* geht weiter nach Westen fort, und umfasst die *Übergangsformen des westlichen Hochasiens zum Tieflande oder die Wassersysteme und Stufenländer gegen Süden*, S. 119 ff. Es wird hier nicht blos der Lauf der beiden grossen Zwillingsströme, Euphrat und Tigris, mit den Denkmalen ihrer alten Königssitze und dem in ihrer Mitte gelegenen Lande, sondern auch der persische Meerbusen, als die grosse mittlere Furt zwischen dem Orient und Occident, dargestellt.

Hierauf fasst die *dritte Abtheilung*, S. 171 ff., die *getrennten Gebirgsglieder in Vorderasien gegen Süden* auf, und stellt in zwey Abschnitten dar: 1) die *arabische Halbinsel* (diese Überschrift: *Erster Abschnitt, die arabische Halbinsel*, welche der: zweyter Abschnitt u. s. w. S. 299 entspricht, fehlt S. 173, was auch in den Druckfehlern nicht bemerkt ist.) Arabien aber wird hier, wie der Decan, als ein isolirtes, vom Hochlande des asiatischen Continentes getrenntes Gebirgsglied und selbstständiges Bergland, als das arabische Plateau, S. 172 ff., betrachtet, und es wird in dem Einzelnen berührt: 1) Glazirah al Arab, die arabische Halbinsel, S. 173, wo wir besonders auf die Untersuchung über *Ophir*, S. 201 ff. aufmerksam machen; 2) Tehamah, der flache Küstenstrich in Westen, S 203 ff.; 3) die grosse südliche Furt zwischen dem Orient und Occident, der arabische Meerbusen und Weltstellung von Asien und Afrika. Und wenn hier, S. 227, nach anderen geistreichen Vorbemerkungen gesagt wird: „Wie wir auf Charten und in Büchern Asien und Afrika trennen, so ist es weder in der Natur noch im Volksgefühle, noch in den Geschichten vorhanden. Nie konnten hier politische Grenzen, durch Willkühr gezogen, haften; nie waren hier Ägypten, Arabien und Syrien geschieden, wie die Geschichte der Patriarchen, die von Mohammed, die der Ottomanischen Eroberer bis auf die Mammelucken-Herrschaft lehrt;" — wenn am Schlusse hinzugefügt wird: „dem Araber selbst reicht seine Heimath vom Atlas bis zum Indus; der Isthmus von Suez liegt in der geographischen Mitte seines Be-

reiches; zwischen Kairo und Mekka, also auch in der Culturmitte inner den beiden Brennpuncten seiner mercantilischen und politisch-religiösen Thätigkeit, durch welche, im Grossen betrachtet, gewissermassen alle Gesammtkraft dieses Volkes im Umschwung sich erhält;" — ja wenn der Einfluss arabischer Völker und der Athem ihres Geistes noch weiter, von dem Norden Afrikas bis in das Innerste dieses Erdtheiles, bis über den geheimnissvollen Strom der Schwarzen zu der Küste der Weissen hin wehet (wie wir jetzt aus des Engländers *Bowdich* Gesandtschaftsreise nach Ashanta, der in der Hauptstadt dieses Negerstaates mit Mauren zusammentraf, und manche Kunde von ihnen einzog, bestimmt wissen): — so finden wir, um auf eine frühere Bemerkung zurück zu kommen, eben hierin einen Grund mehr, warum wir gewünscht hätten, der Vf. möge mit Asien begonnen, und wie von Arabien nach Afrika übergegangen, so von Mittelasien in Norden dem Strome der Völker nach Europa gefolgt seyn. Es folgt aber hier, S. 228, eine Reihe von Untersuchungen, durch die wir, wie durch ein dürres Land, uns durchwinden müssen, wo sich alles Suchens ungeachtet nur wenige Quellen lebendigen Wassers auffinden lassen, bis wir mit dem vierten Capitel, S. 262, mit dem Aufsatze über die Bewohner Arabiens und deren weite Verbreitung, wieder zu Darstellungen gelangen, die eine reichere Ausbeute liefern.

Der zweyte Abschnitt dieser dritten Abtheilung stellt hierauf das *Plateau von Serisfan* oder das lange und schmale syrische Gebirgsland dar, das sich von der Landenge Suez und der peträischen Halbinsel bis zu dem oberen Stufenlande des Euphrat, wo er die Taurus-Kette durchbricht, erstreckt, und von dem europäischen Wassermeere in Westen, von dem syrisch-arabischen Sandmeere in Osten begrenzt wird. S. 299 ff. Im Einzelnen wird in fünf Capiteln berührt: 1) Ghaur oder die Einsenkung des Jordanlandes, S. 309; 2) der syrisch-arabische Grenzsaum des gelobten Landes; 3) der breite Bergparallel in Süden des Libanon, oder Judäa, S. 377; 4) Jerusalem, S. 404, wo über die Localität des alten Jerusalem und dessen bey Weitem grösseren Umfang, als dieser auf *D'Anville's* Plan bezeichnet wird, und die Identität der Schlucht Tyropoeon mit dem Thale Ben Hinnom, so dass der Berg Zion mit den Königsgräbern an seiner Nordseite in Süden jenes Thales zu suchen ist, wichtige Andeutungen gegeben werden. Es sind diese vier Capitel, sowie das fünfte, welches das nördliche Serifian darstellt, von grossem Werthe für Alle, welche sich um die Geschichte und Topographie des gelobten Landes interessiren.

Von hier wendet sich der Vf. in der *vierten Abtheilung*, S. 468, zu den *Übergangsformen des westlichen Hochasiens zum Tieflande oder den Wassersystemen und Stufenländern gegen Nordwesten zu dem kaspischen und schwarzen Meere* zurück. Es ist diess das Gebiet des Westabfalles des östlichen und des Nordabfalles des westlichen Hochasiens, und nachdem im Allgemeinen über die Bildung des Landes gesprochen und darauf hingewiesen worden, wie hier (nach dem Ausdrucke des Vfs.) die Hauptsenke der alten Welt in dem kaspischen Meere sich kund giebt, dessen Spiegel 300 bis 350 Fuss tiefer, als der des schwarzen Meeres liegt: so wird nun der Versuch gemacht, aus zum Theil noch wenig benutzten, zumal orientalischen Schriftstellern (es werden deren 38 S. 478 namentlich angeführt) die oberen und unteren Stufenländer der beiden Flüsse Gihon (Oxus) und Sihon (Jaxartes) darzustellen, und den historischen Charakter jener bis jetzt noch sehr dunkelen Gegenden zu beleuchten. Dieser Versuch geht in einer Reihe gelehrter Untersuchungen durch mehr als 230 Seiten (von S. 467 bis 703), und es fehlt auch hier an einzelnen klaren und anziehenden Partieen nicht; aber ob auch, was über Turkestan, über Colonieen bucharischer Juden, über Nestorianer, über das reiche Erzgebirge, über die Anklänge aus der Zeit des Feuer Cultus, über die grosse Strasse von Ferghanah, über den Pass am steinernen Thurm, über Banianen-Colonieen, über die Metropolen und Emporien, über die grosse Weltstrasse, und über die Verbreitung der Seiden-Cultur gesagt ist, und so manches andere uns mehr, als bloss ahnen lässt, wie auch in diesen Regionen vordem ein ganz anderes und unvergleichbar reicheres Völkerleben, als jetzt, sich regte: so ist doch damit das wahre Verhältniss derselben nicht enthüllt, und mit allem Aufwande von Gelehrsamkeit, dem Bemühen, die Nachrichten so verschiedenartiger Schriftsteller in Einklang zu bringen, und durch den einen den anderen zu erläutern, wird zuletzt dennoch nur eine auf Vermuthung sich stützende Ansicht gewonnen. Zugleich, wenn alle diese Untersuchungen und Hypothesen, namentlich die über die Mündungen des Gihon, Kisil und Sihon, und die Verbindung der beiden ersten unter einander, freylich nur zu klar zeigen, „wie (S. 666) leicht es ist, oberflächlich und dictatorisch über solche Erdräume zu sprechen, wie schwer, mit Bewusstseyn und Wahrhaftigkeit auch nur ein einziges Factum der Natur oder der Geschichte in seinem ganzen Umfange zu erwägen, selbst an einem Erdraume, der an sich nur ein sehr relatives Interesse haben mag:" — so sehen wir nicht ein, nicht warum *überhaupt* über einen solchen Erdraum Untersuchungen angestellt, sondern warum sie in einem Werke, wie das vorliegende, das einen universellen Charakter behauptet, *in solcher Ausgedehntheit* angestellt werden, und nicht bloss in gedrängter Kürze deren wenig ergiebige Ausbeute niedergelegt wird. Doch wir werden nochmals auf diesen Gegenstand zurückkommen, und wenden uns vorerst zu der *fünften Abtheilung*.

Diese umfasst die *getrennten Gebirgsglieder in Vorderasien gegen das Abendland*, S. 706 ff., und zwar nimmt der Vf. hier „zur klareren Einsicht und Verständigung in mannichfaltig combinirte wesentliche Verhältnisse des Gesammttypus, der Configuration und Weltstellung dieses Erdraumes" zu einer imaginären Eintheilung seine Zuflucht. Er zieht von dem südwestlichen Winkel des kaspischen Sees, von der Mündung des vereinigten Kur und Aras (Cyrus und Anaxes) eine Linie quer über die mächtige Landenge bis zu

der innersten Ecke des Mittelmeeres dem Golfe von Skanderum (*Sinus Issicus*), also dass diese Linie die Basis eines Triangels bildet, dessen beide fast gleich lange Schenkel dadurch entstehen, dass von den beiden Endpuncten der eben bezeichneten Linie zwey andere nach einem dritten gemeinschaftlichen Puncte, der Ecke des schwarzen Meeres, zu dem Kolchischen Phasisflusse gezogen werden, welche also zugleich wieder die beiden kleineren Isthmen, die zweyte den zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere, und die dritte den zwischen dem letzteren und Mittelmeere, durchschneiden. „Der binnenländische, so in Dreyeckgestalt eingeschlossene Erdraum, ein Bergrevier, der mächtige Riegel und Eckstein jener drey Meere, ist das Hochland Armenien im weiteren Sinne" (S. 706), welches die Mittelgruppe zweyer anderen Gebirgsgruppen bildet, der Taurischen, die in der kleinasiatischen Halbinsel nach Westen abfällt, und der Kaukasischen, welche gegen Norden erst in der Kette des Kaukasus zu gewaltiger Riesenhöhe ansteigt, dann gleichfalls, steil und plötzlich, sich in die flachen Steppengebiete absenkt. Hier in diesem zweyten Bande wird allein noch das mittlere Hochland Armeniens im weiteren Sinne betrachtet, und in fünf Capiteln dargestellt: 1) das Hochland Armenien, als wirkliches Plateau mit 7000 Fuss Erhebung über die Meeresfläche, zu dem nur sehr beschwerlich Zickzackpässe und Gebirgswege hinanführen, und über das sich weite, baumlose, oft nur unmerklich geneigte Hochflächen hinziehen, S. 710 ff.; 2) die Hochpässe nach Armenien, S. 739; 3) dessen älteste Bewohner, S. 776 ff.; 4) der Iberisch-Kolchische Isthmus, sammt dem Wassersysteme des Aras und Kur, S. 805; 5) die Bewohner dieses Isthmus vor Einführung des Christenthums, sammt dem Wassersysteme des Phasis und dem Lande der Kolchier. Obgleich es in allen diesen Capiteln und deren Erläuterungen und Anmerkungen an vielem Interessanten nicht fehlt (und wir weisen nur auf das hin, was von den Chalybes, Eisenarbeitern, S. 787 ff., von Aran, dem Lande der Priester, S. 818 ff., der grossen kaukasischen Mauer, S. 834, dem Bestimmungsgrunde Alexanders zu seinem Zuge nach dem Osten, S. 839, von der Erscheinung ostasiatischer Priester- und Handels-Colonieen an dem westasiatischen Küstenlande, gesagt wird): so gilt dennoch das von der vorhergehenden Abtheilung Bemerkte nur zu sehr auch diese, die gleichfalls, über ein dunkles Gebiet sich verbreitend, über 200 Seiten einnimmt, ohne dass nur alles Angedeutete, z. B. die S. 909 versprochene Untersuchung über den neueren Zustand des armenischen Volkes seit der christlichen Zeit, wirklich hier gegeben würde.

Zugleich bietet sich in dem Gange, den die Darstellung fortschreitend nimmt, auch hier eine Unbequemlichkeit dar, der wir früher schon begegnet sind. Nachdem bereits in der zweyten Abtheilung, S. 119, der Lauf des Euphrat und Tigris, von den Quellen dieser Ströme bis zu deren Ausflusse, beschrieben worden: so wird jetzt erst, nachdem so vieles Andere dazwischen getreten, in der fünften Abtheilung das Quellenland derselben beschrieben. Dabey tritt noch eine andere grosse Unterbrechung ein. Die Darstellung Asiens beginnt mit Iran, oder dem Hochlande Persiens, schreitet fort zu den Stufenländern des Euphrat und Tigris, von da zu den getrennten Gebirgsgliedern von Arabien, Palästina und Syrien. Aber jetzt, wo wir wieder zu dem Quellenlande jener beiden Flüsse glauben gelangt zu seyn, springt sie mit einem Male ab zu einem ganz fremden, mit diesem Erdraume in keiner Verbindung stehenden Gebiete, dem des Gihon und Sihon. Nun erst, nachdem über dieses Land der grossen „Senke" weitläuftige Untersuchungen angestellt worden, wird jenseits des kaspischen Meeres, das unberührt dazwischen liegen bleibt, in dem Inneren des grossen Isthmus der Faden wieder angeknüpft. Viel bequemer und natürlicher hätte es uns geschienen, nach dem Hochlande Persiens und Ostasiens, auch unmittelbar das Gebiet, in welchem beide Hochländer sich hinabsenken und mit dem sie in so vielseitiger Beziehung stehen — nach Iran sogleich Turan zu betrachten, oder, wenn dieses einmal beseitigt worden, nun auch in Westen fort zu gehen, und erst, nachdem diese Erdräume in ununterbrochenem Zusammenhange aufgefasst worden, nach dem Gebiete des Gihon und Sihon zurückzukehren, das in seiner ganzen Erdbildung und seinen Bewohnern den besten Übergang zu den daran stossenden Steppengebieten von Nordasien gebildet hätte.

So glauben wir, um hiemit auf die erste allgemeine Bemerkung überzugehen, mit dem, was so eben gesagt, und was in dieser Beziehung schon bey der dritten Abtheilung des zweyten Buches über die getrennten Gebirgsglieder von Ostasien und bey dieser Gelegenheit zugleich über den Oranjen-Strom bemerkt worden, dargethan zu haben, wie auch diese Methode, die Erdräume aufzufassen und darzustellen, wenigstens darin ihre grosse Unbequemlichkeit hat, dass sie, von dem Hochlande in dem Centrum des Erdtheiles ausgehend, hierauf die Stufenländer und Flusssysteme, und dann erst die zwischen diesen befindlichen getrennten Gebirgsglieder darstellt, wodurch weite Räume übersprungen und Gebiete in der Darstellung geschieden werden, die doch räumlich, und somit auch ihrem inneren Leben und Wesen nach mit einander zusammenhängen.

Was sodann die grosse Idee und Ansicht angeht, welche de[illegible]en Bestreben, die Erdoberfläche nach gruppirten [illegible]enmassen aufzufassen, zu Grunde liegt: so ist die Plateau- und Terrassen-Bildung an vielen Erdräumen allerdings dargethan, an weit mehreren aber steht sie noch als Hypothese da, und die angeführten Beweisstellen sind oft mehr nur als Belege benutzt, um darauf Folgerungen zu gründen, als dass in denselben das zu Beweisende wirklich klar ausgesprochen wäre. Auch können bey der noch bis jetzt allzugrossen, an vielen Orten kaum glaublichen Mangelhaftigkeit unserer Erdkunde, die Beweise kaum geliefert werden. Dabey werden grössere Erdverhältnisse, wie der Zusammenhang der Höhen im Ganzen und die daraus hervorgehende Beckenbildung der Erde nach grösseren Massen nicht genugsam berücksichtigt, wie denn z. B., um

nur Eines zu berühren, das ganze nördliche Eis- und Polar-Meer mit den Gebieten seiner ihm zuströmenden Gewässer, die alle zu dem Pole, wie die Radien zu ihrem Centrum, die Richtung nehmen, eine ungeheure Aushöhlung bildet.

Was drittens die Form und Ökonomie des Werkes betrifft: so ist diese für den Bearbeiter der Wissenschaft, besonders wenn er in der Art, wie es hier geschieht, seinen Beruf erfüllt, sehr bequem und förderlich. Das Ganze zerfällt in Bücher, jedes Buch in Abtheilungen, deren jede einen bestimmten Erdraum umfasst. Dieser wird seinem Charakter nach mit wenigen allgemeinen Zügen bezeichnet, und das Einzelne dann beygebracht in Abschnitten, Capiteln, Erläuterungen und Anmerkungen, die wie eben so viele Fächer erscheinen, in deren jedem, was über einen gewissen Gegenstand untersucht, gesammelt oder gedacht worden, niedergelegt wird. Aber die Form des Ganzen leidet nothwendig hiebey. Es erscheint in seiner Gestalt nicht, wie aus Einem Gusse gegossen, oder ein lebendiger, in mächtigem Wuchse heraufgestiegener Baum, sondern bald wie ein Fachwerk, bald wie ein Bau, an dem wir erst einzelne Theile ausgeführt, an anderen noch den Werkmeister mit seinen Gehülfen arbeiten sehen; und da Vieles als bekannt vorausgesetzt wird und unberührt bleibt, oft nur wie eine Reihe gelehrter Untersuchungen über noch dunkle oder zweifelhafte Gegenstände aus dem Gebiete der Erdkunde, die bloss durch einen Faden, der durch das Ganze läuft, zusammengehalten werden, und in denen es an vielen Wiederholungen nicht fehlt. Und was nun diese Untersuchungen selbst, das Bemühen angeht, durch geschichtliche Erörterung den Charakter besonders für uns jetzt wenig zugänglicher Gebiete zu enthüllen, und bey früheren Autoren aufzusuchen, was die Zeitgenossen nicht liefern, oder durch geschickte und scharfsinnige Zusammenstellung Resultate zu gewinnen: so geziemt es dem Geographen allerdings, solche Untersuchungen anzustellen, und je weniger er dabey den Aufwand von Zeit und Mühe scheut, um so grösser ist sein Verdienst. Dass der Vf. in dieser Hinsicht mehr als viele Andere gethan hat, dafür verdient er auch unseren vollesten Dank; aber noch grösser würde doch sein Verdienst seyn, hätte er die Selbstüberwindung gehabt, vieles gelesen und durchforscht zu haben, ohne davon für sein Werk unmittelbar Gebrauch zu machen, oder wenigstens nicht vor den Augen des Lesers eine Menge weit ausgedehnter Untersuchungen anzustellen, und einen ganzen Schatz von alten Nachrichten, wie aus unerschöpflichem Füllhorne, vor ihm auszuschütten, sondern nur die Resultate dessen, was er aufgefunden, in Kürze und Klarheit darzubieten, wobey die angeführten Citate, die ohnehin nirgends unter dem Texte fehlen, Jeden, der hieran zweifeln wollte, von der Treue und Wahrheit der Untersuchung überzeugen können.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

NATURGESCHICHTE. *Dresden*, in der Arnoldischen Buchhandl.: *Übersicht des gesammten Thierreichs nach den neuesten Beobachtungen Lamarks, Dumerils, Illigers, Cuviers, Okens, Rudolphis*, als Hülfsmittel des Unterrichts und zur Selbstbelehrung, von Dr. *Ficinus*. gr. Fol. 1820. (5 gr.)

Diese mit grossem Fleisse ausgearbeitete Tabelle füllt eine bisher noch leergebliebene Stelle in Hinsicht auf naturhistorischen Unterricht aus. Einen ausgezeichneten Werth erhält sie durch die klare Übersicht der berühmten neueren systematischen Forschungen der auf dem Titel genannten Männer. Das gesammte Thierreich ist hier in sieben Classen eingetheilt. Die richtige Beurtheilung dieser Tabelle wird vielleicht am sichersten dadurch gegeben, wenn Rec. einen gedrängten Auszug aus dem Ganzen hersetzt. Die erste Classe enthält die Pflanzenthiere; hieher gehören die sehr kleinen und in Säften schwimmenden Infusionen, die nackten Polypen, die Zellenpolypen, die Röhrenpolypen, die Steinpolypen, Seefedern, Meernesseln, Quallen (*Oken*) und die unvollkommneren Eingeweidewürmer. — Zweyte Classe: Die Weichthiere, *Mollusca*, z. B. mit häutigem oder lederartigem Mantel, ohne Kalkschaale (*Ascidia*, *Biphora*); mit einer kalkartigen Schaale ohne Tentakeln u. s. w. — *Dritte Classe:* Gliederthiere (*articulata*), Würmer, Schaalthiere (*Cancer*, *Squilla* u. s. w.), Spinnen, Käfer, Kerfe und die übrigen Linnéischen Ordnungen der Insecten. *Vierte Classe:* Fische mit lebenslänglichen (?) Kiemen, als Werkzeuge des Athmens. Die Unterabtheilungen sind auch hier, wie in den vorigen Classen, höchst genau und zu einer leichten Übersicht bearbeitet. *Fünfte Classe:* Amphibien, Lungen als Werkzeuge des Athmens, zuweilen ausserdem noch mit Kiemen. Als Beyspiel der Eintheilung stehe hier: 1) Nackte Haut, Füsse, im ersten Alter, Kiemen; Frosch u. s. w. 2) Schuppkörper, keine Füsse, niemals Kiemen; Schlange u. s. w. 3) Harte Rückendecke, mit Horn belegte Kinnladen; Schildkröte u. s. w. 4) Schuppiger Körper und Zähne; Geko, Eydexe, Crocodil u. s. w. *Sechste Classe:* Vögel; Schwimmvögel, Sumpfvögel, Klettervögel, Sperlingsvögel, Raubvögel, Hühner; die Eintheilungen nach den Zehen. — *Siebente Classe:* Säugethiere (*Mammalia*), z. B. Fischzitzthiere, Delphin, Wallfisch; Dickhäuter, Elephant u. s. w.; Wiederkäuer, Zahnlose u. s. w. — Rec. will bloss durch diesen, freylich sehr dürftigen Auszug die Aufmerksamkeit der Freunde eines schnellen und leichten Überblickes der Naturproducte auf diese trefflichen Tabellen hinleiten, deren Bearbeitung dem Vf. ein grosses Verdienst erworben, und eine nicht geringe Mühe gekostet haben. Wäre diese Tabelle nicht durch Hinzufügung der deutschen Gattungs- und Art-Namen zu weitläuftig geworden: so würde die Brauchbarkeit derselben allerdings dadurch noch für Manche grösser geworden seyn. Druck und Papier sind sehr gut. Diese Übersicht sollte in jedem Lehrzimmer aufgehangen, und bey dem Unterrichte in der Naturgeschichte von einem geschickten und in der Tabelle ganz bewanderten Lehrer auf das fleissigste benutzt werden. Auch in der Studirstube gelehrter Naturfreunde sollte sie nicht fehlen.

‡ d ‡

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

ERDBESCHREIBUNG.

Berlin, b. Reimer: *Die Erdkunde im Verhältniss zur Natur und zur Geschichte des Menschen oder allgemeine vergleichende Geographie* von *Carl Ritter* u. s. w. I — II Theil.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

An solchen Untersuchungen, deren Ausbeute oft nur eine Vermuthung, oder das Bekenntniss ist, dass wir hier nichts wissen, ist besonders der zweyte Band reich, vorzüglich in seinen beiden letzten Abtheilungen, die fast bis auf die Hälfte verkürzt seyn könnten. Dass diess nicht geschah, daraus geht aber ein zweyfacher Nachtheil für das Werk hervor: einmal es gewinnt, besonders immer mehr in dem zweyten Bande ganz den Charakter eines gelehrten Werkes, und jene Trockenheit, die es für Jeden, der nicht eine vorwiegende Neigung für diese Wissenschaft in sich hegt, fast unzugänglich macht; sodann leidet dadurch das Ebenmass desselben unendlich. Ganz Afrika und das überaus reiche und mächtige Ostasien nehmen zusammen nicht volle 800, Westasien (Persien, die Stufenländer des Tigris und Euphrat, Arabien, Syrien, Palästina, die freye Tatarey und Armenien) über 900 Seiten ein, und hier wird noch die fünfte Abtheilung in der Mitte abgebrochen und Kleinasien und das Gebiet des Kaukasus bleiben unerörtert. Allein die beiden Abtheilungen über den Gihon- und Sihon-Strom und Hocharmenien (von S. 469 bis 935 des zweyten Bandes) sind stärker als die Darstellung von ganz Afrika (von S. 77 bis 424 des ersten Bandes), und nehmen so viel Raum ein, als die Untersuchung über ganz Ostasien (von S. 425 bis 832 des ersten Bandes). Wir sehen gleichsam die Masse unter der Hand des Bearbeiters sich häufen. Afrika ist minder ausführlich, als Ostasien, und dieses kürzer als Westasien bearbeitet, und wie viele Untersuchungen hätten nicht noch angestellt werden können, wäre der Vf. überall so in das Einzelne eingegangen, wie z. B. über den Steinhügel, den Xenophons Zehntausende errichteten.

Was endlich die Kunst der Darstellung betrifft, so lässt sich in Wahrheit sagen, dass die Sprache in diesem Werke eine doppelte sey: eine andere, wo berichtet, beschrieben, dargestellt, und eine andere, wo philosophirt, der Grund der Erscheinungen dargelegt wird, und diese in allgemeine Gesetze und Grundsätze zusammengefasst werden. Jene darstellende und beschreibende Sprache ist meist einfach und kräftig, oft erhaben und ergreifend, obgleich zuweilen nachlässig und nicht ganz rein gehalten. Dagegen wo philosophirt wird (was besonders in der Einleitung geschieht), ist die Sprache oft dunkel, der Sinn schwer zu entziffern, die Rede bewegt sich nur unbeholfen, der Gedanke ist nicht immer in gehöriger Präcision ausgesprochen, der Satz dehnt sich, als ob mit dem Ausdrucke erst die Klarheit gesucht werde, in hinzugefügten neuen Bestimmungen, und die Periode wird so nicht selten zu einem ganzen Absatze. Gewisse Ausdrücke kehren zu oft wieder, wie z. B. das hochklingende: *grandios*, und als ein fast stehender Ausdruck erscheint in dem zweyten Bande das gleichfalls fremde Wort: *Configuration.* Dabey möchten wir den Vf. bitten, sich nicht eine gewisse Systemsprache zu bilden, die auch in dem zweyten Theile schon mehr vorwaltet, als in dem ersten. Wir sind überzeugt, dass, was zu Allen gesagt wird, auch in der Sprache Aller gesagt werden kann, und ein Schriftsteller für sich selbst nicht mehr Klarheit gewinnt, als dass er zu seinen Lesern in ihrer Sprache redet. Dagegen wird durch nichts mehr in ihm eine gewisse Dunkelheit erhalten und gefördert, als dass er sich feststehende Formeln erfindet, nicht bloss für das klar Erkannte, sondern auch das erst nur Geahnete, wenigstens noch nicht vollkommen Erfasste. So wie in dem Inneren der Anklang sich wiederholt, kehret nun auch dasselbe Wort wieder, ohne dass der, welcher es ausspricht, dadurch genöthigt würde, sich selbst das zweyte, und dritte und letzte Mal klarer zu werden, als er es das erste Mal gewesen.

Doch wir haben diess Alles nur bemerkt, um unsere Ansicht, der Wahrheit getreu, unverholen auszusprechen, nicht aber um das preiswürdige Werk herabzusetzen, das wir, dieser Ausstellungen ungeachtet, als eines der wichtigsten in diesem Fache betrachten. Denn auf eine seltene Weise vereint es Geist und Gelehrsamkeit, enthält einen wahren Schatz des Wissens, liefert nicht nur viele Beyträge zur Erweiterung und Bereicherung unserer Kenntniss der Erde, sondern zieht auch an durch kühne und scharfsinnige Hypothesen, unterhält durch interessante Andeutungen, Hinweisungen und Zusammenstellungen, und regt so Jeden,

der mit diesem Studium sich beschäftigt, vielfach an, und bietet ihm einen reichen Stoff des Nachdenkens und der Betrachtung entgegen. Dabey müssen wir um so mehr bedauern, dass dem gehaltvollen Innern des Werkes sein höchst mittelmässiges Äussere wenig entspricht, und die Verlagshandlung nicht, wie es ihre Pflicht war, für reinen Druck und schönes Papier gesorgt hat. W. u. F.

Freyberg, b. Craz u. Gerlach: *Beyträge zur Kenntniss von Italien*, vorzüglich in Hinsicht auf die *mineralogischen Verhältnisse des Landes;* gesammelt auf einer im J. 1817 unternommenen Reise nach Neapel und Sicilien von *E. G.* Freyherrn *von Odeleben.* I Theil. 1819. 320 S. mit 2 Charten. II Th. 1820. 343 S. mit 4 Kpf. in 8. (3 Rthlr.)

Der Vf. dieser Schrift, ein Schüler *Werners*, war durch seine persönlichen Verhältnisse zu einer Reise in das Ausland aufgefodert, wünschte damit einen mineralogischen Zweck verbinden zu können, und wählte deshalb — Italien, — „nicht um dort die Citronen blühen, den Vesuv rauchen, und den St. Peter nebst der Glorie der entschlafenen Künstlerwelt prangen zu sehen; — sondern um die unterirdischen Schätze jenes classischen Landes kennen zu lernen, und mit den Documenten seiner Nachforschungen die deutschen Fossiliensammlungen zu vervollständigen.“ Um die Erwartungen der Leser nicht zu hoch zu spannen, erinnert er ferner in der Vorrede, dass er das oryktognostische Studium seit einigen Jahren nur sehr wenig fortsetzen, und zu einer geognostischen Vorbereitung durchaus keine Zeit gewinnen konnte.

Indem er bescheiden seinen wiedergegebenen Beobachtungen wenig wissenschaftlichen Werth beymisst, wurde er nur durch das Gutachten sachkundiger Freunde zur öffentlichen Bekanntmachung derselben bewogen. Der vorzüglichste Zweck, welchen er zu erreichen suchte, war dahin gerichtet, dem Mineralogen, welcher Italien durchreisen will, einen treuen Wegweiser in die Hand zu geben, ihm unnöthige Wege zu ersparen, und merkwürdige Puncte anzuzeigen, welche eben so wenig von den gewöhnlichen italiänischen Gelehrten als von den dortigen Ciceroni's gekannt sind. Schilderungen persönlicher Begegnisse hat er sich blos deshalb erlaubt, um anderen Reisenden dadurch nützlich zu werden, und was die aufgenommenen Nebendinge, welche die Schilderung der Länder und Nationen betreffen, anlangt: so vermuthet er, dass sie Tadler und Freunde finden werden.

Diess ist es, was der Vf. seinem Buche als Selbstbeurtheilung vorausschickt, und Rec. kann versichern, dass dem Versprechen Genüge geleistet worden. Der Oryktognost, dem es um genauere Kenntniss der Fundorte italiänischer Fossilien zu thun ist, wird hier vielfache Belehrung finden, und am meisten wird sich derjenige dankbar verpflichtet fühlen, der dieselben selbst zu besuchen und Mineralien zu sammeln wünscht.

Ungern vermisst man Bemerkungen über die Gebirgsverhältnisse Italiens im Allgemeinen, und der Geognost kann also hier nur sehr wenig Ausbeute finden. Da der Vf. die Anfoderung des Geognosten in der Vorrede von sich ablehnt: so hätte er noch mit mehrerem Rechte die öfters ganze Bogen füllenden Bemerkungen über Gebäude, Antiquitäten und andere Gegenstände der Kunst viel kürzer abfertigen oder ganz übergehen können. Dadurch würde die Schrift ein kürzeres und weit bequemeres mineralogisches Taschenbuch geworden seyn. Dem Kunstfreunde können die hier gegebenen Nachrichten doch nicht genügen, und sind in anderen, der Kunstgeschichte ausschliesslich gewidmeten Reisebeschreibungen vollständiger gegeben. Aus eben diesem Grunde wäre es zweckmässiger gewesen, anstatt der Abbildung der St. Peterskirche ein Gebirgsprofil, oder die Darstellung einer mineralogisch wichtigen Gegend zu wählen.

Die Reisebegegnisse sind mit vieler Laune erzählt, die allerdings jedem Reisenden in Italien sehr zu wünschen ist. Da alle Schilderungen der vielfältigen Unbequemlichkeiten, Entbehrungen, Prellereyen und Plackereyen das Gepräge der Wahrheit tragen: so muss man in der That den Eifer für die Wissenschaft und die gute Laune bewundern, mit welcher der Vf. Alles ertrug, um seinen Zweck zu verfolgen, und wird es Keinem verdenken, wenn er an der italiänischen Grenze wieder umkehrt, und die Fossilien lieber bey dem Händler kauft, als sie selbst zu sammeln unternimmt.

Es kann nicht fehlen, dass die lustige Erzählung mancher Abenteuer unmittelbar neben den ernsthaften mineralogischen Beschreibungen ziemlich grell absticht, und die Erzählung würde mehr Haltung und Charakter bekommen haben, wenn der Vf. den scherzhaften Ton, in welchen er häufig verfällt, bisweilen durch mehr Ernst und Würde gemildert hätte.

Die Reise ging von Freyberg über Prag, Wien und Triest nach Venedig, von da über Verona, Parma, Bologna und Florenz nach der Insel Elba, und zurück nach Rom. Die Beschreibung dieses Weges enthält der erste Theil des Buches, welchem eine schön gestochene topographische Charte von der Insel Elba und eine Situations-Charte des Eugenaischen Gebirges zugetheilt sind. Der zweyte Theil beschreibt den Aufenthalt in Rom, die Reise nach Neapel und den Besuch des Vesuvs. Die zwey ersten hiezu gehörigen Kupfertafeln stellen die St. Peterskirche von der Fronte und von der Höhe der Kuppel herabgesehen, dar; das dritte Kupfer ist ein Profil des Vesuvs und *monte di Somma;* die noch hiezu gehörige Situations-Charte der Gegend von Neapel fehlt in unserem Exemplare, daher wir deren Werth nicht zu beurtheilen vermögen. In einem dritten Theile soll Sicilien beschrieben werden.

Wir enthalten uns aller Auszüge aus der Reisebeschreibung selbst, theils weil solche doch nur mangelhaft ausfallen würden, theils weil wir durch unsere Anzeige zur Lectüre des Werkes einladen, nicht aber dieselbe entbehrlich machen wollen.



Wien, b. Doll: *Donau-Fahrten. Ein Handbuch für Reisende auf der Donau.* Von *J. A. Schultes,*

M. Dr., königl. baier. Hofrathe u. Professor u. s. w. Erster Band. Mit Kupfern und Charten. 1819. XVIII u. 475 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Während der Reisende, der die lachenden Ufer des Rheins besucht, in einer Menge Schriften die wünschenswerthen Nachweisungen aller Art finden kann, ist der grandiose Donaustrom in neuerer Zeit von den Schriftstellern sehr stiefväterlich behandelt worden, und Rec. konnte zu einer Fahrt auf demselben nichts auftreiben, als eine im J. 1802 in Regensburg erschienene „Donaureise von Regensburg bis Wien," deren kleines Volumen schon fürchten liess, dass sie die verlangten Notizen nicht so vollständig enthalte, als es zu wünschen war.

Diesem Mangel ist durch die vorliegende Schrift des schon anderweit rühmlich bekannten Vfs. auf das befriedigendste abgeholfen. Dieser erste Band folgt dem Laufe des Stroms bis an die österreichische Grenze bey Engelhardszell, und hat auch den besonderen Titel: *Baierns Donaustrom von Ulm bis Engelhardszell*; es ist eine so verdienstliche Arbeit, dass man in mehr als einer Hinsicht die baldige Fortsetzung derselben wünschen muss, von der wir übrigens schon in Dr. *Sartori's Österreichs Tibur* einen Aufsatz über den Strudel und Wirbel als Probe lesen. Nicht bloss den Ansprüchen des gewöhnlichen Reisenden wird hier genügt, sondern es findet sich auch eine solche Masse mit grossem Fleisse zusammengetragener Notizen aus der Specialgeschichte, Geographie, Topographie und Statistik, dass man das Buch Jedem empfehlen kann, der sich mit dem Donauthal und dem dazu gehörenden Wassersysteme genauer bekannt machen will; eine Übersicht des Inhalts wird diess darthun. Die *Einleitung* enthält Notizen und Winke über das bey einer Donaufahrt zu beobachtende Verfahren, höchst schätzbar für Jeden, welcher diese Reise macht. I. Namen und Ursprung der Donau. II. Lauf, Länge und Gefäll der Donau; Breite und Tiefe, Geschwindigkeit, Wasser. III. Flüsse, die sich vom Ursprunge der Donau an bis bey Passau in dieselbe ergiessen, Betrachtungen über das Donauthal. Diese drey Abschnitte sind besonders auch dem Militär zu empfehlen, für welchen genaue Kenntniss des oberen Donaugebiets fast unentbehrlich ist. Nun beginnt die eigentliche Fahrt, und zwar: IV. Von Ulm bis Günzburg. V. Bis Dillingen. VI. Bis Donauwörth. VII. Bis Ingolstadt. VIII. Bis Kellheim. IX. Bis Regensburg. X. Regensburg und seine Umgebungen. XI. Bis Straubing. XII. Bis Bogenberg. XIII. Bis Nieder-Altaich. XIV. Bis Passau. XV. Passau und seine Umgebungen. XVI. Bis Engelhardszell. In diesen Ansichten findet sich Auskunft über jeden an beiden Ufern gelegenen Ort, topographisch, statistisch, und besonders in Bezug auf die frühere Geschichte; die reichlich nachgewiesenen Quellen begünstigen weiteres Studium. XVII. Etwas über die Bewohner des Donauthals von Ulm bis Engelhardszell; freymüthig und so weit wir aus eigener Erfahrung urtheilen können, treffend. XVIII. Betrachtungen über den Wasserbau an der Donau im Königreiche Baiern, hauptsächlich nach einem Memoire des verstorbenen Obristen *von Riedl* bearbeitet, der sich um Strassen- und Ufer-Bau sehr verdient gemacht hat, und mit Sachkenntniss zeigt, wie viel noch zu thun übrig sey. XIX. Verzeichniss der von Ulm bis Engelhardszell an beiden Ufern der Donau gelegenen Städte u. s. w., nebst Angabe ihrer Entfernungen, Häuser- und Einwohner-Zahl.

Die Darstellung ist gelungen zu nennen, obwohl kleine Flecken, wie der Provincialismus *mehr* statt *noch* und das *e* in *fixierte* u. s. w. hätten vermieden werden sollen. Mit der Gesinnung des Vfs. wird man meist einverstanden seyn; er ist ein tüchtiger baierischer Patriot, ein starker und eifriger Feind des Mittelalters, das in diesen Gegenden wohl am wenigsten preiswürdig erscheinen mag; so wie die sonstige Herrschaft des Clerus, der die schönsten Landstriche verderben liess. Dass er dabey den undeutschen Alterthümlern und politischen Reformatoren nicht sonderlich hold sey, versteht sich; er geht aber in Manchem zu weit, wie z. B. in dem Anathema über die sogenannte gothische Baukunst, die er sehr irrig saracenische nennen will. Man begreift nicht, wie der Münster, der Cöllner Dom, die Stephanskirche nicht unwillkührlich in dem Beschauer den Eindruck der Erhabenheit machen können, der äussersten Zierlichkeit des Einzelnen nicht zu gedenken.

Der zweyte Theil wird den Raum bis Wien, der dritte bis Belgrad, der vierte bis zum Einfluss in das schwarze Meer behandeln, und zwar nach der eigenen Ansicht des Vfs., nicht aus Compilationen; man muss ihnen mit Verlangen entgegensehen.

F.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

BERLIN, b. Dieterici: *Sammlung von Predigten und Gelegenheitsreden, oder Kanzel-Gemälde und Altar-Stücke aus den Zeiten der Dienstbarkeit und der Morgenröthe der Erlösung.* Von *Th. Fr. Tiede*, Pastor zu Reichenbach. 1817. 419 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf. wählte den Titel: Kanzelgemälde und Altarstücke, unter welchem diese Predigten 1814 u. f. heftweise ausgegeben, aber nicht weit verbreitet wurden, weil der eigenthümliche Charakter derselben die Bildersprache ist. Denen, welchen er die Zeitumstände zu sehr berücksichtigt haben möchte, antwortet er: „Wess das Herz voll ist, dess geht der Mund über. Wohl Jedem, der unter dem Druck weniger geseufzt und ihn minder gefühlt hat, als ich. Mir hat er fast das Herz abgedrückt. Nicht alle Menschen fühlen gleich tief, nicht Alle sehen die Ereignisse mit gleichen Augen an, nicht Alle drücken sich gleich stark darüber aus; aber lassen wir doch Jedem seine Weise und uns einander vertragen in der Liebe." Genau genommen ist das keine Rechtfertigung. Denn wenn der Vf. wirklich mehr und anders auf die Zeitumstände Rücksicht genommen hätte, als die Kanzel es gestattet: so möchte sich das etwa entschuldigen lassen, es bliebe aber doch immer zu tadeln. Vielleicht könnte man noch hinzusetzen, der christliche Prediger solle sich von dem Schmerze nicht überwältigen lassen, sondern seiner Gemeinde ein Beyspiel der Standhaftigkeit und des Muthes unter dem Drucke

der Leiden zu geben suchen. Wenn aber Hr. *T.* darauf hinweisen wollte, dass sich die Grenze dessen, was für die Kanzel in obgedachter Hinsicht gezieme, sich im Allgemeinen nicht genau angeben lasse, sondern hiebey viel auf die Persönlichkeit und Umstände ankomme: so hat er Recht. Was den Einen kleidet, kann bey dem Anderen unschicklich erscheinen; was an dem Einen erbaulich ist, kann an dem Anderen anstössig werden. Das gilt auch besonders von dem Tone und den Wendungen.

Der Vf. dieser Reden sagt Manches, was vielleicht wenige Andere *so* auf der Kanzel sagen dürften, ohne dass wir es *an ihm* geradezu tadeln möchten. Z. B. gleich in der 1 Predigt: „Der König, euer guter Vater, ruft: bringt euer Gold und Silber her, meine Kinder! Das meinige hab' ich schon hingegeben. — *Das ist doch erschrecklich!* hör' ich seufzen. *Ja wohl! erschrecklich!* Freylich, wenn es auf dem Schlachtfelde hiess: junger Held! alter Kriegsmann! *her mit deinen Knochen*, deinem Blut, mit deinem *Gehirn*, mit deinem Eingeweide — *nicht wahr? Das war nur Spass und that nicht weh.* Auch war es Manchen *recht kurzweilig anzuhören* oder zu lesen, wie sie sich verstümmelt in ihrem Blute hin und her wälzten und den Geist aufgaben unter freyem Himmel. Aber meine goldene Kette, meine *silbernen Löffel* herzugeben — *ums Himmels willen! das schmerzt!*" Auch dass Hr. *T.* die Darbringung seines Silbers seinen *Silberdank* nennt, will uns nicht so recht gefallen. Möge also sich Niemand einfallen lassen, des Vfs. Art und Kunst nachzuahmen! Mögen aber recht Viele ihn lesen, und mit Urtheil anwenden, was sie von ihm lernen können! Gemeinverständlichkeit, Lebendigkeit, Kunst, die Umstände zu benutzen, die Aufmerksamkeit zu erregen und zu unterhalten, in das Leben der Zuhörer einzugreifen, für ihr Bedürfniss zu reden und sie auf den rechten Punct zu stellen, sind schätzbare Eigenschaften, die dieser Redner in ungemeinem Grade besitzt. Dabey ist er ein heller Geist, der sich hier vernehmen lässt, ein Geist, der nicht die Frömmigkeit durch Auslöschung des Lichtes und Vernunft zu befördern wähnt.

Nach der 1 Predigt bringt der Redner seinen *Silberdank* (sein silbernes Geräthe) dem Könige 1) für die Veredlung und Beglückung des Soldatenstandes, 2) für die Befreyung des Landvolkes von der Erb-Unterthänigkeit, 3) für die schöne Bürgerkrone, womit der König die Stadtbewohner geschmückt hat, 4) als Beysteuer zur Tilgung der Kriegsschuld, 5) als Beysteuer zur Wiederherstellung des Staats (1809). Die 2 Pr. beantwortet die Frage: *Was bleibt dem Schwachen bey grossem Anliegen übrig?* Die Antwort ist: Beten und Wachen. Da die Schilderung des Anliegens im Leiblichen und Geistlichen (1809) den grössten Theil der Rede einnimmt: so hätte freylich das Thema eigentlich anders ausgedrückt werden sollen. — *Was sind Schulen? Und was sind wir ihnen schuldig?* Diese Fragen werden in der 3 Pr. gut beantwortet. — 4 Pr. *Die vortreffliche Stadt!* „am Brautsonntage im neuen Bürgerthum," d. h. am Sonntage nach der Wahl der Stadtverordneten. Die hieraus geführte Vergleichung fällt zu sehr ins Spielende, hat aber auf die eigentliche Abhandlung keinen Einfluss. — In der 5 Pr. weist der Vf. seine Zuhörer über einige Missverständnisse zurecht, zu denen die Aufhebung der Erbunterthänigkeit Anlass gegeben hatte. — Der Stelle, worin der Adel als beklagenswerth vorgestellt wird, weil er viel durch das königl. Edict verloren, hätten wir eine Abänderung gewünscht. — 6 Pr. *Trost und Hoffnung für Bessere.* — 7 Pr. *Alles Erdenglück ist Täuschung.* Eigentlich zeigt der Redner doch nur, dass Erdenglück meistens die Erwartung nicht befriedigt, und, was damit ziemlich zusammenfliesst, die Vorstellung nicht erreicht, womit wieder zusammenfliesst, was der Vf. nennt: der Genuss täuscht. Endlich täuscht der Besitz, wie er sich ausdrückt, für: der Besitz ist unsicher. — 8 Pr. *Himmel und Hölle im Menschen.* Der Eingang, der sich mit den gewöhnlichen, dem Gebildeten anstössigen Vorstellungen von Himmel und Hölle beschäftigt, schliesst: „Mag immerhin der Geist der Zeit das Bild und die Hülle weggeworfen haben, worin die Vorwelt die ehrwürdige Grundlehre aller Religion erblickte, ist sie darum selbst aufgehoben, weil dieser Schleyer gefallen ist?" — 9 Pr. *Segen der Bekehrung.* — 10 Pr. *Betrachtungen aus den Schicksalen des Christenthums*, eine Pfingstpredigt. Die 11 Pr. handelt von *Bürgersinne*, und ist am Wahltage der Stadtverordneten 1811 gehalten. — *Licht und Wahrheit sind Heiligthümer der Menschheit* ist der Gedanke, den die 12 Pr. mit wahrer, kräftiger, hinreissender Beredsamkeit ausführt. Mit einleuchtenden Gründen wird in der 13 Pr. die *Wichtigkeit der Sonntagsfeyer* dargethan. Die Gefühle des gemeinen Israeliten sind vielleicht ein wenig zu sehr ins Schöne gemalt. In der 14 Predigt wird das Evangelium am Johannistage sehr zeitgemäss (1814) benutzt. Die 15 Pr. zeigt das *christliche Verhalten bey eigenthümlichen Erscheinungen einer bösen Zeit.* Die 16 Pr. feyert *die Siege bey Leipzig* und benutzt die Worte Jes. XXXIX, 8 als Hinweisung auf das *Verhalten eines aus Noth erretteten Volkes.* Der Redner scheint hier doch den Glauben an Gott zu sehr von einzelnen Begebenheiten und der Erfüllung menschlicher Erwartungen abhängig zu machen. Der Wunsch oder die Verwünschung S. 364 mag wohl erschüttert und gewirkt haben; Rec. aber würde sich dergleichen nie erlauben. Die 17 Pr. ist eine 1815 gehaltene Ärntepredigt. *Thränensaat und Freudenärnte* stellt der Vf. hier vor. Er lässt die Geschichte, die seit 1806 seine Zuhörer erlebten, vor ihnen wieder vorübergehen, da sie immer mit Thränen säeten; dem stellt er die letzte Ärnte als Freudenärnte entgegen; die eigentliche Freudenärnte aber, für die jene ganze Geschichte eine Thränensaat war, ist die Wiedergeburt der sündigen Menschheit. — *Christensinn in schweren Zeiten* ist der Gegenstand, welchen die 18 Pr. nach 1 Petr. V, 6—11 behandelt. Sie wurde 1811 nach Bekanntwerdung des königl. Sächs. Verbots der Einfuhr preussischer Fabricate in das Herzogthum Warschau gehalten. Der Reichenbach'sche Kreis gerieth durch dasselbe an den Rand des Abgrundes. 19 Pr. *Hoffet auf Gott!* am Busstage 1812. 20 Pr. *Das Friedensjahr.* Am Neujahrstage 1815.

Die Altarstücke sind: 1) eine Feyer des *Geburtstages des Königs* 1807; 2) ein *Altargebet wegen Befreyung Schlesiens*, 1813; 3) *Abendgebet* am 14 Jun. 1815; 4) drey *Altargebete am Friedensfeste* 1816.

HIKL.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1821.

CHEMIE.

Leipzig u. Altenburg, b. Brockhaus: *Handwörterbuch der allgemeinen Chemie* von *J. F. John* u. s. w. — Erster Band. A — E. mit 5 Kpf. 1817. XVIII u. 500 S. — Zweyter Band. F — L. mit 1 Kpf. 1818. VI u. 378 S. — Dritter Band, M — R. mit 1 Kpf. 1818. 304 S. — Vierter Band, erste Abtheilung. S. Mit 1 Kpf. 1819. 303 S. — Zweyte Abtheilung. T — Z. Mit 1 Kpf. 1819. VIII u. 253 S. 8. (9 Rthlr. 20 gr.)

In der Vorrede dieses schätzbaren Werkes eröffnet uns der Vf., er habe den anfänglichen Entwurf zu diesem Wörterbuche, das die sämmtlichen in den Bereich der Chemie gehörenden Körper in bündiger Darstellung, auf höchstens 40 Bogen umfassen sollte, wieder verlassen. Eine solche Darstellungsweise könne nämlich eben so wenig zu deutlichen Begriffen führen, als mathematische Lehrbücher ohne Figuren; sie eigne sich besser für Sprachwörterbücher, und entferne sich von der erzielten Gemeinnützigkeit. Um mit glücklichem Erfolge ein chemisches Wörterbuch zu schreiben, müsse man, den ganzen Begriff der Wissenschaft stets festhaltend, nicht blos die Gegenstände, welche neuere Chemiker mit Vorliebe pflegen, sondern zugleich alle Körper der organischen und unorganischen Natur, ohne Rücksicht auf ihre technische Anwendung, sofern sie nur Gegenstand chemischer Forschung gewesen sind, darin abhandeln. Eine solche Ausdehnung, mag sie das ganze chemische Wissen, oder nur Hauptergebnisse umgrenzen, schwellt unvermeidlich die Wörterbücher an; allein nur dann, wenn jeder Zweig der allgemeinen Naturwissenschaft berücksichtigt wird, erlangen Wissenschaft und Kunst in allen ihren Theilen den zu wünschenden Gewinn. Um dieses Ziel zu erreichen, liess es sich der Vf. angelegen seyn, die Mischung der Naturkörper zu bestimmen; ihre Geschichte, Naturbeschreibung, die physischen Eigenschaften u. s. w. berührte er nur im Allgemeinen. Die auszeichnenden Eigenschaften wurden mit Schärfe gegeben; dagegen übergangen alle verneinenden Versuche, Wagsätze und weitläuftige Erörterungen der Theorie; hingewiesen wurde jedoch zur weiterem Unterrichtung auf die einschlägigen Schriften. — Einen grossen Raum des Werkes erfüllt die Chemie der Fossilien. Sehr vollständig ist ihre Mischung ausgeführt, dagegen nur angedeutet die äusseren Kennzeichen, besondere Lagerstätten, chemisches Verhalten, Namenabstammung und Gebrauch. Den Geist der Wissenschaft früherer Zeitalter lässt Hr. *J.* nicht unbemerkt vorübergehen, aber mit Ovids Beherzigung: „*laudamus veteres, sed nostris utimur annis.*" So ist denn dieses Wörterbuch keinesweges als eine neue, nur verkürzte Ausarbeitung der früheren, bändereichen Werke, noch überhaupt als ein unselbstständiger Auszug aus der reich strömenden chemischen Literatur unserer Zeiten zu betrachten. Es werden im Gegentheil eine Menge eigener, noch *ungedruckter* Beyträge und Berichtigungen des Vfs. dargeboten, und in der Regel nur Vorschriften zur Bereitung der Präparate und anderer Gegenstände angegeben, die sich Hn. *J.* bewährt haben. Öfters sah er sich gezwungen, eine neue Bahn zu brechen, oder mühsam auszuführen, was in manchen Werken nur angedeutet war. Dem oft so merkwürdigen, mit der Heranbildung der Völker verwebten geschichtlichen Theil der Körper, widmete Hr. *J.* besondere Aufmerksamkeit, wozu ihm seine Auszüge, nach denen er früher auf der Hochschule zu Frankfurt die Geschichte vortrug, zu Statten kamen. Wenn ferner der Vf. neben den Analysen neuerer Chemiker die der älteren vielgelesenen Werke zusammenstellte: so musste diese Bemühung schon um desswillen Beyfall finden, weil in diesen nicht selten gewisse charakteristische Bestandtheile angeführt werden, von welchen neuere Scheidekünstler schweigen. Die Analysen mehrerer Meteorsteine u. a. Körper lehren ohnehin zur Genüge, dass manche Bestandtheile nur desshalb fehlen, weil man unterlassen hatte, sie zu suchen. Bey Beschreibung der Mineralwasser beschränkte sich Hr. *J.* auf die Angabe ihrer Mischung und Temperatur, die übrigen physischen Eigenschaften blieben unerwähnt, da sie sich theils aus der Mischung ergaben, theils jedem Wasser eigenthümlich sind. Vieles wird auch in dem Abschnitte vom Wasser und Mineralwasser ergänzt, was in den besonderen Artikeln der Mineralwasser verkürzt ist. Die Synonymik ist bündig, und die im Fortgange der Zeiten eingebürgerten technologischen Ausdrücke sind den gleichbedeutenden Namen angereiht worden. Nicht ganz zu billigen scheint es indess, wenn der Vf. die chemische Mischung für zu jugendlich und nur auf schwankendem Boden findet. Gleich *Meissnern* in Wien zögert er noch, ihren Ansichten seine Überzeugung zu opfern. Da ihm die

das neue Gebiet der Naturwissenschaft nicht geheuer scheint: so zog er es vor, in zweifelhaften Fällen lieber der Technik eine Blöſse sichtbar werden zu lassen, als sie und sich selbst zu täuschen. Indeſs hat Hr. J. dennoch den Besitzern dieses Wörterbuchs zu Liebe die Hauptlehren der Proportionsgesetze entwickelt, wonach sich leicht die Mischungsangabe, welcher man den meisten Glauben schenkt, ändern läſst. Übrigens stimmen wir des Vfs. Behauptung bey, nach welcher der Gebrauch einer Rechentafel freylich um Vieles leichter und bequemer seyn soll, als der eines Laboratoriums, wenn wir gleich die Frage, ob wohl die Stöchiometrie der Wissenschaft und den Künsten wahren Nutzen bringen werde, nicht mit ihm verneinend beantworten können. Leicht wird sich übrigens der unbefangene Forscher mit dem Vf. befreunden, wenn er in schlichter Gestalt und in der klaren Sprache der Naturwissenschaft dieses Wörterbuch eingekleidet findet, worin eigentlich keinem der herrschsüchtigen Lehrgebäude, am wenigsten dem noch etwas lustigen der Chlorinisten, gehuldigt wird. Es wurzelt allmählich immer fester die Überzeugung, daſs im Fortgange der neuerwachenden, gediegenen Naturforschung der *Deutschen*, die einheimischen, noch hie und da hintreibenden Nebelgebilde der sogenannten Naturphilosophie, sammt den *verfrüheten* Systemen, die aus dem Auslande hereindrangen, zerstieben werden. Eben so würdevoll erscheint der Vf., wenn er sich nicht einzulassen vermag auf das *schmähliche Gewäsche*, das seit einiger Zeit gegen die deutsche naturwissenschaftliche Literatur von Einigen erhoben wird, um ihren, auch vor dem *geringsten der Ausländer* im Staube kriechenden, ganz gewöhnlichen Lehrbüchlein, einen ungewöhnlichen Anstrich zu verleihen. Überall, auch wo die Darstellung flüchtiger wird, giebt es sich kund, wie sehr das Selbstgeprüfte, Selbstgesehene zur wissenschaftlichen Reinheit wirkt. — Rec. wählt einige Beyspiele. — „Neutralität, L. *Neutralitas*, F. *Neutralité*, heiſst im Allgemeinen der Zustand eines chemischen Körpers, in welchem die Differenz der Bestandtheile sich zur Indifferenz ausgeglichen hat; oder mit anderen Worten, der Zustand, in welchem die Grundlagen ihre eigenthümlichen Kennzeichen verloren haben, so daſs keiner derselben fähig ist, einen neuen Grundstoff seiner eigenthümlichen Charaktere zu berauben, ohne zugleich einen verhältniſsmäſsigen Theil eines der anderen Grundstoffe wieder in den freyen Zustand zurück zu setzen. Man beschränkt jedoch den Begriff bloſs auf die Verbindung der Säuren mit Basen. Vermischt man z. B. eine beliebige Auflösung des Kali in Wasser mit einer Auflösung der Weinsteinsäure: so wird ein Zustand eintreten, in welchem die Mischung alle sauren und zugleich alle alkalischen Eigenschaften verloren hat. Dieser ist der Neutralitätspunct (*Punctum neutralitatis*), und die durch Krystallisation aus dergleichen Auflösungen resultirenden neutralen Salze heiſsen Neutralsalze (von *neuter*, keiner von beiden), weil keiner der Bestandtheile seine charakteristischen Eigenschaften mehr besitzt. Fügt man jener Auflösung aber wieder etwas Kali hinzu: so wird dieses als solches gegen andere Körper reagiren; es wird z. B. einer sehr verdünnten essigsauren Kalkauflösung einen Theil Essigsäure entziehen und eine verhältniſsmäſsige Menge Kalks ausscheiden, welches unter gleichen Umständen mit dem neutralen weinsteinsauren Kali nicht der Fall ist, oder das freye Alkali wird aufs Neue eine entsprechende Menge irgend einer Säure binden und die saure Reaction aufheben. Es giebt Verbindungen dieser Art mit freyer Basis, welche als eigenthümliche Salze zu betrachten und selbst der Krystallisation fähig sind. Man nennt sie *basische* Salze" u. s. w. — In dem Artikel *Essig* wird bemerkt: „Höchst merkwürdig ist die Essigbildung aus gleichen Theilen kohlensaurer und atmosphärischer Luft, welche in einer Flasche, deren Seitenwände mit Wasser benetzt sind, einige Monate, leicht verbunden, dann offen, sich selbst überlassen werden. Hr. Akademicus *Nasse* zu St. Petersburg theilte mir vor mehreren Jahren diese Entdeckung mit, welche ich nächstens zu wiederholen gedenke." — Hinsichtlich der auf *Klaproths* Analyse der Cyprischen Umbra sich stützende Ansicht vieler Mineralogen, daſs auch die Cölnische Umbra den Eisenerzen zugezählt werden müsse, bemerkt Hr. *J.*: „Mir scheint es gewiſs, daſs dieser Meinung ein Irrthum zum Grunde liegt: denn als ich die Braunkohlenlager, welche von Cöln, über Brühl, nach Bonn einen Halbkreis bilden, in Augenschein nahm, überzeugte ich mich, daſs alle Cölnische Umbra, welche versandt wird, der Verwesung verschütteter Wälder ihren Ursprung verdanke, aber von Eisenoxyd innig durchdrungen sey. Gegrabenes Holz, Braunkohle, Erdkohle, Umbraerde u. s. w. sind dort in mannichfaltigen Verhältnissen geschichtet, und das Eine geht in dem Verhältnisse in das Andere über, in welchem die Zersetzung unterbrochen oder fortgerückt ist. Je tiefer man in das ungeheuer mächtige, theils 15, theils 50 Fuſs tiefen Braunkohlenlager gräbt, desto mehr nehmen sie die Gestalt des bituminösen oder gegrabenen Holzes an. In diesem Holze habe ich zuweilen ganze Baumstämme gesehen, welche in braunen Eisenstein übergegangen waren; aber vergebens bemühte ich mich, den Ursprung dieses Eisens und die höchst merkwürdige Art der Mineralisation zu erklären: denn unzählige kleine, erbsengroſse Kugeln machen die Masse jenes Holzes aus. Hieraus schlieſse ich, daſs sich an einigen Stellen der braune Eisenoxyd in pulveriger Gestalt absondere, und daſs dieses Pulver in die Hände der Mineralogen unter dem Namen der Umbra gelangt sey. Dieses Fossil dürfte daher als eine Varietät des ochrigen Brauneisensteins zu betrachten seyn; die *eigentliche Umbra* aber ist den *fossilen Inflammabilien des organischen Reichs* hinzuzuzählen, und ihr Eisengehalt dürfte sehr relativ bleiben." — Vom Mörtel unter anderen: „Die groſse Cohäsion der Theilchen des reinen Kalkhydrats unter sich während des Überganges in den concreten Zustand, der ersten gegen steinige, rauhe und spiegelflächige Massen, besonders wenn sie, wie die Mauersteine, poros sind, wodurch sie zugleich noch als Sauggefäſse wirken; das Vermögen des Kalkhydrats, die Kohlensäure der Luft zu absorbi-

ren, und dadurch die Härte des rohen Kalksteins wieder zu erlangen, sind im Allgemeinen die Ursachen von den bindenden und erhärtenden Eigenschaften des Mörtels." — Metalle. „III. Problematische Metalle: 1) Eine *von mir* im Sächsischen Grau-Manganerz entdeckte metallische Substanz. 2) Eine von Hn. *Trommsdorf* in einem Fossil aus dem Thüringischen Breccienbruch (aus welchem?) beobachtete metallische Substanz. 3) Ein vom Grafen *Barkowski* unter dem Namen *Bukowin* angekündigter Stoff in einem Erz aus der Bukowina. 4) Ein von Hn. *v. Vofs* im Nickelerz aus Schlodming in Steyermark wahrgenommenes Metall, welches Junonium heisst. 6) *Gahnium*, ein unbekannter von Hn. *Juch* angekündigter Stoff. Andere als eigenthümliche Metalle angekündigte Stoffe, z. B. *Proust's Silene, Richters Niccolanum, Del Riós Erythronium*, sind Zusammensetzungen bekannter Metalle." — Dass die ersten der *zweifelhaften* Metalle fast insgesammt bereits mit den letzten gleiches Schicksal theilten, wird in einer zweyten Auflage, deren sich dieses bequeme Handwörterbuch wohl bald erfreuen dürfte, nebst vielem Anderen, was die Zeit berichtigt hat, der würdige Vf. mit pflegsamer Hand und in gediegenerer Form heranführen. Nur in dieser Hinsicht wollen wir den starren und leblos gewordenen Gliedern dieses Körpers eine Verjüngung in frischeren Sprossen wünschen. — Ob es gleich allerdings eine schwere Aufgabe bleibt, mit dem reichen Schatze chemischen Sach- und Werthums heilfördernd zu wuchern: so werden in einer regen Zeit, wo gerade der chemische Theil der Naturwissenschaft täglich neue Blüthen treibt, die Ansoderungen an den Lexikographen nur um so höher und dringender. Grössere Genauigkeit in dem Geschichtlichen möchte hin und wieder auch erwünschlich seyn, z. B. *Bergmanns* Siderum und *Meyers* Hydrosiderum wurden nicht im rothbrüchigen, sondern im kaltbrüchigen Eisen gefunden. Schärfere und genügendere Charakteristik einzelner Gegenstände, z. B. ein ausgezeichneter Charakter der Arsenik salze ist, dass sie mit Kohle vermengt in der Glühhitze metallischen Arsenik geben — Arseniksaures Ammonium krystallisirt in rhomboidalen Prismen (vierseitige ist zu unbestimmt) — Arsenikwasserstoff aus 15 Theilen (nicht 14) Zink zu 1 Theil Arsenik (nach *Stromeyer*). — Dass mehrere Antheile Wasserstoff sich mit einem Antheile Arsenik im Arsenikwasserstoffgas verbinden können, ist *unwahrscheinlich*; man erhält aus ungleichen Zusätzen von Arsenik ungleiche Mengen von Arsenikwasserstoffgas — mit reinem Wasserstoffgas vermischt. Das Letzte muss indess immer erzeugt werden, so oft zur Sättigung des Wasserstoffs die Menge des Arseniks nicht hinreicht. Es durfte nicht unerwähnt bleiben, dass diese Gasart bey einer Kälte von 40° Reaum. zu klarer, ätherartigen Flüssigkeit verdichtet, die höchst flüchtig ist, und bey einigen Graden höher wieder zu Gas ausgedehnt wird. — Ferner dass unter den Metallsalzen, welche das Gas zersetzen, die Wirkung des salzsauren Quecksilbers gewiss bedeutend, und desshalb bey *diesem* Stoffe nicht unwichtig ist; es kann nämlich in anderen Gasarten einen Gehalt von $\frac{1}{10,000}$ jenes Gases entdecken. Das in hinlänglicher Menge zugesetzte Salz raubt dem Gas allen Arsenik, der beym Schütteln sich mit dem Quecksilber amalgamirt. Kupferoxydsalze werden von diesem Gas zu Oxydulsalzen hergestellt. Terpentinöl verdichtet und oxydirt darin den Arsenik, das Öl erscheint alsdann dick, milchig, röthet Lackmus, und pyramidale, weisse Krystalle schiessen an, die arsenikalischen Terpetingeruch entwickeln. — Unter den Bleysalzen vermisst man das von *Thenard* beschriebene *blättrig* anschiessende neutrale essigsaure Bleyoxyd. — Es fehlen die aus einem Gemische von 19 Theilen reinem Bley mit 29 Theilen reinem Zinn bereiteten, merkwürdigen *Brillanten von Fahlun*. — Das im wenig erhitzten Tiegel schnell glimmende Kohlenbley. Im Artikel *Chrom* vermissen wir die merkwürdige Feuerscheinung, welche das erhitzte wasserfreye Oxyd gewährt, worauf es in schönem Grasgrün erscheint, und *keine* Gewichtsveränderung erlitten hat. Auch blieben die Salze unerwähnt, die das zweyte Chromoxyd mit Säuren giebt, welche von schmutzigrother Farbe sind, und von desoxydirenden Stoffen in Oxydulsalze umgewandelt werden. — Bey Extractivstoff, diesem chemischen Proteus, der gewiss nicht *bloss* von geschichtlichem Werthe ist, an dessen Vielseitigkeit eben sich ein helleres Licht im dem Dunkel des phytochemischen Schaffens entzündet, wäre wohl *Berzelius* Wahrnehmung einer Einzeichnung werth gewesen, nach welchem die aus der salpetersauren Auflösung des Roheisens niederfallenden Graphitschuppen, wenn man sie ebenfalls auflöst, ein braunes Pulver geben, das sich ausgekocht und getrocknet, wie Schwamm entzündet, und eine röthliche Asche liefert. *Berzelius* fand an diesem Pulver alle Kennzeichen des sogenannten Extractivstoffes, den man in der schwarzen Dammerde findet, und der einer der letzten Stoffe ist, in welche organische Körper bey der Verwesung übergehen. Enthielt das Roheisen Magnium: so findet man fast nichts davon in der Auflösung, das meiste geht in das genannte künstliche Pflanzenerzeugniss ein, und kann nach dem Verbrennen desselben aus der Asche mittelst einer Säure in Gestalt von Talkerde ausgezogen werden. Es ist klar, dass sich die dem Extractivstoff ähnliche Substanz durch den Kohlenstoff des Roheisens, den Wasserstoff des Wassers und den Sauerstoff der Salpetersäure, sowie durch Aufnahme des Magniums und Siliciums in den uns unbekannten Verhältnissen, worin sie in der organischen Natur — nach *Berzelius* Ansicht — vorkommen, bildet. — Wenn Hr. J. für seine Versuche die Wasserreinigung in gläsernen Destillirapparaten empfiehlt: so ist nach Rec. Erfahrung ein solches Wasser nicht so rein, als man gewöhnlich glaubt. In Glasröhrchen, welche mit dem frischbereiteten Wasser zum Theil angefüllt, sogleich an der Lampe zugeblasen, und dem Einflusse der Sonnenstrahlen ausgesetzt wurden, wurde Conferven- und Infusorien-Bildung wahrgenommen. Überdiess scheinen beym Kochen Bestandtheile des Glases, wie Rec. ebenfalls gefunden, an das Wasser überzugehen. Wird

es auf jene Weise verschlossen im Dunkeln aufbewahrt: so bemerkt man nach Rec. Erfahrung nach einigen Jahren ein allmähliches Erblinden der inneren Glaswandung, verbunden mit Trübung des Wassers. Das auf elektrochemischem Wege bereitete Wasser, wenn es auch frey von Salpetersäure sich entwickelte, ist gleichfalls den angeführten Zersetzungen unterworfen. Frischgefallener Schnee, in gläsernen Gefäfsen aufgefangen, wenn schon durch mehrtägiges vorhergegangenes Schneyen die Atmosphäre gereinigt wurde, ist unstreitig das reinste Wasser, aber auch aus ihm bildet das Sonnenlicht grüne Wasserfäden und Monaden hervor, und im Dunkeln erleidet er, nebst den Glaswänden, jene Veränderung. Hier schwebt die Wissenschaft noch weit oben, über dem tiefen Grunde! — Wird 1 Theil Zink und 12 Theile Quecksilber mit rohem Weinstein, Salzfäure und Wasser gekocht, und in diess Gemisch Kupfer mit gereinigter Oberfläche getaucht: so wird es an derselben in Messing umgewandelt. Ein in England übliches Verfahren, technisch und zugleich den elektrochemischen Verlauf erläuternd. — Löst man ferner Zinn in einer Mischung von 1 Theil saurem weinsaurem Kali, 2 Theilen Kochsalz und 2 Theilen Alaun, nebst einer gewissen Menge Wasser auf: so werden die hineingelegten kupfernen Nadeln *erst* beym Hinzufügen eines Stückchen Zinks verzinnt. Ohne diesen Zusatz bleiben sie unverändert. Beide Erfahrungen wurden in Deutschland gemacht, obgleich *späterhin* als englische Entdeckungen angegeben.

Rec. endet hier seine Zusätze, welche er, so wie sie sich ihm bey dem Durchwandern der angeführten Artikel dargeboten, dem geistreichen, thätigen Vf. nur als Beweise von Aufmerksamkeit hingegeben, womit Rec. sein nützliches und sehr empfehlungswerthes Werk gelesen. Für eine neue Auflage wird es wohl angemessen seyn, dem allgemeinen Wunsche: die widrige, sehr die Augen verletzende kleine lateinische Schrift mit einer guten deutschen vertauscht zu sehen, zu willfahren. Der Druck ist nicht sonderlich fehlerfrey, das Papier ist für den Preis des Buches nicht gut genug.

W. Z.

KLEINE SCHRIFTEN.

CHEMIE. *Breslau*, b. Holäufer: *Stoffkunde, oder Grundlinien der chemischen Physik, nach den neuesten Entdeckungen und Ansichten.* Von *J. H. C. Nachersberg.* 1818. 35 S. 8. (6 gr.)

Schon der Titel dieses Büchleins erregt Lachen; wenn man aber sieht, wie unvollkommen diese Stoffkunde durchgeführt ist, wie viel darin fehlt, wie unrichtig und wenig scharf oft die Definitionen gegeben werden, wie wenig auf Richtigkeit der Schreibart gesehen ist, dann kommt man zu dem Bekenntniss, dass der Vf. sich in ein Gebiet verloren hat, worin er nicht zu Hause gehört. Und ungeachtet demnach über dieses Büchlein nichts weiter zu sagen ist: so wollen wir doch bloss unser Urtheil durch Beyspiele bewähren. Sogleich im Vorbegriffe heisst es: *Kalien* haben urinösen Geruch u. s. w., und darauf: Erden sind sehr schwerflüssig, sehr feuerbeständig, nicht brennbar und alle weiss. Kalisch sind Kalk, Baryt, Strontit. — S. 12 liest man *Azot* oder *Stickstoff*. — S. 14: Ammoniak ist in den Knochen, Hörnern, Zwiebeln, Tabak u. s. w. zu suchen. — S. 15 Die Yttererde, der Gycine ähnlich, in einem schwarzen Stein. — S. 22 Tung- oder Schwer-Stein. — S. 24 Federharz, an sich farben-, geruch- und geschmacklos. Quillt aus einem Baum in Südamerika. — S. 30 Chransäure. — S. 30 Gallussäure giebt mit Gerbestoffe und *rothem* Eisenoxyd unsere Tinte.

J. A.

TECHNOLOGIE. *Nürnberg*, in der Stein'schen Buchhandl.: *Über das Firnifssieden der Buchdrucker, oder wie solches ohne Furcht vor Gefahr und Schaden und auf eine leichte, Zeit und Holz ersparende Art geschehen könne.* Kein Versuch, sondern eine auf praktische Erfahrungen sich gründende Vorschrift von *Martin Lamminger.* 1817. 32 S. 8. (2 gr.)

Ungeachtet die Bereitung der Buchdruckerschwärze, wenn sie mit Vernunft geschieht, eigentlich gar keinen Schwierigkeiten unterworfen ist: so zeigen doch Beyspiele, welche sich von Zeit zu Zeit ereignen, hinlänglich, wie wenig Drucker oft derselben folgen. Der traurige Unglücksfall, welcher sich vor wenig Jahren zu Sulzbach ereignet, und 7 Druckern das Leben geraubt hat, veranlasst den Vf., den Druckern seine Erfahrungen öffentlich bekannt zu machen, welche wir, wenn sich auch Verbesserungen dabey anbringen lassen, jeder Druckerey, die genöthigt ist, die Druckerschwärze in etwas grofsen Quantitäten zu bereiten, recht sehr empfehlen. Zu grofse Quantitäten sollten billig gar nicht bereitet werden, es sey denn, dass sich Männer, die mit hinlänglich chemischen Kenntnissen ausgerüstet sind, damit befassen wollten. — Hr. *L.* kocht seine Buchdruckerschwärze in einer Blase mit doppeltem Deckel. Der innere Deckel hat in der Mitte eine durchlöcherte eyförmige Erhöhung, deren convexe Seite nach obenzu gerichtet ist, und der äussere Deckel ist mit einem Rohre zur Abführung der Dämpfe versehen, welche sich besonders zeigen, wenn der Sud fertig ist.

J. A.

MEDICIN. *Prag*, b. Haase: *Josephus Geogius Kochler, de sede et natura tussis convulsivae.* 1818. 31 S. 8.

Die Hauptabsicht des Vfs. dieser Diss. geht darauf hin, die *Marcus*'sche Ansicht von der Identität des Keuchhustens und der *Bronchitis* zu widerlegen, was ihm, unserer Meinung nach, auch recht wohl gelungen ist.

b.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Hartknoch: *Wie müssen Seebäder eingerichtet werden? Und wie wirken sie?* Den folgsamen Badegästen gewidmet von ****, **** g. 1820. 29 S. 8. (4 gr.)

Wenige, aber zweckmässige und gut vorgetragene Vorschriften zum Gebrauch der Seebäder!

m.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

ASTRONOMIE.

Königsberg, in Commiss. b. Nicolovius: *Fundamenta astronomiae pro anno* 1755, deducta ex observationibus viri incomparabilis, *James Bradley*, in specula astronomica Grenovicensi per annos 1750 — 1762 institutis. Auctore *Frid. Wilhelmo Bessel*, acad. Berol. atque Petrop. sodali, instituti gallici corresp. 1818. 325 S. Fol. (15 Rthlr.)

Obgleich es in dem kurzen Raume einer Recension, die für ein der ganzen Literatur bestimmtes Blatt eingerichtet ist, nicht möglich ist, ein Werk, wie das vorliegende, gründlich zu beurtheilen; obgleich dazu überdiess eine Meisterhand gehörte, um den vollendeten Werth eines so vorzüglichen Buches, welches die grossen Talente des Vfs. eben so sehr, als seinen unermüdlichen Fleiss im schönsten Lichte zeigt, genügend darzustellen: so hoffen wir doch, dass eine kurze Anzeige, welche den Inhalt und Zweck des Buches darlegt, und dem minder tief in die Wissenschaft eingedrungenen Freunde der Astronomie einen Begriff von dem Werthe desselben zu geben sucht, nicht ganz ohne Nutzen seyn werde.

Bradley's Beobachtungen gehören nicht bloss zu den genauesten, welche wir besitzen, sondern sie umfassen zugleich so das Ganze der beobachtenden Astronomie, dass sie dadurch vorzüglich geeignet sind, um feste, ganz auf diese Beobachtungen gegründete Resultate zu liefern. Freylich hatte schon *Bradley* selbst viele Resultate aus seinen Beobachtungen abgeleitet; aber dennoch blieb theils noch viel ganz Unbenutztes unter den Beobachtungen übrig, theils konnte auch mit Hülfe der neueren Fortschritte in theoretisch-mathematischen und im astronomischen Kenntnissen manche Untersuchung vollständiger und sicherer durchgeführt werden, als es für *Bradley* und seine nächsten Nachfolger möglich war. Damit aber die Beobachtungen *Bradley's* auf die vollkommenste Weise benutzt, und seinem Verdienste der gebührende Dank dargebracht werde, hielt Hr. *Bessel* es mit Recht für das Angemessenste, Alles, was durch diese Beobachtungen bestimmt werden konnte, aus ihnen selbst abzuleiten, damit das Ganze nicht auf fremden Stützen ruhe, und dem Ruhme des Vfs. nicht durch anders woher willkührlich eingemischte Schlüsse etwas entzogen werde. Hr. *Bessel* nennt daher sein Werk ein von den Bemühungen Anderer ganz getrenntes, ganz auf eigener Grundlage ruhendes, worin *Bradley's* Beobachtungen so behandelt sind, als ob sie allein da wären, und keine anderen existirten; nur zu Vergleichungen, nicht zu Begründung der Schlüsse selbst wurden anderer Astronomen Arbeiten mit zu Rathe gezogen.

1 Abschn. *Von den Instrumenten und den in Beziehung auf sie nöthigen Correctionen.* Hier werden die von *Bradley* gebrauchten Instrumente in Rücksicht auf die Fehler der Theilung und der Collimation näher betrachtet. Der neue Quadrant, der vorzüglich zu den hier zu betrachtenden Beobachtungen angewandt wurde, war so vortrefflich getheilt, dass Fehler, die über zwey Secunden gehen, gewiss nicht vorkommen; er blieb sich ganz gleich, und zeigte auch keine Excentricität der Drehungsaxe des Fernrohrs, als seine Stellung nach Norden in eine südliche verwandelt wurde. Sein Collimationsfehler, den *Bradley* als völlig Null ansah, ist hier von Jahr zu Jahr angegeben, und dabey sind theils die am Zenith-Sector beobachteten Sterne, theils die häufigen Beobachtungen von 6 Sternen der Zwillinge benutzt, deren Stellung mit Hülfe der *Piazzi*'schen Beobachtungen ganz genau bekannt ist. — *Das Mittagsfernrohr.* Ein schönes, sehr solid aufgestelltes Instrument. Hr. *Bessel* theilt hier zuerst theoretische Untersuchungen über die Bestimmung der Fehler dieses Instrumentes mit, aus welchen sich der Grund einsehen lässt, warum die Beobachtung der dem Pole nahen Sterne so vorzüglich brauchbar zu sicherer Berichtigung des Instrumentes ist. *Bradley* stellte eben desshalb zahlreiche Beobachtungen des Polarsterns an, und diese wurden bey der Bestimmung der Stellung des Instruments von Hn. *B.* vorzüglich gebraucht. Unter ihnen nehmen die den ersten Platz ein, welche zwey einander folgende Culminationen angeben; wo die fehlten, wurden einzelne Culminationen des Polarsterns benutzt, und in Ermangelung dieser wurden Culminationen anderer Sterne nahe am Zenith und am Horizont verglichen, die aber als minder zuverlässig angesehen, und da, wo sie angewandt werden mussten, in der nun folgenden *tabula errorum, in tubo meridiano corrigendo detectorum*, mit einem Sterne bezeichnet wurden. Diese Tafel giebt nun von Monat zu Monat (oder da jede hier aufgenommene Angabe gewiss aus vielen in der Zwischenzeit angestellten Beobachtungen abgeleitet ist), fast von Tag zu Tage durch ganze 12 Jahre die Fehler der Stellung an, nämlich 15 m = der

östlichen Abweichung der auf die Axe des Instruments senkrechten Ebene vom Meridian im Äquator. + 15 n = der östlichen Abweichung derselben im Pole, c = dem Collimationsfehler. *Bradley* selbst war auf Alles, was zu dieser Bestimmung nöthig war, höchst aufmerksam, und theilte bey den Beobachtungen jedesmal mit, ob die Lage der Axe sich irgend fehlerhaft gefunden habe u. s. w.

2 Abschn. *Von den um die Äquinoctien angestellten Sonnenbeobachtungen.* Wenn man die beobachteten Mittagshöhen der Sonne benutzen will, um ihre Declination und daraus ihre Rectascension zu finden, was dann ja wiederum dient, um die wahren Rectascensionen beobachteter Sterne zu bestimmen: so ist man mannichfaltigen Irrthümern ausgesetzt, weil man bey jener Ableitung die Polhöhe des Ortes, die Schiefe der Ekliptik, die Refraction und die Sonnenparallaxe als bekannt voraussetzen muss, in allen diesen bekannten Grössen aber Unsicherheiten vorkommen können, welche vermittelst der Beobachtungen selbst erst berichtigt werden müssen. Hr. *B.* betrachtet, um über die Wegräumung dieser Unsicherheit eine Regel zu finden, die Differentialgleichung, welche den Einfluss darstellt, den kleine Fehler in jenen Elementen auf die Bestimmung der Rectascension haben, und gründet darauf die Regel, dass man, um die Rectascension eines Fixsterns durch Vergleichung mit Sonnenbeobachtungen genau zu finden, nur solche Beobachtungen vergleichen müsse, bey denen der Zenithabstand der Sonne sehr nahe derselben, und die Rectascension das eine Mal = A, das andere Mal = 180° — A war. Solche zwey Beobachtungen vereinigt geben (mit Reduction auf gleiche Zeit) die wahre Rectascension des Sternes ganz genau, wenn die Beobachtungsfehler und die Refraction ganz gleich waren; und obgleich das nicht strenge zu erreichen ist: so erhellt doch, dass man den geringen Einfluss der bey gleicher Höhe nur wegen ungleichen Zustandes der Atmosphäre verschiedenen Refractionen strenge genug aus der gegebenen Wärme und Barometerhöhe bestimmen kann, und was die Beobachtungsfehler und die damit in Eins gezogenen Änderungen des Instruments betrifft: so muss man sich gegen diese freylich möglichst zu sichern suchen. Von dieser Überlegung geleitet, theilte Hr. *B.* alle *Bradley*'schen Sonnenbeobachtungen zwischen — 14° und + 14° Declination in Zonen von 2 Grad Breite, um so die nach dem Obigen zusammen zu stellen und unter einander zu vergleichen. Überdiess wurden Vergleichungen angestellt, welche die Richtigkeit der Formeln für die Änderungen der Refractionen zu prüfen, und zugleich die Unveränderlichkeit des Instruments darzuthun, dienten, und in der That zu einer so sicheren Überzeugung von der Zuverlässigkeit dieser Bestimmungen führten, dass man von der Seite her keine Irrthümer zu fürchten brauchte.

Da des Rec. Absicht hier nur seyn kann, anzudeuten, mit welcher grossen Sorgfalt der Vf. zu strengen genauen Bestimmungen zu gelangen suchte, und so zu zeigen, was man darunter zu verstehen habe, wenn der Vf. zu Anfange sagt, jede Bestimmung solle *ganz rein* aus *Bradley's* Beobachtungen hergeleitet werden: so wird es uns wohl erlaubt seyn, das Weitere, was hier über die genaue Bestimmung der wahren Rectascension von 14 Fundamentalsternen vorkommt, zu übergehen, indem das Erwähnte hinreichend ist, um zu übersehen, wie bey dieser Bestimmung der Einfluss, welchen Unrichtigkeiten in den Angaben der Polhöhe, der Schiefe der Ekliptik, der Refraction u. s. w. haben könnten, gänzlich vermieden ist. Bey den meisten dieser 14 Sterne geht die Anzahl berechneter Beobachtungen über 100, ja über 200, so dass in der Tafel S. 17 die Resultate von mehr als 2000 Beobachtungen vereinigt sind, um die wahren Rectascensionen für das Jahr 1755 anzugeben. Beygefügt sind hier zugleich die aus der Vergleichung späterer Beobachtungen (namentlich *Maskelyne's* und *Piazzi's*) hervorgehenden eigenen Bewegungen dieser Sterne. Dann lässt der Vf. noch eine Untersuchung über den Grad der Zuverlässigkeit der für 1755 angegebenen Rectascensionen folgen, und zeigt, dass die wahrscheinlichen Fehler dieser Angaben nur bey dem seltener beobachteten *α virginis* auf 0,"07, bey allen anderen aber noch nicht auf 0,"05 steigen könne. Jener einzige Stern, *α virginis*, ist zu selten unter den hier in Rechnung zu nehmenden Umständen beobachtet, um mit völliger Sicherheit sich auf die Angabe der Rectascension zu verlassen.

3 Abschn. *Bestimmung der Polhöhe für Greenwich.* Es ist bekannt, dass die Bestimmung der Polhöhe, wenn man, wie hier nothwendig geschehen musste, weder die Declinationen der Sterne noch das Gesetz der Refractionen als schon bekannt annehmen will, ungemein schwierig ist. Am wenigsten unsicher ist das Resultat, welches sich aus beiden Culminationen der dem Pole *sehr nahen* Sterne ergiebt, wenn man für diese die, gewiss nicht weit von der Wahrheit abweichenden, bey beiden Culminationen nur wenig verschiedenen Refractionen nach *Bradley's* Tafel annimmt. Dieses bestimmte Hn. *B.*, aus 318 Culminationen solcher dem Pole sehr nahen Sterne die Polhöhe herzuleiten. Die mittlere Bestimmung aus allen durfte indess nicht so genommen werden, dass man den 217 Beobachtungen des Polarsterns einen dieser grossen Anzahl gemässen Einfluss zugestand. Denn da ein zufälliger Fehler in dem Theilungsstriche, auf welchen das Fernrohr bey allen diesen Beobachtungen zurückkam, als constanter Fehler bey allen diesen Beobachtungen einwirken konnte: so hätte man hiedurch jenen (wenigstens möglichen) constanten Fehler zu sehr auf das ganze Resultat einwirken lassen. Das Mittel aus allen Bestimmungen wurde daher mit Rücksicht hierauf genommen, und nun durch Vergleichung dieses Mittels mit dem, was die Sonnenbeobachtungen im vorigen Abschnitt ergeben hatten, der Einfluss bestimmt, den Unrichtigkeiten in *Bradley's* Refractionstafel etwa haben konnten. Dieses lässt sich nun zwar nicht so thun, dass zugleich der mögliche Fehler des Instruments ganz ohne Einfluss bliebe; aber es wird gezeigt, dass man bey den gewiss nur sehr geringen Fehlern des Instruments die Grenzen der Unsicherheit für die Polhöhe als sehr eng ansehen, und diese auf 51° 28′ 39,"6 setzen darf.

4 Abschn. *Untersuchungen über die Refraction.*

Die theoretischen Untersuchungen und die Gründe, warum der Vf. ein etwas anderes Gesetz der in der Höhe abnehmenden specifischen Elasticitäten der Luft als *Laplace* annimmt, müssen wir hier übergehen. Wir dürfen wohl als bekannt annehmen, dass die ganze Theorie sich ohne Hülfe der Beobachtungen darstellen lässt, und dass nur die constanten Grössen durch Beobachtungen bestimmt werden müssen. Mehrere dieser constanten Grössen, die sich auf den ungleichen Druck und die ungleiche Temperatur der Luft beziehen, sind schon anderswoher bekannt; es bleiben daher nur noch zwey constante Grössen hier zu bestimmen übrig, die aus astronomischen Beobachtungen müssen hergeleitet werden. Dieses ist die Refraction in irgend einer bestimmten Höhe; und die beständige Grösse, welche in dem (freylich nur hypothetisch angenommenen) Gesetze der in der Höhe abnehmenden specifischen Elasticität der Luft vorkömmt. Um sie genau zu erhalten, waren die beiden Culminationen der nicht untergehenden Sterne, welche ziemlich weit vom Pole entfernt sind, am passendsten. Jede solche Beobachtung giebt nämlich eine Bedingungsgleichung, welche bloss von jenen Constanten abhängt, und indem man diesen, aus den Beobachtungen von 24 Sternen in hinreichender Anzahl hervorgehenden Bedingungsgleichungen möglichst nahe Genüge zu thun sucht, erhält man die verlangten Bestimmungen, die von den Fehlern des Instruments und anderen vielleicht ungewissen Elementen so gut wie gar nicht abhängen.

So ist nun eine Refractionstafel begründet, die hier mit einer selbst für die grössten Temperaturunterschiede ausreichenden Vollständigkeit mitgetheilt wird. Diese Tafel stimmt mit allen Beobachtungen bis zu Zenithdistanzen von 86 Gr. vollkommen genau überein, und auch bey noch grösseren Abständen vom Zenith leistet sie, selbst bey starken Abweichungen der Wärme von der Normaltemperatur, weit mehr als andere, bisher in Gebrauch gewesene Refractionstafeln. Der Vf. urtheilt selbst, dass man für sehr geringe scheinbare Höhen noch eine genauere Bestimmung der Refraction wohl zu erhalten hoffen dürfe, wenn man eine grössere Anzahl hierauf gerichteter Beobachtungen bey der Rechnung zum Grunde legen könnte. Indess ist freylich bey so geringen Höhen der Einfluss der unregelmässigen Abnahme der [illegible]e in der Höhe zu bedeutend, und eine völlige Ueber[illegible]immung der Tafel, die diese Unregelmässigkeiten nicht berücksichtigen kann, und der Beobachtungen, ist daher nicht zu erwarten. — Wir können hier nicht dabey verweilen, nachzuweisen, wie sorgfältig bey der Berechnung dieser Tafeln alle einzelnen Umstände beachtet sind, wie der Vf. die Formeln zur Berechnung bequem und die Tafeln zum Gebrauche vortheilhaft eingerichtet hat, obgleich alles dieses eine umständlichere Darstellung sehr wohl verdiente.

5. Abschn. *Weitere Untersuchung der Sonnenbeobachtungen.* Da jetzt Polhöhe und Refraction bekannt waren: so konnten die Beobachtungen um die Zeit der Solstitien nun angewendet werden, um die Schiefe der Ekliptik zu finden. Um die Beobachtungen verschiedener Jahre auf einerley Zeitpunct zurückzuführen, ist hier allerdings eine Kenntniss der theoretisch zu bestimmenden oder aus Vergleichung alter Beobachtungen bekannte Veränderungen nothwendig; diese wurden auf die gehörige Weise angebracht, und dann stimmten die Beobachtungen so mit einander überein, dass keine Bestimmung um 3 Secunden vom Mittel abwich. Das Resultat aus allen Sommersolstitien stimmt mit dem aus allen Wintersolstitien bis auf 0,12 Secunden überein. — Eine andere Bestimmung für die Schiefe der Ekliptik hätte sich auf die schon im zweyten Abschnitt benutzten Sommerbeobachtungen gründen lassen. Dort nämlich lässt sich in den Gleichungen, welche den Einfluss kleiner Fehler in der Polhöhe, Refraction, Schiefe der Ekliptik u. s. w. auf die dortigen Bestimmungen angaben, für jene Grössen nun das bestimmt Richtige einführen, und dann nach dem Gesetze der kleinsten Quadrate die für die Schiefe der Ekliptik anzubringende Correction bestimmen. So findet man eine von der vorigen nur um 0,"51 verschiedene Angabe, die vielleicht der vorigen noch vorzuziehen wäre.

Die hier aus *Bradley's* Beobachtungen sich ergebende Folgerung, dass keinesweges, wie mehrere Astronomen glaubten, die Schiefe der Ekliptik anders aus dem Sommersolstitio als aus dem Wintersolstitio gefunden werde, hat, seit Hr. *Bessel* jene Bestimmung gefunden hatte, von mehreren Seiten her eine Bestätigung gefunden. Mehrere Astronomen nämlich haben anerkannt, dass die Refractionen so angenommen, wie sie hier nach *Bradley's* Beobachtungen und strengen theoretischen Bestimmungen angenommen sind, jene Ungleichheit gehoben wird. So hat sich auch hier immer mehr bestätigt, dass Hr. *Bessel* mit Recht auf die Genauigkeit von *Bradley's* Beobachtungen ein so grosses Vertrauen setzte, und dass sie es in der That verdienten, einen Bearbeiter zu finden, der mit unermüdlichem Fleisse, aber auch mit scharfsinnig durchdachter Methode, aus ihnen Schlüsse herleitete, die nun mit Recht als *fundamenta astronomiae* können angesehen werden.

6. Abschn. *Untersuchungen über den alten Mauerquadranten.* Dieses Instrument war bey Weitem nicht so vorzüglich, als der neue Quadrant, daher sind die wichtigsten Bestimmungen nur auf die Beobachtungen mit dem neuen Quadranten gegründet. Indess schien es doch der Mühe werth, näher zu prüfen, ob man nicht auch die mit dem alten Quadranten angestellten Beobachtungen, wenn man seine Fehler genau untersuchte, gebrauchen könnte, und dieser Abschnitt zeigt, wie die für ihn nöthigen Correctionen gefunden werden, und dass man mit Hülfe derselben Bestimmungen erhält, die von denen des neuen Quadranten fast nie über 3 Secunden abweichen. Dass auch diese Beobachtungen einen nicht geringen Grad von Vertrauen verdienen, zeigt sich auch, wenn man aus ihnen die Rectascensionen der 14 Fundamentalsterne ableitet, indem diese noch nicht um 1 ganze Raum Secun-

de von denen verschieden sind, die der neue Quadrant, wenn man die mit ihm angestellten Beobachtungen mit aller oben erwähnten Sorgfalt vergleicht, gegeben hatte.

7 Abschn. *Tafeln zur Angabe der Unterschiede zwischen den mittleren und wahren Örtern der Sterne.* Diesen Abschnitt, der für den beobachtenden und berechnenden Astronomen von grosser Wichtigkeit ist, müssen wir hier kurz übergehen. Er enthält Tafeln für die Aberration und Nutation zuerst für die 14 Fundamentalsterne und in Beziehung auf die Zeit der *Bradley*'schen Beobachtungen, dann aber allgemeine Tafeln für die Aberration und Nutation, wobey der Vf. angiebt, wie er sie bequem für die rechnenden Astronomen einzurichten gesucht habe.

8 Abschnitt. *Bestimmung des Ganges der Uhr vom 15 Sept. 1750 bis 15 Jul. 1762.* Hier findet sich für jeden Tag, an welchem irgend eine Beobachtung so angestellt ist, dass ein Fixstern oder anderes Gestirn mit einem oder mehreren der Hauptsterne verglichen wurde, die für die Zeit-Angabe der Uhr anzubringende Correction. — Diese Correctionen sind daher für mehr als 2000 einzelne Tage berechnet.

9 Abschnitt. *Untersuchung über die jährliche Parallaxe einiger Fixsterne* u. s. w. Die grosse Vollkommenheit der *Bradley*'schen Beobachtungen und die Überzeugung, dass es bey einer grossen Anzahl von Beobachtungen, mit Hülfe der Regel der kleinsten Summe der Quadrate, möglich sey, Grössen auszumitteln, die viel kleiner als die Fehlergrenzen der einzelnen Beobachtungen sind, bewog den Vf. die Untersuchung über die jährliche Parallaxe einiger Sterne vorzunehmen. Da zu der Bestimmung dieser Parallaxe die Rectascension oder vielmehr die Differenz der Rectascension zweyer Sterne am besten dienen konnte, und der Einfluss der Parallaxen zweyer Sterne auf die Differenz der Rectascension am beträchtlichsten ist, wenn diese Sterne 180° in Rectasc. von einander abstehen: so mussten solche Sterne zu diesem Zwecke ausgewählt werden. Aber es durften zugleich nur solche Sterne gewählt werden, die sehr oft beobachtet waren, und für welche sich oft genug an demselben Tage Beobachtungen des einen und des andern, die nur um 12 Stunden aus einander lagen, fanden. Zwey solche Sternenpaare sind Sirius und Wega, und Procyon und Atair. Der Einfluss, welchen die Parallaxe von zwey solchen Sternen auf die Zwischenzeit der Rectascensionen hat, kann ungefähr als der Summe der Parallaxen beider proportional angesehen werden, (ja wegen der Declination kommen die Parallaxen noch vortheilhafter in die Rechnung,) und da für die beiden ersten Sterne 207, für die beiden anderen 200 Beobachtungen benutzt werden konnten: so musste die durch so viele einzelne Zeitpuncte fortgehende Vergleichung dessen, was die Beobachtung gab, und dessen was sie geben sollte, wenn die Parallaxe = 0 wäre, eine sehr sichere Entscheidung geben, ob die Parallaxe einen merklichen Werth habe. Zu berücksichtigen war indess bey dieser Untersuchung noch, dass es einen Einfluss auf jene Differenz der Rectascensionen haben würde, wenn die Aberration etwas minder oder mehr betrüge, als die im 7 Abschnitt berechneten Tafeln voraussetzen; es wurde daher bey der Vergleichung der Beobachtungen auch auf den Einfluss einer solchen Änderung, der sein Maximum bekanntlich bey einer andern Stellung der Erde erreicht, als der Einfluss der Parallaxe, Rücksicht genommen. Die sämmtlichen Beobachtungen ergeben nun, dass die Summe der Parallaxen von α *Canis maj.* und von α *Lyrae* gewiss weit weniger als 1 Sec. beträgt, (die Rechnung giebt die Summe nur, 0",044 an,) und dass sie auch bey α *Canis min.* und α *Aquilae* schwerlich 1 Sec. betragen kann. Die Aberration scheint dagegen nach beiden Beobachtungsreihen ein wenig grösser zu seyn, als man bisher annahm. Dieses letztere bestätigte sich durch eine nähere Untersuchung der zahlreichen Beobachtungen, welche *Bradley* auf den Polarstern und auf γ *draconis* gerichtet hat; aber auch hier ist keine Parallaxe merklich. — — Die hier noch folgenden theoretischen Untersuchungen übergehen wir, da sie ohnehin keinen Auszug gestatten.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Müller: *Grasbüchlein, oder Anweisung, die schädlichsten und nützlichsten inländischen Gräser kennen, jene ausrotten und vermindern, diese vermehren und anbauen zu lernen, um Ackerbau und Viehzucht ertragbar zu machen, für Landwirthe, Landschullehrer und Bauersleute*, mit 41 Abbildungen auf 16 Kupfertafeln, von M. *Joh. Gottlob Mauke*, Pfarrer zu Brockwitz bey Meissen. Zweyte, mit Zusätzen und Verbesserungen vermehrte Auflage. 1818. XXII u. 88 S. 4. (1 Rthlr. 8 gr.) Die erste Auflage erschien 1801.

Zürich, b. Orell, Füssli u. Comp.: *Geschichte des Freystaats der drey Bünde im hohen Rhätien.* Von *Heinrich Zschokke*, Bürger von Malans im Zehngerichtenbunde. Zweyte, verbesserte Ausgabe. 1817. 438 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Königsberg, b. Unzer: *Die Hauszimmerkunst* von *Joh. Gottfried Hoffmann.* Neue wohlfeilere Ausgabe. Mit Kupfern. 1819. XXIV u. 600 S. 8. (2 Rthlr.)

Leipzig, b. Steinacker: *Mein Sommer 1805.* Von *J. G. Seume.* Zweyte Auflage. 1815. XXVIII u. 252 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) Die erste Auflage erschien 1806.

Berlin u. *Stettin*, in der Nicolai'schen Buchhandl.: *Katechismus der christlichen Glückseligkeitslehre*, fragweise entworfen von *G. G. Wölfl.* Zweyte verbesserte Ausgabe. 1820. VI u. 113 S. 12. (4 gr.)

Kiel, in der akademischen Buchhandl.: *Ansichten bey den Ansichten* von Graf *Adam von Moltke.* Zweyte, mit einigen Beylagen vermehrte Auflage. 1816. 98 S. 8. (10 gr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

ASTRONOMIE.

Königsberg, in Commiſſ. b. Nicolovius: *Fundamenta aſtronomiae pro anno* 1755, deducta ex obſervationibus viri incomparabilis *James Bradley*, in ſpecula aſtronomica Grenovicenſi per annos 1750 — 1762 inſtitutis. Auctore *F. W. Beſſel* etc.

(Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.)

10 Abſchn. Dieſer Abſchnitt enthält nun die beiden Kataloge aller von *Bradley* beobachteten Sterne. Erſtlich nämlich das Verzeichniſs der öfter beobachteten Sterne, deren Zahl 3222 beträgt. Für dieſe iſt die Rectaſcenſion und Declination für das Jahr 1755, die jährliche Änderung, dann die Differenz zwiſchen den dieſer Änderung gemäſsen Beſtimmungen und dem Katalog *Piazzi's* fürs Jahr 1800 angegeben. Die Berechnung iſt ſo genau geführt, daſs von dieſer Seite kein Fehler ſtatt findet, alſo das Verzeichniſs das genaue Reſultat der Beobachtungen angiebt. Die beygefügten Bemerkungen geben theils an, aus welchen Beobachtungen *Bradley's*, da wo nicht alle Beobachtungen berechnet wurden, die Beſtimmungen genommen ſind; ferner wo man eben die Sterne von andern Beobachtern beſtimmt findet, wenn *Piazzi* ſie nicht hat; Bemerkungen über die aus älteren und neueren Beobachtungen hergeleitete eigne Bewegung einzelner Sterne u. ſ. w. Dieſem Verzeichniſſe folgt ein zweytes von 48 Sternen, die *Bradley* nur einmal beobachtet hat, die ſich auch bey keinem anderen Beobachter finden, und die Hr. *Beſſel* auch am Himmel nicht auffinden konnte, wo es alſo ungewiſs bleibt, ob die Beobachtungen durch Schreibfehler entſtellt ſind, oder ob die Sterne veränderliche, nicht zu jeder Zeit aufzufindende ſind, oder ob ſie ihren Ort verändert haben. — Bey der genauen Unterſuchung aller dieſer Fixſtern-Beobachtungen *) fand ſich auch eine am 3 Dec. 1753 angeſtellte Beobachtung des Uranus, die Hr. *B.* mit den Tafeln vergleicht.

11 Abſchn. *Von der Präceſſion der Nachtgleichen.* Von den hier mitgetheilten ſchwierigen Unterſuchungen hier in der Kürze einen Begriff zu geben, ſcheint uns eine zu ſchwere Aufgabe; wir müſſen uns daher begnügen, einzelne Bemerkungen auszuheben. Die Beſtimmung der Änderungen, welche die Lage der Ebne des Äquators und der Ekliptik im Laufe der Zeit erleiden, wird, wenn man ſie aus Sternbeobachtungen herleitet, gar ſehr erſchwert durch die eigenen Bewegungen der Sterne, die unvermeidlich ſich in jene Beſtimmung miſchen. Man dürfte nun freylich wohl hoffen, daſs dieſem Hinderniſſe durch die Vergleichung zahlreicher Sterne in allen Gegenden des Himmels ziemlich ſicher abgeholfen werde; aber obgleich Hr. *Beſſel* hier die Beobachtungen von mehr als 2300 Sternen berechnet hat: ſo bemerkt er dennoch, daſs man die Spuren des Einfluſſes dieſer eigenen Bewegungen ſelbſt in den aus vielen Beobachtungen genommenen Mittelzahlen bemerke. Sie zeigen ſich in den aus den Rectaſcenſionen hergeleiteten Beſtimmungen, wo nach der Vergleichung mit *Piazzi's* neuem Katalog in die Gegend von 135° die gröſsten, in die gegenüber ſtehende Gegend die kleinſten Angaben der Präceſſion fallen; ſie zeigen ſich auf ähnliche Weiſe bey den Declinationen, wo das aus den Beobachtungen hergeleitete Maximum der poſitiven Correctionen ſich deutlich in einer beſtimmten Gegend vorzugsweiſe findet. — Aus dieſem Grunde bleibt es auch nach dieſer mühevollen Unterſuchung unmöglich, über die Maſſe der Venus, als das einzige auf die theoretiſchen Beſtimmungen merklichen Einfluſs habende, und noch nicht ganz ſicher bekannte Element, aus dieſen Sternbeobachtungen etwas Entſcheidendes herzuleiten, oder zu beſtimmen, ob eine der auf ganz verſchiedenen Wegen gefundenen und ſehr von einander abweichenden Beſtimmungen der Hnn. *von Lindenau* und *Bürckhardt* mehr als die andere für ſich habe. — Doch wenn auch dieſer Zweck nicht erreicht iſt: ſo wird doch die Sammlung der hier zuſammengeſtellten Reſultate bey der künftigen Vergleichung von Beobachtungen von groſsem Nutzen ſeyn, und vielleicht in Zukunft endlich die Beantwortung der Frage erleichtern, ob in den eigenen Bewegungen der Sterne etwas — vielleicht von der Fortrückung unſeres Sonnenſyſtems abhängendes — Übereinſtimmendes iſt, was durch das Zufällige in den eigenen Bewegungen einzelner Sterne verſteckt, nur dann ſichtbar werden kann, wenn man ſehr zahlreiche Beobachtungen, ſo wie es hier geſchehen iſt, berechnet.

12 Abſchn. *Von der eigenen Bewegung der Ster-*

*) Die Anzahl der einzelnen in Rechnung genommenen Beobachtungen mag ſich bedeutend über 18000 belaufen, da wenige Beſtimmungen aus einer geringeren Anzahl als 5 Beobachtungen hergeleitet ſind; bey manchen aber viel mehrere und bey den Fundamentalſternen über 2000 Beobachtungen benutzt ſind.

ne. Die zwischen *Bradley's* und *Piazzi's* Bestimmungen gefundenen Differenzen, die sich keinesweges als Folge der Unvollkommenheit der Beobachtungen ansehn lassen, zeigen, dass sehr viel mehr Sterne, als die, welche man bisher als solche kannte, eigene Bewegungen haben. Hr. *B.* richtet hier seine Aufmerksamkeit nur auf diejenigen, deren eigene Bewegung jährlich mehr als 0,"5, also in den zwischen *Bradley's* und *Piazzi's* Beobachtungen verflossenen Jahren mehr als 22,"5 beträgt. Die nähere Berechnung dieser Beobachtungen für 71 solcher Sterne lehrt, dass das von *Herschel* vorgeschlagene Mittel, die Richtung der Bewegung unseres Sonnensystems durch jene scheinbare eigene Bewegung zu entdecken, zu keinen sicheren Folgerungen führt. Hr. *B.* berechnet nämlich hier für jene 71 Sterne die Lage des Kreises, in welchem sie fort zu rücken scheinen, und giebt den Pol desselben in einer Tafel an, wo sich dann zeigt, dass man statt des von *Herschel* aus einer damals noch allzu geringen Anzahl von beobachteten eigenen Bewegungen hergeleiteten *einen* Durchschnittspunctes jener Kreise eine grosse Menge in ganz verschiedenen Gegenden des Himmels liegende Durchschnittspuncte finden könnte. — Höchst merkwürdig sind dagegen die zahlreichen Doppelsterne, deren eigene Bewegung vorzüglich gross ist, und die also zusammengehörige Systeme zu bilden scheinen. Der Vf. führt 22 solche Sterne an, unter denen der Stern No. 61 im Schwane der am meisten eigene Bewegung zeigende ist.

13 Abschnitt. *Vergleichungen mit den Katalogen anderer Astronomen.*

Dieses ist der Inhalt eines Buches, auf welches Deutschland stolz zu seyn Ursache hat, und welches, indem es *Bradley's* Ruhm mehr, als alle Lobreden es könnten, verherrlicht, zugleich dem Vf., welcher hier mehr als es vielleicht jemals geschehen ist, die Kunst, sicher begründete Wahrheiten aus den Beobachtungen abzuleiten, entwickelt, einen Platz unter den grössten Mathematikern sichert.

i. e. e.

Halle u. Leipzig, in der Ruffschen Buchhandl.: *Über die Bahn der Himmelskörper.* Beantwortung der Fragen: Ob die Himmelskörper sich in Ellipsen bewegen, und ob diess streng bewiesen werden könne, oder bloss Voraussetzung sey, von *J. A. Kirchner*, Hofbauinspector zu Weimar. Mit einer Kupfertafel. 1820. 77 S. 8. (10 gr.)

Der Vf. gesteht ein (Vorrede VI), „dass die seit *Kepler* angenommene Theorie über die Bewegung der Himmelskörper auf das genaueste mit den Beobachtungen der Astronomen übereingestimmt habe," und er hat nichts gegen das *Newtonische* Gesetz der Attraction; aber er meint, die Rechnungen, wonach hieraus die elliptische Bewegung der Himmelskörper geschlossen wurde, seyen nicht richtig, und er bemerkt gleich in der Vorrede VII: „Wenn man sagt, dass die Planeten sich in Ellipsen um die Sonne bewegen: so ist dieses nur Hypothese, und es ist eben so wohl möglich, dass sie sich in einer anderen krummen Linie bewegen, und die Beobachtungen der Theorie eben so entsprechen, als dort." Es ist seine Absicht, „die Verschiedenheit der Beweisgründe darzustellen, und zu zeigen, wer Recht hat."

Der erste Grund gegen die elliptische Bewegung der Himmelskörper besteht darin, dass die Ellipse an den beiden Enden ihrer grossen Axe einerley Krümmung habe (S. 60). Der Vf. fügt noch hinzu: „Auch kann die Ellipse nur aus zwey unbeweglichen Puncten beschrieben werden." Was diess letzte Argument hier soll, begreift Rec. nicht recht. Will man die Anziehung des Planetens auf die Sonne berücksichtigen: so lässt sich darthun, dass auch dann die *relative* Bewegung um die Sonne in einem Kegelschnitte geschehen müsse. Wir machen besonders darauf aufmerksam, dass hier nur von der relativen Bewegung die Rede seyn kann, weil der Vf. an manchen Stellen dieses nicht ganz zu berücksichtigen scheint. — Mit dem ersten Argumente hat es folgende Bewandniss. Der Vf. findet S. 56 den Satz, dass die Geschwindigkeit eines Körpers, auf welchen Centralkräfte wirken, sich in jedem Puncte der Bahn umgekehrt, wie das Perpendikel aus dem Centralpuncte auf die Tangente erhält. Hieraus folgert er ferner, dass in den Puncten der kleinsten und grössten Entfernung vom Centralpuncte sich die Geschwindigkeiten umgekehrt verhalten, wie jene Entfernungen. Es sey a die kleinste und b die grösste Entfernung. Bey diesem Satze fügt nun der Vf. hinzu S. 58: „Der Halbmesser des Zirkelbogens, den ein Körper beschreibt, ist auf der Tangente dieses Bogens senkrecht. Die Bogen, welche in gleichen Zeittheilen beschrieben werden, verhalten sich wie die Geschwindigkeiten. Also verhält sich der Krümmungshalbmesser da, wo der Körper demjenigen, um welchen er sich bewegt, am nächsten ist, wie b, und in seiner grössten Ferne wie a. Der Bogen ist also dort weniger gekrümmt und hier mehr, als in der mittleren Entfernung des Körpers, wo er sich mit seiner mittleren Geschwindigkeit bewegt." Wenn wir nicht irren, beruht diese Argumentation auf einer Verwechselung des Bogens vom Krümmungskreise mit dem beschriebenen Bogen. Denn offenbar wird stillschweigend angenommen, dass der beschriebene Bogen dem entsprechenden Krümmungshalbmesser proportional sey, ein Satz, der gegen die Grundlehren der höheren Analyse streitet. Wenn das aber ist: so wäre damit der erste Einwurf des Vfs. gegen die elliptische Bewegung widerlegt.

Der Vf. sucht nun ferner „das Unrichtige des Satzes, dass eine Ellipse beschrieben wird, wenn die Kraft, welche den Körper treibt, sich umgekehrt verhält wie das Quadrat seiner Entfernung" (S. 74) zu beweisen. Es sey r der Krümmungshalbmesser, h die der Geschwindigkeit entsprechende Höhe, und f irgend eine auf den Körper wirkende Kraft: so muss man nach der Behauptung des Vfs. die Normalkraft allgemein $= f\frac{2h}{r}$ setzen, und nicht, wie in *Kästners* höheren Mechanik geschehen sey, $= \frac{2h}{r}$. Diese Behauptung scheint aber auf einem

Rechnungsfehler S. 32 zu beruhen. Denn nach den ersten Grundsätzen der Mechanik ist das Differential des Raumes $BD = bd$, welches der Körper mit der der Höhe h entsprechenden Geschwindigkeit in dem Zeitmomente dt durchlaufen würde, wenn keine Kraft auf ihn wirkte oder wenn die Action derselben auf einen Augenblick aufhörte, $= 2\sqrt{gh}\,dt$, wo g die Fallhöhe eines Körpers in einer Secunde bedeutet. Substituirt man diesen Werth statt $2\,dtrfgh$ in der Proportion S. 32, und führt dann die Rechnung richtig aus: so wird man finden, dass die Normalkraft allgemein $= \frac{2h}{r}$ gesetzt werden muss. Dann aber ergiebt sich auch aus der weiteren Rechnung, dass bey der Annahme des *Newtonischen* Attractionsgesetzes die Bewegung nothwendig in einem Kegelschnitte geschehen müsse. Man kann dieses auf folgende Weise zeigen, wobey die weitläuftigen Reductionen, um eine Gleichung zwischen rechtwinkeligten Coordinaten zu erhalten, vermieden werden.

Zu diesem Ende müssen wir zuvor auf folgende Eigenschaft der Kegelschnitte, welche aus den bekannten Sätzen leicht abgeleitet werden kann, aufmerksam machen. Es sey a die halbe grosse Axe, k der halbe Parameter, r irgend ein Radius-Vector und p das entsprechende Perpendikel aus dem Brennpuncte auf die Tangente: so ist immer

$$\frac{1}{r} = \frac{k}{2p^2} \pm \frac{1}{2a}$$

wo das obere Zeichen für die Ellipse und das untere für die Hyperbel gilt. Für die Parabel ist $\frac{1}{2a} = 0$. — Nun seyen r', p' die Werthe von r, p beym Anfange der Bewegung eines von Centralkräften getriebenen Körpers, und h die der primitiven Geschwindigkeit entsprechende Höhe. Wenn nun die anziehende Kraft sich umgekehrt verhält, wie das Quadrat des Radius-Vectors: so wird seyn

$$\frac{A\,dr}{r^2} = \frac{2hp'^2\,dp}{p^3}$$

wo A ein von der Intensität der Centripedalkraft abhängender constanter Factor ist. Nach dem oben Gesagten wird der Vf. hoffentlich nichts gegen diesen Satz haben, den man aus den ersten Grundsätzen der krummlinigten Bewegung leicht ableiten kann (*Kästners* höhere Mechanik S. 191). Das vollständige Integral jener Gleichung ist

$$\frac{A}{r} - \frac{A}{r'} = \frac{hp'^2}{p^2} - h; \text{ oder}$$

$$\frac{1}{r} = \frac{hp'^2}{Ap^2} + \frac{1}{Ar'}(A - hr').$$

Wenn man diese Gleichung mit der obigen für die Kegelschnitte vergleicht: so überzeugt man sich, dass bey dem angenommenen Gesetz der Anziehung nothwendig eine solche Curve beschrieben werden muss, und zwar 1) eine Parabel, wenn $A = hr'$; 2) eine Ellipse, wenn $A > hr'$; und 3) eine Hyperbel, wenn $A < hr'$. Auch sieht man sogleich, dass die Natur der Curve nicht von der Richtung der primitiven Bewegung abhängt, und dass der halbe Parameter derselben $= \frac{2hp'^2}{A}$ und die halbe grosse Axe $= \frac{2Ar'}{A - hr'}$, wodurch die Dimensionen der Bahn des Körpers bestimmt sind.

Um zu zeigen, dass der Vf. an manchen Stellen andere Schriftsteller missverstanden hat, fügen wir noch folgende Bemerkung hinzu. Er sagt S. 71: „Dazu kommt noch, dass man MC (die Linie von dem angezogenen Körper nach dem Centrum der Anziehung) als einen Radius annimmt, welchen man den *Radius Vector* nennt." Er meint aber, es sey ein bekannter Satz der Geometrie, dass der Radius auf der Tangente senkrecht stehe, und dieses sey bey excentrischen krummen Linien doch nicht immer mit MC der Fall. Er ruft deswegen aus: „Mit welchem Rechte kann also der Mathematiker wider den Satz der Geometrie handeln, und MC als einen Radius annehmen?"

P. A. J.

PHYSIK.

FREYBERG, b. Craz u. Gerlach: *Erste Gründe der mechanischen Wissenschaften*, verfasst von *Dan. Friedr. Hecht*, Prof. der reinen und angewandten Mathematik an der königl. sächs. Bergakademie u. s. w. zu Freyberg. 1820. 312 S. 8. Mit 7 Kpf. (1 Rthlr. 12 gr.)

Diese Schrift ist, nach der Vorerinnerung des Vfs., vorzüglich bestimmt, bey den ihm obliegenden Vorträgen über die ersten Gründe der Mechanik nicht nur überhaupt, sondern auch insbesondere zu einem Leitfaden zu dienen, welcher vorzüglich mit Rücksicht auf praktische Mechanik oder Maschinenlehre bearbeitet ist. Diesem Zwecke entspricht die Schrift, welche allen Anfängern in der praktischen Mechanik ihrer Deutlichkeit und Gründlichkeit wegen zu empfehlen ist. Obgleich die Anwendung der höheren Analysis ganz vermieden ist: so muss man es doch anerkennen, dass die meisten Gegenstände mit Gründlichkeit abgehandelt sind, und es gereicht diesem Lehrbuche zu nicht geringem Vortheile, dass der Vf. bey allen Sätzen, welche eine praktische Anwendung finden, Rechnungsbeyspiele hinzugefügt hat. Rec. ist ganz mit ihm einverstanden, dass dieses ein wesentliches Erfodernifs solcher Schriften sey, aus denen ein Anfänger die Anwendung der Mathematik aufs praktische Leben erlernen soll. Um dem Leser einen Begriff von den abgehandelten Materien zu geben, wollen wir die einzelnen Capitel durchgehen.

Nachdem der Vf. in einer kurzen Einleitung einige Grundbegriffe über die Natur der Körper vorausgeschickt hat, handelt er im 1 Cap. vom sogenannten Parallelogramm der Kräfte. Alle Schriftsteller, welche den Beweis desselben versuchten, setzen dabey einen Satz voraus, den sie als Grundsatz angenommen wissen wollen, und der bey den verschiedenen Schriftstellern mehr oder weniger Deutlichkeit hat. Unser Vf. nimmt folgendem

Grundsatz an: „Befinden sich mehrere Kräfte im Gleichgewichte; so werden auch andere Kräfte im Gleichgewichte seyn, wenn sie den ersteren proportional sind, und in eben den Richtungen gegen einander wirken." Da dieser Satz gleichsam als die Grundlage der ganzen Theorie gebraucht wird: so hätte er, der Deutlichkeit wegen, auf einfachere Sätze zurückgeführt werden sollen. Nachdem noch einige Sätze von der Zusammensetzung mehrerer Kräfte vorausgegangen waren, konnte es nicht schwierig seyn, die Theorie des Hebels im 2 Cap. gründlich abzuhandeln. Hier kommen auch die Sätze vom Schwerpunct vor, so weit sich dieser Gegenstand ohne Hülfe der Integralrechnung ausführen läfst. Das 3 Cap., welches von der Reibung handelt, besteht nur aus 4 Seiten. Da dieser Gegenstand in praktischer Hinsicht so wichtig ist: so hätte der Vf. sich wohl länger dabey aufhalten sollen. Das 4 Cap. handelt von der Rulle, den Rullen- und Flaschen-Zügen, sowie von dem Rade an der Welle, als Erweiterung der Theorie des Hebels. Das 5 Cap. handelt von der schiefen Ebene, dem Keile und der Schraube, und das 6 von dem Räderwerke und Pochwerke. Der Vortrag ist, so weit es sich blofs mit Hülfe der Geometrie thun läfst, auch bey diesen zusammengesetzteren Maschinen gründlich; nur wäre es wohl dienlich gewesen, besonders den Erklärungen immer ganz deutliche Zeichnungen beyzufügen.

Der zweyte Abschnitt enthält die ersten Gründe der Hydrostatik, wo die gewöhnlichen Sätze vom Drucke der Flüssigkeiten, vom Gleichgewicht in communicirenden Röhren und vom Untertauchen fester Körper in flüssigen vorkommen. Hier wird Alles nur kurz abgehandelt, und man vermifst z. B. die meisten Sätze für das Gleichgewicht eingetauchter Körper.

Der dritte Abschnitt, welcher die ersten Gründe der Aerostatik enthält, beschäftigt sich vorzüglich mit dem Drucke der Atmosphäre, und in zwey Anhängen wird vom Höhenmessen mit dem Barometer und von der Elasticität der Wasserdämpfe kurz gehandelt. Das Höhenmessen mit dem Barometer hat besonders für den Bergmann Interesse, und eine kurze Darstellung der Methode wird ihm daher willkommen seyn. Eine ganz gründliche Behandlung dieses Gegenstandes war freylich hier nicht zu erwarten.

Hierauf trägt der Vf. in 8 verschiedenen Capiteln von S. 137 bis 198 die ersten Gründe der Dynamik vor. Bey der Weitläuftigkeit dieser Materie war zu erwarten, dafs von den meisten Gegenständen, z. B. von der Bahn geworfener Körper im 3 Cap., vom Pendul im 8 Cap. nur die Hauptsätze aufgestellt werden konnten. Am vollständigsten ist das 7 Cap. von der Kreisbewegung, nicht blofs, weil dieser Gegenstand eine mehr elementare Behandlung zuläfst, sondern auch weil bey ihr eine unmittelbare Anwendung auf die aus Räderwerken zusammengesetzten Maschinen Statt findet.

Den verhältnifsmäfsig gröfsten Theil des Ganzen nimmt der fünfte Abschnitt ein, worin die ersten Gründe der Hydraulik vorgetragen werden. Ohne sich in die weitläuftigen und zum Theil sehr schwierigen Untersuchungen dieser Wissenschaft einzulassen, beschränkt sich der Vf. darauf, die Anwendung ihrer Hauptlehren auf einige hydraulische Maschinen deutlich zu zeigen. Da in der Theorie von der Bewegung der Flüssigkeiten noch manches Hypothetische vorkommt: so ist er immer bemüht, die Übereinstimmung seiner Formeln mit der Erfahrung darzuthun. Im 1 Cap. wird von dem Ausflusse des Wassers aus verschiedenen Behältern gehandelt. Die da vorkommenden Bestimmungen gelten nur für kleine Öffnungen, weil für gröfsere Öffnungen die Grundregel derselben, dafs die Ausflufsgeschwindigkeit der Quadratwurzel der Druckhöhe proportional sey, nicht mit der Erfahrung übereinstimmt. Dieser letzte Fall ist schwieriger, und kann nicht auf eine so elementare Weise behandelt werden. Im 2 Cap. ist etwas von der Bewegung des Wassers in Flufsbetten beygebracht. Bey diesem Gegenstande mufs man freylich mit einer groben Annäherung zur Wahrheit schon zufrieden seyn. Ohne sich in tiefere theoretische Untersuchungen einzulassen, wäre es wohl nicht undienlich gewesen, etwas ausführlicher über die praktischen Mittel, die Geschwindigkeit der Ströme zu messen, zu handeln. Das 3 Cap. beschäftigt sich mit der Bewegung des Wassers in Röhrenleitungen, bey deren Bestimmung auch einige noch hypothetische Sätze in Anwendung kommen. Die Art und Weise, wie die Reibung der Flüssigkeiten in Rechnung genommen werden mufs, ist es besonders, was hier die meiste Schwierigkeit macht. In dem 4 u. 5 Cap. werden die Hauptsätze von den springenden Wassern und vom Stofse oder hydraulischen Drucke des Wassers beygebracht, und endlich im 6ten die vorgetragenen Lehren auf einige hydraulische Maschinen angewandt.

Im letzten Abschnitte werden die ersten Gründe der Aerodynamik vorgetragen. Der Vf. beschränkt sich darauf, einige Sätze über die Geschwindigkeit, mit welcher verdichtete Luft durch kleine Öffnungen fliefst, und über den Windstofs auf Flächen beyzubringen. Über die Anwendung dieser Theorie auf Windmühlen werden nur ein paar Worte hinzugefügt, wobey man freylich den besonderen Zweck des Vfs. erkennt, bey dem auf der Bergakademie zu Freyberg zu haltenden Vorträgen seinen Zuhörern ein brauchbares Lehrbuch in die Hände zu geben. P. A. J.

NEUE AUFLAGEN.

Zürich, b. Ziegler u. S.: *Marcus Tullius Cicero von den Pflichten*, aus der Urschrift übersetzt mit philologisch-kritischen Anmerkungen von *Joh. Jakob Hottinger*. Zweyte Ausgabe, durchgesehen von *J. H. Bremi*. Nebst einer Vorrede auf den Übersetzer. 1820. 344 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) Die Vortrefflichkeit dieser Bearbeitung ist anerkannt.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

GESCHICHTE.

Breslau, b. Grafs, Barth u. C.: *Die Geschichte der Deutschen*, von *C. A. Menzel*. Dritter Band. 1818. 441 S. Vierter Band. 1819. 288 S. Fünfter Band. 1821. 288 S. 4. (7 Rthlr. 8 gr.)
[Vgl. J. A. L. Z. 1817. No. 14. und 1819. No. 51 f.]

Die Fortsetzung dieses umfassenden und reichhaltigen Geschichtswerkes ist ganz in demselben Geiste entworfen und ausgeführt, der bereits in der Jen. A. L. Z. bey Gelegenheit der Anzeige der früheren Bände von uns angedeutet worden ist.

Was zuerst den *dritten* Band, der die Geschichte der Hohenstaufen enthält, anbetrifft: so entspricht er freylich nicht ganz den Foderungen, die man in unseren Tagen, wo so viele neue Quellen für jene Zeit theils neu entdeckt, theils zugänglich geworden sind, an einen Geschichtschreiber dieses Zeitraums zu machen berechtigt ist. Dafs die Heidelberger handschriftlichen Kaiserchroniken hier gar nicht benutzt sind, hat uns weniger befremdet, als dafs der Vf. nicht einmal *Giulini's* Denkwürdigkeiten der Stadt Mailand (eine reiche Quelle für den Forscher der Hohenstaufenzeit), noch auch neuere historische Arbeiten wie z. B. *Friedrich Kortüm's* Kaiser Friedrich I, berücksichtigt, sondern nur *Le Bret's* Geschichte von Italien zu Rathe gezogen hat. — Wir können in unserer Beurtheilung aus der grofsen Masse der hier dargestellten Thatsachen nur Einzelnes herausheben oder bemerken.

Bey Gelegenheit des Kreuzzuges Kaiser Conrads (Band III, S. 43) mufs es in der Note statt Χοιροβακχοι wohl heifsen: Χοιροβακχα; denn so und nicht anders heifst der Ort bey Cinnamus S. 41; und S. 44 ist es wohl ein Irrthum, wenn gesagt wird, „dafs Kaiser Conrad mit seinem Kreuzheere sich in die Vorstadt *Philopatrium* bey Constantinopel einquartirt habe." Nach dem Bericht des Griechen Cinnamus (S. 42) war es die Vorstadt *Pikridion* (das heutige *Pera*), wo schon früher Gottfried von Bouillon Quartier genommen hatte, und wo auch später Kaiser Conrad sich einlagerte. Sonst gab es bey Constantinopel wohl auch ein *Philopation* (φιλοπατιον), allein diefs war ein kaiserlicher Lustgarten, dessen Namen Cinnamus (S. 42) von φιλος und πατειν ableitet, und den *Odo de Diogilo* (S. 31) und *Du Cange* ad Villehard. No. 39. und ad Niceph. Bryen. N. 7. S. 217. ausführlich beschreiben.

Friedrich Barbarossa ist unparteyisch gewürdigt. Nur hätten wir gewünscht, der Vf. hätte eine kurze Darstellung des Ursprungs und des allmählichen Aufblühens der beiden mächtigen Deutschen Fürstengeschlechter, der Hohenstaufen und der Welfen, vorausgeschickt, wodurch die ganze Stellung Heinrichs des Löwen gegen Friedrich Barbarossa um vieles klärer geworden wäre. Über die entscheidende Zusammenkunft Barbarossa's und Heinrichs des Löwen zu Chiavenna hat der Vf. nur das Bekannte, und doch hätte sich gerade hier durch sorgfältige Vergleichung der Quellen Manches berichtigen und manches Dunkel aufhellen lassen. — Wenn der Vf. (S. 123) bey Gelegenheit der Zusammenkunft Friedrichs mit dem Papst Alexander unbedingt dem Berichte des Cardinal Romualdus von Salerno folgt: so hätte er doch die Nachricht des Chronic. Montis Sereni (ad a. 1177) vergleichen sollen, die auf jene Scene ein ganz eigenthümliches Licht wirft. Auch Kaiser Friedrichs I Tod hätte sich weit ausführlicher und quellenmäfsiger darstellen lassen, wenn der Vf. *Pfisters* Geschichte von Schwaben (Band 2. S. 258), der davon sehr umständlich handelt, hätte zu Rathe ziehen wollen. — König Richards Gefangennehmung durch Leopold von Österreich ist (S. 159) gut erzählt; nur hätten die Ortsnamen genauer angegeben werden müssen, s. die Zwettler Chronik ad a. 1192: *Rex Angliae capitur in Erperch* (Erdberg) *prope Viennam a duce Leopoldo et traditur domino Hadmaro de Chuenring in Tiernstein* (Dürrenstein) *reservandus*. — Bey Friedrich II hat der Vf. glücklich den Fehler aller früheren Deutschen Geschichtschreiber vermieden, welche über des Kaisers Italiänischen Händeln die Geschichte Deutschlands während seiner Regierung ganz unberücksichtigt liefsen; gleichwohl scheint er uns diesen geistvollesten aller Hohenstaufen, wo nicht ganz verkannt, doch wenigstens sehr einseitig aufgefafst zu haben. Man vergleiche dagegen die tiefeingehende, aus Deutschen und Italiänischen Quellen geschöpfte Charakteristik Friedrichs II, seines öffentlichen und Privatlebens, seiner Gesetzgebung und seiner Staatseinrichtungen in den *Wiener Jahrbüchern der Lit. Bd.* 4. S. 1 — 87. — Die Grä-

ber der Hohenstaufen wären wohl auf jeden Fall einer kurzen Erwähnung werth gewesen. Es sind ihrer vier, nämlich die Grabmäler Heinrichs VI und seiner Gemahlin Constanza, und Friedrichs II und seiner Gemahlin Constanza, welche im alten Dom zu Palermo noch jetzt zu sehen sind, und welche der verstorbene Neapolitanische Reichsgeschichtschreiber *Francesco Daniele* in einem eigenen Werke mit Abbildungen (Neapel 1784) genau beschrieben hat. Eben so hätte (S. 302), wo der Untergang des alten Fürstengeschlechts der Babenberger angeführt wird, bemerkt werden können, dass ihre Gräber (mit Einschluss des Prätendenten Hermann von Baden) sich sämmtlich in der Stiftskirche zu Klosterneuburg befinden, s. *Darnaut's* kirchliche Topographie von Österreich (Wien. 1819. Bd. 1.) — Conradins, des letzten Hohenstaufen, Leben und unglückliches Ende ist nach den bekannten Quellen erzählt; nur zwey sind vergessen (*Ottokar von Horneck* Cap. 30 und *Raynald* annal. eccles. ad a. 1268.) Als Ergänzung zu der Darstellung unseres Vfs. fügen wir bloss noch hinzu, dass Conradin zu Landshut am 25 May 1252 geboren (s. *Lang's* Baierische Jahrbücher), und mit Brigitta, Tochter des Markgrafen Dietrich von Meissen, vermählt war (s. *Pol's* Jahrbücher der Stadt Breslau, Bd. I. S. 74.). —

Sehr vorzüglich sind des Vfs. allgemeine Bemerkungen über die Reichsverfassung unter den Hohenstaufen. In dem Abschnitt über die städtische Verfassung jener Zeit hätten besonders die Urkunden, Rechte und Freyheitsbriefe, welche die Österreichischen Städte von den Babenbergern empfingen (s. *Hormayer's* hist. Taschenbuch auf 1812 u. 1813 und *Kurz's* Gesch. Österreichs unter Ottokar und Albrecht I, Linz 1815), desgleichen die Stadtrechte der von den Zähringern gestifteten Städte in der westlichen Schweiz (s. Zeitschrift für geschichtl. Rechtswissenschaft Bd. III. Heft 2. S. 191. 241), sorgfältig verglichen werden sollen. — S. 399 können wir in der Erklärung des Wortes *Weichbild* mit dem Vf. nicht übereinstimmen. Wir leiten es von *wich* (geweiht) ab, indem nämlich die Grenze eines solchen Bezirks, welcher Weichbild hiess, gewöhnlich durch Bilder der Stiftsheiligen bezeichnet wurde. — S. 427 hätten zwey, von unseren Deutschen Geschichtschreibern noch nie benutzte Schriften von *Karl Heinrich Geisler, de conjunctione comitum Holsatiae cum ducatu Saxoniae* (*Lips.* 1768 u. 1770) zu Rathe gezogen werden sollen, worin sich die trefflichsten Nachrichten über die Grenzen des an Bernhard von Askanien verliehenen Herzogthums Sachsens finden.

Vierter Band. Eine Hauptquelle für die Geschichte der ersten Habsburgischen Kaiser ist *Ottokar von Hornecks* Reimchronik. Unser Vf. hat sie zwar gekannt, aber wohl schwerlich überall zur Hand gehabt. Ganz unbekannt aber scheinen ihm die quellenmässigen Forschungen geblieben zu seyn, welche der Östereichische Chorherr *Fr. Kurz* über *Österreichs Geschichte unter dem Könige Ottokar und Albrecht I* (Linz. 1816. 2 Bde.) angestellt, und mit einem Anhang wichtiger Urkunden herausgegeben hat. Bloss *Johannes Müllers* Schweizergeschichte und *Pfisters* Geschichte von Schwaben sind benutzt; aus letztem ist auch die schöne Darstellung von Kaiser Albrechts des Ersten Lebensende entlehnt (S. 101 ff.). Wohl wäre es der Erwähnung werth gewesen, dass bey Gelheim noch die Eiche steht, wo Kaiser Adolf durch die Hand seines Gegenkaisers Albrecht fiel, s. Rheinische Geschichten und Sagen von *Nikl. Vogt*, B. III, 10. — Heinrichs des Siebenten und Ludwigs des Baiern Züge und Händel in Italien sind hier doch etwas zu ausführlich behandelt. Das bekannte Verhältniss Ludwigs des Baiern und Friedrichs von Österreich ist hier zwar weniger romantisch, aber dafür geschichlich treuer dargestellt als von anderen; nur Schade, dass dem Vf. die gründliche Darstellung der Geschichte Österreichs unter Friedrich dem Schönen von *Fr. Kurz* (Linz, 1819) unbekannt blieb. Der ganze Band schliesst mit allgemeinen Ansichten über Deutschlands Zustand unter den Kaisern von Rudolf I bis zum Regierungsanfange Karls des Vierten, wo man freylich etwas Ausführlicheres über Deutschlands damaligen Handel, Städteblüthe, und gesammte Bildungsstufe erwartet hätte, als hier auf wenigen Blättern gegeben ist. Besonders hätte die Gothische Baukunst hier eine besondere Rücksicht verdient, da ihre bedeutendste Entwickelung und die Aufführung ihrer gewaltigsten Denkmale in diese Zeit fällt, während ihre höchste Blüthe sich mit Karls des Vierten Zeit schliesst.

Der *fünfte Band* dieses Werkes umfasst die Geschichte Deutschlands, von Karl dem Vierten bis zum Schluss der Kostnitzer Kirchenversammlung. Die Darstellung Karls des Vierten, dieses grössten der Lützelburgischen Kaiser, seiner Unternehmungen, Bestrebungen, seines vielseitigen Geistes und Charakters ist einer der gelungensten und anziehendsten Abschnitte des ganzen Werkes. Der Vf. hat dabey besonders die reichhaltige Materialien- und Urkunden-Sammlung *F. M. Pelzels* (Prag 1780—81) benutzt; doch scheinen ihm die nicht minder wichtigen, Böhmisch geschriebenen Quellen für die Geschichte dieses Kaisers entweder ganz unbekannt, oder doch unzugänglich gewesen zu seyn. Die Fehden und Händel in Schwaben und der Schweiz während Karls und seines Nachfolgers Wenzel Regierung werden nach *Pfister's* und *Johannes v. Müllers* grösseren Werken sehr gut und anschaulich erzählt. Der Vf. sucht hierauf die Ursachen der grossen Weltveränderung zu entwickeln, die unter Karls Nachfolger in Böhmen zuerst sichtbar wurde, und diess führt ihn zu einem geschichtlichen Überblick des Universitätswesens in seiner Entstehung und Fortbildung, der mit eben soviel Geist als Gründlichkeit abgefasst ist (S. 82—90). Die Verfassung der Pariser und Prager Universität ist am ausführlichsten behandelt; ganz übergangen ist Bologna, das doch auf die Einrichtung und Gestaltung der ersten Deutschen Hohenschulen am entschiedensten

eingewirkt hat. Die feindliche Stellung, welche die Universitäten um diese Zeit gegen das Mönchsthum einnahmen, Wiklefs kühnes Auftreten gegen das in immer tiefern Verfall sinkende Pabstthum, Wenzels schlechte Regierung, Deutschlands innere Spaltungen und die erste Türkengefahr in Osten; dann die ersten Universitätshändel in Prag, die gleichzeitigen Gährungen in der Kirche, im Reich und in den Deutschen Städten, die von König Siegmund erzwungene Kirchenversammlung zu Kostnitz, während Hussens feurige und schwärmerische Predigten eine furchtbare Gährung in Prag und ganz Böhmen entzündeten; endlich Hussens Erscheinung in Kostnitz, seine Verurtheilung und Hinrichtung, — das Alles wird hier mit vieler Gründlichkeit und einer, vielleicht doch zu grossen, Ausführlichkeit und Umständlichkeit geschildert. Dann folgen die Fehden zwischen den Baierischen Herzögen (nach *Zschokke*), ein Hinblick auf die damalige Verfassung des Fehmgerichts (nach *Eichhorns* Rechtsgeschichte, Th. III. S. 168), zuletzt die kirchlichen Verhandlungen und Parteyungen bis zum Schlufs der Kirchenversammlung.

Am Schlufs noch allgemeine Bemerkungen über den ganzen Zeitraum. Sie erstrecken sich über das Deutsche Universitätswesen, den Meistergesang, die damaligen Deutschen Geschichtschreiber, und die Deutschen Volkssitten jener Zeit, welche letzten freylich blofs nach den Nachrichten eines sehr einseitigen Berichterstatters (des Italiäners *Poggio*) dargestellt werden. Wir vermifsten in diesen Schlufsbemerkungen nichts so sehr als einen Blick auf den Zustand der damaligen Kunst in Deutschland, besonders der Malerey, wovon sich auf Karlstein so herrliche Denkmale aus jener Zeit erhalten haben, so wie auch der altdeutschen Baukunst, die sich zwar schon unter den Hohenstaufen entfaltete, deren eigentliche Blüthe und Vollendung aber doch erst unter Karl den Vierten zu setzen ist, wie die von diesem Kaiser zu Prag und Nürnberg aufgeführten Kirchen beweisen. Zz.

Köln, b. Rommerskirchen: *Briefe eines Preussischen Officiers während seiner Gefangenschaft in Frankreich in den Jahren* 1813 — 1814. I Bändchen 1816. 292 S. II Bändchen 1818. 295 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Vf. erzählt zwar unglaubliche Dinge, z. B. S. 52, dafs er zu Diepholz am nämlichen Tage Vandammes Niederlage vernommen; S. 81, dafs 50 Priester in ihren schwarzen Röcken exerciren mufsten; S. 100, dafs nirgend für die Bequemlichkeit des Verkehrs und Wohlfeilheit im hohen Grade so gesorgt wäre, wie auf Preussischen Posten; S. 108, dafs Berlin allein 10,000 Ehrengardisten stellte; S. 110, dafs ein Frauenzimmer zu Stadt Kill einen Strick um ein Viertheil eines Schweines schlug, und ohne Unterlage es durch die schmutzigsten Strafsen schleppte, um es desto gemächlicher fortzubringen; dafs (II Th. S. 19) das Concilium zu Paris vom Kaiser die Zuschrift erhielt, den Papst abzusetzen, und der Fürst Primas die Hand bot, das Concilium aufzulösen, indem er meinte, dafs ein Fafs Wein, wenn es in Gährung ist, auf Bouteillen gefüllt werden müfste; S. 68, dafs die Französische Rechtspflege nur eigentlich eine Theater-Scene sey, und S. 179 die öffentliche Rechtspflege nur den Vortheil für politische Beredsamkeit habe u. s. w. Auch erzählt er oft, was ihm in den Mund fällt, z. B. dafs wenn man einen Franzosen kennen gelernt habe (I Th. S. 138), man sie alle kenne; dafs auf der Champagne der Fluch eines Midas (S. 214) ruhe, nur dafs jener Alles in Gold, dieser Alles in Kreide verwandelte; dafs der Graf Langeron (S. 273) in Nivernois von einem Bischofe, mit dem er wegen Besteurung der Geistlichkeit in Streit gerieth, geohrfeigt, und der Bischof von ihm erstochen sey; dafs der Kaiser auf die Stadt Charité, die er anfänglich liebgewonnen, deswegen, weil eine Frau ihn inständig und etwas unanständig für eine Verwandte Moreaus ansprach, äusserst erbittert worden, und Verrath in der Stadt gewittert, auch die Frau habe lange Zeit einkerkern lassen; dafs das *Office des tenebres* (II Th. S. 239) d. h. der Gottesdienst am grünen Donnerstage (die Rumpelmette) das Widersinnigste sey, was sich denken lasse. Überdiefs ist er in seinen Urtheilen nicht immer consequent, oft voreilig, einseitig, übertreibend. Z. B. S. 13. I Th. nennt er Davoust einen Wüthrich, den er vorher sehr gelobt hat; S. 54 besucht er zu Diepholz den sogenannten Vehm-Gerichtsthurm, und findet die Wände der schauerlichen Tiefe mit einragenden Balken, die Ende der Balken mit Degenklingen versehen, worauf und worin die angeblichen Verbrecher gestürzt wurden; sodann ruft er aus: Man führe einen abgöttischen Verehrer des Mittelalters dahin, um ihn zu heilen! S. 59 bedauert er die Aufhebung der Klöster blofs wegen der Einbufse, den die Sammlung der Alterthümer leide; S. 85 hat er keine fruchtbarere und wohlhabendere Gegend, als zwischen Wesel und Köln, gesehen, und behauptet, dafs das Roerdepartement das reichste in ganz Frankreich, und S. 288, dafs die Stephanskirche zu Bourges eine der schönsten in ganz Frankreich sey; S. 66. II Th. läfst er einen Präsidenten aus einer alten *juristischen* Familie abstammen. Allein alles dieses stört das Interesse nicht, welches der Vf. der Sache zu geben weifs, die er erzählt. Im August 1813 ward er durch einen heftigen Kolbenschlag auf die Brust verwundet, und als Gefangener von den Franzosen nach Bremen, von da nach Wesel, Köln, Prüm, Longwy, Verdun, Chalons, Troyes S. Florentin, Auxerre, La Charité an der Loire, Bourges, Isoudun, Chateauroux, Argentan S. Benoit du Sault, Bessieres, Limoges und Poitiers abgeführt, und kehrt nach der Befreyung durch die Eroberung von Paris über Paris nach Mons und in sein Vaterland zurück. Das Mitleiden, das er für seine Leiden und Freuden anspricht, ist kein almosenartiges; er erhebt sich über seine ungünstige und günstige Lage; überall

ist er individuell, und selbst das, was er sieht und hört, scheint eine lebendige Beziehung zu ihm anzunehmen. Das Kleinliche bis auf Küchengeschirre, warum er sich bekümmert, das Wiederholende, dem man in der Darstellung der Betrügereyen der Gastwirthe, der Behandlung des Franz. Soldaten, der Überzeugung von der Gefangenschaft als einem der härtesten Zustände des Menschen und Soldaten, und das Geschwätzige, welchem man begegnet, gehört seiner Lage an; die Art der Erzählung ist leicht und gefällig; nur einmal trifft man ihn auf einer Verschränkung der Perioden (S. 157. II Th.). Die Bildung des Vfs. leuchtet aus vielen Stellen hervor; an den Citaten aus den Pandekten, aus Ulpian möchte man in ihm einen Juristen erkennen, und zwar einen der eleganten; er hat sogar den Ammian Marcellin gelesen; auch ist er weder stockfeld Preussisch, indem er dankbar anerkennt, dass die Französische Regierung das Gute habe, den militärischen Despotismus im Innern und besonders in Verhältnissen des bürgerlichen Lebens zu erleichtern. Einzelne Bemerkungen gehören zu den feineren, z. B. er tadelt I Th. S. 53., dass man den König von Preussen bey Festen in militärischem Costume erscheinen lasse, hier, sagt er, sollte der Fürst über jenem erhaben seyn. Das *reglement pour les repartitions, la Police, et le traitement des prisonniers de guerre emploiés aux travaux de l'état ou chez les particuliers du 12 Brumaire an* 14 S. 214; die Beschreibung der neu entdeckten Grabsteine zu Limoges, das Vaudeville von den Kosaken sind schätzbare Beyträge; der Plan zu einer Verschwörung, um sich zu befreyen, hätte wegbleiben sollen.

S — d.

KURZE ANZEIGEN.

Geschichte. *Elberfeld*, b. Schaub: *Geschichte der Deutschen für Schulen und den Selbstunterricht*, von *Johann Heinrich Voss*. 1819. 277 S. 8. (18 gr.)

Dieses Buch, grösstentheils nur Auszug aus dem bekannten Handbuch der Deutschen Geschichte von Kohlrausch, scheint vom Vf. hauptsächlich für Bürger- und Land-Schulen berechnet zu seyn, und ist insofern wirklich sehr brauchbar und zweckmässig eingerichtet. Die Sprache und Darstellung ist durchaus rein und ansprechend, der Ausdruck hinlänglich populär, das Äussere sehr gefällig, und der Preis so gering, dass man dem Buche eine möglichst weite Verbreitung wünschen muss. Neues hat der Vf. gar nicht, Eignes aber nur sehr weniges und unbedeutendes hinzugefügt; zu letzterem rechnen wir denn auch sein hartes Urtheil über Karl den Grossen, das sich auf keinen Fall rechtfertigen lässt. In den Eigennamen sind uns mehrere sehr in die Augen fallende Druckfehler aufgestossen.

A + o.

Leipzig, in der Expedition der Minerva: *Geschichte der Lady Hamilton mit Beziehung auf mehrere merkwürdige Zeitgenossen derselben*. 1816. 204 S. 8. (1 Rthlr.)

Das wunderbare abentheuerliche Leben der Lady von dem Augenblicke an, als sie baarfuss herumging und als Magd diente, bis zu dem Zeitpuncte, als Nelson den herrlichen Tod, den er für seine Pflichterfüllung — für sein Vaterland starb, noch durch die untreue Sehnsucht nach einem Leben für sie entweihte, und sie seinem Vaterlande als Vermächtniss, ohne Erinnerung an seine edle Gattin, hinterliess; dann bis zu dem Zeitpuncte, wo sich alles an ihr, wie an der gespenstigen Erscheinung von Bürgers Lenora allmählich ablöste, und mit dem Zusammenbrechen ihres Glücks durch eine Art selbstmörderischer Thorheit das Ende ihres Lebens seinem Anfange gleichstellte — verdiente in jeder Hinsicht als seltenes Beyspiel und Lehre wahr, treu, vollständig dargestellt zu werden. Rec. erinnert sich einzelne sehr gute Bruchstücke darüber im Morgenblatte 1815. No. 251. gelesen zu haben; aber diese wie andere in anderen Zeitschriften zerstreute Nachrichten reichen nicht hin, das ganze Bild als Bild seiner Zeit zu erkennen, und in der vollendeten sinnlichen Form, worin sie auftrat, die Gebrechlichkeit des Stoffs zu begreifen, dem sie anheim fiel. Der Vf. vorliegender Biographie, abgesehen auch, dass er nur zerstreute Nachrichten ohne Scheu vor ihrer Unauthenticität zusammenstellt, hat, wenn ihm auch alle Quellen flössen, das Talent nicht, den Gegenstand zu erfassen und wiederzugeben. Eine widerliche Naturphilosophie geht als Einleitung voraus, wonach das Alterthum ein in das Viele zerfallendes Ganzes, gleichsam das Weib, die moderne Zeit dagegen ein zu einem Ganzen sich zusammenziehendes, sammlendes Vieles, der Mann, genannt, und die angeschuldigte Natur, die gleichsam mit besonderer Vorliebe sich selbst anlächlend das Weib nach ihrem Bilde schuf, und ihm dieselbe stille, sinnvolle Innigkeit des Wesens, diese bis zur Bewusstlosigkeit gehende selbstgenügsam abgeschlossene Äusserlichkeit ertheilte, wodurch es der Gipfel der wahrnehmbaren Heiteren in der Schöpfung wurde, durch die zwischen beide Geschlechter gestellte vermittelnde Liebe gerechtfertigt wird.

Dk.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, b. Hartmann: *Auch eine Stimme über Volks-Mündigkeit*. 1819. 24 S. 8. (2 gr.)

Das Motto auf dem Titelblatte zeigt hinlänglich den Zweck der Schrift an. „Dem Staate weh, wo Demokraten leben, die nicht zu bessern, nur zu ändern streben." Doch ist nicht bloss unter dieser Einschränkung aller Demokratie Hass geschworen, sondern unbedingt. Ein klein wenig mag zwar in den Staatsformen der Demokratismus sich regen; aber nicht mehr, als um daran zu erkennen, dass er noch nicht ganz erstorben ist. Denn die Geschichte lehrt, nach dem Vf., dass selbst unter den sogenannten Freystaaten die glücklichsten diejenigen gewesen sind, wo eine, durch Demokratie etwas limitirte Aristokratie gewaltet hat. Rec. hat sich in der That dabey geschämt, so unwissend in der Geschichte zu seyn, dafür die Belege gar nicht auffinden zu können. Aber der Vf. übernimmt den Beweis, dass jede andere Form, als die monarchische, gar nichts tauge, durch die Berufung auf die Guillotine, auf den Giftbecher des Sokrates und des Phocion, so wie das Kreuz auf Golgatha. Es muss dem Vf. mithin die Geschichte eines Johann und Karl in England, eines Karl in Frankreich, eines Philipp in Spanien, eines Kaligula und Nero ganz unbekannt geblieben seyn. Auch scheint er vergessen zu haben, dass wenn gleich ein jüdischer Volkshaufe schrie: „kreuzige ihn!" doch nicht das Volk den Tod des Heilands begehrt hat, sondern die Priester und Pharisäer, die jenes aufwiegelten, und dass der Landpfleger über Judäa, nach Römischen Gesetzen, allein regierte.

Mündig seyn, heisst dem Vf. von einem Volke gebraucht: fähig seyn, sich selbst auf der Bahn menschlicher Glückseligkeit sicher zu führen. In diesem Sinne nun, sagt der Vf. war niemals ein Volk mündig, ist es auch in aller Welt nicht, wird es auch nie seyn! Da hat derselbe unstreitig sehr recht. Aber auch in keinem anderen Sinne? Eine Stimme ist denn freylich hier laut geworden; aber es giebt der Stimmen gar mancherley. Rec. wenigstens hat nur einen einzigen Ton wahrgenommen, der ihm angesprochen hat, aber auch ganz. Diess ist der Wunsch am Schlusse: „Möchte sich doch die gegenwärtige Gährung damit endigen, dass sie Fürsten-Gewalt und Völker-Freyheit vereinigte!"

Rvl.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

LITERATURGESCHICHTE.

1) BERLIN, b. Maurer: *Leben des Dom Armand Johanns le Bouthillier de Rancé, Abts und Reformators des Klosters la Trappe.* Ein Beytrag zur Erfahrungs-Seelenkunde. Herausgegeben von *L. F. G. von Göckingk.* Erster Theil 1820. VIII u. 230 S. Zweyter Theil 106 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

2) SULZBACH, b. Seidel: *Jakob Benignus Bossuet, Bischofes von Meaux, Lebensgeschichte,* nach Originalhandschriften verfasst von *Franz Ludwig von Bausset,* vormaligem Bischofe von Alais und nunmehrigem Cardinal. In einer Deutschen Übersetzung herausgegeben von *Michael Feder,* der heil. Schrift Dr. und geistl. Rathe zu Würzburg. Erster Band. 1820. VI u. 295 S. 8. (1 Rthlr.)

Das Leben eines Mannes, wie *le Bouthillier de Rancé,* Abt und Reformator des Klosters la Trappe war, zweckmässig beschrieben, würde eine der lehrreichsten Schriften für unser Zeitalter seyn. Zu einer solchen Lebensbeschreibung wäre aber nur ein Mann fähig, der vertraut mit einer in die Natur der Dinge tief eindringenden Philosophie, mit dem innigsten Triebwerke des menschlichen Geistes und Herzens, mit der höchsten Bestimmung des Menschen, und den möglichen Wegen, wodurch entweder dieselbe erreicht, oder davon abgeirrt wird, mit dem ächten Geiste der Religion überhaupt und des Christenthums insbesondere, jenen ausserordentlichen, und vorzüglich in Rücksicht auf den jetzt herrschenden Zeitgeist höchst merkwürdigen Mann so darstellte, dass zugleich seine grossen Vorzüge und seine Mängel, sein felsenfester, allen Hindernissen der Tugend, allen Reizen und Schrecknissen der Natur mit allmächtiger Willenskraft widerstehender Muth und die Verirrungen seines Geistes, seine in gewisser Rücksicht lichtvollen Ansichten über den höchsten Zweck des Menschen, und seine finsteren Schwärmereyen in Ansehung der Mittel zur Erreichung desselben, sein Epikureismus in der ersten Hälfte seines Lebens, und sein auf die äusserste Grenze hingetriebener Stoicismus in der letzten, seine sich ganz hingebende und aufopfernde Menschenliebe, und seine bis zur Grausamkeit und zum langsamen Selbstmord ausartende Strenge in Rücksicht auf seine eigene Person, kurz alle die ganz entgegengesetzten Züge, die sich in seinem Charakter entwickelten, nicht nur ins Licht gesetzt, sondern auch aus den Tiefen der sinnlichen und übersinnlichen Natur des Menschen die nöthigen Aufschlüsse gegeben würden. Nur in diesem Falle könnte man die Lebensbeschreibung eines *Rancé* mit Recht einen *Beytrag zur Erfahrungs-Seelenkunde* nennen. Dieses kann man aber von obiger Lebensbeschreibung nicht rühmen. Der Herausgeber derselben hat bloss einen Auszug aus einer sehr weitschweifigen Lebensbeschreibung gemacht, die ein ganz vom Mönchsthume und abergläubischen Religionsansichten eingenommener Mann auf Verlangen des König Jacobs von England und seiner Gemahlin bald nach dem Tode *Rancé* verfasst und an's Licht gefördert hat. Sie kam unter dem Titel heraus: *La vie de Dom Armand-Jean le Bouthillier de Rancé, Abbé regulier et Reformateur du Monastère de la Trappe, de l'étroite observance de Cisteau. Par M. l'Abbe de Marsollier, Chanoine de l'Eglise cathedrale d'Usez.* Der Herausgeber hatte eine neue Ausgabe von 1758, aus der er schöpfte, vor sich. Er urtheilt selbst sehr nachtheilig von dieser Lebensbeschreibung. „Seiner Darstellung, heisst es S. VI der Vorrede, hat es Marsollier wahrlich nicht, sondern allein dem Gegenstande selbst zu danken, dass das Buch eine zweyte Auflage erlebt hat. Sein Stil ist äusserst weitschweifig, sein Plan ohne Ordnung, seine Bemerkungen trivial und seine erbaulichen Betrachtungen von der Art, wie sie der gemeinste (von abergläubischem Unsinn besessene) Leser machen kann. Einerley Sache wiederholt er oft dreymal. In dem folgenden Auszuge ist Alles enthalten, was der Vf. auf mehr als tausend Seiten erzählt hat, und ich darf mir schmeicheln, dass er sich wenigstens besser wird lesen lassen, als das Original, wenn ich gleich nicht im Stande gewesen bin, alle Fehler zu vermeiden, welche diesem ankleben." Wenn auch der Herausgeber die meisten dieser Fehler in seinem Auszuge verbessert hat: so ist dadurch doch nichts für den Zweck, den er sich vorsetzte, nämlich Seelenkunde zu befördern, gewonnen. Denn der Hauptfehler liegt in den abergläubischen, bis zum selbstmörderischen Unsinne getriebenen Ansichten von Menschenbestimmung, von Tugend, Religion, Christenthum und Busse; das ist der faule Sauerteig, der in die ganze Masse dieser Lebensbeschreibung geknetet ist. Was zwang denn den Herausgeber, diese Ansichten, von deren Vernunftwidrigkeit er selbst

nach seiner Erklärung in der Vorrede, überzeugt ist, beyzubehalten? Was hilft es, in der Vorrede durch einige Winke die Denk- und Handlungs-Weise *Rancé's* gemissbilligt zu sehen, wenn dieselbe in dem ganzen Buche als ein Beweis der erleuchtetsten Tugendliebe, Frömmigkeit und Busse dargestellt und gepriesen wird. Ist das nicht ein Widerspruch? Hätte der Herausg. bloss als Übersetzer auftreten wollen: so könnten ihm die Fehler des Originals, von welcher Art sie auch seyn mögen, nicht zur Last gelegt werden. Da er sich aber versetzte, durch freye Benutzung des Originals eine für unser Zeitalter passende Geschichte jenes Mannes zu liefern: so kann er in Betreff der finsteren Mönchsgesinnung, die in dem ganzen Buche herrscht, gar nicht entschuldigt werden. Er hätte bloss die Thatsachen und Züge, wodurch *Marsollier* den Charakter des Abts *Rancé* bezeichet hatte, ausheben, und zu einer pragmatischen Geschichte durch entgegengesetzte Grundsätze und Ansichten verarbeiten sollen. Wir leben jetzt in einem Zeitalter, in welchem es eine Menge zwar gutmüthiger, aber unerleuchteter, von keinen sicheren Grundsätzen der Vernunft geleiteter Menschen giebt, welche durch die schon sehr weit um sich greifende nnd Sittenverderbliche Zügellosigkeit der Denkart in Rücksicht auf die wichtigsten und heiligsten Wahrheiten, von welchen alle Würde, alles Wohl des Menschen abhängt, betroffen und geschreckt, nur zu geneigt sind, auf das andere, gerade entgegengesetzte Extrem zu springen, und sich in den Abgrund der unseligsten Schwärmerey zu stürzen, wodurch Tugend und Christenthum eben so entstellt werden, als durch Unglauben und Egoismus. Für solche Leser ist die vorliegende Lebensbeschreibung gewiss höchst verführerisch. Sie kann nur für höchst wenige Menschen nützlich seyn, für solche nämlich, welche, geleitet durch die Fackel einer ganz aus der Vernunft geschöpften, und jeden Irrthum in allen seinen Schlangengängen mit leichtem und sicherem Blicke entdeckenden Philosophie, den Charakter eines Mannes, dessgleichen *Rancé* war, zu würdigen, und selbst in den finstersten und schauervollsten Schwärmereyen, ohne sie im Geringsten zu billigen, die Grösse seines Geistes, die Reinheit seiner Absicht, die Göttlichkeit seines Herzens, und den nicht zu erschütternden Heroismus seines bis zum letzten Lebenshauche durchgeführten Entschlusses zu verehren, und auf einen vernünftigeren Lebensplan anzuwenden wissen.

Es erregt das höchste Erstaunen, wenn man in dem Leben dieses Mannes bemerkt, wie er, entsprossen aus einer der ansehnlichsten Familien in Frankreich, von welcher mehrere Mitglieder die ersten Stellen in dem Staate und der Kirche zu eben der Zeit bekleideten, als er zu den schönsten Hoffnungen aufblühete, wie er wegen seiner ausgezeichneten Körpers- und Geistes Gaben, wegen seiner bewunderungswürdigen Kenntnisse in der schönen Literatur, in der Philosophie und Theologie, in welcher er sogar den Doctorgrad erhielt, und wegen seiner einnehmenden Sitten von Allen, die ihn kannten, geliebt und geehrt, mit allen Glücksgütern, die ihm den angenehmsten Lebensgenuss verschaffen konnten, reichlich versehen, und auch dem Vergnügen bis in sein 30 Lebensjahr sich weihend, ohne jedoch die Grenzen, welche die Ehre vorschreibt, zu überschreiten, und endlich so verzärtelt, dass er, ohne Nachtheil seiner Gesundheit, sich nicht im geringsten der rauhen Witterung aussetzen konnte, wie er dennoch, Zögling des Vergnügens von Jugend auf, sich auf immer zu einer Lebensart entschliessen konnte, die ganz darauf angelegt war, alles das, was der sinnlichen Natur die geringste Lust verursachen kann, unter die Füsse zu treten, und was ihr immer unangenehm, beschwerlich und schmerzlich ist, auf eine sinnreiche Art aufzusuchen und zu üben. In psychologischer Rücksicht ist die Strenge dieses Mannes, verbunden mit dem hohen Alter, das er erreicht hat, ein wichtiger Beweis, was auch die physische Kraft des Menschen vor allen übrigen Thieren aushalten kann. Aber wie herrlich glänzt die Grösse und Stärke des menschlichen Geistes aus einem solchen Leben hervor, wenn es darauf ankommt, den festen Entschluss des Willens in Befolgung der Pflicht (gleichviel ob der wahren oder ungebildeten) gegen alle Zauberreize und Schrecknisse der Sinnenwelt durchzusetzen, und zwar nicht auf Augenblicke, sondern auf das ganze Leben, ja sogar auf die ganze Ewigkeit berechnet!

Man hat seit der Zeit, als man zu philosophiren anfing, viel gestritten über die Freyheit des Willens, ob sie nämlich dem Menschen zugeschrieben werden könne, oder nicht; ferner ob sie ein Gegenstand des unmittelbaren Erkennens oder des blossen Glaubens vermöge eines Postulats der praktischen Vernunft sey, in sofern nämlich das Sittengesetz, als Thatsache des Bewusstseyns, und die absolute Nothwendigkeit, es zu erfüllen, zu jenem Postulat schlechthin berechtige. Alle diese Streitigkeiten können auf einmal durch einen einzigen, aus den Tiefen der Psychologie hervorbrechenden Geistesblick auf eine Erscheinung, dergleichen das Leben eines *Rancé* ist, für immer niedergeschlagen werden. Wäre in dem Menschen nebst dem Princip der Sinnlichkeit, wodurch er nothwendig nach dem strebt, was ihm angenehme Empfindungen verspricht und gewährt, und das verabscheut und flieht, was ihm Unlust und Schmerzen verursacht, nicht zugleich auch ein schlechthin übersinnliches Princip, wodurch er sich über die ganze Sinnenwelt erheben kann, das, der Form nach, absolut, wie Gott, nur auf sich selbst beruhend, durch Nichts ausser sich, was es auch sey, und wenn es auch mit Allmacht ausgerüstet wäre, sondern nur durch sich selbst bestimmbar, und folglich schlechthin selbstbestimmend, mit eben der Allmacht gebietet, *was* und *wie* etwas geschehen und nicht geschehen soll, mit welcher es das Selbstgebot gegen alle nur denkbaren Hindernisse durchsetzen und vollbringen kann, kurz, wäre im Menschen keine Freyheit: so wäre eine Lebensart, so, wie sie *Rancé* geführt hat, schlechterdings unmöglich.

Aus dem Leben eines *Rancé* lernt man aber auch, was für die Psychologie höchst wichtig ist, den wahren Grund aller religiösen Schwärmerey, von den Mön-

chen zu la Trappe und dem christlichen Mönchsthum überhaupt an, bis zu den Fakirs und Braminen in Indien, kennen. Und dieser Grund besteht in dem Missverständniss des Sittengesetzes, welches nothwendig hervorgebracht wird durch die blosse *formelle* Aufstellung desselben. *Kant* hat bekanntlich bloss die Form des Sittengesetzes in seinem Princip der Moralität aufgestellt, ohne zugleich den Stoff zu bezeichnen, auf welcher jene Form angewandt werden, und dem sie das Gepräge der Göttlichkeit aufdrücken soll. So wie die Kategorieen, wenn sie nicht auf einen sinnlichen Stoff angewandt werden, ganz leer und ohne alle Bedeutung sind, und folglich auch nur die innigste Vereinigung derselben mit dem letzten eine wahre Erfahrungserkenntniss, einen reellen Begriff irgend eines Gegenstandes der Sinnenwelt, hervorbringen kann: so kann auch nur die absolute und wechselseitige Durchdringung der Form des Sittengesetzes, als des Geistes unserer Gesinnungen und Handlungen, und des sinnlichen Stoffes, als des Körpers, wodurch einzig der Geist sichtbar werden, und worauf er seine Thätigkeit äussern kann, das wahre Wesen der Moralität ausmachen. Bey jeder moralischen Handlungsweise kann nie bloss das *Wie* in Anschlag gebracht, sondern es muss auch zugleich das *Was* in Betrachtung gezogen, und daher in dem Moralprincip als mit dem ersten verbunden aufgestellt werden. Hätte *Rancé* in unseren Tagen gelebt, und Gelegenheit gehabt, sich mit der Kantischen Philosophie vertraut zu machen: so würde es ihm ein Leichtes gewesen seyn, seine ganze abentheuerliche Lebensart nach dem Kantischen Moralprincip zu rechtfertigen.

In allen Formeln, wodurch *Kant* das Moralprincip auszudrücken strebte, ist nicht die geringste Rücksicht auf den Stoff der Freyheit genommen; daher bleibt die Form leer und zweydeutig, und kann eben darum zu den unsinnigsten Schwärmereyen gemissbraucht werden. Deshalb hat auch *Schiller* in seiner Abhandlung über *Anmuth und Würde* mit Recht *Kanten* die Begründung der Mönchsmoral vorgeworfen, wogegen sich *Kant* in seiner Schrift: *Religion innerhalb den Grenzen der blossen Vernunft*, nur mit Scheingründen vertheidigt hat, und der Natur der Sache nach nicht anders vertheidigen konnte. Nach *Schiller* ist der Stoff der Freyheit immer nur ein Naturtrieb, der befriedigt zu werden fodert; die Befriedigung aber oder Nichtbefriedigung ist der Pflicht ganz zufällig. Nur bey der durch die Pflicht gebotenen Nichtbefriedigung tritt Würde an's Licht, wo man sich auch seiner Freyheit auf das Evidenteste bewusst wird, weil sich hier das übersinnliche Princip von dem sinnlichen absolut trennt, und das erste als siegend erscheint. Wo aber die Pflicht mit der Befriedigung zusammenfällt, liegt zwar in der Gesinnung ebenfalls die Behauptung der Absolutheit, folglich Würde, aber sie kann wegen des Stoffes, der hier Lust gewährt, nicht hervortreten, sondern macht nothwendig der Anmuth Platz, die nur in der Vereinigung der sinnlichen Natur mit der übersinnlichen bestehen kann. Aber eben darum, weil hier die beiden Principien vermischt sind, kann man auch nicht mit der Zuverlässigkeit wissen, wie im ersten Falle, ob man wirklich frey gehandelt habe, oder ob nicht vielmehr das sinnliche Princip die Haupt-Triebfeder sey. Der Grund also aller moralischen und religiösen Schwärmerey liegt einzig darin, dass man die Form der Moralität zum Stoffe macht, wozu man aber, vorzüglich bey einem sehr lebhaften Streben nach Tugend, leicht verführt wird, wenn man bloss die Form der Moralität ins Auge fasst, und sie nicht zugleich mit dem Stoffe verbindet, sondern vielmehr denselben als etwas Böses, oder der Moralität Nachtheiliges ansieht. Dass durch diese einseitige Ansicht ein so edler Geist in die Verirrungen der unseligsten Schwärmerey gerieth, davon scheint der Herausgeber dieser Lebensbeschreibung nicht die geringste Ahndung zu haben; daher hat er auch den Zweck, den er sich vorsetzte, dieselbe in psychologischer Rücksicht wichtig zu machen, durchaus verfehlt.

Endlich ist in psychologischer Rücksicht höchst wichtig in dem Charakter des *Rancé* der Zug, dass er bey aller Strenge gegen sich selbst der ausgezeichnetste und zärtlichste Menschenfreund bis an das Ende seines Lebens blieb, und selbst gegen seine Feinde jedes Opfers fähig war. Es zeigt nicht bloss die Erfahrung, sondern es liegt auch in der Natur der Sache, dass ein Mensch, der immer mit den schmerzlichsten Selbstqualen gegen sich tobt, auch nach und nach alle Gefühle der Humanität abstumpft, und Menschenfeind wird. Auch hier erhob sich *Rancé* über die sinnliche Natur durch die Grösse seines Geistes und die Absolutheit seines Willens. Nachdem er vor dem Eintritt in das Kloster sein ganzes, ansehnliches Vermögen zwey Spitälern in Paris geschenkt hatte, fuhr er auch im Kloster fort, der leidenden Menschheit alle möglichen Opfer zu bringen; so dass es das Ansehn hatte, dass er nebst seinen Mönchen sich nur aus der Absicht alle möglichen Bequemlichkeiten versagte, und die dringendsten Bedürfnisse nur sparsam und auf die wohlfeilste Art befriedigte, um von dem Überfluss der Einkünfte des Klosters, die sich nur auf 20,000 Livr. beliefen, den Armen und Unglücklichen, oder irgend einer Hülfe Bedürftigen desto mehr Gutes thun zu können. Es ist zu erstaunen, wie ein so geringes Einkommen nicht nur für eine Anzahl von 150 Mönchen zureichen, sondern wie noch dazu eine so grosse Anzahl Armer, die sich in mancher Woche auf 3000 bis 4000 belief, nebst vielen anderen Gästen, die im Kloster aufgenommen und gespeist wurden, mit Brod und anderen Speisen erquickt werden konnten. Nebst diesem Aufwande gab *Rancé* vielen armen Kindern so viel Geld, dass sie ein Handwerk lernen, andere wieder eine Summe, dass sie davon studiren konnten. Der Aufwand, der für ihn und jeden Mönch, einzeln genommen, jährlich bestimmt war, betrug nicht mehr, als 30 Livr. Die rettende, sich selbst aufopfernde Menschenliebe ist sinnreich in Erfindung der Hülfsquellen.

In No. 2 sieht man in einem recht schneidenden Gegensatze den Unterschied zwischen einer durch Vernunft in Ansehung der Form und des Stoffes bestimmten, und in einem grossen, fruchtbaren Wir-

kungskreise mitten im Gewühle der menschlichen Gesellschaft, mitten in den Gefahren der Welt kämpfenden, und zur höheren Vollkommenheit strebenden, und überall Segen verbreitenden Tugend, und zwischen einem Gespenst von Tugend, welche die Menschheit und jede gemeinnützige Sphäre fliehend, sich nur auf der quälenden Spitze der Formalität herumdreht, und sich fruchtlos abzehrt. Hier erkennt man recht anschaulich, was ein edler, groser, lebhafter Geist, der von allen Seiten ausgebildet, und eben so vertraut mit den Grazien, als mit den ernsten Genien des Wahren und Guten, Anmuth mit Würde vereint, für gemeinnützige und würdige Plane entwerfen und ausführen kann. Hier bemerkt man auch einen Geschichtschreiber, der nicht blos das, was *Bossuet* gewirkt hat, erzählt, sondern die Thatsachen, die er aufstellt, aus ihren verborgensten Quellen pragmatisch ableitet, und zeigt, dass er den Geist, den er schildert, verwandt mit ihm, ganz gefasst habe. *Bossuet* war mit *Rancé* gleiches Alters, und ähnliche Gaben des Körpers und Geistes mit ihm theilend, der erste Rival desselben in dem Collegium zu Navarra, wo sie beide schöne Wissenschaften, Philosophie und Theologie mit edlem Wetteifer und gleichem Erfolg studirten. Doch schien *Rancé* seinen Freund *Bossuet* noch übertroffen zu haben. Denn nächst dem, dass *Rancé* schon in seiner frühesten Jugend die bewundernswürdigsten Fortschritte in der Griechischen und Lateinischen Literatur gemacht hatte, so dass er z. B. jede Stelle, die man aus dem Homer aufschlagen mochte, sogleich erklären konnte, und schon im zwölften Jahre Anakreons Gedichte, mit einem Griechischen Commentar begleitet, mit grossem Beyfall der Gelehrten herausgab, so zeichnete er sich auch in dem Collegium von Navarra vor demselben aus, indem er in der Reihe der Licentiaten der Theologie den ersten, *Bossuet* aber den zweyten Platz erhielt. Nach vollendeten Studien entfernten sich beide in divergirenden Linien in Rücksicht auf die Lebensart ganz von einander. *Rancé* lebte ganz dem Vergnügen bis in sein 38 Jahr, entehrte dadurch die Würde des geistlichen Standes, dem er sich gewidmet hatte, und verzehrte im Schosse der Wollust die ansehnlichen Einkünfte, die ihm seine Pfründen einbrachten, und zog sich dann, nachdem er die Verwerflichkeit seiner Lebensart erkannt hatte, in eine irdische Hölle zu la Trappe zurück. *Bossuet* aber, einzig darauf bedacht, die Pflichten desselben Standes mitten auf dem grosen Kampfplatz der Welt auf das vollkommenste zu erfüllen, und sich fähig zu machen, in demselben allen möglichen Seegen über die Welt zu verbreiten, machte immer grösere Fortschritte in der Bildung seines Geistes und Herzens, wozu er vorzüglich als Mittel diejenigen Wissenschaften wählte, die ihm zur gemeinnützigsten Wirksamkeit in seinem Stande die zweckmäsigsten schienen. Das Studium der Philosophie, der Griechischen und Lateinischen Klassiker, der Beredsamkeit, der Geschichte, der heiligen Schrift, und der Theologie in allen ihren Theilen — das war vorzüglich die literarische Laufbahn, in welcher er sich, nebst der genauesten Beobachtung der übrigen Pflichten seines Standes, bis an das Ende seines Lebens unermüdet übte, wodurch er auch das Muster für geistliche Redner, für Geschichtschreiber und Theologen wurde. Obschon der katholischen Kirche mit Aufrichtigkeit und Eifer ergeben, und daher ihre Lehren gegen die Protestanten vertheidigend, hegte er doch so tolerante Gesinnungen selbst gegen diejenigen, die er widerlegte, dass er mit ihnen, wenn sie edle Menschen waren, in den freundschaftlichsten Verhältnissen lebte, und sie auf alle mögliche Weise bey ihren Gesuchen, selbst bey Hofe, unterstützte. Sein Grundsatz war: *In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas.* Daher verabscheute er alle Arten von Zwangsmitteln und Verfolgungen gegen die Protestanten, und behauptete, dass die einzig rechtmässige Art, auf sie zu wirken, der Weg einer menschenfreundlichen, mit Gründen unterstützten Belehrung sey. Einen auffallenden Beweis seines Abscheues gegen religiöse Intoleranz hat er abgelegt in den Aufgaben, die er dem Dauphin, dessen Lehrer er war, auszuarbeiten vorschrieb, worunter er auch die schändliche Scene der Bluthochzeit wählte. Um dem Prinzen zu zeigen, wie sehr ein Fürst alle Verfolgungsplane gegen andere Religionsverwandte verabscheuen müsse, arbeitete er dieses Thema selbst aus. „Mit den düstersten und abschreckendsten Farben, sagt sein Biograph, mahlt er diese schauervolle Nacht, wo der König und die vornehmsten Häupter einer edelmüthigen Nation ihre Hände mit Blut besudeln, dem in Wuth versetzten Pöbel das Signal zum allgemeinen Morde geben, und ihre Blicke an den zerfleischten und vor den Fenstern des königlichen Pallastes aufgehänften Leichnamen weideten. Mit dem gerechtesten und tiefsten Unwillen spricht er das Verdammungsurtheil über jene Königin (Katharina von Medici) aus, die nur die Kunst besass, alles zu verwirren, und über den Haufen zu werfen, und die sich des Menschelmordes, wie eines festlichen Mahles, freute." Ein vorzüglicher Beweis von *Bossuets* Geistesgrösse, die, erhaben über allen Glanz des Irdischen, und unerschütterlich fest an der Majestät der Tugend und Religion hangend, sich nie zu niedrigen Schmeicheleyen herabwürdigte, liegt in dem Umstande, dass er Ludwig dem XIV zu einer Zeit, wo ihm jedermann in Frankreich, selbst *Rancé* in seinem hohen Alter, und dem Tode nahe, nicht ausgenommen, Weihrauch streute, die wichtigsten, and alle irdische Herrlichkeit niederschlagenden Wahrheiten sagte.

Von Männern, ausgezeichnet durch einen solchen Charakter, kann nicht die Frage seyn, zu welcher christlichen Religionspartey sie gehören; sie sind Christen, ächte Christen, in welcher Partey man sie immer erblickt. Und solche edle Menschen hat es in allen Confessionen gegeben. Nur sie machen die wahre Kirche Christi aus, die das göttlichste Ideal ist, welches je auf Erden erschienen, aber durch die sichtbaren Kirchen nur höchst unvollkommen dargestellt werden kann. —

Diese Lebensgeschichte ist sowohl in Rücksicht auf Inhalt, als auch auf Form der Darstellung höchst anziehend, und verdient vorzüglich von jedem Religionslehrer unter allen christlichen Parteyen gelesen und beherzigt zu werden.

Ms.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

THEOLOGIE.

1) Canton in China: *Das Neue Testament unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi*, in chinesischer Schrift und Sprache. 1813, 1te Abtheilung: *Das Evangelium Matthäi*, 71 Bl., nebst allgemeinem Titel und 3 Bl. Verzeichniss der Bücher des N. T. 2te Abtheilung: *Das Evangelium Marci.* 45 Bl. 3te Abtheilung: *Das Evangelium Lucä.* 70 Bl. 4te Abtheilung: *Das Evangelium Johannis.* 58 Bl. 5te Abtheilung: *Die Apostelgeschichte.* 64 Bl. 6te Abtheilung: *Die Briefe Pauli an die Römer und Korinther.* 71 Bl. 7te Abtheilung: *Die Briefe Pauli an die Galater, Epheser, Philipper, Colosser, Thessalonicher, Thimotheus, Titus und Philemon.* 61 Bl. 8te Abtheilung: *Die Briefe Pauli an die Hebräer, Jacobi, Petri, Johannis, Judä, und die Offenbarung Johannis.* 99 Bl. in 12.

2) Petersburg, b. Drechsler: *Evangelium S. Matthaei in linguam Calmucco-Mongolicam translatum ab Isaaco Jacobo Schmidt*, cura et studio Societatis biblicae Ruthenicae typis impressum. 1815. 8½ Bog. in 4.

Der unterschriebene Anzeiger dieser Bibelübersetzungen ist zwar kein Kenner ihrer Sprachen; allein sie haben als erste Druckversuche dieser Art zu viel Interesse für deren Besitzer, als dass es ihnen nicht in Ermangelung einer Anzeige von eigentlichen Kennern der Sprachen erwünscht seyn sollte, wenigstens diejenigen Erläuterungen darüber zu lesen, welche der Unterzeichnete als die Frucht der Entzifferung weniger Tage zu geben vermag. Schon als Beweis, wie leicht die Entzifferung auch der unbekanntesten und verschiedenartigsten Schriften und Sprachen sey, sobald ihr Inhalt im Einzelnen gegeben ist, könnte diese Anzeige selbst für Gelehrte nicht ganz unnütz erscheinen; aber es foderte dazu noch ein besonderer Umstand auf, worauf weiter unten aufmerksam gemacht werden soll. Von No. 2 ist durch den vorgebundenen lateinischen Titel Verfasser und Veranlasser bestimmt angegeben; nicht so von No. 1. Hören wir daher zuvor, was das Magazin für die neueste Geschichte der protestantischen Missions- und Bibel-Gesellschaften an verschiedenen Stellen darüber berichtet. I, 2. S. 170 z. B.: „Das ganze N. T. wurde nebst einem Katechismus und einigen erbaulichen Schriften von Hn. *Morrison* in die chinesische Sprache übersetzt, und in diesem grossen Reiche weithin ausgebreitet.“ II, 2. S. 190 z. E.: „Den Druck der chinesischen Bibel hat die brittische und ausländische Bibelsocietät auf sich genommen.“ S. 267 f. meldet Hr. *Morrison* selbst unterm 11ten Januar 1814 aus Canton in China die Vollendung seiner Übersetzung des N. T., und fügt dabey hinzu: „Erlauben Sie mir die Bemerkung, dass ich diese Übersetzung des N. T. in die chinesische Sprache eben nicht für eine fehlerlose Arbeit ausgebe. Mich tröstet dabey die Überzeugung, mein Möglichstes mit redlichem Sinne gethan zu haben. — Die Evangelien, der letzte Theil der apostolischen Briefe und die Offenbarung sind meine Arbeit. Die Übersetzung der übrigen heiligen Schriften des N. T. floss aus der Feder eines unbekannten Christen, dessen fromme Arbeit im brittischen Museum niedergelegt war. Ich änderte daran, was ich für nöthig hielt.“ II, 3. S. 304 heisst es im XII Bericht der brittischen und auswärtigen Bibelgesellschaft vom Jahr 1816: „In China hat Hr. Prediger *Morrison* die 2000 Exemplare seines chinesischen N. T. in Umlauf gesetzt, und eine neue Auflage in 12mo veranstaltet.“ III, 1. S. 56 heisst es endlich im 22 Jahresberichte der Londner Missions-Societät: „Es macht den Directoren Freude, zu vernehmen, dass das chinesische N. T. in 12mo auf chinesischem Papier nicht höher als auf einen halben Thaler zu stehen kommt.“ Diese neue Auflage ist es, welche hier angezeigt wird, obgleich am Ende des Bücherverzeichnisses in chinesischer Sprache die Angabe des Jahres 1813 nach Jesu Geburt darin beybehalten ist. Sie besteht aus acht Abtheilungen, mit Typen von englischer Erfindung fein und zierlich gedruckt, aber nach chinesischer Weise eingerichtet und geheftet. Der besondere Titel jeder Abtheilung ist auf der hinteren Seite des Einbandes nach chinesischer Sitte aufgeklebt, und das Ganze mit einem Umschlage auf chinesische Weise versehen.

Aus der Vergleichung des Evangeliums Marci nach der ersten Ausgabe hat sich ergeben, dass die neue Auflage in ihrem Inneren durchaus eben so verschieden eingerichtet ist, als in ihrem Äusseren. Die frühere Auflage hat in demselben Verhältnisse grössere Charaktere auf dauerhafterem Papiere, als das Format grösser ist; aber sie ist vermittelst Holzschnittes weniger fein und zierlich gedruckt, hat eine unvollkommnere Interpunction, unterscheidet Namen und fremde Wörter weniger sorgfältig von einander, und die Verszahl ist

bloſs über den ſenkrechten Zeilen, welche die Chineſen von der Rechten zur Linken leſen, zum bequemen Nachſchlagen angegeben. In der neuen Ausgabe ſteht die Verszahl, gleich den Commaten und Puncten, unmittelbar neben der Schrift an den gehörigen Stellen, und aller Verwechſelung der Eigennamen und fremden Wörter mit den eigenthümlichen Bedeutungen der chineſiſchen Sylbenzeichen (denn aus ſolchen beſteht eigentlich die Wortſchrift der Chineſen, weil ihre Sprache lauter einſylbige Wörter enthält) iſt durch verſchiedene Mittel vorgebeugt. Die Perſonennamen ſind nämlich durch einen Strich zur Seite, die Örter- und Länder-Namen durch ein einſchlieſsendes Viereck ausgeſchieden, und in fremden Wörtern iſt jedem Sylbencharakter ein dem muſicaliſchen *H*-Quadrate ähnliches Zeichen vorgeſetzt, wodurch in der früheren Ausgabe alles Nicht-Chineſiſche bezeichnet wurde. Oberhalb der Zeilen iſt dagegen ein ſo breiter Raum gelaſſen, daſs da, wo es nöthig ſchien, kurze Erläuterungen der unverſtändlichen Ausdrücke und Namen gegeben werden konnten. In beiden Ausgaben iſt wegen der Schwäche des Papieres nur eine Seite derſelben bedruckt; jedoch ſo, daſs immer zwey Blätter unaufgeſchnitten über einander liegen, und demnach nur zwey Seiten Eines Blattes zu ſeyn ſcheinen, zumal da das Ganze ſo gleichmäſsig geheftet iſt, daſs es einem am Rande beſchnittenen Buche gleicht. Die durch jene Faltung der Blätter gebrochenen Charaktere deuten in der früheren Ausgabe bloſs den Namen des Schriftſtellers nebſt der Capitelzahl zum bequemeren Aufſchlagen des Verlangten an; in der neuen Ausgabe dagegen iſt nicht nur die Schrift mit der Capitelzahl ausführlich angegeben, ſondern auch die Zahl des Blattes und Heftes zur Verhütung eines verkehrten Einbindens. Auſserdem iſt das Ende des Schriftenverzeichniſſes ſowohl als das Ende jeder Schrift des N. T. noch beſonders angemerkt. Ein weſentlicherer Unterſchied der beiden Ausgaben beſteht jedoch darin, daſs in der neuen Auflage die Wörterfolge nach der eigenthümlichen Conſtructionsweiſe der chineſiſchen Sprache mehr abgeändert, und die Schreibung der Eigennamen und fremden Wörter nach einem anderen Bezeichnungsſyſteme eingerichtet worden iſt. Dieſes Bezeichnungsſyſtem iſt ſo einfach, daſs es in Verbindung mit den oben angeführten Unterſcheidungen der Eigennamen und fremden Wörter, ungeachtet einzelner Abweichungen an verſchiedenen Stellen, die Entzifferung der dazu gebrauchten Charaktere, ſobald man ſich nur vermittelſt des Vater-Unſers im Mithridates ein wenig mit dem Geiſte der chineſiſchen Sprache bekannt gemacht hat, durch Benutzung der beiden Geſchlechtsregiſter Jeſu ſehr erleichtert.

Dieſelbe Einfachheit zeigt ſich auch in der ganzen inneren Beſchaffenheit des Textes, wenn man die verſchiedenen Vater-Unſer in *Adelungs* Mithridates mit den beiden Überſetzungen des Hn. *Morriſon* vergleicht, die von aller der Umſtändlichkeit im Ausdrucke frey ſind, wodurch ſich ſonſt die chineſiſche Sprache von der Sprache des N. T. unterſcheidet. In wiefern aber die neue Ausgabe an Richtigkeit der Überſetzung gewonnen habe, liegt auſser den Grenzen unſerer Beurtheilung. Daſs dieſe jedoch noch Manches zu wünſchen übrig laſſe, erhellt nicht nur aus des Vfs. eigenem Geſtändniſſe, ſondern auch aus der Bemerkung, daſs die Überſetzung nicht nach dem Urtexte des N. T., ſondern nach der engliſchen Überſetzung deſſelben gemacht worden. In dieſer Hinſicht muſs man es bedauern, daſs es gerade ein Engländer ſeyn muſste, welcher die Überſetzung machte, weil die Eigennamen in keiner Sprache mehr verdreht zu werden pflegen, als in der engliſchen. Erwägt man nämlich, wie verändert ein Engländer die griechiſchen Namen und Wörter ausſpricht, und wie die engliſche Ausſprache derſelben wieder nach dem Charakter der chineſiſchen Sprache abgeändert werden muſs: ſo kann es ſich ſehr leicht ereignen, daſs ein Chineſe, welcher dieſe Überſetzung lieſt, den Miſſionar von einer anderen Nation nicht verſteht, welcher die verdrehten Namen und Wörter auf ſeine Weiſe oder dem Urtexte näher ausſpricht und ſchreibt. Einige Namenſchreibungen, wie *Diabolo* für Teufel, kommen zwar dem Urtexte nahe; dagegen möchte es Manchem auffallend dünken, wenn der Patriarch zwar *Jakob*, der gleichnamige Apoſtel aber *James*, wie Johannes *John*, nach engliſcher Ausſprache genannt wird. Dieſer Umſtand kann jedoch dem Überſetzer an ſich ſein groſses Verdienſt nicht rauben, und deſſen Erwähnung ſollte überhaupt nur zeigen, wie wenig man dergleichen Verſionen als Übertragungen des Urtextes betrachten darf, und was für Abänderungen jeder Überſetzer für nöthig erachten wird, welcher mehr nach dem Geiſte ſeiner Mutterſprache, als nach dem Geiſte des Urtextes überſetzt. Dieſes mag zur Beurtheilung der engliſchen Übertragung des N. T. in die chineſiſche Sprache genug ſeyn: wir kommen nun auf den beſonderen Umſtand, welcher den Unterzeichneten zu ihrer Bekanntmachung veranlaſste.

Es iſt oben bemerkt worden, daſs die Chineſen ihre Sylben- oder Wort-Schrift in ſenkrechten Zeilen von der Rechten zur Linken ſchreiben; ein Entzifferer wird es aber weit bequemer finden, die Bücher ſo zu halten, als ob ſie nach europäiſcher Weiſe in wagerechten Zeilen von der Linken zur Rechten gedruckt wären. Denn alsdann erſcheinen alle Zeilen mit den überſchriebenen Verszahlen und überſtrichenen Namen, mit den Bezeichnungen fremder Wörter und deren Erläuterungen am Rande, ſowie die Überſchriften der Capitel mit der Anordnung der Titel und Regiſter, und mit den Bezeichnungen am Ende jedes Blattes und jeder Schrift, in der uns gewohnten Form. Selbſt die drey erſten Zahlzeichen und die Anordnung der Zahlen überhaupt erhalten eine gröſsere Ähnlichkeit mit dem römiſchen Bezifferungsſyſteme; was aber noch wichtiger iſt, alle Charaktere ſind alsdann weit leichter und ſchöner nachzuzeichnen, als ſie der Chineſe mit ſeinem Rohrpinſel malen mag. Der Unterzeichnete fiel um ſo mehr darauf, die chineſiſchen Bücher auf die angegebene Weiſe zu halten und umzublättern, weil auch die Überſetzung des Evangeliums Matthäi in kalmuckiſcher Sprache auf gleiche Weiſe gehalten und umgeblättert werden muſs, wenn man ſie auf kalmuckiſche Weiſe in ihren ſenkrecht geſchriebenen Zeilen

von der Linken zur Rechten lesen will. Dadurch aber erhielten viele chinesische Charaktere eine so auffallende Ähnlichkeit mit der assyrisch-babylonischen Keilschrift, und zwar mehr mit der einfacheren auf den Urkunden, deren Copieen er besitzt, als mit der zusammengesetzteren auf den babylonischen Mauerziegeln, dass er es für seine Pflicht hielt, die Kenner der chinesischen Schrift zu einem Versuche aufzufodern, ob sich nicht vielleicht jene noch unentzifferte syllabische Keilschrift durch Vergleichung irgend einer älteren oder auch der jetzt noch üblichen chinesischen Schriftart nach der angegebenen Umdrehung der Zeichen enträthseln lasse. Die Wichtigkeit des möglichen Ergebnisses läfst wenigstens einen solchen Versuch wünschen, der, wenn er gelänge, von dem Unterzeichneten auf alle ihm mögliche Weise unterstützt werden würde, wie auch das Resultat für ihn ausfallen möchte.

Dass die chinesische Schrift, wo nicht im fernen Westen ihren Ursprung nahm, doch in den ältesten Zeiten, die wir kennen, in Assyrien und Babylonien, diesem Mittelpuncte des Welthandels im Alterthume, bekannt war, verstöfst nicht gegen die historische Wahrscheinlichkeit, und wird vielmehr noch wahrscheinlicher dadurch, dass wir bey aufmerksamer Nachforschung so Manches finden, was auf eine uralte Verbindung China's mit dem ferneren Westen Asiens hindeutet. Ohne alles dieses hier umständlich anzuführen, mag die einzige Bemerkung hinreichen, dass der Unterzeichnete, seitdem er Alles genauer betrachtete, was ihm von chinesischen Sachen vorkam, viel Chinesisches fand, was bisher für ägyptisch, etruskisch oder gnostisch galt, was aber bey sorgfältigerer Untersuchung einen entfernteren Ursprung gehabt zu haben scheint. Dahin gehören die mit Skarabäen kämpfenden Krokodile auf einer der feinsten Tuschsorten, die Verzierung eines Theefutterales mit ähnlichen Mäandern, wie man sie auf den Vasen Gross-Griechenlands findet, die eine Beziehung auf die pythagorische Lehre von der Seelenwanderung haben, und das im ganzen Oriente verbreitete Zeichen des Dämonenbandes, welches Hr. *v. Hammer* als Zeichen der Gnosis *Quadruplex Gamma* genannt hat, auf einem Futterale ächt-chinesischer Gemälde. Wenn solche Verzierungen schon eine religiöse Ideenverwandtschaft des fernsten Osten und Westen ahnen lassen: so kann eine Verwandtschaft der Schrift bey weit verbreitetem Handel, der schon früh chinesische Waaren nach Babylon führte, nicht sehr auffallend dünken. Eine innere Verwandtschaft der babylonischen Keilschrift mit der chinesischen ist aber nicht zu verkennen, sobald man annimmt, dass die chinesische Schrift auf eben die Weise umgekehrt wurde, wie die Kalmucken die ursprünglich syrische oder sabäische Schrift in einer veränderten Richtung schreiben, die aber bey geschehener Umdrehung ganz der syrischen Schreibweise von der Rechten zur Linken entspricht. Beide Schriftarten, die chinesische sowohl als die Keilschrift, haben gleiche Richtung von der Linken zur Rechten, daher auch *Hager* einst veranlasst wurde, die Keilschrift für eine senkrechte Schriftart von der Rechten zur Linken nach chinesischer Weise zu erklären. Beide sind syllabisch, und aus ähnlichen Grundzügen auf ähnliche Weise zusammengesetzt; beide auch zu verschiedenen Schriftarten umgebildet, die mehr oder weniger Zeichen mit einander gemein haben. Die chinesische Schrift enthält zwar manche Zeichen, die einen hieroglyphischen Ursprung verrathen, wie z. B. die Kreuzigung Christi durch ein der Zehnzahl gleiches Kreuz bezeichnet wird; allein mehrere Sylben in den fremden Eigennamen, besonders die auf ein *n* ausgehenden, verrathen doch eine alphabetische Zusammensetzung.

In der zusammengesetzten babylonischen Keilschrift bemerkt man häufig solche Zusammensetzungen verschiedener Charaktere, wie sie die chinesische Schrift zeigt; und wenn die oben angegebene Einschliessung der Örter- und Länder-Namen in ein Viereck nicht blosse Erfindung des Hn. *Morrison* ist: so bietet auch dieses eine Ähnlichkeit mit der zusammengesetzten babylonischen Keilschrift dar, die auf mehreren Talismanen in ein Viereck eingeschlossene Charaktere enthält. Auch die babylonische Keilschrift hat mehrere Monogramme, die ein ganzes Wort bezeichnen, wie *König*, *Herr* und *Sohn*. Das Zeichen, welches im chinesischen N. T. *Herr* und *König* bedeutet, weicht freylich sehr von jenen ab, die diesen Begriff in den babylonischen Urkunden ausdrücken; desto ähnlicher sind aber die beiden Zeichen dafür in der zweyten persepolitanischen Schriftart: und da in der Inschrift auf Kyrus in der dritten persepolitanischen Schriftart dessen Name mit demselben Zeichen beginnt, welches *Herrscher* zu bedeuten scheint: so ist dieses vielleicht das Wort *ky*, welches auch im Namen *Kyaxares* dem Königsnamen *Khschehir* vorgesetzt worden ist. So entspricht auch das chinesische Zeichen für *Sohn* nicht demjenigen, welches in der babylonischen Keilschrift denselben Begriff bezeichnet; allein desto mehr das chinesische Zeichen für *Zeugung* und *Geburt*. Doch es ist hier nicht der Ort, diesen Gegenstand weiter zu verfolgen; darum werde nur noch hinzugefügt, was über das kalmuckische Evangelium Matthäi zu sagen ist. Der Übersetzer desselben, *Isaac Jacob Schmidt*, Cassenführer der russischen Bibelgesellschaft und Commissionär der Sareptoischen Brüdergemeinde in St. Petersburg, wird als gründlicher Kenner der mongolischen Sprache und ihrer verschiedenen Dialekte gerühmt. Seine Übersetzung ist der erste Druckversuch in kalmuckischer Sprache, wozu nicht weniger als 182 Matrizen erfodert wurden; dergleichen Übersetzungen waren jedoch schon früher versucht. Nur waren die ersten Übersetzer, obgleich der kalmuckischen Sprache sehr kundig, ohne gelehrte Bildung; der beste unter ihnen war *Conrad Neitz*, einer der Missionsbrüder zu Sarepta bey Astrachan. Die Petersburger Bibelgesellschaft liess es sich in Auftrag und auf Kosten der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft eine ihrer ersten Angelegenheiten seyn, das N. T. in kalmuckischer Sprache drucken zu lassen; und zur Beschleunigung des Werkes machte sie, wie ihr erster Bericht vom J. 1813 meldet, mit dem bereits übersetzten Evangelio Matthäi den Anfang, während Hr. *Schmidt* mit der Übersetzung des Evangelii Marci fortfuhr. Der

zweyte Bericht der russischen Bibelgesellschaft, vom J. 1814, der im ersten Quartalhefte des zweyten Jahrganges des Magazins für die neueste Geschichte der protestantischen Missions- und Bibel-Gesellschaften wieder abgedruckt worden, theilt darüber S. 36 f. noch Folgendes mit. „Die Schrift der kalmuckischen Sprache, die sehr verschlungen ist und in Columnen von oben nach unten in einer ununterbrochenen Verbindung geschrieben wird, und welche noch nie gedruckt war, erfoderte zum Ausschneiden der Stempel eine besondere Genauigkeit und viele Zeit; doch ward dieses Alles glücklich beendigt, und so das Evangelium Matthäi in 1000 Exemplaren in 4 gedruckt. Hr. *Schmidt*, welcher die Übersetzung gemacht hatte, besorgte auch die Correctur." Dieser erste Druckversuch ist nach Allem, was der Unterzeichnete von kalmuckischer Schrift je sah, ganz vortrefflich gerathen. Die innere Güte desselben versteht er nicht zu beurtheilen; dafür mögen hier einige kritische Bemerkungen des kenntnissreichen Übersetzers, die er auf die Zusendung eines Versuches, das Vater Unser zu entziffern, ihm zukommen liess, einen Raum finden. „Dass Prof. Gr. das V. U. von der auch mir sehr wohl bekannten Übersetzung desselben ganz abweichend findet, hat seinen vollkommenen Grund. Weil die genannte Übersetzung schlecht gerathen und unverständlich ist, konnte ich nicht einmal daran denken, sie umzuarbeiten, sondern musste sie ganz neu machen. — *Adelungs* Bemerkung, als redeten die Kalmucken Gott mit *Ihr* oder *Sie* an, gründet sich auf die schlechte Übersetzung des V. U. Weil die Kalmucken ihre Vornehmen in der zweyten Person des Plurals anreden, glaubte vielleicht der Übersetzer jenes V. U. dem Gotte der Christen dadurch mehr Würde zu geben: denn in den mongolischen Schriften findet man Gott immer mit *Du* angesprochen. *Närätäni* (euer Name) ist ganz gemein; weit besser wäre *tani närä*, mit vollkommener Würde aber heisst es *tschini närä inu*. Das Wörtlein *inu* ist keiner Übersetzung fähig; es folgt immer dem Hauptgegenstande eines Satzes als Bekräftigung, und ersetzt einigermassen die Schwabacher Schrift oder Cursivschrift bey uns. — Ich muss hiebey bemerken, dass die Übersetzung des Matthäus unter den Kalmucken Sensation macht. Diese Nation, sowie die vielen wilden und halbwilden Völkerstämme, die einen ungeheuern Theil des Flächeninhalts des unermesslichen russischen Reiches inne haben, haben gewiss auch in sich den empfänglichen Zunder, der den heiligen Funken der reinen Religion Jesu Christi willig auffängt und entzünden lässt. Man verachtete und vernachlässigte diese armen Völker, ohne sie zu kennen; und ich behaupte, dass diese Mongolen weit mehr inneren Gehalt und Nationalität haben, als gar manches Gemisch von europäischen Nationen."

Da *Julius v. Klaproth* in seiner Abhandlung über Sprache und Schrift der Uiguren deren Alphabet aus dem sabäischen der syrischen Nestorianer abgeleitet hat: so mag es nicht unnütz seyn, hier auch anzuführen, was Hr. *Schmidt* über die kalmuckische Schrift bemerkt. „Die Mantschu-Schrift weicht zwar von der mongolischen ab, kömmt ihr aber nahe; daher die östlichen Mongolen, namentlich die Buräten, die Mantschu-Schriftzüge zu ihren mongolischen Schriften angenommen haben. — Die Mantschu-Sprache hingegen weicht von der mongolischen ganz ab, obgleich die Schreibart dieselbe ist, nur mit veränderten Charakteren. Mit dem Tibetanischen hat das Mongolische weder in Schrift noch Sprache das allermindeste gemein. Indess ist der kalmuckische und mongolische Geistliche verbunden, die tibetanische Schrift lesen zu können, obgleich kein einziger von ihnen, selbst der Ober-Lama nicht, ein Wort davon versteht: es ist ihre heilige Schrift. Das Tibetanische wird, wie unsere europäischen Schriften, horizontal von der Linken zur Rechten geschrieben. — Auch halte ich nicht dafür, dass die mongolische Schrift aus der syrischen entstanden sey. Ihre Sprache wenigstens ist Ursprache, wie das Volk ein Urvolk. Sie haben von anderen Völkern Nichts angenommen, wohl aber denselben, besonders den Tataren, sowohl in Sprache als Sitten, Vieles mitgetheilt. — Die Zertheilung *fremder* Wörter in einzelne Sylben findet bey den Kalmucken immer Statt, weil sie dieselben, besonders wenn zwey verschieden tönende Vocale auf einander folgen, immer falsch aussprechen würden. Diese Zertheilung der Sylben erleichtert ihnen das Lesen sehr, und in ihren Werken sind die häufig vorkommenden indischen und tibetanischen Namen und Benennungen alle in einzelne Sylben zertheilt. *Du* bezeichnet immer den Dativ: man kann diese Sylbe anhängen oder abtrennen nach Willkühr. Wo das *d*, z. B. in *biddadu* (*nobis*) des V. U. doppelt steht, ist es ein Druckfehler: denn die Mongolen verdoppeln niemals ihre Consonanten. Überhaupt werden die Sylben in der Regel ganz kurz ausgesprochen, und nur in gewissen Fällen gedehnt." Diese Fälle kann der Unterzeichnete aus Mangel mongolischer Typen hier nicht näher bestimmen, so wie er aus gleichem Grunde vieles Andere unbemerkt lassen muss.

Grotefend.

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Barth: *Neues Spruchbuch oder Sammlung auserlesener Bibelstellen über die gewöhnlichen Sonntags- und Fest-Evangelien mit kurzen Erklärungen für Volksschulen.* Fünfte Auflage. 1819. 112 S. 8. (4 gr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

WIEN, b. Camesina: *Adam Müllers vermischte Schriften über Staat, Philosophie und Kunst.* Erster Theil. 1812. VIII u. 403 S. Zweyter Theil. 387 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

Die Versöhnung der Wissenschaft und Kunst und ihrer heiligsten Ideen mit dem ernsthaften, politischen Leben war der Zweck der grösseren Werke des Vfs.: diese kleineren Arbeiten, sagt er, werden ihn nicht minder befördern, und die hier auftretende „Schaar, vielleicht unvollkommen montirt, aber gut bewaffnet, wird wenigstens zeigen, dass der Geist eines und desselben Anführers sie beseelt.“ Er bittet übrigens, diese Aufsätze als „Sendschreiben an die besseren Zeitgenossen, deren Addresse er zufälligerweise nicht habe, hinzunehmen.“ Denn „in dem anarchischen Zustande der deutschen Literatur ist, wie er sich etwas vornehm ausdrückt, die wahre Autorschaft nichts weiter, als Correspondenz derjenigen unter einander, denen es ernst geblieben ist, und welche die Wissenschaft an einer Stelle ergreifen, die außer dem Bereiche der Mode und der gemeinen Liebhaberey liegt.“

Die Sammlung beginnt mit zwey *Gelegenheitsschriften.* I. *Die Rückkehr des Königs von Preussen in seine Hauptstadt.* Zur Erinnerung an den 23 Dec. 1809. II. *Zum Gedächtniss der verewigten Königin von Preussen.* „Wir möchten die Verewigte anklagen, heisst es S. 22, dass Sie als Frau und Königin eine und dieselbe gewesen, dass jeder Schmuck Ihrer Stirn zur Krone geworden, und dass sich in jeder königlichen Handlung Ihres Lebens wieder der ganze Zauber Ihres Geschlechts offenbart hat: *Sie* hat uns die Anbetung zu leicht gemacht, und den Königinnen der Nachwelt ihr Amt zu schwer. Schwer haben wir uns in diesen Tagen des Schmerzes daran gewöhnen können, dass dieselbe herrliche Frau dem irdischen Verhängniss folgen müsse, die als Königin ewig in unseren Herzem lebt.“ Recht hübsch gesagt; dass es aber die Sprache des wahren Gefühls sey, daran zweifeln wir. Das unmittelbar zusammenstehende doppelte *schwer* musste übrigens vermieden werden. Nachher heisst es: „Unsere Königin ist gestorben, heisst: die Sitte, der von Gott die Kraft gegeben ist, die Gesetze zu verklären, aber auch sie zu zermalmen, hat keine Statthalterin, keine Beschützerin mehr in diesem Reiche.“ — Es folgen *vermischte Aufsätze über Politik und Staatswirthschaft,* 42 an der Zahl. Die *Ausbildung der politischen Ansichten in Deutschland in der letzten Hälfte des 18 Jahrhunderts* wird kurz, im Ganzen richtig, dargestellt. Von *Machiavelli* urtheilt Hr. *M.*, die Einsicht in die Werke der Römer und Griechen habe in den Augen dieses grossen Mannes alles Andere verdunkelt, und der innerste Gedanke des *Principe* sey eigentlich, nach dem Ideale einer römischen Tugend ein italiänisches Volk zu bilden; für alle Zeiten wahr und richtig aber bleibe die Ansicht *Machiavelli's* von der Einheit der Macht. Die Macht soll, wie es die Natur gebietet, aus der Beschränkung und gegenseitigen Subordination aller Individuen und Stände hervorgehen, weil es nicht anders möglich ist; aber wenn sie errichtet ist: so sollen ihr nicht hintennach legislative Körper und andere äussere Schranken in den Weg gelegt und die göttlichsten Werke der Politik wieder zerstört werden. Aber es ist nicht die blosse physische Macht, die an der Spitze der Völker zu stehen taugt, weil sie unvollständig, dem ganzen Staate, der in der Verbindung der geistigen und physischen ruht, gegenüber Schwäche ist, und die blosse geistige Macht taugt aus demselbigen Grunde eben so wenig: die vollständige Macht hingegen ist beides, weil sie nur aus Recht und der Freyheit hervorgehen kann. Die geistige Macht aber ist nicht etwa die blosse Klarheit des Verstandes oder die Intelligenz. Fehlt die Weichheit, die Milde, die Menschlichkeit, das Gemüth, in deren Überlegenheit die eigentliche geistige Macht besteht: so ist der Souverän mit Rücksicht auf den ganzen milderen, menschlicheren Theil des Geschlechts ohnmächtig, wie mächtig er auch sey mit Rücksicht auf die kräftige Hälfte des Geschlechts: die Kraft in dem schwächeren Theile des Geschlechts wird im Laufe der Zeiten leicht so mächtig, dass sie den *Principe* mit seiner ganzen eisernen Willensconsequenz über den Haufen wirft; und das mit Recht, weil er sie versäumt hat. Dass dieses Alles allein noch zu keinem Resultate führe, und die Verwerflichkeit der sogenannten beschränkten Regierungsformen noch nicht beweise, ist leicht einzusehen. — Den wesentlichen *Credit des Grundeigenthums* setzt der Vf. darin, dass das Grundstück nicht von einem einzelnen sterblichen und verderblichen Menschen wirklich besessen wird, sondern von vielen auf einander folgenden Generationen, also von einer moralischen Person, die unsterblich und unverderblich ist. Diese

Meinung ist aber hier zu wenig bestimmt und begründet. Die *Gewerbefreyheit* wird auf eine mehr witzige als gründliche Art bestritten. „Nur durch eine besondere bleibende Gesammtheit von zweyerley bestimmten Personen werden vollständige Kinder mit gehörig markirter Geschlechtsverschiedenheit, nicht bloss der physischen Geschlechtszeichen, sondern der ganzen und vollständigen Persönlichkeit erzeugt werden können; ja, wer zweifelt nicht, dass bey unbedingter Gemeinschaft jedes einzelnen Geschlechtscharakters mit allen erreichbaren Individuen des entgegengesetzten Geschlechts, die Fortpflanzung überhaupt unmöglich wäre? Eben so würde die Fortpflanzung und Erweiterung des Vermögens, die Production der Güter, bey unbedingter Gemeinschaft jedes Individualvermögens mit allen anderen erreichbaren Individualvermögen, oder bey unbedingter Concurrenz, unmöglich seyn. Also werden nur durch eine besondere bleibende Gemeinschaft zwischen zweyerley bestimmten Individualvermögen, oder, was dasselbe sagt, zwischen einem bestimmten Individualvermögen und einem bestimmten Gesammtvermögen vollständige, mit gehöriger Geschlechtsverschiedenheit markirte, zur wahren und gelassenen Fortpflanzung geeignete Producte oder Individualvermögen erzeugt werden können? Gegen den von dem Vf. hochverehrten *Ad. Smith* erinnert er, wie auch von Anderen geschehen ist, dass auch den idealischen Erzeugnissen eines Volkes ein ökonomischer Werth zugeschrieben werden müsse. Der Finanzgelehrte soll den ganzen Inbegriff physischer und moralischer Güter als ein ökonomisches Object zu begreifen wissen, und den juristischen, den sittlichen, den militärischen Reichthum auf gleiche Weise, wie den im engeren Sinne ökonomischen in die Rechnung bringen, die sein Gemüth abschliesst. *Smiths* Grundirrthum findet Hr. *M.* darin, dass Jener einen freylich sehr verallgemeinerten, aber doch nur immer einen *Begriff* vom Nationalreichthum giebt, der, eben als abgeschlossener Begriff, dem in unendlicher Erweiterung begriffenen Nationalleben, womit nur die eben so unendliche, bewegliche Idee Schritt halten mag, keinesweges gewachsen ist. Stark spricht der Vf. wider *die* Politik, welche von Sitte, Persönlichkeit und allen den unsichtbaren Mächten absieht, die keiner gemeinen Rechnung unterworfen werden können, und um so sicherer die klügste Rechnung zu stören, wie zu befruchten im Stande sind. Indess ist doch das, was er von dem Antheile sagt, den das Herz hier haben soll, ob es gleich Wahres enthält, viel zu unbestimmt. Der Missbrauch einiger in der Zeit der Revolution vielbesprochener Begriffe wird mit Recht gerügt; auch werden etliche wider die Rechtmässigkeit des Geburtsadels vorgebrachte Gründe ganz gut zurückgewiesen. Was aber für das Geburtsrecht gesagt wird, ist unbefriedigend. Hart ist das Urtheil über *Fox;* der Schluss heisst: „Ungeheure Anlagen sind mit ihm untergegangen; die Schuld trägt er selbst, Lord Holland und die Nation, welche ihn verzog. Wir können seines Lebens, seiner Reden- und seiner Thaten-Fragmente nicht gedenken, ohne die Bestätigung des Sprichwortes zu fühlen, dass, wenn ein Engländer schlecht werde, er nun auch recht schlecht sey." Der kleine Aufsatz über *Joh. v. Müller* hat uns vorzüglich gefallen. Denen, die behaupten, es habe (1806 u. ff.) Alles so kommen müssen, widerspricht der Vf., ohne jedoch über das Verhältniss der Freyheit zur Nothwendigkeit etwas Klares zu sagen. Die Handelsfreyheit will der Vf. dem Einzelnen durchaus nicht eher vergönnt wissen, als bis der Staat in seinem Inneren diejenige Bindung erhalten, die nur den wahren und wirklichen Überfluss, aber keine wesentliche Lebenskraft fahren lässt. Dahin ist nur unendliche Annäherung möglich, darum bleiben Handelsbeschränkungen nothwendig. Aber theils ist es sehr schwer, hier eine Grenze zu bestimmen, die nicht willkührlich erschiene, theils ist von Anderen schon gezeigt worden, dass durch die Beschränkungen der Zweck nicht erreicht, und mehr verdorben als gewonnen wird. *Burke* ist der Held des Vfs.; doch zeigt er uns dessen eigentlichen Geist so wenig, als er dessen scheinbare Inconsequenz richtig beurtheilen lehrt. Die Gesellschaft Jesu ist, nach dem Vf., „nur dadurch gesunken, dass sie den weltlichen Geschäften nicht mehr gewachsen gewesen: und wenn der *protestantische Vorwitz* ihr den Vorwurf gemacht, dass sie allzu sehr in weltliche Dinge eingegriffen:" so macht Hr. *M.* ihr „vielmehr bestimmter den Vorwurf, dass sie von dem Gedanken der Instauration aller Dinge, die im Himmel *und auf Erden* sind, in Jesum Christum ausgegangen, und nichts desto weniger unzählige sehr wichtige irdische, aber mit heiligen Dingen sehr nahe verwandte Gegenstände dem Laufe der Welt und der Disposition weltlicher Denker überlassen." Die Kritik über *Fichte's* geschlossenen Handelsstaat stand schon in der Berliner Monatsschr. 1801. Der Vf. liess sie hier, wie er sagt, „mit allen ihren physiokratischen Irrthümern" wieder abdrucken, weil sie deutlich zeige, mit welcher Liebe er in früheren Jahren *Smiths* System aufgefasst habe, dass es also nur mit Widerstreben gegen eine verjährte literarische Vorliebe geschehen sey, wenn er späterhin, als ihm „die Angelegenheiten der bürgerlichen Gesellschaft unzertrennlich erschienen von dem Interesse der Religion," sich zuerst in Deutschland gegen *Smiths* System erhob.

Beyträge zur Philosophie der Sitten und der Natur (17) machen den Beschluss des ersten Bandes. Ich will um mein selbst willen geliebt seyn, ist schon Foderung des gemeinen Lebens. „Gesetzt" aber, „man liebte das Innerste und Eigenste an mir: so kommen die Augenblicke, wo ich dieses Innersten und Eigensten nicht gewiss bin, wo mir auch dessen Vergänglichkeit einleuchtet; dann werde ich vielleicht stutzen über die Klage, die mir auf den Lippen schwebt, dass ich nicht um meiner Selbst willen geliebt werde, aber es muss sich dann leicht erkennen lassen, dass ich eigentlich ein Selbst alles Selbst in mir meinte, ein unendliches Selbst, das ohne Wechsel und Wandel unendlich geliebt werden könnte — Das einzige Unendlich persönliche ist Gott; Alles, was du ausser ihm wahrnimmst, ist Ding, ist Lebensschein. Denke dich in Gott, und die ganze Lebenserscheinung durchdrungen

von seinem Geiste: so wird Alles persönlich lebendig und unendlich." Hier aber hat man sich vor dem Pantheismus zu hüten. Vielleicht finden Andere mehr Licht in dem, was der Vf. weiter sagt, um vor dem Pantheismus vorüber zu führen, und in der Art, wie er dahin kommt, Christum für das Selbst unseres Selbst zu erklären. Mitunter scheinen uns gewöhnliche Gedanken unter kostbarer Hülle verborgen, z. B. „Wenn die Welt der Sinne und die Welt des Geistes absolut getrennt erscheinen, dann ist die Sünde auf ihrem Gipfel; sie hat sich selbst systematisirt und vollendet. Der Unzusammenhang ist zum Princip geworden." — „Wie möchten die Körper, heisst es bald darauf, sich verbinden, der Stein und der Mörtel; wie die Gedanken, die Ursach und die Wirkung, wenn die ewige Bindung des Gedankens *und* des Körpers mangelte? Darum" (man merke: *Darum!*) „ist die Kirche unerbittlich über die Anerkennung der Transsubstantiation, der Wandlung des Brodes in den Leib Christi, des Entschlusses in die That um Christi willen." (Das ist also mit jenem einerley? *Ohe!*) — „Gegen das abgeschmackte Pochen der Lutheraner auf ein vorgebliches, unveräusserliches Recht des Menschen, selbst zu denken, dient zur Erwiederung: dass jede heilige Gemeinschaft besser denkt und gründlicher, als der Einzelne: wo zwey oder drey in meinem Namen u. s. w. Grossbritannien denkt besser und gründlicher, als *Newton* und *Locke*, und als seine oberen Staatsdiener. Was sind eines Wurms des 19 *Saeculi* Gedanken gegen die Gedanken der anderthalbtausendjährigen Kirche? Es ist überhaupt ein gebrechliches Handwerk, welches Denken heisst, und — dass zwey Menschen, wahrhaft mit einander verbunden, mehr sind, als zwey Einzelne, tiefer denken, grösser handeln — das ist das grosse Geheimniss, darum die Welt gebracht worden!" Nur Schade, dass in der anderthalbtausendjährigen Kirche selten das, was man in heiliger Gemeinschaft als wahr befand, sondern etwas ganz Anderes, Allen als Wahrheit aufgedrungen wurde! Wider die von den Protestanten geforderte Freyheit der Exegese beruft er sich auf den Nachtheil, der entstehen würde, wenn die Auslegung der weltlichen Gesetze jedem Einzelnen und seiner Willkühr anheimgestellt wäre. Die „katholische Rechtsverfassung" Englands sey das beste Mittel, zum Verständniss der alten europäischen Kirchenverfassung zu gelangen. Die *reports* und die Tradition, ohne deren Zuziehung es keinen Richterspruch in England gebe, verhalten sich zu den Statuten des Reiches, wie die Aussprüche der Kirche und der Päpste und wie die Acten der Concilien zur Bibel. „Jedes Wortes, jedes Gesetzes wahre Auslegerin für uns ist nicht etwa die kahle, unerfahrene ephemere Vernunft, sondern die ganze zwischen dem Gesetzgeber und uns liegende Weltgeschichte, die ganze Ausübung und Anwendung des Gesetzes durch die früheren Zeiten. Mit anderen Worten: der Exeget muss die ganze dazwischen liegende Zeit in sich aufnehmen, um das Gesetz zu begreifen. Dass man frage, wie, durch welche Veranlassungen dieses Gesetz geworden, ist nicht hinlänglich: auch was aus dem Gesetze geworden, bis es zu uns gekommen, muss gefragt werden." Aber wie kann dieses uns die Regel geben, nach welcher das Gesetz, nach dem Sinne des Gesetzgebers, auszulegen ist? Doch es ist genug, von dem Wirrwar einige Proben gegeben zu haben, den der Vf. vorzubringen im Stande ist, wo er den Katholiken geltend machen will.

Der zweyte Theil enthält 25 Aufsätze (Vorlesungen) *über die dramatische Kunst*, 6 Stück unter der Rubrik: *Philosophische Miscellen*, und 4 unter der Rubrik: *Kritische Miscellen*. Wir wissen nicht, für welche Classe von Zuhörern jene Vorlesungen ganz zweckmässig können gewesen seyn. Es scheint uns nämlich, dass diejenigen, welche bedurften, durch Hn. *M.* auf den rechten Standpunct für die Beurtheilung eines Drama und dramatischer Vorstellungen gestellt zu werden, seine Andeutungen und Erörterungen nicht ganz klar und genügend können gefunden haben. Auch haltbar möchte wohl nicht Alles seyn, manche Behauptung wenigstens der Einschränkung bedürfen. Die Vorschläge zu einer Bearbeitung des Hamlet, im Wilhelm Meister, findet er zwar, sofern sie nur dienen sollen, die unergründliche Tiefe des Werkes spüren zu lassen, sinnreich zart, und nennt sie das Schönste, was über *Shakspeare* gesagt worden; aber sofern eine wirkliche Bearbeitung versprochen, und desshalb die poetische Zerlegung vorgenommen wird, hält er sie *Goethe's* unwürdig. „Wozu denn überhaupt bearbeiten? Wozu sollen sich denn diese Riesenwerke nach unseren kleinen Brettergerüsten bequemen? Kommt es der Bühne, die einmal doch nichts Besseres vermag, nicht zu, sich nach ihnen, kommt es dem ausgearteten Gesellen und Kinde nicht zu, sich vielmehr nach dem Vater und Meister zu bequemen? Oder ist das Kind etwa zu sehr mit deutschem Brey und französischen Confitüren verwöhnt, es soll erst allmählich in den Geschmack der Kraftspeisen hinein kommen? Gut, so gebt ihm irgend eine andere Mittelspeise!" u. s. w. — „Es hat vieles Geschwätz über *Shakespeare* diess- und jenseits des Meeres gegeben; aber noch Niemand hat sein Recht bewiesen, von Auswüchsen des Genies, von Fehlern und Ausschweifungen in den Werken des Dichters zu reden; und so kommt den Geschöpfen des Augenblicks nichts weiter zu, als sich gläubig, anschauend und sinnend an den Busen des alten Meisters hinzulegen, jeden Zug seiner Wimpern, jedes leise Rühren seiner Lippen fromm und demüthig zu belauschen, sich hinzugeben und leiten zu lassen im ganzen Sinne des Worts." Wir geben gern zu, dass in den meisten Fällen, wo man versucht werden möchte, eigentliche Fehler dem Dichter vorzuwerfen, eine tiefere Untersuchung unser Urtheil ändern werde. Aber würde nicht Manches, was bey ihm kein Fehler war, jetzt als Fehler Solchen erscheinen müssen, die nicht mit *Shakespeare's* Zeit vertraut sind? Wird also zum Behufe der Aufführung nicht das zu streichen oder abzuändern seyn, was nur aus dem Gesichtspuncte und nach den Verhältnissen der Zeit, in welcher und für welche der Dichter arbeitete, gerechtfertigt werden kann? — Die Dramen aus der brittischen Geschichte von Richard II bis Richard III bilden, sagt der Vf., ein

einziges zusammenhängendes Trauerspiel, das er die Tragödie vom Untergange der Ritterzeit nennen möchte. „Die brittische Geschichte hat den ganz eigenen Charakter, dass sich in ihr die Geschichte des übrigen Europa concentrirt darstellt. ... Weil wir durch diese ganze Geschichte hindurch ein immer reges Gleichgewicht der Kräfte wahrnehmen, weil wir uns in die Betrachtung keines einzelnen Helden ausschliessend vertiefen dürfen, sondern immer wieder hingerissen werden zu einem neuen, oder zu irgend einer unerwarteten Wendung des Schicksals: so erzeugt sich in uns ein wahrhaft dramatisches Interesse am Ganzen, an der Idee; eben desshalb ist das Studium der brittischen Geschichte schöne Vorübung für den dramatischen Dichter. Diese Geschichte, setzt der Vf. nach seiner daher fahrenden Art hinzu, ist bis jetzt nur beschrieben worden von *Shakespeare*. Was *Hume* und die anderen sogenannten Geschichtschreiber erzählen, ist eine blosse Übersicht der Facta, entblösst vom Geiste ihres Lebens, um der moralischen und politischen Nutzanwendungen geschrieben, leer, ohnmächtig und kalt." Bey Gelegenheit des *Narren* im Lear sagt Hr. *M.*: „Das dramatische Tragische ist nicht etwa nur das, was nicht komisch ist, wie man glauben möchte (?), wenn man bloss die französische und neuere deutsche Bühne mit Ausschluss *Goethe's* und *Schiller's* kennt; der dramatische Schmerz ist nicht etwa ferner nur das, was keine Lust ist oder der Lust entbehrt. (Wer das wohl gemeint haben mag?) Vielmehr trägt der dramatische Schmerz in sich die Lust, oder die Ahnung der befriedigten Lust. Man hat sich vielfältig geplagt, den Genuss der Menschen am Trauerspiele zu erklären, und da wusste selbst *Lessing* nichts Anderes zu finden, als ein ähnliches Gefühl im gemeinen Leben, ... das Mitleid. Offenbar würde indess die Kunst viel besser das gemeine Leben, oder die schöne Lust am Trauerspiel viel besser das Mitleid erklärt haben, als das Mitleid die Tragödie, als das gemeine Leben die Kunst" (!?). Ob nun durch das, was Hr. *M.* hinzufügt, die Sache klarer wird? „Die edlere schönere Seele fühlt den Schmerz des Anderen theilnehmend in seiner ganzen Tiefe, aber sie begleitet ihn mit Hoffnung, Glauben und Liebe, die in ihr sich geltend machen können, da der Schmerz in ihr nicht monologisch allein herrscht. So entsteht in ihr ein Gefühl von Harmonie, ein *Accord*, und diess ist das Mitleid. Die beiden Elemente, Schmerz und Lust, haben in ihr gleiche Gewalt: aus dem Gleichgewicht beider entsteht ein Rhythmus in ihren Empfindungen, eine melodische Folge, die der dramatische Dichter vollstimmig zu einer grossen Symphonie verbindet."

(Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Leipzig*; b. Hinrichs: *Alexander Pope's Schreiben der Heloise an Abelard.* Neue metrische Verdeutschung von M. *Karl Benjamin Schade.* Nebst einer Einleitung und einigen erläuternden Anmerkungen. 1819. VIII u. 58 S. 8. (6 gr.)

Die Einleitung giebt einige Nachrichten von *Pope*, und sucht seinen Werth als Schriftsteller und Dichter zu bestimmen. Da heisst es unter anderen: „Obgleich es *Popen*, wie mehrere seiner Werke beweisen, keinesweges an jener Phantasie fehlte, die den Dichter vom blossen Verskünstler unterscheidet: so überliess er sich doch nur selten mit ganzer Seele dem Feuer der dichterischen Begeisterung. Seine Werke sind daher nicht *angefüllt mit jenen starken Rührungen, welche andere Dichter uns einflössen*, bey deren Lesung derjenige, welchen die Natur mit Dichtergefühl ausgerüstet hat, sich seiner selbst kaum mächtig bleibt. Aus eben dieser Ursache ist aber auch *Pope* ein Schriftsteller, der allgemein gefällt. Er ist jedem Alter und jedem Stande, älteren und jüngeren Lesern, dem Gelehrten und dem Geschäftsmanne angemessen." Und das wirklich wegen jener negativen Eigenschaft? — Ferner erzählt Hr. *Sch.* die Geschichte Abelards und Heloisens.

In der Vorrede äussert er seine Unzufriedenheit mit der Art, wie „poetische Übersetzungen von den Meisterwerken der Alten und Neuen" in Deutschland aufgenommen werden. „Der Geist und die Manier der Urschrift sey im Ganzen noch so gut nachgebildet; die Verse seyen wohlklingend; die Sprache sey schön und gewählt; hat der Übersetzer hie und da eine andere Wendung genommen, ein anderes Bild gewählt, einen Gedanken, einen Nebenzug ausgelassen: so hält man ihm mit grosser Strenge die Urschrift vor, und findet bisweilen sogar das tadelnswürdig, wofür er das Lob eines feinen Geschmacks und einer richtigen Beurtheilungskraft verdient hätte." Aber das Letzte ist auch ein Urtheil, und da kommt es nun erst darauf an, ob in ihm oder in dem tadelnden Urtheile des Kunstrichters mehr Wahrheit enthalten sey. Was aber jene Strenge anlangt: so ist es freylich ungerecht, um einzelner Mängel willen das Ganze zu verwerfen, selbst einzelnes Gute zu verkennen; aber die Bemerkung der Mängel ist nicht zu tadeln. Denn die Absicht der Kritik ist nicht, zu sagen, was den Schriftstellern behagt, sondern Wissenschaft und Kunst zu fördern.

Hr. *Sch.* wünscht, dass seine Übersetzung billige Beurtheiler finde. Rec. glaubt nicht unbillig zu seyn, wenn er schon die Wahl der Versart unglücklich nennt, und gesteht, dass es ihm vorkomme, Hr. *Sch.* bewege sich ein wenig schwerfällig in den Fesseln des Metrums. Doch hier ist der Anfang zur Probe:

> Hier im öden Kloster, wo das Grausen wohnet,
> Herrschet die Betrachtung, die bloss an den Himmel denkt;
> Herrscht die Schwermuth, die kein krankes Herz verschonet,
> Und in stetes Grübeln das Gemüth des Menschen senkt.
> Welcher Sturm im Herzen einer keuschen Nonne!
> Wie? Ihr missfällt dieser klösterliche Zufluchtsort?
> Wie? Sie fühlt der Liebe längst vergessne Wonne?
> Und ihr heil'ger Mund wagt auszusprechen dieses Wort?
> Dich, mein Abelard, von dem die Zeilen kamen,
> Die mit süsser Wehmuth mein bethräntes Auge las,
> Lieb' ich jetzt noch, küssend deinen theuern Namen,
> Den mein fühlend Herz auch hier im Kloster nicht vergass.

Schon dadurch, dass Hr. *Sch.* die ersten vier Zeilen als Satz für sich hinstellt, wird der Gegensatz verwischt und der fünfte Vers unpassend. In diesen Zeilen, sagt *Pope*, *wo* .. Betrachtung wohnt u. s. w. was will in den Adern einer Gottgeweihten der Aufruhr? — Doch — wird man in dem Ganzen den gedrungenen, gedankenreichen *Pope* erkennen?

Die Anmerkungen, welche zu manchen Stellen des Gedichts gemacht sind, scheinen uns ziemlich überflüssig, mitunter ziemlich trivial.

J. C. F. D.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

WIEN, b. Camesina: *Adam Müllers vermischte Schriften über Staat, Philosophie und Kunst* u. f. w. I — II Theil.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Was über die Nachahmung der Natur gesagt wird, enthält viel Wahres; aber Hr. *M.* sollte doch auch Anderen zutrauen, dass sie nicht Alles im gemeinsten Sinne genommen haben, und sich nicht das Ansehn geben, als sehe Er die Sache zuerst recht ein. Selbst das, was er von der sittlichen Tendenz des Drama und wider die sogenannten moralischen Stücke sagt, ist im Grunde nur einseitig, und übertreibt bekannte Aussprüche, die *cum grano salis* verstanden seyn wollen. — Dass wir zu unseren musicalischen, dramatischen und geselligen Unterhaltungen die Abende wählen, erklärt des Vfs. unmuthige Philosophie so: „Das trübe, zerrissene, zertheilte Wesen unseres Lebens kommt uns des Morgens beym Erwachen gemeiniglich mit so vieler Unfreundlichkeit entgegen, dass wir uns durch ernsthafte Thätigkeit den Tag über wieder sammeln müssen, und dass endlich am Abend erst unsere Natur wieder abgeklärt, beruhigt und gereinigt genug ist, um die Erzeugnisse der Künste zu empfangen." Die religiösen Possen des Mittelalters rechtfertigt der Vf. auf eine mehr sinnreiche, als überzeugende Weise. „Der ächte Mensch des Mittelalters öffnete gläubig und fromm seine Brust allen heiligen ernsten Schauern der Religion, gab sich ihr ganz hin; aber wohl wissend, dass es eine noch viel höhere Andacht gebe, dass die Religion noch in ganz anderer Erhabenheit erscheinen könne, öffnete er eben so treuherzig dieselbe Brust der Flamme des Scherzes und Witzes, und so reinigte sie sich wechselsweise in Feuer und in Thränen zu einem ächten Heiligthume. Nicht die Religion selbst ward ausgelacht, wie in *Voltaire's Pucelle*, sondern seinen in der reinsten Gestalt noch immer, gegen die Religion selbst, unwürdigen Glauben an die Religion belachte der Mensch." Eben so wurde von Aristophanes, „um das unendliche Gemeinwesen zu verherrlichen, die endliche Republik mit allen ihren Häuptern, Demagogen und Heiligthümern dem unmäsigsten Gelächter Preis gegeben." Wenn übrigens hier Hr. *M.* den von *Fr. Schlegel* aufgestellten Begriff der Ironie geltend macht: so äussert er zugleich seine Unzufriedenheit mit den „poetisirenden Modephilosophen," die „von der *Schlegel*'schen selbst noch unvollständigen Erklärung wieder nur den halben Sinn aufgriffen," und fährt vortrefflich fort: „Mit dem Allerheiligsten kann gespielt werden, aber auch dieses Spiel muss ein reines, argloses, freundliches, heiliges Spiel seyn. Denn was ist das Allerheiligste, was ist die höchste Schönheit, was ist die reinste Wahrheit anders, als Saamen, der wieder ausgestreut werden muss für eine noch höhere Ernte? Prüfungen des Lebens führen Zweifel herbey, die das frömmste Gemüth in seinem Glauben stören, oft wohl diesen Glauben verzehren, um einen höheren Glauben zu erzeugen. Weisst du diese Zweifel selbst zu erzeugen, weisst du dich selbst zu prüfen, vermagst du gegen alles Bestimmteste, was du glaubst, gegen jede Erfahrung, gegen jeden Grundsatz zu protestiren, aber nicht in der gemeinen Absicht, nicht um die elende Satisfaction deines Verstandes oder deiner Kraft, dass du so ernste, heilige Dinge zerstören kannst, wie es manchem Revolutionär dieser Zeit wiederfahren, sondern um höheren Glauben, höhere Erfahrungen, einen höheren Grundsatz, kurz das Bessere an ihre Stelle zu setzen: so schreibe du dir die Ironie zu, die ich nach Platon hier charakterisirt habe." — Das griechische Lustspiel setzt der Vf. weit über die griechische Tragödie. „Hier offenbart es sich, wie die Griechen viel mehr auf der Erde und mit ihrem Willen, als mit dem Göttlichen und mit dem Schicksale Bescheid wussten, wie sie überhaupt viel mehr das Leben als den Tod verstanden." Nach den Bemerkungen über das griechische Theater handelt Hr. *M.* von dem Charakter der spanischen Poesie. Dann folgt eine Apologie der französischen dramatischen Literatur, welcher er einen repräsentativen, abgeleiteten Werth zuschreibt, wie den Poesieen der griechischen und romantischen Zeit einen persönlichen. Ihm werden die persönlichen Dichter erst recht deutlich durch die repräsentativen, und so umgekehrt. Nach einigen Bemerkungen über die italiänische Bühne folgt noch Etwas über den Unterschied des antiken und modernen Theaters, und endlich über das deutsche Familiengemälde. — Wir gestehen gern, dass Hr. *M.* sehr viel Gutes sagt; aber es ist nicht Alles so neu, als es scheint und scheinen soll; Vieles bedarf noch einer genaueren Bestimmung, und Manches ist mehr blendend als wahr. Die Darstellung ist lebendig; doch vertauschte man gern manches Bild und manche Verglei-

chung gegen klar ausgesprochenes und wohl begründetes Urtheil.

Die *philosophischen Miscellen* beginnen mit *Prolegomenen einer Kunstphilosophie.* Die Wissenschaft trennt, die Kunst vereinigt. Jene zergliedert den schönen grossen Bau, den die Vergangenheit zurückgelassen hat, löst das grosse Gemälde gleichsam Einer That eines ganzen Geschlechts in unendlich viele Individualitäten auf, deren Verein jene That erzeugte; die Kunst ergreift einzelne Epochen der Geschichte, vermählt, verbindet, vermittelt, vereinigt sie zu einem historischen Ganzen, bildet aus verschiedenartigen, streitenden Charakteren ein harmonisches, friedliches Ganzes. Die Wissenschaft zergliedert die Werke der Kunst, damit eine höhere Kunst die getrennten Elemente zu einem höheren Werke vereinigen könne, dann eine wieder höhere Wissenschaft eine schärfere, reinere Zergliederung vornehmen könne, und so ins Unendliche fort. Hierin, und in seiner Erklärung wider *die* Philosophen, die „durch die Annahme eines Maximums der Wissenschaft und Kunst eine tyrannische Constitution anheften wollen," auch in der Behauptung, dass Wissenschaft und Kunst in einer künstlerischen, philosophischen Handlung ergriffen werden können, wird man dem Vf. eher beystimmen, als die Anwendung passend und bedeutend finden, die er auf die Mathematik macht. Der Hauptgedanke, der ausgeführt wird, ist: Wir können uns kein Handeln denken, das nicht wieder behandelt würde. Wie der Vf. ihn denkt, ist er richtig, auch sind manche Theile der Ausführung beachtenswerth. Spielend dünkt uns aber die Anwendung auf den Gegensatz zwischen Seele und Körper, und elend der Ausfall auf die Psychologie. — *Vom Organismus in Natur und Kunst, vom Antorganismus, Einheit in der Zweyheit* sind die Überschriften der folgenden Aufsätze, die aber das nicht erschöpfen, was angekündigt wird, nur Bemerkungen enthalten, die neuer aussehen, als sie sind. *Vom Wesen der Definitionen* erfährt man in dem so überschriebenen Aufsatze so gut wie Nichts. Was *Kant* in der Methodik von Definitionen sagt, hätte den Vf. zu ganz anderen Gedanken leiten können.

In den *kritischen Miscellen* spricht er zuerst *über den schriftstellerischen Charakter der Frau v. Stael-Holstein*, dann *über die Corinna*, ferner *über Betty Koch, verehlichte Roose*, eine vortreffliche Schauspielerin. Ein *Etwas über Landschaftmalerey* macht den Beschluss.

HIKL.

BERLIN, in der Maurer'schen Buchhandl.: *Freymüthige Blätter für Deutsche in Beziehung auf Krieg, Politik und Staatswirthschaft.* Herausgegeben von *Friedrich von Cöln.* Des Jahrgangs 1817 VIII. IX. X. XI. XII Heft. S. 1143 bis 1646. CDXLII bis DXCI. 8.

[Vgl. J. A. L. Z. 1819. No. 150.]

VIII Heft. 1) *Ideen über Preussenthum von Julius v. Voss.* Fortsetzung. Den Manen *Nicolai's* zu Ehren geht Hr. *v. V.* den Philosophen *Fichte* und *Schelling*, und den Dichtern *Goethe* und *Schlegel* zu Leibe, und Minna von Barnhelm gewährt ihm die beruhigende Erscheinung, dass das Preussenthum leicht, wenn es solcher Stücke weit mehr gebe, eine eigenthümliche, auf das Volk berechnete dramatische Literatur haben, und als das Höchste alles Andere unter sich lassen, und das Goethenthum um sein Herrscherthum bringen würde. Möge eine solche Thümthumthumigkeit ihn nur nicht um das Preussenthum bringen! 2) *Napoleon und die Pariser.* Fortsetzung der Auszüge aus *Alphonse de Beauchamp histoire des Campagnes de 1814 et 1815.* 3) *Über die ehelichen Verbindungen unter Katholiken und Protestanten, und die Beschränkung der letzteren bey deren Eingehung in den niederrheinischen Provinzen.* Es ist keine Beschränkung der Protestanten, sondern auch der Katholiken, mithin eine Beschränkung der ehelichen Verbindungen zwischen beiden: denn es handelt sich hier von der verweigerten Einsegnung der ehelichen Verbindung, wenn dem katholischen Pfarrer nicht das Versprechen von dem nicht katholischen Theile gegeben wird, die künftigen Kinder in der katholischen Religion erziehen zu lassen. Der Vf. wundert sich über die Connivenz der französischen (ehemaligen) Regierung, die dem katholischen Priester gestattete, den Wunsch wenigstens nach Erfüllung dieser Bedingung zu äussern, und die dennoch den Anmassungen nicht ganz begegnete; er vergisst aber dabey, dass in Frankreich so etwas nie gedruckt wurde, während in den Rheinprovinzen, die preussisch geworden sind, das Generalvicariat zu Aachen in einem gedruckten Circulare vom 24 Jul. 1818 den katholischen Pfarrern die Leistung dieses Versprechens als die erste und wesentlichste Bedingung zur Einsegnung dem Ehepaare abzufodern gebot; in den bairischen Rheinprovinzen geschieht so etwas nicht! Der Vf. hat den Hauptgesichtspunct verfehlt: die weigernden Pfarrer zu strafen, wie die Verordnung für die Länder Jülich, Cleve und Berg vom 24 Apr. 1784 will, ist ungerecht; der Pfarrer hängt von seinem Obern ab, Gehorsam ist seine Pflicht; aber warum lässt man päpstliche Verordnungen ohne *placitum regium* zu, und warum nimmt man die aus Versehen zugelassenen nicht zurück? 4) *Auszug aus der noch ungedruckten* (jetzt gedruckten) *Reisebeschreibung der Freyfrau von der Recke.* Beschluss. 5) *Nachtrag zu dem Aufsatze über die Dampfschifffahrt in Amerika*, aus den Reisen nach Surinam von Fr. *von Sack.* 6) *Über das gelbe Fieber*, ebendaher. 7) *Erinnerungsblätter aus dem Feldzuge der schlesischen Armee im Jahre 1814*, gesammelt aus den Papieren eines preussischen Lieutenants. Als einzelne Materialien der Mittheilung werth, besonders dazu dienend, die Armeeberichte zu ergänzen und näher zu erklären. IX Heft. 1) *Andreas von Mayendorff*, magdeburg. Landraths, *Bericht von der deutschen Freyheit und Regiment, Collecten item was auf Landtagen vorgehet* u. s. w., geschrieben in der zweyten Hälfte des XVI Jahrhunderts, nebst *einem Anhange aus der Regierungsgeschichte Königs Friedrich Wilhelms I. Majestät*, aus einer Originalhandschrift

herausgegeben von G. H. M. von Wedell, magdeburg. Landrathe und Ritter des eisernen Kreuzes. Solcher Berichte möchten sich wohl mehrere finden. 2) *Napoleon und die Pariser*, s. VIII H. No. 2. Fortsetzung. 3) *Erinnerungsblätter aus dem Feldzuge der schlesischen Armee* — einzelne Anekdoten. 4) *Entwickelung des französischen Nationalcharakters.* I Abtheilung: Von der Unterjochung Galliens durch die Römer bis zur Dynastie der Valois. Zwar geschichtlich treu, aber nicht tief gegriffen. 5) *Aphorismen über Gesetzgebung, Staatsverfassung und Verwaltung.* Wer Aphorismen giebt, muss sie mit Eminenz (Leben und Geist) geben; Aphorismen sind vorliegende, aber die Eminenz ist in ihnen sogar im Historischen nicht. So glaubt der Vf., die französische Monarchie sey zur Schande aller Degen und Waffen tragenden Menschen durch Federkiele daniedergerissen! Die Gänse werden also wohl herostratisch berüchtigt werden, wie sie patriotisch durch ihr Geschnatter bey Rettung des Capitols berühmt geworden sind! X Heft. 1) *Ideen über das Preussenthum* von *Jul. v. Voss.* Diessmal von dem Landsturmswesen, dem Zusammenschliessen der Heerhaften und Bürgerhaften im Staate. 2) *Über die Juden, insbesondere in Brandenburg*, von *Gustav Tzschoppe.* Das allgemein Geschichtliche ist weit gründlicher in der Zeitschrift: *Der deutsche Bund*, behandelt, als hier; indess sind doch hier mehrere Particularnotizen ausführlich zusammengestellt; das Resultat einer allgemeinen Toleranz entspricht als Folge nicht der Sache. 3) *Zustand der Armen in England*, aus den Zeiten (*Times*) von *Helmina v. Chezy* geb. *v. Klenke.* Die Brauchbarkeit der Armen zu Arbeiten mit und ohne Rücksicht auf das Maschinenwesen betreffend. 4) *Gespräch im Reiche der Todten zwischen D. Martin Luther und Philipp Melanchthon*, 300 Jahre nach der Reformation, von *Adolph v. Schaden.* Die Expectoration auf die Gegenwart bis zu: dass kaum ein einziger Dichter der Deutschen lebt, dass die Chemie von Wenigen gekannt und geachtet wird, dass sich der Jesuit erhebt u. s. w., hätte sich der Vf. auch zum Theil als Anachronismen ersparen können! 5) *Aphorismen über Gesetzgebung, Staatsverfassung und Verwaltung.* XI Heft. 1) *Ideen über das Preussenthum* von *Julius v. Voss.* 2) *Napoleon und die Pariser.* Beschluss. 3) *Über die neueste Justizorganisation im Grossherzogthum Posen* von *Kosmophilos.* Der Vf. bedauert es, dass die Verordnung vom 9 Febr. 1817 betreffend die Justizverwaltung im Grossherzogthum Posen, nicht bloss Erinnerungen, sondern Theile der französischen Gesezgebung zurücklässt, die von der Erde vertilgt werden sollte, weil sie mehr Willkühr aufnahm, als eine Civilgesetzgebung aufnehmen muss. 4) *Aphorismen über Gesetzgebung, Staatsverfassung und Verwaltung.* Der Vf. mag das Glaubensbekenntniss verantworten, dass nie eine Volksmasse vernünftig sey, nie ihr wahres Interesse zu beurtheilen wisse, und dass der wahre Machthaber nur wie Gott unumschränkt gerecht seyn könne, wenn er wie jener unumschränkt mächtig sey. XII Heft. 1) *Ideen über das Preussenthum* von *J. v. Voss.* Hierin auch der Plan zu einer Güter-, Staatsrenten-, Capital- und Ordens-Lotterie zum Behufe ausserordentlicher Regierungsausgaben; wahrhaft ein Beytrag für *Friedrichs* Theorie von den Glückspilzen. 2) *Über Getreidehandel und Wucher, Brodtaxe* von *v. Cöln.* So sehr auch Hr. *v. Cöln* gegen die Nationalökonomie von *Smith, Krauss, Lüder, Lotz, Schmalz, Krug, Soden* u. A. schmollt, so wenig wickelt er sich aus dem Labyrinthe eines Begriffs, den er sich von dem Staate als einem Vereine macht, der wegen wechselseitiger Hülfsleistungen zum Behufe einer behaglichen (*sic!*) Lebensexistenz aller Theilnehmer geschlossen ist. Plünderung der Kornböden und Beckerläden zur Zeit des Mangels wird dann eben so leicht gerechtfertigt werden können, als die Ermordung der 11,000 gefangenen Türken in Ismael; und die Wilden werden dann Recht behalten, jeden Fremden, der in ihr Land tritt, zu fressen; es ist sogar eine Landesaccise. 3) *Über Finanzbedürfniss, Militäretat und Brodversicherungsanstalt im preussischen Staate.* Manches unterschreiben wir mit voller Einstimmung, Vieles aber auch nicht; die Überzeugung, dass die Lieferanten jetzt noch 50 Procent widerrechtlich gewinnen können, hat viele Ansichten getrübt. — Jedem Hefte sind Übersichten der neuen Literatur der Staatswissenschaft beygefügt, die auch in 2 Bänden gesammelt besonders erschienen sind.

S—d.

RIGA, b. Hartmann: *Janus oder russische Papiere.* Eine Zeitschrift für das Jahr 1808, herausgegeben vom Probst *Heidecke.* Erstes Heft. 1808. VIII u. 151 S. 8. (1 Rthlr.)

Mit dem lebhaftesten Interesse haben wir diese Zeitschrift gelesen, welche allen denen, die sich für Russland und vorzüglich für dessen Geschichte interessiren, eine so reiche Ausbeute versprach. Wir bedauern um so mehr, dass es dem achtungswürdigen Vf. an Aufmunterung gefehlt haben muss, diese Zeitschrift fortzusetzen, da solche gewiss für Leser aus allen Ständen Interesse haben musste. Eine kurze Anzeige der in diesem ersten und (soviel uns bekannt) letzten Hefte enthaltenen Stücke mag hinreichen, um unser Urtheil zu rechtfertigen. No. 1. *Wanderungen in Moskwa.* Bey Gelegenheit der Aufzählung der vornehmsten Gebäude der alten Kaiserstadt giebt uns der Vf. einen historischen Abriss von den Fortschritten der Architektur in Russland. Ridolfo Fioravanti, genannt Aristotele de Bologne, berufen vom Zar Iwan Wassiljewitsch, war der erste berühmte Künstler, der die Architektur nach Russland verpflanzte. Gross als Mechaniker und Architekt, liess er sich nur zu sehr durch den gothischen Geschmack beherrschen. Erst unter Peter dem Gr. kam der Ritter Minetti aus Rom, woher er aber den schlechten Stil des Baromini mitbrachte. Auf ihn folgte der Graf Rostrelli, der Erbauer mehrerer Palläste zu Petersburg. Er baute wenn gleich in einem baroken, doch imponirenden Stile, und zugleich mit grosser Solidität. Unter Elisabeth machten sich Lamotte und Leroy berühmt; Rinaldi, welcher unter Katharina II das Marmorpalais und die Isaakskirche aufführte, besass leider schon den verderbten Geschmack der römischen

Schule. Mit mehr Ruhm arbeiteten Starof, Feltin, Tischbein, Toman und Kameron, und seit 1799 Quarenghi und Trombara, der Erstere im edlen Stile von Palladio. Früher noch als diese letztgenannten arbeitete ein russischer Künstler, der schätzbare Baschenow, einer der grössten oder vielmehr bis auf ihn der einzige Künstler, welchen Russland hervorbrachte. No. 2. *Über die Einführung und den Fortgang der Buchdruckerkunst in Russland.* Auch hier war es Iwan Wassiljewitsch, welcher die erste Buchdruckerey 1553 zu Moskwa anlegte; ein neuer Beweis, wie oft Fürsten, welche ein rohes Volk mit kräftigem Willen zu cultiviren streben, von denen, welche sich nicht in ihre Lage versetzen können, unrecht beurtheilt werden. Im J. 1564 erschien aus dieser Buchdruckerey das erste in Russland gedruckte Buch, die Geschichte der Apostel. Erst beynah 100 Jahre später 1650 legte der nachmalige Patriarch Nikon die zweyte Buchdruckerey zu Nowgorod an. Allein auch hier war es Peter dem Gr. vorbehalten, diese Kunst in Russland einheimisch zu machen. Zuerst wurden auf seinem Betrieb mehrere russische Elementarbücher in Holland gedruckt. Im J. 1704 erfand er selbst eine neue Schriftart zum gewöhnlichen Drucke, viele mathematische und historische Schriften wurden nun zu Moskau gedruckt, und 1711 eine neue Druckerey zu Petersburg angelegt. Hieraus bildete sich die akademische Buchdruckerey, welche bald sehr vervollkommnet wurde. Von der Zeit an entstanden noch während der Regierung Peters des Gr. mehrere neue Druckereyen in Russland. Noch schneller wuchs ihre Anzahl unter den folgenden Regierungen, vorzüglich seitdem man 1783 einem Jeden erlaubte, unter der Aufsicht der Polizeycensur eine Druckerey anzulegen. Die 1796 erfolgte Aufhebung aller freyen Buchdruckereyen verminderte freylich ihre Zahl für den Augenblick; allein seitdem ein zweyter Ukas von 1802 ihnen die alte Freyheit wiedergab, vermehrte sich schnell ihre Anzahl mit jedem Jahre. Eine Notendruckerey erhielt Russland erst gegen das Ende des 18 Jahrhunderts. No. 3. *Kirchengesang der Russen in 6 Epochen.* No. 4. *Geschichte des russischen Theaters von seinem Ursprunge bis auf Wolkow.* Im 17 Jahrhunderte wurden den Russen zuerst theatralische Vorstellungen zu Kiew bekannt, wohin sie von Polen aus gekommen waren. Dort führten die Studenten zuerst geistliche Dramen in polnischer Sprache auf. Ihr Stoff war aus der Kirchengeschichte und den Legenden der Heiligen entlehnt. Nach demselben Zuschnitte waren auch noch die Schauspiele gebildet, welche 1676 dem Zaaren Alexey Michailowitsch zu Ehren vom Bojarin Artamow Matwejew bey Moskau aufgeführt wurden. Unter dem Zaaren Feodor Alexejewitsch erschien das erste nicht geistliche Drama, eine Übersetzung von *Moliere's Medecin malgré lui.* Unter Peter dem Gr. kam die erste freylich nur sehr schlechte deutsche Schauspielergesellschaft unter der Direction eines gewissen *Mann* nach Petersburg, welcher unter der Kaiserin Anna im J. 1735 eine vollständige italiänische Truppe unter dem Balletmeister Lande folgte. Das Cadettencorps gab ausserdem gleichfalls dramatische Vorstellungen, und Lande verschrieb ausserdem noch eine französische Truppe aus Kassel. Im J. 1748 kam selbst Ackermann mit seiner Schauspielergesellschaft nach Petersburg, und bald darauf verfertigte Sumarakow russische Trauerspiele. Sein Zeitgenosse war Feodor Grigorjewitsch Wolkow das erste ächte russische Theatergenie. Er war es, der das russische Theater zu Moskwa errichtete, und Russland mit mehreren eigenen Schauspielen und Übersetzungen fremder Meisterstücke beschenkte. Von Katharina II nach Verdienst belohnt, starb er 1763 an den Folgen einer Verkältung, welche er sich bey einer von ihm selbst dirigirten grossen Oper zugezogen hatte. No. 5. *Nachricht über den Bau des ersten Schiffs in Russland, benannt der Adler, unter der Regierung des Zaaren Alexey Michailowitsch* — ein Auszug aus *Struys* Reisen durch Moskowien, Persien u. s. w. No. 6. *Ursprung der Preobraschenschen und Semenowschen Garderegimenter.* Bekanntlich bildeten sich diese beiden Regimenter, der Stamm der auf deutsche Art disciplinirten russischen Armee, aus der Poteschnie, dem Corps junger Leute, welches Peter d. Gr., noch während der Regentschaft seiner Stiefschwester Sophia errichtete. Wahrscheinlich macht es der Vf., dass die Poteschnie erst 1687 errichtet worden sey, während Wassilei Golizin in dem krimmischen Feldzuge abwesend war. Da auch Gordon dieser Expedition beywohnte: so gehört wahrscheinlich das Verdienst dieser Einrichtung ausser Peter dem einzigen Lefort. Anfänglich bestand die Poteschnie nur aus einer Compagnie von 50 Mann, bey welcher Lefort Capitän war. Als sich in der Folge die Poteschnie bald ansehnlich vermehrte: so war ein Theil davon von Preobraschensk nach dem Dorfe Semenow verlegt. Dass der Zaar selbst unter der Poteschnie als Gemeiner oder gar als Trommelschläger gedient, wird durch das Stillschweigen aller einheimischen Quellen sehr unwahrscheinlich. Seitdem Peter nach Entfernung der Prinzessin Regentin den 7 Sept. 1689 die Regierung selbst angetreten hatte, erhielt auch die Poteschnie, an deren Bildung jetzt auch der General Gordon einen lebhaften Antheil nahm, bald eine grössere Ausdehnung; doch wurde dieselbe nicht früher, als etwa im Frühjahr 1695 vor dem ersten asowschen Feldzuge in 2 Regimenter, das Preobrachensche und Semenowsche verwandelt. Peter selbst nahm den Charakter eines Obersten des Preobraschenschen Regiments und den eines Capitäns der bey demselben errichteten Bombardiercompagnie an. Im J. 1797 werden die beiden Regimenter in dem Journale Peters des Gr. zum ersten Male als Garderegimenter aufgeführt. No. 7. *Auszug aus dem officiellen Journale der Gesandtschaft des Stolniks und Statthalters von Borowsk Peter Iwanowitsch Potemkin nach Spanien und Frankreich im J. 1667.* Der den Russen im Verkehr mit Fremden schuldgegebene Argwohn bestätigt sich aus dieser Erzählung vollkommen. Der Zweck dieser Gesandtschaft, eine genauere Handelsverbindung zwischen Russland und Spanien und Frankreich anzuknüpfen, blieb jedoch unerfüllt. No. 8. *Bücheranzeigen.* N. 9. *Russische Anekdoten.* No. 10. *Correspondenznachrichten.*

P. d. G.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

FORSTWISSENSCHAFTEN.

1) Züllichau, b. Darnmann: *Über forstwissenschaftliche Bildung und Unterricht im Allgemeinen, mit besonderer Beziehung auf den preussischen Staat,* eine Andeutung für Lehrer und Lernende, von *W. Pfeil*, fürstl. Carolath. Forstmeister. 1820. 206 S. 8. (21 gr.)

2) Dresden, in der Arnold'schen Buchhandl.: *Auch einige Worte über forstwirthschaftliche Bildung und Unterricht.* Abgenöthigt durch Herrn *Pfeils* Schrift über diesen Gegenstand von *K. L. Krutzsch*, Lehrer an der Forstakademie in Tharand. 1820. 48 S. 8. (6 gr.)

Rec. hat schon recht viel Gutes von dem Vf. der erstgenannten Schrift gelesen. Da er aber durchaus nicht mit ihm über den Inhalt dieser Schrift einverstanden seyn kann; so wird es nöthig, über die Erziehung zum Forstwesen einige allgemeine Sätze vorauszuschicken.

Der Forstdienst hat viele Seiten, und jede derselben bietet wieder Verschiedenheiten und Abstufungen dar. Clima und Bedürfnisse sind eben so mannichfaltig, als die Grade der Bildung sind, welche für diese oder jene Stufe des Forstdienstes erfoderlich ist. Nun ists aber nicht möglich, für jedes Eigenthümliche des Locals und des Individuums eine eigene Idee für die Organisation einer Forstlehranstalt aufzustellen. Die hiebey nothwendige Universalität macht den Begriff einer Forstlehranstalt zu einem der schwierigsten Probleme. Den Zöglingen hat die Natur keine sichtbare Marke aufgedrückt, um den Platz zu bezeichnen, den ihnen einstens die Entwickelung ihrer Talente oder die Bestimmung des Geschicks zuweisen wird.

Alle diese Rücksichten legen den Forstlehrinstituten die Verbindlichkeit auf, in Bestimmung des Lehrplans nicht zu karg zu seyn, selbst wenn auch der Hauptzweck der Anstalt nicht auf die Bildung dirigirender, sondern mehr ausübender Forstbeamten berechnet wäre. Da die richtigen Grundsätze des Staatsdienstes einem Jeden aus der niederen Dienstsphäre den Eintritt in die höhere offen lassen: so erfodert die Consequenz, dass in der niederen Schule wenigstens das anregende Princip fürs Höhere enthalten sey. Dieses vorausgeschickt, wird sich leicht ergeben, dass die Ansichten des Vfs. sich nicht vertheidigen lassen. Es handelt sich um die Beantwortung von drey Hauptfragen. Die erste betrifft den gegenwärtigen Zustand des Forstunterrichtswesens und insbesondere der Forstlehranstalten. Um zu beweisen, dass letztere ihrem Zwecke nicht entsprechen, werden verschiedene Erfahrungen angeführt, die *nichts* beweisen. Bey allen Schwierigkeiten, mit welchen die Forstlehrinstitute zu kämpfen haben, ist ihr wohlthätiger Einfluss von keinem Unbefangenen zu verkennen. Von ihnen ist die weitergreifende Bildung des Forstpersonals ausgegangen, und zuverlässig hat diese in vielen Staaten gute Früchte getragen. Der Erfolg davon, der sich gerade nicht intuitiv nachweisen läst, fällt begreiflich nicht so grell in die Augen, als die vom Vf. aufgegriffenen Erscheinungen, von denen er auf das Zweckwidrige der bestehenden Forstlehrinstitute zurückschliessen will. Wohl mag es nicht an Individuen fehlen, welche mit schlecht verdauter Vielwisserey einen renommistischen Unfug treiben. Hier treffe die Rüge das Individuum. Keine Logik wird den Schluss auf die Lehre und den Lehrplan gut heissen. Diese Erscheinungen, die auch in anderen Fächern des Wissens vorkommen, sind beym Forstwesen auch nicht einmal so gefährlich, als sie aussehen. Der junge Akademiker braucht nur unter guter Leitung in die praktische Sphäre zu kommen. Es wird sich, wenn es da mit der Forstdirection und mit dem Forstdienst gut bestellt ist, mit der unbehülflichen Polyhistorie bald geben: die umgebenden Objecte seines Wissens, unterstützt von zunehmender Reife des Urtheils, bringen ihn unvermerkt zum reellen Bewusstseyn des Erlernten. Die Untersuchung, wie viel Überflüssiges darunter sey, möchte gerade das Überflüssigste seyn. So kommen wir denn zur zweyten Hauptfrage: Was ist dem Forstmanne zu wissen nöthig, und welches sind die Grenzen, über welche hinaus die Hülfswissenschaften nicht in die eigentliche Forstwissenschaft herüber gezogen werden sollen? Da es der Raum nicht gestattet, die Amputationsmethode des Vfs. an allen einzelnen Gliedern zu beschreiben: so wird es genug seyn, ihren allgemeinen Charakter zu bezeichnen. Es soll abgeschnitten werden, was entbehrlich ist, gelehrt soll werden, was nöthig ist, die nähere Instruction fehlt aber. Denn damit, dass ein Unterschied gemacht wird zwischen den Bedürfnissen des eigentlichen Forstmannes und des Forstgelehrten, ist gar nichts ausgemacht. Der Forstgelehrte ist, ohne Beziehung aufs Forstwesen, als ein ganz sonderbar isolirtes Wesen zu denken hingegeben. Das ganze Raisonnement des Vfs. ermangelt der Consequenz, in

diesem Abschnitt wird Vieles ausgeschlossen, was im dritten Abschnitte wieder postulirt wird. Zu wenig ist darauf Rücksicht genommen, dass sich — um ein etwas handgreifliches Bild zu nehmen — nicht in die Luft bauen lässt. Wer in der zweyten Etage wohnt, braucht freylich die erste nicht; aber als Begründung ist sie unentbehrlich. Wie soll es denn möglich seyn, aus den Hülfswissenschaften nur das auszuheben, was zum Forstwesen sich bezieht? Ferner ist auch zu wenig auf den — man könnte sagen unsichtbaren Einfluss geachtet worden, welchen jede wissenschaftliche Beschäftigung in formativer Hinsicht hat, weil man sich dadurch auch des Hauptfaches mehr bemeistert. In dieser Betrachtung erscheint die Sorge, dass durch die Beschäftigung mit den Hülfswissenschaften das Hauptfach leide, als eine kleinliche Ängstlichkeit, zumal da das Hauptfach in gegenwärtigem Falle wissenschaftlich betrachtet weiter nichts ist, als ein Aggregat von Sätzen aus lauter Hülfswissenschaften, in deren Betreff jeder denkende Forstmann zugeben wird, dass ihre Erlernung wichtiger gewesen sey, als ihre Zusammenstellung zum Forstzweck. Von vielen Hülfswissenschaften scheint sich selbst der Vf. eine zu abschreckende Vorstellung zu machen. Wenigstens häuft er in seiner Darstellung, der es überhaupt an ruhiger Haltung fehlt, Übertreibung auf Übertreibung. Wie wenig sich und seinem Urtheile der Vf. selbst traut, beweist er an seiner Beschneidungsprocedur der Algebra. Er lässt die niedere Algebra in der Schrift selbst unangetastet, meinend, dass sie doch zu manchen Dingen zu gebrauchen sey. Durch eine Nachschrift erfährt man aber, dass Jemand, der dem Vf. für eine überwiegende Autorität gilt, das Buch bey der Censurbehörde gelesen hat, und nun dringend anräth, die Algebra, wenns noch anginge, doch ganz zu streichen. Zur grossen Bedauerniss des Vfs. war aber die Schrift schon zum Druck abgesandt, daher denn die Erklärung in einer Nachschrift räthlich befunden wurde, dass der Vf. in diesem Betreff schon Anfangs geschwankt habe, jetzt aber auch unbedenklich — natürlich auf diese Autorität hin — „die Algebra dem Forstmann für entbehrlich, und den Unterricht darin zur forstwissenschaftlichen Bildung eher für nachtheilig, als für vortheilhaft halte.“ In der That ein charaktisches Urtheil, ziemlich verwandt dem, welches im Vorbeygehen über die Philologie dahin ausgesprochen wird, dass sie *über einen gewissen Punct hinaus* gemeinschädlich sey, gerade als wenn jede falsche Richtung ihren Grund in dem zu viel Gelernten hätte.

Nachdem die bisher als nöthig erkannten Hülfswissenschaften auf das Unentbehrlichste eingeschränkt worden sind, wird vorgeschlagen, die Forststatistik in den Unterrichtsplan aufzunehmen. Bey der Tendenz des Vfs. in der That ein unbegreiflicher Vorschlag! Ganz einverstanden mit der Wichtigkeit der Forststatistik für dirigirende Forstbeamte, kann Rec. die Möglichkeit, ihrer im Unterricht einer Forstlehranstalt habhaft zu werden, nicht begreifen. Der Nutzen, den sie den Dirigenten gewährt, setzt eine ganz andere Quelle voraus, als die aus dem Unterricht abgeleitete. Wer sich durch statistische Notizen bey seinen Verfügungen will leiten lassen, muss sich durch officielle Recherchen in den Besitz dieser Data gesetzt haben.

Noch eines Princips ist zu gedenken, welches die Raisonnements des Vfs. geleitet zu haben scheint. Ohne Zweifel ist derselbe dem Princip der Perfectibilität des Forstwesens zugethan. Man ist aus seinen früheren Schriften berechtigt, dieses zu schliessen. Gleichwohl liegt diesem ganzen zweyten Abschnitte das entgegengesetzte Princip zum Grunde. Wie könnte man sonst von Ausscheidung des Entbehrlichen sprechen? Die Aufgabe des Forstwesens hat ihre Lösung immer nach fortschreitender Cultur nicht nur des Forstwesens selbst, sondern auch der übrigen technischen, politischen und ökonomischen Verhältnisse zu gewärtigen. Wäre es anders: so wäre in dieser Branche ein Stillstand, dann könnte man ein Exercierreglement für alle Stufen des Forstdienstes aufstellen, und das eiserne Bette des Prokrustes in jeder Forstlehranstalt anbringen, um mit Sicherheit gerade das, was zu viel ist, abzustümmeln. Doch davor bewahre uns der Genius der Wissenschaft!

Die dritte Hauptfrage: Auf welche Art kann der forstliche Unterricht am zweckmässigsten ertheilt werden? wird zu Gunsten der nach eigenem Plan zu organisirenden speciellen Forstlehrinstitute beantwortet, und der Forstunterricht bey einem einzelnen Forstbeamten für eben so unausreichend erklärt, als die Aufnahme des forstwissenschaftlichen Unterrichts in den Lehrplan einer Universität. Bey den Forstlehranstalten wird auf eine innigere Vereinigung der Theorie mit der Praxis gedrungen. Diess wird — und darin, so wie in den eben erwähnten Sätzen, stimmt ihm Rec. bey — dadurch erreicht, dass dem Institut die Verwaltung eines Forstes ganz anvertraut wird. Wenn aber verlangt wird, dass die Lehren, die heute theoretisch vorgetragen werden, morgen im Walde geübt oder wenigstens praktisch erläutert werden: so ist dieses theils nicht immer mit der Verwaltung zu vereinbaren, theils vorzüglich gegen alle Psychologie des Erziehungswesens. Unmittelbar nach der empfangenen Lehre wird auch Mancher, der das Gelehrte *in perpetuam rei oblivionem* aufnimmt, wegen der Frischheit des Gehörten dem Lehrer in dem Lichte erscheinen, als ob er begriffen hätte. Ja Mancher wird bey so schnell erfolgter Ansicht selbst unrichtig wähnen, dass er mit der Sache im Reinen sey. Besser wird es seyn, zwischen die Praxis und die Theorie ein psychologisch abgemessenes Stadium zu legen: Lehrer und Lernende überzeugen sich dadurch, dass es gehaftet hat; nicht zu gedenken, dass ein und dasselbe forstliche Object die Anwendung mehrerer theoretischer Sätze zugleich zulässt, und zur Übung des Combinationsvermögens benutzt werden kann, wenn die praktische Ansicht verspart wird, bis ein Complex mehrerer theoretischer Lehren vollendet ist. Ausserdem ist nichts zur besseren Einrichtung der Forstlehrinstitute vorgeschlagen, das Problem also seiner Auflösung um nichts genähert worden. Der Hauptunterschied würde sich in der Tendenz zur grösseren Trivialität aussprechen: denn so gestaltet sich jedes Lehrsystem, welchem seine demonstrativen Stützen genommen worden sind.

In Rückficht auf den preuffifchen Staat ift der Vorfchlag gemacht worden, für die verfchiedenen climatifchen Differenzen auch mehrere Forftinftitute zu errichten, und diefes ift zweckmäfsig.

Noch hat Rec. eine Seite der vorliegenden Schrift zu berühren. Diefe betrifft die vielen guten, der Erfahrung und dem gefunden Sinne entfloffenen Bemerkungen. Aber mit Bedauern ift zu erwähnen, dafs fie hier wohl mehr fchaden als nützen dürften. Das Gute ift in inconfequenter Zufammenftellung gleichfam entartet. Es giebt hier, wenn man nicht allenthalben prüft, dem Unrichtigen den Schein des Wahren. Der Lefer urtheile demnach nicht eher, bis er hinausgelefen und verglichen hat.

Inzwifchen wird der gegebene Impuls die Stimmen der Sachverftändigen veranlaffen, und diefes wird, wenn der Gegenftand unbefangen debattirt wird, nützliche Refultate zu Tage fördern. Denn zu beffern giebt es allerdings noch.

So weit hatte Rec. fich ausgefprochen, als ihm No. 2 zur Hand kam. Der Vf. davon fühlte fich dadurch perfönlich verletzt, dafs Hr. *Pfeil* von Sätzen aus dem Hefte eines Akademikers, die noch überdiefs mit erbärmlichen Schreibfehlern nachgefchrieben waren, und mit eben diefen Fehlern in die Schrift aufgenommen wurden, auf die Befchaffenheit des Unterrichts zurück gefchloffen hat. So wenig anzunehmen ift, dafs der Vf. von No. 1 auf Perfönlichkeiten ausgegangen fey: denn der freye Ton und die converfationsmäfsige Haltung zeigt deutlich, dafs es die Wärme für den Gegenftand felbft war, die ihn aus den Grenzen ruhiger Prüfung hinaus geleitet hat: fo menfchlich erfcheint von der anderen Seite die gereizte Empfindlichkeit, aus der hinwieder ebenfalls einige Übertreibung entftanden ift. In der Hauptfache ift Rec. mit dem Vf. ganz einig, und mufs jedem Lefer von No. 1 empfehlen, die *Krutzfch*'fchen Worte, die es hauptfächlich mit dem Unterfchiede zwifchen wiffenfchaftlicher Bildung und handwerksmäfsigem Lernen, dann mit den in No. 1 enthaltenen zahlreichen Widerfprüchen zu thun hat, nicht ungelefen zu laffen.

—•—

Leipzig, b. Baumgärtner: *Verfuch einer Forftverfaffung im Geifte der Zeit*, von dem Forftmeifter *G. W. Freyh. v. Wedekind*, Mitglied des grofsherzogl. heff. Oberforftcollegiums u. f. w. 1821. 104 S. 8.

Zufolge der Vorrede legt der Vf. diefer lefenswerthen Abhandlung ein befonderes Gewicht auf den Zeitgeift. Wenn auch das Aggregat von Elementen, welche den Zeitgeift conftituiren, allenthalben gleichförmig angefehen und aufgefafst würde — was aus pfychologifchen Gründen nicht zu erwarten ift —, der Begriff des Zeitgeiftes felbft bliebe doch immer bey aller Schärfe und Richtigkeit feiner Beftimmungsftücke ein $= x$, welches fich nach der Potenzirung feiner Elemente in einer Vielzahl von realen und imaginären Gleichungswurzeln darftellt. Daher fcheint der Zeitgeift fich eben nicht zum Stützpunct der Organifationsidee für einen technifchen Wirthfchaftszweig zu eignen. Jeder ftaatswirthfchaftlichen Branche ift aber ein oberftes Problem vorgefteckt; ihre wiffenfchaftliche Pflege foll es löfen. Der gegenwärtige Zuftand diefer Pflege, die durch ihr oberftes Problem gegebene Idee, und endlich der Begriff des Gegenftandes und feines Verhältniffes zum Staate, diefe drey Puncte begründen die Art der zweckmäfsigen Handhabung des Gegenftandes, von ihnen wird demnach auch bey der Organifation des Forftwefens auszugehen feyn. Inzwifchen gehört diefe Bemerkung nur dem Ausdruck und der Wichtigkeit, welche ihm in der Vorrede gegeben wird. Die Anfichten des Vfs. find fehr gediegen, und felbft da, wo ihn fein Führer, der Zeitgeift, auf dem Wege der in jedem Falle lobenswerthen Confequenz auf ein paradoxes Jenfeits geleitet, wird mit Befonnenheit wieder eingelenkt, wie es bey der Kunde des Gegenftandes zu erwarten war. Die Abhandlung zerfällt in zwey Abfchnitte. Der theoretifche hat es mit den Grundfätzen der Forftverfaffung zu thun, und entwickelt mit philofophifchem Scharfblicke die Beftandtheile der forftlichen Betriebfamkeit (Betriebs), das Verhältnifs der Staatsgewalt zu derfelben, die Grundfätze der Forftpolizey, der Juftiz in Forftfachen, der obervormundfchaftlichen und der Domänial-Forftverwaltung, fowie das gegenfeitige Verhältnifs der beym Forftwefen eintretenden Staatsfunctionen und eine gedrängte Überficht, was dem Staate in Hinficht auf die Gefetzgebung im Forftwefen obliegt, mit fefter Bezeichnung fchicklicher Abtheilungen unter verfchiedenen Ausflüffen der Forftlegislation. Vieles, was in diefem Abfchnitt nicht neu ift, intereffirt durch feine durchdachte Stellung, und das Meifte ift der Beherzigung werth; vorzüglich klar find die Verhältniffe der obervormundfchaftlichen Forftverwaltung entwickelt.

Die Sätze, mit welchen übrigens Rec. nicht einverftanden ift, betreffen die Verwerthung der Forftproducte. Der Vf. theilt dem Forftperfonal nur die Forftwirthfchaft, oder den technifchen Theil des Forftbetriebs, zu, und ftellt die Verwerthung der Forftproducte, oder den kaufmännifchen Theil, aufser der Wirkungsfphäre des Forftperfonals. Diefs geht wohl an, wo die Holzfortimente, wie fie die Ernte liefert, gerade auch ihren Abfatz findet. In den meiften Fällen findet diefe Bedingung nicht Statt. Um nun die Forftproducte möglichft hoch zu verfilbern, und zugleich den Foderungen des Landes zu genügen, mufs der Techniker Einflufs haben auf den Holzhandel. Er mufs fich bey der Behandlung des Hiebs durch Aushaltung der beftellten oder verkäuflichen Sortimente u. f. w. nach der Art richten, wie die Forftproducte verfilbert werden *können*. Das an fich natürliche Wirthfchaftsprincip, dafs kein befferes Holz in die Brennholzklaftern gefchlagen werden foll, leidet faft allenthalben Modificationen. So richtig daher das trennende Princip ift, fo dringend erheifcht die Verwaltung deffen Modification, wenn anders ohne Erhöhung der Holztaxe das Maximum des Geldertrags zu erreichen gefucht wird. Der Cameralbeamte würde fich

bestimmt in Verlegenheit befinden, wenn ihm der technische Forstverwalter nach Beendigung des Hiebs mehr Blöcher übergäbe, als in der Gegend abgesetzt werden können. Übrigens hält es nicht schwer, den technischen Forstverwalter durch den Cameralbeamten zu controliren.

Der zweyte Abschnitt ist applicativen Inhalts; er enthält die Anwendung der vorgetragenen Grundsätze auf die Forstorganisation selbst, und handelt von der Vertheilung der Wirkungskreise der verschiedenen Forstbeamten, von dem Localforstpersonal und von der Forstdirection. Die Hauptidee geht darauf hinaus, dass der Forstschutz durch eine Dienerclasse von geringerer Bildung gehandhabt, und dadurch der Wirkungskreis des technisch gebildeten Forstverwalters in extensiver Hinsicht erweitert werde, eine ganz aus der Natur der Sache abgeleitete praktische Idee, die sich wohl auch hin und wieder realisirt findet. Dem Geschäftskreise eines technischen Forstverwalters sind 9000 hessische Morgen oder 2250 Hectaren zur Verwaltung zugewiesen, dem Forstinspector 72,000 Morgen oder 8 Verwaltungsbezirke. In Folge der Elemente der Dienstinstructionen, welche mit weitsehender Sachkunde skizzirt sind, liegt dem Forstverwalter ob, das ganze Detail der technischen Wirthschaft, der Entwurf der Forstbeschreibungen, die Besorgung der durch forstliche Rücksichten veranlassten Messungen, die Sammlung der Materialien zur Begründung periodischer Wirthschaftsplane, die Naturalrendantenschaft u. s. w. Nach diesem Instructionsinhalt — und intensiv lässt sich dieser nicht beschränken — ist die Extension des Verwaltungsreviers zu gross, besonders da der Verwalter mit 5 Forstschützen noch zu thun hat, die, da sie keine Techniker sind, nicht in allen Fällen der Forstpolizey genügend vorstehen können. Öfter sind gerade zur Abwendung von Gefahren reifere Kenntnisse erfoderlich, z. B. bey Insectenfrass u. s. w. Hier wird doch der Forstverwalter ans Werk gehen müssen.

Auch die Gehalte sind zu spärlich ausgeworfen. Dem Forstverwalter sind 900 Gulden zugedacht, davon soll er ein Dienstpferd und seine Wohnung bestreiten. Von 200 Gulden kann ein Forstschütz nicht leben. Der Verkauf der Dienstwohnungen fürs Forstpersonal scheint Rec. auch nicht räthlich.

Auch in diesem applicativen Abschnitt hat sich Rec. über den wohldurchdachten Ideenvorrath gefreut, weshalb er denn diese kleine Schrift allen höheren Forstbeamten, ingleichen solchen Staatsdienern vorzüglich empfiehlt, die öfters mit den Forstbeamten in Berufsberührung treten müssen.

—e—

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. 1) *Prag*, b. Tempsky: *Neuer Nationalkalender für die gesammte österreichische Monarchie auf das Schaltjahr* 1820 u. s. w. von *Chr. Carl André*. Zehnter Jahrgang, mit einer grossen historischen Charte, 5 Kupfertafeln und 2 Musikblättern. 1820. 275 S. gr. 4. (2 Rthlr.)

2) *München*, b. Thienemann: *Bayerischer National-Kalender für* 1821. $8\frac{1}{2}$ Bogen 4. (7 gr.)

Die Einrichtung von No. 1 ist bereits in A. L. Z. 1819. No. 178 angegeben worden. Der gegenwärtige Jahrgang hat in Hinsicht der Zuthaten viele Vorzüge vor seinen Vorgängern. Die Erzählungen und Anekdoten sind sorgfältig gewählt. Unter dem Lehrreichen zeichnet sich die Beschreibung und Abbildung der Buzengeigerischen Maschine zur Versinnlichung der Lage und Bewegung der Erde, und die Musterschule in Böhmen vom Pfarrer *Czerny* aus. Aus dem Fache des Gemeinnützigen erwähnen wir folgender lesenswerther Aufsätze: *Anleitung zu einer neuen, äusserst wenig Holz erfodernden und höchst feuersichern Bauart für die ärmeren Volksclassen, mit 2 Abbildungen.* (Die von *Tappe* angegebene und im Lippischen ausgeführte Bauart der Bauernhütten.) *Fasslicher Unterricht, wie man die Verfälschungen und andere Schädlichkeiten der Genussmittel erkennen kann.* (Nicht neu, aber gemeinnützig.) *Die Zimmer-Flora, oder Unterricht in der Wintergärtnerey.* Besondere Zugaben sind: I. Erster Leitfaden durchs Labyrinth der Geschichte; bearbeitet nach *Rufs* Weise und mit dessen Hülfscharte. II. Merkwürdigkeiten aus der neuesten Kunde der europäischen und aussereuropäischen Staaten (statistischen Inhalts und besonders in Hinsicht auf die Finanzverhältnisse übersichtlich.) III. Genealogie der regierenden Häuser in Europa und der in den österreichischen Staaten begüterten fürstlichen Familien.

Die Tendenz von No. 2 geht ebenfalls dahin, den Kalender zu einem nutzbaren Volksbuche zu gestalten; doch ist die Sphäre desselben minder reichhaltig, wozu wahrscheinlich die bezweckte Wohlfeilheit das Motiv dargeboten haben mag. Aus dem eigentlichen Kalenderwerke ist zwar alles Unnütze weggeschafft, aber auch manches Nützliche. Dadurch ist er auch gar zu mager geworden. Die Auf- und Untergänge des Mondes zu wissen, ist im menschlichen Leben zu ernsten und minder ernsten Absichten nicht gleichgültig. Die Zeitgleichung wird Jeder vermissen, der etwas auf eine gute Uhr hält, oder gar den Beruf hat, auf die Stellung und Erhaltung einer öffentlichen Uhr zu sehen; die Angaben der Auf- und Untergänge der Planeten sind wenigsten für Manchen belehrend. Diese Kalenderrequisite wären wohl einzuschalten gewesen, ohne das Volumen nur um ein Blatt zu vermehren, da diese Angaben z. B. für den Mond nur von 5 zu 5 Tagen, für die Zeitgleichung von 10 zu 10 Tagen dem bürgerlichen Zwecke genügt, und zur Erwähnung der vorfallenden Fixstern- und Planeten-Verfinsterungen sich wohl auch ein Stückchen leerer Raum gefunden haben würde. Die Zugaben sind zweckmässig, etwas tändelnd, wie es die Natur dieses Volksbuches erfodert. Mancherley Notizen über Merkwürdigkeiten des baierischen Staates, der Gewerbe und des Landbaues, so weit sich solche für die Sphäre des grösseren Publicums eignen, ferner Mass- und Gewicht-Vergleichungen, die sich, so wie einige statistische Übersichten, zu stehenden Kalenderartikeln eignen, dürften vorzugsweise in die nachfolgenden Jahrgänge aufzunehmen seyn. Aus diesem ersten Jahrgang und aus der gutgemeinten Auffoderung des Verlegers geht wenigstens die beste Absicht hervor.

—e—

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Bamberg u. Leipzig, b. Kunz: *Das göttliche Leben des wahren Christen in Christus, dem göttlichen Heilande,* in fünf Reden vorgetragen, während der heiligen Fastenzeit, in der Dompfarrkirche zu Bamberg von *Philipp Sauer*, Doctor der Theologie. 1818. XXII u. 226 S. 8. (16 gr.)

Diese Reden, welche sich grösstentheils durch ächt christlichen Geist, durch Wichtigkeit des den jetzigen Zeitbedürfnissen höchst angemessenen Inhalts, durch Deutlichkeit und sanft eindringende Beredsamkeit auszeichnen, verdienen um so mehr Aufmerksamkeit, weil der Vf., wie in der Vorrede bemerkt wird, mit denselben seine Laufbahn als Religionslehrer zu betreten anfing.

Schon was der Vf. in der Vorrede von den Erfodernissen christlicher Reden sagt, verdient von allen Religionslehrern beherzigt zu werden, weil sehr häufig dawider gefehlt wird. So zeigt derselbe sehr richtig, dass christliche Reden nicht bloss moralische Abhandlungen seyn können. Seit einigen Decennien wurde es aus Grundsätzen einer einseitigen Philosophie beynah allgemeine Gewohnheit, in christlichen Reden sich auf blosse Sittenlehre zu beschränken, sowie man das Christenthum überhaupt in blosse Sittenlehre umzuformen sich bestrebte, wodurch aber das Wesen desselben gänzlich aufgehoben wird. Heiligkeit ist zwar der höchste Zweck des Christenthums, auf den sich alle, auch noch so positiv scheinenden Lehren desselben beziehen. Das kann selbst die menschliche Vernunft, in sofern sie sich in ihrer ungetrübten Reinheit erblickt, ohne besondere höhere Offenbarung einsehen. Aber diese Erkenntniss ist noch nicht genug, das vorgesteckte Ziel zu erreichen. Es giebt von Seiten des Herzens und Geistes, und der auf beide einfliessenden Umgebungen unzählige Hindernisse, denen der Mensch, so wie er wirklich ist, ohne Leitung einer höheren Hand gewiss unterliegen wird. Die ganz besonderen Wege, auf welchen jenes Ziel sicher zu erreichen ist, erkennt nur die absolute, d. i. die göttliche Vernunft, die, sich durch Jesum offenbarend, dem Menschen alle nöthigen Heilsmittel vollständig gezeigt hat. Aber, einmal geoffenbart, schliessen sie sich den absoluten Bedürfnissen der menschlichen Vernunft, welche sämmtlich in der ganz evidenten Idee der Heiligkeit liegen, so genau und natürlich an, dass sich dieselbe nothwendig gedrungen fühlt, jene Lehren, obgleich ursprünglich durch beschränkte und ausgeartete Vernunft unerkennbar, als Wahrheiten der absoluten Vernunft, deren Idee in jeder beschränkten Vernunft strahlt, zu ergreifen, und mit allen übrigen Wahrheiten, die zur höchsten Bestimmung des Menschen gehören, als homogene, natürliche, die Dunkelheiten der beschränkten Vernunft erleuchtende Strahlen, und ihre Mängel ersetzende Bestandtheile auf das innigste zu verbinden. Das Christenthum ist also in sofern blosse Religion der Vernunft, als nichts der Vernunft Fremdartiges und in dieser Rücksicht Positives in dasselbe eintreten kann; es ist jedoch Religion der absoluten, nicht aber der beschränkten, und noch dazu durch Sittenverderbniss verfinsterten Vernunft. Viele Lehren des Christenthums, nämlich alle die, wodurch uns die besonderen Wege gezeigt werden, unsere höchste, in der Idee der Heiligkeit liegende Bestimmung zu erreichen, sind in Beziehung auf die beschränkte und ausgeartete Vernunft positiv, in sofern sie ohne ausserordentliche, auf dem Wege geschichtlicher Belehrung uns eröffnete Veranstaltung Gottes nie bestimmt und deutlich hätten erkannt werden können; aber in Rücksicht auf die absolute Vernunft sind sie keinesweges positiv, sondern rein vernünftig. Diese reine Vernünftigkeit sieht selbst die menschliche Vernunft ein, sobald sie den wahren Sinn der durch das Christenthum geoffenbarten Lehren klar erkannt hat. Daher ist der Glaube der Christen, auch in Rücksicht auf die positiv scheinenden Lehren, kein blinder, sondern ein reiner Vernunftglaube. Was nicht als nothwendiges Mittel zur Erreichung des höchsten Zweckes auf das deutlichste erkannt wird, kann als zum Wesen des Christenthums gehörig durchaus nicht angenommen werden. Dadurch wird jeder Art von Aberglauben, Schwärmerey, Adeptenwahn, Thaumaturgie und Sectengeist der Weg abgeschnitten. Daraus folgt aber auch, dass christliche Reden, als solche, nicht blosse moralische Abhandlungen seyn können, weil zum Wesen des Christenthums nicht bloss die Lehre von dem höchsten Zwecke des Menschen, welcher in der durch die menschliche Vernunft erkennbaren, ja derselben mit Evidenz einleuchtenden Idee der Heiligkeit besteht, sondern auch, und eben so nothwendig die Lehre von den nothwendigen Mitteln, jenen Zweck

zu erreichen, welche durch besondere göttliche Veranstaltung geoffenbart werden mussten, gehört.

Der Inhalt dieser Reden ist bestimmt theils durch den herrschenden Zeitgeist, theils durch die Ansicht des Christenthums seinem absoluten Wesen nach. In der ersten Rede wird das göttliche Leben dargestellt, wie es in Christus erschienen ist, und wie es in dem wahren Christen, der es in sich aufgenommen hat, lebt. In der zweyten wird gezeigt, wie Christus das göttliche Leben dem Menschen giebt, und wie er der Führer zum göttlichen Leben ist. In der dritten wird aus einander gesetzt, wie wir uns von Christus auf den Weg zum göttlichen Leben führen lassen sollen, indem wir uns halten an das Wort des Lebens im Glauben, und uns mit ihm vereinigen durch die Liebe. In der vierten wird der Weg derjenigen, die von dem göttlichen Leben abweichen, und das unselige Ziel, wohin derselbe führt, vor Augen gestellt. In der fünften endlich werden die näheren Folgen, die aus dem Leben der Sinnlichkeit hervorgehen, genauer bestimmt, wo zugleich gezeigt wird, dass dieselben theils in herrschendem Unglauben, theils in herrschender Gleichgültigkeit gegen das Göttliche bestehen. Rec., der diese Reden mit vieler Aufmerksamkeit gelesen hat, glaubt, dieselben nicht bloss Religionslehrern, sondern auch jedem Verehrer des Christenthums mit Recht empfehlen zu können, und wünscht daher, dass der Vf. auch die zweyte Abtheilung derselben, die mit der ersten vermuthlich ein Ganzes ausmachen wird, und die er verspricht, bald dem Publicum mittheilen möge.

Obgleich aber diese Reden in vieler Rücksicht empfehlungswürdig sind: so sind Rec. doch manche Stellen aufgefallen, die ihn zu berichtigenden Anmerkungen für den Vf. und andere ihm gleichgesinnte Religionslehrer aufgefodert haben. Fürs Erste ist das göttliche Leben, wie es sich nach dem Christenthum äussern soll, nicht bestimmt genug dargestellt. Schön und rührend spricht zwar der Vf. von der Pflicht, sich von allen Neigungen und Allem, was irdisch, zeitlich und sinnlich ist, loszureissen, und nur dem Himmlischen, Ewigen, Göttlichem zu leben. Jeder, der mit Ideen ausgerüstet, schon die Bedingungen kennt, unter welchen alle zeitlichen Güter zu verachten, die sinnlichen Neigungen zu bekämpfen, und ihre Foderungen zurückzuweisen sind, wird den Vf. nicht nur ohne Anstoss, sondern auch mit Interesse hören. Aber bey den meisten Zuhörern, besonders unter katholischen Christen, die sehr häufig von dem Wahne der Mönchsheiligkeit, als des höchsten Zweckes des Christenthums, schon von zarter Jugend auf angesteckt sind, lässt sich das keineswegs voraussetzen. Es ist von höchster Wichtigkeit für jeden Religionslehrer, recht deutlich, innig und lebendig überzeugt zu seyn, dass zwischen dem Göttlichen und Menschlichen, Himmlischen und Irdischen kein absoluter Gegensatz sey, wie der Vf. anzunehmen scheint. Es giebt sowohl nach den Principien einer gesunden Philosophie, als nach den wesentlichen Lehren des Christenthums, durchaus keinen absoluten Gegensatz zwischen der Heiligkeit und Sünde. Daher sucht der wahre Christ eben sowohl, als der wahre Philosoph, in dem Göttlichen das Menschliche, und in dem Menschlichen das Göttliche; er wird daher nie das Eine von dem Anderen trennen, sondern beides absolut vereinigen. Nach der Lehre des Christenthums, wodurch uns das erste und Eine Geheimniss der absoluten Vernunft, woraus alle übrigen Vernunftgeheimnisse folgen, enthüllt wird, liegt es in dem Wesen Gottes, Mensch zu werden, so wie es die absolute Bestimmung des Menschen ist, durch einen unendlichen Fortschritt Gott zu werden. Alles Unheilige besteht also darin, dass man entweder das Göttliche nur im Göttlichen sucht — die Ansicht eines verderblichen Idealismus — oder sich bloss auf das Irdische beschränkt, und so seinen höchsten Zweck in denselben setzt, worin das Wesen eines eben so verderblichen Realismus besteht.

Ein anderer höchst gefährlicher Missverstand für das ganze wissenschaftliche Gebiet eben sowohl, als für das praktische Christenthum, liegt in dem absoluten Gegensatze, den man gewöhnlich zwischen Vernunft und Offenbarung macht, und den der Vf. ebenfalls vorauszusetzen scheint. Liegt nicht schon in der menschlichen Vernunft der absolute und untrügliche Maassstab, nach welchem jede vorgebliche Offenbarung in Ansehung ihres wahrhaft göttlichen Ursprunges und ihrer Übereinstimmung mit den höchsten Vernunftbedürfnissen geprüft werden kann: so ist der Mensch preisgegeben allen möglichen Irrthümern von der verderblichsten Art, die unter der Maske der Offenbarung durch tausenderley Wege aufgedrungen werden können, und wirklich aufgedrungen worden sind, wie die allgemeine Erfahrung zeigt. Und so ist der Mensch gerade durch das Mittel, wodurch er gerettet werden sollte, nothwendig verloren. Selbst die heiligste und göttlichste Religion — die christliche — wird durch jene Ansicht zur schrecklichsten Geisel, und zum Werkzeug des tiefsten Verderbens der Menschheit herabgewürdigt.

S. 158 spricht der Vf. mit inhumanem Eifer wider die Anstalten, die gemacht werden, um die Entbindung gefallener Weibspersonen, ihre Ehre und ihre Leibesfrucht zu sichern. Unzucht, wenn sie in einem Staate einmal um sich gegriffen hat, ist freylich die Quelle eines grossen, sowohl moralischen als physischen Unheils. Aber Unmenschlichkeit kann nie das Mittel seyn, dieselbe zu verstopfen; es entstehen daraus vielmehr noch grössere Übel. In demselben Tone behandelt der Vf. S. 163 die dem weiblichen Geschlechte natürliche, und an sich sehr liebenswürdige Neigung, sich zu schmücken. Das weibliche Geschlecht ist der Repräsentant der Anmuth, sowie das männliche Würde ausdrückt. Das Streben der Weiber also, sich zu schmücken, ist an sich so wenig zu missbilligen, dass es vielmehr der Würde des Menschen, der auch in dem Schönen das göttliche Leben darstellen soll, durchaus angemessen ist, wenn es nur mit edlem Geiste und mit den nöthigen Einschränkungen geschieht. Endlich ist zu wünschen, dass der Vf. mehr Sorge auf Reinheit der Sprache und auf Kürze im Vortrage wende.

Ms.

SULZBACH, b. Seidel: *Katholisches Gebet- und Gesang-Buch für nachdenkende und innige Christen* mit besonderer Rücksicht auf die Bedürfnisse der studirenden Jugend, von *Joh. Bap. Weigl*, öff. ord. Prof. der Moraltheologie und Kirchengeschichte am königl. baier. Lyceum zu Amberg. Nebst einem Vorworte von *Joh. Mich. Sailer*, königl. baier. geistl. Rathe und Professor an der Universität zu Landshut. Mit einem Titelkupfer. 1817. 560 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Dieses gehaltreiche Gebet- und Gesang-Buch ist mit einer Vorrede geziert, die dem Buche, wenn es einer Empfehlung bedürfte, zur grössten Empfehlung gereichen würde. Besonders wird es den katholischen Leser, wie mit Recht bemerkt wird, anziehen, dass ihm ein so grosser Reichthum von Kirchengebeten, Kirchenhymnen und Kirchencollecten, die der Vf. aus dem römischen Missal, Brevier u. s. w. überall einzupassen wusste, fast auf allen Blättern begegnet, wodurch denn auch mehr Theilnahme an der öffentlichen Andacht bewirkt werden muss. Dasselbe gilt auch von den Gesängen und Liedern, die den zweyten Theil des Erbauungsbuches ausmachen. Sie sind folgende: *Dies irae, Frange lingua, Vexilla regis, veni Sancte Spiritus, Adoro te devote latens Deitas, Lauda Sion Salvatorem, Ave maris Stellae, Stabat mater etc.*, und metrisch und grösstentheils mit viel Kunst und glücklich übersetzt. Den Sinn einzelner Ausdrücke, die missverstanden werden können, wird der Leser nach den Erinnerungen des Vfs. in der Vorrede richtig bestimmen können. Sie kündigt einen aufgeklärten Mann an, welcher unter anderen sagt: jeder gut unterrichtete Katholik weiss, dass Gott allein hilft, errettet, segnet, selig macht; dass Gott allein Anbetung gebührt; dass nur Einer ist, in welchem wir Alle — Heil und Erlösung haben, nämlich Jesus Christus; Und zwar ist diese Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit; dass der durch die Liebe thätige und an guten Werken fruchtbare Glaube an Jesus das Wesen des Christenthums sey. Die Heiligen hingegen verehren wir. Wer wollte einen solchen Katholicismus nicht unterschreiben? Wenn er aber hinzusetzt: die Heiligen rufen wir auch an, und sich auf das *Conc. Trident.* Sess. XXV beruft, welches, nach *Sarpi* zu urtheilen, der doch selbst Katholik war, sich grösstentheils als sehr unheilig zeigte, und dessen Sessionen nach der Geschichte scandalös genug sind, und sagt, dass dieser Kirchenrath lehre: Die Heiligen, welche mit Christus regieren, bringen Gott ihre Gebete für die Menschen dar; es ist gut und heilsam, sie mit Andacht anzurufen, und mit ihrem Gebete das unserige zu vereinen, dass wir von Gott Gnade und Hülfe erlangen, durch seinen Sohn Jesus Christus, unseren Herrn, welcher einzig unser Erlöser und Seligmacher ist —: so wundern wir uns, dass ein so aufgeklärter Mann diesem Urtheile beystimmen, und die Heiligen Anrufung sogar für gut und heilsam erklären kann. Wer sind denn die Heiligen? Wer hat sie dazu gemacht? Wer hat sie zu Christi Mitregenten gemacht? Und wozu sollen sie diess seyn? Kann Christus nicht allein regieren? Oder vielmehr regiert nicht Gott allein? Und verlangt oder bedarf Gott der Darbringung der Gebete für die Menschen? Was ist das für ein Gott, der solche Fürbitten verlangt und bedarf? Spricht Jesus nicht selbst: ich sage auch nicht, dass ich den Vater für euch bitten will, der Vater selbst hat euch lieb? Was ist das für ein Christenthum?

Übrigens hat Rec. in diesem Buche, die kirchlichen Lehren und deren Darstellung ausgenommen, viel Erbauliches gefunden, und mehr als selbst in einem grossen Theile der protestantischen Erbauungsbücher. Die Sprache ist grösstentheils herzlich, andächtig, hinreissend. Überhaupt haben die Erbauungsbücher der Katholiken darin etwas Eigenes, sey es, dass ihre andächtigen Gefühle mehr aufgeregt sind, oder dass ihr Glaube fester, und je weniger aufgeklärt, desto mystischer ist. Aber freylich, was hilft die Andacht in blossen Gefühlen, wenn sie nicht auch Andacht in Gedanken, Gesinnungen, Überzeugungen und Grundsätzen — kurz, wenn sie nicht wahrhaft erbaulich ist?

q.

SULZBACH, b. Seidel: *Christkatholisches Erbauungs- und Andachts-Buch zur allgemeinen häuslichen und öffentlichen Gottesverehrung.* Herausgegeben von *Philipp Xaver Reinweller*, regulirtem Chorherrn in Beyharting, gegenwärtig Hülfspriester. Mit Approbation des bischöflichen Vicariats zu Freysing. Erster Theil. 132 S. Zweyter Theil. 570 S. 1817. 8. (20 gr.)

Dieses sogenannte Erbauungs- und Andachts-Buch (folgt die Andacht auf die Erbauung, oder geht sie der Erbauung voraus?) wimmelt von lauter Heiligen, die theils nicht Heilige sind, theils nie existirt haben. Oder ist jeder Märtyrer sogleich ein Heiliger? Ist Jeder, der Wunderthaten verrichtet haben soll, ein Heiliger? Ist Jeder, der sich selbst gequält und gemartert hat, ein Heiliger? u. s. w. Der Vf. muss einen eigenen Begriff von einem Heiligen haben. Uns ist kein heiliger Mensch bekannt, und wenn Jemand heilig heisst: so ist es ein Tugendhafter, nicht bloss der äusseren, sondern auch der inneren Handlung oder der Gesinnung nach, die man aber nicht sehen kann. In diesem Buche heissen sie aber alle Heilige. Der heilige Ignatius, der heilige Polycarpus, die heilige Symphorosa und ihre sieben Söhne, die heilige Sabina, die heilige Felicitas mit ihren sieben Kindern, die heiligen Märtyrer Ptolomäus, Lucius und ein Unbekannter (also ein heiliger Unbekannter? Ein besonderer Heiliger!) Kurz, der Heiligen sind so viel, dass man sich ihrer fast nicht erwehren kann. Und diese heiligen sonderbaren Menschen und ihre Geschichte, die einer Fabel ähnlich sieht, soll die Erbauung befördern? Die wahre Geschichte in diesem Buche ist sehr kurz abgefertigt, und dabey seicht und mit Erdichtungen reichlich versetzt. Nur Ein Beyspiel davon. Der heilige Petrus, sagt dieses

Geschichte, stiftete den apostolischen Sitz in Rom. Er war der oberste Statthalter Christi, und hatte seinen bischöflichen Sitz zuerst zu Antiochien errichtet. Er war der Apostelfürst, und hat für sich und seine Nachfolger den apostolischen und *päpstlichen* Sitz (ist diess einerley? und wo hatten denn die Apostel ihren Sitz?) aufgerichtet. Von allem diesen ist kein Wort wahr, und der heilige Petrus hat daran nicht gedacht, und konnte, als ein Apostel Jesu, nicht daran denken, sondern dachte und lehrte das Gegentheil, und zeigte, dass ein Lehrer kein Herr, sondern ein Diener, kein Volksherrscher, sondern ein Führer und Vorbild der Heerde seyn sollte. Wohin führen solche Irrthümer?!

ç.

Brandenburg, b. Wiesike: *Predigten*, von denen die meisten bey besonderen Veranlassungen gehalten sind, von *M. F. Boy*, Oberprediger und Pastor in der Altstadt Brandenburg an der Havel. 1819. 326 S. 8. (1 Rthlr.)

Diese Predigten sind mehr im Lehrton, als mit eigentlicher Kanzelberedsamkeit geschrieben; doch fehlt es dem Vortrage nicht an Herzlichkeit. Die Gegenstände sind einfach und erbaulich gewählt, doch nicht immer logisch richtig abgetheilt. Z. B. das *ehrenvolle* Andenken an die in dem heiligen Freyheitskampfe gefallenen Vertheidiger des Vaterlandes. 1) *Dankbare* Erinnerung an sie. 2) *Trostvolle* Gedanken hieran geknüpft. Die Ableitung aus den Texten ist nicht immer gehörig motivirt, z. B. der Hauptsatz: der wohlthätige Eindruck, den der Anblick eines Leichenzuges auf jeden Nachdenkenden, Gefühlvollen und Edlen macht, wird aus der Geschichte von der Wiedererweckung des Jünglings zu Nain so abgeleitet: so wie Jesus durch den Anblick des Leichenzugs zu herrlichen Gedanken, Empfindungen und *Vorsätzen* veranlasst wurde u. s. w. Im dritten Theile dieser Predigt wird bey Aufzählung der Vorsätze, welche der Anblick eines Leichenzugs veranlassen soll, überhaupt nur von Vorsätzen in Beziehung auf Tod und Ewigkeit, aber nicht in specieller Beziehung auf erblickte Leichenzüge gesprochen. Der Ausdruck ist nicht immer wohl überlegt, z. B. S. 136: Dann, wenn unsere Mitbrüder den letzten Gang des Lebens *wandeln* (vom Leichenzuge gemeint). Und S. 181: Schon zu den Zeiten unserer *Väter* spricht sie der Herr (wobey sich auf Jerem. 23 bezogen wird). Nach diesem Ausdrucke müssten wir Deutsche von den Juden abstammen. Am besten haben Rec. die Homilien in dieser Sammlung gefallen, und er giebt dem Vf. den Rath, sich an diese analytische Behandlung der Texte zu halten. S. z. B. die Hirten auf dem Felde bey der Geburt Jesu, S. 262. — Die Jünger Jesu auf dem Wege nach Emahus. — Die zum Grabe Jesu eilenden Anverwandtinnen und Freundinnen unseres Erlösers. Es sind im Ganzen 24 Predigten geliefert; mehrere sind aber allzu kurz und zu mager ausgefallen. Um aber die Manier des Vfs. zu bezeichnen: so stehe hier eine Stelle aus der Homilie über die Hirten: „Wir wollen eben so, wie jene Hirten, Gott für die Sendung seines lieben Sohnes Jesu Christi loben und preisen. Und wir werden uns dazu desto mehr bewogen fühlen, wenn wir bedenken, wie viel Gutes auch uns durch Jesum zu Theil geworden ist, und dass die frohe Hoffnung unseres künftigen höheren Heils ganz auf ihn und sein Evangelium sich gründet. Nicht bloss in diesem heiligen Tempel, sondern auch in eurem häuslichen Kreise, nicht bloss an diesen festlichen Tagen, sondern auch zu jeder anderen Zeit mögen desswegen eure Lob- und Dank-Lieder dem Herrn zur Ehre erschallen, und die Reinheit eures Sinnes, die Unschuld eures Herzens und die Frömmigkeit eures Wandels sey und bleibe der schönste Lobgesang, den ihr dem Herrn dafür darbringt."

P.

BESONDERE ABDRÜCKE.

Erfurt, b. Keyser: *Kurze Übersicht der Geschichte der Schenken von Tautenburg.* Aus Originaldocumenten, Acten, Handschriften und Nachrichten der bewährtesten Schriftsteller gezogen. Besonderer Abdruck aus „*Der Vorzeit*" 4ten Bandes 1tes Stück. 1820. 24 S. 8. (6 gr.)

Altona, b. Hammerich: *Bemerkungen über die Vortheile und Nachtheile des mit der Bemergelung verbundenen Rapsaat-Baues, mit Bezug auf die dadurch bewirkte Erhöhung des Ertrags und Verminderung der Fruchtbarkeit des Bodens.* Vom Freyh. *von Voght*, veranlasst durch Hn. *Martens* Abhandlung über den Rapsbau und dessen Anwendbarkeit auf der Geest. 1820. 52 S. 8. (6 gr.) Aus den Schriften der Schleswig-Holsteinischen patriotischen Gesellschaft, zweyter Band, Heft III, erste Abtheilung besonders abgedruckt.

Dresden, b. Arnold: *Anleitung zum Höhenmessen mit dem Barometer, anwendbar bey topographischen Vermessungen, Nivellements, Entwerfung der Profile u. s. w., nebst den, aus den Französischen übergetragenen Oltmannischen hypsometrischen Tafeln und einer Reductionstafel;* von *J. G. Wiemann.* Mit 1 Kupfertafel. Aus der dritten Auflage von *J. G. Lehmanns* Lehre der Situationszeichnung, für die Besitzer der ersten und zweyten Auflage besonders abgedruckt. 1820. 56 S. 4. (1 Rthlr.)

Berlin, b. Hayn: *Das Whist-, Boston-, Casino- und Imperial-Spiel, nach den geprüftesten Regeln und allgemeingeltenden Gesetzen zum Selbstunterricht.* Abgedruckt aus *G. W. v. Abensteins* durchaus verbessertem Spielalmanach. 1819. 60 S. 8. (6 gr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1821.

NATURGESCHICHTE.

Wien, b. Heubner: *Beyträge zur Geschichte und Kenntniss meteorischer Stein- und Metall-Massen und deren Erscheinungen, welche deren Niederfallen zu begleiten pflegen.* Von D. *Carl v. Schreibers.* 1820. 92 S. in Fol. mit 9 Steinabdrücken und einer Titelvignette. (1 Rthlr. 21 gr.)

Abgebildet und mit vieler Pünctlichkeit werden beschrieben 1) die Gediegeneisenmasse von 71 ℔, welche am 26 May 1751 bey dem Dorfe Hrachina in der Agramer Gespannschaft in Croatien unter den gewöhnlichen meteorischen Erscheinungen aus der Luft gefallen, und drey Klafter tief in einen kurz zuvor gepflügten Feldgrund eingedrungen war.

2) Steine, gefallen zu Tabor in Böhmen den 3 Jul. 1753; zu L'Aigle, Departement de l'Orne, den 26 Apr. 1803; zu Eichstädt den 19 Febr. 1785; zu Siena den 16 Jun. 1794; zu Lissa den 3 Sept. 1808; zu Stannern in Mähren den 22 May 1808 (dieser Beschreibung ist ein Situationsplan der Gegend beygefügt); zu Benary in Bengalen den 19 Dec. 1798; zu Timochia im Smolensk'schen Gouvernement, den 13 Merz 1807; zu Charsonville bey Orléans, den 20 Nov. 1810; zu Sales, Departement du Rhone, den 12 Merz 1798. Mehrere Abbildungen haben die Darstellung und Versinnlichung der inneren Beschaffenheit der Steinmasse, ihres Aggregatzustandes und ihrer wesentlichen Gemengtheile zum Zwecke; andere bezeichnen das krystallinische Gefüge der vorzüglichsten Gediegeneisenmassen, deren meteorischer Zustand zum Theil factisch erwiesen, oder doch höchst wahrscheinlich ist. Der Vf. ist nicht der Meinung, als kämen die Meteormassen jeder Art, Metalle wie Steine, in einem hohen Grade von Weichheit oder Flüssigkeit zur Erde, stellt jedoch nicht in Abrede, dass wenigstens bey letzteren die Gemengtheile und selbst die entfernteren Bestandtheile sich vor und in dem Momente des Niederfallens in einem ganz anderen Cohäsionszustande befunden hätten, als die Steine im Ganzen, kurze Zeit nachher, erkennen lassen.

Bey Beschreibung der Hraschinaer Gediegeneisenmasse erklärt er sich noch bestimmter in der Note S. 7: „So sehr das ganze äussere Ansehen dieser, sowie aller ähnlichen Massen meteorischen Ursprungs (selbst der Meteorsteine), und insbesondere das krystallinische Gefüge des Eisens, aus dem sie bestehen, oder das sie enthalten, unwiderlegbar einen ursprünglich flüssigen Zustand derselben voraussetzen: so widersprechen doch eben dieselben, insbesondere aber die dem Meteoreisen ganz eigenthümlichen, und von jenen der, durch die bekannten Schmelzprocesse erhaltenen Producte der Kunst so sehr abweichenden physischen Eigenschaften (der hohe Grad von Dehnbarkeit und Zähigkeit, der sich bey grosser Hitze verliert, indem bekanntlich alles Meteoreisen gerade dann erst brüchig wird), und vor Allem der Umstand, dass diese Massen von mechanisch eingemengten, ganz unveränderten Schwefelkiesen so ganz durchdrungen sind (wie diess von den Meteorsteinen hinlänglich bekannt ist), der, wie es scheint, ziemlich allgemein angenommenen Meinung, als wäre dieser flüssige Zustand auf dem sogenannten trockenen Wege durch Hitze hervorgebracht, und das Product eines gewöhnlichen Schmelzprocesses. Noch mehr aber streiten diese Gründe und manche Erscheinungen beym Niederfallen dieser Massen und Steine, und vorzugsweise bey dieser Eisenmasse, gegen die beynah eben so allgemein gefasste und selbst von unserem *Chladni* unterstützte Meinung, als ginge dieser Schmelzprocess während des Niederfallens in unserer Atmosphäre noch fort (oder begönne wohl gar in selbiger), und als kämen sie in wahrhaft durch Hitze geschmolzenem Zustande selbst tropfbar flüssig (wie wenigstens unser *Güssmann* behaupten wollte) bis zur Erde. Der Umstand, dass hier laut Urkunde die Augenzeugen beide Massen, jede in Gestalt einer feurigen verwickelten Kette (aus welcher *Güssmann* gegliederte Züge von einer Klafter Länge machte) wollen — aber doch — herab*fallen* gesehen haben (die *Güssmann* aus der Höhe sich ergiessen lässt), möchte wohl einer optischen Täuschung, einem Lichtphänomene zugeschrieben werden dürfen; und jener, dass die Erde, worein sie fielen, rauchte, und wie ausgebrannt und grünlich aussah, könnte, wenn ja Alles wörtlich und als wahr und richtig bezeichnet angenommen werden soll, wohl mit mehr Grund einer zur Zeit unbekannten Einwirkung der Massen auf dieselbe zugeschrieben werden, als gerade ihrer Hitze, die doch nur die der Erde beygemengten animalischen und vegetabilischen Theile verbrennen und rauchen machen konnte, indess nicht einmal eines bemerkten Geruchs erwähnt wird. Die flache, wie hingegossene Gestalt und die wellenförmigen Unebenheiten aber, welche

nebst obigen Puncten der Urkunde unser *Chladni* als ganz deutliche Beweise, dass die Materie im geschmolzenen Zustande zur Erde kam, geltend machen zu müssen meint, scheinen mir gerade dagegen zu sprechen. Die Masse musste meines Bedenkens ungleich flacher und platter, wenn sie hingeflossen, oder mehr oder weniger konisch seyn, wenn sie (wie *Güssmann* will) in die Erde eingegossen worden, und beides ohne alle Verspritzung, was kaum denkbar ist, und doch der Fall war, vorgegangen wäre. Geradezu aber und besonders in diesem individuellen Falle spricht gegen eine solche Annahme: dass die Massen so tief in die Erde gedrungen waren, da sie doch von den Seiten her keinen Widerstand fanden, sich auszubreiten, und dass dieses Auffallen von solcher Höhe und gewaltsame Eindringen heisser und flüssiger Metallmassen ohne alle Verspritzung erfolgte, dass ferner an der grossen Masse keine Spur sich findet von fest anklebender Erde, oder was bey einer solchen Voraussetzung wohl der Fall seyn müsste, von eingekneteten und eingeschmolzenen Sandtheilchen und Steinchen, mit welchen sie doch in Contact gekommen seyn muss; dass endlich keine der Massen beym Ausgraben warm befunden wurde, — obwohl sie Abends um 6 Uhr gefallen und noch an selbigem Tage ausgegraben worden."

Diese Note giebt einen Beleg, dass die Schreibart des Vfs. etwas gedehnt und schwerfällig ist. Der Leser wird diess gern übersehen in Betracht der Gründlichkeit des Inhalts.

Bh.

Köln, b. Du Mont-Schauberg: *Francisci Petri Cassel*, Math. Magist. Phil. natur. et Med. Doct., Ord. scient. mathem. et physic. in Acad. Gandens. Prof. ord., Hort. bot. Antist. etc., *Morphonomia botanica sive observationes circa proportionem et evolutionem partium plantarum.* Cum figuris lithographicis. 1820. X u. 172 S. 8. (1 Rthlr.)

Schon durch ein früheres Werk über die natürlichen Pflanzenfamilien als ein die Bildungsgesetze der Natur in ihrem Inneren aufsuchender Forscher bekannt, theilt derselbe Vf. in vorliegendem Werkchen die Resultate seiner Untersuchungen über die äusseren Bildungsverhältnisse mit.

Mit rein mathematischer Anschauung überblickt er die Formen, und mit mathematischem Geiste weiss er sie zu ordnen, und die Verhältnisse abzuwägen, in welchen sich ihre gegenseitige Beziehung ausspricht. Das Buch ist als ein Commentar zu *Linné's* Worten: *Figura proportione numeri optime explicatur*, anzusehen, und es wäre sehr zu wünschen, dass alle Worte des unsterblichen Mannes so gute Commentatoren finden möchten, als der Vf. von jenen Worten ist. Die Corolle von *Verbascum* nebst ihren Staubfäden führte ihn zuerst auf die gegenseitigen Bildungsverhältnisse der Theile. Er sah, dass ein Übergang von der *Diandria* zur *Didynamia*, und von dieser zur *Pentandria* Statt finde, wobey also *Monandria* und *Triandria* deutlich ausgeschlossen waren; dass aber eine unter denselben Verhältnissen befindliche Corolle ihre Theilung weder mit der Zahl 2 noch 4 ausspräche, sondern diese unter den mit 5 in Relation stehenden Zahlen 1 und 3 zunähmen. So schien dem Vf. die Wahrheit einzuleuchten, dass dieselbe Zahl der Theile nach verschiedenen Gesetzen zunehmen, und verschiedene Zahlen derselben nach denselben Gesetzen bestehen könnten, welche Gesetze er unter dem Namen der Gesetze des Zunehmens (*leges incrementi partium*) zu ergründen suchte. Hiezu bedurfte er eigener Ausdrücke und einer Bezeichnung, um dieselben dem einzelnen Falle anpassen und ihn darstellen zu können. Eine häufige Prüfung und oft wiederholte Vergleichung mit der Natur und deren Systemen bestätigten die Ansichten des Vfs.

Eine Monographie der Geranien und Passifloren, welche der Vf. bearbeitet, wird specielle Belege für seine Gesetze darbieten, und auch die Anwendung derselben auf Zoologie möchte von grosser Wichtigkeit seyn.

Das erste Buch enthält den allgemeinen Theil der botanischen Morphonomie. I. *De praesentia et situ organorum in plantis.* II. *De diversis incrementi legibus.* III. *De incremento simplici.* IV. *De incremento composito.* V. *De incremento multiplicato.* VI. *De incremento retardato.* VII. *De legibus incrementi in diversis plantarum organis.* VIII. *De legibus incrementi in divisionibus plantarum naturalibus.* Das zweyte Buch enthält den speciellen Theil der botanischen Morphonomie, durchgeführt durch die Classen und Familien des natürlichen Systems, erläutert durch mehrere unter einer jeden Familie aufgeführte Gattungen. Die acht Tafeln erleichtern das deutliche Verstehen der aufgestellten Gesetze.

Möchte doch diess Buch in recht vieler denkender Leser Hände kommen, und seine Anwendung auf Systematik und Phytographie recht bald äussern!

R.

Neubrandenburg, b. Vf.: *Prodromi Florae Stargardiensis Supplementum primum.* Adjectis observationibus auctore *Carol. Frider. Schultz*, medic. et chirurg. Doct. S. magn. duci Megapol. Strelitzensis a consil. aul. etc. 1819. VI u. 93 S. 8. (12 gr.)

Der *Prodromus Florae Stargardiensis*, welcher 1806 erschien, wurde mit dem Beyfall aufgenommen, den eine so gründliche und der Wissenschaft wahrhaft nützliche Arbeit verdiente. Das vorliegende Supplement verdient nicht minder diess Urtheil, im Gegentheil rechtfertigt es dasselbe durch seinen reichen Gehalt schätzbarer Beobachtungen und Entdeckungen des fleissigen Vfs. Dem System nach geht dieses Supplement von der *Monandria* bis zu den Lebermoosen, und es lässt sich erwarten, dass ein folgendes die Algen, Lichenen und Pilze enthalten werde, da den Vf. nur der Zeitmangel abhielt, das dafür Gesammelte zu untersuchen. Die nachgetragenen Arten sind an der Zahl 157. — *Schoenus ferrugineus* wird dem Anscheine nach wohl nicht mit Unrecht als *var.* β von *Schoenus*

nigricans L. aufgestellt; allein in den ferneren Bemerkungen über diese Verwandtschaft ist es ein Schreibfehler, wenn der Vf. zweymal *Sch. fuscus* anstatt *nigricans* setzt: denn dieser ist nicht mit jenem für identisch zu halten, und das hat auch der Vf. keineswegs gewollt. *Sagina depressa* unterscheidet der Vf. als neue Art von *S. procumbens* und *apetala*. *Myosotis caespitosa*, wahrscheinlich seine früher sogenannte *lingulata*, die auch *Roem. et Schultes* unter dem Namen *M. commutata* als neue Art aufstellen. Der Vf. glaubt, dass sie von *M. uliginosa Schrad.* verschieden sey. Sie findet sich nunmehr nebst den übrigen, wenigstens in Sachsen einheimischen Arten in *Reichenbach amoenitates botanicae Dresdenses spec. I* ausführlicher beschrieben. *Myosotis arenaria Schrad.*, welche der Vf. sehr richtig als eigene Art charakterisirt, möchte wohl nach letzterem die wahre *M. arvensis* seyn. *Campanula ruthenica M. Bieb.* soll nach Beobachtung bey der Cultur, Abänderung von *C. bononiensis* seyn, was schon *Wallroth* gesagt hat, und nunmehr *Marsch. Biebersi.* selbst vermuthet, s. Suppl. p. 142. Die Gattung *Verbascum* hat der Vf. sehr gut beachtet. Das *V. Lychnitis flore albo* unterscheidet er als neue Art mit dem Namen *V. Moenchii*, wegen mehrerer aufgefundener Charaktere. Das zweifelhafte *Allium oleraceum* wird auch aufgeführt; *Ornithogalum villosum* als *minimum* angenommen. Über die Gattung *Rumex* urtheilt der Vf. besser, als einige Andere, der *Rumex acutus Fl. siarg.* wird als neue Art *R. heterophyllus* aufgestellt. *Gypsophila serotina Hayne* wird als Varietät der *G. muralis* angesehen, womit auch unsere Erfahrungen übereinstimmen. *Cerastium ovatum* ist eine eigene Art, wie die Cultur bestätigt. Von *Spiraea Ulmaria*, *fol. subtus cano-tomentosis, foliolis acuminatis margine plicato-crispis*, unterscheidet der Vf. eine *Spiraea glauca: fol. subtus niveo-tomentosis glaucis, foliolis acutis plenis*, welche aber nicht mit der von *Presl* zu derselben Zeit unterschiedenen *Sp. denudata* zu verwechseln ist, welche letztere, wie auch botan. Zeit. 1819. II, S. 637 richtig angedeutet wird, nur als Varietät bestehen kann, wodurch des Vfs. für die *Ulmaria* gewählte Diagnose modificirt werden möchte. Bey *Rosa* macht der Vf. leider auch die traurige Erfahrung von der Unbeständigkeit der Drüsen; ob seine *R. glutinosa* bestehen könne, muss der Vf. selbst erfahren. Auch einen *Rubus horridus* stellt er auf, hebt aber nicht die Charaktere hervor, welche bey dieser Gattung die wichtigsten sind, und wir müssen eine schärfere Aufklärung derselben von *Weihe* erwarten. Die vielgestaltige Gattung *Mentha* erhält doch noch eine neue Art, welche der Vf. fest begründet glaubt, mit *M. agrestis Sol. Fries.* verwandt. Auch hier tritt nun, wie überall, die *Betonica stricta* ein, und wir fragen, ob sich die wahre *Betonica officinalis* wirklich bestimmt unterscheidet: denn die angegebenen Charaktere thun dies in der That nicht, wie auch der Vf. wohl einsieht. Über die Weiden theilt der Vf. viel Gutes mit. Die *Salix cuspidata* scheint uns die *S. Meyeriana*, deren vortreffliche Abbildung bey *Guimpel* und *Hayne* nachzusehen ist. Die von *Seringe* veranlasste Verwickelung der *Salix fragilis* und *Russeliana* wird hier sehr gut gelöst. Auch *S. vitellina* unterscheidet der Vf. gegen beynah Aller Urtheil. *Salix repens* und *fusca* werden verbunden. *S. laeta* ist neu. *Equisetum umbrosum Meyer. Eq. campestre Schultz.* Auch einige neue Moose: *Phascum Megapolitanum. Sphagnum contortum.* Für *Gymnostomum minutulum Schl. Schw.* bittet der Vf. mit Recht um die Aufnahme seines früher gegebenen und bezeichnenderen Namens: *G. rufescens.* *G. Barbula cuspidata* von *unguiculata* und *fallax* nach des Vfs. Ansicht sehr verschieden. *Trichostomum decipiens* dem *pulvinato* ähnlich. *Dicranum pyriforme* sonst als *flexuosi var.* aufgeführt.

Das kleine Volumen enthält eine grosse Menge schätzbarer Bemerkungen, und verdient die grösste Aufmerksamkeit.

R.

Wien, auf Kosten des Vfs. b. Grund: *Beyträge für eine allgemeine Naturlehre der Pflanzen, Thierkörper und des Menschen überhaupt, und unserer vorzüglichsten Haus-Säugethiere insbesondere.* Von *Johann Brosche*, der Med. Dr., Wund- und Geburts-Arzt, Professor der praktischen Thierheilkunde und Director am Dresdner k. Thierarzney-Institute. Erstes Heft, enthaltend: eine nach einem und demselben urbildlichen Muster auf Einheitsgesetze entworfene Darstellung der eigentlichen Grundlagengebilde der Vögel, der Säugethiere und des Menschen. Begleitet von zwölf Übersichtstafeln, welche den Abtheilungen des Textes selbst beygefügt sind, und von drey Gerippkupferstichs-Abdrücken: eines Vogels, eines Säugethiers und des Menschen, welche, am Ende beygeschlossen, die in den Übersichtstafeln abgekürzt-geordneten Gegenstände nachgewiesen enthalten. 1817. gr. 8. (1 Rthlr.)

Unter diesem weitläuftigen Titel dieses ersten Heftes des angefangenen Werkes erhalten die Leser eine Masse von mannichfaltigen gelehrten Ansichten des thierischen Körperbaues unter den Vögeln und Säugethieren. Der Fleiss und die genaue Bekanntschaft des Vfs. mit dem thierischen Körper in seinen harten Theilen sind nicht zu verkennen. Die Absicht des Vfs. ist, die Einheit in der Mannichfaltigkeit aller Gebilde in der Thierwelt darzustellen. So mannichfaltig unter den Vögeln und Säugethieren die Beine (gleichbedeutend mit Knochen) in ihren Gerüsten gebaut sind: so scheint doch bey allen eine gemeinsame Grundlage vorhanden zu seyn. Eine Ansicht, die, wenn auch nicht neu, doch hier mit einer Genauigkeit durchgeführt ist, die alle Achtung verdient, und die auch durch ihre hervortretende Analogie mit den übrigen Thier- und Pflanzen-Körpern ein helleres Licht über diese wunderbaren Schöpfungen verbreitet. Rec. hat durch das nicht leichte Studium dieser Beyträge die festere Überzeugung gewonnen, dass in den Gestaltungen der Thier- und Pflanzen Welt ein höchst weiser, tief durchdachter Plan zum Grunde liege, der jede Annahme von einem wilden planlosen

Zusammentreten der Naturgebilde entfernt halten muss. Der Vf. glaubt die Gesetze ausgemittelt zu haben, die der eigentlichen Grundlage in ihren Abtheilungen sowohl als Theilreihen (diess ist der Ausdruck des Vfs.) eine durchgängige Einheit geben, und zwar nicht nur in einem und demselben Körper, sondern in durchgängiger Übereinstimmung der des Menschen, der Säugethiere und der Vögel. Die übrigen Thierclassen sind hier noch in keine Betrachtung gezogen; und der Vf. hat diess künftigen Untersuchungen vorbehalten. Er nimmt drey Grundlagen der Thierkörper an, die nach einem und demselben Musterbilde gestaltet sind. Zuerst die Schädelgrundlage, dann die der ursprünglichen und höchsten Bildungswerkzeuge u. s. w., und zuletzt die Gliedmassengrundlage (die Bewegungswerkzeuge). Alle diese drey Thiergrundlagen bilden eine dreyfaltige, dreyeinige Gesammtthiergrundlage. (Diess sind die wörtlichen Bezeichnungen des Vfs., über die Rec. mit ihm nicht rechten mag.) Zur Bezeichnung der Einheit gebraucht der Vf. folgende Einheitsbenennungen: 1) Hauptbeine; 2) Stammbeine; 3) Grundbeine; 4) Schlussbeine. Eines eigentlichen Auszuges ist diese Schrift nicht fähig. Die Hauptansichten hat Rec. hier herausgehoben. — Das Studium dieses lehrreichen Buches hat aber seine grossen Schwierigkeiten. Der Vf. hat durch seine über alle Gebühr und Regel lang gedehnten und wirklich labyrinthischen Perioden, durch seine unzählig vielen, langen, zusammengesetzten Hauptwörter, durch eine hie und da sehr abnorme Interpunction das Lesen dieser Schrift recht eigentlich sauer und freudenlos gemacht. Rec. brauchte nicht lange zu suchen, um solche Colosse von Perioden in Menge als Warnungsexempel aufzustellen; fast jedes Blatt liefert Beyträge. Von den zusammengesetzten Hauptwörtern nur der Merkwürdigkeit wegen eines, herausgegriffen aus der Menge: „Doppel-Kopfwerkzeugenhöhlennebenbeine"!! — Hie und da scheinen doch auch Sprachabweichungen, wenn nicht Sprachunrichtigkeiten vorzukommen, z. B. *parig* für gepaart, *jedes* Wirbel für *jeder*, und mehrere andere, die vielleicht doch nur als Provincialismen zu betrachten sind. — Sehr vermisst der ohnehin durch den Periodenbau so oft aufgehaltene Leser am Ende des ersten Heftes die klaren Resultate, die aus den Untersuchungen des Vfs. hervorgehen sollen. Rec. bittet ihn um diese für die folgenden Hefte, gewiss im Namen aller Leser, die an die Lectüre dieses Werkes gehen werden. Die drey Gerippkupferstich-Abdrücke (auch eines von den vielen zusammengesetzten Hauptwörtern) sind sehr zart, und hier durch ihre nahe Zusammenstellung und durch die in Zahlen beygefügten Bezeichnungen der Grundlagen sehr lehrreich. Weniger leisten vielleicht die beygefügten Übersichtstafeln; sie hätten doch etwas vollständiger und mehr in Beziehung auf die Gerippe bearbeitet werden sollen.

+d+.

KLEINE SCHRIFTEN.

NATURGESCHICHTE. *Berlin*, b. Dümmler: *De animalibus quibusdam e classe vermium Linnaeana* in circumnavigatione terrae auspicante Comite *N. Romanzoff* duce *Ottone de Kotzebue* annis 1815. 1816. 1817. 1818. peracta observatis. *Adelbertus de Chamisso.* Fasciculus primus. *De Salpa.* 1819. IV u. 24 S. 4. (12 gr.)

Diese Schrift war die erste Frucht der *Romanzoff*'schen Expedition, und berechtigt zu angenehmen Erwartungen. Mit Kenntniss und Liebe behandelt der Vf., welcher als Naturforscher die Expedition begleitete, die aus der Fülle der sich ihm darbietenden Gegenstände gewählte Gattung. Die Salpen waren von jeher unvollkommen gekannt, und ihre Geschichte selbst durch die grössten Meister verworren, so dass eine neue Bearbeitung derselben in jeder Hinsicht willkommen seyn musste. Die Gelegenheit, die Thiere lebend und genauer als bisher zu beobachten, veranlasste den Vf., schon die ersten terminologischen Ansichten, welche bisher bestanden, mit eigenen neuen zu wechseln, so dass er das Thier umdreht, und den mehr knorpeligen Theil, welcher die eigentlichen Eingeweide enthält, und seiner Schwere wegen bey dem Schwimmen der untere wird, den unteren, diesen dagegen den vorderen nennt, welcher bey dem Schwimmen vorausgeht, so dass die rechte und linke Seite ebenfalls den bisher sogenannten entgegengesetzt werden. Über die doppelte Form der Fortpflanzung giebt der Vf. schätzbare Nachweisungen, und entwickelt diese mit Bestimmtheit. Das einfache Thier gebiert immer zusammengehäufte, und er vergleicht diese Zusammenhäufung mit Froschlaich, gleichsam mit den Rudimenten des Thiers, aus welchen das vollkommene Thier einfach geboren wird.

Die Anatomie der Salpen würde noch interessanter seyn, wenn der Vf. seine Untersuchungen an frischen Exemplaren angestellt hätte, da die in Weingeist aufbewahrten für diesen Zweck verloren hatten.

Die Arten, welche der Vf. ausführlich beschreibt, sind *Salpa pinnata Forsk.* (*cristata Cuv.*), *S. affinis de Ch.*, *S. zonaria de Ch.* (*Holothuria zonaria L.*), *S. aspera de Ch.*, *S. runcinata de Ch.*, *S. maxima Forsk.*, *S. dubia de Ch.*, *S. vaginata de Ch.*, *S. bicornis.* Die Geschichte der letzten Arten ist noch nicht vollkommen im Reinen. *S. coerulescens de Ch.*, *S. ferruginea de Ch.*

Auf einer Querfolioplatte sind alle Arten, vom Vf. gezeichnet und von Guimpel gestochen, colorirt vortrefflich dargestellt, und man muss sehr wünschen, dass es ihm gefallen möge, recht bald seine über andere Gattungen angestellten Beobachtungen in derselben Form mitzutheilen.

B.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

MEDICIN.

Dresden, in der Arnoldischen Buchhandl.: *Zeitschrift für Natur- und Heilkunde.* Herausgegeben von den Professoren der chirurgisch-medicinischen Akademie in Dresden D. D. *Brosche, Carus, Ficinus, Franke, Kreyssig, Ohle, Raschig, Seiler, Treutler. Ersten Bandes erstes, zweytes* und *drittes Heft.* Mit 5 Kupfertafeln. 1819 u. 1820. II u. 528 S. 8. (3 Rthlr.)

So oft es auch schon einzelnen Akademieen und gelehrten Gesellschaften zum Vorwurf gemacht worden ist, dass sie zur Förderung der Wissenschaften nicht das leisten, was man von ihnen, als einem Vereine von mehreren und höheren Kräften, begünstigt durch aussergewöhnliche Hülfsmittel, zu erwarten berechtigt seyn könne, und so gegründet dieser Vorwurf in einzelnen Fällen, und insbesondere in Bezug auf das Zusammenwirken dieser Kräfte zu gemeinschaftlichen Zwecken und zur Erstrebung und Ausführung dessen, was der Einzelne nicht oder doch schwer zu erreichen vermag, allerdings seyn mag: so darf man doch von der anderen Seite nicht verkennen, was dergleichen Vereine wissenschaftlich gebildeter Männer bis jetzt schon geleistet haben und noch täglich leisten. Wäre auch kein anderer Gewinn für die Wissenschaft daraus zu schöpfen, als der, dass das Interesse des Einzelnen für sein besonderes Fach dadurch unterhalten und genährt, dass Manches, was ausserdem für immer im Schreibepulte verborgen geblieben, zu Tage gefördert, Anderes dagegen, was der öffentlichen Mittheilung nicht würdig, dadurch zurückgehalten, dass eine Idee, eine Bemerkung, flüchtig hingeworfen, in Anderen erregend fortwirkte: so wäre diess schon Grundes genug, die Bildung und Vervielfältigung solcher gelehrten Vereine in unserem Vaterlande zu wünschen und zu befördern. Aus eben diesem Grunde ist es daher eine erfreuliche Erscheinung, dass die Mitglieder der, bisher nur als Bildungsanstalt rühmlichst bekannten chirurgisch-medicinischen Akademie zu Dresden sich zu einem engeren wissenschaftlichen Vereine zusammengeschlossen, und noch mehrere vaterländische Naturforscher und Ärzte zur Mitwirkung und gemeinschaftlichen Theilnahme an ihren Arbeiten in den Fächern der Natur- und Heil-Kunde aufgefodert haben. Die Früchte dieser Arbeiten sollen dem Publicum in Form dieser Zeitschrift heftweise mitgetheilt werden. Ausserdem wird sie noch eine besondere Abtheilung für das sächsische Medicinalwesen und das der angrenzenden Länder im Allgemeinen, als für die besonderen Medicinaleinrichtungen und Verordnungen, Erläuterungen, Vorschläge, Nachrichten über Einrichtungen und Veränderungen in den sächsischen Civil- und Militär-Medicinalanstalten u. s. w. enthalten. Die Namen der achtbaren Gelehrten, welche an der Spitze dieses Unternehmens stehen, lassen erwarten, dass es ihm weder von ihrer, noch von Seiten des lesenden Publicums an Unterstützung fehlen werde, und das vor uns liegende erste Heft bürgt uns für eine gute und zweckmässige Auswahl unter den vorhandenen Materialien.

Die *eigenthümlichen Abhandlungen* eröffnet Hr. Prof. *Carus* mit einem Aufsatz: *Von den Naturreichen, ihrem Leben und ihrer Verwandtschaft,* in welchem derselbe auf naturphilosophische Weise zeigt, wie der Begriff des Lebens der gesammten Natur zukomme, und wie jeder Naturkörper als lebendiges Glied des Ganzen gedacht werden müsse, mit dem Unterschiede jedoch, dass in einigen die gesammte Idee des Lebens sich wiederhole, ein ihnen eigenthümliches Leben erscheine, andere dagegen weniger selbstständig seyen, vielmehr nur als nothwendige Theile anderer Individuen erkannt werden. Die Durchführung und Anwendung dieser Idee auf die verschiedenen Reiche der Natur scheint uns sehr gelungen, überhaupt die ganze Darstellung so klar, in einer so verständlichen Sprache, so scharfsinnig und lebendig in ihren auf das Besondere gehenden Theilen, dass sie sich vor ähnlichen naturphilosophischen Versuchen vortheilhaft auszeichnet. II. *Über einen muthmasslich neuen, in Deutschland einheimischen Cucubalus,* von D. *H. Ficinus,* Prof. der Physik und Chemie u. s. w. *Bucher,* der Verfasser des botanischen Nomenclators der Gegend von Dresden, fand ihn in der Nähe der Stadt im Elbthale. Der geschätzte Vf. giebt ihm den Namen *Cucub. floccosus,* und entwirft davon folgende Diagnose: *Cucubalus calycibus erectis clavatis, decem striatis, petalis semibifidis, staminibus exsertis, panicula foliosa, trifida, ramulis subquinque et trifloris, caule piloso floccoso viscosoque, foliis spathulatis.* Die Pflanze nähert sich dem *Cucub. italicus.* Unterschiede bleiben ihre dunkelgrünen, nicht einseitigen Blätter, die bis zur Spitze

der Rispe an Grösse wenig abnehmen, nebst der stärkeren, fast filzigen Behaarung. Ferner fehlen ihr die *stamina declinata*, die *panicula dichotoma* nebst den *petalis subtus plumbeis*, welche *Jacquin* dem *Cucub. italicus* beylegt. Mit dem *Cucub. multiflorus* hat sie die Anordnung des gestielten Fruchtknotens gemein; die Beschaffenheit des Stengels unterscheiden beide hinlänglich. Von *C. catholicus L.* weicht sie durch grüne, aufrechte Kelche und grössere Blumen ab. *Cucub. mollissimus L.* ist eine noch etwas zweydeutige Pflanze, ihr Unterschied zwischen der neu entdeckten aber grösser, als ihre Ähnlichkeit. Möglich wäre indess, dass diese Pflanze mit *C. pilosus Waldst.* übereinkäme, oder mit seiner *Silene sylvatica;* allein dem Vf. fehlten die Mittel, darüber zu entscheiden. Gleichergestalt hat sie viel Übereinstimmendes mit dem *C. glutinosus Retz.*, welchen *Wildenow* mit dem *catholicus L.* vereinigt. Diese Anordnung bestimmte auch den Vf. ehedem, seiner Pflanze den Trivialnamen *catholicus* beyzulegen. III. *Thonerde als Arzneymittel*, von D. *H. Ficinus* u. s. w. Die Anwendung dieses gewiss mit Unrecht vergessenen Mittels in Ruhr und Diarrhöen, besonders bey vorwaltender Säure in den ersten Wegen, verdient Nachahmung. Der Vf. hat es bereits in solchen Fällen zu 5 — 10 Gran mit Nutzen angewendet, und bediente sich dazu der aus dem Alaun mittelst kohlensäuerlichen Kali's niedergeschlagenen, gehörig ausgesüssten und getrockneten Thonerde. Einige Winke über die praktische Einführung der Chemie in die Arzneykunst, welche der Vf. diesem Aufsatze beygegeben hat, verdienen um so mehr die Aufmerksamkeit der Ärzte, als ja auch die Chemie in neueren Zeiten durch geistigere Ansichten dem Gebiete des Lebens, auf welchem der Heilkünstler steht, näher gerückt ist. Bestätigende Aussprüche der Erfahrung, welche hier in Bezug auf diese Ansicht zusammengestellt sind, zeigen den einsichtsvollen Chemiker und Arzt. IV. *Erfahrungen über die Ausrottung der Ohrspeicheldrüse* von D. *Ohle*, Generalstabs-Chirurg und Prof. der Chirurgie. Der Vf., ein durch 42jährige Erfahrung bewährter Veteran der Heilkunst, wie ihn die Redaction dieser Zeitschrift nennt, zeigt sich in diesen Beobachtungen als ein seines Faches durchaus kundiger und geschickter Wundarzt. Bekanntlich gehört die Operation, von welcher hier fünf glückliche Fälle aufgezählt werden, zu den bedeutenderen, die genaue anatomische Kenntnisse und eine geschickte Hand erfodert. V. *Von der Bildung des Darmcanals aus dem Dottersacke in den Larven des Erdsalamanders.* Von D. *C. G. Carus.* Die bisherigen Untersuchungen über die Entwickelung des Darmcanals fand der Vf. deshalb nicht ganz genügend, weil man dazu Thiere aus den beiden obersten Classen des Thierreichs wählte, diese aber für die recht deutliche Ansicht dieses Herganges in sofern wenig geeignet seyen, als bey den Vögeln der Dottersack, wo er als wahrer Ursprung und folglich auch als integrirender Theil des Darmcanals erscheint, im Verhältniss zum Embryo eine ganz unförmliche und die Vorstellung nicht wenig erschwerende Grösse habe, da hingegen im Säugethiere wieder das, wenigstens in vielen Gattungen Statt findende, zeitige Verschwinden der Nabelblase selbst, oder doch ihrer Verbindung mit dem Darmcanale, die Deutlichkeit störe. Aus diesen Gründen wählte der Vf. den Erdsalamander (*Salamandra terrestris*) zu diesen Untersuchungen, und Rec. wenigstens hat diese so deutlich und anschaulich gefunden, dass es ihm scheint, sie müssen auch den hartnäckigsten Zweifler bekehren. Eine von dem Vf. selbst entworfene Zeichnung trägt viel zur Versinnlichung dieser Untersuchungen bey. Die *zweyte* Abtheilung dieses Heftes enthält ein *Mandat, die Erlernung und Ausübung der Wundarzney- und Apotheker-Kunst, sowie die Ausübung der inneren Heilkunde durch Wundärzte in den K. Sächs. Landen betreffend.*

Zweytes Heft. VI. *Kirgisit, ein neues eigenthümliches Fossil*, von D. *Treutler*, Prof. der Naturgeschichte. Ein seinen bestehenden Eigenschaften nach zwischen dem Krisoberil und dem Krisolith zu stehen kommendes Fossil, wovon sich ein Exemplar in der Sammlung des (nun verstorbenen) Vfs., das andere in der des Geh. Legationsraths *v. Weissbach* zu Dresden befindet. Beide Krystalle sind in Abbildung beygefügt. VII. *Beschreibung eines Steinkindes, welches über funfzig Jahre in dem Unterleibe einer Frau gelegen hat, deren Gebärmuttermund ganz verschlossen war*, von D. *Seiler*. Ein höchst interessanter Fall, bey welchem man sich freuen muss, dass er einem so genauen Zergliederer in die Hände gefallen ist, dessen Reflexionen darüber in mancherley Beziehung die Aufmerksamkeit des Physiologen auf sich ziehen dürften. Ganz stimmen wir der Meinung des Vfs. über die Befruchtung ohne Einwirkung des Spermas bis an den Ort, wo der Fötus gebildet wird, bey. Selbst die neueren Versuche über die analoge Pflanzenbefruchtung scheinen damit in Übereinstimmung zu stehen, obschon sie für sich nicht als Beweise auftreten können. Übrigens bedauern wir, von diesem gehaltvollen Aufsatze nicht Mehreres mittheilen zu können, empfehlen aber denselben allen Physiologen und Anatomen zur näheren Ansicht. VIII. *Übersicht und einige Bemerkungen über funfzig Bruchoperationen*, von D. *Massalien* d. Ä., prakt. Arzte zu Herrnhuth. IX. *Volksmittel*, angezeigt vom Prof. *Erdmann* in Kasan. Es ist das destillirte Wasser der *Anemone patens*, welches von einem Pensaischen Edelmanne, Namens Masyrin, gegen mancherley chronische Krankheitszufälle gegeben wird.

Unter der Abtheilung: *Medicinalwesen*, enthält dieses Heft: ein *Mandat*, 1) *die Erlernung und Ausübung der Geburtshülfe in den königl. sächs. Landen*, 2) *die allgemeine Hebammen-Ordnung vom J.* 1818, und 3) eine *Verordnung, den Gebrauch arsenikalischer Mittel zu Vertilgung von Ratten und Mäusen betreffend*, vom 26 Nov. 1819. — Den Beschluss dieses Heftes macht ein *Nachtrag zu der Beschreibung eines Steinkindes* von D. *Seiler*, und eine kurze *Biographie* des am 21 Dec. 1819 zu Dresden verstorbenen Prof. D. *Treutler*.

Drittes Heft. X. *Über den chronischen Blasen-*

ausschlag oder die chronische Blasenkrankheit. Von D. und Prof. *W. A. Haase* in Leipzig. XI. *Über Magnetismus und eine sehr schnelle und glückliche Heilung durch denselben*, von D. u. Prof. *Wendler* in Leipzig. XII. *Praktische Bemerkungen chirurgischen Inhalts.* Von D. *Erdmann*, Amtsphysicus zu Dresden. Hiezu die fünfte Kupfertafel. XIII. *Beyträge aus dem Gebiete der Erfahrung.* Von D. *Hederich*, Amtsphysicus in Frauenstein. *Medicinalwesen. Geschichte der chirurgisch-medicinischen Akademie in Dresden.* Von Hofrath D. *Seiler*. Alles sehr lehrreich.

Hbm.

Leipzig, b. Steinacker: *Äskulap auf der Wagschale.* 1805. 70 S. 8. (8 gr.)

Wiewohl im ganzen griechischen und römischen Alterthume kein Beyspiel vorhanden ist, dass es je einem Verehrer oder Verächter einer Gottheit eingefallen wäre, ihre Wichtigkeit oder Unwichtigkeit nach der Wage bestimmen zu wollen: so glauben wir doch, ohne den eigentlichen Sinn des Titels dieser Schrift zu verdeuteln, dass keiner von allen Göttern weniger Ursache habe, sich der richtenden Wage zu entziehen, als Aeskulap; wir halten vielmehr dafür, es könne ihm selbst dann nicht an Vollgewicht fehlen, wenn zu weit getriebene und zu späte Zweifelsucht, oder jugendlicher Dünkel ihm die ehrwürdigen Symbole des ächten ärztlichen Charakters — den Bart und Schlangenstab — zu entreissen wagt. Es ist nicht unsere Sache, bey gegenwärtigem Ponderationsgeschäfte zu untersuchen, aus welchem Grunde diese Schrift *könne* geschrieben seyn, obgleich ihr Anfang und Ende einen tiefen Unwillen über fehlgeschlagene Erwartungen im praktischen Leben zu verrathen scheinen. Sie *ist* geschrieben, und uns liegt ob, die in ihr enthaltenen Momente nachzuwägen, durch welche Äskulap, oder das Wesen der Heilkunst, als zu leicht und trügerisch erscheinen soll.

Der Vf. räumt S. 6 ein, dass es in der Geschichte der Menschheit auffallende Beyspiele von Genesungen gebe, welche die Möglichkeit grosser Heilungen beweisen. Um zur Überzeugung von dieser Möglichkeit zu gelangen, braucht man kaum erst das Orakel der Menschheitsgeschichte zu fragen. Nicht ungewöhnliche Fälle von glücklicher Wiederherstellung vergifteter Personen durch zweckmässige Gegengifte beweisen, däucht uns, doch wohl mehr, als die blosse *Möglichkeit* grosser Heilungen. So viel, fährt er fort, ist gewiss, die Heilkunde existirt, aber nicht in unseren Köpfen, nicht in unseren Systemen. — Freylich nicht in Systemen, aber sicherlich in den Köpfen mehrerer, durch Erfahrung und Studium gebildeter, grosser Ärzte. Überhaupt sieht Rec. nicht ein, wo eine Heilkunde anders als im Umfange des menschlichen Verstandes existiren könne, wenn man einmal zugiebt, dass sie existire. Der Einwurf, dass nicht nur unter den Händen des denkenden, sondern auch des unwissenden Arztes Kranke in Menge gesund werden, kann so wenig den Werth der Heilkunst herabsetzen, als die Kunst des Piloten dadurch an Achtung verliert, dass manche Seefahrt auch ohne einen geschickten Steuermann glücklich abläuft. Wird nicht der Kundigere in beiden Fächern einer *grösseren* Menge das ihm anvertraute Leben retten, oder retten *können*, als der Flachkopf? Der Behauptung S. 8, dass an der Herbstruhr *ungefähr* (?) eine gleiche Anzahl Kranke ohne Arzney, oder trotz derselben sterben oder genesen, fehlt es an Beweiskraft, so lange nicht mehrjährige Listen von beiderley Todten oder Genesenen für oder wider den Vf. entscheiden. — Rec. weiss von keiner *Vogler*'schen, wohl aber von einer *Vogel*'schen Curart. Die Trefflichkeit der *Richter*'schen hat sich ihm in mehr als einer Epidemie bewährt. — Die S. 9 einem Arzte auffoderungsweise in den Mund gelegte Sprache würde die eines eitlen Gecken seyn. Der bessere Arzt ist kein Thraso. — In das S. 10 dem Krankeninstincte oder Gelüste nach verbotener Speise beygelegte Lob wird kein denkender Arzt leicht einstimmen. Denn in den meisten Fällen ist diess Gelüste an und für sich selbst schon als Product der anfangenden Genesung zu betrachten; mancher Kranke aber ward ein Opfer desselben. In Rücksicht der S. 11 vorgetragenen Äusserung fragen wir: ist denn auch die *Vaccination* keine medicinische Heilung? Warum gedenkt der Vf. mit keinem Worte dieses unvergänglichen und alle Spötter niederschlagenden Verdienstes der Heilkunst um die Menschheit? Wie, wenn im Verfolg der Zeiten ein zweyter *Jenner* aufstünde, um eben so wie dieser *Variolicida* den Python Pest zu bekämpfen, und auch diesen Vorwurf zu vernichten? Die von S. 12 f. an gerügten Missgriffe mancher Praktiker verdienen allerdings die Lauge der Satire. Aber dergleichen werden auch nur *gewöhnliche* Ärzte begehen, von denen der Vf. ohne Unterlass seinen Text zur Predigt hernimmt (s. S. 15. 25. 26. 28).

Von S. 29 f. an bringt er verschiedene Gegenstände auf die Wage, welche die Ausbildung der Heilkunst verhindert haben, und zum Theil noch verhindern sollen. Was ebendaselbst über die nachtheilige Einwirkung des Systemwesens auf die Heilkunde, und von der bisher auf dem Felde propädeutischer Kenntnisse für sie gewonnene Ausbeute gesagt wird, hat grösstentheils die Wahrheit auf seiner Seite. Nur sehen wir in dieser Wahrheit nichts mit Grund Abschreckendes von dem Studium oder der Ausübung der Heilkunst. Der treffliche Kopf wird in seiner eigenthümlichen Geisteskraft, gestärkt durch Beobachtung und Erfahrung, den Faden finden, der ihn durch das Labyrinth der Meinungen sicher leitet, und selbst thätig seyn, die bisherige Ausbeute der Nebenwissenschaften, durch Gewinn aus der Tiefe zu vermehren, und für sein Hauptfach zu benutzen. Er wird bey der Cur eines Wechselfiebers die Natur des Kranken, als das sicherste Orakel, fragen, und zu rechter Zeit verstehen, *nichts zu thun*. Dann bedarf er keines leitenden Engels, oder, wie der Vf. komisch irrend hinzusetzt, keines *Hercules in bivio* (!!).

Übrigens ist das darauf geschilderte Verfahren

nicht das eines gebildeten Heilkünstlers, sondern das eines *Dutzendarztes*. — Viel Wahres enthalten die Bemerkungen über die, leider! oft so trüben Quellen der Arzneymittellehre und die gewöhnliche Art, daraus zu schöpfen. Wir tadeln mit ihm die selbst noch heutiges Tages nicht ganz verschwundene Unsitte, mehrere Arzneyen in einem Mittel zu vereinigen, und nicht viel lieber sich der einfachen, zur reinen Beobachtung wesentlichen Heilkörper zu bedienen, wie es *ungewöhnliche* Ärzte thun. Bey dieser Gelegenheit können wir nicht umhin, dem würdigen *Gruner* gegen den Vf. das Wort zu reden, der in seiner vor uns liegenden *Anleitung, Arzneyen zu verschreiben* (Heidelberg, 1789) mitnichten als Lobredner der zusammengesetzten, am wenigsten als Verächter einfacher Heilmittel auftritt (s. dessen Anleitung S. 6). Man sieht hieraus, wie des Vfs. Wage nicht selten falsch wägt, und das flinke Zünglein derselben auf Seiten des Irrthums hinschwankt. — In dem neueren Apothekerwesen, wodurch dem Arzte das Selbstdispensiren untersagt ist, findet er vollends eine reiche Quelle von Täuschungen und Missgriffen für die Heilkunst. — Dass Officinalformeln, wenn sie auch in den neuesten Pharmakopöen ungleich einfacher sind, als vormals, nicht eben für praktische Zauberformeln gelten können, weiss jeder denkende Arzt. Wer aber *gebietet* diesem, sich ihrer zu bedienen, wenn Erfahrung ihn von ihrer Unwirksamkeit oder Schädlichkeit belehrt hat? Das Verbot des Selbstdispensirens der Ärzte hält Rec. eher für eine lobens- als tadelnswerthe Staatsverfügung. Denn bey einer nur etwas mehr als mittelmässigen Praxis würde ohnehin der selbstdispensirende Arzt genöthigt seyn, die Bereitung der Arzneymittel seinen Gehülfen zu überlassen, und wohl gar in Versuchung gerathen, sein pharmaceutisches Interesse über sein ärztliches zu setzen. Der gewissenhafte Arzt, dem das Heil der Kranken das höchste, unverbrüchlichste Gesetz, und die möglichst sichere Ausübung der Kunst das Ziel aller seiner Bemühungen ist, versäumt keine Gelegenheit, sich durch Umgang und Nachdenken über wichtige Gegenstände der Pharmacie zu belehren, und die Bereitung der Arzneyen in bedenklichen Fällen vor seinen Augen besorgen zu lassen oder selbst zu besorgen, um nicht auch einmal in einem Anfalle von Kleinmuth mit dem Vf. ausrufen zu müssen: *Gute Nacht, Kunst! Gute Nacht, Heil der Kranken!*

N. A. A.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Ulm*, in der Ebner'schen Buchhandl.: *Gerichtlich-medicinische Abhandlung über die am häufigsten vorkommenden gewaltsamen Todesarten, mit mehreren interessanten Krankheitsgeschichten*, für Mediciner und Chirurgen, von Dr. *Friedr. Eb. Braun*, Amtsarzte in Güglingen u. s. w. 1818. 50 S. 8. (4 gr.)

Es sind theils aus anderen Schriftstellern angeführte, theils dem Vf. selbst vorgekommene Fälle von Ertrinken, Gehirnerschütterung und Vergiftungen, von verschiedenem Ausgange, mit eingestreuten praktischen Bemerkungen, z. B. über den Zeitraum des Aderlassens und die Zulässigkeit der Abführungen bey Ertrunkenen, die Bestimmung kalter und warmer Umschläge bey Kopfverletzungen u. s. w., die vielleicht bey manchen Chirurgen in der Gegend des Vfs. Statt finden dürften. Der interessanteste Fall der unter No. 5 und 6 und in den *Postscripten* (die übrigens nichts sonderlich Bemerkenswerthes enthalten) erzählt von einer Frau, die im August mit dem Wassereimer in einen mehr als 10 Fuss haltenden Ziehbrunnen stürzte, im September sich aus Versehen mit in kaltem Wasser aufgelöstem weissen Arsenik vergiftete, aber doch im Anfange des Novembers leicht und glücklich ein gesundes Mädchen gebar. — Einen sorgfältigeren Corrector, besonders in den Eigennamen, wollten wir wohl dem Vf. wünschen.

Ks.

NATURGESCHICHTE. *Altona*, b. Hammerich: *Beyträge zur Anatomie der Insecten* von *Heinrich Moritz Gaede*, der Naturgeschichte Beflissenem in Kiel. Mit einem Vorworte vom Prof. *C. H. Pfaff* in Kiel. 1815. 34 S. 4. (4 gr.)

Der Vf. beurkundet in diesen Blättern seinen Beruf zur Naturkunde durch eine Mittheilung mehrerer höchst schätzbarer gründlicher und treu wiedergegebener Beobachtungen über den inneren Bau einiger noch wenig untersuchten Insecten. Da, wo Andere schon beobachtet hatten, ergänzt er bloss, um nicht dasselbe wiederzugeben. Die von ihm untersuchten Thiere sind: I. *Bombyx Quercus, larva;* II. *Bombyx Caja, larva;* III. *Melolontha vulgaris, larva;* IV. *Phryganea grandis, imago;* das Organ, welches bey diesem Thier den Leim enthält, womit es die Eyer im Wasser überzieht, beschreibt er wie ein Andreaskreuz, zwischen den beiden unteren Hörnern ist der sich in die Schaam öffnende Ausführungsgang. V. *Blaps mortisaga;* im Magen fand er Würmer von konischer Gestalt mit rundlichem Kopf. Genaue Beschreibung der Geschlechtstheile, die sich auch von Aussen durch eigenthümlichen Bau der Ringe des Unterleibes andeuten, wie *Malinowskyi* fand. VI. *Blatta orientalis.* Der Äsophag nur mit einer Erweiterung, nicht mit zwey, wie *Ramdohr* will. Der Faltenmagen kuglich, geht über in 8 Blinddärme, wovon 4 länger sind. Sehr gute und genaue Beschreibung der Genitalien. VII. *Melolontha vulgaris, imago. Apis terrestris. Carabus hortensis. Carabus Cephalotes. Tenebrio molitor. Acheta domestica. Locusta viridissima.* Alle diese Darstellungen enthalten interessante Bemerkungen, und sind Beweis für den scharfen Beobachtungsgeist des Vfs., welcher hiedurch besonders zu *Ramdohrs* Werk gute Zusätze giebt. Die Schrift ist klein, und vielleicht schon in den Händen unserer meisten Leser, so wie sie verdient, in den Händen aller Zootomen zu seyn, daher wir das Specielle nur andeuten wollten. Die Abbildungen auf zwey Quarttafeln sind musterhaft. Fortsetzungen wären höchst erwünscht.

R.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften über das Synodal- und Kirchenverfassungs-Wesen.

[Vgl. J. A. L. 1819. No. 100. No. 216. 217. Erg. Bl. 1819. No. 80.]

1) Essen, b. Bädecker: *Verhandlungen der westphälischen Provinzialsynode über Kirchenverfassung und Kirchenordnung.* Lippstadt, vom 1 bis 12 Sept. 1819. 197 S. Fol. (1 Rthlr.)

2) Berlin, b. Enslin: *Schreiben eines Landgeistlichen an einen Staatsrath über Synoden und Synodalverfassung.* 1817. 32 S. gr. 8. (6 gr.)

3) Ansbach, b. Gassert: *Synodal-Rede über die Frage: Was kann dem protestantischen Religions-, Kirchen- und Schul-Wesen mehr Hebung, Einheit und Festigkeit geben?* Vorgetragen von *Paul Canut Ebermayer*, königl. baier. Consistorialrath, Dekan und Schulen-Inspector. 1820. 36 S. gr. 8. (6 gr.)

4) Stuttgardt, b. Steinkopf: *Würdigung der protestantischen Geistlichkeit und ihres Wirkens, besonders im Verhältnisse zu anderen Staatsgliedern.* 1820. 32 S. 8. (4 gr.)

5) Glogau, in der neuen Günter'schen Buchhandl.: *Über das Verhältniss der protestantischen Kirche zum Staat.* Mit besonderer Rücksicht auf die Verfassung in der preuss. Monarchie. Von *Jacob Gaupp*, Consistorialrath. 1820. 100 S. 8. (12 gr.)

6) Nürnberg, b. Riegel u. Wiessner: *Annalen der protestantischen Kirche im Königreich Baiern.* Ein Beytrag zur neueren Kirchengeschichte von *Karl Fuchs*, der Theol. Dr., Consistorialrath u. erstem Hauptprediger an der Stiftskirche zu Ansbach. II. Heft. 1820. 151 S. 8. (16 gr.)

7) Eisenach, b. Bärecke: *Beleuchtung der Beschwerden der Weimarischen Geistlichkeit gegen die Landtagsbeschlüsse.* Von *Z. H. Lez.* 1820. 58 S. 8. (6 gr.)

Unter allen seit einigen Jahren erschienenen Schriften über Synoden und Synodalverfassung steht No. 1 in Ansehung ihres Werthes, ihrer Grundsätze und der durchgängigen Consequenz derselben oben an. Der Verordnung und ihrem Zwecke nach sollen zwar solche Verhandlungen nicht für das Publicum, sondern nur Vorarbeiten für die nun bald zu eröffnende Reichssynode zu Berlin seyn. Indess ist es sehr gut, dass sie dem Publico überhaupt bekannt wurden, da es hier an einem Beyspiele erblickt, was und wie in den Synoden verhandelt ward, um so viele gehässige Insinuationen und Lästerungen über die verhandelnden Personen mit einem Male widerlegt zu sehen. Die westphälische Provinzialsynode hatte vor allen übrigen den Vortheil, dass ihre Mitglieder sich schon einer vollkommeneren Presbyterialordnung erfreuen, als der vorgelegte und in Berathung zu nehmende „*Entwurf*" ausspricht. Lebend und handelnd in dieser Ordnung gingen sie mit einer lebendigen Anschauung der Presbyterialordnung, mit einer zweyhundertjährigen Erfahrung ihrer Vorzüge, und darum mit einer Klarheit und Einfachheit der Grundsätze an ihr Werk, wie keine andere Synode. Sie standen über den beiden Entwürfen der Synodalordnung und der Kirchenordnung, und ihnen fielen daher vorzüglich jene Verwechselungen auf, wie Gegenstände, die zur Synodalordnung gehören, zur Kirchenordnung, und umgekehrt, gezogen wurden. Beide genannte Entwürfe, als vorliegende Gegenstände der Berathung, haben daher wohl in diesen Verhandlungen die schärfste und zurechtweisende Kritik erfahren. Es wäre ungeziemend, und überschritte alle Grenzen einer Recension, wenn hier die Beleuchtungen über beide Entwürfe in verdunkelnden Auszügen mitgetheilt werden sollten. Rec. begnügt sich daher mit einer generellen Angabe des Inhalts. — Ausser den einleitenden Anschreiben des Consistoriums enthalten gegenwärtige Verhandlungen einen merkwürdigen Vortrag der märkischen Synoden. Dann folgen die Gutachten sowohl über den Entwurf einer Synodalordnung als über den Entwurf einer Kirchenordnung. Damit wären die Verhandlungen, genau genommen, geschlossen gewesen. Aber die Synode fügte noch hinzu einen neuen Entwurf einer Kirchenordnung, so wie einen neuen Entwurf einer Kirchenverfassung. Um den Geist und die leitenden Principien sowohl der Gutachten als der neuen vorgelegten Entwürfe zu bezeichnen, müssen wir Einiges aus D., dem Vortrag der märkischen Synoden ausheben, welchen wir oben einen merkwürdigen nannten. Die Mark erfreut sich nämlich schon seit 1662 einer vollkommenen Presbyterialordnung, und wenn der Vf. des Entwurfs der zur Berathung vorgelegten Synodalord-

nung auf diese längst bestehende und in Segen blühende Presbyterialordnung mehr Rücksicht genommen hätte: so würde theils weniger Fremdartiges aufgenommen, theils gar manche Erinnerung erspart worden seyn. In dem genannten *Vortrage* sprachen die märkischen Kreissynoden Namens ihrer Gemeinden den Wunsch aus für die Beybehaltung ihrer Presbyterialverfassung nach ihren wesentlichsten Grundsätzen, und erklärten, dass sie mit freyer Einwilligung nie eine Verfassung annehmen würden, durch welche die wesentliche Grundlage ihrer bisherigen Verfassung aufgehoben würde, zu welcher Aufhebung die freye Einwilligung der Gemeinden ein wesentliches Erfoderniss wäre. Von dieser bestehenden Verfassung, welche sie *für die einzige einem evangelischen Kirchenvereine angemessene* erklären, behaupten sie: dass sie sich auf die Grundsätze des natürlichen Gesellschaftsrechts gründe, nach welchen der evangelischen Kirche, als einer für sich bestehenden Corporation im Staate, das Recht einer freyen und selbstständigen Gemeinschaft zukomme, die ihre inneren Angelegenheiten ohne störenden Einfluss von Aussen ordnet. Ferner: dass diese Verfassung die der ersten von den Aposteln unseres Herrn gestifteten Gemeinden gewesen, und dass dieselbe sich auf das Bekenntniss der evangelischen Kirche gründe, die den Stifter der Kirche als ihren einzigen und ewigen Herrn und König verehrt, und *nicht zwey Stände* in der Kirche, einen herrschenden und beherrschten, anerkennt. Die Grundsätze dieser bestehenden Verfassung sind: *Alle Glieder* der evangelischen Kirche, in welchen bürgerlichen Staatsverhältnissen sie auch gegen einander stehen mögen —; alle *ordinirten Prediger*, sind einander *gleich*, und es giebt unter ihnen keinen Unterschied des Ranges. *Alle Gemeinden* und *kirchlichen Kreise* sind *gleich*, und haben alle gleiche Stimme bey kirchlichen Berathungen. Alle Gemeinden haben das freye *Wahlrecht* ihrer Prediger, doch ohne die herkömmlichen Rechte der Patrone, wo diese Statt haben, einzuschränken. Die kirchlichen Versammlungen der Presbyterien, der Kreis- und Provinzial-Synoden sind die einzigen anordnenden und richtenden Behörden in rein kirchlichen Angelegenheiten, ohne Berufung an eine Staatsbehörde. — Die *gewählten Ältesten* nehmen an den Synodalverhandlungen Theil, und diese sind nur gesetzlich, wenn die in der Verfassung bestimmte Zahl der Ältesten zur Stimmenabgebung gegenwärtig ist. — Die Vorsteher des kirchlichen Kreises und der kirchlichen Provinz werden nicht auf Lebenszeit, sondern nur auf bestimmte Jahre gewählt. *Der Staat* hat das *Recht der Kenntnissnahme* von Allem, was in den kirchlichen Versammlungen der Presbyterien, des Kreises, der Provinz verhandelt wird; das *Recht der Aufsicht* über das kirchliche Gemeinwesen, und dieses betrachtet sich nicht als dem Staate entgegengesetzt; das Recht, alle von der Kirche ausgehenden Anordnungen, Beschlüsse, Wahlen *zu bestätigen*, oder die Bestätigung *zu verweigern*, wenn dadurch der Staatszweck gehindert, oder bürgerliche Gesetze verletzt würden. Die Kirche verehrt in dem Regenten den *Schutzherrn* ihrer Gemeinschaft, und bittet Gott stets um Heil und Segen für ihn. — Das sind die Grundsätze der *alten* Presbyterialverfassung, und der *neuen* so verschrieenen Hirarchie!!! Wissen die Schreyer wohl, was sie thun?

No. 2. Das unter No. 2 aufgeführte *Schreiben eines Landgeistlichen an einen Staatsrath über Synoden* u. s. w. würde besser umgekehrt sich ausnehmen, als Schreiben eines Staatsraths an einen Landgeistlichen, weil wirklich die Unkunde, in welcher der Landgeistliche hier erscheint, beym Staatsrathe verzeiblicher wäre. Denn wer kann es dem Staatsrathe zumuthen, über das Gesellschaftswesen der ersten und spätesten christlichen Kirche gründliche Forschungen anzustellen, da es hingegen für den Landgeistlichen, noch dazu bey den gegenwärtigen Synodal-Lesegesellschaften, unverzeihlich wäre, seinen *Plank* nicht studirt zu haben. Dass kein Landgeistlicher hier rede, und dass der ungeistliche Briefsteller sich in die Bibelsprache, die er hie und da affectirt, nicht finden könne, und überhaupt im Citiren biblischer Sprüche sehr unglücklich sey, ist schon längst bemerkt worden. *Principiis obsta*, dachte Hr. ...*tz*, der mit dem letzten Buchstaben des deutschen Fibelalphabets wahrscheinlich den letzten Rang bezeichnen wollte, den sein Brieflein über das Synodalwesen einnimmt. Gleich vom Anfange an eine Sache, die er von Hörensagen kannte, verdächtig zu machen, das Geschrey über Hierarchie anzuheben, in jedem Geistlichen ein Päpstlein schauen zu lassen, und einen von ihm verkehrt gedachten Gegenstand recht gehässig darzustellen, das war seine Absicht. Wie der Landgeistliche gegen allen empfangenen Unterricht von dem Berufe eines protestantischen Geistlichen denke, erhellet daraus, dass er das Organ einer Lehre sey, wodurch der Freyheitssinn des Volkes vor gesellschaftlichen Ausbrüchen bewahrt werde (*ex ungue leonem!*), und S. 21: „ich habe oft gedacht (was jedem Vernünftigen leid thun wird!), dass durch einen tüchtigen Unterricht in der Rechenkunst unendlich mehr Böses abgewendet werde, als durch die gründlichste Unterweisung in den kirchlichen Lehren." In der Liturgie ist ihm das Hergebrachte die beste Grundlage des Kirchenthums; eine Kirchenzucht ist ihm nicht verschieden von einem Inquisitionsgerichte. (Er lese doch nur hierüber, um sich seiner Ignoranz und Verläumdung zu schämen, die vorhin angezeigten Verhandlungen der westphälischen Provinzialsynode!) Die Geistlichen verblenden sich nach ihm gegen den Zustand der Wissenschaften. Wie wenig kennt da der Landgeistliche seine Genossen, die an den Wissenschaften thätiger arbeiten, als manche andere Leute! Wie er von der Christuslehre denke, sagt er deutlich S. 12, nämlich: dass sie für den inneren Frieden der Gesellschaft zu allen Zeiten unendlich weniger geleistet habe, als man annimmt, und dass sich das Übrige schon gebe, wo nur das Bürgerliche in Ordnung ist. Und S. 25, wo er von derselben Christuslehre, die S. 9 die reinste und erhabenste genannt wird, sagt: dass ganze Völker sich ohne dieselbe beholfen, und ohne sie zufrieden und glücklich gelebt hätten. Die Schmähung bleibt also nicht bey dem hierarchischen geistlichen Stande stehen, sondern vergreift sich auch

an jener heiligen Lehre, mit welcher übereinzustimmen alle Weisen als einen Empfehlungsgrund ihrer Weisheit ansehen. Ein wahres Wort leider! sagt unser Weiser — S. 12 nämlich: dass es Zeiten gebe, wo der Finanzminister den Grad der Sittlichkeit unendlich mehr bestimmt, als die gesammte Geistlichkeit. Darüber sind Rec. vielleicht mehr Beyspiele bekannt, als dem Briefsteller. — Um das Synodalwesen von allen Seiten gehässig zu machen, führt er an, dass dasselbe wer weiss welchen Kostenaufwand und neue Auflagen herbeyführen werde. Allein davon ist nach den gehaltenen Synoden nichts bekannt geworden. Die Geistlichen versammelten sich in den Kreissynoden auf eigene Kosten, und in den Provinzialsynoden erhielten sie eine billige Entschädigung. Wie der Briefsteller liquidiren würde, weiss Rec. nicht; aber sollte eine Provinzialsynode wohl mehr kosten, als ein paar Grenz-Controlleurs?

Die *Synodal-Rede* No. 3 zeichnet sich nicht sowohl durch eine schimmernde Beredsamkeit, als mehr durch herzliche, treffende, aus der Erfahrung geschöpfte Rathschläge aus, welche der Localität des Vfs. besonders angemessen scheinen. Auch Rec. stimmt dafür, dass die Leitung des vereinigten protestantischen Kirchen- und Schul-Wesens da, wo die Consistorialordnung herrschend ist, den Consistorien anvertraut werde. Wenn der Vf. darüber klagt, dass die Consistorien von dem, was in den Schulen vorgeht, gar keine Kenntniss erhalten: so scheint Rec. die preussische Einrichtung, wo ebenfalls die Elementar- und Bürger-Schulen nicht unter den Consistorien, sondern unter den Kirchen- und Schul-Commissionen, als Abtheilungen der Regierung, stehen, vorzüglicher, indem die Consistorialräthe zugleich Mitglieder der Kirchen- und Schul-Commission, und also der Regierung sind.

Der Vf. von No. 4 fängt sehr philosophisch an mit dem *Urzwiespalt* des Idealen und Realen, des Geistes und des Fleisches; geht dann auf die geistliche und weltliche Macht u. s. w. über, und endet mit der trivialen Erfahrung, als der Massgabe der Würdigung: dass es der protestantischen Geistlichkeit an derjenigen äusseren Achtung und Wirkungsfähigkeit gebreche, welche ihr Zweck und ihre Bedeutung in der menschlichen Gesellschaft erfodert. *Parturiunt montes etc.*

No. 5, in welchem Hr. C. R. *Gaupp* sich gegen die intendirte Synodalordnung, die ohne sein Wissen schon lange im preussischen Staate, z. B. in der Grafschaft Mark bestand, erklärt, und die alte Ordnung in Schutz nimmt, hat Rec. gar nicht befriedigt. Der Vf. fängt mit der Klage an, dass die Begriffe „Staat" und „Kirche" in den Verhandlungen über die letzte nicht genau bestimmt seyen, und citirt zu dem Ende *Schuderoffs* Juristen. Warum nicht dessen Grundzüge zur evangelischen protestantischen Kirchenverfassung, wo jene Begriffe scharf und genau bestimmt und begrenzt sind? Vielmehr haben die neueren Schriftsteller über diesen Gegenstand eben aus dem wesentlichen Inhalt und Umfang der Begriffe Staat und Kirche die Nichtidentität beider Institute und das verschiedene Gebiet beider darzuthun sich bemüht. Von den Principien der reinen Rechts-, Staats- und Kirchen-Lehre seit der *Kantischen* Schule und den folgenden scheint der Vf. gar nichts zu wissen, weshalb er vorzüglich nur *Pufendorf* citirt. Wie erklärt nun der Vf. den Staat? S. 9 sagt er: Mit dem Worte Staat wird öfters das unter einer gemeinschaftlichen Regierung lebende Volk bezeichnet, die Bodenfläche mit inbegriffen, welche das Volk eigenthümlich besitzt; öfters bezeichnet man mit diesem Worte auch die oberste Regierungsbehörde eines Volkes u. s. w. Da wäre also der Fürst oder ein Senat der ganze Staat? Unbestimmter hat Rec. diesen Begriff nirgends gefunden, als eben hier, wo nicht die Frage ist, was das Wort Staat „öfters" bey diesem und jenem bedeute, sondern was er wesentlich, nothwendig und allgemein bedeuten müsse. Bey unserem Vf. ist daher auch keine Ahnung, dass der Staat sich wesentlich auf Rechtsverhältnisse, die Kirche hingegen auf ethische und damit unzertrennlich verbundene religiöse Verhältnisse beziehe. Auch von der Kirche stellt der Vf. nicht die aus reiner Vernunft hervorgehende Idee, sondern nur einen erfahrungsmäfsigen Begriff auf, wo ihm folgerecht das Gegebene höchstes Princip ist. Die Vertheidiger des Coordinations- oder Confraternitäts-Systems des Staats und der Kirche hat der Vf. entweder nicht sorgfältig genug studirt oder missverstanden, wenn er S. 26 ihren Sinn also auslegt: Die Kirche, d. h. die zu einem gemeinschaftlichen Glauben sich bekennende protestantisch-christliche Gemeinde (allein ist das der Begriff der Kirche oder einer Confession innerhalb der Kirche?) hat allein das Recht, ohne Einmischung des Staates ihre gottesdienstlichen Übungen nach ihrem Gefallen anzuordnen (*Tel est nôtre plaisir?*); oder nach S. 32, die Kirche habe das Recht, ihre Geistlichen selbst zu wählen, und denselben die Befugniss zu übertragen, in kirchlichen Angelegenheiten nach ihrer Überzeugung, jedoch mit Beystimmung der Gemeinde, zu entscheiden. Wie sehr verkennt der Vf. das Coordinationssystem, und wie viel Anderes und Grösseres sagt dasselbe! Wo will denn die Kirche, selbst bey der kirchlichsten, d. i. bey der Presbyterialverfassung, etwas ohne und wider den Willen des Staats thun? Wo wird denn gelehrt, dass die Geistlichen *entscheiden* sollen? Auch unserem Vf. begegnet es öfters, dass ihm Kirche und Geistlichkeit etwas Identisches sind. Gerade im Presbyterialsystem steht der Geistliche am tiefsten, denn da ist die Gemeinde Alles. — Über wie Vieles liesse sich noch mit dem Vf. rechten! Nach S. 48 soll der Geistliche nicht beurtheilen, entscheiden, was christliche Wahrheit sey: denn das thue die Bibel und unsere Bekenntnissschriften, in sofern selbige mit der Bibel übereinstimmen. Allein gehört denn nicht zu diesem „in sofern" eigene Beurtheilung? Wie soll man ohne diese Privatmeinungen von allgemeiner christlicher Wahrheit unterscheiden? Sind denn die Geistlichen nur zu Recitirung eines traditionellen Glaubens eingesetzt? Giebt es eine eigene Überzeugung, ohne dass man wenigstens für sich entscheide? Und was das Äussere der Kirche betrifft, wo hat denn je der Staat durch Finanz-, Polizey-, Kriegs-, Justiz-Beamte eine Kirchenordnung abfassen lassen? Hat er nicht immer sachkundige Theologen dazu berufen? Wenn die protestantischen Gemein-

den, fagt der Vf. S. 51 (und denkt nur an Ortsgemeinden, nicht an die Landesgemeinde in Abgeordneten) die Kirchenordnung abfassen sollten, welche buntscheckige Form würde entstehen! Allein die schweizerische Kirchenordnung ist überall dieselbe, und das Buntscheckige ist nur da, wo die Staaten eingriffen; da giebt es so viele Ordnungen, als es Länder giebt. Der Vf. kann sich von dem Wahne nicht los machen, als ob die Geistlichen (etwa in einer Synodalordnung) etwas *aus eigener Autorität* ordnen sollen. Das wäre aber Priesterherrschaft, und über diese hat der Protestantismus ein ewiges Anathema ausgesprochen. Allein das ist ja nicht Priesterherrschaft, wenn der Landesherr weise und erfahrene Geistliche beruft, eine dem Kirchenvereine angemessene Ordnung zu entwerfen, und wenn diese von ihm geprüft und bestätigt wird. Die Gottesgelehrten müssen doch wohl besser als ein Baucollegium wissen, was dem heiligen Geist gefalle und ächt evangelisch sey? Apostelgesch. 15, 28. Der Vf. theilt mit so Vielen das Vorurtheil, dass mit dem Aufhören der *gegenwärtigen* Ordnung Anarchie, Willkühr und Priesterherrschaft anhebe, als ob die gegenwärtige Ordnung aufhören könne, ohne dass eine neue eintrete, wodurch Willkühr und Priesterherrschaft eben so wohl, als widerrechtliche weltliche Eingriffe unmöglich gemacht werden sollen. Über das Verhältniss der protestantischen Kirche zum Staate hat der Vf. kein neues Licht gegeben, da ihm die Kirche mit dem Staate in Eins zusammengeht, und von keinem Verhältniss mehr die Rede seyn kann.

Von No. 6 ist Rec. das erste Heft, welches ohne Zweifel den Plan des Ganzen ausspricht, nicht bekannt. Aber diesem zweyten Heft scheint es an Plan und Ordnung zu fehlen, indem es ein kirchliches Allerley enthält. Damit leugnen wir nicht, dass der Inhalt für die Landsleute des Vfs. nützlich und belehrend sey. Eine Übersicht und Inhaltsverzeichniss jedes Heftes würde das Werk nicht entstellen, und das Nachschlagen erleichtern.

Der Vf. von No. 7 zeigt sehr gute Kenntnisse über die in Rede stehenden Puncte, rügt Manches noch schärfer, aber ruhiger, als der Beschwerdeführer, und man findet bey ihm sehr gesunde Urtheile. Allein die Hauptbeschwerde der weimarischen Geistlichkeit, dass die Kirche nicht repräsentirt werde, hat Hr. *Lez* nicht widerlegt. Denn daraus, dass alle Mitglieder der getreuen Stände zu der protestantischen Kirche gehören, und dass unter ihnen ein Canonicus und ein Professor der Theologie waren, folgt gar nicht, dass auch die Kirche und ihre Gerechtsame vertreten worden sey. Dem Ersteren schwebte ihr bürgerliches Interesse vor, dem Anderen hoffentlich das Interesse der Universität. Der Vf. konnte sich einen bündigen Beweis sehr leicht machen, einmal, dass er die *Vollmachten* einiger Mitglieder, das Interesse der Kirche in Collisionsfällen wahrzunehmen, mittheilte, oder *aus dem Erfolg* bewies, dass die Kirche vertreten worden. Bis jetzt aber ist die Beschwerde über den Tritt mehr erwiesen, als die Behauptung einer Vertretung. Es liesse sich die Frage aufwerfen, ob Stände auch das Recht hätten, die Dienstinstructionen der Civilbeamten durch ein beliebiges Decret ohne Weiteres zu erweitern; dass sie es aber auf einem Gebiete, zu dessen Regulirung sie nicht berufen waren, thaten, ist factisch. Dass die protestantische Kirche durch Niemand anders als durch Geistliche könne repräsentirt werden, wäre eine absurde Behauptung: sie kann durch jeden kundigen Protestanten vertreten werden, wess Standes er auch sey; dass aber die Geistlichen von jeglicher Vertretung, selbst der Kirche, ausgeschlossen seyn sollen, wie sollen wir das nennen? Und welch eine Lehre trägt Hr. *L.* vor, dass die Prediger, als solche, nicht Staatsbürger, sondern nur Staatsdiener wären, ein *servile genus*, nur dazu da, um Beschlüsse der Landstände zu vollziehen! Berauben denn Staatsämter des Bürgerrechts? Den Predigern käme aber bey dieser Lehre immer noch zu gut, dass sie nur mittelbar Staats-, unmittelbar aber Kirchen-Beamte sind. Überdiess hatten die getreuen Stände weder Vollmacht noch Instruction, sich daneben auch zu einer weimarischen Reichssynode zu constituiren.

Die Vertheidigung des belohnten Verbrechers, S. 4 f., die der Vf. wohl selbst nicht für siegreich erklären wird, hat Rec. befremdet. Der Vf. denke sich den hier „einmal" befolgten Grundsatz als allgemein, nämlich betrügerische Verwalter, z. B. Cassendefraudanten, zu höheren und einträglicheren Staatsstellen avançiren zu lassen, um auf diese Weise den Defect allmählich zu ersetzen: so leuchtet die Ungereimtheit ein. Genug, es ward in diesem Falle nach einer Maxime gehandelt, die nimmermehr ein Avançementsgesetz werden kann. — Die Erinnerungen über Dispensationsgesetze, die nur da sind, um davon dispensiren zu können, sind gut, und der Vf. hätte hier mit *Luther* gar kräftig reden können. Die Erinnerungen wegen Entbehrlichkeit der Gevattern hingegen beruhen auf Missverstand oder Unkenntniss. In Ansehung der Consumtionssteuer konnte der Vf. der Beschwerden allerdings auf Preussen provociren. Denn auf dem Lande wird keine erhoben, und in den Städten wird sie den Lehrern der Kirche und Schule vergütet.

S.

NEUE AUFLAGEN.

Halle u. *Berlin*, in der Waisenhausbuchhandl.: *Cornelii Nepotis vitae excellentium imperatorum ad optimas editiones collatae.* Ed. XIII. diligentissime expressa. 1818. VIII u. 120 S. 8. (2 gr.) Eine bekannte Schulausgabe.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Barth: *System der reinen, populär-praktischen, christlichen Sittenlehre.* Ein Handbuch für Religionslehrer und angehende Theologen von *Georg Jakob Ludw. Reuss*, evang. Prediger zu Crofdorf bey Giessen. Erster Band. 1819. 460 S. 8.

Auch unter dem Titel: *System der reinen, populär-praktischen, christlichen Religions- und Sitten-Lehre* u. s. w. Zweyter Theil, Erste Hälfte. Der *Sittenlehre* Erster Band. (1 Rthlr. 20 gr.)

Der Vf. hat, wie er sagt, schon das ganze Werk, welches die christliche Religions- und Sitten-Lehre umfasst, ausgearbeitet dem Verleger zum Druck übergeben, und er hofft, dass es bald erscheinen werde. Indess ist der Druck mit diesem Theil angefangen worden, und so viel Rec. weiss, noch nichts mehr davon erschienen. Daher möchte es vielleicht räthlich scheinen, die Anzeige dieses Theils bis zum Erscheinen des ganzen Werkes auszusetzen. Da jedoch der Vf. die Sittenlehre auf ihrem eigenen Grunde aufzuführen angefangen hat: so wird schon über diesen Anfang hinlänglich und mit Nutzen geurtheilt werden können, wenn man auch noch nicht genau weiss, wie die Fortsetzung ausfallen, oder in welche Verbindung dieser Anfang mit dem Ganzen gebracht werden wird. Vorläufig muss wohl erinnert werden, dass der Vf. seine Sittenlehre nicht in dem Sinne eine *reine* nennt, wie *Kant*, so fern die angewandte ihr entgegensteht, sondern nur, so fern er sie aus richtigen Vernunftprincipien (wobey er indess doch Erfahrungssätze nicht ausschliesst) hergeleitet zu haben glaubt, und sie einer unlauteren Moral entgegensetzt. Wenn er sie populär-praktisch nennt: so ist sie das wohl im Ganzen; jedoch ist nicht überall, besonders im Anfange nicht genug die Schulsprache verlassen. Was wird sich z. B. der gemeine Christ bey Form und Materie einer Handlung denken, oder wozu braucht er diese Worte oder eine Definition, was eine Handlung sey? Für angehende Theologen aber, denen das Werk besonders bestimmt ist, ist Alles verständlich genug. Christlich ist diese Sittenlehre theils so fern der Vf. glaubt, dass Sittlichkeit ohne Religion gar nicht möglich ist, theils sofern auf die biblischen Vorschriften und christlichen Beweggründe darin Rücksicht genommen wird. In jenem Glauben sieht er Religions- und Sitten-Lehre mit Recht, wie mehrere als einander coordinirt an; aber leicht einzusehen ist doch, dass, wenn diess auch im Allgemeinen richtig ist, doch die christliche Religionslehre auf die moralische Natur des Menschen gegründet ist. Nach ihr können wir ja Gott nicht recht denken, wenn wir keine Begriffe von Heiligkeit, Gerechtigkeit und Güte haben. Sie hat auch offenbar die Absicht, den Menschen moralisch gut zu machen, sey diess nun ihre letzte oder eine untergeordnete, und Rec. dünkt, dass ein Vf., der eine christliche Religions- und Sitten-Lehre als ein zusammenhängendes Werk herausgeben will, beide Wissenschaften nicht bloss neben einander stellen darf, wie jede auch für sich besteht, sondern sie in eine solche Verbindung bringen muss, wie beide nur Ein Ganzes sind. Es wird dabey von der moralischen Natur des Menschen ausgegangen, mit den sittlichen Pflichten geendigt, und die eigentliche Religionslehre wird in die Mitte gestellt werden müssen. Dass der Vf. beide als unabhängig von einander darstellt, kann kaum anders als von nachtheiligen Folgen für beide seyn, so fern man sie einzeln betrachtet. Hier äussern sich diese Folgen schon darin, dass die religiöse und christliche Ansicht des Moralischen, die doch stets die Hauptsache seyn muss, fast nur als Nebensache erscheint. Dem Vf. scheint keine andere Verbindung der Religion und Moral vorgeschwebt zu haben, als die der *Kantischen* Schule, die einen Gott nur braucht, damit bey Übung der Pflichten die sinnlichen Triebe befriedigt und Glückseligkeit geschafft werde. Aber er sagt ja selbst, dass man bey den moralischen Gesetzen auch an den Urheber, bey moralischen Bestrebungen auch an das Ziel denken müsse, S. 53, und erkennt so die nahe Verbindung und eigentliche Einerleyheit der Moral und Religion. Die Anlage des Menschen zur Moral und Religion ist im Grunde eine einzige, die nur verschiedene Namen erhält, oder von verschiedenen Seiten betrachtet wird. Mag man sie aber auch doppelt betrachten: so muss eben darauf die christliche Religionslehre gegründet und dann so beschrieben werden, wie sie in unseren heiligen Büchern enthalten ist. Die Stelle der christlichen Moral in ihr findet sich dann von selbst.

Besonders bemerkenswerth ist die Verbindung, in welche der Vf. die christliche Moral mit der Moral

überhaupt stellt. Er sagt: Es giebt nur Eine Sittenlehre, welche objective Realität hat, S. 54. Ihm heisst nämlich sittlich handeln nach seinem besten Wissen und Gewissen handeln (S. 4), und daraus folgert er, dass die Moralität so viele Stufen hat, als es Stufen der menschlichen Erkenntniss giebt, und die christliche Moralität ist ihm nun die Moralität nach christlichen, d. i. den allerbesten Erkenntnissen. Diess ist gewiss sehr richtig, und ist bisher nicht genug bedacht worden. Man hat immer die Idee einer Vernunftmoral, und vergisst doch, dass man nie die ideale, sondern immer nur die wirkliche, die wohl nie die Idee erreicht, darstellen kann, und dass diese um so besser seyn muss, je mehr sie jener nahe kömmt, dass aber diess durch die grössere Richtigkeit der Erkenntnisse geschieht, die dabey zum Grunde liegen. Aber zu bedenken ist doch auch, dass das Christenthum seine ganz eigenthümlichen Vorstellungen, z. B. von dem Sohne Gottes, von Christo, von dem heiligen Geiste hat, dass ein Verhalten, diesen Vorstellungen gemäss, nach der eigenen Theorie des Vfs. auch christlich pflichtgemäss wird, und in dieser Rücksicht wird die christliche Moral gewiss ihr besonderes Moralprincip haben müssen.

Dass der Vf. darüber zu kurz weggeeilt ist, ist zu bedauern, und man möchte urtheilen, dass es darum geschehen sey, weil er sich darüber in der Religionslehre weiter ausgelassen hat, wenn er nur darauf mit einigen Worten hingewiesen hätte. Bloss durch Anführen der Stelle Röm. 14, 23 deutet er an, dass *Glaube* das Princip der christlichen Sittenlehre sey, welches ihm auch das jeder Vernunftmoral ist; aber er scheint diesen Begriff noch wenig in sein wahres Wesen aufgelöst und in seine Theile zerlegt zu haben, sondern hält ihn in der angezogenen Stelle ganz einerley mit dem der Gewissenhaftigkeit oder der festen, individuellen Überzeugung von dem, was recht ist. Aber wie der Vf. selbst sich genöthigt sieht, seiner Äusserung S. 8 f., „moralisch gut und gewissenhaft oder nach seinem besten Wissen und Gewissen handeln sey einerley," noch beyzufügen, das heisse nicht nur nach der besten Erkenntniss, die man habe, sondern auch nach der besten, die man hätte erlangen können, handeln: so würde er, wenn er noch weiter nachgedacht hätte, auch leicht gefunden haben, dass es nicht alle Arten von Erkenntnissen sind, die hiebey in Betrachtung kommen, sondern nur eine gewisse, welches er auch nicht ableugnen wird. Auch kann er nach seiner Theorie nicht meinen, dass es die Erkenntniss der Gesetze allein oder hauptsächlich sey. Er würde also darauf gekommen seyn, dass es solche sind, die man weder durch Erfahrung und Empfindung hat, noch völlig in Begriffe fassen und durch Demonstrationen sich gewiss machen kann, aber doch als ein vernünftig denkender und handelnder Mensch annimmt, oder solche, als uns in der Religion mitgetheilt werden. Wenn er dann darauf geführt hätte, dass es auf die Gelegenheiten ankömmt, die man hat, die Religionen kennen zu lernen, dass man eben gegen diese Gelegenheiten sich sittlich gut erweisen müsse: so würde sich ihm leicht dargeboten haben, wie die christliche Tugend auch etwas Verschiedenes haben könne, weil sie in der heiligen Schrift eine besondere Quelle ihrer Religionserkenntnisse hat, die sie nicht vernachlässigen darf, sondern pflichtmässig anwenden muss. So ergiebt sich, wie ein Christ an Christum glauben muss, welches freylich für einen Nichtchristen keine Pflicht seyn kann. Dass eine christliche Sittenlehre nicht deutlich diese Verbindung ausspricht, in der sie mit der allgemeinen steht, wird immer ein Mangel heissen müssen.

Die Sittenlehre handelt der Vf. so ab, dass er aus seinem Princip: Handle deiner besten Erkenntniss gemäss, sechs Hauptgebote herleitet: 1) Sey gewissenhaft, 2) liebe die Wahrheit, 3) strebe nach Freyheit, 4) handle der erkannten Wahrheit gemäss, 5) sey klug oder weise, 6) bessere dich; welchen er die einzelnen menschlichen Pflichten unterordnet, und wovon die vier ersten in diesem Theile abgehandelt werden. Man wird wohl nicht urtheilen, dass die Ordnung der Abhandlung der Sittenlehre hiedurch gewonnen habe. Denn das dritte Gebot könnte ja auch das erste seyn, und ist zur Beobachtung aller übrigen nöthig; in ihm, wie in dem ersten, zweyten, vierten, sechsten, können alle moralischen Vorschriften gleich gut zusammengestellt werden, und die Unterordnung der einzelnen Pflichten unter dieses oder jenes Gebot muss demnach ganz willkührlich erscheinen. Rec. hat es noch immer, wenn er die Sittenlehre abgehandelt hat, am zweckmässigsten geschienen, darauf aufmerksam zu machen, dass viele Gebote nur besondere Modificationen Eines und ebendesselben Gebotes sind, wovon jedes aber das Ganze der tugendhaften Gesinnung umfasst. Denn es ist ja sonderbar, Gewissenhaftigkeit, Wahrheitsliebe, Selbstbeherrschung, Gehorsam, Ehrfurcht, Liebe, Zutrauen zu Gott, jede als besondere Pflichten zu beschreiben, da keine, wenn sie rechter Art ist, ohne Übung der anderen geübt werden kann. Dagegen giebt es andere einzelne Tugenden, z. B. Arbeitsamkeit, Sanftmuth, die nur einen Theil der moralischguten Gesinnung umfassen. Auch die ersten verdienen sorgfältig und in einer möglichst logischen Ordnung zusammengestellt zu werden, weil sie die moralisch gute Denkart immer von einer eigenen Seite zeigen, von welcher sie wohl mit Nutzen betrachtet wird, aber man muss es merken, dass in ihnen nie eine neue Pflicht dargestellt, sondern nur dieselbe etwas anders beschrieben wird, dagegen die letzten ebenfalls ordentlich und wissenschaftlich abgehandelt werden müssen, damit die Tugend auch nach den Theilen, in welche sie aufgelöst werden kann, erkannt wird. So wird man ohne allen Schaden die alte Eintheilung von Pflichten gegen Gott, gegen uns selbst und den Nächsten beybehalten können, die sonst leicht schädlich werden kann. Denn man wird alsdann bald einsehen, dass einige dieser verschieden benannten Pflichten der ersten Art (allgemeine), andere dagegen, z. B. das Gebot, die Sorge für irdisches Vermögen, für das Leben Anderer, Pflichten der zweyten Art (besondere) sind.

Dafs dadurch auch die Lehre von der Collision der Pflichten ihre Aufklärung erhält, sieht man bald. Denn die Pflichten der ersten Art können nicht mit einander, aber die der anderen können wohl unter sich und mit den allgemeinen in Streit kommen, wie sich leicht ergiebt. Bevor nicht diese Art der Abhandlung in der Sittenlehre allgemein wird, kann nach unserem Bedünken keine rechte Ordnung sie erhellen.

Was die Zusammenstellung der einzelnen Pflichten in dieser Sittenlehre betrifft: so bemerken wir nur, dafs unter die Selbstbeherrschung noch viel mehrere hätten gebracht werden können, als geschehen ist, dafs die Dienstfertigkeit von der Wohlthätigkeit zu trennen wenig logisch ist, und der Gemeinsinn oder die Gemeinnützigkeit ganz fehlt. Auch wollen wir das nicht unerinnert lassen, was der Vf. mit fast allen moralischen Lehrbüchern gemein hat, dafs die Religionsduldung als eine Pflicht der Menschenliebe angesehen wird. Rec. sieht nicht ein, wie das geschehen könne. Höchstens könnte diese Pflicht als eine nothwendige Folge der Menschenachtung (die der Vf. nicht besonders abgehandelt hat) betrachtet werden, aber die Menschenliebe kann sie nicht fodern, so fern sie von jener unterschieden wird, indem ich nach ihr wohl *kleinere* Übel Anderen zufügen kann, um ihnen das gröfsere, die ewige Seligkeit, die beste Erkenntnifs zu verschaffen, und am besten wird diese Pflicht aus der Zufriedenheit mit Gottes Einrichtungen in der Welt hergeleitet, wie Alles, was Duldung heifst, oder auch aus der Gerechtigkeit, die aller Menschen Rechte wie die eigenen ehrt.

Von der Art, wie hier die Pflichten selbst abgehandelt werden, hat man einen vollkommenen Begriff, wenn man sich vorstellt, dafs der Vf. Auszüge von Predigten, auch wohl gedruckten, z. B. von *Reinhard*, *Barthels*, ja fast ganze Predigten über jede einzelne mittheilt, und, fast nur im Anfange, Weniges, um sie in die Verbindung zu bringen, die er gewählt hat, hinzusetzt, und einige schätzbare Anmerkungen beyfügt. Nimmt man hinzu, dafs diese Auszüge Lob verdienen, nicht blofse Skelette sind, sondern darin die Kanzelsprache grofsentheils beybehalten ist: so kann man sich ungefähr vorstellen, was man an dem Werke hat. Das Meiste wird man mit Erbauung lesen können, und Prediger können darin grofse Erleichterung finden, über moralische Materien zu predigen. Die Wissenschaft selbst kann aber durch solche Arbeiten nur wenig gewinnen.

Dfr.

Aarau, b. Sauerländer: *Gotthold, der wackere Seelsorger auf dem Lande.* Von *J. S. Tobler.* Seitenstück zum Goldmacherdorf. 1820. 319 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Ja wohl, ein wackerer Seelsorger, wie er hier geschildert wird! Möchten alle Seelsorger in der Welt das leisten, was dieser geleistet hat! Aber können diess auch alle leisten, wird der Leser sich selbst fragen, wenn er S. 48 hier erfährt, was ein Prediger einer Dorfgemeinde für sein Dorf gewirkt hat. „Um Ihnen, spricht hier der Gutsbesitzer zu dem besuchenden Fremden, mit Wenigem Alles zu sagen, werden sie hier ein Dorf finden ohne Bettler, ja ohne einen dringend Dürftigen; einen kleinen Staat ohne einen durchaus schlechten Bürger, geleitet fast ohne Reiz und Kraftmittel (?), blofs durch den Einflufs einer väterlichen Führung; eine Gemeinde, meistens aus ächten Christen bestehend; eine Erziehungsweise und Schulen, wie wir sie in unserem Welttheile wohl selten in diesem Umfange haben; einen Wohlstand, der nicht nur allgemein, sondern auch bey allen Haushaltungen im Wachsthume ist, und überdiefs für alle Bedürfnisse, welche eine rein menschliche Volksleitung erheischt, hinlängliche Fonds und Anstalten. Und diefs Alles ist das Werk des Predigers. —“ Kein Wunder, dafs das für das Glaubensvermögen des Besuchenden zu viel war, und dafs dieser ihn mit starren Thomasaugen ansah. Mag nun auch die Dichtung hier zu viel Schönes zusammengetragen haben; interessant ist es immer, zu erfahren, wie der wackere Seelsorger Gotthold seine schöne Wirksamkeit begonnen und fortgeführt habe. Und gerade diefs ist der anziehendste Theil dieser Schrift, die wir allen Predigern nicht nur, sondern auch gebildeten Lesern aus allen Ständen angelegentlich zum Lesen empfehlen. Von den Mitteln, die der Pfarrer Gotthold so weise gewählt und so verständig benutzt hat, um so viel Gutes in seiner Gemeinde zu wirken, wollen wir nur jetzt einige anführen. Ganz recht wird gesagt, dafs er vor allen Dingen sich eine genaue Kenntnifs der Gemeinde gleich bey seinem Amtsantritte zu verschaffen gesucht, und diese Kenntnifs zuerst durch genaue Beobachtung der Schulkinder, dann durch näheren Zutritt zu den Familien selbst sich erworben habe. Nur verstehen wir nicht recht, was es heifsen soll, wenn der Vf. S. 61 sagt: „Er arbeitete zuerst an einem besonderen Seelsorgerbuche, das ihm über alle Familien und ihr Wesen und Treiben gleichsam als Spiegel dienen sollte. Wir haben in allen Gemeinden Tauf-, Ehe- und Sterbe-Register, warum nicht auch Seelsorgerbücher, welche so manches Licht über das häusliche, ökonomische (alse auch darüber?) und religiöse Leben der Menschen geben, so manches Räthsel lösen, so manchen Mifsgriff in der Volks- und Seelsorge hindern könnten.“ Wir gestehen, dafs wir uns von einem solchen Seelsorgerbuche keinen rechten Begriff machen können, wenn es nicht eine Chronik oder Culturgeschichte des Orts seyn soll. Oder sollen alle Fehler und alle Tugenden der einzelnen Mitglieder der Gemeinde darin verzeichnet werden? Für wen das? Für den Prediger selbst? Nun der weifs sie, ohne sie aufzuzeichnen; für Andere? Das würde unrecht seyn, und eher erbittern, als besser machen; für das nachfolgende Geschlecht? Aber dann sind ja die bezeichneten guten und bösen Menschen längst gestorben. Ja eine Culturgeschichte oder auch eine Art von Chronik, wenn diese jeder Prediger seines Orts hielte, und jeder Nachfolger damit fortführe, das würde eine Sache von Nutzen seyn. Aber das hiesse doch kein Seelsorgerbuch. Desto mehr

stimmen wir dem Vf. bey, wenn es S. 85 heisst: „Dem Grundsatze vieler sonst edler Seelsorger, sich bloss der Schuljugend anzunehmen, weil das Alter des Besseren unempfänglich sey, konnte er nicht beypflichten. Er sagte: sein Thun wäre dann dem Thun eines Mannes gleich, der immer an der Reinigung einer Quelle arbeitete, ohne erst dem trüben alten Sumpfwasser die Zugänge zu verwehren. Kannte er doch die Macht des Beyspiels auf die Kinder, wie konnte er die Alten so ungehemmt ihr Wesen treiben lassen, da sie mehr als er auf dieselben hinwirkten." Möchten sich doch diess alle die Prediger merken, die Alles gethan zu haben glauben, wenn sie bloss sich der Schule annehmen. Aber wie wirkte er denn auch auf die Erwachsenen? „Nach und nach, heisst es S. 86, besuchte er die Kinder in ihren *Häusern*, liess sich ihre Hausarbeiten weisen, fragte die Eltern nach ihrem Betragen, und fing nun endlich, etwa in der Abendstunde, mit ihnen herzlich und kindlich zu beten an. Natürlich durften die Alten dem frommen Geschäfte nicht ausweichen. Sie mussten Theil nehmen, mussten die frommen Gelübde der Kinder abnehmen, die Gotthold sie in ihre Hand ablegen liess, und zuletzt mitbeten. —" Etwas Ähnliches bewirkte er bey seinen Krankenbesuchen. Hier bot sich die Gelegenheit, mit der ganzen Haushaltung für den Kranken zu beten, von selbst dar. Es konnte nicht fehlen, das schöne Gebet aus einem Buche oder aus seinem Herzen ergriff ihr sorgenvolles Gemüthe. Sie wünschten, im Buche sich selbst zu erbauen, und gern liess er es ihnen zurück. — Er sprach einzeln mit Hausvätern und Hausmüttern, und fragte sie, ob sie ihre Leute nach solchen Andachtsstunden nicht standhafter und treuer in Geschäften, nicht stärker in Versuchungen, nicht feiner und bescheidener in Wort und That fänden? Kurz er bewirkte, was er wollte, die Einrichtung *häuslicher Andachtsstunden*, wie sie seyn sollen, und wie sie ein frommes Betragen erzeugen müssen. Denn wahre Andacht und ein frommes Betragen, heisst es S. 89, gehören so wesentlich zusammen, als Feuer und Wärme. Wie er besonders verständig damit auf die Armen wirkte, wird ausführlich und recht psychologisch gezeigt. In einem eigenen Abschnitte S. 96 wird auch der Gesang als Mittel gerühmt, dessen sich Gotthold zur Bildung seiner Gemeinde bedient habe. Recht schön wird gesagt: Unser Freund beklagte nichts mehr, als den traurigen Zustand von übergrossen Höhen und Tiefen in der Bildung der Menschen, ohne eine Mitte, die beide in lieblichen Einklang brächte. Wie wir im Ökonomischen bald nur Herren und Bettler, aber keinen glücklichen Mittelstand mehr besitzen: so haben wir zwischen hoher Kunst und graser (craser) Fühllosigkeit kein Mittleres. Diess sey besonders mit der Musik der Fall. Den faselnden Dirlidanz ausgenommen, der nur auf Sinnenkitzel losgehe, geschehe für Erhebung des Göttlichen nichts in Hinsicht auf Gesangbildung, am wenigsten für das Volk, da doch der Gesang insbesondere als eines der wichtigsten Mittel zur Veredlung des Volkssinnes benutzt werden könne." Es wird nun dargethan, wie er ohne grosse Kosten sich in seinem Dorfe recht liebliche Sänger und sogar Musiker mit Blasinstrumenten gebildet, und welchen Eindruck auf die Gemüther diess gemacht habe. *Gehe hin und thue desgleichen*, könnte man hier jedem Prediger zurufen. Der Raum erlaubt es nicht, mehr von der Art auszuziehen, wie der wackere Gotthold seine Gemeinde gebildet hat. Es wäre auch überflüssig, da die Schrift verdient, selbst gelesen zu werden. Die Darstellung selbst ist höchst lebhaft und der Stil correct. Nur wunderten wir uns über den Ausdruck S. 59: „Er beobachtete den *Marsch*, welchen der Unterricht nehmen sollte."

— R —

GOTHA, in der Becker'schen Buchhandl.: *Gebete und zum Gebete vorbereitende Betrachtungen für Christen im Familienkreise und stiller Einsamkeit*, von Dr. *Herrmann Gottfried Demme*, Generalsuperintendenten zu Altenburg. 1818. VIII u. 416 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Ob es uns gleich an Erbauungsbüchern nicht fehlt: so sind doch diejenigen, die so nüchtern, mit einem so klaren Selbstbewusstseyn, und mit so einfachen, reinen, herzlichen Gefühlen geschrieben sind, als dieses, so häufig nicht. Es ist ein Buch, das der würdige *Demme* seinen Kindern gewidmet hat, woraus man schon auf den frommen, kindlichen Ton schliessen kann, der auch durchaus darin herrscht — „Herzlich habe ich gebetet, spricht der zärtliche Vater in der Vorrede, und mehrere dieser Gebete mit einer Thräne im Auge niedergeschrieben." So muss es auch seyn, wenn man beten und beten lehren will. Man muss selbst erst empfinden, wenn Andere uns nach empfinden sollen. Hier hilft die Kunst nichts, sie schadet vielmehr. Das Buch besteht aus Morgengebeten und Liedern — aus Lehren der Religion, Weisheit und Tugend — aus Gebeten, mit besonderer Rücksicht auf Fürbitten — aus Dankgebeten für die tägliche Nahrung und beym freundschaftlichen Mahle — aus Abendgebeten und Liedern — aus Betrachtungen über Taufe und Confirmation — über die Feyer des Abendmahls — aus Anbetung, Lob und Dank, besonders in schönen und festlichen Stunden des Lebens — in trüben und traurigen Stunden des Lebens — aus Betrachtungen über den Tod des Menschen und dessen Geburt zum besseren Leben. Wie reichhaltig! Ein wahres Familienbuch! Wollten wir Etwas zur Probe ausheben; so würde uns die Wahl schwer fallen. Und wer kennt nicht schon die erbaulichen Schriften des Vfs.? Auch der Prediger wird manche herrliche Ermunterung und Betrachtung darin zum öffentlichen Gebrauche finden. Wir haben einen einzigen Druckfehler gefunden, S. 6 Z. 4 steht *Unvergängliche* anstatt *Vergängliche*.

φ.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

1 8 2 1.

CHEMIE.

Leipzig, b. Barth: *Beyträge zur chemischen Kenntniss des Pflanzenlebens.* Von *Carl Christ. Grischow* in Stavenhagen. Erstes Stück.

Auch unter dem Titel: *Physicalisch-chemische Untersuchungen über die Athmungen der Gewächse und deren Einfluss auf die gemeine Luft* u. s. w. 1819. XIV u. 225 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Hr. *Grischow* aus Stavenhagen hat sich durch diese seine erste Arbeit der chemischen Welt von einer sehr vortheilhaften Seite bekannt gemacht, nicht nur weil sie einen Gegenstand betrachtet, welcher ein hohes Interesse hat, sondern auch weil diese Betrachtungen mit grossen Schwierigkeiten verknüpft sind. Sein Zweck war vorzüglich dahin gerichtet, zu untersuchen, was von dem bey verschiedenen Gelehrten noch streitigen Urtheil über das Vermögen der Pflanzen, die gemeine Luft zu verbessern, von den verschiedenen Ansichten des Ursprungs des durch Gewächse ausgehauchten Oxygengas zu halten sey, und wie sich überhaupt die verschiedenen Gattungen in dieser Hinsicht thätig erweisen. Auf diesem Wege der Untersuchung gelangte er auf Ansichten, welche für jeden Pflanzenphysiologen und Chemisten von grossem Interesse seyn müssen; es konnte nicht fehlen, durch neue Erfahrungen manchen gangbaren Ausspruch in Zweifel zu ziehen, Berichtigungen und Ergänzungen einzuschalten, und manchen Gegenstand zur Sprache zu bringen. Hr. *G.* bediente sich zu seinen Versuchen sowohl einzelner Pflanzentheile, als auch ganzer Pflanzen, welche er in der Regel vergleichend im Schatten und im Sonnenlichte in einem bestimmten Luftraume, aber leider oft sehr im Zwange und durch Reizung in krankhaften Zustand versetzt, respiriren liess. Er bemerkt, dass er sich zur Prüfung und Absonderung des Oxygens der dadurch erhaltenen Luft des mit Azotgas angeschwängerten flüssigen Schwefelwasserstoff haltigen Schwefelkali und zur Absonderung der Kohlensäure einer gesättigten Kaliauflösung, zuweilen jedoch zur Bestimmung sehr kleiner Quantitäten des Kalkwassers bedient habe. In manchen Fällen sey auch zur Vergleichung das Wasserstoffeudiometer angewandt. Die Erscheinungen, welche sich bey den Versuchen selbst dargeboten haben, werden übrigens gänzlich übergangen, und nur in der Vorrede erfährt der Leser den eben angezeigten Weg der Untersuchung. — Findet es sich demnach bey Wiederholung dieser Versuche auch, dass Hr. *G.* sich zuweilen irre, dass die Versuche nicht immer mit der gehörigen Sorgfalt angestellt seyen, um zu allen daraus gezogenen Schlüssen zu berechtigen, welches kaum zu bezweifeln ist, da zumal der Vf. zuweilen etwas undeutlich wird und sich zu widersprechen scheint, woran zum Theil auch seine etwas schwere, oder eine französische Übersetzung nachahmende, gezwungene, mit unendlich lästigen Gedanken- und Einschaltungs-Zeichen und falsch angebrachten „ ausgeschmückte Schreibart Schuld seyn mag: so wird dennoch der Leser sein Streben verdienstlich anerkennen. — Wir müssen uns übrigens hier darauf beschränken, nur die hauptsächlichsten Thatsachen aus dieser Schrift auszuheben, weil eine genauere Entwickelung und Kritik des Einzelnen den Raum dieser Blätter überschreiten würde.

Die erste Abtheilung handelt *von den Athmungen der Pflanzen in luftförmigen Umgebungen.* 1 Abschnitt. *Von den Athmungen der Pflanzen im Schatten.* Hr. *G.* sucht hier besonders zu beweisen, dass die von *Th. v. Saussure* entworfene Tabelle, zufolge welcher die Blätter der im Winter sich entlaubenden Bäume und Sträucher die grösste Menge Sauerstoffgas absorbiren, worauf die krautartigen, nicht im Wasser lebenden Pflanzen, dann die Blätter immer grüner Bäume und Sträucher, hierauf die Sumpf- und Wasser-Pflanzen, und endlich das Heer der saftigen und fleischigen Pflanzen folgen, Einschränkungen erleiden müsse, und dass man höchstens behaupten könne, die saftigen und fleischigen Pflanzen verzehren im Schatten die geringste Menge Sauerstoffgas. Übrigens bestätigt es Hr. *G.*, dass der Umfang des im Schatten von den Pflanzen absorbirten Sauerstoffgas immer grösser sey, als der Umfang des ausgeathmeten kohlensauren Gas. — 2 Abschnitt. *Von den Athmungen der Pflanzen im Sonnenlicht*, sowohl bey Umgebung der gemeinen Luft, als auch anderer luftförmiger Fluiden, z. B. Azotgas, Hydrogengas, kohlensaures Gas, salzsaures Gas, oxydirt salzsaures Gas, schwefligsaures Gas, Ammoniumgas u. s. w. — Im 3 Abschnitt geht Hr. *G.* zu allgemeinen Betrachtungen *über das Athmen der Pflanzen* über. Aus seinen Versuchen scheint in der That zu erhellen, dass die Pflanzen das absorbirte Sauerstoffgas zur Zerlegung des Nahrungssaftes und Erzeu-

gung verschiedener Aussonderungs- und Nahrungs-Stoffe verwenden, und dass auf diese Weise auch das durch Exhalation im Dunkeln und bey Nacht sich entwickelnde kohlensaure Gas erfolge. Auf diese Weise lässt sich, wenn man *Johns* unbestreitbare Versuche über die Einsaugung der auflöslichen Theile des Düngers und der Salze durch die Wurzeln in Erwägung zieht, auf eine sehr befriedigende Art der Ursprung des Carbogens der Pflanzen erklären, welches, wenn man letzteren von den durch die Pflanzen bey Tage zerlegten kohlensauren Gas (sofern man dieses als das Resultat der nächtlichen Sauerstoffgaseinathmung und Aufnahme des Carbogens der festen Pflanzentheile selbst betrachtet) herleitet, gar nicht erklärbar ist. Da demnach der grösste Theil des bey Nachtzeit absorbirten Sauerstoffgas dazu verwandt wird, eine dem Volumen nach beynah gleiche Menge kohlensauren Gas zu produciren: so folgt schon daraus einerseits, dass das im Lichte von den Pflanzen ausgeschiedene Sauerstoffgas nicht von der im Finstern eingeathmeten Luft herrühren kann, eine Hypothese, welche Hr. *G.* gegen *Rukland* zu widerlegen bemüht ist. Dagegen zeigt derselbe hier, dass das im Lichte durch Pflanzen entwickelte Sauerstoffgas einzig Folge der im Inneren der Pflanzen erfolgenden Kohlensäurezerlegung sey, und dass nur im Lichte eine Sauerstoffgasentwickelung Statt finden könne, wenn kohlensaures Gas die dasselbe absorbirenden Gewächse umgiebt. Nur die saftigen Pflanzen machen hievon eine Ausnahme, wegen ihrer eigenthümlichen Structur, wodurch es ihnen möglich wird, viel Kohlensäure zurückzuhalten, und diese im Sonnenlichte auch ohne Gegenwart sie umgebender Kohlensäure zu zerlegen. Was demnach die durch die Pflanzen hervorgebrachte Luft Verbesserung oder Verderbung in der freyen Natur anlangt: so ist diese nach des Vfs. Meinung ganz relativ, und kaum in Betracht zu ziehen, weil die im Finstern Statt findende Kohlensäuregas Entwickelung in Hinsicht des grossen Luftmeeres unmerklich wird, und nach Massgabe der Entwickelung sich darin verbreitet. Er hält das Verhältniss sowohl der bey Nacht entwickelten Kohlensäure und des durch Absorbtion der Pflanzen verzehrten Sauerstoffgas, als auch des bey Tage entwickelten Sauerstoffgas für alle Zeit unmessbar, und ist der Meinung, dass man im Ganzen eher eine Verbesserung, als Verschlimmerung der Luft durch die Vegetation annehmen dürfe. — 4 Abschnitt. *Von den Athmungen der Wurzeln der holzigen Theile, sowie der Blumen.* Im Wesentlichen eine Bestätigung dessen, was schon *Ingenhouss* und Andere fanden, dass nämlich diese Pflanzentheile (mit Ausnahme der grünen Zweige, grünen Früchte und grünen Fruchthüllen, welche im Sonnenschein der Sauerstoffgasausathmung fähig sind) sich dadurch von den grünen Stengeln, Zweigen und Blättern wesentlich unterscheiden, dass sie die Luft immer verschlimmern, indem sie sowohl im Sonnenschein als auch im Dunkeln Sauerstoffgas absorbiren, und kohlensaures Gas aushauchen. Dabey fand sich, dass junge und zarte Wurzeln thätiger seyen, als ältere, und dass alle merklich weniger kohlensaures Gas ausathmen, als sie Sauerstoffgas verzehren. — Hinsichtlich der Blumenathmung wird *v. Saussure's* Beobachtung bestätigt. Sie vermindern die sie umgebende Luft nicht, da sie neben dem kohlensauren Gas auch ein Verhältniss von Stickgas ausathmen, welches dem Verluste des durch Einathmung consumirten, nicht wieder als kohlensaures Gas ausgeschiedenen Sauerstoffgas entspricht. — S. 158. *Von den Athmungen der Gewächse der 24sten Abtheilung des Linn. Pflanzensystems. Farrenkräuter* fand Hr. *G.* in ihren Athmungen übereinkommend mit denen der sichtbar blühenden Pflanzen. Und so verhielten sich auch *Equisetum* und *Lycopodium*, die frischen *Leber*- und *Laub-Moose.* Durch Wassermangel trocken gewordene Moose waren dagegen der Sauerstoffgasentwickelung unfähig. Die Flechten erwiesen sich fortwährend im Licht und im Schatten mit dem Austausch von kohlensaurem — gegen Sauerstoff-Gas beschäftigt, ohne Sauerstoffgasproduction. — Die Pilze athmeten auf eine sehr ausgezeichnete Weise Sauerstoffgas ein; sie scheinen aber kein Sauerstoffgas im Sonnenschein zu produciren, sondern sie athmen, was schon *v. Humboldt* beobachtete, eine bedeutende Portion Hydrogengas aus.

Zweyte Abtheilung. *Von den Athmungen der von Wasser umgebenen Pflanzen.* Um die hier noch häufig Statt findenden Anomalien zu erklären, fängt Hr. *G.* damit an, die bey Auflösungen aus dem Wasser sich entwickelnde Luft zu untersuchen. Er glaubt gefunden zu haben, dass der Erfolg nicht nur rücksichtlich der Menge, sondern auch der Beschaffenheit der sich entbindenden Luft sehr verschieden sey, nach Massgabe der dabey angewandten Temperatur und Ingredienzien; selbst Brunnenwasser für sich zeigte diesen Unterschied. — Hierauf geht er zu den Vegetationsversuchen selbst über, und er glaubt aus seinen Versuchen den Schluss ziehen zu dürfen, dass die nächtlichen Athmungen der unter Wasser befindlichen Pflanzen, mit oder ohne Sauerstoff in Berührung, so schwach seyen, dass keine Luftblasen sichtbar werden. Denn selbst im ersten Falle fanden sich im Wasser nur schwache Spuren Kohlensäure. Im Lichte entwickelten die Pflanzen in reinem, von Kohlensäure befreytem Wasser ebenfalls kein Gas, und nur in dem Falle, wenn Kohlensäure vorhanden war, erwiesen sich dieselben, sie im Inneren zerlegend, in Sauerstoffgasproduction thätig.

J. A.

JENA, in der Cröker'schen Buchhandl.: *Elemente der pharmaceutischen Chemie*, zu Vorlesungen und zum Gebrauche für Ärzte und Apotheker, von Dr. *J. W. Döbereiner.* Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 1819. IV u. 558 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1818. No. 76.]

Der Plan dieses Lehrbuches ist unverändert beybehalten worden. Aber der verdienstvolle Vf. hat mehrere in der ersten Anzeige von uns in Anregung gebrachte Gegenstände berichtigt oder weggelassen, neu-

ere Entdeckungen benutzt, und die chemischen Verhältniszahlen zum Theil verändert. Das Carboneum, dessen Eigenthümlichkeit sich, wie wir später öfter bemerkt haben, völlig bewährt, betrachtet der Vf. hier als ein wirkliches Metall, worin wir ihm nicht beypflichten können. Sehr schön wird die Mohn- oder Opium-Substanz nicht zu den Alkalien hier gezählt. Zu bedauern ist es, dass der Vf. immer noch ein Anhänger der chloristischen Hypothese bleibt, welche doch so sehr der älteren Lehre nachsteht.

J. A.

Kopenhagen, b. Bonnier: *Chemische Unterhaltungen.* Eine Sammlung lehrreicher Erzeugnisse der Erfahrungschemie. Von *Friedrich Accum.* Aus dem Englischen, Mit Kupfern. 1819. XII und 235 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Der rühmlichst bekannte Vf., sich dem Geschmacke des englischen Volkes fügend, der wenigstens in unseren Zeiten nur Wissenschaften liebt, welche gerade ins Leben hereinführen, und unter Beherzigung des alten Spruches: *Si nihil attuleris, exi Homere foras!* sich den übrigen immer mehr und mehr entfremdet, übergiebt hier den Freunden der Naturkunde eine Sammlung chemischer Versuche, die mit Sicherheit im Zimmer ausgeführt werden können, zum Theil sehr unterhaltend sind, und ohne kostbare Instrumente, meist mit ganz gewöhnlichen Geräthschaften gelingen. Sehr lichtvoll und bündig sind die Erläuterungen, welche der Vf. den Anfängern zur Liebe jedem chemischen Verlaufe angeschlossen hat, und werden gewiss in regsameren und sinnigen Naturen die keimende Neigung zum eifrigen Fortschreiten beleben. Die Übersetzung ist jedoch völlig misslungen, und scheint von einem, der deutschen Sprache nicht mächtigen Ausländer verfertigt zu seyn. Daran erinnert der ungelenke Ausdruck und viele das Auge beleidigende Sprachfehler. Unter den 166 Versuchen finden sich mehrere, welche sich ganz gut auch für den öffentlichen Lehrvortrag eignen. Dahin rechnet Rec. aus längerer Erfahrung die Gewinnung der Gase, welche man wegen Einsaugung nicht über Wasser auffsammeln kann, vermittelst einfacher, für die leichten Gase hinauf-, für die schweren herabgehender Röhren, die man bis an den Boden der Sammlungsgefässe eintauchen lässt. Das Gefülltseyn der Sammlungsgefässe, aus welchen das atmosphärische Gas durch das entwickelte verdrängt worden, kann man leicht durch Papierstreifen, mit rückwirkenden Stoffen gefärbt, an der Gefäsmündung erkennen. Auf diese Weise kann man mit grösster Leichtigkeit z. B. Ammonium- und salzsaures Gas, ohne kostspielige hydrargyropneumatische Apparate in reichlicher Menge gewinnen. — Eine ungefärbte Flüssigkeit durch Hinzufügen einer klaren (sollte ebenfalls *ungefärbten* heissen) Flüssigkeit wechselsweise blau und wieder farblos zu machen. Der bekannte Versuch, salpetersaures, bis zur Farbenverschwindung mit Wasser verdünntes Kupferoxyd durch einen Tropfen Ammonium leicht azurblau, und durch einige Tropfen Salpetersäure wieder ungefärbt darzustellen. Die zugehörige Erklärung lautet: „Das ammoniakalische salpetersaure Kupfer (muss Kupferoxyd heissen) ist blau, das überschüssige Ammonium wird durch die neue Säure *vernichtet* (gebunden nur). Es entsteht salzsaures Ammonium mit Überschuss von Säure und Kupfer, dessen verdünnte Auflösung farblos ist." — Druck und Papier sind fehlerhaft und schlecht.

W. Z.

KURZE ANZEIGEN.

Chemie. *Jena*, in der Cröker'schen Buchhandl.: *Anleitung zur Darstellung und Anwendung aller Arten der kräftigsten Bäder und Heilwässer, welche von Gesunden und Kranken gebraucht werden.* Von D. J. W Döbereiner, Grossherzogl. Sächs. Weimar. Bergrathe und Prof. der Chemie zu Jena. 1816. VIII u. 87 S. 8. (8 gr.)

Der Vf., der unter den jetzt lebenden Chemikern eine ehrenvolle Stelle einnimmt, und dem seine Wissenschaft schon manche nicht unwichtige Bereicherung zu danken hat, behandelt in dieser kleinen Schrift einen praktischen Gegenstand, über welchen wohl mancher Arzt bis jetzt eine nähere Belehrung gewünscht, sie aber gewiss nicht in solcher Ausführlichkeit, Deutlichkeit und Zweckmässigkeit gefunden hat, als sie ihm nun hier vor Augen liegt. Um den Leser nicht darüber in Zweifel zu lassen, was er in derselben zu finden hoffen darf, nennen wir ihm die einzelnen abgehandelten Gegenstände, mit Beyfügung einiger Erinnerungen und Bemerkungen. Der *erste* Abschnitt handelt von den geistigen Bädern, und zwar 1) von den Lichtbädern, nämlich dem homogenen Lichtbad, dem Feuerbad und den farbigen Lichtbädern. 2) Von den Wärmebädern, Bädern von Sonnenwärme, von künstlicher und von thierischer Wärme, mit Musik begleiteten Bädern von thierischer Wärme. 3) Von den elektrischen Bädern. 4) Von den magnetischen Bädern. Ungern haben wir hier das magnetische Baquet, dessen ausgezeichnete Wirkungen doch wohl keinem Zweifel mehr unterliegen, vermisst. *Zweyter* Abschnitt. Von den stoffigen Bädern. A. Von den Luftbädern. 1) Gemeines oder atmosphärisches Luftbad, Luftbad in trockenen Laubwäldern, Luftbad in begrünten Zimmern. 2) Kohlensaures Luftbad. Sehr wirksam scheinen die hier empfohlenen Bäder aus Malz mit Bierhefe zu seyn. Hier hätte übrigens auch der, in manchen Curorten befindlichen natürlichen Gasbäder gedacht werden sollen. 3) Hydrothionsaures oder schwefelwasserstoffiges Luftbad. Ohne die Wirksamkeit dieser Bäder in manchen Lungenkrankheiten geradezu ablengnen zu wollen, möchte sie doch Rec. in Lungen*entzündungen* nicht empfehlen, wie es hier geschehen. Auch möchte die Vorrichtung zur äusseren Anwendung dieses Gases, wie sie S. 37 angegeben wird, dem gewünschten Zwecke nicht ganz entsprechen. Wir würden dazu den *Galés*'schen Apparat vorziehen. 4) Ammoniakalisches Luftbad. 5) Halogeniges Luftbad. 6) Dunstbad. B. Von flüssigen Bädern. 1) Gemeines Wasserbad. 2) Kohlensaures Wasser zum Baden und Trinken. Selterwasser. Carlsbader Wasser. Bitterwasser. Mit den zweckmässigsten Vorschriften zur künstlichen

Bereitung dieser Mineralwässer. 3) Kohlensaures Eisenwasser zum Baden und Trinken. Zum Bade empfiehlt der Vf. statt der gewöhnlichen Eisenkugeln 200 bis 250 Mass Flusswasser, 840 Gran gereinigte Potasche, 580 Gran concentrirte Schwefelsäure und 516 Gran frisch krystallisirten Eisenvitriol. Wirksamer mögen diese Bäder wohl seyn, aber sind sie nicht zu kostbar? 4) Schwefelwasser zum Baden und Trinken. Sehr zweckmässige Vorschriften dazu. 5) Soolenbad. Alkalische Wasser. 6) Gährbad. 7) Weinbad. 8) Quecksilberbad. Wir hätten gewünscht, der Vf. möchte auch einige andere Bäder, zu deren Bereitung er uns vermöge seiner umfassenden chemischen Kenntnisse gewiss manchen nützlichen Wink hätte geben können, nicht übergangen haben, z. B. Schlemmbäder, die sich gewiss auch an anderen Orten ausser den Mineralquellen, besonders durch wirksame Zusätze anwendbar machen liessen, Ameisen-, Laugen-, Kräuter-Bäder u. a. m.

Hbm.

Ökonomie. Gotha, in der Becker'schen Buchhandl.: *Neue Geld-Quelle für vernünftige Landwirthe in Gesprächen über Futterbau und Wechselwirthschaft deutlich beschrieben und aus Rechnungen bewiesen* — Alles aus vieljähriger eigener Erfahrung durch einen beym Pfluge grau gewordenen Landmann. 1819. 65 S. 8. (6 gr.)

Ein sehr nützliches Büchlein für den Bauer, welches verdient, recht sehr in seine Hände befördert zu werden: denn der Inhalt entspricht dem Titel vollkommen. Der Vf. besitzt die Gabe, seinen Gegenstand dem gemeinen Menschenverstande in fasslichen Belehrungen kurz und genügend darzustellen, wie auch sich jedesmal an die beschränkten Begriffe des gemeinen Landmannes anzuschliessen. Im ersten Gespräche unterhält sich Vater Grünfeld und sein Sohn mit einander von der Esparsette oder dem Esper; im 2 vom Kopfklee und im 3 von der Luzerne (S. 16). Das 4 Gespräch, an welchem noch ein Dritter Theil nimmt, handelt vom Nutzen des Kleebaues; das 5 vom Rübsaamenbau; das 6 von der Wechselwirthschaft, die Grünfeld auf einer vorgezeichneten Tafel recht begreiflich darstellt. Im 7 Gespräche wird von Vergleichung des Ertrags der Wechselwirthschaft mit dem von der Dreyfelderwirthschaft gesprochen. Hier werden die Berechnungen gegen einander gehalten. Das 8 Gespräch handelt von der Wechselwirthschaft auf grossen Gütern, in neun Schlägen. Grünfeld bedient sich hiezu wieder einer Tafel, um richtige Begriffe davon beyzubringen. 9. Von der Neunfelderwirthschaft auf ungeschlossenen und kleinen Gütern. Hiezu zeichnet Grünfeld einen Plan, und lehrt daraus, wo die Viehtriften hin zu verlegen sind und wo die Schäfer hüten sollen; dazu auch eine Tafel zum Fruchtwechsel für 81 Acker Bauerland in 9 Schläge getheilt. Das 10 Gespräch enthält wieder eine Vergleichung des Ertrags eines Bauerngutes von 81 Ackern bey der Dreyfelder- und Neunfelder-Wirthschaft; da denn die Rechnungen wieder gegen einander gestellt worden sind. Das 11 Gespräch, welches von der wahren Ursache der Korntheurung handelt, macht den Beschluss. Möchten doch viele Bauern dieses Buch kaufen, und zu ihrem Nutzen daraus lernen, immer klüger zu werden!

Ka.

Pädagogik. Leipzig, b. Barth: *Über Schul-Disciplin.* Ideen und Vorschläge besonders für Lehrer an allgemeinen Stadtschulanstalten oder Bürgerschulen. 1819. 46 S. 8. (6 gr.)

Rec. hat diese Bogen gern gelesen, und wenn gleich nichts Neues darin enthalten ist: so können sie doch dienen, Schullehrer auf das aufmerksam zu machen, was sie nicht nur für die Belehrung, sondern auch für die Bildung ihrer Schüler zu thun haben, worüber ein öfteres Nachdenken ihnen nicht anders als sehr nützlich seyn kann. Der Vf. erinnert daran, wie schon durch die Unterrichtsart selbst der Zweck der Schuldisciplin befördert werden müsse, und wer weiss es nicht, dass Strafen während der Lectionen fast ganz unnöthig seyn werden, wenn der Lehrer die Aufmerksamkeit aller seiner Schüler festzuhalten weiss? Das aber, was der Vf. S. 16 bemerkt, dass eine Vervielfältigung der Lehrgegenstände, so fern man jeden in einzelnen Lehrstunden besonders abhandeln zu müssen meint, schädlich wirke, wird nicht oft beherzigt, verdient aber nach Rec. Urtheil sehr beachtet zu werden, nicht nur um des vom Vf. angeführten Grundes willen, weil die Seele des Kindes dadurch zu sehr zerstreut wird, sondern auch desswegen, weil Manches, was gelegentlich gelehrt wird, leichter haftet, als wenn man es *ex professo* lehrt, auch Manches von der Art ist, dass es nur gelegentlich und rhapsodisch in Schulen gelehrt zu werden braucht, wozu man doch jetzt eigene Lehrstunden wöchentlich auszusetzen pflegt. Wenn der Vf. anführt, wie durch Gesetze und Ermahnungen auf Schulen der Zweck der Jugendbildung erreicht werden soll: so kann er leicht so missverstanden werden, als wenn der Lehrer in langen Anreden dem Schüler die nöthigen Vorstellungen machen soll. Er warnt wenigstens davor nicht, und erinnert nicht daran, wie nützlich es sey, stets in kurzen, einerley sagenden Worten, z. B. *Handle nicht gesetzwidrig*, die Erinnerung zu geben, die man zu machen hat, wodurch doch bemerkt wird, das oft auf das Eine, was noth thut, hingewiesen wird, und dass sich Grundsätze, die fortwährend wirken, in dem jugendlichen Gemüthe festsetzen. Aus dem, was der Vf. über Strafen und Belohnungen sagt, verdient nur ausgezogen zu werden, dass beide, sonderlich die ersteren, so eingerichtet seyn müssen, dass sie der, welcher sie erhält, selbst für angemessen und mit Gerechtigkeit und Unparteylichkeit verhängt anerkennen muss, und dass man, damit diess um so leichter geschehe, auch öfters eine gewisse Zeit zwischen dem Vergehen und der Strafe hingehen lassen muss.

Dfr.

Kinderschriften. Leipzig, b. Gerh. Fleischer: *Das Buch der Bilder, Geschichten und Lehren für Kindheit und Jugend.* Von *J. A. C. Löhr.* Mit 12 illum. Kupfern. 364 S. 8. (Ohne Jahrszahl.) (2 Rthlr.)

Dass Erzählungen weit mehr Interesse bey Kindern erwecken, wenn sie durch eine bildliche Darstellung mehr versinnlicht werden, weiss Hr. *L.* und sein Hr. Verleger recht gut. Und Rec. kann diesem Buche der Bilder seinen Beyfall nicht versagen, da die Bilder sehr gut ausgefallen sind, und die Erzählungen, welche oft mit scherzhaften Unterredungen unter Kindern abwechseln, eine angenehme Unterhaltung geben werden. Freylich sind nicht zu allen Erzählungen Kupferstiche vorhanden; aber der Preis des Buches würde bey der Vermehrung der Stiche zu hoch gestiegen seyn.

K.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1821.

MATHEMATIK.

Leipzig, b. Barth: *Das Wesen der Arithmetik.* Zur Beförderung eines gründlichen Studiums dieser Wissenschaft von Dr. *Ephraim Salomon Unger.* 1819. 191 S. 8. (20 gr.)

Der Vf. klagt in der Vorrede — wir wollen hier nicht untersuchen, mit welchem Recht — dass eine systematische Übersicht aller Theile fast in allen, über Arithmetik erschienenen Werken vermisst werde, und dass man besonders in den gewöhnlichen Rechenbüchern oft eine Menge Rechnungen antreffe, ohne dass ein Zusammenhang aller zu einem Ganzen sich erkennen lasse. Diesem Mangel will er in seiner Schrift abhelfen, und eine *vollständige systematische Übersicht der gesammten Zahlenlehre oder Rechenkunst* geben, ohne das Einzelne ausführlicher zu behandeln. Dadurch werde jedem Rechner Gelegenheit verschafft, seine erlangten arithmetischen Kenntnisse zu ordnen, und die Lücken zu bemerken, die ihm noch auszufüllen übrig sind. Gewiss ein verdienstliches Unternehmen. Wie der Vf. es ausgeführt, wird die folgende Darstellung zeigen. Die Schrift zerfällt in 2 Haupttheile, deren erster von der *Grundlage*, der zweyte von dem *Inhalte* der Arithmetik handelt. Im Ganzen ist der Vortrag deutlich. Im ersten Theile wird zuerst der Umfang der Wissenschaft angedeutet, und erklärt, was Grösse, Mass, Zahl ist; dann von der Eintheilung der Mathematik überhaupt, und insbesondere der Arithmetik. Diese zerfällt, nach dem Vf., in die reine und angewandte, die erstere wieder in die theoretische und praktische, die letztere in die allgemeine und besondere. Unter praktischer Arithmetik versteht der Vf. nämlich die Zahlenlehre, in sofern sie es nicht mit der blossen Theorie, sondern mit der Ableitung allgemeiner Regeln daraus für die Anwendung zu thun hat. Die angewandte Arithmetik aber unterscheidet er in die allgemeine und besondere, in sofern die Anwendung sich auf allgemein nützliche Gegenstände bezieht, deren Berechnung von einem Jeden gekannt seyn soll; oder auf bestimmte Geschäfte. Diese Eintheilung selbst scheint etwas Unbestimmtes zu haben. Arithmetik ist aber dem Vf. die Wissenschaft der bestimmten, discreten Grössen, welche mittelst der aus den Eigenschaften dieser Grössen abgeleiteten Regeln den Werth unbekannter Grössen entdecken lehrt, und er unterscheidet sie so von der Buchstabenrechnung und Algebra.

In dem 2 Abschnitt spricht der Vf. auch von den verschiedenen Arten, die Zahlen zu bezeichnen, unter anderen auch von den nicht-dekadischen Systemen, der *Leibnitzischen* Dyadik, und der *Werneburgischen* Tetroadik, oder dem Taunsystem, dessen Vortheile er nicht unbemerkt lässt, aber auch der unübersteiglichen Schwierigkeiten gedenkt, die sich seiner allgemeinen Einführung entgegenstellen.

Der 2 Theil, der sich mit dem Inhalte beschäftigt, beginnt sogleich mit einem zweyten Abschnitte, welches befremdet, da der erste Theil aus zwey Abschnitten besteht. Es wird hier zuerst von der theoretischen, dann von der praktischen Arithmetik gehandelt. Der Vf. hat hier Manches aufgenommen, was, wie er selbst bemerkt, sonst in den Lehrbüchern der Arithmetik gewöhnlich nicht gefunden wird, was er aber für nöthig hielt, wenn das Ganze der Wissenschaft dargelegt werden sollte. Die theoretische Arithmetik nämlich, welche die Zahlenlehre an sich, ohne Rücksicht auf ihren Gebrauch, zum Gegenstande hat, betrachtet die Zahlen nach dem Vf. 1) in sofern sie verändert werden können, 2) in sofern sie in Beziehung auf einander betrachtet und mit einander verglichen werden. Zuerst ist also von den möglichen Veränderungen der Zahlen selbst die Rede, von ihrer Vermehrung und Verminderung, die nach dem Vf. beiderseits dreyfach ist — Addition, Multiplication, Potenzbildung und das Entgegengesetzte — dann von den Eigenschaften der Zahlen, in sofern sie schon als verändert gedacht werden. Die Zahlen werden ferner betrachtet vorzüglich in Beziehung auf Multiplication — Analyse der Zahlen — auf Division — Bruchrechnung — auf die Ausziehung der Wurzeln — Lehre von den Irrationalzahlen. Die Vergleichung der Zahlen ist entweder einfach, oder verwickelt — Lehre vom arithmetischen und geometrischen Verhältniss, von den Proportionen und Reihen, und von den Logarithmen, welche den Beschluss des theoretischen Theils der Arithmetik machen.

Als Hauptaufgabe der praktischen Arithmetik betrachtet der Vf. die, zu 3 gegebenen Gliedern einer geometrischen Proportion das 4te zu finden, und handelt also hier von der einfachen und zusammengesetzten Regel detri, von der Reesischen Regel, der Kette, und der Gesellschaftsrechnung. Der Vf. verweist übri-

gens auf sein *Handbuch der Arithmetik* für diejenigen, die das Rechnen nicht bloss mechanisch erlernen wollen, das bereits 1815 erschienen ist, dessen erster Theil eine ausführliche Abhandlung der reinen Arithmetik, d. h. der theoretischen und praktischen, nach dem hier mitgetheilten Plane enthält. (Vgl. J. A. L. Z. 1819. No. 92.)

Die allgemeine angewandte Arithmetik hat nach dem Vf. zwey Theile, nämlich die Lehre von der Berechnung des Geldes und die Lehre von der Berechnung des Masses und Gewichtes. Im ersten Theil wird gehandelt von den Interessen-, Alligations-, Münz- und Wechsel-Rechnungen; im zweyten Theil auch von der Berechnung des Längen-, Flächen- und Körper-Masses, wo mithin Manches berührt wird, was in die Geometrie gehört. Überhaupt kommt es freylich bey dem Urtheil, was in das Gebiet einer Wissenschaft gehöre, darauf an, welchen bestimmten Begriff man sich von derselben macht; dem Vf. aber ist Arithmetik so viel als Zahlenlehre, und dieser Bestimmung gemäss unterscheidet er sie von der Buchstabenrechnung und Algebra, oder Analysis, und giebt ihren Umfang und Inhalt an. Gleichwohl werden §. 12 als die beiden Haupttheile der reinen Mathesis, Arithmetik und Geometrie angegeben, so dass jene die Wissenschaft der discreten Grössen überhaupt bezeichnet. Der Vf. ist daher genöthigt, eine Arithmetik im weiteren und eine Arithmetik im engeren Sinne anzunehmen, nämlich letztere in Beziehung auf bestimmte discrete Grössen oder Zahlen, und diese Arithmetik im engeren Sinne ist es, die dann wieder Arithmetik schlechthin genannt wird. Diess kann leicht zu Verwirrungen führen. Auch findet Rec die Eintheilung in praktische und angewandte Arithmetik nicht bestimmt genug. Jede Rechnung mit benannten Zahlen ist eigentlich schon angewandte Arithmetik; und die reine sollte nur die discrete Grösse an sich zum Gegenstande haben, wie denn auch Arithmetik ursprünglich diese Bedeutung gehabt zu haben scheint; daher auch immer Mathematiker sie als die Wissenschaft der reinen Grössen an sich bezeichnet haben, und mit Recht, als einen wichtigen Theil derselben, die Lehre von den Gesetzen der Verbindung der Grössen, die Combinationslehre oder Syntaktik betrachten, die wir von dem Vf. etwas weiter aus einander gesetzt wünschten, da sie für die Lehre von den Potenzen überhaupt und für die Erläuterung des binomischen Lehrsatzes so wichtig ist. Auch geben wir ihm zu bedenken, ob es nicht einer streng wissenschaftlichen Methode angemessener und überhaupt vortheilhafter sey, nach *Wolfs* Vorgange, der Lehre von den Brüchen die von den Verhältnissen voranzustellen, so dass jene auf diese gegründet wird, ob uns wohl nicht unbekannt ist, dass berühmte Mathematiker anderer Meinung sind, ja die Lehre von den Verhältnissen geradehin für unrichtig erklären. Bisweilen scheint der Vf. ohne Noth zu weitläuftig, z. B. §. 41. No. 1 und 2, bey Erläuterung der Addition und Subtraction, hinsichtlich der Versetzung der einzelnen zu addirenden oder zu subtrahirenden Zahlen.

Ohne uns hier über Einzelnes weiter verbreiten zu können, bemerken wir nur noch, dass der Druck nicht ganz correct ist, z. B. S. 48 und 79; ferner S. 189 — *Meilen* statt *Mètre*, auch findet sich immer *Divident* falsch statt *Dividend*. — Übrigens ist dieses Buch denen zu empfehlen, die sich eine Übersicht des gesammten Gebietes der Arithmetik, der von dem Vf. angenommenen Bestimmung gemäss, seinem Umfange und Inhalte nach zu verschaffen wünschen, was die 3 hinzugefügten Tabellen sehr erleichtern.

S. P.

REVAL, b. Gressel: *Grundriss der Elementar-Geometrie, nach der Methode der Alten entworfen* von *Georg Adolph Blasche*, Lehrer der Mathematik an der Ritter- und Dom-Schule in Reval. Mit 12 Kpf. 1819. XII u. 251 S. 8.

Dieses Lehrbuch kündigt sich als ein nach der Methode der Alten bearbeitetes an, und verdient in sofern besondere Aufmerksamkeit: denn es ist nicht zu verkennen, dass diese Methode, von der man in neueren Zeiten abgewichen ist, ihr Eigenthümliches und auch ihr eigenthümliches Gute hat. Und ob man auch dem Vf. darin nicht unbedingt beystimmen möchte, dass, wenn die Geometrie eine Vernunftwissenschaft seyn und die Bildung des Geistes befördern solle, gar keine Rechnung mit ausgedehnten Grössen vorkommen dürfe, und ohne der Methode der Neueren, welche, mittelst des Unendlich Kleinen ihre Beweise führend, zu demselben Ziele gelangt, ihren eigenthümlichen Werth abzusprechen — so ist es doch nützlich und verdienstlich, auf jene Methode aufmerksam zu machen, und zu ihrer Erläuterung beyzutragen, schon in der Rücksicht, dass dadurch die genauere Bekanntschaft mit der Mathematik der Alten befördert wird, um so mehr, da nicht geleugnet werden kann, dass hie und da die neuere Methode zum Nachtheil der mathematischen Gründlichkeit und Evidenz angewendet worden ist.

Der Vf. hat besonders das 5te Buch der Elemente des Euklides — von dem er bemerkt, dass man es durchaus nicht für ein arithmetisches ansehn dürfe — und die Exhaustionsmethode der Alten in ein helleres Licht zu setzen gesucht. Mittelst dieser Methode führt er unter anderen die wichtigen Beweise für das Verhältniss des Cirkeldurchmessers zur Peripherie und für das Verhältniss der Kugel zu einem Cylinder von gleicher Höhe und Dicke, und behauptet, nur auf diesem Wege könne der Beweis geführt werden. Ohne mit dem Vf. über seine Ansicht hier rechten zu wollen, müssen wir doch bemerken, dass er den S. 109 und 110 namentlich aufgeführten, zum Theil anerkannt grossen Mathematikern, unserer Meinung nach, Unrecht thut, wenn er ihre Erklärungen des Verhältnisses, die er wörtlich aufstellt, für unrichtig ausgiebt, weil sich ein Verhältniss überhaupt nie so erklären lasse, als wenn es einzeln gedacht werden könne, sondern immer und nothwendig mit einem anderen Verbunden sey. — Ganz richtig; aber wenn *Karsten* sagt: Die Grösse einer Sa-

che, wie weit sie aus Vergleichung mit der Gröſse einer anderen erkannt wird, heiſst das Verhältniſs der ersten Gröſse gegen die zweyte; oder *Vieth:* Verhältniſs ist die Zusammenstellung zweyer Gröſsen, die man mit einander vergleicht — so liegt doch dabey die Beziehung auf das Verhältniſs des Einfachen zum Vielfachen, das dem Verhältniſs der gegebenen Gröſsen entspricht, zum Grunde.

Die Anordnung der einzelnen Materien ist diese: In 10 Abschnitten wird gehandelt: Von der Congruenz der Dreyecke, nachdem die nöthigen Erklärungen und Grundsätze nebst einigen Foderungen vorausgeschickt sind; von den Parallellinien, Parallelogrammen, vom Kreise, von den Verhältniſsen und Proportionen und ihrer Zusammensetzung, von der Ähnlichkeit der Figuren, von der Lage der Ebenen gegen einander und gegen gerade Linien, und von den Ecken oder körperlichen Winkeln, von Prismen und Pyramiden, von krummbegrenzten Körpern, und zuletzt von der Exhaustionsmethode der Alten und ihrer Anwendung auf den Beweis der oben angegebenen und anderer geometrischer Sätze. Bey der Parallelen-Theorie geht der Vf. von der Erklärung aus, daſs 2 gerade Linien gleichliegend seyen gegen eine 3te sie schneidende, wenn sie mit dieser gleiche, übereinstimmig liegende Winkel machen. Hier scheint der Ausdruck: übereinstimmig liegend — nicht ganz klar zu seyn. Überhaupt möchte wohl diese Theorie, wie jede andere, einer durchgängig vollkommenen Evidenz ermangeln, was wir aber nicht der Methode als einen Fehler anrechnen wollen.

Es genüge übrigens hier, durch das Gesagte auf dieses Lehrbuch aufmerksam gemacht zu haben. Wenn auch nicht alles Einzelne gebilligt werden mag: so ist doch gewiſs der Versuch, die geometrische Methode der Alten zu empfehlen und zu erläutern, aus den oben angegebenen Ursachen lobenswerth, und Rec. kann den Wunsch nicht unterdrücken, daſs dafür künftig noch mehr gethan werden möge. Nicht nur die Kenntniſs des Studiums der Alten, auch die Wiſsenschaft selbst wird dadurch gewinnen.

S. P.

MEISSEN, b. Gödsche: *Theoretisch-praktisches Elementarbuch der Geometrie.* Nach einer neuen, hauptsächlich die Entwickelung und formelle Bildung der Verstandeskräfte bezweckenden Methode. Für den ersten Unterricht in Bürgerschulen und den unteren Classen der Gymnasien bearbeitet von *J. Hermsdorf*, Privatlehrer der Mathematik. Mit 10 Kpf. 1820. X u. 207 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Da der höhere Unterricht in der Mathematik, wenn er fruchtbar seyn soll, eine vorläufige Bekanntschaft des Schülers mit der Theorie der verschiedenen Raumgröſsen, sowie einige Übung in der praktischen Construction derselben voraussetzt, vor Allem aber richtige und deutliche Begriffe von dem Wesen des geometrischen Beweises und den damit verknüpften Verstandesoperationen: so entschloſs sich der Vf., der kein seinem Zwecke ganz entsprechendes Lehrbuch vorfand, in dieser Schrift selbst zu versuchen, ein solches zu liefern. Er bestimmte es für den ersten Unterricht in Bürger- und Elementar-Schulen; muſste folglich eben sowohl Rücksicht nehmen auf eine gründliche Vorbereitung dessen, der künftig, als Gelehrter, in der Wiſsenschaft weiter fortgehen will, als auf den künftigen Künstler und Gewerbsmann, der, so viel ihm nöthig und dienlich ist, sich Kenntniſs der Geometrie und Übung darin zu verschaffen wünscht. Er muſste daher, in Hinsicht auf Methode, die zweckmäſsige Entwickelung der Verstandeskräfte zu befördern, und in Hinsicht auf Umfang und Wahl der Gegenstände, zugleich die nöthigsten praktischen Bedürfniſse des bürgerlichen Lebens zu befriedigen suchen. Der Vf. verspricht übrigens, noch einen Supplementband zu liefern für den Lehrer, der sich seines Buches bedienen wolle, wo er die hier befolgte Methode weitläuftiger entwickeln werde. Diese besteht nämlich darin, daſs er, nach Aufstellung der allgemeinen Vorbegriffe, der nöthigen Erklärungen und Grundsätze, die Hauptsätze der Epipodometrie und Stereometrie, erst in theoretischer, dann in praktischer Hinsicht durchgeht. Im theoretischen Theile der Epipodometrie werden zuerst die verschiedenen Formen der dahin gehörigen Gröſsen und die Art ihrer Entstehung erklärt, wo 2 Classen angenommen werden: 1) in sofern die epipodometrischen Gröſsen aus der gegenseitigen Lage und Verbindung gerader Linien, 2) in sofern sie aus der Bewegung einer geraden Linie um einen festen Punct entstehen. Dann von einigen der wichtigsten Eigenschaften dieser Gröſsen — die Lehrsätze von den Winkeln, Parallelen, Dreyecken, Parallelogrammen, vom Cirkel. Der praktische Theil enthält zuerst Aufgaben zur Lösung auf dem Papiere, dann die Hauptsätze der Feldmeſskunst. Der theoretische Theil der Stereometrie giebt wieder Erklärungen über die Form und Entstehung der dahin gehörigen Gröſsen, und im praktischen Theile wird die Construction der mathematischen Körper durch Zeichnung sowohl als durch Verfertigung von Netzen gelehrt. Den Schluſs macht noch ein besonderer Abschnitt, von der Berechnung der Ebenen und Körper, der ebenfalls in einen theoretischen und praktischen Theil zerfällt. Jedem Satze sind überdieſs Fragen, und vielen auch Aufgaben hinzugefügt, welche zur Wiederholung des Vorgetragenen dienen, und zugleich den Schüler zum eigenen Nachdenken und zum Selbstauffinden geometrischer Sätze und Beweise veranlaſsen sollen. Dieſs ist gewiſs sehr zweckmäſsig; aber Ähnliches findet sich bereits in anderen Lehrbüchern. Übrigens sind manche schwerere Beweise absichtlich ganz weggeblieben, und bloſs das Resultat angeführt, z. B. der Beweis des wichtigen Satzes, daſs die Kugel $\frac{2}{3}$ eines Cylinders von gleicher Höhe und Dicke ist — was Rec. billigt: denn eben dieſs kann dazu dienen, den fähigeren Kopf zum fortgesetzten Studium anzureizen.

Daſs es bey einem Buche dieser Art ganz vorzüglich auf genaue Bestimmung der Begriffe, auf streng

wissenschaftliche Stellung der Sätze, auf eine leichte Übersicht, und überhaupt auf Deutlichkeit und Fasslichkeit ankomme, liegt am Tage; und es ist nicht zu leugnen, dass der Vf. sich bestrebt hat, diesen Foderungen zu genügen, auch wirklich oft genügt hat; aber nicht durchaus ist diess der Fall. So gleich zum Anfange, wo es heisst: Die Geometrie ist derjenige Theil der reinen Mathematik, welcher uns mit den mannichfaltigen Eigenschaften und Verhältnissen räumlich ausgedehnter Grössen bekannt macht, und uns die Grundsätze und Regeln lehrt, ihre Ausdehnung im Raume zu messen und zu bestimmen. Hier vermisst Rec. mathematische Bestimmtheit und Bündigkeit. Was man unter Ausdehnung im Raume zu verstehen habe, wird erst im folgenden §. gesagt; und eine Erklärung des Begriffs Grösse und ihrer Ausmessung, sowie der reinen Mathematik, und der Mathematik überhaupt, welche vorausgehen sollte, fehlt gänzlich, wahrscheinlich weil der Vf. diess als bekannt voraussetzt; aber da, so viel wir wissen, von ihm selbst diese Begriffe in einer früheren Schrift nicht erklärt worden sind: so wünschten wir, dass es hier geschehen seyn möchte, da diese Bestimmungen für die feste Begründung der Wissenschaft so wichtig sind.

Auch §. 3, wo von den verschiedenen Richtungen der Ausdehnung gesprochen wird, scheint uns der Ausdruck nicht bestimmt und deutlich genug, wenn es heisst: Jedes Ding der Körperwelt erscheint uns jederzeit in dreyerley einander entgegengesetzten Richtungen ausgedehnt, nämlich in der Richtung seitwärts, in der Richtung nach vorn und hinten, und in der Richtung nach oben und unten. Die erste Richtung bezeichnen wir durch das Wort Länge, die zweyte durch Breite, und die dritte durch Höhe. In wiefern der Cirkelbogen das Mass des Winkels seyn könne, ist S. 41 nicht deutlich genug gemacht. Auch hätte bestimmter gesagt werden sollen, dass das bekannte Verhältniss des Cirkeldiameters zur Peripherie nicht genau sey. Warum der Vf. statt Dreyeck, Viereck u. s. w. sagt *Dreyseit*, *Vierseit* u. s. w., sehen wir nicht ein. Ohne Noth sollte man nicht von den alten, allgemein gewöhnlichen Benennungen abgehen. Auch möchten wir die Kugel nicht zu den irregulären Körpern rechnen. Übrigens wird dieses Buch gewiss zu dem angegebenen Zwecke mit Nutzen gebraucht werden können, und verdient in sofern empfohlen zu werden.

S. P.

Berlin, b. Maurer: *Deutliche und vollständige Anweisung, ohne Winkel-Messinstrumente, nicht nur Äcker, Gärten, Wiesen, Waldungen, Flüsse u. s. w., sondern auch ganze Feldmarken zu vermessen und zu berechnen; desgleichen Grundstücke zu theilen, Höhen auszumessen, und überhaupt Alles, was zur praktischen Feldmesskunst gehört, zu verrichten.* Zum Gebrauch für Ökonomen, Forstbediente, Gärtner und alle diejenigen, die keine geometrischen Kenntnisse besitzen, entworfen von *F. A. Begenberg*. Mit 9 Kpf. 1818. 232 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Diese Anweisung entspricht ganz ihrem Titel; sie ist dabey sehr fasslich und deutlich vorgetragen, und kann bey Feldmessern immer Anwendung finden, wo keine ausserordentliche Genauigkeit verlangt wird, oder wo man sonst sich nur mit der Kette und Stäben behelfen muss.

M. F. T.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Essen u. Duisburg*, b. Bädecker: *Darstellung einer neuen äusserst wenig Holz erfodernden und höchst feuersichern Bauart.* Erstes Heft. *Die Hütte.* Allen Vorstehern, Beschützern und Freunden der geringeren Volksclassen, so wie den Liebhabern nützlicher und neuer Erfindungen und Vorschläge, wie auch allen Baumeistern besonders gewidmet von *Wilhelm Tappe*, Fürstl. Lippischem Landbaumeister. Mit Steinabdrücken. 1818. 40 S. 4. (14 gr.)

Das erste Heft dieser Darstellung, welchem noch mehrere folgen sollen, widmet der Vf. der *Hütte der geringeren Volksclassen* auf dem Lande, von welchen öfters viele Familien in Einem Hause, ja wohl gar mehrere auf Einer Stube allein zum Nachtheil der Gesundheit und Moralität gleichsam casernirt sind. Diess zu vermeiden, schlägt er hier die Errichtung von runden, kesselartigen Hütten vor, deren Sparren nach Art eines gothischen Bogens oben zusammenlaufen, und dabey einen Durchmesser von 15 — 30 Fuss haben — je nachdem die Familie, welche dieselbe bewohnen soll, zahlreich, und in ihrer Art vermöglich ist, oder sonst ein Gewerbe treibt.

Die innere Einrichtung einer solchen Hütte in ihren *Fächern* richtet sich nach ihrem Durchmesser, sowie auch der unter ihr befindliche Keller — und ihr *Material* — ob dasselbe aus gebrannten, oder statt dessen an der Luft getrockneten Lehmsteinen, oder aus Schieferbrocken u. dgl. besteht — richtet sich nach dem Vorrath solchen Materials in ihrer Gegend; sowie die Bedeckung, mit Stroh, Schindeln oder Schiefer, nach dem Örtlichen Statt findet. Rec. sah eine solche korbartige Hütte, die zwischen ihren Sparren mit Weiden ausgeflochten war, worauf der Lehmen aufgeworfen wurde, über welchen ein vegetabilischer Schwilch lag, und der Hütte das Ansehen eines Grashügels gab.

Übrigens kommen die Hütten des Vfs. wohlfeiler, als Gebäude von der gewöhnlichen Bauart mit dem Zeltdach über der Vierung; sie sind in sich dauerhafter, und widerstehen dem Sturm und Schneedruck mehr, als jene, weil dieser sie allenthalben rund vor sich findet, und der Schnee und der Schlagregen leicht an ihnen abgleitet, so dass oft diese Bauart in Gegenden, wo viel arme Leute auf dem Lande enge beysammen leben, viel Vorzügliches und Empfehlendes hat.

M. F. T.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1821.

Übersicht der Literatur der Dänen seit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts.

Fortsetzung und Schluss.

(S. Erg. Bl. 1819. No. 45 f. No. 72 f. 1820. No. 52 f. No. 80 f.)

Mathematik.

Von den schwärmerischen Erwartungen — so äussert sich ein oft angeführter dänischer Schriftsteller, Prof. *Jens Möller* in Kopenhagen, in seinem Entwurfe zu einer Geschichte der dänischen Literatur (s. *Hist. Calender for* 1817, S. 12 f.) — denen man sich in dem „leicht beweglichen Deutschlande" unter *Pestalozzis* Fahne von der Tauglichkeit der Mathematik, als allgemeines humanistisches Bildungsmittel, oder von den mathematischen Formeln, Begriffen und Anschauungen, als Grundlage des ganzen menschlichen Unterrichts betrachtet, überliess, haben die dänischen Pädagogen sich zwar frey erhalten; gleichwohl suchte der junge Mathematiker *August Kreidal*, ein von einer dänischen Familie abstammender geborener Amerikaner, welcher jetzt die Stelle eines Adjuncten bey der gelehrten Schule zu Odense bekleidet, durch seine Schriften die Hoffnung zu erregen, dass die Mathematik mit der Zeit noch einmal alle Wissenschaften, die empirischen und ästhetischen nicht weniger, als die philosophischen, umfassen werde, wobey er jedoch, als Nicht-Pestalozzianer, gegen die Übertreibung warnte, sich nicht zu tief in das mechanische Formelwesen, als Etwas, das den fühlenden Menschen unmöglich befriedigen könne, zu verirren. Seine beiden hieher gehörigen Schriften, die übrigens wenig Aufsehen erregten, erschienen unter den Titeln: *System der Natur, unterworfen der Analyse*, Kopenh. 1813, und: *Umfang der transcendenten Dynamik, als Grundlage der Mathematico-Philosophie*, Ebendas. 1814. Diese mathematische Schwärmerey oder vielmehr Spielerey — die jetzt in Deutschland weder so verbreitet, noch so dauerhaft war, als man in dem, wie es scheint, schwerbeweglichen, aber leichtgläubigen Dänemark angenommen hat — bey Seite gesetzt: so ist in diesem Zeitraume auch die ächte Wissenschaft der Mathematik von recht tüchtigen Männern bearbeitet worden. *Thomas Bugge* († 1815), den sein denkender *Collin* mit Recht „den Vater der ökonomischen und geographischen Landmessung in Dänemark" nennt, ist durch seine Schriften dem Auslande nicht weniger bekannt, als dem Vaterlande. Seine *mathematischen Vorlesungen* erschienen zwar schon zu Kopenh. 1795 — 1798, kamen aber, als zweyte und verbesserte Auflage, unter dem Titel: *Erste Gründe der reinen oder abstracten Mathematik*, das. 1813. 1814, in 3 Bänden heraus, und von *Tobiesens* deutscher Übersetzung derselben erschien der letzte Band zu Altona 1817. Viele seiner anderen Schriften gehören einem früheren Zeitalter an; von seiner *Reise nach Paris*, wohin er von dem französischen Directorium 1798, um zur Bestimmung und Einführung eines neuen metrischen Masses mit zu wirken, berufen wurde, erschien der letzte Band der deutschen Übersetzung im J. 1801. Ausser der Beschreibung der Reise enthält diese Schrift manche schätzbare Beyträge zur mathematischen Wissenschaft und ihrer Geschichte. Sonst schrieb er noch *Leihesätze aus den optischen Wissenschaften und der Aerometrie*, Kopenh. 1810, und die von ihm berechneten und herausgegebenen dänischen Kalender umfassen die Jahre 1779 — 1815. Besonders enthalten von ihm, ausser anderen periodischen Schriften, die *neuen Schriften der königl. Societät der Wissenschaften* vom 1ten bis 5ten Bande, und nachher von den J. 1801 bis 1810, eine Menge, zum Theil auch in deutschen Journalen übersetzter Beobachtungen über astronomische, meteorologische und physische Gegenstände. Zugleich mit *Bugge* machten sich um die Mathematik *Jeremias Wöldike* († 1813) und *Jacob Wolf* verdient, von denen aber jener, als Schriftsteller, allein dem 18ten Jahrhunderte angehört, dieser nur durch Übersetzungen von *Carstens*, *Mönnichs* und *Kästners* mathematischen Schriften ins Dänische, nebst einem gedruckten Briefe an D. Bischof *Balle*, betreffend die kirchliche Zeitrechnung, Kopenh. 1816, sich bekannt machte. — Von dem jetzt bey der norwegenschen Hochschule zu Christiania als Professor der theoretischen Mathematik angestellten *Sören Rasmussen* erschienen bisher: *Über die Wichtigkeit des Vortrags der mathematischen Wissenschaft in jeder grösseren Unterrichtsanstalt*; Christiania, 1803; und: *Über das Verfahren beym Unterrichte in der Rechenkunst, als Mittel zur Entwickelung der Denkkraft*; das. 1807, zwey Programme, welche für die Lehrmethode des Vfs. ein vortheilhaftes Zeugniss geben. Der Inspector der ma-

thematisch-physischen Classe im pädagogischen Seminar zu Kopenhagen, *H. Ch. Linderup* († 1809), gab heraus: *Büsch's Mechanik*, wovon der zweyte Theil die Hydrostatik, Aerometrie und Hydraulik enthält, und zu Kopenh. 1802 erschien. *Erste Gründe der reinen Mathematik*, neueste Aufl. Kopenh. 1813. *Kurzer Auszug der Mechanik und Hydrostatik*, ebendas. 1808; und: *De via et ratione disciplinas mathematicas in scholis literariis et popularibus exponendi sequenda*; Hafn. 1804. Von dem Prof. der Mathematik zu Kopenhagen, *C. F. Degen*, hat man: *Methodus numeros, per datos quotcunque divisores divisos, data residua relicturos investigandi*, Part. 1. 23. Hafn. 1808 — 1810. *Meditationes de ratione, quae Analysin et Synthesin intercedit*. Ib. 1812. Zwey interessante Schulprogramme. Die wichtigste Schrift von ihm ist: *Canon Pellianus, sive Tabula simplicissimam, aequationis celebratissimae $y^2 = a x^2 + 1$ solutionem pro singulis numeri dati valoribus ab 1 — 1000 continens*. 4. Hafn. 1817. Sonst befinden sich von ihm in den *Schriften der Gesellsch. der Wissensch.*, in dem *dän. Kriegsmagazin*, und in anderen periodischen Blättern mehrere Abhandlungen mathematischen Inhalts. Auch übersetzte er *Francoeurs Elementaralgebra* mit Anmerkungen, aus dem Französischen ins Deutsche, Kopenh. 1815; und *Steenstrups Beschreibung der dänischen Telegraphen*, aus dem Dänischen ins Deutsche, Kopenh. 1802, nebst anderen Schriften von *Zoega* u. A. Vorzüglich durch ihre grosse Fasslichkeit, Ordnung und Gründlichkeit haben sich die Schriften des vormaligen Oberlehrers zu Odense, jetzigen Rectors in Nyborg, D. *H. Outzen Björn* Beyfall erworben; er schrieb: *Lehrbuch der Arithmetik*, in 3 Heften; Odense, 1808. 1809. 1810. *Materialien zu Gesprächen über die plane Geometrie*; Odense, 1810. *Lehrbuch der Geometrie*, das. 1811. *Über die erotematische Unterrichtsmethode überhaupt und deren Anwendung auf die Arithmetik insonderheit*, Od. 1816. Seine philosophische Doctordissertation handelt: *De indole et origine Aerolithorum*, Othiniae, 1816. Unvollständig, obwohl für einen kundigen Lehrer nicht unbrauchbar, ist des vormaligen Stadtvogts und Polizeymeisters zu Helsingör, *Svend Brun Juul*, eines geborenen Normanns († 1813) *Lehrbuch der reinen Mathematik*, Kopenh. 1815, welches eine abgekürzte Umarbeitung des bekannten *Grundrisses der reinen Mathematik* von *Lorenz*, mit Auslassung der Trigonometrie und Algebra, ist. Auch schrieb er ein *Geographisches Handlexikon*, in 3 Theilen, 2te Aufl. Kopenh. 1807; und: *Geographie des Königreichs Dänemark*, Kop. 1816, herausgegeben und vollendet von *Fr. Lyng Cron*, Literatus zu Kongsberg in Norwegen. Der ehemalige Amanuensis bey der Universitätsbibliothek zu Kopenhagen *Jacob Krum*, der seit seiner Anstellung als Prof. der Physik und Chemie zu Christiania 1814 seinen väterlichen Familiennamen *Krum* mit dem mütterlichen *Keyser* vertauschte, gab eine zweckmässig umgearbeitete und erweiterte Übersetzung von *G. U. A. Vieths ersten Gründen der Mathematik zum Gebrauche für Bürgerschulen*, Kopenh. 1806 und 1812 heraus. *E. Hagerup Tregder*, Münzrevisor in Kopenhagen, liess 1812 eine mit eigenen Anmerkungen versehene Übersetzung der deutschen Schrift: *Deduction der Grundbegriffe der Geometrie nebst ihrem Grundsatze von der unendlichen Theilbarkeit* (im mathematischen Sinne) drucken, die von des Übersetzers Scharfsinn zeugt, und eine, auf blossem Missverstand und der Verwechselung zwischen physischer und mathematischer Theilung beruhende Gegenschrift von *H. Hansen*, über die endliche Theilbarkeit der endlichen Grössen u. s. w., Kopenh. 1811, veranlasste. Über des Amanuensis beym kopenhagener Observatorium, Dr. *Ad. Fr. Kniberg regelmässige Beschreibung des Parallelogramms in den vierseitigen Plan*, Kopenh. 1813, wird in der *dänischen Liter. Zeit.* geurtheilt, dass die Beweise allzu weitläuftig geführt, und die vorgetragenen Anfangsgründe der Wissenschaft jedem Leser, für welchen die Schrift bestimmt, längst bekannt seyen; aber für brauchbar zu ihrem Zwecke werden die von dem Organisten *G. Bohr* zu Bergen in Norwegen nach und nach herausgegebenen Unterrichtsbücher: *Arithmetische Aufgaben zum Gebrauch in den Sonntagsschulen zu Bergen*, *Regeln zu deren Auflösung*, *Aufgaben zur Kopfrechnung*, *Anweisung zum Ausziehen der Decimalbrüche, Quadrat- und Cubik-Wurzel, und zur Berechnung der Linien, Flächen und Körper* u. s. w., Bergen, 1803 — 1806, erklärt. Von ähnlichem Gehalte sind: des Kammerraths *N. Sondergaard praktische Rechenkunst*, Kopenh. 1808. 4te Aufl.; *Drey Tabellen, veranlasst durch die Verordnung über das Geldwesen*, ebendas. 1813. Des Etatsraths *J. Chr. Hedegaard Rentetabellen*, das. 1808. *Anleitung zur Decimalrechnung*, 1809. *Über die Behandlung der Decimalbrüche*, 1814. *Grund zur allgemeinen Bruchrechnung*, 1815. *Abkürzung bey den vier Rechnungsarten in unbenannten Zahlen*, 1816; wobey *Thevenaas Traité d'Arithmetique* benutzt ist; *Divisions- und Multiplications-Tabellen*, mit hinzugefügten Erklärungen, 1817. Des Prof. *J. Boye* zu Fridericia *Lehrbuch der Arithmetik*, Fridericia, 1809, nebst dessen *Anweisung zum praktischen Rechnen*, Kopenh. 1810, und des Lehrers in der deutschdänischen Bürgerschule zu Randers *H. Bache arithmetisches Taschenbuch*, Aarhus, 1813 und 1814. Auch wurden des Prof. *H. J. Krebs* († 1804) *Anfangsgründe der Mechanik*, Th. 1, *Die Mechanik im allerengsten Verstande*, (ein 2ter Theil ist nicht erschienen), womit der Vf. seine ganze Schriftstellerlaufbahn beschloss, von dessen Sohne *C. F. W. Krebs* aus dem Deutschen ins Dänische übersetzt, Kopenh. 1802. Die vielen anderen Schriften desselben Vfs. gehören einem früheren Zeitraume an.

Dass für die *Kriegswissenschaft* (in sofern sie einen Theil der *angewendeten Mathematik* ausmacht) in diesem Zeitraume mehr vielleicht, als vorher in einem halben Jahrhundert geschah, hatte seinen Grund in den unruhigen Zeitumständen, welche gerade mit dem Eintritte des 19 Jahrhunderts den bisherigen, fast hundertjährigen Frieden Dänemarks unterbrachen. Die berühmte Seeschlacht zwischen Nelson und den Dänen am 2 Apr. 1801 erhielt eine von Sachkenntniss und Sorgfalt zeugende *militärische Beschreibung* von dem

damaligen Lieut. *J. Fr. v. Bardenfleth*, jetzigem Instructor der jungen Prinzen von Augustenburg, die sogleich in das Französische übersetzt wurde, a Copenh. 1801. (Derselbe Vf. hat sich auch durch Anmerkungen zu *Kants* und *Oerstedts Naturmetaphysik*, die sich in der *neuen Bibliothek für Physik*, B. 1 befinden, als denkender Kopf ausgezeichnet.) Von des Schwiegervaters desselben, des verdienten Generallieut. und Gouverneurs der Stadt Kiel, *J. v. Ewald* († 1814) Schriften wurden mehrere ins Dänische übersetzt, z. B. dessen Abhandlung *vom Dienste der leichten Truppen*, übersetzt von Oberst *C. de Schöller* († 1808), Kopenh. 1802, und: *Über die leichte Infanterie*, übersetzt von Oberkriegs-Commissär *N. Chr. Oest*, Kopenh. 1808, mit einer Zugabe des Übersetzers *über die militärwissenschaftlichen Kenntnisse*. Diese beiden Übersetzer machten sich auch noch durch andere Schriften verdient; der Erste durch seinen *Versuch einer Taktik für die Infanterie*, Kopenh. 1805, in 2 Th. Der Letzte durch seinen *Vorschlag, ein unüberwindliches Heer zu bilden*, das. 1808, und *über die Russen und die Kriegsmacht derselben*, das. 1813. Der Major *Jac. Steffens* († 1815) gab heraus: *Journal für das Militär*, Heft 1 — 7. Kopenh. 1801 — 1805, nebst einigen Aufsätzen in periodischen Blättern, z. B. *über die beym Angriffe der Festungen zu befolgenden Regeln*, in *Rawerts Kriegsbibliothek*, B. 3, und *über die Schutzmittel gegen die Wirkungen des Bombardements*, im Wochenblatte *Dagen*, 1808. No. 68. Keinen Ersatz für die frühe Abbrechung jener *Steffens*'schen Militärbibliothek, aber doch eine angenehme und belehrende Unterhaltung gewährte des Dr. *J. Kr. Höst Bellona, eine Zeitschrift zur Kenntniss der Kriege und Krieger der neuesten Zeit*, wovon das erste und letzte Heft zu Aarhuus 1813 erschien, und deren Inhalt theils aus dem deutschen *Kriegskalender*, theils aus anderen deutschen Schriften über die neuesten Kriegsbegebenheiten geschöpft ist. Desselben Vfs. *Schilderungen jetztlebender Feldherren* erhielten sich etwas länger, Heft 1 — 3. Kopenh. 1812 — 1814, und wurden auszugsweise ins Schwedische übersetzt, Stockholm 1816. Von einem Geistlichen, dem Prediger, Dr. und Prof. *J. H. Larsen* zu Aarhuus erschien: *Versuch eines militärischen Vertheidigungsplanes für das Königreich Dänemark*, Kopenh. 1808, der wenigstens das für sich hat, dass einer der erfahrensten Krieger Dänemarks, der Generallieut. *v. Ewald*, ihn für beyfallswerth und ausführbar erklärt hat. Vom Capitän *W. A. v. Thanch* († 1809) hat man eine *Darstellung der Ursachen des Krieges zwischen England und Dänemark*, 1801; wie auch: *Über die Pflichten der Oberofficiere, nach einem alten Dienstreglemente*, 1806; und: *die merkwürdigsten Kriegsbegebenheiten in Seeland und Lolland, während der Belagerung von Kopenhagen*, 1807. 1808. Kleinere hieher gehörige Schriften sind: des Capitän *C. Fr. v. Borkenstein* (jetzt zu Christiania) *Versuch über den Gebrauch der Küstenartillerie gegen feindliche Kriegsschiffe*, Kopenh. 1810. Des Commandanten *Th. Chr. Stibold* auf der Insel Christians öe († 1811) *kurz geordnete Vertheilung und Commandos bey Seemanövers*, das. 1809. Der Prof. *L. Kruse* übersetzte *Puysegurs Kriegskunst*, Th. 1 — 3. Kopenh. 1811 — 1812; und *A. E. Soelberg* des Prof. *Mauvillons Lehrbuch der Kriegskunst*, 1809. Der Normann *J. A. v. Stricker* gab während seines Aufenthaltes in Dänemark heraus: *Über den Militärdienst, für Soldaten, Unterofficiere und Officiere der Infanterie*, auch brauchbar für Küstenvertheidiger, Th. 1 — 3. Kopenh. 1812; und vom Obristlieutenant *F. G. H. Mourier* erschienen die Übersetzungen von *Allents militärischen Untersuchungen*, aus dem Französischen, Kopenh. 1806. *Reiches Feldfortification*, aus dem Deutschen, mit Abkürzungen und Veränderungen, das. 1813, und *Vegas Vorlesungen über die Mathematik*, Th. 1. 2; übersetzt und abgekürzt. Das. 1814.

Um die *Baukunst* erwarb sich der Generalkriegscommissär *J. H. Rawert* durch seine *vollständigen und fasslichen Vorlesungen über die Baukunst*, für denkende und geübte Künstler, Kopenh. 1802. 4., Verdienste; man bedauert, bey der grossen Zweckmässigkeit des darin befolgten Planes, dass diesem ersten Theile, der, ausser einer Übersicht der Geschichte der Baukunst im Allgemeinen, philosophisch-ästhetische, physische, optische und perspectivische Betrachtungen enthält, ein zweyter Theil, wahrscheinlich wegen des geringen Absatzes, nicht gefolgt ist. Auch seinem *Lehrbuche über die Anordnung der Säulen, nach Vignola*, Th. 1. Kopenh. 1814. 4., folgte, vielleicht aus demselben Grunde, kein zweyter Theil. Ausser der von demselben Vf. zum Theil gemeinschaftlich mit dem Cap. *Abrahamson* eine lange Jahrenreihe hindurch herausgegebenen *dänischen Kriegsbibliothek*, lieferte er auch für die *neue Bibliothek für Physik* folgende Aufsätze: *über die Stubenofen im Allgemeinen und den sogenannten Floberg'schen besonders; Beschreibung eines neueingerichteten Backofens; Vorschlag zur verbesserten Einrichtung der Zuckerraffinaderien*; und für die *Handelszeitung: Über einen Firniss, wodurch die Dachsteine wasserdicht werden*, 1806. — Für die *Uhrmacherkunst* arbeitete: *Urban Jürgensen*, dessen Werk: *Regeln zur genauen Ausmessung der Zeit durch Uhren*, Kopenh. 1804. 4., vermehrt und verbessert in französischer Sprache unter dem Titel: *Principes généraux de l'exacte mesure du temps par les orloges*, avec 19 Planches en teille douce; à Kopenhague, 1805. 4. herauskam. Andere Abhandlungen dieses durch achtjährigen Aufenthalt im Auslande erfahrenen und geschickten Künstlers, z. B. *über Abhärtung der Uhrfedern, über den Isochronismus des Penduls* u. s. w. befinden sich noch unter den Acten der königl. Soc. der Wissenschaften. Von des Prof. *Poppe Wecker, oder Erfindung, durch jede Taschenuhr sicher und zu bestimmter Zeit geweckt zu werden*; gab J. Möller eine Übersetzung heraus, Kopenh. 1812. Der Major *Chr. C. Pflueg* († 1809) beförderte die *Himmelskunde* durch zwey Übersetzungen aus dem Deutschen, nämlich *Helmuths populäre Astronomie*, und *J. Kants allgemeine Naturgeschichte und Theorie über den Himmel*; beide Schriften Kopenh. 1806. 8. (Früher hatte derselbe auch *Kants Anthropologie*, 1802, und dessen *Logik*, 1803,

überfetzt.) Von *Jens Worm Bruun*, Lehrer in der mosaischen Freyschule, hat man: *Dichotomische Tabellen über verschiedene Zweige der Mathematik, nebst Namenlisten von 211 geometrischen Gegenständen*, Kop. 1816. Auch *über Sonnen- und Mond-Verfinsterungen*, das. 1817. Einige der von dem verdienten Navigationsdirector *Chr. C. Lous* († 1804), vorhin herausgegebenen, das *Navigationswesen* betreffenden Schriften erhielten, wegen ihrer grossen Brauchbarkeit, noch nach des Vfs. Tode neue Auflagen, z. B. *Schatzkammer, oder die Steuermannskunst*, Kopenh. 1807. 4. *Theorie der Steuermannskunst erläutert und auf praktische Regeln zurückgeführt*, und *Handbuch für den Steuermann, oder ein sogenannter Marinekalender*, das. 1808. 4. Der Schullehrer *H. J. Horn* zu Moss in Norwegen liess drucken: *Beschreibung eines Navigationsinstrumentes, Schiffahrtsmesser (Sejlladsmaaler) genannt, und eines Instrumentes, die Distanzen und Höhen auf dem Lande zu messen*; mit 1 Kpf. Christiania, 1812. Besonders verdienen hier eine ehrenvolle Erwähnung drey Schriften eines Vfs., der das entgegengesetzte Schicksal solcher Schriftsteller hatte, die nicht sobald die Erde verlassen haben, als auch ihre vorhin vielleicht hochgepriesenen Schriften in Vergessenheit gerathen; wogegen die Werke dieses Vfs. erst nachdem er seinen irdischen Wanderstab niedergelegt hatte, öffentlich und mit gerechtem Ruhme zur Sprache kamen. Es sind dieses die Schriften des vormaligen Commandeurs und Takelmeisters *S. U. Rosenvinge* († 1820), deren weder *J. Möller* in seinem *Entwurfe einer Geschichte der dänischen Literatur* (die aber freylich nur bis 1815 reicht), noch *Nyerup* in seinem *dänischen Verfasserlexikon* (dessen 2ter Band doch 1820 erschien) Erwähnung thut, die aber in des Verewigten kurzem Nekrolog in *Dank Literaturtidende for* 1820, No. 43. S. 665 mit grossem Lobe angeführt werden; nämlich: *Anleitung zur Fahrt, Auflegung und ganzen Behandlung des Segelwerkes in den königl. dän. Kriegsschiffen.* Kopenh. 1817. 4. Ferner: *Anleitung zu den Arbeiten beym Ablaufen der Schiffe von Stapel, und Allem, was das Kalfatern derselben auf den königl. dän. Kriegsschiffswerften betrifft; wie auch zum Legen der Ladung, Ein- und Aus-Nehmen der Kanonen — zum Gebrauche für die Mannschaft der Artillerie und Matrosenkorps.* Kopenh 1809. 4. Endlich: *Anleitung zum Verbrauche des Segeltuches, Hanfs, Linnen u. s. w. beym Takeln u. a. Arbeiten auf Sr. Maj. Schiffen.* Das. 1820. Fol. Diese drey Werke erschienen sämmtlich auf Veranstaltung und Befehl des königl. Admiralitäts- und Commissariats-Collegiums im Verlage des königl. Seekarten-Archivs, und scheinen desshalb nicht in den Buchhandel gekommen zu seyn. — Eben dieses Seekarten-Archiv hat schon seit dem J. 1784 unter der Leitung seines verdienstvollen Stifters und Directors, des Admirals *Paul de Lövenörn* eine grosse Menge von Seekarten über fast alle dänische und norwegische Gewässer bis nach Island, Grönland und den Färöer Inseln hin herausgegeben, deren sich die in- und ausländischen Seefahrer in diesen Gegenden bedienen, und die daher als bekannt vorausgesetzt werden. Weniger bekannt sind die neueren zu diesen Karten gehörenden Beschreibungen aus der Feder des genannten Admirals, z. B. *Erläuternder Bericht für die Seefahrer zu der speciellen Karte über die norwegische Küste.* Heft 1 — 7. Kopenh. 1791 — 1803. 4. *Erklärung, wie die specielle Karte eingerichtet ist, zur Kenntniss der Lage der Goodwinsands Leuchtethürme.* 3te Aufl. Das. 1804. 4. *Anweisung für die Segelnden im Kattegat.* 6te Aufl. Das. 1816. *Beschreibung der Karte über die Färöerinseln.* 1805. 4. *Nachrichten für Seefahrende, gehörig zu der Karte über die Nordsee.* 1815, ins Deutsche übersetzt von *R. Lassen*, Kopenh. 1817. *Gesammelte Beschreibungen der norwegischen Küste, gehörend zu den herausgegebenen speciellen Karten über diese Küste.* 1816. 4. *Beschreibung der Karte über den Kanal zwischen England und Frankreich*, Kopenh. 1817, ins Deutsche übersetzt von *P. Clausen*, das. 1817. 4. Sonst befinden sich noch in den *Schriften der Soc. der Wissensch.* und in anderen periodischen Schriften viele das Seewesen und die Schiffahrt betreffende Abhandlungen von diesem tüchtigen Seemanne. In nicht geringerem Grade, als *Lövenörn* auf diese Weise sich um die Verbreitung der Kenntniss der dänischen Gewässer verdient machte, erwarb sich die *königl. Soc. der Wissenschaften* zu Kopenhagen um die Erweiterung und Berichtigung der Kunde von den dänischen Provinzen die ausgezeichnetsten Verdienste durch die dänischen *Landkarten*, welche auf ihre Veranstaltung und unter ihrer Leitung nach und nach herausgekommen sind. *O. C. Wessel, H Skanke, O. Warberg, P. Harboe, G. N. Angels, Th. Bugge* und *F. Wilster* reducirten und zeichneten unter ihrer Direction eine Menge General- und Special-Karten, welche zusammen einen durch Genauigkeit und Schönheit sich auszeichnenden ganzen *National-Atlas* ausmachen, und von denen die ersten im J. 1766, die letzten in der neuesten Zeit gestochen worden sind.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

Hannover, in Hahns Hofbuchhandl.: *Theoretisch-praktische deutsche Grammatik* oder *Lehrbuch zum reinen und richtigen Sprechen, Lesen und Schreiben der deutschen Sprache.* Zunächst zum Gebrauch für Lehrer und zum Selbstunterricht von *Joh. Chr. Aug. Heyse*, Director der höheren Töchterschule zu Magdeburg u. s. w. Zweyte, sehr verbesserte und besonders mit der Verkunft der deutschen Sprache vermehrte Ausgabe. 1820. XX u. 756 S. 8. (1 Rthlr.) S. die Recension Jahrg. 1815. No. 52. Wir wünschen dem Buche auch in dieser verbesserten Gestalt den Beyfall, dessen es würdig ist.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

Übersicht der Literatur der Dänen seit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Schöne Wissenschaften und Künste.

So viel Wahres auch in der Behauptung eines zu seiner Zeit beliebten dänischen Schriftstellers, *K. H. Seidelin* († 1811), enthalten seyn mag, der in einem Trauergemälde von dem Zustande des literarischen Wesens in Dänemark am Ende des 18 Jahrhunders, welches sich in seinem *Jahrbuche für Lesende* (3 Jahrgänge, Kopenh. 1799 — 1801) befindet, unter Anderen sagt: „Die Poesie findet nur Beyfall in dem Grade, in welchem sie sich der Prosa nähert:" so übertrieben und unbillig würde es doch seyn, die Ursache hievon allein auf Rechnung der damaligen Dichter, und nicht zugleich, oder hauptsächlich, auf Rechnung des verdorbenen Geschmacks der meisten ihrer Leser zu setzen — obgleich auch in dieser Hinsicht eine gewisse Wechselwirkung, nach welcher die Beschaffenheit der Dichter auf den Geschmack des lesenden Publicums, und dieser auf jene, einen unverkennbaren Einfluss hat, nicht zu leugnen seyn möchte; wie denn auch der durch die bekannte Pressverordnung vom 27 Sept. 1799 den Schriftstellern auferlegte Zwang gewiss Vieles dazu beytrug, dass manche der genialsten und freymüthigsten Dichter schwiegen, und dass, wie *Seidelin* gleichfalls bemerkt, „die Satire exspirirte, die Heuchelschriften florirten, und die feilen Lobgesänge sich multiplicirten." *Seidelin* selbst hatte es jener Verordnung zu verdanken, dass er wegen seines freymüthigen Tageblattes *Dagen* sein Buchdruckerprivilegium verlor, mehreren fiscalischen Untersuchungen unterworfen wurde, und noch im J. 1807, nach einem von dem höchsten Gerichte gefällten Urtheile, 14 Tage bey Wasser nnd Brod im Gefängnisse zubringen sollte. — Übrigens fehlte es beym Eintritte des 19 Jahrhunderts keinesweges an Dichtern, die ihrem Vaterlande grosse Ehre machten, und deren verdienter Ruhm über die engen Grenzen Dänemarks weit hinaus, nach Schweden, Russland, Deutschland, zum Theil auch nach Frankreich, England, Holland und Italien sich verbreitete. Man braucht nur die Namen eines *Thaarup*, *Rahbek*, *Baggesen*, *Pram*, *Tode*, *Abrahamson* unter den älteren, und die eines *Oehlenschläger*, *Hertz*, *Ingemann*, *Sander*, *Hjorth*, *Falsen*, *Pavels*, *Nordal*, *Brun* u. A. unter den neueren, nebst denen einer *Friedericke Brun* geb. *Münter*, *Magdalene Sophie Buchholm* geb. *Bentzen*, und des Fräuleins *Juliane Marie Jessen* (der Siegerin über fast ein halbes Hundert Mitbewerber um den 1819 ausgesetzten Preis für den besten dänischen Nationalgesang) zu nennen, um zu beweisen, dass die Poesie so wenig, wie irgend ein anderer Zweig der Literatur, am Schlusse des 18ten und im Anfange des 19ten Jahrhunderts in Dänemark vernachlässigt oder sorglos gepflegt worden sey. So wenig es nun auch der Raum dieser Blätter gestattet, aller, oder auch nur der meisten Erzeugnisse der Dichtkunst aus diesem Zeitraume Erwähnung zu thun: so passend wird es doch seyn, der besten und vorzüglicheren unter ihnen kurz zu gedenken, ohne jedoch immer den speciellen Werth derselben näher zu bezeichnen, und die dazu erfoderlichen Belege aus den Werken selbst beyzubringen, welches bey der geringen Bekanntschaft der dänischen Sprache ausserhalb dem Mutterlande ohne Nutzen seyn würde. Mehrere der besten dieser Werke sind ohnehin durch Übersetzungen bekannt, und von anderen, besonders den älteren, handelt ausführlich der im Anfange dieser Übersicht angeführte *N. Fürst* in seinen Briefen über die dänische Literatur, d. h. über einige dänische Dichter und ihre Schriften. — Vorläufig darf nicht unbemerkt bleiben, dass im Allgemeinen genommen und mit sehr wenigen Ausnahmen die Dichtkunst in Dänemark von dem mystischen Colorit, dem Schwulst und Unsinne, den sich dieselbe in Deutschland von einigen sogenannten Naturphilosophen hat gefallen lassen müssen, verschont geblieben ist, und dass die kleine Zahl von Dichterlingen, welche ihre poetischen Stelzen aus dem Auslande verschrieben zu haben schienen, sich genöthigt sahen, dieselben, wegen des geringen Beyfalls, den ihre Sprünge fanden, bald wieder abzulegen. Auch fehlte es in diesem Zeitraume an poetischen Klopffechtereyen eben so wenig, wie vorhin an theologischen, politischen u. a. So wurde z. B. *Sander*, *Baggesen*, und ganz neuerdings selbst *Oehlenschläger*, sämmtlich als Dichter für die Bühne betrachtet, in Händel verwickelt, die zum Theil erst vor dem bürgerlichen Richterstuhle beygelegt werden konnten, an denen jedoch Cabale und Intrigue mehr Antheil hatte, als Sinn und Eifer für die Kunst, und die weder der Wissenschaft selbst, noch der Liebe zu ihr, den gering-

ßen Eintrag gethan haben. Man möchte sagen, dieser Art Fehden, wenn sie nur nicht in das Grobe, Indelicate und Injuriöse ausarten, haben zuweilen selbst ihr Gutes; sie erregen (wie z. B. die kleine Fehde des Prof. *J. Möller* mit der *Gesellschaft zur Beförderung der schönen Wissenschaften* bey Gelegenheit der Preiszuerkennung für die beste Lobrede auf *D. Ranzau* im J. 1820) einen wissenschaftlichen Wetteifer, ermuntern zu desto grösserer Anstrengung der Kräfte, und geben selbst dem lesenden Publicum — in sofern sie mit Anstand, Schonung und der gehörigen Rücksicht auf die Nichtgeweihten geführt werden — einen Reiz für Gegenstände der Literatur, der ihm bey seiner oft schläfrig werdenden Leseluft recht heilsam werden kann. Doch — diess nur im Vorbeygehen! Wir wenden uns zur Sache selbst. Einen der trefflichsten Dichter hatte schon lange und hat noch immer Dänemark an dem wackeren *Thomas Thaarup*, den schon seine *Hymne an Gott*, mit Composition vom Kapellmeister *Schultz* († 1800), und ins Deutsche übersetzt von *J. H. Voss* zum Lieblingsdichter der Dänen machte, der aber auch noch vor und nach diesem Epoche machenden Liede durch Originalarbeiten und Übersetzungen, hauptsächlich für die Bühne, sich den ausgezeichnetsten Beyfall erwarb. Seine in unseren Zeitraum fallenden Stücke sind: *Die Zuhausekunft*, Singspiel, Kop. 1802. *Herrmann von Unna*, Drama, übersetzt aus dem Schwedischen, Musik von Abt *Vogler*, das. 1802. *Der Calife von Bagdad*, ein Singstück von *St. Just*, 1805. *Tante Aurora*, Operette aus dem Französischen, 1812. *Unser Verkehr*, Komödie, frey nach dem Deutschen, 1816. Diess letzte, auch in Deutschland so allgemein bekannt gewordene Stück, welches *Thaarup* glücklich localisirte und von seinen auffallendsten Härten befreyte, und einige andere von ihm übersetzte, die Juden betreffende Schriften von *Fr. Buchholz* und *Fr. Rühs*, verwickelten ihn mit *Baerens* und *Nathanson* in Federkriege, in denen er, als fast 70jähriger Greis, die gute Sache der Christen gegen die Ansprüche der Juden auf den Genuss aller Bürgerrechte, während sie sich doch weigern, allen Bürgerpflichten sich zu unterwerfen, mit jugendlichem Feuer und männlicher Kraft vertheidigte. Sonst befinden sich von ihm noch in dänischen Almanachen, Taschenbüchern u. a. periodischen Schriften eine beträchtliche Menge von einzelnen Gedichten, Hymnen, Cantaten, Pro- und Epilogen, Liedern u. s. w. (Übrigens darf dieser *Thomas Thaarup* nicht, wie es wohl in deutschen Schriften geschehen ist, mit dem verdienstvollen Statistiker *Friedrich Thaarup*, dessen Werke noch unten angeführt werden sollen, verwechselt werden) — Keinen geringeren Ruhm, als *Thaarup*, erwarb sich der noch fruchtbarere Schriftsteller *Kund Lyne Rahbek*. Von seinen *prosaischen Versuchen* erschienen in den J. 1785 — 1806 acht Bände, und von seinen *poetischen Versuchen* 1794 — 1802 zwey Theile; auch von seinem *dänischen Lesebuche, oder Beyspielsammlung* kam der letzte Theil erst 1804 heraus. Viele andere seiner Schriften gehören ganz dem 18 Jahrhundert an; seit Anfang des 19 schrieb er noch: *Wiederschall von Dänemarks zweytem Apr.* 1801 *aus der Ferne*, Kop. 1801. *Denkmal J. E. Colbjörnsens*, das. 1801. *Versuche über den dänischen Stil*, 1801, und zum letzten Male aufgelegt 1815. *Gesammelte Erzählungen*, Th. 1 — 4. Kop. 1804 — 1814. *Sammlung originaler Schauspiele*, Th. 1 — 5, das. 1809 — 1813. *Dänische und norwegische historische Denklieder*, gesammelt und mit Anmerkungen herausgegeben, das. 1810. *Über die Schauspielkunst*, 1810. *Der Verführer, ein bürgerliches Trauerspiel*, das. 1814. *Über Ludwig Holberg, als Lustspieldichter, und seine Lustspiele*, das. 1815. 1816. *De antiquissimis ecclesiae danicae lingua vernacula hymnariis, hymnorumque autoribus*, Hafn. 1818. 4. Einladungsschrift zum jährlichen Reformationsfeste bey der Universität. Besonders bereicherte *Rahbek* die dänische Literatur mit einer Menge von Übersetzungen schätzbarer Schriften, ästhetischen u. a. Inhalts, und zwar aus dem Lateinischen, Englischen, Französischen, Schwedischen, und vorzüglich aus dem Deutschen, wo mehrere der besten Schriftsteller, z. B *Stephani, Lafontaine, Dolz, Goethe, Niemeyer, Eberhard, Iffland, Schiller*, und selbst *Kotzebue* (den er übrigens, als Dichter für die Bühne, nach seinen Fehlern, wie nach seinen Vorzügen, richtig zu würdigen weiss) u. a. m. an ihm einen ungemein geschickten Übersetzer fanden. Ausser mehreren periodischen Schriften, die er selbst in vielen Jahrgängen herausgab, und von denen im Verfolge noch die Rede seyn wird, schrieb er auch für andere Zeitschriften eine grosse Menge von Aufsätzen und Abhandlungen, meist über die Ästhetik, und gab nebst mehreren anderen Schriften älterer dänischer Dichter, z. B. *Samsöes, Wessels*, der beiden *Tröiel, Ribers* u. A. gemeinschaftlich mit *R. Nyerup* eine wohlgelungene Auswahl von *L. Holbergs sämmtlichen Schriften*, in 21 Bänden, Kop. 1804 — 1814, heraus, wovon *L. Holbergs Leben, von ihm selbst verfasst*, in 3 Briefen an einen vornehmen Herrn, aus dem Latein. mit Anmerkungen von *Rahbek*, einen Theil des letzten Bandes ausmacht, und für sich, Kop. 1814, gedruckt ist. Eben so gab er in Gemeinschaft mit *Nyerup Beyträge zur Geschichte der dänischen Dichtkunst*, Th. 1 — 4, Kop. 1800 — 1808, mit diesem und mit *Abrahamson Auswahl dänischer Lieder aus dem Mittelalter*, Th. 1 — 5, das. 1812 — 1814, und mit *P. Foersom* eine poetische Zeitschrift *Theone*, H. 1 — 2, das. 1811, heraus. In das Urtheil, welches schon vor fast 20 Jahren ein deutscher competenter Kunstrichter, *L. Wachler* in seinem Handbuch der allgem. Gesch. der literar. Cultur, Marburg, 1806, Th. 2 S. 795 über *Rahbek* fällt, „durch seine Einwirkung auf den Nationalgeschmack hochverdient, Verfasser trefflicher Schauspiele und gefälliger Gedichte, und anerkannt classisch als Prosaist,“ wird noch jetzt, im J. 1821, Jeder einstimmen, der die rastlose Thätigkeit dieses berühmten Schriftstellers kennt; auch haben die älteren und neueren literarischen Streitigkeiten, in welche er z. B. mit *Hejberg, Tode, Baggesen*, und noch 1816 mit *Oehlenschläger*, so wie der ernsthafte Process, worin er 1794 mit dem damaligen französischen Minister am dänischen Hofe, *P. Grouvelle* († 1809), wegen einer freymüthigen Äusserung in

einer seiner Zeitschriften, die *Grouvelle* zuletzt auf gut Französisch mit einer „*Reponse a tout*", à Copenh. 1794 zu annihiliren suchte, verwickelt war, durchaus nichts zur Verminderung seines gerechten schriftstellerischen Ruhms beygetragen. — Ein Bruder dieses *Rahbeks*, *Matthias*, hat sich bisher nur durch einige Übersetzungen von *Chateaubriands*, *Schillers* u. A. Schriften, wozu der Dichter die Vorreden schrieb, Kop. 1801 f., bekannt gemacht. — Fast gleichzeitig mit *Thaarup* und *Rahbek*, und eine Zeit lang gewissermaßen mit ihnen wetteifernd, zeichnete sich als dänischer Dichter *Christen Pram* aus, und seine *Hymne an den Frühling*, sein historischromantisches Epos *Staerkodder* in 15 Gesängen, nebst vielen glücklichen Versuchen im Fache der Dramaturgie, erwarben ihm in früheren Jahren vielen Ruhm. Doch fallen bey Weitem die meisten seiner Dichterarbeiten in das 18te Jahrhundert, und im 19ten beschenkte er das Publicum nur noch mit Folgendem: *Reimchronik von den Seehelden am 2 Apr.* 1801, mit historischen erläuternden Zusätzen, Kop. 1801. *Das Frühstück in Bellevue*, Lustspiel. Das. 1813. *Der Träumer*, Schauspiel, das. 1817. Seine sonstige schriftstellerische Wirksamkeit schränkt sich mehr auf statistische, ökonomische u. a. Gegenstände ein, und besteht hauptsächlich in Abhandlungen für eigene und andere periodische Schriften, die ihm auch mehrere ausgesetzte Prämien von verschiedenen gelehrten Gesellschaften erwarben. Eine vollständige Ausgabe seiner Schriften ist im J. 1817 versprochen worden, aber noch nicht erschienen. — Von dem genialen *Jens Immanuel Baggesen* wird es kaum nöthig seyn, viele Worte zu machen. Man weiss nicht recht, ob er zu den *dänischen* oder zu den *deutschen* Dichtern zu zählen ist: denn so wie sein äusseres Leben, sein persönlicher Aufenthalt zwischen Dänemark, Deutschland und anderen Ländern sich theilt: so hat auch sein inneres Leben, seine literarische Wirksamkeit, bald das eine, bald das andere Land zum Schauplatze. Ein dänischer Schriftsteller, *J. Kr. Höst* in seiner Literärgeschichte Dänemarks unter Christian VII, Kop. 1816, macht ihn schon im 21jährigen Lebensalter, um seiner *komischen Erzählungen* (Kop. 1785) willen, zum Liebling der dänischen Lesewelt, schreibt ihm Phantasie, Witz, Laune zu, und sagt, er habe durch seine späteren Werke seine Lorbeeren hauptsächlich auf dem Felde der komischen Satire, der poetischen Epistel und der lyrischen Poesie gepflückt. Die Urtheile, welche in deutschen Schriften über ihn gefällt werden, stimmen freylich nicht alle mit einander überein. Es wird genug seyn, hier nur der Schriften zu gedenken, welche er seit dem 19ten Jahrhunderte in *dänischer* Sprache herausgab. Von seinem *Labyrinth*, oder *Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich*, erschien 1807 eine 2te Aufl., welche *Svante Axelsön* ins Schwedische übersetzte, Stockh. 1814. Von seinen *sämmtlichen Werken* kam 1801 nur der erste Theil heraus. *Scherzhafte Reimbriefe*, Kop. 1806. *Abentheuer und komische Erzählungen*, 2 Theile, das. 1806. *Neue vermischte Gedichte*, 1807. *Das Gespenst (Gjengangeren) und er selbst, oder Baggesen über Baggesen*, Kop. 1808. *Neueste vermischte Gedichte*, das. 1808. *Poetische Episteln*, das. 1810. *Der Sonntag*, *ein Wochenblatt*, 1814. *Danfana*, eine Monatsschrift. 1816 1817. *Die Zauberharfe*, *ein original* (?) *Singstück*, 1816. (Die Originalität dieses Stückes, welche *H. Hjort* öffentlich in Anspruch genommen hatte, litte bey dem darüber entstandenen Processe durch den richterlichen Urtheilsspruch, nach welchem *B.* bey Verfertigung desselben sich des Plagiums schuldig gemacht hatte, Schiffbruch.) *Baggesens* Schriftstellerey kann in einigem Betrachte mit der *Kotzebue*'schen verglichen werden. Das grosse Lesepublicum findet an seinen Schriften Gefallen; etwas geübten Lesern thun sie auf die Dauer kein Genüge; Kunstkenner stossen in ihnen auf öftere Wiederholungen, vielen gesuchten Witz und manche Spuren des Mangels an festen und soliden Grundsätzen ihres Vfs. über Gegenstände von hoher Wichtigkeit. — *Joh. Clemens Tode* († 1806) und *Claus Frimann* (Propst im Stifte Bergen) setzten ihre Schriftstellerey im ästhetischen Fache, so fruchtbar sie vorhin war, in dieser Periode nur sparsam fort. Von Jenem erschienen bis 1802 mehrere Übersetzungen englischer Romane, und *Nützlichkeit der Liebe*, oder *die drey Charlotten*, Kop. 1803; von diesem *Hymne an Sivert Aarflot*, 1809. *Phönix*, 1811, und in der *Sammlung histor. philosoph. Schriften von der Gesellschaft für Norwegens Wohl* steht von ihm: *Panthea*, *oder die königl. Gesellschaft für Norwegens Wohl*, ein Gedicht; und: *Phoebe*, *oder die norwegische Universität*, ein Gedicht, 3ten Theils, B. 1. Auch einige Elegien im 3ten Bande der *Bibliothek für das schöne Geschlecht*. Von den vielen Dichterarbeiten eines anderen Normanns, des Bischofs *Joh. Nordahl Brun* († 1816) gehören gleichfalls nur die wenigsten in diesen Zeitraum; nämlich: *Der norwegische Ackerbau*, ein Lied, in dem Wochenblatte *der Sammler*, B. 1 No. 2. 5. *Gesang*, *veranlasst durch des Kronprinzen Reise nach Röraas*. Das. B. 2 No. 37. *Für Norwegen*, *das Geburtsland der Helden*, ein Gesang, in der Monatsschrift *Athene*, 1814. Mit getheiltem Beyfalle nahm das Publicum die vielen poetischen und prosaischen Schriften des englischen Sprachlehrers *Thomas Christopher Bruun* zu Kopenhagen auf, von denen etwa die Hälfte in das 19te Jahrhundert gehört, nämlich: *Kleinigkeiten*, Kop. 1801. *Emma*, *nach dem Englischen*, das. 1805. *Erich Glipping*, Trauerspiel, 1816. *Dänemark*, ein Gedicht, 1816. *Die bedenkliche Frage*, ein Abentheuer, 1817. *Der Zug nach Seeland und die Belagerung von Kopenhagen*, 1807. *Sammlung poetischer Schriften*, Th. 1 — 6. Kop. 1814. *Sammlung prosaischer Schriften*, Kop. 1813. *Nicht über die Juden*, *sondern über ihren Erlöser*, *den J. R. Baggesen*, das. 1813, nebst mehreren, die Judenfehde in den J. 1813 — 1819 betreffenden Streitschriften. Man bedauert bey diesem launigten Dichter, dass er seiner Sucht nach witzigen Anspielungen in seinen Schriften nicht selten das Gefühl für Anstand und gute Sitten zum Opfer bringt. — Der Justitiarius zu Christiania *Enewold de Falsen* († 1808) war zu seiner Zeit einer der beliebtesten Dichter für die Bühne; doch gehören

von seinen Theaterstücken nur noch hieher: *Der Kunstrichter*, Originallustspiel, Christiania, 1802. *Die Freyer und der Geliebte*, Christ. 1803, ein Originallustspiel in 3 und jenes in 5 Acten. Von seinem *Findling, oder untergeschobenem Kinde* (*Dragedukken*) erschien noch 1807 zu Christiania eine neue Auflage, nachdem dieses Singstück schon 10 Jahre lang mit grossem Beyfalle auf der Nationalbühne zu Kopenhagen gegeben worden war. Übersetzt und umgearbeitet für die dänische Schaubühne hat er in den Jahren 1801 ff.: *Was werden die Leute sagen? Der Lügner. Das Landstädtchentheater. Die verlassene Tochter* u. a. m. Auch gab er die bekannte politischhistorische Zeitung *Budstikken*, *ein periodisches Blatt*, Christ. 1808, heraus, welche nach seinem Tode *Stoud Platou* fortsetzte. Ein Sohn von ihm, der Amtmann zu Bergen. *Christian Magnus Falsen*, schrieb, ausser mehreren Werken im Fache der Jurisprudenz und Politik, welche den Selbstdenker verrathen, *Einar Tambeskjaelver, der nordische Held*, Bergen, 1815. Von dem seit 1800 zu Paris lebenden *P. A. Heiberg*, der früher ein überaus fruchtbarer Schriftsteller für die dänische Bühne war, erschien nur noch im J. 1806 eine *Sammlung seiner Schauspiele*, herausgegeben von *Rahbek*, Th. 1 — 3. *Sander* hat mehrere derselben in seiner *Auswahl dänischer Lustspiele für Deutsche*, B. 1 (Zürich, 1794) aufgenommen. — So günstig die Aufnahme war, welche die Dichterarbeiten des Lehrers *O. J. Samsöe* († 1796) fanden, so allgemeine Theilnahme erregte sein früher, im 37sten Lebensjahre erfolgter Tod. Sein Trauerspiel *Dyveke* wurde 3 Mal ins Deutsche und 1 Mal ins Holländische, 1805, übersetzt, und eben so wurden seine *hinterlassenen dichterischen Schriften* 5 Mal in dänischer und 1 Mal in schwedischer Sprache, Stockholm, 1814, abgedruckt. Noch jetzt gehört des Vfs. *Dyveke* zu den beliebtesten Stücken, welche auf der Nationalbühne aufgeführt werden. — Des Prof. *Chr. L. Sander* ist schon früher als *pädagogischen* Schriftstellers gedacht worden; aber auch als Dichter betrachtet führte er eine oft geschäftige Feder. Im 19ten Jahrhunderte lieferte sie: *Eropolis*, ein Singspiel, Kop. 1803. *Vorlesungen über Shakespeare und dessen Trauerspiel Macbeth*, das. 1804. *Eloah, oder Feyer der Liebe*, ein lyrisches Gedicht, 1806. *Das Hospital*, Lustspiel in 5 Acten, 1806 (welches wegen misslungener Anspielungen des Vfs. zuletzt so viel Missfallen erregte, dass es nicht weiter aufgeführt werden konnte). *Knud Lavard, Dänemarks Herzog*, Trauerspiel in 5 Acten, 1809 (hatte mit dem vorigen, aus anderen Gründen, ein ähnliches Schicksal, und zog dem Vf. desto mehr Verdruss zu, je höher die Erwartungen waren, die er von dessen Eindruck auf das Publicum selbst erregt und gehabt hatte). *Die Harfe*, Probe einer romantischen Epopee, 1810, und in deutscher Sprache: *Auswahl altdänischer Heldenlieder und Balladen*, mit Compositionen vom Kapellmeister *Kunzen*, 1816 — fanden beide einen sehr getheilten Beyfall. *Polyhymnia*, *Euterpe und Theone*, *oder theoretische Vergleichung zwischen Musik, Rhythmik und Declamirkunst*, das. 1815. *Svada, oder Anleitung zur Betonungskunst*, 1815. Diese Schriften, sowie mehrere ähnliche Abhandlungen in dänischen periodischen Blättern, zeigen, dass *Sander* im Grunde betrachtet mehr Theoretiker, als Praktiker war; in letzter Hinsicht hatte er als Dichter nicht weniger, wie als Pädagog, sich selbst überlebt. — Der Hospitalarzt *A. Frankenau* zu Slagelse († 1814) gab, ausser anderen Schriften, psychologischen und physiologischen Inhalts, z. B. *Sammlung von Begebenheiten unter Ahnungen, Träumen, Erscheinungen und Nachtwandlungen*, Kop. 1804. *Gesundheits-Vergnügungs-Zeitung*, das. 1805 — 1809 u. f., auch *Kopenhagens Bombardementsnächte*, ein elegisches Gemälde, das. 1808, und *Auswahl von Gedichten*, 1814, welche letzte erst nach seinem Tode seinen Dichterwerth in das rechte Licht setzten, nebst einer Menge Poesieen in dänischen Zeitschriften heraus. *Schregers kosmetisches Taschenbuch*, das. 1815, und Mehreres übersetzte *Frankenau* aus dem Deutschen. — Von dem Pastor *Jens Zetliz* zu Hvidesö in Norwegen kann hier nur dessen *Alkoran*, *oder das Buch der Capitel*, Kop. 1806, und *Neun verschiedene Lieder für die norwegische Armee*, Drontheim, 1808, angeführt werden. In dänischen Zeitschriften finden sich viele einzelne Gedichte und Aufsätze über ästhetische Gegenstände, in denen man sein Talent für die Satire und für lebendige Schilderungen der geselligen Freude rühmt. Ein anderer Normann, *Jonas Rein*, Hauptprediger zu Bergen, erwarb sich hauptsächlich durch seine *Sammlung von Gedichten*, Kop. 1802, und durch seine *neuesten Gedichte*, das. 1810, den Ruf der Geschicklichkeit in der Elegie, der Heroide, der Hymne und der Romanze. Der Hauptprediger *P. N. Frost* zu Ringkjöping, der sich durch mehrere Schriften im theologischen Fache bekannt gemacht hat, schrieb *der Festtag*, ein Originalschauspiel, Kop. 1811, welches nur eine Localveranlassung hatte. — Von dem Propste *Fr. C. Gutfeld* zu Kopenhagen hat man: *Kriegslieder für die dänische Landwehr*, 1801. *Gesammelte Poesieen*, 1802. *Schilderungen, Scenen und Begebenheiten aus dem wirklichen Leben*, 1805. *Rede bey der Feyerlichkeit der Ritterorden*, 1812, und andere Schriften, die für das Dichter- und Redner-Talent des Vfs. ein vortheilhaftes Zeugniss geben.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Barth: *Diätetisches Taschenbuch für Ärzte und Nichtärzte* von D. G. W. Consbruch, königl. preuss. Hof- und Medicinal-Rathe zu Bielefeld u. s. w. Zweyte verbesserte Auflage. 1820. XX u. 571 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) Verdient die günstige Aufnahme, welche es vorzüglich auch bey Nichtärzten und bey denen, die ihre Gesundheit zu erhalten wünschen, gefunden hat.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

Übersicht der Literatur der Dänen seit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Des Bischofs zu Ribe *V. Chr. Hjort* († 1819) *Liederbuch für die Sonntagsschulen* ist schon in der Übersicht der pädagog. Literatur Erwähnung geschehen; auch sein *Liederbuch für den Soldatenstand*, Kop. 1810, seine *Gesänge für junge Mädchen*, und seine früher erschienenen *geistlichen Lieder*, nebst einer Menge in periodischen Blättern und einzeln gedruckter Lieder und Gelegenheitsgedichte machten ihn zu seiner Zeit zu einem sehr beliebten Volksdichter. Eben so gern las man der beiden Brüder aus Norwegen, des Propsts *Fr. Schmidt* und des Predigers *H. J. Schmidt* (dieser † 1812) *poetische Versuche;* von diesem befinden sich in dänischen und norwegischen Zeitschriften bis 1811 viele zerstreute Gedichte, und von jenem hat man: *Dänemarks Ehrenkampf gegen der Britten Übermacht*, Kop. 1801. *Gesammelte Gedichte*, das. 1811, nebst mehreren in dänischen und norwegischen periodischen Blättern stehenden Gelegenheits- und anderen Gedichten. Durch romantische Darstellung und metrische Kunst zeichnete sich der Prof. *J. Smidth* zu Aastrup früher in der von ihm und *F. H. Guldberg* herausgegebenen *Idunna*, dann in seinen *Poesieen*, Th. 1. Kop. 1807, zuletzt in seinem *Messenier*, ein tragisches Drama, das. 1812, aus. Geschäftiger war die Muse des eben genannten *F. H. Guldberg*. Er eröffnete das neue Jahrhundert durch seinen *Jubeljahrsmorgen*, eine Idylle, *die Landwehr*, eine Idylle, *die Schöpfung*, ein Oratorium, alle Kop. 1801 gedruckt. Andere Gelegenheitsgedichte von ihm waren: *Des Jahrhunderts zweyter Neujahrsmorgen; Ode an Kaiser Alexander; der Eroberer und der Friedensfürst*, alle 1802. *Patriotische Gedichte*, Kiel, 1807. *Gesammte Kleinigkeiten in gebundener und ungebundener Rede.* Th. 1—3. Kop. 1815. 1816. *Lieder bey der akademischen Reformationsjubelfeyer*, das. 1807. Für die Bühne gab er heraus: *Der Freund auf der Reise*, Lustspiel, das. 1814, und: *Der Abend ist nicht dem Morgen gleich*, das. 1817. Sonst schrieb er noch in den Jahren 1809—1817 mehrere zu Kiel und zu Kopenhagen verlegte Bücher über die dänische Sprache, und *Müllers* bekanntes *deutsch-dänisches Wörterbuch* wurde von ihm durchgesehen und herausgegeben, Th. 1—3. Kiel, 1807—1810; wie auch *Abrahamsons deutsch-dänisches Wörterbuch*, Kop. 1815—1817, in 2 Th. Aus dem Lateinischen, Deutschen und Schwedischen übersetzte er mehrere Werke, z. B. aus dem Schwedischen *Sitten der Könige*, Kop. 1813, und eine Menge Abhandlungen von ihm in ästhetischen und anderen Fächern enthalten dänische Zeitschriften. Mit Recht rühmt man seine Geschicklichkeit in der Idylle, der Satire u. s. w.; nur sollte ihn sein sonst lobenswerther dänischer Patriotismus nicht zu Übertreibungen, nicht zu beleidigenden Ausfällen auf ihm fremde Nationen, die, wenn gleich keine Dänen, es doch noch wohl, was Nationaltugenden betrifft, mit ihren Schwesternationen aufnehmen, hinreissen. — Der als lyrischer Dichter bekannte *M. C. Bruun*, von dem ein dänischer Schriftsteller (*Höst* in seiner Regierungsgeschichte Christians VII) sagt: „Er ward aus seinem Vaterlande verstossen, um weltberühmter Gelehrter zu werden," lieferte in dem *Journal general de la Litterature etrangère*, Paris, 1800. 1801, eine *Übersicht der neuen dänischen schönen Literatur*, die aber nur bis in den Anfang des 19ten Jahrhunderts reicht. Früher hat er selbst die dänische schöne Literatur mit manchen schätzbaren Schriften bereichert; und seine späteren, in Paris geschriebenen Werke sind bekannt. Von *H. V. Lundbye*, vormals Chargé d'Affaires zu Tunis, hat man *Rhapsodieen*, Th. 1. Kop. 1801, und eine Übersetzung der *Evelina von Miss Burney*, Helsingör, 1805 u. 1812, nebst vielen poetischen Aufsätzen in dänischen Zeitschriften. Des Kammerherrn *A. W. Schack Staffeld Gedichten*, Kop. 1803, folgten *neue Gedichte*, Kiel, 1808, und mehrere einzelne seiner Gedichte stehen zerstreut in dänischen Zeitschriften. — Unter den neueren dänischen Dichtern hat unstreitig keiner so grosses Aufsehen erregt, und einen auch im Auslande so berühmten Namen sich erworben, als der Prof. der Ästhetik zu Kopenhagen, *Adam Gottlob Oehlenschläger*. Von den zahlreichen Erzeugnissen seiner Dichtertalente sind so viele ins Schwedische, Italiänische und besonders ins Deutsche übersetzt, und diese Übersetzungen sind in ausländischen kritischen Blättern so ausführlich angezeigt und gewürdigt worden, dass es überflüssig seyn würde, seinen Dichterwerth erst noch ins Licht setzen zu wollen. Weniger bekannt möchte es seyn, wie man über den

selben in des Dichters eigenem Vaterlande urtheilt. „Hatte die *Philosophie*, sagt *J. Möller* im *histor. Calender*, 1ter Jahrg. S. 25, in diesem Zeitraume (dem Anfange des 19ten Jahrhunderts) eine gefährliche Mitbuhlerin: so war es die andere vom Himmel gekommene Schwester, die *Poesie*. Sie erzog sich nämlich bey ächt-nordischer, d. h. der kräftigsten Pflege einen Sohn, dessen Schriften eben so, wie *Treschow's*, obgleich bey verschiedenen Gaben, bis zur spätesten Nachwelt sich erhalten werden. Ob Jemand, bekannt mit des Dichters Jugendbildung, dergleichen früher ahnete, kann ich nicht sagen; aber so viel ist gewiss, dass wenigstens ich, der ich im J. 1800 mit dem Studenten *Oehlenschläger* um den ausgesetzten ästhetischen Preis concurrirte, eben so beschämt, als verwundert gewesen seyn würde, wenn mir Jemand gesagt hätte, dass ich mit *dem* wetteifere, der bald dem Dichter *Ewald* den Vorsitz auf dem Parnass streitig machen würde." Der oben angeführte Däne *Höst* urtheilt über ihn (a. a. O. S. 34): „Mit dem Anfange dieses Jahrhunderts traten noch mehrere Dichter auf, deren besonders Einer eine Hauptrolle in der neuesten schönen Literatur spielte, und sogar Epoche machte. Denn obgleich *Oehlenschlägers* erste Versuche voller Flecken waren und geringen Werth hatten: so eröffnete er doch schon 1803 durch einen Band *Gedichte* seine glänzende Laufbahn, und es war hauptsächlich die Romanze und Ballade, worin sein seltenes Talent sich entfaltete" u. s. w. Über Eine seiner ersten Arbeiten für die Bühne, *Axel und Walborg*, drückt sich ein Ungenannter in *kjöbenh. lærde Efterr.* 1810, S. 720 so aus: „Dieses Stück ist herzlich und schön, klar und tief, einfach und complet. Diese wenigen Worte mögen den edlen Stil schildern, worin der wohlbekannte Gegenstand zu einem dramatischen Ganzen ausgeführt ist." Noch ein anderer Däne, *F. C. Petersen*, schliesst seine ausführlichen Betrachtungen über *Oehlenschlägers* Trauerspiel *Staerkodder* in der Monatsschrift *Athene*, 1813. S. 68 ff. mit den Worten: „So endigt dieses schöne Kunstwerk, welches durch die geläuterte Furcht und Theilnahme der Tragödie das menschliche Herz tief bewegt: ein Kunstwerk, welches durch eine lange Reihe theils vergangener, theils gegenwärtiger Begebenheiten zu dem Troste und der Beruhigung hinführt, welche wir empfinden, wenn wir an dem endlichen Ziele einer grossen Handlung nicht nur mit Klarheit auf das Geschehene zurücksehn, sondern auch unseren Blick mit Trost auf Zukunft und Ewigkeit hinwenden können. Es ist der Triumph der Tragödie, dass das Leben des Helden nicht dieses Trostes und dieser ruhigen Hinsicht in die Zeit Bedingung ist. Selbst unter Drangsal und Tod sieget der Seele innere, unbezwingliche Gottheitskraft; und so wirkt diese Kunst wohlthuend auf das lebende und handelnde Geschlecht durch ihre stille, unterrichtende, belebende und tröstende Kraft" u. s. w. „Es ist ohnehin eine Bemerkung, welche sich Jedem darbietet, dass die Handlung, indem sie sich durch Klarheit und Ordnung, diese wesentlichen Bedingungen der Schönheit, auszeichnet, ihrem Ziele mit ruhigem, sicherem Schritte sich nähert" u. s. w. Dass es bey diesen und so vielen anderen ruhmvollen Urtheilen über den Dichter und seine Werke in Dänemark, wie im Auslande, auch nicht an Äusserungen anderer Art fehlte; dass *Oehlenschläger* unter anderen mit dem Dichter *Baggesen*, der an seinen Werken Manches zu tadeln fand, wiederholt in literarische Streitigkeiten verwickelt wurde, die schon im J. 1807 anfingen und bis 1818 zum öfteren erneuert wurden, und bey denen der vorurtheilsfreye Zuschauer bald dem Einen, bald dem Anderen der beiden Kämpfenden den Sieg zuzuerkennen sich genöthigt sahe; und dass insonderheit die von der Theaterdirection zu Kopenhagen unter *Baggesens* Vorsitze geschehene Verwerfung des *Oehlenschläger*'schen Lustspiels: *Der Freya Altar*, zu einer ernstlicheren Fehde Anlass gab, an welcher *G. Olsen*, *Kn. L. Rahbek*, *F. C. Sibbern* und *P. Tetens* thätigen Antheil nahmen: diess Alles ist aus öffentlichen Blättern hinlänglich bekannt; es kann zum Belege für die Wahrheit dienen, dass auf dem Felde der Poesie nicht weniger, wie auf dem der Theologie, Philosophie und anderer Wissenschaften, Leidenschaft und Factionengeist ihr böses Spiel zu treiben pflegen; es hat übrigens, wie Jeder weiss, der *Oehlenschlägers* grosses und bisher immer grösser gewordenes Publicum kennt, der hohen Achtung, die derselbe als Mensch und als Dichter geniesst und verdient, durchaus keinen Eintrag gethan. Mit Übergehung der kleineren und weniger bedeutenden seiner Schriften wird es zur Bezeichnung der Fruchtbarkeit dieses trefflichen Dichters genug seyn, die vorzüglicheren seiner Originalwerke nach der Zeitfolge ihrer Erscheinung hier anzuführen. *Gedichte*, Kop. 1803. *Poetische Schriften*, Th. 1 u. 2, das. 1805. (Diese sind zum Theil von *Adlerberth* ins Schwedische, zum Theil von dem Vf. ins Deutsche übersetzt worden; Stockholm und Amsterdam, 1808.) *Nordische Gedichte*, Kop. 1807. (Aus ihnen ist *Hakon Jarl* vom Vf. ins Deutsche, Tübingen, 1809, und von *L. Bergström* ins Schwedische, Upsala, 1817, übersetzt worden.) *Palnatoke*, ein Trauersp., Kop. 1809. *Axel und Waldborg*, Trauersp. Das. 1810 (gleichfalls vom Vf. ins Deutsche, und von *Dillner* ins Schwedische, Stockh. 1811, übersetzt). *Correggio*, Trauerspiel in 5 Handlungen. Das. 1811 (übersetzt ins Schwedische, von *Del Borgo* ins Italiänische, Pisa, 1812, und vom Vf. ins Deutsche, Stuttg. u. Tübing. 1816). *Gedichte*, Th. 1 u. 2. Kop. 1811 u. 13. *Staerkodder*, Trauersp. Das. 1812. *Faruk*, Singsp. mit einem Pro- und Epiloge, 1812. *Der Kanarienvogel*, Lustsp. 1813. *Ehrlichkeit währt am längsten*, eine Idylle. 1813. *Hugo von Rheinberg*, Trauersp. in 5 Handlungen. 1813 (ins Deutsche übersetzt von *R. Christiani*, Götting. 1817). *Ludlams Höhle*, Singsp. 1814 (vom Vf. ins Deutsche übersetzt, Berl. 1818). *Helge*, ein Gedicht; *Hagbart und Signe*, Trauersp., und *die Räuberburg*, ein lyrisches Schauspiel, alle zu Kop. 1814. *Der Fischer*, ein dramatisches Abentheuer, das. 1816. *Der Freya Altar*, 1816. *Abentheuer aus verschiedenen Dichtern* zusammengezogen und übersetzt mit Bemerkungen, Th. 1. 2. 1816 (deutsch, Stuttg. u. Tüb. 1816. 17). *Reise, erzählt in Briefen nach meiner Heimath*, Th. 1. 2. Kop. 1817. 18. (Der Vf. schrieb

dieselben auf seiner 1817 gemachten Reise nach Deutschland und Frankreich). *Gedichte*, Stuttg. u. Tüb. 1817 (deutsch verfasst). *Der kleine Hirtenknabe*, eine Idylle, Kop. 1818. *Robinson in England*, Schausp. Das. 1819. Ausserdem befinden sich mehrere einzelne Gedichte, auch andere Aufsätze, Biographieen u. s. w. von *Oehlenschläger* in vielen dänischen Zeitschriften. Besteht *Oehlenschlägers* Stärke mehr in der tragischen, als in der komischen Darstellung; hat er in jener Hinsicht an Reichthum der Phantasie, an Innigkeit und Herzlichkeit unter den neueren dänischen Dichtern seines Gleichen nicht: so ist ihm dagegen in dieser Hinsicht *Baggesen* an Scharfsinn, Witz und Gefälligkeit der Einkleidung offenbar überlegen. — Unter den jüngeren dänischen Dichtern behauptet *B. S. Ingemann*, der seit 1818 auf einer ausländischen Reise begriffen ist, einen ehrenvollen Platz. Von ihm erschienen bisher: *Gedichte*, Th. 1 u. 2. Kop. 1811. 12; neue Aufl. Das. 1817. *Prokne, Sammlung von Gedichten*, Das. 1814. *Die schwarzen Ritter*, ein romantisches Epos, 1814. *Masaniello*, Trauersp. 1815. *Bianca*, Trauersp. 1815. (Die deutsche Übersetzung dieses Stückes von *D. W. Lewetzow*, Kop. 1815, ist in Deutschland mit Beyfall aufgenommen worden.) *Die Stimme in der Wüste*, ein dramatisches Gedicht, 1815. *Rainald, das Wunderkind*, ein Zauberspiel in 5 Abentheuern, 1815. *Der Hirte von Tolose*, Trauersp. Das. 1816. *Der Löwenritter*, Trauersp. und *die Weihnachtsgabe*, 1816. *Die Unterirdischen*, das. 1817. In der wichtigsten kritischen Zeitschrift, welche Dänemark jetzt besitzt, in *dansk Literaturtidende f.* 1810 S. 242 f. wird über den Dichter *Ingemann* folgendes allgemeine Urtheil gefällt, für dessen Richtigkeit seine früheren und seine späteren poetischen Werke laut sprechen: „Eine lebendige und leicht bewegliche Phantasie, welche zugleich geläutert und sicher ist; eine nicht geringe Gabe von Witz und Scharfsinn; ein durch das Studium älterer und neuerer Dichter gebildeter Geschmack; ein tactfestes Ohr und die Fertigkeit in der Behandlung der Muttersprache; endlich eine ernstliche, fast männliche, obschon jugendlich lebendige Anschauung des Lebens und der Natur sind die Gaben, welche in seltenem Vereine diesem jungen Dichter zu Theil geworden sind.“ Auch ist das Prognosticon, welches dieser Rec. dem Dichter (S. 598 in den Abschiedsworten stellt: „und so trennt sich Rec. von diesem liebenswürdigen Dichter, überzeugt, dass, wenn Gott ihm Leben und Gesundheit giebt, so, wie er ihm Genie und Fleiss gegeben hat, es nicht lange dauern wird, bis neue Werke von seiner Hand dazu auffodern werden, neue Rechenschaft von dem Gewinne unserer schönen Literatur abzulegen“ — schon jetzt zum Theil genau in Erfüllung gegangen. — Besonders verdient von den wenigen Dichtern, welche im 19 Jahrhundert den dänischen Parnass zu besteigen anfingen, und nicht gerade den von der Schule bezeichneten Weg einschlugen, nach *Höfts* gegründeter Behauptung, der jetzige Amtspropst zu Roeskilde, Dr. *J. M. Hertz*, genannt zu werden, der die dänische Literatur mit ihrem ersten ernsthaften Epos beschenkte. Es ist dieses das von der *königl. Gesellschaft der schönen Wissenschaften* zu Kopenhagen gekrönte Preisgedicht: *Das befreyete Israël*, Preisgedicht in der epischen Poesie, in 18 Gesängen, gekrönt und zum Drucke befördert von der genannten Gesellschaft. Kop. 1804. Man erkennt diesem Gedichte die Ehre zu, dass es in der Geschichte der dänischen Sprache Epoche mache, und Jedem, der noch ungewiss darüber war, ob dieselbe zum hexametrischen Versbau sich eigne, zum unumstösslichen Beweise dienen kann, dass sich wohlgelungene dänische Hexameter bilden lassen, wenn man nur dieser Sprache so mächtig ist, wie *Hertz*. „Endlich, so urtheilt über dieses Gedicht in öffentlichen Blättern ein sehr competenter Richter, der Prof. *Knud L. Rahbek*, endlich ist auch diesem Mangel in unserer Literatur abgeholfen; endlich hat uns die von der Gesellsch. der schönen Wissenschaften ausgesetzte Prämie ein Gedicht verschafft, welches unstreitig unserem Vaterlande und unserer Literatur Ehre bringt, und welches — wenn es nach dem inappellabelen Erkenntnisse einiger Xenien nicht dem ephemeren Geschmacke des jetzigen Lesepublicums ganz zusagen sollte, doch unleugbar auf die wohl eben so bedeutende Ehre Rechnung machen kann, zu den eben nicht so überaus zahlreichen classischen Dichterwerken unserer Sprache zu gehören, welche ihre Achtung und ihren Werth erst mit dem Untergange der Sprache selbst verlieren werden.“ Nachdem *Rahbek* (in *kjöb. l. Efterr. f.* 1805 S. 66 ff.) von dem so glücklich gewählten Gegenstande gezeigt hat, dass bereits *Herder* in seinem *Geist der hebräischen Poesie*, Th. 2, seine Verwunderung darüber geäussert habe, dass derselbe bisher noch von keinem einzigen hebräischen Epiker in Deutschland (von des trefflichen Dr. *C. W. Justi's* Schriften, z. B. *Triumphgesang über Babylon*, dessen *Sionitische Harfentöne*, dessen *Nationalgesänge der Hebräer*, Marburg, 1803 — 1818, konnten damals freylich nur noch die wenigsten *Herdern* bekannt seyn, sonst möchte er wohl seine Verwunderung weniger allgemein ausgedrückt haben), behandelt worden sey: so geht er das ganze, 400 Seiten in 8. lange Gedicht stückweis durch, macht auf die überwiegenden Schönheiten u. a. Vorzüge desselben in der Correctheit der Sprache, Fülle des Ausdrucks und Eleganz des Stils, sowie auf die wenigen Schwächen und Mängel desselben, z. B. in Vernachlässigung des biblischen Dogmatismus, aufmerksam, und sagt zuletzt (S. 160) von dem Ganzen: „Unstreitig muss Jeder hierin eine wichtige und vollkommene Handlung, werth der epischen Tuba, erkennen. Entschuldigung bedarf daher die Ausführlichkeit der Anzeige des bedeutendsten Werkes nicht, welches unsere poetische Literatur aufzuweisen hat; es war Recensentenpflicht, lieber dem Ganzen Schritt vor Schritt zu folgen, und für den eingeschlagenen Gang Rechenschaft abzulegen, als dasselbe nach den noch so sehr zweifelhaften Regeln der Epopöe abzufertigen. So wie diesem Gedichte in Plan und Erfindung ein hoher Rang unter unseren Dichterwerken zukommt: so dürften auch nur wenige derselben gefunden werden, welche in classischer Eleganz der Diction und Versification mit ihm sich messen könnten.“ Ein *solches* Urtheil aus der Feder eines *Rahbeks* leistet für den Werth dieser Dichter-

arbeit hinlängliche Bürgschaft. Sonst hat man von *Hertz* noch: *Denkgesang auf den Erbprinzen Friedrich*, Kop. 1806. *Rede und Lieder am Geburtstage der Königin*, das. 1808. *Die Offenbarung Johannis*, metrisch übersetzt (steht in den *wissenschaftlichen Verhandlungen der seeländischen Predigersynode*, und wird von Kennern dem ähnlichen Werke vom Bischof Dr. *Münter* an Werth gleich gehalten); nebst einzelnen Poesieen in der Monatsschrift *Iris und Hebe*, B. 1 — 4, wie auch im *dän. Zuschauer* von 1804 No. 54. 55. (Die theologische Doctordissertation des Vfs. handelt: *de Julio Firmico Materno*, *ejusque imprimis de errore profanarum religionum libello*, respondente *L. D. Westengaard*. Havniae, 1817. 4.) — Nicht leicht möchten über einen anderen unter den dänischen Schriftstellern neuester Zeit die Urtheile, je nachdem man den Maßstab dazu von der Dichtkunst, oder von der Geschichtsforschung, oder von der Gottesgelahrtheit (genau zu reden, von der theologischen Polemik) entlehnt, verschiedener ausfallen, als über den in manchem Betrachte originellen *N. Fr. Severin Grundtvig*, der es vielleicht hauptsächlich seiner literarischen Streitsucht zu verdanken hat, dass er noch immer, ohne eine öffentliche Stelle zu bekleiden, zu Kopenhagen privatisirt, auch seiner unleugbaren schriftstellerischen Verdienste unerachtet noch mit keinem der in Dänemark jetzt so häufigen Ritterordenszeichen geziert ist. Die zwey ersten seiner Schriften: *Eine Erscheinung im 19 Jahrhunderte*, Kop. 1804, und: *Der Maskeradenball in Dänemark*, das. 1808, erregten wenig Aufsehn. Wichtiger ist seine *Mythologie des Nordens*, oder *Übersicht der Eddalehre für Gebildete, die nicht selbst Mythologen sind*, Kop. 1808. Diesem Werke (dessen Titel nur nicht so gestellt seyn sollte, als ob *Eddalehre* etwas Ähnliches, als das deutsche *Götterlehre* bedeute, da doch das Wort *Edda* bekanntlich nur so viel heisst, als *Urgrossmutter*, oder auch *Dichtkunst*, von dem Vf. aber dazu gebraucht wird, um die von *Snorro* und *Saemund* herrührenden Schriften, *Eddas*, oder *Sammlung altnordischer Lieder und Sagen*, zu bezeichnen) wird das Verdienst zugeschrieben, dass mit demselben zur Unterscheidung des Älteren und des Neueren in der Asalehre die Bahn eröffnet sey; dass es manchen richtigen Blick auf einzelne Puncte in der Asalehre und überhaupt viel Sinnreiches enthalte; und dass es folglich sowohl von kritischer, als von ästhetischer Seite betrachtet, für einen Gewinn der dänischen Literatur gelten könne. Auch seine hierauf folgenden *Auftritte aus dem Untergange des Heldenlebens im Norden*, Th. 1 u. 2. Das. 1809 u. 1811, lassen keinen Zweifel an des Vfs. sorgfältigem Studium der altnordischen Fabellehre übrig. Die beiden *Predigten* des Vfs.: *Warum ist des Herren Wort aus seinem Hause verschwunden?* und: *Weshalb heissen wir Lutheraner?* Kop. 1810 u. 1815, genossen zwar die zweydeutige Ehre, von *Raw* in Nürnberg deutsch herausgegeben zu werden, waren und blieben aber demungeachtet nichts mehr und nichts weniger, als Erzeugnisse des polemischen Sinnes und sectirischen Geistes ihres Vfs.) Es folgte die *Idunna*, eine Neujahrsgabe für 1811, und: *Saga*, Neujahrsgeschenk für 1812. Nur Eine Sage, nämlich die von der *Arnaemagnaeanischen* Commission in Kopenhagen in isländischer und lateinischer Sprache herausgegebene Sage: *Gunlang Ormstunge*, erhält man hier in einer wohlgelungenen, ins Kurze gezogenen dänischen Übersetzung, mit hinzugefügten recht schätzbaren Nachrichten über die Einführung des Christenthums in Island. Das Übrige besteht aus *Denkmälern* und *historischen Gesängen*, zu denen der Stoff aus altnordischen Sagen entlehnt ist, welche dem Vf. Anlass zu religiösen Betrachtungen, mitunter, wie sich das bey *Grundtvig* von selbst versteht, zu derben und bitteren Ausfällen auf die heutige, in seinen Augen durchaus verderbte, Menschenwelt geben. Wessen Religionsglaube nicht der lutherische Buchstabenglaube ist, so wie Hr. *Gr.* ihn sich denkt, mit dem nimmt es der Vf. auf, der in der geringsten Abweichung von seinem lutherisch geformten Lehrbegriffe die Quelle alles Unglückes und Elendes der heutigen Zeit erkennt. In seinem sogenannten *Kurzen Begriffe der Weltchronik im Zusammenhange*, Kop. 1812 u. 1814, spricht sich diese seine Ansicht noch deutlicher, als selbst in seinen Poesieen, aus. Unter anderen werden dem Vf. in einer sehr ausführlichen, mit Sachkenntniss verfassten Beurtheilung dieser Schrift (*dansk Liter. Tidende*, 1815. No. 25 — 29), als deren Vf. der verdiente Prof. *J. Möller* genannt wird, nicht weniger als 30 Ungerechtigkeiten nachgewiesen, deren er sich gegen ältere und neuere Dichter und Historiker, Theologen und Reformatoren, Philosophen und Sectenstifter, Kaiser und Könige u. s. w. schuldig gemacht hat. *Zinzendorf* wird hier „der Gottlose," *Pope* „der im Grund verdorbene," *Lessing* „ein heidnischer Grübler," *Wieland* „Deutschlands" und *Holberg* „Dänemarks *Voltaire*" genannt; „*Johannes von Müller* verlor sein Christenthum halb im Strome der Zeit, und seine Weltgeschichte ist *in aller ihrer Halbheit* ein unvergleichliches Buch!" und was des Albernen mehr ist. Um sich einigermassen von der Verworrenheit in des Vfs. Kopfe, sobald er über Gegenstände der Theologie abspricht, einen Begriff zu machen, so höre man nur seine Invectiven gegen die *evang. reformirte Kirche*. In dem mit Recht bestrittenen Dogma von der Prädestination findet er zwar nichts Anstössiges, er erschöpft sich vielmehr in seinen Lobpreisungen des *Augustinus*, gleichwohl ist die reformirte Kirche „eine unbändige;" sie „bedroht die Königsmacht," und in ihrem Glauben liegt der Grund zu aller Schwärmerey." Aber ob sie gleich „die Keime zu aller Schwärmerey" enthält: so ist dennoch „die kalte Verständigkeit in dieser Kirche einheimisch;" und ihrem Stifter *Zwingli* „gebrach es an aller Poesie; deshalb fiel ihm schwer, sich unter das göttliche Wort zu beugen, und er wünschte, in der heil. Schrift so wenig Geheimnisse, wie möglich, zu finden; deshalb leugnete er auch Christi wirkliche Gegenwart im heil. Abendmahle, und gab dem Verstande einen ungebührlichen Spielraum in Auslegung der h. Schrift" u. dgl. m.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

Überficht der Literatur der Dänen seit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Eine günstigere Aufnahme, als diese polemisirende *Weltchronik*, verdiente und fand, auch in ausländischen Zeitschriften, des Vfs. *Kleine Bibelchronik*, Kop. 1814. Mit Übergehung von einer Menge Streit- und anderer Schriften desselben Vfs., in denen man nur den allezeit fertigen Polemiker immer wieder findet, sind folgende seiner Werke noch der Erwähnung werth: *Proben von Übersetzungen aus Saxos und Snorros Chroniken*, nebst einer Einladung an Dänen und Normänner (sich zu einer vollständigen Ausgabe der Werke dieser Gelehrten zu vereinigen); Kop. 1815. Kenntniss der lateinischen Sprache, Geschicklichkeit in der Aufklärung schwieriger Stellen, Kraftfülle und Schönheit des Ausdrucks im prosaischen, wie im poetischen Vortrage sind die Vorzüge —, öftere Einmischung der Persönlichkeit des Vfs., Abweichungen von der Urschrift ohne immer hinlänglichen Grund zu haben, und ein allzu dreister Gebrauch von der *licentia poetica* — sind die Mängel, welche in diesen Proben am meisten auffallen. Inzwischen verdient die *Einladung*, deren der Titel erwähnt, alle Aufmerksamkeit. Sie ist, ausser vom P. *Grundtvig*, vom Etatsrath *Pran* und dem Oberstengerichts-Advocat *Treschow* unterzeichnet. *Saxos* Werke gedenken die Herausgeber auf 100, *Snorros* auf 170 Bogen in gr. 4. zu liefern, und der Druckkostenanschlag zum Ganzen wird zu 13,500 Reichsbankthalern bestimmt. Eine bedeutende Summe im Verhältnisse zu dem kleinen Leser- oder Abnehmer-Kreis, den man bey dieser Art Werken voraussetzen kann! Dass aber das Unternehmen, zur Ehre des in Dänemark und Norwegen herrschenden Sinnes für altnordische Geschichte und Dichtkunst, dennoch zu Stande gekommen ist, davon geben 2 bereits erschienene Bände die erfreuliche Hoffnung. Sie haben den Titel: *Danmarks Krönike af Saxo Grammaticus fordansket ved Nic. Fred. Sev. Grundtvig, Praest*; (*Dänemarks Chronik von S. Gramm. ins Dänische übersetzt* durch *N. Fr. S. Gr.*) Th. 1. Kop. 1818, auf Kosten der dänischen und norwegischen Freunde der Chronik; 38 Bogen in gr. 4. Th. 2. Ebendas. 1819, in demf. Verlage; 45 Bogen in gr. 4. (Beide Bände kosten zusammen 9 Rbthlr. = 1 Frd'or.) In der, dem ersten Bande beygedruckten ausführlichen Vorrede legt der wackere *Grundtvig* Rechenschaft über das ganze Unternehmen ab; er handelt von den im Ganzen genommen wenig bekannten Lebensumständen *Saxos* und von dessen *Chronik*; er macht auf die, in der oft merklichen Dunkelheit des lateinischen Stils des Vfs. liegenden Schwierigkeiten einer vollkommen genauen Übersetzung derselben aufmerksam, und vertheidigt sich gegen den Tadel, welche seine früher herausgegebenen *Proben* fanden. „Dass nun aber bey allem Tadel (sagt der Vf. S. XXXI) jene Proben wirklich den Beyfall Vieler fanden: davon zeugen die Geldbeyträge nicht nur, welche doch, mit Hinsicht auf Zeit und Umstände und auf das ganz kunstlose, in der Sprache Vieler unkluge Verfahren der Gesellschaft, einen ziemlich gültigen Beweis abgeben; sondern davon zeugt zugleich, was schriftgelehrte Männer in Dänemark und in Deutschland öffentlich darüber geurtheilt haben: *denn dass ich übrigens bey diesen nichts weniger, als hoch angeschrieben bin, brauche ich nicht erst zu versichern*; und dass man demungeachtet Vieles zu loben und nur wenig zu tadeln gefunden hat: davon kann man sich selbst überzeugen" u. s. w. Der Vf. irrt; er ist wirklich bey dänischen und deutschen Gelehrten *angeschrieben*; er ist *hoch* bey ihnen angeschrieben, in sofern sie seine Unverdrossenheit im Studium der altnordischen Geschichte, seine rastlose Thätigkeit in Beförderung der Kenntniss derselben, seine einfache, gerade, kraftvolle Sprache, sein dichterisches Talent, seine glühende Vaterlandsliebe, die sich in allen seinen Werken zu erkennen giebt, seinen frommen Sinn und Eifer für das, was ihm religiöse und theologische Wahrheit ist — berücksichtigen; aber der Vf. irrt nicht; er ist bey der überwiegenden Mehrzahl seiner Leser *übel angeschrieben*, in sofern diese seinen blinden Eifer für den lutherischen *Buchstaben* und sein gänzliches Verkennen des lutherischen *Geistes*, sein unbedingt tadelndes Urtheil über den jetzigen Zeitgeist, der doch seine sehr verschiedenen Seiten hat, sein immerwährendes Polemisiren gegen Solche, die anders denken, als er, und sein anmassendes Absprechen über Gelehrte, die nicht nach seinem Geschmacke sind — in Anschlag bringen. Was diese Mängel und Fehler betrifft: so wird der Vf., der noch nicht 38 Jahre alt ist, bey noch mehr gereiftem Alter und bey fortgesetztem Studium

der Geschichte (ein treffliches Mittel, der Einseitigkeit im Denken und Voreiligkeit im Urtheilen entgegen zu arbeiten!) gewiss noch zu ihrer Erkenntniss kommen, und sich von ihnen los zu machen wissen. Schon diese *Vorrede*, in welcher Hr. *Gr.* über *Holberg* u. a. tüchtige Gelehrte weit glimpflicher und gemässigter sich ausdrückt, als z. B. in seiner *Weltchronik*, erweckt und bestätigt diese Hoffnung; und desshalb ist es mehr zu bedauern, als zu rühmen, dass selbst auf diesen *Grundtvig*'schen *Saxo* ein so bitterer Ausfall geschehen konnte, als ihn sich der Pastor *N. B. Sötoft* in der *neuesten Schilderung von Kopenhagen*, vom 20 Jan. 1820, S. 785 ff. erlaubt hat. Dass das Werk nicht ohne alle Mängel ist, das wird kein Kenner in Abrede stellen; dass es aber auch leichter sey, von einem *solchen* Werke einzelne Mängel nachzuweisen, als selbst etwas Vollkommenes zu liefern: dessen wird sich Hr. *Sötoft* (den das dänische Publicum bis jetzt nur aus einigen *romantischen Gedichten*, Kop. 1815, einer *Geistermaskerade*, 1816, und einigen zerstreuten Poesieen, kennen gelernt hat) hoffentlich zu bescheiden wissen: da zumal sein ganzer, so schonungslos dahin geworfener Tadel doch nur die von *Gr.* mit Fug und Recht gewählte *Volkssprache* (in welcher anderen, als dieser, würde *Saxo* wohl, wenn er sich nicht der lateinischen Sprache bedient hätte, zu seiner Zeit geschrieben haben?) betrifft. Andere, zu *Gr's.* Vortheil gereichende, oder auch mit Gründen belegte tadelhafte Urtheile über diese Arbeit, dergleichen die genannten und andere dänische Zeitschriften enthalten, liest man mit Vergnügen. Der *erste* Band enthält übrigens, ausser *Saxos* Vorrede, in 5 Büchern die Erzählungen von *Dan* und *Angal* bis zu *Frode Fredegod*; der *zweyte* Band gleichfalls in 5 Büchern die Sagen von *Hjarne Skjald* und *Fridlev Frodesön* bis zu *Magnus, dem Guten*, und die Art, wie sich der Vf. gegen bisherigen oder künftigen Tadel seiner Arbeit vertheidigt, ist so bündig und so verständig, dass man wenigstens den Schluss seiner Vertheidigung hier nicht ungern lesen wird. „Ich fürchte (sagt Hr. *Gr.* in der angeführten Zeitschrift: *Neueste Schilderung v. Kopenh.* 1820. No. 24) in keiner Hinsicht das Urtheil einer billigen Nachwelt — das einzige Irdische, welches ein Schriftsteller, der seinen Beruf kennt, vor Augen haben muss. Im Bewusstseyn, mit Freude alle meine Kräfte aufgeboten zu haben, um dem Vaterlande seine Chronik so dänisch, so lebendig, so körnig, wie (mir) möglich, geschenkt zu haben, kann ich das Urtheil derer ruhig übersehen, die nicht einmal in dem Ruhme der Vorzeit, welcher uns vereinigen sollte, die Muttersprache mit dem Dänenvolke gemeinschaftlich haben mögen. Mit aller der Aufopferung, die in meiner Gewalt stand, diente ich, zwar in Schwachheit, aber desshalb nicht ohne Kraft meinem geliebten Vaterlande auf die einzige Weise, auf welche es von mir bedient seyn wollte; und so verachte man jetzt nur, wenn man will, mein Scherflein auf Dänemarks Altar! Diess wars, was ich hatte." (S. 373) Möge sich nur weder der Vf., noch die *Gesellschaft zur Beförderung der altnordischen Literatur*, deren Glied er ist, irre machen lassen, den einmal betretenen Weg weiter zu verfolgen, und das Publicum ausser den Schriften von *Saxo* und *Snorro*, ihrem Versprechen gemäss auch noch mit anderen, die altnordische Geschichte und Dichtkunst betreffenden Werken recht bald zu beschenken! — Einer freundlichen Aufnahme sind, besonders um ihres munteren Tones, ihrer gefälligen Einkleidung und ihres ganzen lieblichen Äusseren willen, die kleinen Schriften werth, womit Hr. *J. M. Thiele* seit einigen Jahren die dänische Poesie bereichert hat; z. B. *Das Bergmannsthal*, eine Erzählung, Kop. 1817. *Rosenblätter*, gesammelt für das J. 1818 (enthält von *Sötoft*, *Ingemann*, *Heiberg*, *Martin* und dem Herausgeber selbst kleine, recht schätzbare Lieder und Gedichte). *Dänische Volksmährchen*, Th. 1 u. 2. Kop. 1818, 1819. Einige *Proben* solcher Sagen kennt man in Deutschland schon aus *J. Grimms Wünschelruthe*, No. 50. Die beiden Sammlungen selbst sind freylich von sehr verschiedenem Gehalte, und der Sammler hätte besser gethan, wenn er nicht so sehr die grosse Menge, als die gute Beschaffenheit seiner mitgetheilten Erzählungen berücksichtigt hätte. Inzwischen sind mehrere derselben recht originell und den Geist der Zeit, der sie angehören, bezeichnend. Eine der komischsten Erzählungen, die auch dem ernsthaftesten Leser eine wohlthuende Erschütterung des Zwerchfells verursachen kann, findet sich Th. 1 S. 18 — 20, unter der Überschrift: *Vaerebroe.* Aber wie? wenn man das Buch einem delicaten Frauenzimmer, das wohl Dänisch, aber kein Griechisch versteht, in die Hände giebt, und dieses bittet nun einen galanten jungen Herrn, der zwar Griechisch, aber kein Dänisch lesen kann, ihm die S. 19 vorkommende, mit griechischen Lettern gedruckte Stelle vorzulesen? Ein im Auslande, ja schon im Holsteinischen leicht möglicher Fall! — Auch in der *Danfana* und *Hertha* stehen kleine Poesieen von diesem jungen munteren Dichter.

Ausser der Dichtkunst lässt sich von den übrigen schönen Künsten in Dänemark, was die ihnen gewidmeten und in den Anfang des 19 Jahrhunderts fallenden literarischen Erzeugnisse betrifft, nur wenig sagen. Selbst von dem berühmten Kapellmeister *Schulz*, so beliebt noch immer dessen meiste Compositionen sind, hat man keine die Tonkunst befördernde Schrift. Dasselbe ist der Fall mit dessen Nachfolger *Kunzen*. Dagegen erschienen von dem Musiklehrer auf dem Schullehrerseminar in Seeland *H. O. C. Zinck* mehrere hieher gehörige Schriften: *Choralmelodieen zu dem evangelisch-christlichen Gesangbuche*, Kop. 1801, und in deutscher Sprache: *Die nordische Harfe. Ein Versuch in Fragmenten und Skizzen über Musik und ihre Anwendung im Norden.* Das. 1801. Auch: *Vorlesung über Musik und ihre nützlichste Anwendung*, das. 1814, nebst: *Freymüthigen Bemerkungen über die Anwendung der Musik im Staate*, 1814. Dem hohen Alter des Vfs. und vielleicht — seiner nicht ganz reindänischen Herkunft möchte es doch wohl eher, als dem etwanigen Mangel des Sinnes in Dänemark für die edle Tonkunst, zuzuschreiben seyn, dass Hr. *Zinck*, der recht schöne Compositionen geliefert hat, auch über die Wirkung der Musik für Herz und Gemüth sehr ver-

günstig urtheilt, zu so mancher herben Klage über das im Ganzen genommen missliche Schicksal und die wenige Achtung der Tonkunst und ihrer Beförderer in Dänemark Anlass findet. Aber auch der Etatsrath *J. H. Baerens* († 1813), obgleich ein reiner Däne von Geburt, führt in seinen *Notizen für Musikfreunde*, Kop. 1811, Klagen, die denen von *Zinck* ganz ähnlich sind, und seine *Notizen*, die er (S. XIII der Einleitung) so gern fortgesetzt gesehen hätte, erreichten gleich mit dem ersten Bande ihr Ende. „Es ist äusserst wenig, sagt der Vf. unter anderen, was in Dänemark über die Tonkunst geschrieben worden ist. Keine Vorlesungen werden über dieselbe gehalten (die von *Zinck* dauerten nur sehr kurz), und fast kein wissenschaftlicher Unterricht wird in ihr gegeben. Nur Wenige kennen dieser Kunst Wesen und Natur, und von diesen Wenigen haben wieder nur Einzelne die Gabe und die Lust, Anderen mitzutheilen, was sie selbst wissen. *In allem diesem hat die Tonkunst grösstentheils ihrer Schwestern, der anderen schönen Künste, Schicksal*" u. s. w. Die *Notizen* selbst hatten eine recht zweckmässige Einrichtung. Sie enthielten z. B. *eine kurze Lebensbeschreibung* von *Cath. Ridduvold Wernicke*, geb. den 14 Apr. 1789 bey Colding, die sich durch einen so seltenen Grad von musicalischem Talent und Geschicklichkeit auszeichnet, dass der Prof. *Thorlacius* unter ihr diesen Notizen vorstehendes Brustbild folgendes Distichon setzte: „*En fidis artificem Catharinam Wernice Danae — Et patris, et patriae Terpsichoraeque decus!*" Ferner: *An die Musik* von *N. T. Bruun*. *Fragen*: über den Zweck der Musik; über die Eigenschaften und Kenntnisse eines ausgezeichneten Tonkünstlers; ob die Musik in Dänemark zu einer bedeutenden Höhe sich erheben könne u. s. f. Vorschläge zu einer Gesellschaft für die Verbreitung der Musik; musicalische Instrumente, z. B. die *Melodika*, ein neuerfundenes Instrument von dem originellen, früh verstorbenen *Riffelsen*; Harfenfabrication von *Marstrand*; aufrechtstehende Fortepianos von *Uhldall*, über den Einfluss der Musik auf den jungen Staatsbürger zu seiner vortheilhaften Bildung, vom Bischof *Hansen* u. s. w. Vielleicht war nur der bald erfolgte Tod des wackeren *Herausgebers* Schuld, dass diese sehr nützliche Schrift keine Fortsetzung erhielt. — Der jetzt zu Friedrichshald in Norwegen lebende Kupferstecher und Landschaftsmaler *H. A. Grosch* gab ein *Handbuch zum Brodiren und Zeichnen* heraus, wovon das letzte Heft 1805 erschien. Ausgezeichnetere Verdienste erwarb sich um die Kunst *G. L. Lahde*, ein Bremer von Geburt, aber seit 1799, und nachdem er von der Kunstakademie zu Kopenhagen mehrere Prämien gewonnen hatte, Hofkupferstecher daselbst. Von seiner, zum Theil gemeinschaftlich mit *Nyerup* herausgegebenen *Sammlung von Porträten verdienter Dänen, mit biographischen Nachrichten*, Th. 1 — 3, die nachher unter dem Titel: *Biographieen und Porträte von Dänen, Normännern und Holsteinern*, Kop. 1803 — 6 heftweise fortgesetzt wurden, ist es zu bedauern, dass sie durch die Kriegsunruhen seit 1807 ins Stocken gerieth. Man erhält hier, ausser den fast durchgehends sein gestochenen und wohlgetroffenen Brustbildern, theils Autobiographieen, theils von Anderen, und ganz insgemein mit Meisterhand entworfene Lebensbeschreibungen von folgenden, um den Staat, die Wissenschaften oder die Künste hochverdienten Männern: Th. 1 *P. A. Bernstorf*; *Birckner*; *Ryberg*; *Saxtorph*. Th. 2. *Balle*; *Huth*; *Suhm*; *Wiedewelt*. Th. 3. *Anker*; *Baden*; *Baggesen*; *Tode*. Die hierauf folgenden 6 Hefte enthalten: 1) *Abrahamson*; 2) *Callisen*; 3) *Nordal Brun*; 4) *Fabricius* (in Kiel); 5) *Bastholm*, und 6) *Pfingsten* (der Taubstummenlehrer in Kiel). Eine Gallerie, mit der man im Ganzen genommen sehr zufrieden seyn kann; ob es gleich gewiss ist, dass sich vor und nach dem J. 1807, wo das Werk sein Ziel erreichte, in Dänemark Männer um Staat und Kirche, um Kunst und Wissenschaft u. s. w. Verdienste erworben haben, die sich eben so sehr, zum Theil noch mehr, als Einige der Aufgenommenen, dieser Auszeichnung würdig machten. Sonst hat *Lahde* noch geliefert: *Dänemarks Landstädte*, von *J. J. Bruun*, nebst dessen *Schlösser und Prospecte von Kopenhagen*, aufs Neue herausgegeben in Querfolio, mit dänischem und deutschem Texte. Auch benutzte dieser Künstler die berühmte Seeschlacht auf der kopenhagener Rhede am 2 Apr. 1801 zur Herausgabe mehrerer diesen Gegenstand betreffender Schriften mit Zeichnungen, Abbildungen und Kupferstichen, Kop. 1801 — 1810. Desselben Vfs. *Dänkmäler bey Kopenhagen*, *mit biographischen Nachrichten*, Heft 1 — 4. Kop. 1801 — 1812, bestehen aus richtig gezeichneten und schön gestochenen Kupfern von den merkwürdigsten Denkmälern auf dem bey der Residenz liegenden allgemeinen Begräbnissplatze oder dem sogenannten *Assistenskirchhofe*. Die hinzugefügten Lebensbeschreibungen der Personen, auf deren Grab die Monumente stehen, sind von *Nyerup*, *Guldberg* u. a. geschickten Biographen. Auch von der Belagerung von Kopenhagen im J. 1807 (sowie früher von der grossen Feuersbrunst daselbst 1795) gab *Lahde* eine mit Grundplanen der Stadt und ihrer nächsten Umgebungen begleitete Beschreibung heraus. Ferner: *Anweisung zum Zeichnen, Schattiren und Malen*, mit Blumen. Kop. 1803. *Brodirmuster für Damen*, 1803. Seine *Figuren zu Zeichnenübungen nach Thorwaldsen* begleitete *Oehlenschläger* mit poetischen Erklärungen, Kop. 1815, und sein *Tägliches Leben in Kopenhagen, in charakteristischen Figuren nach der Natur*, erschien mit solchen Erklärungen von *Sander*, das. 1818. Endlich, so hat derselbe Vf. auch ein *Elementarwerk in der Kunst zu Zeichnen*, zum Gebrauch in Schulen, 1818 herauszugeben angefangen, und bis 1820 heftweise fortgesetzt. — Von dem unter den Naturhistorikern schon vorgekommenen Buchhändler *A. Fr. Just* in Viborg hat man eine *Grundzeichnung der Erdkugel, nebst Beschreibung aller Welttheile*, Viborg, 1803. *Grundzeichnung von Europa*, 1804. Desgleichen von *Dänemark und Norwegen*, mit kurzer Beschreibung der Provinzen, 1806. Auch ein *Bilderabeced*, *mit Buchstabir- und Lese-Übungen*, 3te Aufl. Vib. 1815.

Die *Bildhauerkunst* besass noch im Anfange dieses Zeitraumes an dem Prof. und Director der Kunstakademie zu Kopenhagen *Johann Wiedewelt* († 1802 in dem Peblinger-See bey Kopenhagen eines willkührlichen Todes) einen Beförderer, dessen Schriften, z. B. *Samm-*

lung von ägyptischen und römischen Alterthümern u. a. zwar in eine frühere Zeit fallen, dessen Kunstwerke aber, da er in ihnen seinen eigenen Grundsatz bewährte: „Ihr Alle, die ihr euch den Künsten widmet, treibt sie nicht wie einen Pflug zu eurem täglichen Unterhalt, sondern denkt, dass ihr durch eure Arbeiten Dolmetscher der Ewigkeit werdet" u. s. w. auch dem jetzigen und allen künftigen Zeitaltern angehören werden. Sowohl im *dänischen Atlas*, als in *Hirschfelds Theorie der Gartenkunst*, am vollständigsten aber in *Lahdes* eben angeführter *Sammlung von Bildnissen verdienter Dänen*, Th. 2, findet sich ein Verzeichniss seiner, aller Zeit und aller Veränderlichkeit des Geschmacks trotzenden Erzeugnisse der Kunst. Zu den vorzüglichsten gehören die 54 Marmormonumente, welche in den Eichen- und Tannen-Anlagen auf Jägerspriis bey Kopenhagen zum Andenken an solche Dänen (und einige Ausländer, z. B. *Luther*), die sich durch irgend ein ausgezeichnetes Verdienst berühmt gemacht haben, errichtet worden sind, und die sämmtlich *Wiedewelt* ihre Erfindung zu verdanken haben. *Clemens* hat diese Denkmäler in Kupfer gestochen, und man findet sie in einem Bande der Kupferstichsammlung des verstorbenen Conf. Raths *O. Müller* auf der königl. Bibliothek zu Kopenhagen. Die Todesart dieses seltenen Künstlers (*W.* starb als 71jähriger Greis unter dem Drucke der Armuth) erinnert an ein ähnliches trauriges Schicksal, dem in älteren und in neueren Zeiten zuweilen Künstler der ersten Grösse unterworfen gewesen sind. Der Dichter *Oehlenschläger* setzte dem Verewigten im *dänischen Zuschauer* v. J. 1803 ein des Dichters und des Besungenen würdiges Denkmal, und in des Justizraths *N. H. Weinwichs Geschichte der Maler-, Bildhauer-, Kupferstech-, Bau- und Stempelschneide-Kunst in Dänemark, Norwegen, Schleswig und Holstein* u. s. w., Kop. 1811, auf königl. Kosten, wird seiner nach Werth und Verdienst gedacht. An dieser *dänischen Kunstgeschichte*, wenn man sie so nennen will, vermisst man zwar eine eigentliche Geschichte der Kunst, des Geschmackes, der Methode und der gradweisen Bildung und Vervollkommnung der verschiedenen Künstler, und von dem Ziele, welches die *königl. dänische Societät der Wissenschaften* durch ihre 1813 geschehene Aufgabe: *Sammlung und chronologische Anordnung aller zur Geschichte der Aufnahme und des Fortganges der zeichnenden und damit verbundenen schönen Künste in den dänischen Staaten gehörigen Nachrichten bis 1754*, erreicht zu sehen wünschen mochte, ist der Vf. weit entfernt geblieben; gleichwohl enthält seine Schrift vielen brauchbaren Stoff zu einer künftigen Geschichte der zeichnenden Künste in den dänischen Staaten von K. Christian I an bis zum Anfange des 19 Jahrhunderts; und als dänisches Künstlerlexikon betrachtet leistet das Werk seine guten Dienste.

NACHTRÄGE. VERMISCHTE SCHRIFTEN. PERIODISCHE BLÄTTER.

Über *N. F. S. Grundtwigs Dannevirke, eine Zeitschrift*, 1tes Heft Kop. 1816, ist in diesen Blättern (s. Erg. Bl. 1818. No. 55) schon geurtheilt worden. Die folgenden Hefte derselben Zeitschrift, deren seitdem jährlich 4 erschienen, sind dem ersten, sowohl was die gerühmten Vorzüge, als was die gerügten Mängel betrifft, ziemlich gleich. Besonderer Aufmerksamkeit werth ist der im 3 Jahrgang 1 Heft stehende Aufsatz: „*Napoléon Bonaparte, eine Mythe*," worin der Vf. mit dem gelungensten Witze „ein beschauliches Bild von der historischen Anschauung der Naturphilosophie, die keineswegs als baarer Unsinn, sondern nur als ein Versuch zu betrachten ist, mit den Augen die Scheidewand zwischen Klugheit und Tollheit niederzureissen, beide aus der Indifferenz abzuleiten und sie in eine liebliche Identität zusammenzuschmelzen," aufgestellt hat. Nur möchte man doch fragen, ob eine solche, einigen deutschen Afterphilosophen geltende Ironie ihre rechte Stelle in dieser *Dannevirke*, nach der Erklärung, welche der Vf. in der Vorrede zum 3 Bande, S. IX. X von ihr, als einer „*dänisch-historischen* Zeitschrift" giebt, findet? — Eben so hat der Bibliothek-Secr. *Christian Molbech* seine *Athene, eine Monatsschrift*, deren erste 6 Bände von 1813 — 1816 in unserer A. L. Z. (Erg. Bl. 1817. No. 57 — 60) ausführlich angezeigt worden sind, seitdem jährlich in 12 Heften, oder 2 Bänden, fortgesetzt; und was davon bis 1818 erschienen ist, dem gebührt dasselbe Lob, welches über das Meiste des Inhalts von den früheren Bänden ausgesprochen worden ist. *Molbech* hat zwar bey dieser Monatsschrift mehrere recht tüchtige Mitarbeiter; doch verdienen die Aufsätze, welche sich von ihm selbst in diesen neueren, wie in den älteren Jahrgängen befinden, z. B. *Betrachtungen über historische Urtheile und Meinungen; über die Geschichte im Allgemeinen, als Wissenschaft, und die Kunst, zu erzählen; über die Universalgeschichte, den Begriff und die Behandlung derselben; Bruchstücke einer Abhandlung über die Geschichte und die nordische Alterthumskunde; Beyträge zu einer Charakteristik K. Christians II und dessen Regierung*, sowie der *Abschied des Herausgebers von den Lesern der Athene bey deren Schluss* mit dem 9 Bande, vom 31 Dec. 1817, und andere seines Aufsätze, eine besonders ehrenvolle Erwähnung. Hr. *M.* verspricht in einer neuen Zeitschrift: *Athenaeum, Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst*, mit Ausschliessung aller *Polemik* (welche allerdings in einer friedlichen *Athene* ganz am unrechten Orte steht) die Leser für den Verlust der *Athene* schadlos zu halten. Der Vf. hat sich durch eine Menge anderer Schriften, z. B. *Jugendwanderungen in meinem Vaterlande*, Kop. 1813. *Geschichte des Ditmarscherkrieges*, das. 1814. *Fragmente eines Tagebuches auf einer Reise durch Dänemark*, 1815, und die auch ins Deutsche übersetzten *Briefe über Schweden*, Th. 1 — 3. 1817 u. s. w. den verdienten Namen eines der beliebtesten historischen Schriftsteller neuerer Zeit in Dänemark erworben, und er wird denselben auch durch sein *Athenäum*, zumal wenn dieses durch keinerley persönliche Streitigkeiten entweiht wird, zu behaupten wissen.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

Übersicht
der Literatur der Dänen
seit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Endlich müssen wir auch noch als Nachtrag die Fortsetzung der von dem Prof. *J. Möller* besorgten *Theologischen Bibliothek* anzeigen, von deren 10 ersten Bänden, Kop. 1811 — 1816 unsere Erg. Bl. 1817. No. 25 — 25 eine ins Specielle gehende Beurtheilung ihres vornehmsten Inhalts liefern, und die seitdem bis zu 19 Bänden, Kop. 1817 — 1820, angewachsen ist. Ohne deshalb in dem vortheilhaften Urtheile, welches über die ersten Bände gefällt wurde, etwas zu ändern, darf doch nicht unbemerkt bleiben, dass in den neueren Bänden die Aufsätze von religiösem oder ascetischem Inhalt, z. B. über Bibelverbreitung, Bibelgesellschaften, religiöse Vereine im Holsteinischen u. dgl. zu viel Raum einnehmen, als ihnen in einer *theologischen* Bibliothek eigentlich gebührt. Desto willkommener sind die auch in diesen Bänden vorkommenden Biographieen des Herausgebers, z. B. vom Bischof *Balle* zu Kopenhagen, vom Confessionarius *Bastholm* zu Slagelse, von dem, kurz vor dem zu seiner Einweihung zum Bischof zu Als und Aeröe bestimmten Tage (dem 24 Jun. 1819) verstorbenen *Meyer*, von dem Consist. Rath *Münscher* zu Marburg u. A. m., welche alle so pragmatisch verfasst sind, und eine so theologischwissenschaftliche Tendenz haben, dass sie gewiss von jungen Theologen mit grossem Nutzen werden gelesen werden. Auch der Auszug, welchen Hr. *M.* (B. 16 S. 146 ff.) von des um die Bibelverbreitung so hoch verdienten *Hendersons Nachrichten von Islands religiöser, wissenschaftlicher und sittlicher Verfassung* u. s. w. mittheilt, ist gewiss für Alle, welche diese Nachrichten nicht etwa schon aus des Etatsraths *Niemann* Auszug in den *Kieler Blättern* f. 1819. B. 1 H. 2 kennen, sehr erwünscht; nur erregt es billig Verwunderung, dass Hr. *M.* S. 200 *Hendersons* illiberale Äusserung: „inzwischen muss man zugeben, dass *Niemeyers Lehrbuch* (der Religion) eine starke Tendenz habe, in dem Gemüthe eine strafwürdige Gleichgültigkeit hinsichtlich der besonderen Dogmen der Offenbarung hervorzubringen (??), und die Erfahrung hat bewiesen, dass, wo diese Denkart festen Fuss gefasst hat, die *socinianischen* Meinungen leicht Beyfall gewinnen (!), und diese leiten dann wieder nur allzu natürlich zum Deismus und zum vollkommenen *Unglauben*" (!!!) — so *nude et crude*, wie sie da steht, anführen konnte, ohne dieselbe mit irgend einer berichtigenden oder modificirenden Anmerkung, woran es der *Epitomator* sonst nicht hat fehlen lassen, zu begleiten. Dass ein *englischer Prediger* über *Niemeyers* segenverbreitendes Werk *so* urtheilen konnte, ist erklärbar: aber unerklärbar würde es seyn, wenn ein *dänischer Theologe* diese Ansicht mit ihm theilte. — Sonst verdienen von dem wackeren *Möller* noch einige Schriften erwähnt zu werden, z. B. *über den Missbrauch der pragmatischen Geschichte und die Regeln des Verhaltens dagegen*, Kop. 1808, eine von der *kön. Gesellsch. der Wissensch.* gekrönte Preisschrift. *Das augsburgische Glaubensbekenntniss*, nach der dänischen Übersetzung des Dr. *Balle* zur 3ten Säcularfeyer der evang. Kirche herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von *J. Möller*, das. 1817. *Denkschrift auf Daniel Ranzau*, das. 1818, eine Concurrenzschrift, welcher von der *Gesellschaft zur Beförderung der schönen Wissenschaften*, weil sie mehr eine historische Denkschrift, als eine panegyrische Lobschrift war, der ausgesetzte Preis versagt wurde. Von *Möllers* gemeinschaftlich mit *Engelstoft* herausgegebenem *historischen Calender*, dessen schon früher gedacht worden, ist es zu bedauern, dass er mit dem 3ten Jahrgange 1817 aufgehört hat, wodurch unter anderen auch *Möllers Geschichte der dänischen Literatur seit* 1800 ganz unvollendet geblieben ist. — *Malthe Möller*, dessen *Repertorium für die Religionslehrer des Vaterlandes* zu seiner Zeit viel Aufsehn erregte, schrieb als *Anhang* zu demselben *Nathanaël für denkende Menschen*, Kop. 1802; ferner *Vorwelt und Mitwelt*, eine Wochenschrift, das. 1808. *Tagespost*, 1817. 1818. Ausserdem übersetzte er viele treffliche Werke aus dem Deutschen, z. B. von *Kant*, *Löffler*, *Herder*, *Kotzebue*, *Krummacher*, *Justi* in Marburg u. A. Der Etatsrath *C. Fr. v. Schmidt-Phiseldek*, Mitherausgeber der *Handels- und Industrie-Zeitung* bis ins J. 1810, gab, ausser den bereits angeführten Schriften *über die Juden*, noch Folgendes heraus: *Versuch einer Darstellung des dänischen Neutralitätssystems während des letzten Seekrieges*, H. 1 — 5. Kop. 1802. *Über den Begriff vom Gelde und dem Geldverkehr im Staate*, das. 1811. 1815. 1818. Dessen *Europa und Amerika*, *oder die künfti-*

n Verhältnisse der civilisirten Welt, das. 1820, fand vielen Beyfall, dass im ersten Monate davon 5 Ausben, nämlich 2 deutsche, 1 dänische, 1 französihe und 1 englische erschienen. Sowohl diese Schrift, s viele seiner Abhandlungen in periodischen Blättern zeichnen den Vf. als einen selbstdenkenden, seine it kennenden Schriftsteller und tüchtigen Statistiker.
Von des Etatsraths *Fr. Thaarup*, der sich schon iher durch mehrere statistische Werke einen Namen macht hatte, Schriften fallen in diesen Zeitraum: *usführliche Anleitung zur Statistik der dänischen onarchie*, Th. 1 — 7. Kop. 1812 — 1820, die in eutschland aus *v. Zachs* und *Bertuchs allgem. geoaph. Ephemeriden*, 1816, zum Theil bekannt ist. *urnal für die Kopenhagener*, H. 1 — 4. Kop. 1815. *agazin für die topographische, ökonomische und statistische Beschreibung von Dänemark und Norwegen*, von der letzte Band 1805 erschien. In den J. 1808 — 10 gab derselbe fünf, das *Amt*, die *Statistik*, und die *esellschaft für die Nachwelt* von der Insel Bornholm treffende Schriften heraus. Auch setzte er nach *Baens* Tode dessen *Penia, Zeitschrift für das Schul-, dustrie- und Armen-Wesen*, bis ins J. 1818 fort. ine *Nachrichten von dem Lauenburgschen*, Kop. 315, sind auch deutsch in den *Schleswig-Holsteinihen Berichten*, 1816. H. 2 abgedruckt. Von seinen *mmlungen über den Handel und die Seefahrt, das ll- und Consumtions-Wesen in Dänemark, vornehmh die diesen Gegenstand betreffenden Gesetze, Andnungen, Resolutionen* u. s. w. ist der erste Band 17 erschienen, und zwar, wie es scheint, nicht ohne rch die dänische Censur Veränderungen der Origilausgabe erlitten zu haben. *Der Freund von Helgör*, H. 1. 2. Kop. 1818, nebst vielen in dänischen itschriften befindlichen Abhandlungen. — Der of. *Kn. L. Rahbek* setzte sowohl seine 1785 begonne- Monatsschrift *Minerva* bald allein, bald mit Anden, bis ins J. 1820, als seine 1791 angefangene Woenschrift *der dänische Zuschauer*, bald unter diesem, ld unter anderem Namen, bis 1818 fort. Auch gab er den J. 1797 — 1817 mehrere Neujahrsgeschenke undem Titel: *Charis*, und *Sternblumenkranz* heraus.
Dass die drey berühmten Gesellschaften, nämlich von *Gram* gestiftete *königl. dänische Societät der issenschaften*, die von *Langebek* errichtete *königl. sellschaft für die vaterländische Geschichte und rache*, und die von *Höst* (gemeinschaftlich mit *Bagen*, *Nyerup* und *Pram*) gegründete *skandinavische eraturgesellschaft* (die zwar nicht dem Namen nach, r in gewissem Sinne desto mehr der Sache nach, e *königliche* ist) bis in die neueste Zeit fortgefahren en, ihre treffliche Schriften herauszugeben, das ist n Auslande durch öftere Anzeigen in deutschen u. a. tischen Zeitschriften bekannt. Auf viele Abhandgen in ihnen ist selbst in dieser *Übersicht* bey den nen der einzelnen Vff. hingedeutet worden. Besone Erwähnung verdienen jedoch die *Schriften der ndinavischen Literaturgesellschaft*, weil sie, mit inger Ausnahme, alle in das 19 Jahrhundert gehö-
Wahr und schön sagt von diesen Schriften Eines der Glieder der Gesellschaft, *J. Möller*: „Sie können gewissermassen als ein Thermometer des Gedeihens der Humanitätsstudien in der dänischen Hauptstadt betrachtet werden, indem die meisten Humanisten, in des Wortes altem und ächtem Sinne, Glieder dieser Gesellschaft waren oder sind. Der Hauptzweck dieses Vereines (zu welchem, ausser den 4 Stiftern, gleich Anfangs noch Männer, wie die beiden *Abildgaard*, *Abrahamson*, *Hauch*, *Kjerulf*, *Fr. Münter*, *Sander*, *Suhm* — gehörten), nämlich: „einen Versuch zu wagen, ob sich nicht beide, bisher getrennt gewesene Schwestermusen, die *dänische* und die *schwedische*, mit einander aussöhnen, wieder vereinigen, und durch ihren Vorgang vielleicht eine Aussöhnung der Nationen selbst vorbereiten, und wo nicht beide Sprachen wieder in Eine, doch jede derselben in eine gemeinverständliche auf beiden Seiten verwandeln liessen" — dieser hohe Zweck, auf welchen schon der Name *skandinavische Gesellschaft* deutete, wurde zwar dadurch, dass nur allzu wenig schwedische Gelehrte dem Vereine beytraten, und diese wenigen nur allzu selten die Schriftensammlung mit ihren Beyträgen bereicherten, vereitelt: das hinderte aber nicht, dass nicht gleichwohl die Sammlung aus fast allen Fächern der Wissenschaften, z. B. der Rechtskunde, der populären Medicin, der praktischen Philosophie, der ausländischen und besonders der nordischen Sprachkunde, vorzüglich der skandinavischen Geschichte und Alterthumskunde, der allgemeinen, der Religions-, der Literatur- und Kunst-Geschichte, der Erdbeschreibung und Statistik, der Pädagogik, Naturlehre und Naturgeschichte, der schönen Wissenschaften und Künste u. s. f. eine Menge der gediegensten Abhandlungen, die man grossentheils classisch nennen kann, und von den berühmtesten dänischen Gelehrten verfasst sind, enthalten hätte. So liefert z. B. (um nur den Inhalt von Einem Bande hier anzuführen) der 16te Band (Kop. 1819) *drey Abhandlungen zu K. Christians I Geschichte* vom Justizrath *Werlauff*; *zwey Abhandlungen über die aristotelische Poetik*, und *über die Entstehung und älteste Geschichte des amphyktionischen Bundes*, von *F. C. Petersen*; und eine historische Schilderung: *Europa im Mittelalter, bis zum Ausgange des 13ten Jahrhunderts*, vom Prof. *C. Molbech*. Nicht weniger bereicherte die bekannte *Arnae-Magnaeanische Commission*, sowie die *königl. Gesellschaft zur Aufbewahrung der nordischen Alterthümer*, durch ihre Schriften, meist antiquarischen Inhalts, die dänische Literatur. Andere Gesellschaften, z. B. die der *nordischen Wissenschaften*, die der *Ausbreitung der schönen Wissenschaften und des Geschmacks*, die *medicinische*, die *Landhaushaltungsgesellschaft* u. s. w. wirkten zum Flore der Literatur theils durch Schriften, theils durch Preisaufgaben. — Einen recht wesentlichen Dienst zur Verbreitung der Kenntniss der Geschichte der nordischen Literatur leistet unter anderen der Prof. *R. Nyerup* durch sein, gemeinschaftlich mit *J. E. Kraft* herausgegebenes, gleich Anfangs in dieser *Übersicht* berührtes *Allgemeines Literatur-Lexikon für Dänemark, Norwegen und Island*; oder *Verzeichniss der däni-*

schen, norwegenſchen und isländiſchen, ſowohl verſtorbenen, als noch lebenden Verfaſſer, mit Anführung ihrer wichtigſten Lebensumſtände und einer Liſte über ihre Schriften. Th. 1 u. 2. Kop. 1820. In einem S. VI verſprochenen *Anhange* zu dieſem Werke werden ohne Zweifel noch manche Mängel deſſelben ergänzt, manche kleine Fehler berichtigt werden. Aber auch bey dieſen einzelnen Unvollkommenheiten bleibt das Werk im Ganzen genommen ein höchſt wichtiger Beytrag zur däniſchen Literärgeſchichte. Welche groſse, kaum zu berechnende Verdienſte *Nyerup* auſserdem um die däniſche Literatur vom J. 1781 an bis in die allerneueſte Zeit ſich erworben hat, davon giebt allein ſchon die in dieſem Lexikon S. 433 — 436 befindliche Liſte ſeiner Werke, kleineren Schriften und faſt unzählbaren in den meiſten däniſchen periodiſchen Blättern zerſtreuten Abhandlungen, eine kurze Überſicht. *Nyerups* Name wird genannt werden, ſo lange es eine däniſche Literatur giebt. Ihm hat man auch die vieljährige Redaction der Wochenſchrift zu verdanken, welche ſeit einer Reihe von mehr als 30 Jahren den Ruhm, die Erſte unter den däniſchen kritiſchen Zeitſchriften zu ſeyn, behauptet hat, und die Anfangs unter dem Titel *Kopenhagener gelehrte Nachrichten* ſeit 1790 von ihm, ſeit 1797 von *Peter Collet*, ſeit 1799 wieder von *Nyerup*, und ſeit 1805 von dem Prof. der Theol. *P. E. Müller* bis in das laufende J. 1821 herausgegeben, und mit dem J. 1811 *däniſche Literaturzeitung* benannt worden iſt. Der letzte Herausgeber verſchaffte ihr im J. 1810 die Erlaubniſs der *Anonymität* der einzelnen Recenſionen, als Ausnahme von dem in der Druckordnung vom 27 Sept. 1799 enthaltenen Verbot aller Anonymität der däniſchen Schriftſteller. Die däniſche Literatur beſitzt bis jetzt nicht eine einzige gelehrte Zeitung, worin über faſt alle in Dänemark herauskommenden Schriften mit ſo vieler Gründlichkeit, Ausführlichkeit und Unparteylichkeit (die nur ſelten eine Ausnahme leidet) geurtheilt wird, als in dieſer, nach ihrem erſten Verleger *Berling* (der jetzige iſt *A. Seidelin*) ſogenannten Berling'ſchen gelehrten Zeitung. Ein jedem Jahrgang angehängtes, meiſt zuverläſſiges Regiſter über die recenſirten Schriften, die Biographieen und andere literariſche Notizen erleichtert ſehr den Gebrauch. Auch ausländiſche Recenſionen über däniſche Schriften werden oft (ſeit einigen Jahren jedoch nicht vollſtändig genug) in däniſcher Überſetzung darin mitgetheilt. Von dem genannten verdienten Gelehrten *P. E. Müller* ſind übrigens, auſser den in der Überſicht der theologiſchen Literatur ſchon erwähnten Schriften, noch folgende erſchienen: *Antiquariſche Unterſuchungen über die bey Gallhuus gefundenen goldenen Horne*, Kop. 1808, eine Preisſchrift, die auch ins Deutſche überſetzt iſt. *Über die Wichtigkeit der isländiſchen Sprache*, Kop. 1813, gleichfalls eine gekrönte Preisſchrift. *Über den Urſprung und Verfall der isländiſchen Geſchichtsſchreibung und die Nationalität der altnordiſchen Gedichte*, daſ. 1813, von *Sander* aus des Vfs. däniſcher Handſchrift überſetzt. *Saga-Bibliothek, mit Anmerkungen und Abhandlungen*, Th. 1. 2. Daſ. 1817. 1818, deutſche Überſetzung, Berlin, 1819. Auch gab derſelbe, nebſt einer Menge in däniſchen Zeitſchriften zerſtreuter Abhandlungen, von 1810 — 1815 das *Journal für ausländiſche Literatur*, B. 1 — 7, heraus. Bey aller Anhänglichkeit des Vfs. an die poſitive, auf ſymboliſche Theologie ſich ſtützende Religionslehre, iſt ihm doch der liberale Sinn, die Vielſeitigkeit der Anſicht und Unbefangenheit in der Beurtheilung Andersdenkender, die den durch fleiſsiges Geſchichtsſtudium geläuterten und veredelten Theologen bezeichnet, nicht abzuſprechen. — Von *Müllers* vormaligem Collegen, dem nunmehrigen Biſchofe *Fr. Münter*, wird es kaum nöthig ſeyn, beſonders zu reden. Ihn ſowohl, als ſeine geiſtreiche Schweſter, *Friedericke Brun* geb. *Münter*, kennt das ausländiſche Publicum, da von beiden ſo viele Schriften deutſch verfaſst, oder ins Deutſche überſetzt und in den ausländiſchen Journalen angezeigt worden ſind, wohl ſo gut, vielleicht noch beſſer, als ſelbſt das däniſche. Es wird genug ſeyn, von den zahlreichen Schriften des Dr. *M's.*, zu den bereits bemerkten, noch folgende anzuführen: *Spuren ägyptiſcher Religionsbegriffe in Sicilien* u. ſ. w. Kop. 1806. *Erklärung einer griechiſchen Inſchrift, welche auf die ſamothraciſchen Myſterien Beziehung hat*, daſ. 1808. *Antiquariſche Abhandlungen*, daſ. 1816. *Die Religion der Karthager*, 1816. *Miſcellanea Hafnienſia theol. et philolog. argumenti.* Faſcic. 1 et 2. Hafn. 1816 u. 1818. *Die Religion im Norden vor den Zeiten Odins*, daſ. 1816. Auſser ſo vielen Beyträgen, kirchenhiſtoriſchen, numismatiſchen, antiquariſchen und anderen Inhalts, womit er die beſten unter den däniſchen (auch manche deutſche) Zeitſchriften bereichert hat, verdienen von ſeinen akademiſchen und anderen amtlichen Abhandlungen noch folgende bemerkt zu werden: *De duobus monumentis veteris eccleſiae*, in einem Briefe an den nun verſtorbenen ſchwediſchen Erzbiſchof *Lindblom*. Kop. 1810. *De ſchola Antiochena*, ein Programm, daſ. 1811. *Odae gnoſticae Salomoni tributae, thebaice et latine*, Hafn. 1812. *Obſervationum ex marmoribus Graecis ſacrarum ſpecimen*. Ibid. 1814. *De ſ. ſcripturae uſu liberrimo, deque nova verſionis N. T. vernaculae recognitione*, ib. 1817, in Beziehung auf die von einer niedergeſetzten königl. Commiſſion eben jetzt vorgenommene Reviſion der älteren däniſchen Ausgaben des N. T. Fragen möchte man den gelehrten Vf. bey dieſer Gelegenheit, warum doch ſein merkwürdiges *Statutenbuch des Tempelherrenordens*, aus franzöſiſcher Handſchrift herausgegeben, wovon der erſte Band zu Berlin ſchon 1794 erſchien, noch immer nicht vollendet worden iſt? *Rauſchniks* intereſſante Abhandlung über dieſen Gegenſtand in *Juſtis Vorzeit* (Marburg, 1821), ſowie *v. Hammers* Schrift *gegen* die Tempelherren veranlaſst dieſe Frage, und berechtigt zur Auffoderung und Bitte an den Vf. um baldige Ausfüllung dieſer Lücke. — Als Nachtrag zu der *Überſicht der Geſchichtsliteratur*, beſonders in Betreff der altnordiſchen Geſchichte und Poeſie, gehören noch folgende Schriften hieher: *Er. Chr. Werlauffs Specimen inaugurale de Ario multiſcio, antiquiſſimo Islandorum hiſtorico*, Hafn. 1808.

Vatnsdaela Saga, und: *Saga af Finnboga hinnum rama*, in isländischer und dänischer Sprache, Kop. 1812. Von der *Heimskringla*, deren beide erste Bände von *Schöning*, der dritte von *S. T. Thorlacius* besorgt wurden, gab *Werlauff*, in Verbindung mit *B. Thorlacius*, den 4ten und 5ten Band, welche *Noregs Konunga Sögur* enthalten, Kop. 1813 und 1818, in isländischer und lateinischer Sprache in Folio heraus. *Anecdoton historiam Sverreri Regis Norvegiae illustrans, e cod. membr. c. versione lat. et comm.* Havn. 1815. *Beschreibung der Denkmäler des K. Erichs Menved und der Königin Ingeborg zu Ringsted.* Kop. 1815. *Versuch einer Geschichte der dänischen Sprache im Herzogthume Schleswig*, das. 1819. Derselbe setzte *A. Kalls allgemeine Weltgeschichte* fort, und lieferte einen Auszug aus derselben zum Schulgebrauche, das. 1817, bereicherte auch mehrere dänische periodische Schriften mit sehr lesenswerthen Abhandlungen, meist historischen Inhalts. — *Gustav L. Baden* machte sich um die ältere und neuere vaterländische Geschichte durch mehrere Schriften verdient, z. B. *Geschichte des norwegenschen Reichs*, Kop. 1804, ein Handbuch, ähnlich seiner früheren *Geschichte des dänischen Reichs. Die Verfassung der Arzneykunde in der Urzeit und dem Mittelalter des Nordens*, das. 1801. *Entwurf einer Geschichte des Handels und anderer Nahrungswege in Dänemark und Norwegen von den ältesten bis in die neuesten Zeiten.* Odense, 1806. *Der Erbadel im Norden so alt, als der geordnete Staat; zugleich über den Ursprung des Titels der schleswigholsteinischen Herzöge: „Erbe von Norwegen,"* Kop. 1808. *Brief an Fr. v. Moltke über den Vater der dänischen Geschichte, Saxo Grammaticus, und das* (nun durch Grundtvig befriedigte) *Bedürfniss einer neuen Ausgabe desselben*, Odense, 1809. *Geschichte der dänischen und norwegenschen Rechtskunde*, und: *über den Ursprung, Fortgang und die Folgen der* (sogenannten) *Birkgerechtigkeit*, Odense, 1809 u. 10. Gegen manche in der letzten Schrift gewagte und zum Theil übertriebene Behauptung von der Rohheit der alten Nordbewohner (die sich doch eben so wenig, als die Rohheit jedes anderen uncultivirten Volkes in den Zeiten des hohen Alterthums, ganz leugnen läfst) vertheidigte *R. K. Rask* seine alten Landsleute in *Soldins Schilderung von Kopenhagen*, 1810. No. 109 ff. Zu *Th. Bartholins* Abhandlung *über den Ursprung des Danebrogordens* schrieb *Baden* berichtigende und erläuternde Anmerkungen, Odense, 1814. *Versuch eines dänisch-norwegischen juristischen Sach- und Wort-Lexikons*, das. 1814. *Dänisch-norwegische historische Bibliothek*, das. 1817. *Des neuen Testaments* (vorgebliche) *Beweise, dass alles Kirchenregiment und alle Kirchenzucht* (!) *mit der Lehre Jesu streitet*, Odense, 1817. Diese ohne hinlängliche Kenntnifs des N. T. und seiner Sprache verfasste Abhandlung, worin der Kirche alle Rechte abgesprochen werden, und eine gehörig modificirte, vernünftige Kirchenzucht, wie solche in der protestantischen Kirche Statt findet, und, wo sie fehlt, Statt finden könnte und sollte, mit papistischer Hierarchie verwechselt wird, erregte, wie sich erwarten liess, vielen Widerspruch, welchem zu begegnen der Vf., wahrscheinlich weil er das „*Quid valeant humeri, quid ferre recusent*" bey seiner Abhandlung aus der Acht liess, bisher unterlassen hat. Auch in der dänischen *Minerva*, der *Iris*, der *Statistischjuridischen Bibliothek* befinden sich viele, die ältere und neuere Geschichte u. a. betreffende, meist recht schätzbare Abhandlungen, deren versprochene *Sammlung in einigen Bänden* desto willkommener seyn wird, wenn Hr. *B.* sie bey einer wiederholten Durchsicht von manchen unreifen Äusserungen, die sie enthalten, reinigt. — Von der oben erwähnten *Arnae-Magnaeanischen* Commission, und zum Theil noch auf des verewigten *P. F. Suhms* Kosten, erschienen: *Nials Saga. Historia Niali et filiorum. Latine reddita, cum adjecta Chronologia, variis textus islandici lectionibus, earumque crisi, nec non glossario et indice rerum ac locorum*, Havn. 1809. 4., eine nicht bloss unterhaltende, sondern zugleich für die Geschichte wichtige Sage; und: *Egils Saga, sive Egilli Skallagrimi vita, ex manuscriptis legati Arna-Magnaeani, c. interpretatione lat., notis, chronologia et 3 tabb. aeneis.* Ibid. 1809. 4., welche Schrift für ein ehrwürdiges Überbleibsel der alten skandinavischen Geschichte, für ein Werk erklärt wird, das in seiner jetzigen Gestalt den Herausgebern und Bearbeitern desselben und der ganzen nordischen Literatur zu grosser Ehre gereicht (*Kjöb. laerde Efterr.* 1810. No. 15 ff.). Sowohl *R. Nyerups* Übersetzung der *Edda*, *oder heidnischen Götterlehre der alten Skandinavier*, Kop. 1808, als *P. E. Müllers* Abhandlung *über die Ächtheit der Asalehre und den Werth der Snorro'schen Edda*, Kop. 1811, welche letzte Schrift der Prof. *Sander* aus des Vfs. dänischer Handschrift ins Deutsche übersetzte, — sind aus deutschen gelehrten Zeitschriften bekannt.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Frankfurt a. M., b. Hermann: *Sammlung der neuesten Übersetzungen der römischen Prosaiker. Mit erläuternden Anmerkungen.* Neunter Theil, erster Band. *Die Briefe Plinius des jüngeren.* Erster Band. Dritte verbesserte Ausgabe. 1819. 286 S. Neunter Theil, zweyter Band. 296 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) Bekannt und empfehlungswerth.

Wien, b. v. Mössle u. b. Doll: *Sinngedichte in drey Büchern.* Von *Joh. Jos. von Reilly.* Zweyte vermehrte Auflage mit einer Abhandlung *über das Sinngedicht.* 1819. 276 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) Die erste Auflage erschien 1801.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1821.

Übersicht
der Literatur der Dänen
seit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Die in dieser Übersicht oft berührte *Schilderung von Kopenhagen*, eine Wochenschrift, hat *Salomon Soldin* zum Verleger, Herausgeber und grossentheils auch zum Verfasser. Sie leistet zwar nicht, was man von dem Titel erwarten sollte, ein fortgesetztes Gemälde des äusseren und inneren Zustandes und der wichtigsten Begebenheiten und Veränderungen der Residenz; aber sie gehört wegen ihres interessanten und gemeinnützigen Inhalts, der sich über die mannichfaltigsten Gegenstände des häuslichen und öffentlichen, politischen und literärischen Lebens verbreitet, und wegen ihrer angenehmen Sprache und ganzen Einkleidung, zu den beliebtesten dänischen Zeitschriften. Hr. *S.* fing dieselbe im J. 1804 an, und setzt sie noch im gegenwärtigen Jahr 1821 mit immer gleichem Beyfalle fort. Sonst schrieb er noch: *Marsk Stig, ein romantisches Gemälde aus dem 13ten Jahrhundert*. Kop. 1802. *Patriotische Handlungen von Dänen und Normännern*, das. 1806, ähnlich der *Malling*'schen *store og gode Handlinger*, die auch noch immer neu aufgelegt werden. *Beyspielsammlung für Jeden, der sich im dänischprosaischen Stile üben will*, das. 1816; eine geschmackvolle Auswahl aus den besten dänischen Prosaikern, von dem Vf. nach den verschiedenen Stilarten geordnet, und mit passenden Einleitungen und oft berichtigenden und erläuternden Anmerkungen versehen. Von des Vfs. *Hausfreund, einer Zeitschrift*, erschienen 1806 nur 2 Nummern, und von desselben *Regierungsgeschichte Napoleons*, im J. 1815 nur der erste Band, welcher auch in das Schwedische übersetzt wurde von *J. P. Wählin*, Stockh. 1817. Auch seine *Lobrede auf Dan Rantzau*, Kop. 1819, und sein *Humorist*, H. 1—4, das. 1818, worin Hr. *S.* „als alter Mann in neuer Tracht" auftritt, und viele kleine Reisen in die Umgegend der Residenz mit Witz und Laune beschreibt, wird gewiss mit Beyfalle gelesen. — *O. Chr. Olufsen*, dessen *ökonomische Annalen*, B. 1 — 12, und *neue ökonom. Ann.*, B. 1 — 5. Kop. 1797 — 1817, zum Theil schon aus einer deutschen Übersetzung, und nach dieser aus unserer A. L. Z. 1814. No. 215 bekannt sind, gab noch Folgendes heraus: *Lehrbuch der dänischen Landökonomie*, Kop. 1814. *Grundzüge der praktischen Staatsökonomie*, das. 1815, und in schwedischer Sprache, Stockh. 1817. *Beyträge zu einer staatswissenschaftlichen Übersicht von Dänemark*, H. 1. Kop. 1818, und zuletzt noch: *Beyträge zu einer Übersicht der Nationalindustrie in Dänemark*, das. 1819; ein wichtiges Werk, welches über den benannten Gegenstand in älteren, neueren und den neuesten Zeiten ein helles Licht verbreitet. — Die *Nachrichten von der Gesellschaft zur Beförderung des inländischen Kunstfleisses* hatten wohl nur, sowie die Entstehung der Gesellschaft selbst im J. 1810, eine temporelle Veranlassung: man wollte nämlich durch Weckung und Belebung des Kunstfleisses, durch Surrogaterfindungen u. s. w. dem Drange und der Noth einen Damm entgegensetzen, welche die Napoleonische Handelssperre, nebst anderen Kriegsübeln, für Dänemark nach sich zog; gleichwohl ist es gewiss, dass durch die *Gesellschaft* und ihre *Nachrichten* ungemein viel Gutes bewirkt, eine Menge heilsamer Ideen geweckt, der Kunstfleiss geschärft, der Erfindungsgeist belebt und ein Saame des Guten nicht nur für den Augenblick, sondern für alle Zukunft ausgestreut wurde. Jene *Nachrichten*, denen viele Kupfer von neuerfundenen Maschinen u. dgl. beygefügt sind, wurden daher auch nach vorübergezogenem Kriegsungewitter fortgesetzt, erschienen aber doch bis 1816 immer seltener, und wurden auch, sowie die *Kunstausstellungen*, die auch durch jene Gesellschaft bewirkt wurden, immer magerer, und verloren je mehr und mehr ihr Interesse. — Zur Beförderung der Kenntniss der deutschen Literatur trug der königl. dän. Canzleysecretär *J. E. P. Hjort* durch sein *Handbuch der deutschen Literatur* u. s. w. Th. 1. Kop. 1815, bey, welches biographische und literärische Nachrichten von 68 classischen deutschen Dichtern und Prosaikern, seit *Opitz* bis in die neueste Zeit enthält. Der versprochene zweyte Theil, worin noch 64 andere charakterisirt werden sollen, ist noch nicht erschienen. Der Vf. benutzte, ausser fast 500 anderen Quellen und Hülfsmitteln, besonders *Küttner*, *Schmid*, *Meusel*, *Vetterlein*, *Wachler*, *Eichhorn*, *Jördens* und *Baur*. Die Kürze abgerechnet (auf 232 Octav-Seiten lässt sich nicht viel sagen): so ist die Einrichtung des Buches im Übrigen vortrefflich. — Ohne noch der Grammatiken, Wörterbücher und anderer Hülfsmittel zur Erlernung der dänischen, deutschen, schwedischen, englischen, französischen u. s. w., wie auch der lateinischen und griechischen Sprache, woran dieser Zeitpunct unge-

mein reich gewesen ist, Erwähnung zu thun, möge es genug seyn, diese *Übersicht* mit Anführung der Lehrbücher zu beschliessen, wodurch sich der Prof. *R. Kr. Rask* um die *Isländische*, oder diejenige Sprache verdient gemacht hat, von welcher der Prof. *P. E. Müller* in einer gekrönten Preisschrift gezeigt hat, welche wesentliche Dienste sie zur Bereicherung der dänischen Sprache leisten würde, wenn ihre Kenntniss so ausgebreitet wäre, als sie es verdiente. *Rask*, kein Isländer, wie in einigen deutschen Blättern steht, sondern ein Fyener (geb. 1784 in Brendekilde bey Odense) von Geburt, der sich aber Jahrelang auf Island aufgehalten, und noch neuerdings eine gelehrte Reise nach Schweden, Finnland und Russland gemacht hat, gab folgende Schriften heraus: *Anleitung zur Kenntniss der isländischen oder altnordischen Sprache*, Kop. 1811. *Björn Haldorsens isländisches Wörterbuch*, herausgegeben von *R. Kr. Rask*, das. 1814. *Angelsächsische Sprachlehre, nebst einem kurzen Lesebuche*, Stockh. 1817. *Untersuchung über den Ursprung der alten nordischen oder isländischen Sprache*; eine von der königl. dän. Gesellsch. der Wissenschaften gekrönte Preisschrift. Kop. 1818. Auch hat er sowohl an *Nyerups Edda Snorronis*, als an *Afzelius Edda Saemundar hinns Froda*, Stockh. 1818, Antheil, und in *Soldins Schilderung von Kopenhagen*, *Rahbeks Minerva*, der *Kieler Literaturzeitung*, *Nyerups Idunna*, *Molbechs Athene* und der *Upsalaer Literaturzeitung* befinden sich von ihm mehrere Abhandlungen, antiquarischen, linguistischen und anderen Inhalts. — Auch *Oddsens dänisch-isländisches Wörterbuch*, Kop. 1819, leistet, neben *Haldorsens*, gute Dienste.

U. n. p.

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Eymery, u. MAINZ, b. Leroux: *Voyage historique et politique au Montenegro*, contenant d'origine des Montenegrins, peuple autocthone ou aborigène, et tres peu connu; topographique, pittoresque et statistique du pays; les moeurs de cette nation, usages etc.; son gouvernement, sa legislation etc., orné d'une carte et de 12 gravures, par le Colonel *L. C. Vialla*, Chef d'état-major à Raguse depuis l'année 1807 jusqu'en 1813. II Vol. 1820. 1 Vol. 391 S. 2 Vol. 352 S. 8. (18 Francs.)

Obschon dieser Beytrag zur Völker- und Länder-Kunde ganz ohne systematische Ordnung niedergeschrieben ist, und nicht den erfoderlichen Grad von Gründlichkeit besitzt, um für den Geschichtsforscher von grossem Werthe zu seyn, auch der Stil des Vfs. keinesweges geeignet scheint, den Leser einigermassen für diese Fehler zu entschädigen: so bietet dennoch dieses Werk, wegen der uns gänzlich abgehenden Kenntniss der Provinz Montenegro, und aus Mangel einer besseren Beschreibung dieser Gegend, ein nicht geringes Interesse dar. Was dasselbe noch vermehrt, ist die Eigenthümlichkeit der Bewohner dieses Gebirgslandes, welche sich in jeder Hinsicht, sowohl was die Sitten, Gebräuche und Charakter, als auch den ihnen gewordenen Grad von Cultur betrifft, auf eine auffallende Weise von den übrigen europäischen Völkern auszeichnen. Diese Provinz, deren Bewohner Titus Livius und Plinius von dem Namen des nahe bey Scutari gelegenen Sees (*labeatis lacus*) *gentes labeates* nennen, wurde erst im Mittelalter von den Venetianern Montenegro (schwarzes Gebirge) benannt, wegen der dunkelen Farbe der riesenmässig auf einander gethürmten Berge, deren Basis den Umfang dieses kleinen Staates bezeichnet. Beynah von allen Seiten von hohen Felsenwänden umgeben, bildet dieses Land drey Abstufungen oder Terrassen, welche allein wohnbare Plätze darbieten, und deren bedeutende Höhe und Entfernung von einander eben so viel verschiedene Temperaturen erzeugen, so dass hier leicht alle Gattungen von Producten, welche Europa liefert, gezogen werden könnten. Jedoch ist nur ein sehr geringer Theil des Bodens zum Anbau benutzt. Der Haupterwerb der Bewohner besteht im Ertrag ihrer zahlreichen Heerden. Künste und Industrie sind ihnen unbekannt. Sie haben nur wenig Bedürfnisse, und ein Jeder verfertigt mit eigenen Händen den grössten Theil dessen, was er bedarf. Waffen und Kleider, worin, nebst den Heerden, ihr grösster Reichthum besteht, erhalten sie von den Ragusanern, ihren Nachbarn, bey welchen sie ihre Landesproducte absetzen. Von der unzugänglichen Lage ihrer bergigen Wohnsitze begünstigt, gelang es ihrer Tapferkeit, sich von dem Joche der Türken zu befreyen, mit welchen sie in ewiger Fehde begriffen sind. Alles ist hier bewaffnet. Durch den fortwährenden Zustand des Krieges, in welchem die Montenegriner leben, mussten ihre Sitten verwildern, und ein grosser Grad von Rohheit unter ihnen eintreten. Sie sind eben so tapfer, als heftig und zügellos in ihren Leidenschaften, und haben dabey, wie fast alle unabhängige Völker im Zustande der Barbarey, einen Anstrich von Heroismus. — Bey einem Volke, dessen politische Existenz auf seinem Muthe beruht, ist es natürlich, dass diese Tugend vorzüglich geschätzt wird. Das erste Geschenk, welches ein Knabe erhält, besteht in einer Flinte, Dolch und Pistolen, welche neben ihn in die Wiege gelegt werden. Bey der Taufe, welche von vielen Feyerlichkeiten begleitet ist, werden stets folgende Toasten dem Neugeborenen ausgebracht: Möge er unversöhnlich gegen die Türken seyn! — Möge er sich schlagen, wie ich! — Dass er immer frey bleibe und ausser seinem Bette sterbe! Der schwerste Fluch dagegen besteht in dem Anwünschen: den Tod in seinem Hause zu finden. Die Regierung von Montenegro ist theils theokratisch, theils republicanisch. An der Spitze derselben steht der Bischof, Vladika genannt. Es ist ihm ein Militär-Gouverneur nebst einem Senate zur Seite gegeben, deren Einfluss jedoch sehr gering ist. Denn der ehrgeizige Priester weiss die Unwissenheit und den Aberglauben seiner Mitbürger so zu benutzen, dass sie ihm blindlings Gehorsam leisten; doch nur so lange, als er sich keine bedeutenden Eingriffe in ihre Freyheit erlaubt, welche sie als ihr höchstes Gut schätzen, und nichts verlangt, was den herrschenden Gebräuchen und Sitten zuwider ist. Diese gebieten einem Jeden, sein eigener Rächer zu seyn, wenn er

persönlich beleidigt wird. Alle seine Verwandten sind verpflichtet, ihm beyzustehen. Der Gegner kann auf die Hülfe der Seinigen zählen; so entstehen blutige Kämpfe unter den Familien, welche zu verhindern die ganze Autorität des Vladika nicht hinreichend ist. Der dadurch erzeugte Hass pflanzt sich vom Vater auf den Sohn fort, bis es endlich den Geistlichen und den Ältern aus dem Volke gelingt, eine Aussöhnung zwischen den streitenden Parteyen zu bewirken, worauf das Friedensfest gefeyert wird. Der Vf., welcher dieser Handlung persönlich beygewohnt, macht davon eine ausführliche und interessante Beschreibung. Die Montenegriner sind sehr mässig und einfach in ihrer Lebensart. Da ausserdem in dieser Gegend die reinste Luft herrscht: so ist nicht zu verwundern, dass sie beynahe keine Krankheiten kennen. Sie sind wohlgebildet, stark von Körperbau, und erreichen ein ungewöhnlich hohes Alter, wovon der Vf. auffallende Beyspiele liefert. Indem die Abgeschiedenheit und Unzugänglichkeit ihrer Wohnsitze und die feindliche Stellung, in welcher sie sich fortwährend gegen ihre Nachbarn, die Türken, befinden, dem Verkehr mit Fremden im Wege stand, konnten ihre Sitten und Gebräuche durch äussere Einwirkung keine bedeutende Veränderungen erleiden. In der Schilderung, welche der Vf. von denselben macht, trifft der Leser nicht selten Spuren an, welche ihn in die Jahrhunderte des alten Griechenlands zurückführen. — In jener Epoche machte die Provinz Montenegro einen Theil von Epirus aus, dessen Schicksal sie meistens bis in die neuere Zeiten theilte. Jedoch mussten die Türken von jeher behutsamer und glimpflicher in Montenegro zu Werke gehen, als in den übrigen griechischen Provinzen. Die tapferen Bergbewohner des Montenegro glaubten genug zur Aufrechthaltung der Ruhe und des Friedens gethan zu haben, wenn sie einen mässigen Tribut an die Türken entrichteten. Sobald Letztere Versuche machten, in das Land einzudringen, um die Bewohner mit Foderungen und Misshandlungen heimzusuchen, brachen Empörungen aus, wobey die Montenegriner auf geheime Unterstützung von Venedig und Russland zählen konnten. Auch ohne directe Veranlassung liess sich der Hass der Montenegriner in Thätlichkeiten aus, sobald eine jener beiden Mächte in Krieg mit der Pforte verwickelt wurde. Als zwischen der Kaiserin Katharina und den Türken, im J. 1768, die Feindseligkeiten begannen, fochten die Montenegriner, während der ganzen Dauer des Kriegs, im russischen Heere. Jedoch wurde ihr Muth mit Undank belohnt: denn in dem darauf erfolgten Friedensschluss wurden sie als Unterthanen der Pforte betrachtet, und den Türken, ihren grausamsten Feinden, Preis gegeben. Das schwere Unglück, welches sie bedrohte, anstatt sie kleinmüthig zu machen, erhöhte im Gegentheil ihren Muth und den ihnen angeborenen Sinn für Unabhängigkeit. Durch alle Gebirge des Landes ertönte nur ein Ruf: „Die Freyheit oder der Tod!" Der Bischof, der an ihrer Spitze stand, wusste, mit Hülfe der Religion, diese Stimmung zum höchsten Grade von Enthusiasmus zu steigern, und alle Montenegriner in Helden zu verwandeln. Zweymal zeigten sich die Türken am Eingange ihrer Gebirge, und zweymal wurden sie, mit ungeheurem Verlust, zurückgeworfen. Da stieg der Grimm des berüchtigten Ali, Pascha von Janina, auf dessen Befehl die Türken den Angriff unternommen, auf das Äusserste. Mit einer Armee von 70,000 Mann marschirte er auf Montenegro, welches Land, bey einer Bevölkerung von 53,000 Seelen, ihm höchstens 12 bis 15,000 streitbare Männer entgegenstellen konnte, los. Alles, was lebendig in seine Hände fiel, hatte er geschworen den Tod des Pfahls sterben zu lassen. Den Tag vor der Schlacht kündigte der Bischof von Montenegro dem Volke an, dass ihm St. Nicolaus, des Landes Schutzpatron, erschienen sey, um ihm den Sieg zu verkünden. Da schien den Montenegrinern nichts mehr unmöglich. Sie liessen die Türken sich in ihre Gebirge wagen, und als dieselben in den engen Felspfaden verwickelt waren, stürzten sie wüthend und mit Blitzesschnelle über sie her. Ihrem Heldenmuthe und den guten Anstalten ihres Bischofs, welcher mit dem Talente eines erfahrenen und geschickten Feldherrn sie anführte, gelang es den vollständigsten Sieg über die Türken zu erfechten. 36,000 derselben blieben auf dem Schlachtfelde, die Übrigen wurden versprengt, und Ali Pascha hatte Mühe, 4000 Mann zu sammeln, und mit ihnen seine Residenz zu erreichen, wo er sich kaum gegen die Montenegriner in Sicherheit glaubte; diese verfolgten die Flüchtlinge bis unter die Thore von Janina. Sollte auch diese, von den Montenegrinern herrührende Relation in manchen Stücken etwas übertrieben seyn: so ist doch so viel gewiss, dass Ali Pascha im Stande war, weit mehr als 70,000 ins Feld zu stellen, und da er nach dieser Schlacht, deren Verlust seinen Hass und Zorn gegen die Montenegriner auf das Höchste bringen musste, nichts weiter gegen sie unternahm: so kann man daraus schliessen, dass ihm die nun gemachte schreckliche Erfahrung keinen günstigen Erfolg hoffen liess, und dass folglich das Hauptfactum der obenerwähnten Schlacht wahr seyn muss.

Was den topographischen und statistischen Theil des vorliegenden Werkes betrifft: so ist derselbe, obschon er kein Ganzes bildet und nur Bruchstücke enthält, nicht ohne Interesse. Der Vf. berichtigt auch einige historische Irrthümer, und wer die Geduld hat, ihm in seiner weit ausschweifenden und öfters von ebenso ungründlichen als unzeitigen Betrachtungen angefüllten Erzählung zu folgen, dem können wir versprechen, dass er nicht ganz ohne Belohnung für seine Mühe ausgehen wird. W. P.

KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. *Utrecht*, b. Altheer u. *Leipzig*, b. Friedr. Fleischer: *Von den Ursachen der Erdbeben*, von *Friedr. Kries*, Prof. der Mathem. u. Phys. am Gymnasium zu Gotha in Sachsen. Eine Preisschrift. Herausgegeben von der Societät der Künste und Wissenschaften für die Provinz Utrecht: Welcher Preisschrift in der Sitzung vom 26. Jun.

1820 der gewöhnliche Ehrenpreis zuerkannt worden ist. 1820. 77 S. 8. (12 gr.)

Die hier beantwortete Preisfrage ist folgende: Welches sind die nächsten Ursachen der Erdbeben? Muss man die elektrische oder galvanische Kraft mit unter diese Ursachen zählen, oder sind die Erscheinungen der Elektricität, welche man nicht selten bey Erdbeben wahrnimmt, für Mitwirkungen der nämlichen Ursache zu halten?

Hr. *K.* gesteht, dass eine ganz entscheidende Beantwortung dieser Frage kaum für jetzt möglich seyn möge; uns bleibe also nichts übrig, als alle Umstände zusammen zu stellen, und daraus auf *wahrscheinliche* Ursachen zu schliessen. Der Vf. geht daher die Umstände, unter welchen Erdbeben eintreten, welche sie begleiten und ihnen folgen, durch, und giebt folgende Resultate seiner Untersuchungen an.

Keine Jahrszeit kann als vorzüglich reich an Erdbeben angegeben werden; sie finden in kalten und gelinden Wintern, in trockenen und nassen Jahren Statt, und auch ein Einfluss des Mondes ist nicht zu entdecken. Auch die dem Erdbeben zunächst vorhergehende Witterung ist keinesweges immer gleich, doch sind die Fälle nicht selten, wo schwüle, gewitterhafte Luft und dann heftige Stürme dem Erdbeben vorangingen. Änderungen im Stande des Barometers sind nicht nothwendig mit dem Erdbeben verbunden. An Thieren und Menschen will man oft Unruhe und Ängstlichkeit vor dem Erdbeben bemerkt haben; doch nimmt Hr. *K.* auch diess nicht als ein sicheres Vorzeichen an. (Allerdings mit Recht, da es Erdbeben ohne diese Vorempfindung gegeben hat, und auch ähnliche Empfindungen ohne darauf folgende Erdbeben giebt. Aber sollte man nicht doch, nach dem häufigeren Vorkommen, diese Empfindung und jenen schwülen, gewitterhaften, bald ganz windstillen, bald stürmischen Zustand der Atmosphäre als Vorboten der Erdbeben ansehn dürfen, sowie wir ähnliche Umstände als gewitterdrohend ansehen, obgleich auch wohl Gewitter entstehen, wenn es gar nicht schwül war. Selbst der Umstand, dass das Erdbeben im J. 1783 in Messina mit Orkan und dunkelem Himmel, in Calabrien bey heiterer, ruhiger Luft eintrat, zeugt für eine solche Ungleichheit im Zustande der Atmosphäre, wie sie bey Orkanen wohl sehr oft, selbst in nicht gar weit von einander entlegenen Gegenden Statt finden mag.)

Bey dem Erdbeben hat man ausser der Erschütterung selbst gewöhnlich auch ein unterirdisches Getöse, und einmal in Bergwerken einen vom Tage in die Schächte hereindringenden Wind bemerkt. — Die folgende Witterung hat man zwar oft als durch die Erdbeben bestimmt ansehen und alles Ungewöhnliche als Folge des Erdbebens betrachten wollen; aber der Vf. trägt mit Recht Bedenken, hierauf ein grosses Gewicht zu legen.

Der Vf. geht sodann diejenigen Umstände durch, welche man als auf Elektricität deutend angesehen hat. Mit Recht bemerkt er, dass weder in dem Getöse, noch in der Erschütterung selbst irgend etwas nachzuweisen sey, das auf Elektricität hindeute; die gewitterhafte Schwüle der Luft aber könne vielleicht selbst Folge eben der Ursachen seyn, die das Erdbeben hervorbringen, und dürfe wenigstens wohl keinesweges als Ursache des Erdbebens angesehen werden. Dass Elektricität eher eine Wirkung eben des Processes seyn möge, welcher das Erdbeben hervorbringt, sey wenigstens desswegen einer näheren Betrachtung werth, da in den Ausbrüchen der Vulcane sich oft sichere Zeichen von Elektricität darbieten, und jene Ausbrüche unstreitig mit den Erdbeben in einiger Verbindung stehen. Elektricität könne also nicht als Ursache der Erdbeben nachgewiesen werden, und eben so wenig könne man hier an Wirkungen einer Voltaischen Säule denken.

Dagegen können wir eine fortwährende Erzeugung von Gasarten im Inneren der Erde mit Sicherheit annehmen, da hievon die Mineralquellen und die bösen Wetter in den Bergwerken zeugen. In den Spalten und Höhlen im Inneren der Erde, wo solche Luftarten sich sammeln und vielleicht auch atmosphärische Luft eindringt, können nun vielleicht durch Entzündung oder durch andere Ursachen Explosionen entstehen. Ja, da gewiss brennbare Luft im Inneren der Erde erzeugt wird, und wir von entstandener Knallluft Beyspiele genug kennen: so müssten wir uns, sagt der Vf., fast wundern, wenn nicht durch diese zuweilen Explosionen entstehen sollten, die man also wohl als Erdbeben veranlassend betrachten dürfe. Mit einer solchen Erklärung der Erdbeben stimme aber das in Italien so häufige Hervorbrechen böser Luftarten, das unterirdische Getöse u. s. w. überein. Das gestörte Gleichgewicht der Luft im Inneren der Erde und in der Atmosphäre könne dann auch nach solchen Explosionen Stürme bewirken. — Sowie hier eine entwickelte und entzündete Knallluft Erdbeben bewirken könne, so möge vielleicht auch eine in grosser Menge entwickelte andere Luftart oder Dampf durch blosses Hervorbrechen die Erde erschüttern u. s. w. Der Vf. glaubt, diese Ereignisse könnten wohl in Tiefen, die nicht so gar erheblich sind, Statt finden. (Dieses wollen wir allerdings bey minder weit verbreiteten Erdbeben annehmen; aber es ist bekannt, dass zuweilen die Erschütterungen ungemein weit bemerkt wurden, und da würden wir mit Ursachen, die in der oberen Erdrinde liegen, doch schwerlich ausreichen.)

Diess ist der Hauptinhalt der vorliegenden Schrift, in welcher der Vf. mit der schon längst als Vorzug seiner Schriften anerkannten Gründlichkeit und Klarheit alle Umstände sorgfältig zu erwägen, und was uns über diese merkwürdigen Erscheinungen bekannt ist, zusammenzustellen gesucht hat.

i. e. e.

Kinderschriften. *Leipzig*, b. Dürr: *Spruchbuch oder Hülfsbüchlein für Kinder, um auf eine leichte Art die biblischen Sprüche lernen und merken zu können.* 1819. 31 S. 8. (1 gr.)

Wozu dieses Büchelchen seyn soll, sieht Rec. nicht ein, da in dem von demselben Vf. herausgegebenen *Abrisse* u. s. w. fast alle die Lehren, und alle die Sprüche, ja noch mehrere, als in diesem Spruchbuche, enthalten sind. Zwar wollte der Vf. durch dieses Büchelchen, das kaum einen Spruch, oder zwey Sprüche zu einer Lehre anführt, dem Gedächtnisse der Kinder zu Hülfe kommen, um in dem Examen, wenn sie gefragt würden, leicht antworten und einen Spruch hersagen zu können, worauf er ein grosses Gewicht zu legen scheint, das ihm um so grösser ist, weil er diese Sprüche, wie man sie zu nennen pflegt, *dicta probantia* nennt. (Doch, um durch sie nicht zu beweisen, was nicht bewiesen werden kann, und was schon erwiesen oder an sich klar und einleuchtend ist, wie es moralisch-religiöse Wahrheiten sind? welches wohl überflüssig seyn würde. Zur Bestätigung dieser Wahrheiten möchten jene Sprüche dienen, aber nicht zum Beweise derselben. Oder soll eine Lehre darum wahr seyn, weil sie in der Bibel steht, und nicht vielmehr darum, weil sie wahr ist, d. h. der menschlichen Vernunft sich als wahr empfiehlt?) Doch seine Kinder sollten sich im Examen nur sehen und hören lassen, und in ihnen der Lehrer selbst: denn so spricht er in der Vorrede: „Gewiss wird mancher meiner Amtsbrüder die unangenehme Bemerkung gemacht haben, dass es den Schulkindern oft sehr schwer wird, sich auf einen biblischen Spruch, welcher eine Glaubenslehre bestätigen oder beweisen soll, zu besinnen. Mancher Nichtunbefangene schliesst aus dem Stillschweigen solcher Kinder, dass sie zum Auswendiglernen der Sprüche gar nicht angehalten werden, und nicht selten geschieht es, dass man einem solchen Manne desswegen bittere Vorwürfe macht;" wobey hinzugesetzt ist: „*jedoch haben sie mich verfolgt, sie werden euch auch verfolgen.*" Der Vf. muss also im Examen deshalb Anfechtungen gehabt haben! — Es wäre wohl besser, wenn die Kinder erst denken und die Sprüche verstehen lernten, ehe ans Auswendiglernen derselben gedacht würde, und dass man überhaupt mit ihnen nicht zu früh zur Bibel eilte, und dadurch dieses heilige Buch gleichsam entweihte, oder wohl gar, wie es gewöhnlich ist, zum Kinderlesebuch machte, um erst dadurch lesen zu lernen.

φ.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

WIEN, b. Schmidt: *Beyträge zu einer richtigen Übersetzung der syrischen Chronik des Gregorius Barhebräus*, oder Berichtigung verschiedener Stellen der lateinischen Übersetzung des Barhebräus, welche *Paul Jacob Bruns* und *Georg Wilhelm Kirsch* herausgegeben haben, von *Ferdinand Gregor Mayer*, Dr. der Theolog., ehemaligem Professor der griechischen und hebräischen Sprache an der Universität zu Wien, und Domdechant zu Linz. 1819. VIII u. 304 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Seit *Lorsbach* im Archiv für die morgenländische Literatur B. 1, Marburg, 1791, S. 195 — 291, und in *Paulus* neuen Repertorio, B. III. S. 81 ff., und nach ihm D. *Arnoldi* in dem *Spec. chronici Syriaci Abulfaragiani e Scriptoribus graecis emendati*, *illustrati*, Marburg, 1805, meisterhafte Beyträge zur Erklärung und Kritik des Barhebräus geliefert haben, ist, so viel Rec. bekannt geworden, wenig oder gar nichts für diesen Schriftsteller geschehen, der doch mehr wie andere der Beachtung unserer Orientalisten werth und bedürftig war. Überhaupt scheint in Deutschland das Interesse für die syrische Sprache in demselben Grade abzunehmen, als das für das arabische Sprachstudium unter uns wächst. Aber so erfreulich auch der neu belebte Eifer für die arabische Literatur ist: so muss doch auch die ernste Beschäftigung mit dem Syrischen schon um desswillen wünschenswerth erscheinen, weil sich von einem tieferen Eindringen in diese Sprache noch so viele schöne Früchte für das Verständniss des neutestamentlichen Hellenismus hoffen lassen. — Was insbesondere den Barhebräus betrifft: so hatten sich bekanntlich *Bruns* und *Kirsch* in die Arbeit des Übersetzens der von ihnen 1789 herausgegebenen syrischen Chronik dergestalt getheilt, dass der Letztere S. 187 bis 371 des Originals, der Erstere dagegen das Übrige in das Lateinische übertrug. Dass besonders *Bruns* in dem ihm zugefallenen Theile der Arbeit sich durch eine Menge von Irrthümern hatte beschleichen lassen, konnte selbst dem Nicht-Orientalisten kaum entgehen, der bloss die nicht geringe Anzahl von sinnlosen Stellen des lateinischen Textes in Erwägung zog, die entweder auf eine Missdeutung des Originals oder auf das Bedürfniss der bessernden Nachhülfe einer besonnenen Kritik schliessen liessen. Vielleicht ist es manchem jüngeren Orientalisten bedenklich geschienen, die von jenen oben genannten Meistern vorgezeichnete Bahn zu verfolgen, Rec. wenigstens bekennt, manche Versuche zur Erklärung und Berichtigung des Barhebräus, auf die ihn die Beschäftigung mit diesem Schriftsteller geleitet hat, nur desshalb zurückgehalten zu haben, weil er immer noch, nachdem der würdige und verdiente *Lorsbach* in ein besseres Leben eingegangen ist, auf eine Fortsetzung der *Arnoldi*'schen Arbeit wenigstens hoffte, welche seine Versuche gewiss überflüssig machen würde. Hr. D. *Mayer* hat weder *Lorsbachs* noch *Arnoldis* Vorarbeiten gekannt, wenigstens erwähnt er ihrer nirgends, und wenn er bisweilen in seiner Ansicht von einzelnen Stellen mit ihnen zusammentrifft: so finden sich dagegen manche andere von Hn. *M.* aufgegebene, für die er bey *L.* und *A.* das schönste Licht hätte finden können. — Das vorliegende Werk ist als ein wirklicher Gewinn für die orientalische Literatur zu betrachten. Der Buchdrucker, Hr. *Schmid*, dessen schöne syrischen Typen bereits aus den Wiener Jahrbüchern bekannt sind, hat mit edler Uneigennützigkeit den Druck ausgeführt, und Hr. Dr. und Professor *Oberleitner* die Correctur besorgt. Hr. *M.* citirt — diess ist die Methode, deren er sich bey seiner Arbeit bedient hat — die Seite des syrischen Originals am Rande seines Buches, dann noch bey jeder in Rede kommenden Stelle die Seite der lateinischen Übersetzung, bringt darauf die von ihm als unrichtig anerkannten Worte der lateinischen Übersetzung bey, und lässt endlich seine Verbesserung folgen. Gröstentheils sind diese Verbesserungen bloss in einer berichtigten Übersetzung ausgedrückt, manchmal nur werden Sprachbeweise in den Anmerkungen gegeben, aus denen sich für Wörterbuch und Sprachlehre viele schöne Bereicherungen entnehmen lassen. Wo der syrische Text unrichtig zu seyn schien, hat Hr. *M.* sich kritische Nachhülfe erlaubt, und es darf ihm das Lob nicht streitig gemacht werden, dabey eine sehr zu billigende Mässigung an den Tag gelegt zu haben. Um nicht unbillige Anfoderungen an den Vf. zu machen, wird bey der Beurtheilung des Buches im Ganzen nicht vergessen werden dürfen, dass Hr. *M.* es hauptsächlich nur auf eine Verbesserung der lateinischen Übersetzung des Barhebräus angelegt hatte. Das Wörterbuch und der Context sind die einzigen Führer desselben geblieben, und so viel Kleinliches und Unbedeutendes unter den Änderungen auch mitläuft: so wird doch schon durch sie viel für das Verständniss des syri-

schen Schriftstellers gewonnen, was wir denn auch mit Dank hinnehmen, wenn gleich dadurch noch lange nicht alle unsere Wünsche Befriedigung finden. Unendlich viel bleibt noch immer für die künftigen Bearbeiter des Barhebräus zu thun übrig, theils durch noch schärferes Eingehen in die Sprache, theils und besonders durch Vergleichung unseres Schriftstellers mit anderen morgenländischen und abendländischen Geschichtsquellen. Dass Hr. *M.* nicht einmal die arabische, vom Vf. selbst herrührende Bearbeitung seines Werkes, welche bekanntlich *Eduard Pococke* unter dem Titel: تاريخ مختصر الدول, *historia compendiosa Dynastiarum*, Oxon. 1663. 4., herausgegeben, benutzt hat, mag wohl mit Recht eine Rüge verdienen. Viel weniger noch ist Hr. *M.* auf die von Barhebräus selbst zum Grunde gelegten Quellen, als da sind Eusebius, Theodoretus, Sokrates und die Byzantiner zurückgegangen, eine Foderung, welche unerlässlich ist, wenn über den Barhebräus etwas Ganzes und Vollständiges zu Stande kommen soll. Es ist eine natürliche Folge der Beschränkung des von Hn. *M.* sich vorgesetzten Planes, dass seine Arbeit eine Menge von historischen und geographischen Schwierigkeiten des Werkes ganz unberührt lässt. Rec. will jetzt in einzelnen Beyspielen die Behandlungsweise des Hn. *M.* zur Anschauung bringen, und wenn er dabey besonders diejenigen Stellen hervorhebt, in welchen er von den Erklärungen des Hn. *M.* abweichen zu müssen glaubt, oder solche, die derselbe als gänzlich unverständlich aufgegeben hat: so soll damit keinesweges den grossen Verdiensten des Vfs. zu nahe getreten werden, vielmehr wünscht Rec. durch eine solche beurtheilende Anzeige veranlasst, einige gelegentliche Beyträge zur Erläuterung des Berhebräus zu liefern. Niemand kann mehr, als er selbst, wünschen, dass sie recht bald durch eine Fortsetzung der von dem würdigen *Arnoldi* begonnenen Arbeit überflüssig gemacht, oder, wo sie nicht Stich halten, einer zurechtweisenden Beurtheilung unterworfen werden möchten. S. 4 Syr. 4 Lat. übersetzt *Br. videtur — elegerunt.* Hr. *M. hic* (Enosch) *speravit invocare nomen Dei.* Freylich ist das *speravit* dem syrischen ܣܒܪ ganz angemessen; aber sollte es auch mit dieser Lesart seine Richtigkeit haben? Rec. vermuthet, man müsse ܨܒܐ lesen: Enosch liess sich die Anrufung des Namens Gottes angelegen seyn. — S. 10 Syr. 9 Lat. *moneta conflata ex Uphiro (auro et argento).* Richtig erinnert Hr. *M.*, ܡܥܠܝܢ ܘܬܫܒܚܬܐ heisse *moneta et ornamenta*, nicht *moneta conflata*, das gleich folgende ܥܠ ܐܘܦܝܪ aber weiss er nicht zu deuten. Ohne Zweifel muss dieser Ausdruck aus Gen. X, 19 erklärt werden, so dass ܐܘܦܝܪ als Eigenname des Sohnes des Joctam steht. — S. 16 Syr. 16 Lat. hilft Hr. *M.* durch eine leichte Versetzung, indem er ܥܠ ܝܗܘ̈ܕܝܐ ܥܠ ܥܡܐ statt ܥܠ ܥܡܐ ܝܗܘ̈ܕܝܐ ܕܠܐ ܗܘܐ schreibt, so dass nun der Sinn ist: *Cuschan octo annis super populum Judaicum regnavit, cum ipse gentilis esset.* Der arabische Text rechtfertigt diese Ansicht: denn es heisst dort S. 37: „Gott gab die Israëliten in die Hände des Kuschan, المارد من الامم الغريبة, eines Übermüthigen aus fremdem Volke." — S. 26 Syr. 25 Lat. hat die Übersetzung *Tobias — ab Raphaele sustentatus est*, ܐܣܬܝܒܪ. Hr. *M.* ändert: *bonum nuntium accepit*, was gewiss falsch ist. *Br's.* Übersetzung ist dem Sinne und Zusammenhange nach richtig, nur liegt sie nicht in dem falsch geschriebenen Worte, als wofür ܐܣܬܝܒܪ zu lesen: „Raphael verschaffte dem Tobias zu essen." Vgl. Tob. VI, 5. — S. 37 Syr. 35 Lat. wird der Nachlass des Plato bestehend in ܦܝܢܟܐ, ܩܘܡܒܐ ܘܦܝܠܐ angegeben. Hr. *M.* führt die Übersetzung dieser 3 Wörter an, welche *Kirsch* in seinen Anmerkungen S. IX nach dem Apulejus giebt, und bemerkt, die Bedeutung des ܦܝܢܟܐ nicht zu kennen. Schon aus *Kirsch* liess sich entnehmen, dass darunter das griechische πίναξ zu denken sey. Bestätigt wird diese Ansicht und zugleich die Deutung des ܟܣܝܐ, worin *Bruns* sehr unglücklich das arabische كساء, *vestis*, wiederfand, durch die *vita Platonis ed. Bipont.* T. I p. XXV. Hier nämlich besteht der Nachlass des Philosophen in φιάλη, κυμβεῖον und ἐνώτιον χρυσοῦν. — S. 38 Syr. hätte die schöne Conjectur von *Kirsch Chrestomathia syr.* p. 8 Berücksichtigung verdient. Das im Text befindliche ܗܘܬ giebt durchaus keinen Sinn, und steht ganz müssig da. Verbindet man es aber mit dem vorhergehenden ܙܟܘܬܐ, und liest ܙܟܘܬܐ: so heisst es: Er (Aristoteles) ging nicht darauf aus, sich den *Sieg des Scharfsinns* zu erstreiten. — S. 44 Syr. 42 Lat. *elephas efflavit animum et super cum cecidit, ut moreretur.* Hr. *M.* weiss nicht, was ܢܦܨ ܢܦܫܗ heissen. Vielleicht könnte man übersetzen: der Elephant schüttelte sich. Vgl. *Buxtorf* s. v. נפץ und *Schaaf* s. v. ܢܦܨ. — S. 54 Syr. 52 Lat. *Vespasianus — Cyclum Alexandriae constituit.* Hr. *M.* behauptet, ܩܘܩܠܝܘܣ heisse hier nicht *Cyclus*, sondern *circus.* Es ist aber wohl der Pharus zu denken, wie sich aus dem Arabischen ergiebt, wo es S. 117 heisst: قوقلس اي منارة, und wo mithin dem

dunkelen قو قلس die Erklärung *Leuchthurm* beygefügt ist, als welches der gewöhnliche Name des Pharus war. Wenn Barhebräus die Erbauung desselben dem Vespasian beylegt: so ist der Irrthum nicht grösser, als wenn andere Schriftsteller ihn von Alexander dem Grossen oder der Cleopatra aufrichten lassen, während diese Ehre nach Strabo, Plinius, Lucian, Eusebius und Suidas dem Ptolemäus Philadelphus gebührt. Vgl. *Montfaucon* in den *Memoires de l'Academie des inscription*, Vol. VI p. 576 ff. *Larcher* zu *Norden Voyage*, T. III p. 162. — S. 57 Syr. 54 Lat. Hadrian hatte einen Aufruhr der Juden mit Gewalt der Waffen gedämpft, [illegible] nach *Bruns*: *Judaeis aures praecidi jussit.* Hr. *M.* bemerkt, diese Übersetzung sey nicht im Texte gegründet, da [illegible] bekanntlich *Aemulatus, studiosus fuit* heisst, und schlägt vor, [illegible], *Judaeos auribus multavit.* Dass wirklich von einem Abschneiden der Ohren die Rede sey, ergiebt sich aus dem arabischen Texte, S. 121. Aber anstatt des vorgeschlagenen [illegible] möchte Rec. lieber auf [illegible] vermuthen. — S. 58 Syr. 55 Lat. soll [illegible], welches *Bruns aenigmata* übersetzt hat, eigentlich *Vaticinia* heissen. Die erste Bedeutung lässt sich aber gewiss leichter von dem Stammworte ableiten, als die letzte. Im Arabischen S. 123 steht dasselbe Wort رموز. Ohne Zweifel sind die *geheimnissvollen Lehren des Christenthums* zu denken. — S. 69 Syr. 55 Lat. übersetzt Hr. *M.* *postea Constantinopolin delatus est; qua de causa Themistius philosophus patrueles Juliani ludit, quod scilicet purpuram non Deum, honorifice adeo deducant.* Wer die verworfene *Bruns*'sche Übersetzung vergleichen will, wird finden, dass *Bruns* mehr den Sinn, Hr. *M.* mehr die Worte berücksichtigt habe. Wenn für [illegible], *reprehendit*, gesetzt wird *ludit*: so vermisst der Philologe ungern die Beweise dieses Sprachgebrauchs. — S. 72 Syr. 69 Lat. *Venit deinde Constantinopolin sq.* Die Bemerkung Hn. *M*'s., *Anastasis* sey wahrscheinlich Druckfehler, und für *qui adhuc ibi est* müsse es *fuit* heissen, reicht lange nicht aus, die Schwierigkeiten der Stelle zu heben. Die vollständige Erläuterung findet sich bey *Arnoldi* S. 21 ff. — S. 77 Syr. 74 Lat. versucht Hr. *M.* die Nonne Pulcheria von dem Verdachte der Buhlerey mit ihrem nachherigen Ehemanne, dem Kaiser Marcian, zu befreyen. S. 76 Z. 11 ist es ihm freylich gelungen, diesen Vorwurf von ihr zu entfernen, den *Bruns* durch falsche Übersetzung des [illegible] auf sie gebracht hatte, wie aber hier S. 77 Z. 4 [illegible] [illegible] von Hn. *M.* *haud legitime ei juncta fuit* übersetzt werden dürfe, lässt sich nicht absehen, da ܛܢܦ *inquinavit* heisst. Wegen der Übersetzung des Wortes kann vielleicht noch gestritten werden, aber die Keuschheit der Nonne Pulcheria lässt sich nicht mehr retten, da der arabische Text S. 146 sie ausdrücklich und ohne alle Zweydeutigkeit des verbotenen Umganges mit dem Macarius (بالزنا [illegible]) vor ihrer Verheirathung mit ihm bezüchtigt. — S. 77 Syr. 75 Lat. erkennt Hr. *M.* richtig in dem [illegible], welches *Bruns instrumentum* verdolmetschte, das griechische λιμήν, *portus*; aber das gleich folgende gänzlich sinnlose [illegible] [illegible] ist als *Leon Iblon* unangetastet geblieben. Wir verweisen dabey auf *Arnoldi* S. 26, der es in [illegible] [illegible], νέον ἔμβολον, *nova porticus*, verwandelt, und dadurch dem Schriftsteller zu seinem Rechte verholfen hat. — S. 81 Syr. 79 Lat. versteht Hr. *M.* das syrische [illegible], was *Bruns* durch *Canistra* deutete, wobey er wahrscheinlich an das arabische [illegible] dachte, von den verschiedenen, den persischen Soldaten angehörigen Dingen, und leitet dasselbe von [illegible] ab. — S. 84 Syr. 83 Lat. soll der Sinn seyn: *Videre erat opes relictas, et dispensas, et homines errabundos, et neque qui opes colligeret, erat, neque qui homines susciperet.* Die *homines errabundi* aber finden sich im Texte nicht. [illegible] heisst: *aberravit.* Wahrscheinlich will der Schriftsteller sagen: die Pest hatte so viel Menschen weggerafft, dass Hab und Gut allenthalben verlassen, zerstreut und herrenlos umherlag, und Niemand es auflas. Die Anmerkung über die Construction schreibt Rec. ganz ab, weil sie ihm durchaus unverständlich ist. „Noch habe ich anzumerken, dass [illegible] vielleicht schicklicher mit [illegible] verbunden werden könnte, wo sodann der Sinn wäre; *videre erat opes relictas et homines dispersos et errabundos.*" — S. 88 Syr. 87 Lat. weiss Hr. *M.* sich keinen Rath mit dem Worte [illegible]. *Arnoldi* S. 37 hat schon die erforderliche Auskunft über den Ausdruck gegeben. — Ebendaselbst: *consilium ceperunt morti naulum solvendi.* Die Dunkelheit dieser Übersetzung bedarf keiner Erörterung. Hr. *M.* vermuthet, [illegible] mit [illegible] heisse *luctari, certare*, oder etwas Ähnliches. Rec. sieht nicht ein, wozu diese Bemerkung dient, die ohne weitere Ausführung ganz unverständlich ist. Wahrscheinlich ist wohl der syrische Text unrichtig. Hiesse [illegible]

wirklich *verachten*, was man nach S. 91 Z. 3 von unten, vgl. *Kirsch* Anmerkungen S. XVIII wohl behaupten darf: so möchte man auf ܕܡܟܝ? rathen: sie fassten den Entschluss, den Tod zu verachten. So fällt wenigstens die Schwierigkeit hinsichtlich des Geschlechts weg, die bey der Ableitung von ܕܡܟ unvermeidlich ist — S. 94 Syr. 94 Lat. Das dem Vf. dunkel gebliebene ܐܦܛܠܝܛܐ erläutert aus dem Griechischen *ἐπιδέτης Arnoldi* S. 34. — S. 95 Syr. 94 Lat. ist das ܥܡܪܐ ܕܣ ܩܘܦܐ ohne Zweifel zu übersetzen: mit krausen, wolligen Haaren. Auch griechische Schriftsteller beschreiben die Amaren so, und ganz ähnlich werden die Kurden türkisch كلچلو, *Krausköpfe*, genennt. — S. 96 Syr. 96 Lat. wird ܡܪܙܒܢܐ ܕܝ richtig statt ܡ gesetzt. Das Wort hätte aber noch einer Erklärung bedurft. Es ist nämlich das persische مرزبان, *Merzuban*, von مرز, Grenze, und بان, Aufseher, Vorgesetzter, also ein Satrap, der in den äussersten Provinzen commandirt. Der arabische Text hat das persische Wort beybehalten. — S. 102 Syr. 101 Lat. ist es höchst auffallend, dass Hr. *M.* zweifelhaft ist, ob das ܢܣܒ, *uxorem dixit*, sich auf Abutaleb, oder auf Muhammed beziehe. Nur von Letzterem muss es verstanden werden, wie aus der Geschichte bekannt ist: denn die خديجة trug sich dem Propheten selbst an. *Abulfeda Annal. Moslem.* T. I p. 22. Vgl. das arabische Chronikon S. 162. — Die ungemein schwierige Stelle S. 103 Syr. 104 Lat., welche *Kirsch* p. XIX. XX als Beyspiel der Dunkelheit der syrischen Sprache anführt, wenn sie, über die Grenzen der Geschichtsforschung hinaus gehend, das Gebiet der Speculation betrete, hat nach *Kirsch* eigenen, freylich etwas erleichternden, aber im Ganzen doch noch unzulänglichen Bemühungen durch Hn. *M's.* verbesserte Übersetzung allerdings an Klarheit gewonnen. In der von *Kirsch* gegebenen Übersetzung bringt er folgende Änderung an: *Alii personalitatem Christianorum (dogma de Trinitate) reformidantes, quum fortuita (contingentia) et temporalia (non aeterna) verbum et vitam confiteri nequeant, coguntur dicere, loqui quidem, et vivere Deum, sed absque verbo et vita (quae tanquam subsistentia a Deo distincta sint.)* Da Hr. *M.* aber hier bloss auf die Worte sich einlässt: so sind die grossen Schwierigkeiten des Sinnes leider! von ihm gleichfalls unerörtert geblieben. Rec. übersetzt die ganze Stelle, mit Einschaltung einiger erfoderlichen Hindeutungen, also: Bey ihnen (den Anhängern Muhammeds) ist Streit hinsichtlich der geoffenbarten Lehre. (Dahin gehört, betreffend die Lehre von der Natur Gottes, Folgendes.) Einige behaupten, dass Gott, dem der Preis gebührt für seine Huld, ein Körper sey (so z. B. die Schüler des Mohammed Ebn Ceram, von ihm الكرامية genannt. *Pocock. Spec.* p. 225), und dass er körperlicher Weise auf einem körperlichen Throne (so nach *Kirsch* Conjectur ܡܘܬܒܐ. Bekanntlich spielt dieser Thron Gottes in der muhammedanischen Theologie eine grosse Rolle. Er ist früher als die Welt geschaffen, und währt hinaus über den Untergang derselben. *Reland de Religione Muhammedica*, p. 48 ff.) sitze, der grösser ist als Himmel und Erde. Andere behaupten, Gott sey unkörperlich, indess werde er sichtbar den fleischlichen Augen, indem ihn die Frommen bey der Auferstehung (welche desshalb auch Coran 6, 30 لقاء الله, *occursus Dei*, heisst) zu sehen bekommen. Nach Einigen redet er durch das ewige in ihm existirende Wort und lebt durch ein ewiges Leben. (Nach der Lehre der صفاتية, die Gott gewisse, ihm ewig einwohnende Attribute beylegten, z. B. Macht, Leben, Rede u. s. w. *Pocock. Spec.* p. 223. *Histor. dynastiar.* p. 167. Ihnen entgegen standen die معتزلة, welche Gott nur das eine Attribut des ewigen Seyns zuschrieben, so dass er nicht vermöge einer ihm ewig inwohnenden Macht wirke, nicht durch ein ewiges Leben lebe, nicht durch ein ewiges Wort rede u. s. w., sondern vermöge seiner ewigen Subsistenz und Existenz allein lebe und Alles wirke und vollbringe. *Pocock. Spec.* p. 214.) Andere aber tragen Bedenken, die christliche (Lehre von der) Persönlichkeit (d. i. das Trinitätsdogma) anzunehmen. Da sie sich zu dem Worte und Leben (d. i. Sohn und Geist: denn der Sohn heisst Barhebr. p. 2 ܡܠܬܐ, *verbum*, und der Geist ܚܝܐ ܩܢܘܡܝܐ? ܘ *vita subsistentiae* Gottes) als etwas Zufälligem (Hr. *M.* verbindet richtig ܐܝܟ ܓܕܫܐ zu einem Worte) und Zeitlichem nicht bekennen: so werden sie in die Nothwendigkeit versetzt, anzunehmen, Gott rede zwar und lebe, aber ohne Wort und Leben. — S. 107 Syr. 107 Lat. will ein Perser seine Geschicklichkeit im Schiessen zeigen, und lässt sich zu dem Ende ܫܝܪܐ bringen, welches er denn auch richtig trifft. *Bruns* übersetzt das Wort *velum.* Hr. *M.* will es *numella* übersetzt wissen. Wer aber schiesst wohl nach Ketten? Vielleicht hängt ܫܝܪܐ zusammen mit ܐܡܪܐ, welches die kleinen Halbmonde von Metall bezeichnet, womit die Orientalen ihre Pferde schmücken.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

WIEN, b. Schmidt: *Beyträge zu einer richtigen Übersetzung der syrischen Chronik des Gregorius Barhebräus*, oder Berichtigung verschiedener Stellen der lateinischen Übersetzung des Barhebräus, welche *Paul Jacob Bruns* und *Georg Wilhelm Kirsch* herausgegeben haben, von *Ferdinand Gregor Mayer* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Ebendaselbst verweisen wir wegen des ܡܣܘܪܢܐ ܘܡܣܘܪ auf *Arnoldi* S. 44, und bitten nur noch, *Abulfeda Annal.* T. 1 p. 226 zu vergleichen. — S. 108 Syr. 108 Lat. Über das hier vorkommende ܕܪܐ, das in der Übersetzung unrichtig *monasteria* übersetzt ist, hat sich *Arnoldi* S. 46 bereits ausgelassen. Die Stadt *Dara* kommt oft vor, z. B. *Abulfeda Annal.* T. 2 p. 153 vgl. *Reiske* Anmerkungen S. 677. — S. 110 Syr. 110 Lat. *Caesareenses autem eum viderent, motus cieri*, ܕܣܓܝ ܪܘܓܙܐ. Hr. *M.* behauptet, ܪܘܓܙܐ stehe von verschiedenen Übeln, *h. l.* von der harten Belagerung, und übersetzt *malam (obsessionem urbis) invalescere*. Rec. hat ܪܘܓܙܐ bis jetzt ganz einfach *ira* übersetzt: als sie sahen, dass die Wuth (der Belagerer) wuchs. — S. 139 Syr. 141 Lat. Der sinnlosen Stelle, welche in der Übersetzung mit den Worten *dixit ei: num comedemus* beginnt, hatte schon *Lorsbach*, Archiv I S. 215, durch kühne Conjecturen zu helfen gesucht. Der Chalife Harun will die ihm gerühmten medicinischen Kenntnisse des Boctischwa auf die Probe stellen, und lässt ihm deshalb den Harn eines Thieres zur Untersuchung bringen. Der Arzt Koreisch glaubt, darin den Harn einer Geliebten des Chalifen zu erkennen. Boctischwa behauptet, das sey kein Menschenurin. Darauf fragt Koreisch, nach *Bruns* Übersetzung: *num comedemus cujus haec sit aqua?* nach *Lorsbach*: ist das Thier, wovon dieses Wasser kommt, essbar oder nicht? und Boctischwa antwortet dann: ܣܥܪܐ ܚܕܬܐ ܥܠܝܡܬܐ ܠܐ ܐܟܠܝܢ, d. i. nach *Bruns*. *pili novi decenter non comeduntur*; nach *Lorsbach*: Stacheligte, borstige Igel pflegt man nicht zu essen. Nach dieser Ansicht der Stelle hätte also Bochtischwa in dem Harn den Urin eines Igels erkannt. Aber woher sollte wohl Harun Igelharn bekommen haben? Viel einfacher und wie es Rec. erscheint durchaus richtig übersetzt Hr. *M.*, mit Beybehaltung des gedruckten Textes: *quo cibo vescitur* (ܡܬܬܪܣܐ) *animal, cujus haec est urina? Bochtijeschua respondit: hordeo recenti, quale puellae regiae* (eigentlich: die Schönen, ܥܠܝܡܬܐ) *non comedunt*. Er lässt das Thier, von welchem der Urin herrühre, ganz unbestimmt. Nur den Koreisch will er verhöhnen. Dieser Harn hier, sagt er, ist von einem Thiere, das Gerste frisst, und solches Futter wird der Khaliphe seiner Frau wohl nicht vorsetzen; du kannst also nicht Recht haben mit deiner Behauptung, dass diess der Harn einer Geliebten des Khaliphen sey. Das ܐܟܠܝܢ steht bey Barhebräus für das Partic. activ. — S. 145 Syr. 147 Lat. geht der Sultan Ibrahim spazieren, ܒܩܘܒܬܐ ܪܡܬܐ ܕܝܠܗ, nach *Bruns*: *in peristylio suo alto*. Hr. *M.* lässt hier die Bedeutung des ܩܘܒܬܐ unbestimmt, meint aber, es bezeichne eine Art von Obergemach. Diess syrische Wort ist ohne Zweifel gleichbedeutend mit dem arabischen قُبَّة, und heisst zuerst überhaupt *Zelt*. Daran schliesst sich dann die Bedeutung *Gewölbe*, z. B. Gewölbe des Himmels. *Abulfar.* p. 578. *Timur* T. 2 p. 156; *gewölbtes Lust- und Pracht-Zelt. Assemani biblioth. oriental.* T. III P. 1 p. 510. *Eutych. Annal.* T. I p. 22; *gewölbtes Lustgebäude*, *Thurm. Sylvestre de Sacy Chrestom. arabe*, T. 1 p. 10. *Kapelle und ihre Kuppel*, *Abulfedae Syria*, p. 10. *Eutych.* T. 2 p. 422. 423. Endlich wird ܩܘܒܬܐ auch von der, mit einer oberen Decke gegen die Sonnenstrahlen versehenen, zeltartigen und zum Theil sehr prachtvollen Sätteln, oder vielmehr Sesseln gebraucht, in denen die Frauen sich von Kameelen tragen liessen. *Abulfar.* p. 154. Vgl. *Lorsbach* in *Paulus* Repertorium B. III S. 110. — S. 153 Syr. 156 Lat. ist von einem jungen Riesen die

Rede, der im ersten Lebensjahre schon bis zur Mannshöhe herangewachsen sey [illegible], nach *Bruns*: *et cujus tumores exierant*. Hr. *M.* bey S. 209 erklärt das schwierige [illegible] durch *Barthaar*, und verweist für die Bedeutung in den nachträglichen Verbesserungen auf *Ephraem* T. I p. 422 l. 20. — S. 154 Syr. 156 Lat. geloben die Nubier dem Chalifen von Bagdad unter anderen jährlichen Geschenken auch [illegible] [illegible] nach *Bruns*: *nervi tigrium*. Mit Unrecht wird *Bruns* hier einer willkührlichen Übersetzung angeklagt: denn [illegible] ist offenbar Druckfehler für [illegible]. Dagegen hätte das Sinnlose der Übersetzung eine gerechte Rüge verdient: denn mit Tigernerven kann dem Chalifen wohl schwerlich gedient gewesen seyn. Es ist wohl mehr als wahrscheinlich, dass der Text falsch sey, und dass man entweder [illegible], *junge Tigerkatzen*, oder [illegible] *Tigerfelle*, lesen müsse. Ausserdem hätte Hr. *M.* noch statt der *Maurischen Sclaven* bey *Bruns Affen*, und statt der *Lerchen*, welche in Bagdad schwerlich Aufsehen erregt haben würden, *Giraffen* setzen sollen, worüber Rec. *Lorsbach* 1 S. 211 zu vergleichen bittet. — S. 162 Syr. 165 Lat. wird [illegible] als ein Theil der Kleidung der Christen angegeben, welches Wort im Lateinischen *funiculi* übersetzt, von Hn. *M.* aber für unbekannt erklärt ist. Allein *Bruns* hat es in seiner Anmerkung schon ganz richtig erläutert, wenn gleich falsch geschrieben. Es ist das arabische [illegible], das persische [illegible], der bekannte *Gürtel von Stricken*. — S. 164 Syr. 167 Lat. hält Hr. *M.* mit Unrecht den Ausdruck [illegible] für einen Eigennamen, und verwirft das *ex carceribus* der lateinischen Übersetzung, dennoch hält er die Lesart für unsicher. Das Letzte gewiss mit Unrecht. Die Stelle lautet so: In diesem Jahre zogen die *Habessinier* (*h. l.* für Nubier) aus, welche *Bugia* genannt werden. [illegible] ist das arabische حبشة, welches hier im weiteren Sinne auch die Nubier mit begreift, *Lorsbach* Archiv 1 S. 276. [illegible] sind die Einwohner des Landes بجة, *Boga*. Vgl. *Hartmann Edrisii Africa* p. 78 sq. — S. 167 Syr. 171 Lat. heisst es in der Übersetzung: *irruerunt copiae Romanae in Margam Itusiae*. Hr. *M.* erklärt [illegible] richtig *pratum*. Aber nun hätte das *Nusiae* auch weggeschafft werden sollen [illegible] [illegible] ist die *Bischofswiese*, welche auch im Arabischen صرح [illegible] heisst. Vgl. *Abulfeda Annal.* T. II p. 208. — S. 171 Syr. 174 Lat. werden arabische Reiter, angeführt durch Raschid, hart von den Christen gedrängt. Sie steigen von ihren Pferden ab [illegible] *und schneiden ihnen allen ab* — Was? Den Hinterbug. Sie wollen nämlich sich die Flucht selbst unmöglich machen und verstümmeln zu dem Ende ihre Pferde, auf dass die Unmöglichkeit des Entkommens ihre Verzweiflung zum Siege helfe. Der syrische Text ist hier mangelhaft. Der arabische giebt S. 271 die erwünschte Auskunft. — S. 177 Syr. 180 Lat. heisst es in der Übersetzung: *Fortunatus enim ille est, qui onus suscipit sperans fore, ut ab ethnicismo comprobetur.* Hr. *M.* schlägt vor: *qui onus suscipit recte de ethnicismo existimans.* Eine ganz wörtliche Übertragung scheint hier vollständig auszureichen: Glücklich ist zu preisen derjenige, welcher um des Heidenthums willen Lasten erträgt, voll sorgfältiger Hoffnung. Abub Hassan will sagen: die Anhänglichkeit an den Sabäismus, welche durch geduldige Ertragung von Leiden und Verfolgungen an den Tag gelegt wird, berechtigt zu schönen Hoffnungen auf Belohnung. — S. 178 Syr. 182 Lat. tadelt Hr. *M.* die Übersetzung *in terra*, und meint, [illegible] sey ein Eigenname. Allein dieses Wort ist bloßer Druckfehler für [illegible], und demnach die Übersetzung beyzubehalten. — Ebendaselbst (*M.* S. 105) wird eine von *Bruns* sinnlos übertragene Stelle von Hn. *M.* ganz richtig gefasst, gerade wie schon *Lorsbach* Archiv 1 S. 201 sie aufgehellt hatte. — Dasselbe gilt von S. 180 Syr. 184 Lat., wo aus der *pulcra figura* mit Recht *eine Maulefelin* geworden ist. Vgl. *Lorsbach* 1 S. 199. — S. 182 Syr. 186 Lat. wird Hallag [illegible], d. i. nach *Bruns miles* (vgl. *Castelli* h. v.) genannt. Hr. *M.* erklärt diess für falsch, bleibt aber zweifelhaft über den wahren Sinn. Bedenkt man, dass *Castellus* das arabische بطل vergleicht, und demnach *vir strenuus* als zweyte Bedeutung angiebt, und nimmt man noch hiezu, dass derselbe Mann bey *Abulfeda* 2 p. 338 صوفي genannt wird: so kann über den Sinn des [illegible] wenigstens kein Zweifel mehr seyn. Abulfeda ist aber überhaupt hier zu vergleichen, da er Hallags angebliche Wunder und auffallendsten Lehrsätze ausführlich berichtet. Vgl. *Historia dynastiar.* p. 287 ff. — S. 183 Syr. 186 Lat. kommt ein christliches Heer nach Samosata, schlägt dort in der grossen Moschee sein Hauptquartier auf [illegible] [illegible] [illegible], nach *Bruns*: *deletis sculpturis*. Es versteht sich, dass diess falsch sey. Hr. *M.* übersetzt: sie schlugen da Zelte auf. Diess liesse sich allenfalls hören, wenn [illegible] im Texte stände und [illegible] [illegible] fehlte. Wie der

Text lautet, wüſste Rec. dieſe Überſetzung nicht zu rechtfertigen. Er verſteht die Stelle ſo: ܢܩܘܫܐ heiſst *Glocke*. Die Moschee war ohne Zweifel, wie ſo viele andere, früher eine chriſtliche Kirche geweſen, die ihre Glocken gehabt hatte. Die Chriſten lauteten nun mit den Kirchenglocken. Weiter lieſs ſich freylich nach muhammedaniſchen Begriffen die Profanirung des Heiligthums nicht treiben. — S. 184 Syr. 188 Lat. verweiſt Rec. Hn. *M.* wegen des ihm undeutlich gebliebenen Wortes [Syriac] auf *Lorsbach* 1. S. 308. — S. 185 Syr. 189 Lat. Der Eunuch Munas hatte ſich des Khalifen Kaher durchaus bemächtigt. Er und ſeine Freunde lieſsen Niemand ununterſucht zu demſelben und *in ihren eigenen Angelegenheiten* durfte ſich ihm Niemand nahen auſser [Syriac], nach *Bruns*, *niſi volaret*. Sollte es aber nicht ein Schreibfehler ſeyn für [Syriac], *auſser dem Balik?* Ein gewiſser Balik nämlich war dem Chalifen von Munas ſelbſt zum Haushofmeiſter geſetzt, dieſe ſeine Creatur konnte er alſo ohne Bedenken zu dem ſo gut als Gefangenen laſſen. Vgl. *Hiſtor. dynaſt.* p. 294. *Abulfeda Annal.* T. 2 p. 368. — S. 215 Syr. 219 Lat. Hakim verbietet den Juden und Chriſten nach Hn. *M's.* Conjectur [Syriac] für [Syriac]: *„equis non veherentur, ſed mulis, aſiniſve."* Dieſelbe Änderung des Textes hatte ſchon *Bruns* ſelbſt im Repertorio B. XIV S. 29 vorgeſchlagen. *Lorsbach* dagegen, ebendaſelbſt XVII S. 78, lieſs das [Syriac] unberührt, ſchrieb aber am Ende [Syriac] [Syriac]: ſie durften keine Pferde oder Mauleſel, ſondern nur Eſel reiten. Daſs die erſte kritiſche Vermuthung ſich vor der anderen durch Leichtigkeit empfiehlt, leuchtet ein. Sie wird aber zur Gewiſsheit erhoben, wenn man *Makrizi* in *Sylveſtre de Sacy Chreſtomathie arabe* T. 1 p. 94. T. 2 p. 81 vergleicht: denn hier heiſst es ausdrücklich, Hakem habe ihnen den Gebrauch der Pferde verboten, dagegen Mauleſel und Eſel zugeſtanden. — Ebendaſelbſt hat Hr. *M.* einen Fehler der lateiniſchen Überſetzung ungerügt gelaſſen. [Syriac] [Syriac] heiſsen nämlich nicht *ephippia vulgaria*, ſondern: ſchwarze Sättel (von ſchwarzem Leder). Daſs es ſo heiſsen könne, ergiebt ſich aus dem ſyriſchen Wörterbuche; daſs es hier ſo heiſsen müſſe, lehrt *Makrizi* in der oben angeführten Stelle bey *de Sacy*. — S. 216 Syr. 210 Lat. Z. 7 v. u. hat Hr. *M.* überſehen, daſs *Bruns* einen ganzen Satz des Originals in der Überſetzung ausgelaſſen hat, vermuthlich weil er ihn nicht verſtand. Wie er daſteht, iſt er auch völlig ohne Sinn: denn der Text iſt kritiſch verderbt. Die Hülfe aber hat keine beſondere Schwierigkeit, indem man nach [Syriac] bloſs das Wort [Syriac] zu ſuppliren braucht, deſſen Auslaſſung um ſo leichter möglich war, als es gleich darauf wiederkehrt. Der fehlende Satz lautet nach dieſer kritiſchen Nachhülfe nun alſo: Als nun die Chriſten und Juden eine Zeitlang ſich in dieſem Elende befunden hatten, ſo u. ſ. w. Erſt hier ſchlieſst ſich denn das *Poenituit* des lateiniſchen Textes wieder an. — S. 218 hat der Überſetzer ebenfalls die Worte [Syriac] [Syriac], *und auf gleiche Weiſe ihre Pfeile*, ausgelaſſen, was Hn. *M.* entgangen iſt. — S. 251 Syr. 256 Lat. hätte Hr. *M.* bey den Worten: *nigris enim amiciuntur et amiciunt homines*, wo ſchon *Kirſch* S. XXX richtig bemerkt, es fehle hinter dem [Syriac] ein Wort, dieſes ſuppliren ſollen, nämlich [Syriac]: *die Abaſſiden.* Dieſe bedienten ſich nämlich der ſchwarzen Farbe, im Gegenſatz der Aliden in Ägypten, welche weiſs zur Leibfarbe hatten. Vgl. *de Sacy Chreſtom.* T. 2 p. 571. — S. 262 Syr. 268 Lat. hat Hr. *M.* die Auslaſſung des Namens *Alb Arſalan* nicht angemerkt, welcher im ſyriſchen Texte Z. 4 richtig ſteht. — S. 264 Syr. 270 Lat. in der Geſchichte der Händel des Togrul Bey mit dem griechiſchen Kaiſer Diogenes überſetzt *Kirſch: in throno, a quo dejectus erat, reſedit.* Hr. *M.* meint, der Überſetzer habe hier nur durch Zufall den richtigen Sinn getroffen, wenn er nicht wirklich anders geleſen habe, und ſchlägt dann vor, [Syriac] zu verwandeln in [Syriac]. Wenige Kritiker dürften dieſer Vermuthung Beyfall ſchenken, da der gedruckte Text auch nicht die geringſte Schwierigkeit darbietet. Er lautet alſo: „Er (Togrul Bey) befahl, daſs ihm (dem Diogenes) die Ketten abgenommen würden, und lieſs ihn dann wieder niederſitzen auf dem Throne, von dem er ihn als Gefangenen entfernt gehabt hatte." — S. 266 Syr. 272 Lat. fehlt in der Überſetzung nach dem Worte *Michael* das ſyriſche ܡܠܟܐ, *imperator.* Und ein paar Zeilen weiter iſt das [Syriac] des Originals gleichfalls unüberſetzt geblieben. Beide Auslaſſungen bemerkt Hr. *M.* nicht. Die letztere hätte um ſo weniger mit Stillſchweigen übergangen werden ſollen, da das Original hier entſtellt zu ſeyn ſcheint, wenigſtens weiſs Rec. die Lesart des Textes nicht zu deuten, und vermuthet deſshalb, es ſolle [Syriac] heiſsen: als ſich Johannes *mit ſeinem Heere* Conſtantinopel genähert hatte. — S. 266 Syr. 273 Lat. iſt die Geſchichte des grauſamen Mordes, welchen Alb Arſalan über den Joſeph verhängte, von *Kirſch* ganz richtig überſetzt, mit Ausnahme des Singularis *confoderet* für den Pluralis *confoderent*, und die *Mayer*'ſche Übertragung: *juſſitque, ut quatuor manuum pedumque ejus extremitates vincirent* (daſs ſie ihm Hände und Füſse an den 4 Enden bänden), *et ſagittis eum confoderent*, iſt unbedingt zurückzuweiſen. Alb Arſalan lieſs den Unglücklichen vielmehr mit Händen und Füſsen *an vier Pfähle*

(ܥܡܕܐ) binden, wie das Weitere aus *Abulfeda Ann.* T. 3 p. 224 zu ersehen ist. — S. 369 Syr. 376 Lat. sagt die lateinische Version Folgendes: *Naroddinus Salahaddinum publicus pro Azedo Aegyptio Chalipha preces abrogare et pro Chalipha Bagdadensi instituere jussit.* Dafür will Hr. *M.* übersetzt wissen: *Nuroddinus Salahaddino in mandatis dedit, ut Azedi in Aegypto Chaliphatum abolendum, ibidemque Chalipham Bagdadensem proclamandum curet.* Auch hier ist das Recht ohne Zweifel auf Seiten des älteren Übersetzers: denn gerade das öffentliche Gebet für die Abassidischen Chalifen von Bagdad in den ägyptischen Moscheen deutete den Sturz des Alidischen Chaliphats in Ägypten an. *Abulfeda Annal.* T. 3 p. 632. — S. 374 Syr. 382 Lat. steht *Males essaleh Ismail* ܟܢܫ ܡܝܕܢ. Beide Wörter fehlen in der lateinischen Übersetzung nicht bloss hier, sondern auch in der vorangehenden Zeile, wo sich die Einwohner von Aleppo versammeln ܒܡܝܕܢ ܬܪܥܐ ܕܥܪܩ. Hr. *M.* weiss mit dem ܡܝܕܢ nichts zu machen. Ohne Zweifel ist diess das persische und türkische Wort ميدان, ein offener, freyer Platz, worauf Handel getrieben wird, der aber zugleich zu öffentlichen Spielen gebraucht wurde. Vgl. *Herbelot Oriental. Biblioth.* Th. 3 S. 368. Demnach wäre zu übersetzen, das eine Mal: *auf dem Markte am Irak-Thore*, das andere Mal: *am äussersten Ende des Marktes.* — S. 377 Syr. 384 Lat. hat der lateinische Text *Gubae Turcomannorum.* Hr. *M.* hält dafür, ܓܘܒܐ sey kein eigener Name, sondern sollte *foveae* heissen. Rec. bemerkt bloss, dass *Abulfeda Annal.* T. 4 p. 24 den hier bezeichneten Ort تل السلطان, *Sultans-Hügel* benennt. — Ebendaselbst Lat. 385 ändert Hr. *M.* richtig die Übersetzung um in: *relicta interea Halebo, abiens castellum Buzalam oppugnavit.* Aber zwey Fehler des syrischen Textes hätten dabey noch eine Bemerkung verdient. Statt Buzala ܒܘܙܐܠܐ ist nämlich ܒܘܙܥܐ, und für Mabug, ܡܒܘܓ, zu lesen ܡܢܒܓ, wie sich aus *Abulfeda Annal.* T. 4 p. 24 ergiebt. Die Stadt منبج wird im arabischen Texte S. 379. 422. 426 und öfterer erwähnt. — S. 382 Syr. 390 Lat. In der Erzählung von den wilden Grausamkeiten, welche der Pöbel zu Bagdad sich gegen den Leichnam des Veziers Ben Atar erlaubte, deren lateinische Übersetzung freylich sinnlos gerathen ist, hat Hr. *M.* manche Dunkelheit gefunden. Alle Schwierigkeiten der Stelle löst *Lorsbach* 1 S. 224 glücklich, und Rec. verweist bloss noch auf *Abulfeda Annal.* T. 4 p. 40. Der Pöbel band einen Strick ܒܗܕܡܗ, d. i. an das männliche Glied des Leichnams. *Abulfeda* hat sogar dasselbe Wort ذكر, und in die Hand des Todten steckte man ܡܠܥܩܬܐ, d. i. مغرفة, *einen Löffel.* — S. 431 Syr. 441 Lat. verbessert Hr. *M.* die lateinische Version also: *Quum venaretur* (*Malei Aziz*) *lupumque videret, eum persecutus ex equo decidit.* Dass diess das Richtige sey, ergiebt sich durch Vergleichung der Erzählung bey *Abulfeda Annal.* T. 4 p. 168. — S. 435 Syr. 443 Lat. stösst Hr. *M.* bey den Worten ܗܘ ܟܠܗ ܟܢܫܗ an, erklärt aber die Übersetzung *excusavit eum* mit allem Fuge für falsch. Verbindet man aber jene Worte nur mit den folgenden ܘܠܐ ܫܕܪ ܬܘܒ ܐܝܙܓܕܐ: so kann man ganz wörtlich übersetzen: er berief seinen Gesandten zu sich (ܟܢܫ, *congregavit*) zurück, und schickte ferner keinen mehr, d. i. er brach die ganze Unterhandlung für immer ab. — S. 446 Syr. 458 Lat. hält Hr. *M.* das ܐܘܢܝ mit Recht für einen Eigennamen. Vgl. *Lorsbach* Archiv 1 S. 265. — S. 470 Syr. 484 Lat. hält Hr. *M.* die Stelle *Templarii damno affecerunt sq.* für fehlerhaft. Die richtige Erklärung derselben ist bey *Lorsbach* 1 S. 267 zu lesen. — S. 486 Syr. Z. 5 v. u. 502 Lat. erlaubt sich Hr. *M.* eine höchst kühne Versetzung, nämlich ܐܚܘܢ ܙܥܘܪܐ ܛܘܠܝ ܗܘܐ ܡܬܒܠ ܠܫܠܝܛܘܬܐ ܕܡܫܪܝܬܐ ܪܒܬܐ ܘܡܫܡܫ ܗܘܐ ܠܐܒܘܢ d. i. *Frater noster junior Tuli constanter exercitus magni curam gessit, perpetuoque lateri patris nostri adhaesit*, während der gedruckte Text ܛܘܠܝ ܗܘܐ ܐܚܘܢ ܙܥܘܪܐ ܘܡܫܡܫ ܗܘܐ ܠܐܒܘܢ ܘܡܬܒܠ ܠܫܠܝܛܘܬܐ ܕܡܫܪܝܬܐ ܪܒܬܐ hat, welches lateinisch *Frater noster Tuli filius minimus aciei magnae sub patre nostro stipendia meruit* gegeben wird. Rec. kann es nicht über sich gewinnen, Hn. *M.* diese Umstellung einzuräumen, weil es unbegreiflich bleibt, wie ein Abschreiber zur Anrichtung dieser Verwirrung gekommen seyn sollte. Vergleicht man den Text S. 439: so bietet sich die gewiss näher liegende Vermuthung dar, dass vor ܡܫܪܝܬܐ das Wort ܡܕܒܪܢܐ ausgefallen sey, wobey denn die Wortstellung des gedruckten Textes ungeändert bleiben kann. Es heisst nun: *Frater noster Tuli filius minimus dux exercituum magnorum.* Das von Hn. *M.* getadelte *sub patre nostro stipendia meruit* lässt sich allenfalls vertheidigen, wenigstens erklärt es sich leicht, wie *Bruns* zu dieser Übersetzung kam. Denn wörtlich heisst es: *et constanter ministerio patris nostri occupatus erat.* Freylich drückt die Umschreibung des Hn. *M.* den Sinn deutlicher aus: denn offenbar will Uchtai seinen Bruder Tuli auch in Hinsicht seiner Geschäftskenntnisse empfehlen, die er in den Umgebungen seines Vaters erworben habe.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

1 8 2 1.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Wien, b. Schmidt: *Beyträge zu einer richtigen Überſetzung der ſyriſchen Chronik des Gregorius Barhebräus,* oder Berichtigung verſchiedener Stellen der lateiniſchen Überſetzung des Barhebräus, welche *Paul Jacob Bruns* und *Georg Wilhelm Kirſch* herausgegeben haben, von *Ferdinand Gregor Mayer* u. ſ. w.

(Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.)

S. 489 Syr. 505 Lat. wird *Bruns* Übertragung von Hn. *M.* ganz richtig folgendermaſsen abgeändert: *Fuere 40,000 et occurrerunt circiter 4000 equitibus — quos a ſociis ſuis ſeparatas ad unum omnes interfecere.* Nach dieſer Verbeſſerung bleibt auch nicht die geringſte Undeutlichkeit übrig, über welche Hr. *M.* doch klagt. Chowarzemſchah ging mit 40,000 dem Aſchraf entgegen. Der Letztere aber hatte ſich mit dem Sultan von Romanien Alanddin verbündet (wie der ſyriſche Text Z. 3 dunkel andeutet, *Abulfeda Annal.* 4 p. 366 aber ausführlich berichtet). Die Truppen des Chowarzemſchah ſtieſsen dann auf 4000 Mann Reiter von dem Heere des Alanddin, die ſich von den Ihrigen getrennt hatten, und machten dieſe 4000 Mann vollends nieder. — S. 497 Syr. 514 Lat. Die Todesart des Sultans Alanddin, welche nach *Bruns* Überſetzung ſo lautet: *exiit in hypocauſtum, coepitque exſpuere multum ſanguinis* wird im arabiſchen Texte S. 476 deutlicher berichtet. Der Sultan begab ſich الي التوضا فانسهل برازا دمويا, *in ſeceſſum et emiſit excrementum ſanguinis.* Mit Recht tadelt Hr. *M.* das *hypocauſtum,* und vermuthet, ܥܠ ܠܡܦܩܢܐ heiſse *latrina, ſeceſſus.* Es fragt ſich nur, wie das letztere Wort dieſe Bedeutung haben könne! *Lorsbach* Archiv 1 S. 257 verglich das griechiſche ἀπουσία, gleichſam: das Haus der Abweſenheit, Abtritt. Aber zur Bezeichnung der hier in Rede ſtehenden Sache ſcheint die Wahl eines griechiſchen Wortes etwas Auffallendes zu haben. Augenſcheinlich hat *Bruns* die Stelle nicht verſtanden, und was man nicht verſteht, ſchreibt man auch leicht irrig ab; daher bietet ſich wohl die Vermuthung dar, jenes ܠܡܦܩܢܐ ſey unrichtig, und wenn Rec. auch die eigentliche Lesart nicht zu errathen wagt: ſo ſcheint doch ein von ܢܦܩ abgeleitetes Hauptwort, man mag nun auf die Schriftzüge, oder auf die Bedeutung ſehen, hier eine ſchicklichere Hülfe zu geben. Denn was die letztere anbetrifft: ſo bemerkt Rec. nur aus *Caſtellus,* daſs ܢܦܩܐ *fodina,* ܡܦܩܢܐ *exoneratio ventris,* und ܡܦܩܢܐ *excrementum* heiſse. — S. 502 Syr. 519 Lat. hat *Bruns* überſetzt: *In loco, qui vocatur Conſuley, id eſt, monte ſordido.* Daſs ܡܣܚܝܐ nicht *ſordidus* heiſsen könne, bemerkt Hr. *M.* richtig, weiſs aber nichts aus dem Worte zu machen. Zuerſt wäre der Fehler *Conſaley* zu beſſern geweſen. Es muſs nämlich *Coſatag* heiſsen: denn im Syriſchen ſteht ܟܘܣܐܛܐܓ, und dieſe Schreibart iſt etymologiſch genauer, als die im arabiſchen Texte S. 480 vorkommende كوساداغ: denn der Name iſt von dem perſiſch-türkiſchen طاغ, *Berg,* und كوسه, *dünnbärtig* (vgl. *Caſtelli Lex. Perſ.* p. 480) abzuleiten. Hält man dieſe Etymologie feſt: ſo ſchwindet auch alle Schwierigkeit der Erklärung des zur Erläuterung beygefügten ܛܘܪܐ ܡܣܚܝܐ weg. Denn ܟܘܣ heiſst bekanntlich *barba deſtitutus fuit,* und es iſt klar, daſs ein *kahler Berg* bezeichnet werden ſoll, der nicht mit Gebüſch oder Wald bewachſen war. Demnach wäre denn das *Bruns*'ſche *monte ſordido* unbedenklich zu ändern. — S. 507 Syr. 526 Lat. iſt Hn. *M.* das ſyriſche ܦܝܠܘܛܐ dunkel geblieben. *Lorsbach* Archiv 1 S. 251 erklärt es aus πίλωτος durch *Filzdecke.* — S. 524 Syr. 545 Lat. beſteigen Herolde ܟܪܘܙܐ ܠܐܩܪܝܐ, und verkündigen den Einwohnern von Malatia Frieden. *Bruns* überſetzt jenen ſyriſchen Ausdruck *cryptas templorum,* was Rec. eben ſo wenig, als Hr. *M.* zu deuten weiſs: denn daſs hier nicht von Grotten und verborgenen Höhlen die Rede ſeyn könne,

leuchtet ein. ܡܕܒܪܐ ist ohne Zweifel falsch geschrieben oder gedruckt für ܡܢܒܪܐ das arabische منبر, die *Kanzel* in den Moscheen. Die arabische Ausgabe S. 511 hat zwar im Texte المنابر, Pluralis von منارة, der kleine an den Moscheen befindliche Thurm, aber es findet sich dabey die Variante المنابر, der Pluralis von jenem منبر. — S. 526 Syr. 547 Lat. nimmt *Bruns*, welcher falsch übersetzt, eine Lücke im Texte an. Hr. *M.* verbessert richtig: *Cum Veneti, qui ubique locorum (degebant), haec audirent, absque mora sq.*, und so bedarf es denn keiner weiteren Ausfüllung einer muthmasslichen Lücke. Denn nach dem Arabischen S. 514 kommen die Venetianer sogar aus Constantinopel ihren Landsleuten in Arca zu Hülfe. — S. 534 Syr. 556 Lat. macht das ܐܘܕܥ ܐܠܦܐ Hn. *M.* Bedenklichkeiten. Rec. verweist auf *Lorsbach* a. S. 246. — S. 537 Syr. 561 Lat. hat *Bruns extendit (Bar Yunes) manum suam sub stratum*, um dem Malac Salah einen Brief zu stehlen. Hr. *M.* hält jene Übersetzung für falsch, und vermuthet eine unrichtige Schreibart des Wortes ܛܢܦܣܐ, welches ihm unbekannt ist. Allein Alles ist in bester Ordnung. Dass ܛܢܦܣܐ ein *Bette* bezeichnen solle, erhellt aus dem arabischen Texte S. 539, woselbst dafür طراحة steht; und auch die etymologische Ableitung hat keine Schwierigkeit: denn es ist das arabische طنفسة, *stratum, tapetium villosum. Golius Lex. Additam.* p. 2861. — S. 544 Syr. 568 Lat. hat Hr. *M.* die Stelle, welche bey *Bruns nunciavit Bundokdar dominus sq.* beginnt, also übersetzt: *Bundokdar — Haytono — per legatum significavit, oportere, ut se ejus imperio subjiciat, tributum det, transitum (per Ciliciam in) Syriam concedat, et commeatu ex ditione ejus subvecto utatur.* Die Richtigkeit dieser Verbesserung verbürgt der arabische Text S. 545. Ebendaselbst übersetzt *Bruns* die Worte ܣܢܩܘܪ ܐܫܩܪ ܕܡܢ ܣܡܪܩܢܕ: *Sankur Aschkeras Samarkandensis.* Hr. *M.* bemerkt mit Recht, das letztere Wort bezeichne keinen Eigennamen, sondern sey Erklärung des ܐܫܩܪ (vgl. *Castellus ed. Michaelis* p. 605). Dieses nämlich — und das hätte Hr. *M.* noch dazu bemerken mögen — ist arabischen Ursprungs: اشقر, roth. *Abulfeda Ann.* T. 5 p. 22. Übrigens ist das *Bruns*'sche *Samarcandensis* der Sache nach richtig: denn jener Sankur war wirklich من بلاد سمرقند, aus der Gegend von Samarkand. Vgl. den arabischen Text S. 547. — S. 600 Syr. 632 Lat. tadelt Hr. *M. Bruns* Übersetzung ohne Grund. Er giebt den syrischen Text ganz falsch an; die in ihm befindlichen Worte: ܦܢܝܬܐ ܕܡܢ ܡܐܢܐ, können unmöglich heissen: *Papiere, deren Stoff Tuchflecken waren*, wie Hr. *M.* will, sondern mit *Bruns*: *pannos chartaceos*, d. i. Papierzettel. Es ist vom Papiergelde die Rede, welches der Mongole Caigatu einführte, und mit Gewalt in Umlauf brachte. — Doch Rec. ist schon zu ausführlich geworden, und bricht desshalb ab. Der Druck ist im Ganzen recht rein, einzelne Fehler sind im Anhange verbessert; andere, wie S. 22 und 27, wo *Birch* statt *Kirsch* steht, können den Kenner nicht irren.

H + M.

ÖKONOMIE.

HANNOVER, in der Hahn'schen Hofbuchhandl.: *Cellische Nachrichten für Landwirthe, besonders im Königreich Hannover.* Herausgegeben im Namen der königl. Landwirthschafts-Gesellschaft zu Celle. *Erster Band.* Erstes Stück. 1820. X u. 98 S. Zweytes Stück. 1820. X u. 146 S. 4. (2 Rthlr.)

Das zweyte Stück hat noch den besonderen Titel: *Über die Verarbeitung des Hanfs und Flachses im ungerotteten Zustande durch Maschinen.* Von *J. G. Meyer*, königl. grossbr. hannöv. Landes-Ökonomie-Rathe zu Celle und Amtmann zu Coldingen u. s. w.

Nachdem sich die landwirthschaftliche Gesellschaft zu Celle im May 1816 unter glücklichen Auspicien wieder vereinigt hat: so hält sich der engere Ausschuss für verpflichtet, die ältere Grundregel der öffentlichen Mittheilung aller Nachrichten, welche den Landwirthen jeder Classe nützlich sind, auch ferner zu befolgen, und dabey zunächst sich auf die Landwirthe des Königreichs Hannover zu beschränken, deren verbesserter Zustand der Zweck des Staats und aller Bemühungen der einzelnen Mitglieder ist. Da wir nun bey Durchlesung dieser zwey Stücke solche Nachrichten darin gefunden haben, welche durchaus praktisch und gemeinnützig, und daher bey manchem aufmerksamen Leser solche Gedanken und Ideen zu erzeugen im Stande sind, welche auch für andere Länder des deutschen Reichs fruchtbar werden können: so halten auch wir es für unsere Pflicht, die Aufmerksamkeit unserer Leser auf dieses Blatt zu richten.

Das erste Stück ist von den beiden Herausgebern, *Meyer* und *Schaake*, dem Herzog von Cambridge gewidmet, und enthält nach seiner Inhaltsanzeige I. den *Vorbericht* auf 3 Seiten. II. *Nachrichten zur Geschichte der Landwirthschafts-Gesellschaft zu Celle, und Mittheilung ihrer Verhandlungen* von 1816 bis 1819. Nach S. 9 heisst es: „Die Stände des Königreichs Hannover beschäftigten sich gleich im Winter 1816 mit den Hülfsmitteln zur Beförderung des Flors der Gesellschaft, und bewilligten statt der ehemals von der Lü-

neburgischen Landschaft angewiesenen 500 Thaler, nunmehr als für eine das ganze Königreich Hannover betreffende Stiftung jährlich eintausend Thaler. Das königl. Cabinets-Ministerium äusserte zu gleicher Zeit sehr lebhaft die Absicht, den Wirkungskreis der Landwirthschafts-Gesellschaft zu sichern und zu erweitern, und deshalb wurde die königl. Anweisung vom May 1767 auf einen jährlichen Zuschuss von eintausend Thaler aus der General-Casse erneuert." S. 38 bekennt die Societät, zu den für herabgesetzte Preise an die Unterthanen abgelassenen Kleesaamen 900 — 1000 Thaler aus dem Fondszuschuss gemacht zu haben. III. *Mittheilungen aus der englischen Zeitschrift der Gesellschaft des Ackerbaues und innerer Verbesserungsfortschritte.* IV. *Vorschläge über die Versicherung des durch Hagelschlag entstehenden Schadens, und regelmässige Einrichtung freywilliger Unterstützung.* — Hat die Grundgesetze der Versicherungs-Gesellschaften zu Köthen und Neu-Brandenburg als Anlagen. Da es nun bisher mit Errichtung solcher heilsamen Anstalten in vielen Ländern und Gegenden Deutschlands, wo man lange Zeit schon laute Wünsche geäussert hat, schwer hielt, weil manche Gegenden mit Hagelschlägen wenig oder gar nicht heimgesucht werden: so müssen vielen Lesern diese Vorschläge und Grundgesetze genannter Versicherungs-Gesellschaften sehr willkommen seyn, weil sie dadurch ihrem Ziele näher zugeführt werden. V. *Nachrichten über die zu Coldingen zur Vertilgung der Mäuse im J. 1818 bis 1819 angewandten Mittel und deren Erfolg.* Das von *Schwarz* empfohlene Räuchern mit Schwefel und Lumpen mittelst eines Handblasebalgs war wegen des lockeren Erdreichs nicht anwendbar, indem der Schwefeldampf seinen Ausgang fand; auch Malz in Kranichsaugen gekocht, mit vieler Sorgfalt versucht, war ohne Erfolg geblieben. Aber durch das mit einem eisernen Erdbohrer verrichtete Löcherbohren wurden 33,000 vertilgt. VI. *Erklärung und Vergleichung verschiedener Masse, Gewichte und Münzen; mit einer Übersichtstabelle.* Endlich folgen 2 Kupfer, worauf 5 Karren abgebildet sind, als: 1) Leichte Karre für kleine Ochsen, 25 Ctn. haltend; 2) Karre für schwere Ochsen, 45 Ctn. haltend; 3) Karre, 25 Ctn. haltend; 4) Karre für 35 Centner; und 5) die verbesserte irländische Karre von *Bakwell.*

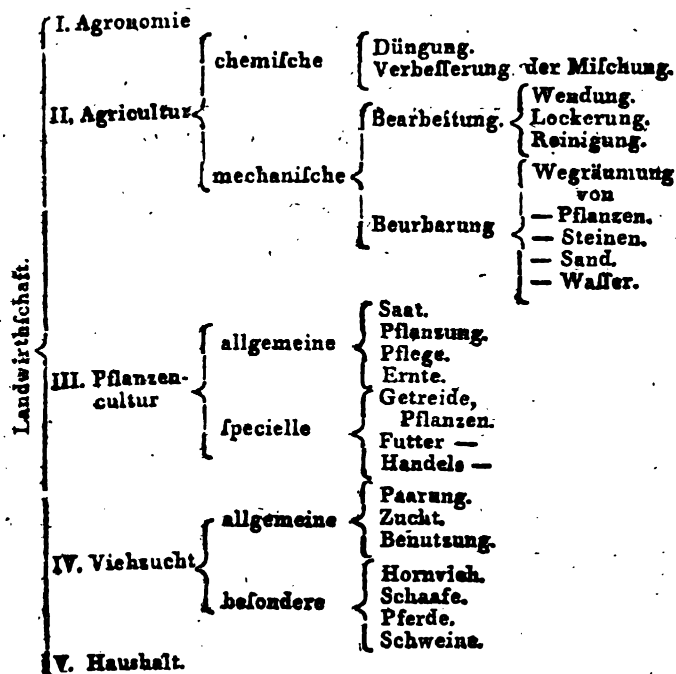
Zweytes Stück. Dasselbe enthält die Nachrichten über die neue Methode, Flachs und Hanf auch ungerottet (ohne Röste) zu einem brauchbaren Material zuzubereiten, sowie auch über den Nutzen der zu dessen Bearbeitung vorgeschlagenen Maschinen. Hr. *M.* hat alle bekannt gewordenen Versuche gesammelt, und die Resultate nach ihrer Verschiedenheit zur Beleuchtung und Übersicht zusammengestellt; daraus hat sich denn ergeben, dass nach einer genauen Untersuchung aller Umstände der Nutzen bis jetzt bey dieser Methode so gross bey Weitem nicht ist, als er von den Engländern und Franzosen davon ausgebreitet worden ist. Die Veranlassung zu dieser mühsamen Untersuchung gab ihm die Landwirthschafts-Gesellschaft zu Celle. Denn derselben wurde vom Hn. Regierungsrath *Rumann* zu Hannover die vom Hn. Director *Christian* zu Paris erfundene Maschine mit des Letzteren Instruction zur Flachsbearbeitung geschenkt. Diess veranlasste den engeren Ausschuss der Landwirthschafts-Gesellschaft, nach Vorschrift der Stiftung, eine genauere Untersuchung des ganzen Gegenstandes zur Mittheilung an die Landwirthe im Königreiche Hannover zu wünschen und nützlich zu finden. Als Mitglied des engeren Ausschusses jener Gesellschaft unterzog sich unser Vf., jedoch bloss als Landwirth, dieser Prüfung, weil er, wie er sagt, auf einer grossen Landwirthschaft lebt, und viele Gegenstände, auf deren Kenntniss im genauesten Detail der mehrere oder mindere Werth der neuen Erfindung zum Theil beruht, genauer nachzuforschen, die Gelegenheit hat. Er will aber die Prüfung der Gegenstände, welche auf Chemie und Mechanik beruhen, den Einsichtsvolleren dieser Fächer überlassen, welchen er nur die Puncte bezeichnen will, auf deren gründliche Untersuchung es ankommt. Er hat diess nicht nur in Erfüllung gebracht, sondern zuletzt eine solche gelehrte und vortreffliche Abhandlung beygefügt, die wohl wenig Leser unbefriedigt lassen wird. Deutliche Zeichnungen der Maschinen findet man auf 7 Kupfertafeln.

Ks.

WIEN, b. Gerold: *Lehrbuch der Landwirthschaft.* Von *Johann Burger*, der Heilkunde Dr., ord. Lehrer der Landwirthschaft und Thierarzneykunde am Lyceum zu Klagenfurt u. s. w. Erster Band. 1819. XXIV u. 342 S. gr. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Bey einer freyen und unbefangenen Ansicht erklärt Hr. *B.*, dass der Wissenschaft der Landwirthschaft noch in vielen Stücken allgemein richtige, durch Vergleichung bestätigte Erfahrungen mangeln, und eine wissenschaftliche Anordnung und folgerechte Begründung ihrer Lehren noch kaum versucht worden sey. Die unter den landwirthschaftlichen Schriften älterer und neuerer Zeit befindlichen Lehrbücher haben ihm wenig genügt, indem die ersten in praktischer Hinsicht nur einen geringen, in wissenschaftlicher aber gar keinen Werth hätten; die letzten hingegen alle, mehr oder weniger entweder mit dem Fehler der Mangelhaftigkeit oder der Einseitigkeit, der Unrichtigkeit oder der Unvollkommenheit, oder mit einer für die gegebene Absicht unschicklichen Form behaftet wären. Beweise hiezu hat er vermuthlich wegen der Kürze weder hier noch an anderen Orten gegeben, wiewohl sie unseres Erachtens für Schüler, die den richtigen Gang der Wissenschaft von dem falschen dadurch genauer unterscheiden lernen, gewiss nicht ohne Nutzen gewesen seyn würden. Die Veranlassung zu diesem Buche gab Hn. *B.* das Bedürfniss eines Lehrbuches der Landwirthschaft, das im nördlichen wie im südlichen Deutschlande gleich anwendbar wäre, das die allgemeinen Lehren der Wissenschaft systematisch geordnet enthielte, und die Anwendung derselben für besondere Fälle andeutete, das dem Lehrer wie dem Schüler gleich brauchbar, und selbst dem praktischen Landwirthe

nützlich wäre, welches bey der vermehrten Anzahl landwirthschaftlicher Lehranstalten, und der vorgeschrittenen Bildung Jener, die sich mit dem Ackerbau abgeben und sich über denselben unterrichten wollten, immer lebhafter gefühlt würde. Hr. *B.* hat sich damit ein für diese Wissenschaft sehr hohes Ziel gesteckt; seine Absicht wie sein angewendeter Fleiss verdienen das grösste Lob. Da alle Hauptsätze fleissig zergliedert sind, Alles wohl durchdacht, gut geordnet und mit Besonnenheit vorgetragen ist; da dieses Buch ausser seinen besonderen Vorzügen vor anderen Lehrbüchern auch den Vortheil hat, dass es durch eigene vieljährige Erfahrungen des Hn. *B.*, welcher selbst ausübender Landwirth ist, und nicht durch fremde, womit sich so viele andere bloss behelfen müssen, ist bereichert worden: so kann man es mit Recht auch wegen seiner Reichhaltigkeit Lehrern und Schülern empfehlen, und versichert seyn, dass sie beide damit werden vollkommen zufrieden seyn können. Jedoch für ein für die Wissenschaft vollkommen gelungenes Werk dürfen wir es deſswegen noch nicht ausgeben, weil die Erklärungsart die eigentlich wissenschaftliche nicht ist. Denn das Reelle muss, wenn es Wissenschaft im eigentlichen Verstande heissen soll, aus dem Ideellen erklärt werden. Zum Beweise unseres Urtheils wollen wir das Schema der Lehre der Landwirthschaft, wonach Hr. *B.* sein Lehrbuch ausgearbeitet hat, hier vorlegen, und dann unsere Anmerkungen hinzufügen.



Der *Hauptbegriff* ist Landwirthschaft, von welchem die übrigen Begriffe alle abgeleitet sind; folglich stellen sie in dieser Form zusammen eine Ordnung für die Lehren der Wissenschaft oder ein System vor, wovon der Hauptbegriff das Princip ausmacht. Ein solcher Hauptbegriff, welcher einem wissenschaftlichen Systeme zum Princip dienen soll, darf aber kein empirischer und schon gegebener seyn, weil Empirie und Wissenschaft sich einander gerade entgegengesetzt sind; sondern es muss eine durch die Vernunft selbst geschaffene Idee, oder ein übersinnlicher, selbstständiger und vollkommen unabhängiger Begriff seyn, der das ganze System durchdringt und belebt, wie die Seele den Körper. — Nun aber ist Landwirthschaft ein hohler und bloss formaler Begriff, der wieder nur Begriffe gleicher Art von sich ableiten lässt, dergestalt, dass ein solches System durchaus nur wie hohl und leblos da steht. Rec. glaubt es, dass es Hn. *B.* viele Mühe gekostet habe, dieses System zu bauen, und die Lehren in eine folgerechte wissenschaftliche Form zu bringen, welches ihm aber leichter gefallen wäre, wenn er dieselben aus einer absoluten Idee entwickelt hätte. Es hat nun noch die schlimme Folge, dass es natürlicherweise auch auf den Vortrag Einfluss hat, und demselben an Lebendigkeit fehlen muss, weil die hohlen Begriffe von derselben nichts enthalten können, ausser was mit einer fühlbaren Beschwerlichkeit hinein getragen wird. Und diess ist ein bedeutender Fehler bey einem Lehrbuche, theils weil die Schüler von einem solchen Vortrage keine gründliche Ausbildung bekommen, theils aber auch bey einem todten Unterrichte ermüden. Dieser Fehler rührt ursprünglich von einer verkehrten Ansicht der Dinge her, bey welcher insgemein die Gelehrten die Wissenschaft tief unter die Empirie begraben, wenn sie mit Hn. *B.* die Landwirthschaft und ihre Hülfswissenschaften *Erfahrungswissenschaften* nennen. Eine Erfahrungswissenschaft ist ein Unding. Denn Erfahrung kann nie etwas Anderes als Erfahrung seyn, und als solche nie zur Wissenschaft gemacht werden, weil sonst ein jeder in seinem Fache wohlerfahrene Mann, und folglich auch der Bauer in der Landwirthschaft, ein wissenschaftlicher Mann seyn müsste. Aus diesem Irrthume folgt, dass mit diesem Zwitterbegriffe die Wissenschaft verkannt und herabgewürdigt wird. Denn Wissenschaft ist ein Product der menschlichen Vernunft, welche die Erscheinungen der Dinge dem Verstande demonstriren und das Subjective mit dem Objectiven zur Einheit erheben muss. Dadurch erzeugt sich nun eben die reine Wahrheit, wenn das Subjective mit dem Objectiven zur Einheit gebracht wird. — Wir wünschten, dass unser sonst kenntnissreicher Vf. diesen Wink benutzen, und sich bald auf den rechten Weg der wahren Wissenschaft zurecht finden möchte!

Ks.

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Barth: *Katechetische Anleitung zu den ersten Denkübungen der Jugend*; von *M. J. Christ. Dolz*, Vicedirector der Rathsfreyschule. Erstes Bändchen. Fünfte durchgesehene Auflage. Nebst einer Kupfertafel, welche die Lesemaschine darstellt. 1820. XVI u. 164 S. 8. (10 gr.) (S. d. Rec. J. A. L. Z. 1817. No. 95.) Von bewährter Brauchbarkeit.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

RÖMISCHE LITERATUR.

Zürich, b. Gessner: *M. Tullius Cicero's sämmtliche Briefe*, übersetzt und erläutert von *C. M. Wieland*. Band I u. II. 1808. XXIV — 515 u. 521 S. B. III. 1809. 526 S. B. IV. 1811. XXX — 535 S. B. V. 1812. XIV u. 562 S. B. VI, vollendet und zum Druck befördert von *F. D. Gräter*. 1818. XIV u. 482 S. (13 Rthlr. 6 gr.)

Gegenwärtige Anzeige kann nichts Anderes zur Absicht haben, als eine bedeutende Lücke zu verhüten, die diesen Blättern nachgewiesen werden könnte, wenn das letzte Werk des ehrwürdigen und um die Literatur so vielfach verdienten *Wieland* sich nicht darin verzeichnet fände. Dasselbe bekannt zu machen und ihm eine würdige Aufnahme zu bereiten, wäre jetzt ein eitles Geschäft, und selbst in seiner Neuheit nicht einmal nöthig gewesen. Gewiss hat es, gleich von der Erscheinung der ersten Bände an, seinen Weg nicht nur zu allen denjenigen gefunden, die zur Vermittlung des Verständnisses der Alten eines geistreichen Übersetzers bedürfen; sondern es ist auch von denjenigen zur Hand genommen worden, die zwar, als Einheimische, keinen Führer im Gebiete der Griechen und Römer brauchen, aber doch fremde Ansichten mit den ihrigen vergleichend zusammen zu halten, und die Rede eines feinfühlenden und scharfsinnigen Mannes über bekannte Dinge gern — und vielleicht auch zuweilen mit Belehrung — zu vernehmen pflegen. Wir heben dieses Letztere um so sorgfältiger hervor, als hie und da ein Vornehmthuender über unseren *Wieland*, weil derselbe nicht eigentlich in gelehrtem Harnisch auftrat, noch irgendwo philologisch zünftig war, als tüchtigen Sprachkenner Zweifel verlauten liess. Hierin irren sie sich aber eben so sehr, als wenn sie, weil seine Übersetzungen nicht von Gräcismen und Latinismen starren, in ihm nicht einen feinen Gedankenergründer und Geistesdarsteller erkennen wollten. Und dass man ein Werk *W's.*, das in die alte Literatur einschlägt, nicht leicht ohne Belehrung aus der Hand legt, dafür können schon gültige Zeugnisse aus früherer Zeit beygebracht werden. Mancher Gelehrte, der sich in seinem Horatius recht einheimisch fühlte, wird in *W's.* Verdeutschung nicht nur eigene, selbstgewonnene Ansichten bestätigt, sondern auch hie und da Neues oder Nichtbeachtetes, vorzüglich Winke zu lebendigerer Auffassung der Individualität des Römers, gefunden haben. Wenn aber schon der übersetzte und erläuterte Horatius ein schönes Denkmal der Verdienste *W's* um unsere Literatur ist: so muss der neueren ähnlichen Arbeit eine in dem Masse grössere Anerkennung werden, als Cicero unbezweifelt über Horatius steht, und also durch dieselbe einer der merkwürdigsten Männer des Alterthums genauer erkannt wird.

Nach diesem Vorworte, das wir *W's.* Manen schuldig zu seyn glaubten, wollen wir Einiges über sein letztes Werk berichten. Zuvörderst ist höchst lesenswerth und genussreich die Vorrede. In ihr werden, mit vieler Einsicht und mit Einmischung mancher schönen Bemerkungen, die Briefe Ciceros als Quelle der damaligen Geschichte und als Spiegel seines Ichs gewürdigt. Die gelegentlich darein geflochtene Charakteristik verräth eben so sehr einen feinen, kunstreichen Pinsel, als ein richtiges Auffassen der gesammten Eigenschaften dieses Römers. Von da bahnt sich der Übersetzer den Übergang zu der Rechtfertigung, dass er sich an die Verdeutschung eines der schwierigsten Denkmäler des Alterthums gewagt, und jetzt als 75jähriger Greis eine bis in den Winter seines Lebens verspätete Frucht in den Schooss des deutschen Vaterlandes niederlege. Dieser Abschnitt ist in wahrhaft elegischer Stimmung geschrieben; in gleicher Stimmung und unter Regungen der Liebe und Verehrung gegen diesen Nestor unserer Literatur wird er auch von Jedem gelesen werden. Sollte das Lesen der sämmtlichen Briefe Ciceros, in historischer und psychologischer Hinsicht, anziehend und belehrend seyn: so mussten sie auch nach derjenigen Reihe, in welcher sie ins Daseyn traten, dem Leser vorgeführt werden. Auf diese Weise entwickelt sich das Drama der damaligen Zeit, von Scene zu Scene, allmählich vor unseren Augen, und die Erscheinungen, von Ciceros Geist aufgefasst und wieder reflectirt, gehen in gehöriger Ordnung an dem unserigen vorüber. Nothwendig war also die chronologische Anordnung; und dazu hat *W.*, wie er selbst berichtet, bekannte Vorgänger benutzt. Dass diese Ordnung aber auch hier noch nicht aufs Reine gebracht ist, und vielleicht von Niemanden je gebracht werden wird, liegt in der Natur der Sache. Da die sämmtlichen Briefe durch die lange Reihe von 25 Jahren sich hinziehen: so mussten sie Abschnitte erhalten, die Ruhepuncte

gewährten, und den Überblick erleichterten. Dazu nun hat *W.* die Abtheilung in Bücher gewählt, und die Zahl dieser auf *achtzehn* beschränkt. Sie konnten dann, laut der Vorrede, natürlich und bequem in die *sechs Bände* vertheilt werden, auf welche, mit nöthiger Berücksichtigung des Ebenmaßes, das deutsche Werk berechnet war. Uns aber gefällt diese Abtheilung nicht. Der Natur der Sache angemessener scheinen Abschnitte nach den Lebensepochen und dem Schicksalswechsel des merkwürdigen Mannes gewesen zu seyn. Statt Büchern, die bald mehr, bald weniger Jahre der Stadt Rom enthalten, und die leeren Namen der regierenden Consuln an der Stirne tragen, wären dann Abtheilungen entstanden, die uns den Mann in seinem inneren Leben und in seinen Verhältnissen zur äußeren Welt während eines gewissen Zeitraumes gezeigt hätten. Kurze Überschriften, nicht nur beym Anfange eines solchen Abschnittes angebracht, sondern auch oben über jeglicher Seite bis ans Ende fortgeführt, konnten gleich beym Aufschlagen den Leser in die jedesmalige Zeit versetzen, und über das, was er finden würde, im Voraus berichten. Da die Briefe vor dem Consulate unbedeutend und während demselben gar keine vorhanden sind: so würde der Zeitraum vom Austritt aus dem Consulat bis zum Exil den ersten anziehenden Abschnitt bilden. In dem nächsten müßten die Briefe während der Verbannung zusammengestellt werden — ein prosaisches Seitenstück zu den *Tristibus* und *Epistolis ex Ponto* des Ovidius. Den darauf folgenden würde, wie nach einem trüben, sturmvollen Wetter die an dem heiteren Himmel hervortretende Sonne, derjenige Brief an Atticus eröffnen, wo wir den vom Schicksal hart gedrückten Mann wieder in dem alten Glanze und dem vollen Gefühl des neuen Glücks, und darauf einige Zeit lang sein Leben zwischen Staatsgeschäften und dem Otium theilend, bald in der Stadt, bald auf den Villen erblicken. In dem nächsten träte er als Proconsul auf. Wir begleiteten ihn auf der Reise nach der Provinz von einer Station zur anderen, sähen ihn dort anlangen und handeln auf einem neuen Schauplatze, und erführen durch Cölius unterdessen die Ereignisse in Rom. Die Briefe seit der Rückkehr aus der Provinz (ein neuer Abschnitt) bis zur Reise ins Lager des Pompejus würden die allmähliche Entwickelung des großen Trauerspiels und das, während dieser Krisis für den Psychologen und Politiker merkwürdige Benehmen des Consularen zeigen. Auf diese folgte dann wieder eine Sammlung Elegieen, nämlich alle Briefe aus Brundusium nach der pharsalischen Schlacht bis zu Cäsars Ankunft aus Afrika — einer abermaligen schönen Peripetie aus Ciceros Leben. Für die nach diesem Zeitpunct geschriebenen, die das starke Drittheil der sämmtlichen ausmachen und vom J. 707 bis 710 gehen, würden sich auch schon schickliche Abtheilungen gefunden haben. Wenn nun aber auch die von *W.* beliebten ein kleiner Übelstand drückt: so ist dieser wieder durch die *Einleitungen* vergütet, die jedem Buche vorangehen, und im Voraus über Zeit, Menschen und Begebenheiten einen Überblick geben. Diese Einleitungen und die jedem Buche angehängten Anmerkungen zum Verständnis einzelner Stellen der Briefe sind eine höchst schätzbare und lehrreiche Zugabe zu der Übersetzung, und zeugen von Scharfsinn und feiner Einsicht in die Geschichte. Daß allen daselbst aufgestellten Ansichten, psychologischen Aussprüchen und theilweise den Charakteristiken Manche vielleicht nicht beystimmen werden, ist wohl möglich und auch sehr natürlich in Sachen der Kritik. Uns z. B. waren die Bemerkungen auffallend, die B. 2 S. 129, am Ende der Briefe aus dem Exil, in dem Abschnitte *Zugabe* enthalten sind. *W.*, der sonst zwischen Middletons *studium* und des Dio Cassius und Melmoths *ira* eine weise, gerechte Mitte hält, hat hier ein leicht zu entzifferndes Räthsel zu Gunsten des bedauernswürdigen Cicero nicht lösen wollen; wir sagen *nicht wollen:* denn ihm, der so manches andere Verborgene aufdeckt, hätte gewiss auch hier der Schlüssel nicht gefehlt. An einem Manne, wie Cicero, der von Kindheit an (f. *Epist. ad Q. Fratrem* 3. 5) die Worte des Glaukus beym Homer — αἰὲν ἀριστεύειν καὶ ὑπείροχον ἔμμεναι ἄλλων — zum Wahlspruch genommen hatte, begreift man leicht den gedrückten, zerrütteten Gemüthszustand und den ausschweifenden Schmerz in einer Lage, wo das Schicksal ihn so jämmerlich auf die dem Ziele seines Strebens entgegengesetzte Seite geschleudert hatte. Unbegrenzte Eitelkeit und wahre Seelengröße finden sich selten bey einander. Selbst Dio Cassius scheint sich Ciceros sonst unbegreifliche Trostlosigkeit aus einem solchen Grunde erklären zu müssen. Denn in der, dem 38sten Buche eingewebten Unterredung desselben mit Philiscus legt er dem Verbannten zuweilen Antworten in den Mund, die den Sturz von der erglimmten Höhe und das Entbehren der einzigen, die Glückseligkeit seines Lebens ausmachenden Güter als die Quelle einer so beyspiellosen Trostlosigkeit errathen lassen.

Was nun die Verdeutschung selbst betrifft: so ist sie nach den Gesetzen verfertigt, die sich *W.* von jeher gemacht hat. Er hat sich öfters darüber erklärt; aber nirgends deutlicher als im Att. Museum B. III H. I; und wiederum in der Vorrede zu gegenwärtigem Werke. „Klarheit, heißt es da, und Verständlichkeit ist mein erstes Augenmerk und wahrscheinlich auch die Foderung der Leser. Ich leihe dem Cicero so gutes Deutsch, als er, lebte er jetzt, vielleicht selbst geschrieben haben würde. Den Text gebe ich möglichst genau wieder, ohne *lateinischdeutsch* zu schreiben. Kein schöner, kräftiger Ausdruck, keine bedeutende in unsere Sprache übertragbare Metapher, keine der feinen Schattirungen und Wendungen, keine erreichbare Grazie soll ohne Nachbildung bleiben. Überhaupt strebte ich, daß, was man Ciceronität nennt, aus der Verdeutschung erfühlt und geahndet werde. Zuweilen wende ich mehr Worte auf, als vielleicht nöthig sind, und schiebe sogar die Auslegung in den Text hinein, aber dieses nicht aus Bequemlichkeit und Willkühr, sondern aus zu rechtfertigenden Gründen." Mit Recht kann *W.* fodern, nach diesen Gesetzen beurtheilt zu seyn. Wer nicht diesen Maßstab anlegen, sondern

nach den Geſetzen anderer Verdeutſcher richten wollte gehörte unter die *invidos* und *malevolos*, über die er ſich in einem Briefe an ſeinen wackeren Freund *Gräter* beklagt. Uns hat es immer geſchienen, daſs der verſtändige und geſchmackvolle *W.* ſich das Verfahren ſeines Geiſtesverwandten beym Überſetzen als Muſter vorgehalten habe. *Non verbum pro verbo*, ſagt Cicero (Cap. 5 *de opt. gen. dic.*) *necesse habui reddere, ſed genus omnium verborum vimque ſervavi; non enim ea adnumerare lectori putavi oportere, ſed tanquam appendere*: denn die ſogenannten Wortüberträger werden von ihm anderswo (*Fin.* III, 4) mit dem Stempel *indiſerti* bezeichnet. Noch treffender faſt wäre die Vermuthung, daſs *W.* die Grundſätze eines anderen geiſtreichen Alten befolgt habe: denn dem Wunſche Quintilians (*Inſt. orat.* 10. 5, 5), *neque ego paraphraſin eſſe interpretationem tantum volo, ſed circa eosdem ſenſus certamen atque aemulationem*, entſpricht unſeres beliebten Dolmetſchers Manier auf das Pünctlichſte. Wenn er auch zuweilen ſeine Überſetzung paraphraſtiſch werden läſst: ſo iſt doch wiederum durchgängig das Ringen und Kämpfen ſichtbar. Das Verſinken in die Individualität des Originalſchriftſtellers und das Einswerden mit ihm, dann das feine Abwägen der Laute der neueren Sprache, um ſie zu glücklichen Stellvertretern der alten und zu treuen Vermittlern der Gedanken und der Gefühle zu machen, war ſtets *W's.* Streben, und wird immer der Triumph der Überſetzungskunſt ſeyn. Dieſe Idee ſcheinen auch die ungenannten Verfaſſer des Fegfeuers, laut einer Abhandlung im erſten Hefte, zu verfolgen und zu ihrer Verwirklichung beytragen zu wollen.

Was *W.* über die Schwierigkeit des Verſtehens, und folglich auch des Überſetzens ſehr vieler Stellen der Ciceroniſchen Briefe in der Vorrede erwähnt, wird wohl Jeder unterſchreiben, und deſswegen ihm die Entſchuldigung wiederfahren laſſen, die er ſich durch dieſe Bemerkung zu bedingen ſcheint. Dieſe Entſchuldigung wird ſich aber auch auf ſolche Stellen erſtrecken, deren Sinn er entweder nicht recht ergründet und aufgefaſst, oder durch den deutſchen Ausdruck nicht genau genug wiedergegeben hat. Dergleichen können bey einem Werke von ſolchem Umfange hie und da aufgeſpürt werden. Wir wollen, um unſere Anzeige nicht unvollſtändig ſeyn zu laſſen, einige derſelben, wie wir beym ſorgfältigen Studium des Werkes auf ſie geſtoſsen ſind, hier anführen. In dem Briefe an Atticus 2, 1, erwähnt Cicero der von ihm mit der höchſten rhetoriſchen Kunſt verfertigten Denkſchrift ſeines Conſulates, und ſagt: *miſi noſtrum illud* ὑπόμνημα *Poſidonio ut ornatius de iisdem rebus ſcriberet*, d. i. daſs P. ſelbſt (nach Leſung derſelben) ein *eigenes*, zierlicheres Werk über das Conſulat verfertige; je mehr Federn nämlich dieſes in Bewegung ſetzte, deſto erwünſchter war es dem Helden. *W.* überſetzt: daſs er ſelbſt ein zierlicheres Werk *daraus* machen ſollte — und erweckt den Gedanken, als wenn das ὑπόμνημα dem P. zum Verſchönern überſchickt worden wäre. — Die höfiſchen, ſchreibfertigen Griechen, ſtets befliſſen (zu groſsem Nachtheil der Geſchichte!), durch Panegyriken, Enkomien, Epopöen die Thaten groſser Römer zu verherrlichen, hatten vorher auch Cicero um Stoff oder Data angegangen. Die Erſcheinung ſeines eigenen Werkes aber hatte bey ihnen Beſtürzung und Einſtellung der Zudringlichkeit zur Folge. Die darauf ſich beziehende Stelle heiſst: *conturbavi Graecam nationem, ut qui inſtabant, ut darem ſibi, quod ornarent — deſtiterunt.* Die Überſetzung enthält einen Zug, der mit dem urſprünglichen Ton des Gedankens nicht verträglich iſt, nämlich: „ich habe mir die Schäcker mit ihren Zumuthungen vom Halſe geſchafft." — In einem anderen Briefe an Atticus (1, 14), aus welchem beſonders Ciceros Eitelkeit recht hervorleuchtet, iſt *moveri*, in Bezug auf Pompejus, nicht pſychologiſch wahr durch *in Gedanken gerathen* ausgedrückt. Dieſer, mit Ciceros Lob ſtets zurückhaltend und die laute Anerkennung ſeiner Verdienſte vermeidend, verrieth eine innere Bewegung, *wan betroffen*, als er, zum erſten Male nach der Rückkehr aus dem mithridatiſchen Kriege im Senat anweſend, einen Anderen (den Craſſus) Ciceros eifrigſten Lobredner machen hört. — Die Stelle darauf, wo Cicero ſeine eigene prächtige Rede dem Atticus rühmt, endet: *quid multa; clamores*; kurz, es erſchollen Beyfallszurufungen. Die Überſetzung: „was ſoll ich dir ſagen? es ging laut her," erregt den Gedanken einer lärmenden Senatsſitzung. — Kunſtausdrücke, deren ſchlagender Sinn von einem bey griechiſchen Rhetoren gebildeten Römer augenblicklich gefühlt wird, ſind ſelten überſetzbar, und auch die ſorgſamſt ausſtudirten Stellvertreter verfehlen in der modernen Welt ihre Wirkung. Daher auch die χαριτα, ἐνθυμήματα, κατασκευαὶ als *Wendungen*, *Überraſchungen*, *Einkleidungen* dem Verſtand nicht anſprechen. — Über die Prachtrede des Craſſus wird dem Atticus alſo berichtet: *totum hunc locum, quem ego meis orationibus varie ſoleo pingere, de flamma, de ferro, noſti illas* ληκύθους, *valde graviter pertexuit.* Die Überſetzung lautet: „er *breitete ſich* über dieſen ganzen *Gemeinplatz* — mit ungemeiner Wärme *aus*, und warf mit Flammen und Schwerdern und den bekannten *Wortblaſen* um ſich." Dieſe Stelle ſcheint uns ebenfalls, wie eine oben erwähnte, in ihrem Grundton verfehlt zu ſeyn. Ciceros Urtheil iſt ernſt, und lobend für Craſſus, und in ſeinen Worten liegt nichts der Würde der Beredſamkeit im Allgemeinen Nachtheiliges. *Gemeinplatz* aber hat bey uns den Begriff des — Trivialen, Abgedroſchenen; daher ſtatt deſſen vielleicht — Thema; *pertexere*, in der nämlichen Gedankenreihe mit *pingere*, iſt wohl hier eher *durchweben*, *ausſchmücken*, und nicht das gewöhnliche Synonym von *perficere* oder *exigere*, vollſtändig ausführen, erſchöpfen. Ληκύθοι ſind Tiegel, in welchen den Maler Farben, gemiſcht und zugerichtet, in Bereitſchaft ſtanden, um ſie nach Bedürfniſs in ſeine Gemälde aufzutragen. Dann werden ſie entweder metaphoriſch, als Stellen und Themata, die einer glänzenden, prächtigen Darſtellung und Ausmalung fähig ſind, oder auch metonymiſch, als die Farben

selbst genommen. Daher der bekannte griechische Ausdruck ληκυθίζειν. Die römischen Stellvertreter *ampullae* und *ampullari* haben das Missgeschick gehabt, in den zwey Stellen bey Horatius, *Epist. ad Pis.* 97 und *Epist. ad Flor.* 1. 3. 14, wo sie, nach dem Sinne des Dichters, die prächtige, grossartige Sprache der Tragödie bedeuten, falsch verstanden zu werden. Den meisten Erklärern gelten sie, wenigstens in der einen Stelle, für Schwulst oder Bombast. Aus dieser Quelle flossen wahrscheinlich auch unserem *W.* — die grossen Wortblasen. Aber Cicero hier und Horatius dort würden sich gegen eine solche, ihre Ansicht verrückende Deutung verwahren. Letzterer tadelt nur das Widersinnige der Dichter, dass sie einem Telephus in seiner kläglichen Lage eine hochtönende Sprache leihen, und gewaltige, nach Aeschylischer Weise zusammengesetzte, langdaherrollende Worte in den Mund legen. — In einem anderen Briefe an Atticus (1, 1), wo er von seiner Bewerbung ums Consulat spricht und die übrigen Nebenbuhler charakterisirt, schliesst er, in Betreff dieser, einen Satz also: *Petitorum haec est adhuc informata cogitatio.* *W.* übersetzt: diess ist dermalen meine noch *etwas verworrene* Ansicht der Sache. Von einem oberflächlichen Kenner der Ursprache könnte man vermuthen, er habe die Redensart: *cogitationem sibi informare*, sich eine Vorstellung machen — nicht beachtet, und *informata* für *ungestaltet*, oder, wie hier, für *verworren* genommen; aber *W.* ist es wahrscheinlich als ein ausfüllendes Beywort, deren er oft hie und da einige anbringt, entschlüpft. Zum Unglück aber ist das gegenwärtige gerade in Widerspruch mit dem Ganzen des Gedankens. Von allen in Rom anwesenden Mitbewerbern (*urbani competitores*) hatte er eben eine so sichere Vorstellung, dass er sich des Sieges über sie für versichert hielt, aber dafür machten ihm die beym Heere des Pompejus befindlichen desto mehr bange. Daher die Bitte an Atticus: *cura ut praestes manum Pompeji* — stehe mir nur für diese, stell mich vor ihnen sicher. In der Übersetzung lautet diese Stelle: wirb sie für mich an; aber der Wunsch, ihm Stimmen zu verschaffen, ist nicht in Ciceros Worten enthalten. — Die Übersetzung folgender Stelle (*ad Attic.* 1, 17): *oratiunculas, quas postulas — tibi mittam; quoniam quidem ea, quae nos scribimus adolescentulorum studiis excitati, te etiam delectant*, „die kleinen Übungsreden, die ich zum Behuf unserer, der Redekunst mit Eifer obliegenden jungen Leute aufsetze u. s. w. will ich dir schicken," lässt vermuthen, als spreche Cicero von Redewerken, in den Stunden der Musse, und zu keinem praktischen Zweck verfasst, nur zu seinem Vergnügen und beyläufig zum Muster für Andere dienlich, also von sogenannten Declamationen oder μελέταις. Dass solche Übungen selbst von grossen Rednern vorgenommen wurden, ist bekannt, und von Quintilian erfahren wir die Ursache, nämlich *ne deteratur fulgor et durescat articulus et ipse ille mucro ingenii quotidiana pugna retundatur; et quia fori certaminibus exercitatos reficit et reparat haec veluti dicendi sagina.* Aber der ganze folgende Theil des Briefes lehrt, dass Cicero nicht von den erwähnten Erholungsarbeiten, sondern gerade von seinen grossen Staatsreden während des Consulats spricht, die er vor seinen gerichtlichen hervorhebt, und die er nicht ungern als Seitenstücke mancher Demosthenischen angesehen wissen will. Mit leicht zu deutender Bescheidenheit nennt er sie *oratiunculas*, und niederzuschreiben pflegt er sie, weil junge Leute, um nicht ruhmredig zu sprechen das Publicum, dieselben gern zu lesen wünschen, was ihm für einen Beweis schmeichelhafter Gesinnung gilt.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. Berlin, b. Maurer: *Glück des Lebens in der Kunst und Wissenschaft. Poetische Epistel von Wilhelm August Klutz.* 1820. 62 S. 12. (6 gr.)

In nicht übel klingenden, doch nicht ganz fehlerfreyen Versen lesen wir hier gute Gedanken, und einzelnen Theilen dieser Epistel kann man das Poetische nicht absprechen. Aber es scheint uns der Verbindung an Klarheit zu fehlen, und im Grunde mehr von dem Glücke des Lebens in der Kunst und Wissenschaft gerühmt, als dasselbe anschaulich gemacht zu seyn. Folgende Stellen mögen hier zur Probe stehen:

S. 27. Beglückt, beglückt, wer einen Stand gefunden,
Für den ein *grosses Schicksal* ihn bestimmt,
Und von der Welt noch liebevoll umwunden,
Den Frieden *sich* aus eigner Seele *nimmt*,
Der seinen Geist bescheiden sich erziehet,
Der unter Menschen *seine Menschen lehrt*,
Für diese nur in stille Räume fliehet,
Und freundlicher aus ihnen wiederkehrt.
Mit Klausnern hat die Muse Nichts zu schaffen,
Die Schöpfung *selbst* weis't sie dem Liebling' an.
Nie wird im Wissen sich ein Glück *erraffen*,
Der's ebel nicht in's Leben führen kann.

S. 35. Das Göttliche kann nur sich selber lohnen,
Wie auch die Erde ihren Weihrauch streut,
Der Genius wird ewig einsam wohnen,
Wo man ihm tausend Freundeshände beut.
Oft liegt die Welt am heiteren Gestade,
Und schauet froh den Tanz der Wellenflur,
Ihn reizt er nicht, die lächelnde Najade
Bleibt Nemesis, die heiligstrenge, nur.

C. R.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1821.

RÖMISCHE LITERATUR.

Zürich, b. Gessner: *M. Tullius Ciceros sämmtliche Briefe*, übersetzt und erläutert von *C. M. Wieland*. I — V B. VI B., vollendet und zum Drucke befördert von *F. D. Gräter* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Diess mag hinreichen, um zu zeigen, wie an einzelnen Stellen der Übersetzung hin und wieder etwas ausgestellt werden könne. Was aber dafür den Ton und die Gemüthsstimmung des Schreibenden, überhaupt das Charakteristische betrifft, wodurch so viele Briefe dieser Sammlung so rein individualisirt und zu schön begrenzten kleinen Kunstwerken werden: so ist dieses Alles durch die Sorgfalt und den feinen Tact des Übersetzers so sehr in die Nachbildung übergegangen, dass diese dadurch in den Augen eines jeden, des Originals kundigen Lesers einen vorzüglichen Werth gewinnt. Man könnte vielleicht behaupten, dass dieses Wiederhervortretenlassen des Individuellen nicht schwer, sondern eine nothwendige Folge des Hingebens an die Eindrücke sey, und also durch ein fast passives Verfahren hervorgebracht werde. Die Erfahrung aber beweist nur zu sehr, dass eine besondere Geistesthätigkeit dazu nöthig sey, weil aus den sogenannten treuen und wortgerechten Nachbildungen dem Leser oft nicht der leiseste Hauch des Urgeistes entgegenweht und alles Originale verflogen ist. Ciceros Briefe sind ein Typus für Briefsteller aller Zeiten. Er selbst, in einem Briefe an Curio (*Famil.* 2, 4) deutet verschiedene Arten an, *genus jocosum et familiare* und *severum et grave*. Die letztere sagte ihm, wie er selbst gesteht, am meisten zu, und ist auch in der noch übrigen Sammlung der vorherrschende. In der Nachbildung dieser Gattung war *W.* am glücklichsten. Das allmähliche und gemächliche Herausspinnen der Gedanken aus der Seele, das Weben mässiger und leicht übersehbarer Perioden, die dieser Briefgattung, zum Unterschied von der Geschichtschreibung und der eigentlichen Rede und wegen ihrer Angrenzung an das didaktische Gebiet, besonders eigen ist, musste einem solchen geistesverwandten Künstler am besten gelingen. Diejenigen Briefe aber, die zum *genus familiare* gehören, welches Gedankensprünge macht, Klüfte auszufüllen lässt, immer in kurzen Sätzen vorwärts eilt, haben *zuweilen* in ihrer Form eine Veränderung erlitten. Der Grund davon liegt vielleicht zum Theil in unserer Sprache, die zur flüchtigen und leichten Darstellung nicht immer ein geschicktes und bequem zu handhabendes Werkzeug ist, zum Theil aber auch in der Individualität des Übersetzers, der bekanntlich zur Umständlichkeit und Fülle sich hinneigte. Deutlichkeit war ihm immer höchster Zweck beym Schreiben, und diese gebot daher *hier* oft Verknüpfung und Ausfüllung. — Vergleicht man nun diese neueste Verdeutschung mit den älteren von *Borheck*, *Reichhard* und *Ernesti*, dessen auserlesene Briefe sehr schätzenswerth sind: so ergiebt sich, dass sie ihre Vorgängerinnen weit übertrifft und für unsere Literatur eine höchst erfreuliche Bereicherung ist. Daher erregt es ein desto innigeres Bedauern, dass das Schicksal dem ehrwürdigen Greis nicht vergönnt hat, das so rühmlich begonnene und fortgeführte Werk bis ans Ende zu bringen. Es schliesst mit dem fünften Bande, der, nach der oben erwähnten Abtheilung, das eilfte und zwölfte Buch, oder die Briefe vom Jahre 705 bis zur letzten Hälfte des Jahres 708 enthält. Zu übersetzen waren also noch die Briefe von diesem Zeitraume an bis nach der Mitte des Jahres 710, beynah dritthalb hundert an der Zahl, und von höchst gewichtvollem Inhalt. Es wäre sehr zu beklagen gewesen, wenn dem so schön und so weit vorgerückten Werke nicht auch das noch fehlende letzte Drittheil hätte hinzugefügt werden können. Und da es gewiss ein schweres Geschäft ist, auf einer von *W.* betretenen Bahn mit dem nämlichen Glücke fortzuschreiten: so hätte es leicht kommen können, dass ein unsere Literatur so sehr ehrendes Werk ohne Vollendung geblieben wäre. Aber es stand unter dem Schutze eines guten Genius. Der wackeren Verlagshandlung ist es geglückt, einen Fortsetzer zu finden, über den sich *W's.* Manen und die gelehrte Welt gleich stark freuen. Hr. *Gräter* ist mit allen Eigenschaften ausgerüstet, die zur glücklichen Vollführung des übernommenen Geschäftes erfodert werden. Die von ihm geleistete Arbeit bezeugt es. Wir würden hier sogleich umständlich von ihr berichten, wenn der jetzt erschienene sechste Band all den Stoff enthielte, der noch zu bearbeiten war. Aber diess ist nicht der Fall, und es wird noch einer, der siebente und letzte folgen. Aus der Vorrede erfahren wir, dass Hr. *Gr.*, obgleich er bescheiden sein Streben nur darauf richtet, in Allem *W's.* sorgfältigster Nacheiferer zu seyn, doch seiner Arbeit zu Ende noch Vieles hinzufü-

gen wird, was als fehr verdienftlich und fchätzenswerth erkannt werden muſs, z. B. eine Nachweiſung aller merkwürdigen neuen Anſichten und Aufſchlüſſe über dunkele oder miſsverſtandene Stellen, eine alphabetiſche Zuſammenſtellung aller in den Briefen vorkommenden Charaktere, eine Ergänzung der Geſchichte der letzten Monate vor Ciceros Tode aus gleichzeitigen Schriftſtellern, weil die Briefe während derſelben fehlen. Dieſes und noch einiges Andere macht den *Gräter*'ſchen Antheil an den verdeutſchten Briefen des Cicero einer beſonderen Anzeige werth, und ſie wird, nach Erſcheinung des ſiebenten Bandes, auch ungeſäumt erfolgen.

— α. —

SCHÖNE KÜNSTE.

Dresden, b. Arnold: *Der Tod Heinrichs IV in Frankreich.* Trauerſpiel in fünf Aufzügen von *Eduard Gehe.* 1820. 125 S. 8. (16 gr.)

Romanzen, Geiſterſcenen, eine Hexe als Gelegenheitsmacherin, eine Geiſterſeherin im Nonnengewand, ein *Cato ſecundus*, der liebenswürdige König, das Huhn im Topfe, Muſik, Tanz, eine Krönung, ein Zug nach der Kirche, in derſelben ein Meuchelmord an geheiligter Stelle — was will man mehr? Sind das nicht genug Ingredienzien zu einem Schauſpiel, wie es die dramatiſche Mode in Deutſchland will? Dazu Jamben, zuweilen gereimte Verſe; — es kann nicht fehlen! Noch dazu ſonderbares Deutſch, dramatiſches genannt, wenn auch nicht grammatiſches. So ſchreibt der Vf.: „*Vorhang* (der) *rollt auf*;“ „*König* (der) *kommt*“ u. dgl. m. Wie nun der gute König von Frankreich den Stich bekommen hat von Ravillac in der Kirche, ſchlieſst Sully dieſes Stück mit einer Erklärung, Moral und einem Stoſsgebet:

Es ſtirbt in *Frankenland* der gute König nicht.
Zur Erde ging, was irdiſch ward geboren;
Doch in des Volkes Herzen lebt der Held,
Sein Geiſt, *ſein Beyſpiel* bleibt uns *unverloren*.
Der Guten Denkmal iſt die ganze Welt.

Der Vorhang ſinkt unter allgemeinen Gruppirungen. Im Anfange des Stückes (es hat keine Auftritte, wohl aber Acte) wird der gute König von Bauern und Bäuerinnen (S. 12) mit dem Liede: „*Henri quatre*“ und mit Muſik begrüſst. Da ſagt er, vom wichtigen Geſpräch abbrechend, zu Sully:

Wie bin ich *plötzlich* unter meinen Kindern!
Auf *kühnen Schwingen* trägt der *Volksgeſang*
Der alten Freude Bilder *an* mein Herz.

Die Freude kommt alſo nicht *hinein?* Jedoch thut es nichts. Er unterhält ſich mit dem Maire des Orts, und ruft den Muſiklustigen zu:

Vergnügt euch! Eine *ſchöne Freude* läſst
Geſitteten Franzoſen wohl. Muſik
Soll wieder tönen. In gefäll'gem Spiel
Die netten Füſse dieſer Mädchen hüpfen,
Schon längſt tanzluſtig auf dem Boden u. ſ. w.

Es giebt alſo auch *häſsliche* Freuden? Jedoch auch beſſere Interpunction! Wir können's nicht ſo abſchreiben, wie es gedruckt iſt. Es wird aber nun getanzt. Da ruft der franzöſiſche König ganz entzückt aus (S. 14):

Welch leichter Anſtand! Das ſind *abermals Franzoſen*.

So beginnt das Stück. Dann folgt die betrogene Königin und die Geiſterſcene. In dieſer hält ſich die Nonne Paſithea wacker. Die Königin verſpricht, Geld zu geben. Paſithea erwidert (S. 19) ſtolz:

— — Gold iſt Stoff
Der *Erden*. Erd' iſt todt. Lebendig iſt nur
Der Geiſt. Den Mund ſchlieſst Salomonis Siegel.

Er ſpricht aber, dieſer geſchloſſene Mund. Die Königin will eine Probe der Geiſtererſcheinung. Die Nonne wird lyriſch, flicht *bunte Garben* ein, lächelt *drein*, und das Gebild zeigt ſich, was die Wiſsbegierige zu ſehen verlangt: der Florentiner Herzog, ſtudirend. Die Königin iſt erſtaunt und ruft aus:

Durch alle Pforten meiner Seele zieht
Erwartung ein. — — —

Sie will mehr ſehen. Lyriſch beſchwört die Nonne abermals die Erſcheinung. Im Spiegel zeigt ſich der König erzürnt, und nimmt der Königin die Krone ab. Das iſt zu viel! Sie ruft (S. 23)

Allmächt'ger *Gott! Ich ſehe mich entthront!*

aus, und Harmonikaſpiel ertönt. Ein drittes Luſtbild. Die Marquiſe Verneuil ſitzt gar auf dem Throne; die Königin ſinkt ohnmächtig in der knieenden Galigai Arme. Vorhang (der) iſt wieder herabgefallen. Galigai jauchzt: „Triumph! Sie iſt die meine!“ Paſithea aber blickt verachtend auf ſie herab, von ihrer Kunſt überzeugt, ihrer Wiſſenſchaft gewiſs, und ſagt (S. 26):

Siehſt du des Heinrichs letzte Sterne ſinken?
Aus trüber Nacht die Todesſenſe blinken?
Der Zwietracht Flamme hab' ich angefacht.
Jetzt fort von hier, ins Reich der Mitternacht,
Bey Unkenruf und bey des Hahnes Kräh'n
Nach neuer That mich zürnend umzuſeh'n.
Die Kirche ſiegt und Paſithea wacht!

Wir wiſſen alſo nun der chriſtlichen Nonne Paſithea (nicht das der heidniſch-mythiſchen Paſithea) *Reich* iſt die *Kirche*, und dieſer Reich die *Mitternacht*. — Dieſe Erſcheinungsſcene muſs auf der Bühne Wirkung thun, und iſt gut berechnet. — Der Krieg mit Spanien ſoll losgehen. Der König rechnet auf den Beyſtand der Venediger, der Baiern u. ſ. w., und wird von der Königin zu ihrer Krönung überredet. Es ſoll geſchehen, was ſie will. Der Krönungszug geht vorüber auf der Bühne. Vorher wird Ravillac durch Paſithea eingeweiht. Ihr Spiegel zeigt ihm ſeine Figur und des ermordeten Königs Bild (S. 106). Die zauberreiche Chriſtenhexe ſagt:

Der Zweifel aber iſt der Fluch
Der Welt. — —

Da faſst die Wuth den ſchrecklichen Ravillac; „die Adern wollen ihm zerſpringen; er fühlt Simſons Kraft in ſeiner Fauſt.“ Paſithea verheiſst „ihm die Himmelskrone.“ Er ruft aus:

Wie Alles sich in Kreisen um mich dreht,
Die ganze Welt in rothen Flammen steht!
Ich bin Sanct Michael, der im Sieg erhöht,
Den Satanas und seine Schaaren mäht.

So stürzt er, entschlossen zu morden, ab. Die Nonne giebt zu verstehen, der spanische Abgesandte, Feria, wisse um die That, und „die Mit- und Nach-Welt werde zweifeln, ob der Himmel oder die Hölle dieselbe geheissen habe." Wir wissen, die *Kirche* that es. „Sie (die Nonne *in Figura*) säete blutige Thaten, und ihre Arbeit ist vollbracht." Darauf versinkt sie, ganz theatralisch, freut sich aber vorher auf einen neuen St. Bartholomäustag. Der König wird im Dome ermordet.

Zwar wissen wir aus der Geschichte, K. Heinrich IV hatte mancherley Dinge damals im Sinne, und Spanien war es nicht allein, womit er es zu thun hatte. Er wollte Österreichs Macht schwächen, das Ottomanische Reich zerstören, und der Christenheit eine ganz neue Verfassung geben. In der That, viel hatte er sich vorgenommen. Seine Truppen standen an der Grenze, und die unglückselige Jülichische Erbschaft war es, die ihm Gelegenheit geben sollte, loszubrechen, da traf ihn im J. 1610 Ravillacs Dolchstich, in der *Kutsche.* — Theatralischer ist es freylich, dass der Schauspieldichter die Scene in den Dom verlegt: denn *pictoribus atque poetis etc.*, und Heinrich dort ermorden lässt; nur sollte mit dem Stich und Fall des Königs auch der Vorhang fallen. Das, was noch gesprochen wird, schadet der Wirkung des Ganzen. Das Auge will überrascht seyn, so gut, wie das Gefühl überhaupt, zumal im Schauspielhause.

Diess Alles ab- und zugerechnet, und noch obendrein dazu gerechnet, dass Hr. *G.* mehr die Maria Medicis und ihren Charakter hätte heben sollen, hat der Mann doch den Bühnen einen Dienst geleistet, der in unseren die Mystik begünstigenden Tagen gar nicht gering ist. Aufgeführt wird das Schauspiel seine Wirkung gewiss auf dem Theater nicht verfehlen.

L. P.

WIEN, b. Gerold: *Heinrich der Zweyte, Herzog von Montmorenci.* Ein historisch-dramatisches Gedicht in fünf Acten, von Dr. *Karl Eduard.* 1817. 191 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Die Wahl der Fabel dieses Stücks ist glücklich. Denn die Geschichte des letzten Herzogs von Montmorenci ist allerdings ein rein tragisches Süjet. Heinrich II vereinigte alle glänzenden Eigenschaften eines Heroen. Er wurde zu der Empörung gegen seinen König Ludwig XIII durch das Verhängniss gedrängt, und ging im Kampfe mit diesem Verhängniss, selbst durch Henkers Hand, glorreich unter. Nicht unedel waren die Motive seiner Unternehmung; er wollte den König von Frankreich von der Tyranney des ehrsüchtigen und Alles zermalmenden Ministers Richelieu retten, und fiel als Opfer des unversöhnlichen Hasses dieses geistvollen, aber herzlosen Priesters. Wenn auch die Geschichte hier etwas einseitig aufgefasst ist, wenn auch dabey nicht beachtet ist, dass Richelieu, bey der Macht, dem Übermuthe und dem Stolze der Grossen des Reichs zu strengen Massregeln greifen musste, um das Königthum und die Monarchie zu retten, die damals in Trümmer zu verfallen drohte, wenn man auch nicht beachtet, dass Richelieu für seine Selbsterhaltung kämpfte, und dass also bey *dieser* dramatischen Bearbeitung vollständige historische Treue nicht zum Grunde liegt: so schadet diess doch der Wahl des Süjets nichts. Montmorenci bleibt auf jeden Fall ein grosser Mensch; sein Unternehmen hat so wahrscheinliche Entschuldigungsgründe für sich, dass er nicht als *Verbrecher* erscheint, also sein Kampf Bewunderung, sowie sein Fall Theilnahme aufregt. Hr. *E.* hat also in dieser Wahl, sowie in der Bearbeitung die Gesetze nicht verletzt, welche die Ästhetik dem dramatischen Dichter überhaupt und dem des historischen Drama insbesondere auflegt.

Aber leider! ist Hr. *E.* der Ausführung dieses wahrhaft tragischen Süjets durchaus nicht gewachsen. Soviel zunächst die Ökonomie des Stückes betrifft: so ist er ganz der Geschichte gefolgt. Es beginnt mit dem Bunde Montmorencis mit dem Herzoge von Orleans, und endet mit Montmorencis Hinrichtung. Hier war also nichts zu verderben! Die Charaktere der Hauptpersonen sind nicht *entstellt*, aber an lebendige Darstellungskraft, die sich nicht durch rhetorische Perioden und lange Tiraden, sondern durch einzelne kräftige Züge ausspricht, ist gar nicht zu denken. Alle diese Haupthandelnden sind Redner, und welche Redner! — Sie sprechen meist in solchen schwülstigen Bildern und Gleichnissen, dass man oft Mühe hat, nur der Wortreihe zu folgen, geschweige den Sinn zu errathen.

Die herrlichen Situationen, welche der historische Stoff darbietet, Montmorencis Kampf mit der Liebe für seinen König, mit seiner Unterthanenpflicht, wie wenig sind sie benutzt, oder vielmehr, wie erbärmlich dargestellt! So spricht z. B. Montmorenci S. 19 in einem Monolog (denn diese sind sehr gehäuft):

Geschmiedet bin ich fest auf halbem Wege.
Es schwang der Aar den starken Fittig auf,
Dass er zum Licht des Sonnen-Äthers dringe,
Da fliehet aus dem finstern Hinterhalt
Der Geyer, hart verfolgt vom Grimm der Feinde,
Der Adler beut ihm königlichen Schutz,
Und trägt ihn arglos höher in die Lüfte.
Doch seht, ihn packt des Raubthiers Kralle fest,
Zernagt die Kraft des himmelgleichen Fluges u. s. w.

Welches schiefe und zugleich triviale Gleichniss! So sind alle Bilder incorrect und oft schwülstig bis zum *Non sense.* So z. B. S. 76 sagt der Arzt Lucante:

Jetzt sind der Hoffnung *bunte Lenzes Matten*
Vor uns entfaltet; doch *ihr* (?) Muth erbleicht,
Und Träume spinnen sich um ihre Seele,
Wie um des Maytags *Blumenlockenflug*
Sich Nachtgewölke *florumschlingend* drängen.

Und gleich darauf S. 77 sagt Estranges vom Heere:

Hat Euch des Lenzes Morgengruss beflügelt,
Wenn sich Auroras *feuertrunkner* Blick
In dem Smaragd des Waldgebirges spiegelt;
Saht ihr die Meerfluth sich zu Wolken bäumen,
Die Flammen aus dem *Krater Munde* schäumen?
So grünt's und fluthet's, seht's, so schäumt's und braust's,

Wie der Orkan das Felsenthal *zerzaust*.
Es bricht hervor, aus dumpfen Stillstands *Engen*
Im wilden Kampf ins Weite sich zu drängen u. s. w.

Wir könnten noch eine grosse Menge weit schwülstigerer, spielender, incorrecter und sinnloser Bilder dieser Art anführen, wenn es der Raum dieser Blätter gestattete. So spricht unter anderen S. 108 St. Preuil:

Du weisst dein falsches Wort fein zu *versilbern*,
Doch wie du frey der Thatkraft *Eisen* hass't (hassest) (?):
So *flieht* auch weit von dir das *Gold* der Treue u. s. w.

Das Drama ist in theils gereimten, theils reimlosen Jamben geschrieben; die ersten haben den Vf. nicht nur zu unzähligen Härten und ganz und gar sprachgebrauchwidrigen Inversionen, sondern auch zu Erschaffung ganz neuer, oft höchst sonderbarer Wörter und einer Sprachbereicherung veranlasst, die wir uns verbitten wollen. Die malenden Beywörter sind zugleich so überladen, dass man sieht, Hr. *E.*, dem es (wie die angehängte historische sogenannte Umsicht beweist) gar nicht an Talenten und Kenntnissen, aber an Dichtergenius und Phantasie fehlt, hat diese durch den Flitterglanz der schwülstigen Sprache zu ergänzen versucht, wodurch er oft in Unsinn verfällt.

Von allem dem nur einige Beweise: S. 27: Befreyet von dem *wildgefletschtem* Zahn. S. 29: Siehst du der Furien *Wirbel* mich *umklammern?* S. 32: Nicht *reinen* (?) der verstimmten Saiten Ton? S. 34: *Volkes Ehre-Würger.* S. 40: Begeistrung ist es nicht, ein flücht'ger Rausch, der regellos auf seinen *Eiden flackert* u. s. w. (es ist vom französischen Volke die Rede). S. 47: Steht meine Hoffnung stark und eichenfest, ob feindlich rings die Donner sie *umdröhnen.* S. 78: Der schönen Zukunft Friedenstochter windet sich *lustumgrüsst* aus seinem *Gluthenschoos.* S. 99: Und die sich der Vernichtung noch *entrettet.* S. 109: Doch Richelieu wird's euch gedenkend *ahnen* (st. *ahnden*). S. 109: Fester *schnürt* sich die Gefahr um des Gefangenen Haupt. S. 110: Wär' es sein Todtfeind, müsst' er sich *entwildern*, S. 113: Soll ewig dieses Unkrauts freche Brut im *Lebensmark* der *Segensähre* (?) wuchern. S. 126: Hört ihr das *schmerzaufächzende* Gewimmer? (an den Himmel). Was willst du hier mit deinem *fahlen* Stahl, der höhnend sich in Blut und Thränen spiegelt?!!! S. 140 sagt Montmorenci: Die Blutschaar hat mir den Tempel auferbaut; sie giesst mein Blut durch seines Abgrunds Ritzen, dass *draus* der *Giftbaum* meiner Schmach *entrankt.* S. 141 hört der katholische Montmorenci den *Flügelschlag* der Eumeniden, die ihn in *Ötas* Flammen stürzen.

Was soll aus unserer Sprache und Literatur werden, wenn unsere Dichter, statt der Kunst zu dienen, sich solcher Unkeuschheit hingeben?

X. Y. Z.

NÜRNBERG, b. Schrag: *Neuer Kranz deutscher Sonette.* Herausgegeben von *Friedrich Rassmann.* 1820. 332 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Geschmack für Sonette muss in Deutschland sehr zugenommen haben, da Hr. *R.* zu drey Sammlungen noch eine vierte, gleichsam als Nachlese hinzufügt, und den schon bekannten Sonettendichtern noch neue anreiht, die er auch im Register mit einem Stern bezeichnet, so dass die Bekanntschaft sich hier ansehnlich erweitert. Auf die modernen folgen in einem Anhange noch einige Sonette älterer Dichter. — Wohl mag sich der Leser darin nach Belieben wie in einem Lustgarten ergehen können; doch sind die Blumen, die ihn anduften, sehr ungleich, so dass bald Lust, bald Unmuth ihn bewegen kann, sich hin und her zu wenden. Die wenigsten Dichter wissen die Form des Sonettes zu den Vortheilen zu benutzen, die sie gewährt, oder haben ihre Eigenthümlichkeit erkannt. Was sich in vier Schlägen ankündigt, soll in dreyen beschleunigt, enger zusammengefasst werden, so dass das Gedicht zu einem Schlusse, einem Resultate, einer Vereinigung führt, was in sehr verschiedenen Übergängen, bald vom Allgemeinen aufs Besondere, oder vom Besonderen aufs Allgemeine, von der Frage zur Antwort, vom Zweifel zur Gewissheit u. s. w., bald in beschleunigter Wiederholung des Aufgestellten geschehen kann. Wird diess nicht beobachtet: so wirkt diese künstliche Form gerade das Gegentheil von dem, was sie wirken soll, nämlich statt zur Verstärkung fortzuschreiten, endigt sie in Erlahmung und Vereinzelung, und verrinnt gleichsam wie der Rhein im Sande. Beyspiele davon finden sich hier in Menge, und jeder Leser kann mit dieser Erklärung der Form sich nun selbst den Grund angeben, warum manche Sonette mit wirklich poetischen Gedanken doch so gar nichts wirken, und auch bey der besten Anhebung zuletzt ausgehen wie ein Licht, während andere so kräftig, voll und schön zusammenklingen.

T. Z.

MARBURG u. KASSEL, b. Krieger: *Gespenstersagen*, herausgegeben von *Rauschnick.* Zweytes Bändchen. 1820. 272 S. 8. (1 Rthlr.)

Das erste Bändchen dieser anziehenden Erzählungen ist von einem anderen Mitarbeiter in unserer A. L. Z. 1818. No. 114 angezeigt worden, und hat theilnehmende Leser gefunden. Diese dürfen wir auch diesem zweyten Bändchen versprechen. Der Vf. erzählt lebhaft und gut, und weiss das Gemüth zum Schauerlichen zu stimmen. Wir finden hier fünf Gespenstersagen: I. *Die Vorschau.* II. *Der Fluch der Ahnfrau.* III. *Die Saat des Verderbens.* IV. *Das Zaubergelübde.* V. *Die Grabesbraut.* Unter diesen Erzählungen, die sich zum Theil auf wirkliche Volkssagen gründen, gebührt der letzten der Preis. Den Inhalt wollen wir, um das Interesse nicht zu stören, nicht verrathen. Hie und da würde der Vortrag durch grössere Gedrängtheit und Kürze gewonnen haben. Auch ist die Interpunction nicht überall richtig.

Wi.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

1821.

THEOLOGIE.

Göttingen, b. Dieterich: *Philo und Johannes*, oder fortgesetzte Anwendung des Philo zur Interpretation der Johanneischen Schriften; mit besonderer Hinsicht auf die Frage: Ob Johannes der Verfasser der ihm zugeschriebenen Schriften seyn könne. Von *H. Th. Ballenstedt*, Pred. zu Bornum im Canton Königslutter. 1812. 148 S. 8. (16 gr.)

Diese Schrift ist Fortsetzung einer schon früher von demselben Vf. herausgegebenen Arbeit unter dem Titel: *Philo und Johannes*, oder neue philosophischkritische Untersuchung des Logos beym Johannes nach dem Philo, Braunschw. 1802. Gleich im Anfange bemerkte Rec. mit grossem Erstaunen dasselbe verkehrte hermeneutische Gesetz, nach welchem der Vf. in seinen Untersuchungen sich hatte leiten lassen. Hier heisst es nämlich, nachdem vorher bemerkt worden, Sprache, Einkleidung und Ideengang seyen im Johanneischen Evangelium ganz alexandrinisch, S. 12: „Ich wenigstens habe mir bey meinen mehrjährigen Untersuchungen es zum Gesetz gemacht, den angeblichen Verfasser dieser Schriften gleichsam zu vergessen, und seine Producte, als Überbleibsel des Alterthums, mit gleichzeitigen ähnelnden Schriftstellern ähnlichen Inhalts zu vergleichen, und aus der Zusammenstellung und Vergleichung einzelner Redensarten und Sprachformen einen Sinn herauszubringen, unbekümmert, ob und wie weit er in das System passe, oder ob er Johannes angehöre oder einem Fremden." So lange alexandrinische Form und Charakter dieser Schriften noch nicht als völlig entschieden dasteht, wird es kein Kritiker für erlaubt halten, sie dem Apostel Johannes, als Verfasser, ganz abzusprechen, und auf die blosse Hypothese hin dasjenige als ausgemacht anzunehmen, was erst bewiesen werden sollte. Darum dürfte also für die Hermeneutik der Johanneischen Schriften dieser Weg nie zu billigen seyn. Eben so wenig fest steht die Folgerung S. 26, das Attribut ὁ θεολόγος in der Offenbarung müsse hier im Sinne der alexandrinischen Philosophie, wie es diese von Moses gebraucht, und wie es unser Vf. aus Philo erläutert, verstanden werden, belege also zugleich die Bekanntschaft des Urhebers dieses Buches mit dem alexandrinischen System. Wie diess begründet? Hr. *B.* selbst gesteht gleich darauf S. 27, in diesem Sinne käme das Wort nur eigentlich Christo zu, als dem zweyten Moses; allein diess habe nun nicht zu dem Plane gepasst, Christus als Logos selbst zu denken, wodurch er mit der väterlichen Gottheit Eins wurde, und darum „habe es sich Johannes gefallen lassen, sich *theologisiren* zu lassen, das heisst, weil Christus zum Logos erhoben wurde: so musste Johannes, als sein Vertrauter und Busenfreund, sein *Theolog* werden, um von ihm sagen zu können: θεὸς ἦν ὁ λόγος". Wem geht aber hier in dieser Aufführung von Johannes, als θεολόγος, nach dem angegebenen Sinne, nicht die völlig falsche, missverstandene Tendenz des alexandrinischen Gebrauchs auf? Hier heisst Moses θεολόγος, als Ausleger Gottes, dessen Natur und dessen Willen: dort Johannes in Beziehung auf seine dogmatische Doctrin von Christus, als dem λόγος, ὃς ἦν θεός. Offenbar erscheint hier dasselbe Wort in der Composition in ganz entgegengesetzten Bedeutungen. Hier, bey Moses, steht λόγος im hermeneutischen Sinne ganz sichtbar; dort, bey Johannes, hat es Beziehung auf den metaphysischen Terminus ὁ λόγος, und die besondere, im göttlichen Seyn dadurch unterschiedene Persönlichkeit, eine Bedeutung, die weder in der alexandrinischen Philosophie, noch sonst irgendwo vorkommt. Gewiss, nach Rec. Urtheil, steht θεολόγος hier nur im gewöhnlichen Sprachgebrauch der classischen sowohl, als hellenistischen Gräcität, dem eines gottgeweihten Priesters, dem die ächte Wissenschaft des göttlichen Willens und der göttlichen Natur das höchste Studium machten. Dass dazu der Inhalt der Apokalypsis gehöre, und Johannes also sehr wohl in diesem Sinne diesen Beynamen erhalten haben könne, ist Jedem einleuchtend.

S. 35 f. Hr. *B.* findet Anstoss an dem Zeugniss des Sehers V. 1, dass er seine Gesichte von Gott erhalten habe durch einen Engel, sobald hier der Apostel sprechen sollte. Denn dieser sowohl, als alle übrigen Schüler des Christusglaubens, seyen bloss auf den heiligen Geist hingewiesen gewesen. Allein diess ἐσήμανε bezieht sich offenbar nicht, wie hier vorausgesetzt wird, auf Gedanken, Ideen, Lehren, deren Aufgehen im Bewusstseyn allein dem Gottesgeist beyzulegen war, sondern auf die folgenden Bilder und Gesichte, die als äussere Darstellung und Vorführung vor dem Sinnesauge nicht leicht anders, als durch einen solchen äusseren Mittler gegeben zu denken waren. Diess ist also gewiss nicht als bloss in der alexandrinischen Gnosis bekannt gewesene Offenbarungsweise zu betrachten, und noch

weniger, was ebenfalls hier geschieht S. 36, dasselbe als bloss aus der griechischen Metaphysik entstanden zu behaupten, durch Zurückführung auf die bey den Griechen bekannte Lehre von den Genien. Bey einigen alttestamentlichen Propheten kommt zum Theil dieselbe Einkleidung schon vor, Engel als Ausleger ihrer Visionen auftreten zu lassen, z. B. Zacharias 1, 11. 2, 2. Ezechiel 40, 3; und überhaupt war es allgemeiner Grundsatz, Engel als Diener des Messias und aller ihn betreffenden Geschäfte anzunehmen. Auch des Vfs. hier angegebene Entwickelung der alexandrinischen Lehre von heiliger Geistes-Entzückung und Eingebung S. 36 kann Rec. nicht billigen, dass nämlich „ein Mensch, der unter höherem Einfluss stand, im Delirio gewesen, sich hätte leidend verhalten, und seiner Vernunft entsagen müssen." Ihm scheint Philo in den angeführten Stellen nicht ein solches Verhältniss zwischen Vernunft und höherer Offenbarung aufzudecken, dass nämlich die eine ganz aufhöre, sobald die andere eintrete: nein! vielmehr nur damit anzudeuten, dass die erste nicht über die natürlichen Grenzen ihres Kreises hinauszutreten berechtigt werde, hier allein den heiligen Gottesgeist anzuerkennen habe, und von ihm in dieser höheren Region ihr gesammtes Licht erhalte. So fällt also auch die vom Vf. davon auf den Johannes der Apokalypse gemachte Anwendung S. 39, ihn, weil er seine Gesichte und Bilder einem Engel zugeschrieben, und dadurch höherer Offenbarung theilhaftig sich angekündigt habe, desshalb als aus dem Gebiete der reinen und sich selbst überlassenen Vernunft herausgetreten, als Schwärmer zu betrachten. Diesen letzteren Charakter behält er nun freylich immer, aber doch in keinem anderen Sinne, als wie ihn die Propheten aus dem A. T. und jüdische Messiasgläubige seiner eigenen Zeit festhielten. Die besondere Individualität seines dichterischen Vortrages, die unser Kritiker, in das heilige Dunkel, in das Ominöse und zum Theil Schauderhafte, von jeher versetzt annimmt, wird Niemand nur den Gedanken haben, auch bey einem anderen Schriftsteller derselben Zeit, oder gar einer anderen Zeit antreffen zu wollen, da schon das erste Merkmal eines jeden Individuellen auf Einheit und Unwandelbarkeit derselben Person gerichtet ist. Völlig einseitig erscheint uns ferner die von Hn. *B.* daraus gefolgerte Verschiedenheit unseres Urhebers der Apokalypse von den übrigen neutestamentlichen Verfassern in Ansehung der Quelle, woraus sie geschöpft ist. „Diese, heisst es S. 40, waren lediglich auf den Geist ihres Lehrers gewiesen, und die Wirkungen dieses Geistes bestanden in Zurückerinnerung und Anfachung schon erkannter Wahrheiten und Lehren, in Befestigung und Belebung, wie auch praktischer Anwendung derselben bey dem Übergange aus der Schule in das thätige Leben. Der Geist brachte Amtstüchtigkeit bey ihnen hervor: er war nicht neue, oder gar unbekannte Quelle von neuen Offenbarungen, sondern Restauration, Erregung des Vorigen." Jede gerechte Kritik erblickt hier gewiss nichts Anderes, als Wirkungen desselben Geistes, die nur wegen des verschiedenen Standpunctes, worauf sie Beziehung haben, in gleich verschiedener, dadurch veranlasster Einkleidung erscheinen. Jene, die anderen Apostel, hatten die Vergangenheit zu bearbeiten erwählt, Geschichte und Lehre des grossen Meisters, die sie natürlich nur als Erinnerung und Erregung des Vorigen in ihrem Bewusstseyn auftreten sehen konnten; dieser, der Johannes der Offenbarung, war mit seinem Blicke bloss auf die Zukunft gerichtet, wo ihm nichts in der Erinnerung entgegen kam, was ihm seine Darstellung erleichtert hätte, wo er, wie wir sehen, ganz andere Objecte ausgeführt hat, als welche unmittelbar in Lehre und Leben Jesu ihre Stelle gehabt hätten.

Was sodann S. 41 von der besonderen Heiligkeit der Zahl *sieben* erinnert wird, ist sicher nicht allein und ausschliesslich aus Philo zu erläutern; wir besitzen im A. T. schon, sowie im Talmud und bey den Rabbinen, hinreichende Spuren von derselben. Eben so das letzte Bild von dem *Lamme* S. 44, „welches sieben Hörner und sieben Augen hat, und welches Johannes selbst auslegt als die sieben Geister, gesandt in alle Lande" — diess hat uns sehr verwundert, ohne Anstoss hier auf Philo zurückgeführt zu sehen, der von den höchsten und reinsten Geistern ebenfalls sage, „dass sie der Gottheit Diener, und bildlich des höchsten Regierers Ohren und Augen wären, weil sie Alles sehen und hören." Unser Kritiker selbst ist es, der bey dieser Gelegenheit erinnert, dasselbe Bild finde sich auch bey Zacharias, dem alttestamentlichen Propheten (4, 10), und dieser dürfte doch sicher leichter als Quelle für unseren Verfasser der Apokalypse gedient haben, als Philo.

Darauf folgt die zweyte Untersuchung dieses Buches (S. 46). *Auch das Evangelium kann nicht durchaus von dem Apostel Johannes herrühren.* Diess wird aus äusseren und inneren Gründen dargethan, welchen Rec. ebenfalls nicht durchgängige Beystimmung geben darf. Gleich das erste historische Argument, welches unser Vf. von *Horst* entlehnt, dass man von diesem Evangelium bis zur letzten Hälfte des zweyten Jahrhunderts in der asiatischen Kirche keine Spur des Daseyns antreffe, dass es mithin nicht von Johannes, der dort gelebt haben solle, könne verfasst seyn, schon diess ist bloss auf das Stillschweigen der altasiatischen Kirchenväter von diesem Evangelium gegründet. Allein sobald man diese Kirchenväter und den Umfang ihrer uns erhaltenen Schriften, einen *Polykarp*, *Ignatius*, *Papias*, *Justin*, *Hegesipp*, *Dionysius von Alexandrien*, genauer kennt, wird man sich darüber nicht mehr wundern dürfen. Im Gegentheil kommt schon vor *Theophilus* eine Autorität vor, welche die Existenz des Johanneischen Buches im Anfange des zweyten Jahrhunderts unleugbar belegt. Diess ist *Herakleon*, ein Gnostiker, um das J. 126; er schrieb einen Commentar über diess Evangelium, aus welchem sich viele Fragmente bey Eusebius erhalten haben. Unser Kritiker findet nun freylich auch daran Anstoss, dass, während in Asien, wo Johannes geschrieben, bey älteren Schriftstellern keine Spur von diesem Evangelium vorkomme, in Italien ein Gnostiker auftrete und es commentire; daraus macht er dann den Schluss, das Buch könne

nicht leicht in Asien sein Entstehen gehabt haben, und mithin dem Apostel Johannes nicht angehören. Allein der Vordersatz steht unerwiesen, sowie auch der Nachsatz, dass Herakleon in Italien geschrieben. Man folgert diess gewöhnlich daraus, weil er Schüler von Valentinus gewesen, der zu Rom lebte. Allein Valentinus kam von Ägypten aus nach Rom. Dort konnte er also schon mit Herakleon in Verbindung gestanden haben; diess macht auch sein griechischer Name und seine griechische Sprache wahrscheinlich, sowie der Umstand, dass nur alexandrinische Schriftsteller, ein *Klemens*, ein *Origines*, kein *Irenäus*, als Abendländer, ihn kennen. Ein Blick auf die Fragmente, und man wird leicht gewahr, welche Mühe es ihm oft gekostet, sein System mit den Worten des Evangelii in Übereinstimmung zu bringen. Warum nicht lieber denn das Buch bey Seite liegen gelassen, das sich jetzt nur so gezwungen seinen Deutungen anschmiegte, wenn es nicht schon damals Ansehn und einen berühmten Namen vor sich gehabt hätte? — Darauf S. 50 ff. die Bedenklichkeiten und Widersprüche, die in dem Inneren des Evangelii angetroffen werden, die uns aber nicht weniger anstössig erscheinen. Wir wollen nur Einiges davon hier berühren. Zuerst der Umstand, dass das Evangelium in griechischer Sprache geschrieben, die nicht die Muttersprache des Apostels gewesen, der, als armer hebräischer Fischer, weder Zeit, noch Gelegenheit gehabt, eine fremde Sprache zu erlernen. Wer möchte diess aber einem Johannes nachsagen? Sein Aufenthalt in Judäa zur hohen Festzeit, sein Umgang mit Jesus, in welchem er diese zubringen durfte, dessen mit der seinigen vereinte Thätigkeit für frommen, anziehenden Religionsunterricht, der nun besonders die gleichfalls Festwandernden Hellenen auf sich aufmerksam machen musste: alles diess machte ihn unstreitig schon früh mit dem Mittel bekannt, dessen Besitz ihn allein hier eine ausführbare Wirksamkeit erwarten liess. — Als zweyter Grund, dass das Evangelium erst nach dem Ableben des Apostels geschrieben seyn könne, gilt unserem Vf. die Erscheinung, dass der Geschichtschreiber Jesus sehr häufig Worte in den Mund lege von Dingen, die schon geschehen gewesen, als ungeschehenen. Aber auch hier entdeckt sich Manches, was eine andere Kritik nicht ungerügt kann hingehn lassen. So z. B. gleich die erste Anführung Joh. 4, 21, die Verheissung Jesu an die Samariterin: „Es kommt die Zeit, dass ihr weder auf diesem Berge, noch zu Jerusalem anbeten werdet;" und das Urtheil des Vfs. über sie: „die Zeit war wirklich schon gekommen, da man im Tempel zu Jerusalem und auf dem Berge Garizim nicht mehr anbetete;" nebst der Parallelisirung derselben mit Matth. 23, 35: „Siehe, ich sende euch Propheten, und derselben werdet ihr etliche tödten und kreuzigen, auf dass über euch komme all das vergossene Blut, das vergossen ist auf Erden von dem Blut des gerechten Abels bis auf das Blut Zacharias, Barachiä Sohn, welchen ihr getödtet habt zwischen dem Tempel und Altar." — Hier ist es, wie bekannt, die Berufung auf diesen Zacharias, dessen Tod kurz vor der Zerstörung Jerusalems in der Mitte des Tempels erfolgt ist, also auf ein bestimmtes Datum, dessen Stelle in der Geschichte Jesus Zeit nicht mehr zukommt. Dort, bey Johannes hingegen, ist es die Hinweisung auf eine, in allen seinen Bekennern erfolgende, mehr innere, als äussere Veränderung ihrer Gottesverehrung. Jude sowohl, als Samariter, durfte bis jetzt nur in Jerusalem und auf Garizim opfern: diese Localität der Gottesverehrung hob nun aber Jesus Religion auf, indem er das Wesentliche derselben auf ein dankbar kindliches Gemüth, nicht auf die Beobachtung eines bestimmten, äusseren Cultus, zurückführte. Diess Resultat, das in jedem ächten, religiösen Bewusstseyn nicht lange ausbleiben konnte, macht hier die Zeit, worauf Jesus hinweist, gehört auf jeden Fall also noch zu den Erscheinungen der Zukunft, die von Jesus so angedeutet werden durften.

Und nun zuletzt die unverkennbare Bemühung des Schriftstellers, Petri Apologeten zu machen, durch das Zeugniss am Schluss Cap. 21, woraus hervorgehe S. 64, „dass Jesus nach seiner Auferstehung dem Petrus Gelegenheit gegeben, auf das Neue seinen Glauben zu prüfen, sein Glaubensbekenntniss abzulegen, und das Apostelamt zu übernehmen:" — wer, fragt unser Vf., werde es seyn, der ihm nicht in der Folgerung beystimme, dass dieser evangelische Schriftsteller zu den Anhängern Petri, d. h. zu den Judenchristen gehört haben müsse, was allein schon hinreichend sey, jeden Gedanken an Identität mit Johannes zu unterdrücken. Überhaupt der ganze Ton, worin Petrus von Johannes in dessen Gegenwart hier rede, laute zu verächtlich und zu herabsetzend, als dass man annehmen dürfe, Johannes werde je dergleichen herabwürdigende Ausdrücke von seiner Person in sein Werk aufgenommen haben. Das Daseyn dieses Letzteren, dieser verächtlichen Sprache und Schreibart, ist wenigstens nach Rec. Urtheil unser Vf. wieder zu beweisen schuldig geblieben: uns erscheint sie durchaus nicht herabsetzend; im Gegentheil ist der Zweck des Sprechers unverkennbar kein anderer, als ein berichtigender, in der guten Absicht, Missverständnissen zuvorzukommen, jede falsche Deutung der Worte Christi zu entfernen. Diess mag ihn allein veranlasst haben, diess Fragment noch beyzufügen, und nun seine berichtigende Deutung der Worte Jesu V. 23 setzt ja den Tod des Johannes schon voraus. Denn wäre Johannes damals noch am Leben gewesen: so würde kein solcher Versuch zur richtigen Auffassung der Verheissung Jesu gewagt worden seyn; aber eben diese Bemühung, nachzuweisen, Jesus habe bloss hypothetisch versprochen, *wenn*, ἐὰν, nicht positive, *dass*, ὅτι, setzt es ganz ausser Zweifel, dass unseren Erzähler hier das Andenken an einen schon Gestorbenen begleite. Hier spricht also nicht Johannes, diess bleibt mit dem ganzen übrigen Cap. 21 unverkennbar späterer Zusatz eines späteren Referenten, der, ausser anderen Indicien, hinreichend schon als dritte, fremde Person V. 24 auftritt, wo er die Wahrheit dessen, was der Andere erzählt hat, mit seinem Zeugniss bekräftigt. Diess darf für uns hier bemerkt zu haben genug seyn: es reicht wenigstens hin, jede willkührliche Voraussetzung der Identität des Verfassers dieses Schlusses mit

dem übrigen Evangelium zu widerlegen, und jede Anwendung dieses Schlusses auf die Verneinung der Johanneischen Person in dem übrigen Evangelium auf gleiche Art zu entkräftigen.

Wir brechen hier ab, für uns wenigstens überzeugt, diese neuen Untersuchungen über das Johanneische Evangelium nicht als ganz sicher dargestellt zu haben. Dasselbe trifft freylich auch die übrigen Forschungen, die jüdischtheologische Unterredung mit Nikodemus und dem samaritischen Weibe S. 69 ff., worin sich der Geschichtschreiber bemühe, Jesus als Meister in dem Transcendentalen und Übervernünftigen vorzustellen; sowie die letzten Reden Jesu an seine Jünger, im Geiste Johannes vorgetragen S. 95 ff. Doch es würden auch hier der Bemerkungen nicht wenige bleiben, die uns davon abrathen. Melden wir vielmehr noch mit Einem Wort die *dritte* Fortsetzung dieser Untersuchung über Philo und Johannes von unserem Vf., die im J. 1812 noch mit der besonderen Überschrift erschien:

Göttingen, b. Dieterich: *Das Messiasreich, als Dichtung und als Grundlage des ewigen Reichs der Wahrheit.* Dritte Fortsetzung der kritischen Untersuchungen des Philo und Johannes. Von *H. T. Ballenstedt.* 1812. 100 S. 8. (10 gr.)

Hier hebt unser Vf. mit einer allgemeinen Anmerkung an, die uns eine unnöthige Trennung zu enthalten scheint, eine früher wenigstens als vorhanden gewesene Doppelheit beider Ideen voraussetzt. „Glück und Messiasreich — heisst es S. 4 — waren zwey so innig in einander verschmolzene Ideen, dass eines das andere anzeigte.“ Beides beruht aber gewiss nur auf Einer und derselben Idee, die eine noch in früherer, und darum bloss von Bildern und äusseren Gegenständen entlehnten Einkleidung der Sinnen, die andere hingegen, schon mehr *in abstracto*, ist im reiferen Denken an die Stelle der ersteren getreten, und hat sich diesem, als volle Entschädigung für die erste Bildergestalt, dargeboten. Damit ist die volle Identität beider Ideen ganz gerechtfertigt, welcher zugleich das Daseyn so mancher ähnlichen Ausmalungen in den religiösen Mythologieen anderer Völker da, wo es auf die Idee von Sinnlichkeit ankommt, nach Form und Inhalt die trefflichste Parallele und Vergleichung abgiebt, als Paradies, Garten Eden, Elysium, Wallhalla u. dgl. — Eine gleiche Erinnerung verdient, was S. 18 vorkommt, die Einschaltung einiger neuer Ansichten, wie sie der Vf. nennt, die aber wohl nicht von Anderen dafür erklärt werden dürften, über das Deficit des Unsterblichkeitsglaubens im A. T., und über die Erläuterung des bekannten Beweises, den Jesus gegen Sadducäer gebrauchte, mit Hülfe des Philo. „Beyläufig, sagt hier der Vf., will ich die Hauptstellen anführen, woraus man ehedem die Argumente für die Sache hernahm, um in der Kürze zu zeigen, wie unnatürlich und gewaltsam man dabey zu Werke gegangen sey: denn sie sind längst durch eine richtige Exegese abgefertigt.“ Wird damit nicht vom Vf. selbst das Neue und Brauchbare den bis S. 35 hin folgenden Ansichten abgesprochen?

Kommen wir auf den Hauptsatz der Abhandlung, auf den historischen Zusammenhang, in welchem, und auf den dogmatischen Sinn und Auflösung, nach welcher von ihm die Geschichte und Bedeutung der Messiasidee aufgefasst worden. Es sind drey Perioden des Messiasreiches, welche unser Vf. unterscheidet S. 39. Die erste: *das Reich der Dichtung;* es umfasst den Zeitraum der Propheten bis auf Christus. Die zweyte, *das wirkliche Reich*, oder die Grundlegung des ewigen Reichs der Wahrheit durch Christus, welches auch *das Reich des Glaubens* genannt werden kann. Die dritte, *das vervollkommnete Reich des Schauens*, worin die Vernunft ihre völligen Rechte wieder erhält und frey wird. Über die erste wird nun natürlich keine weitere Entwickelung mehr gegeben, da sie in den früheren Forschungen ausführlich schon durchgenommen war; nur Eines lässt unser Vf. nicht unbemerkt, S. 40, dass einige Seher der Nation versucht hätten schon vor Christus Zeit, jene bloss sinnlichen Vorstellungen und bunten Bilder des Messiasreiches zu vergeistigen. Wir behalten uns hier auch nur eine Erinnerung vor. Es ist die Benennung: Reich der Dichtung, sobald sie charakteristisch lauten soll. Als solches ist es doch nie von einem Propheten hingestellt worden, immer vielmehr als heiliger Ernst und Gotteswort, das die Zukunft realisiren werde. Darum möchten wir lieber *Reich der Exspectanz, der frommen Erwartung* vorschlagen. — Darauf die zweyte Periode, wo das ewige Reich der Wahrheit seine Gründung erhielt. Hier im Ganzen nichts Neues, was der Vf. mittheilt, wenigstens sind Anderen ebenfalls dieselben Quellen, welche er in Vorschlag bringt, schon als wahrscheinlich vorgekommen. Es ist diess nämlich eine specielle Schilderung der Essäer und Therapeuten aus Josephus und Philo, womit er anhebt, und welche ihm nachher zum Beleg der Einheit ihrer Religionssätze mit denen des Täufers und der christlichen Offenbarung dient, woraus er nun Johannes und Jesus Bekanntschaft mit diesen, wenn nicht selbst frühere, reife Jugendbildung unter denselben schliesst. Als Reich der Wahrheit wird ihm darauf das Reich Jesus aufgefasst in dessen eigenen Äusserungen über dasselbe, als geistiges Reich, als unsichtbares, als innere Gemüthssache. Die Namen, Messias und Messiasreich gelten ihm bloss als altes, ehrwürdiges Nationalsymbol. — Von der dritten Periode natürlich kein Wort, da ihm diese, das Reich des vollendeten Schauens, erst von der Zukunft abhängig ist. Es folgen am Schluss vielmehr noch einige exegetische Ausführungen über Sätze der biblischen Theologie, als: die Formeln, welche das Messiasreich bezeichnen S. 72, die Benennung des Messias S. 75, die Bedeutung des Wortes πνεῦμα S. 90.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1821.

JURISPRUDENZ.

Giessen, b. Tasche: *Neue Darstellung der Rechtslehre vom Besitz*, vorzüglich durch genauere Feststellung ihres Hauptgesichtspunctes von D. *Gottlieb Hufeland.* 1816. 200 S. 8. (1 Rthlr.)

Obgleich dieser Schrift neben *Savigny's* bekanntem Werke keine grosse Bedeutung zugeschrieben werden kann: so sind wir doch dem Publicum noch eine, wenigstens kurze Anzeige desselben schuldig. Sie vertheidigt theils wieder manche von *Savigny* verworfene ältere Ansichten, theils setzt sie etwas weitläuftig, aber nicht immer mit gehöriger Gründlichkeit allgemein anerkannte Begriffe aus einander. — *Savigny's* Reduction der vielerley Folgen des Besitzes auf Interdicte und Usucapion will der Vf., wie noch Viele mit ihm, in dem Maase nicht zugeben. Man vergisst aber dabey, dass *Savigny* bloss von den ausschliesslich mit dem juristischen Besitz verknüpften Folgen, namentlich nicht von den vielfachen, meistens ohnehin nur factischen, Vortheilen der Detention spricht; z. B. dass der Besitzer nicht beweisen muss, gilt für jeden Beklagten, und dass der Besitz den factischen Grund enthält, die Rolle des Beklagten zu spielen, kann nicht einmal als ein aus der *Detention* fliessendes Recht betrachtet werden. Denn verklagt zu werden ist kein Recht, kein Vortheil, sondern ein *Nachtheil.* Das Vortheilhafte liegt in dem negativen Umstande, dass man zu klagen benöthigt ist, d. h. aber, positiv ausgedrückt, dass man den Gegenstand der Klage schon in Händen hat, *i. e.* dass man detinirt, und so wäre jene vermeintliche Folge der Detention die Detention selbst! — Das Recht der Selbstvertheidigung, auf das Hr. *H.* so viel Gewicht legt, ist nicht eine Folge des Besitzes, sondern des *Angriffs*, sey dieser nun gegen die von mir juristisch besessene, oder bloss detinirte Sache, oder gegen meine Person als solche gerichtet — oder will man etwa auch das Essen und Trinken zu einer Bedingung von Rechten machen, weil Jeder sich gegen den zu vertheidigen berechtigt ist, der ihn im Essen gewaltsam stört? — Eine von dem Vf. veranstaltete Aufzählung „der Gegenstände und der Subjecte der Innehabung und des Besitzes" (S. 55 — 87) ist im Grunde nur eine ermüdende Zergliederung gesetzlicher Beyspiele, wiewohl hier und in der Folge immer die Idee zu Grunde liegt, zu zeigen, wie verschieden sich *in concreto* dasjenige gestalte, was die allgemeinen Begriffe fodern. — S. 88 — 134 „Erwerbung der Innehabung und des Besitzes" bietet ebenfalls nichts dar, was besonderes Interesse hätte; die bekannte *L.* 1 *C. de donatt.* erklärt der Vf. für eine Besonderheit bey Sclaven, m. vgl. jetzt *Savigny* Bes. 3te A. S. 203 — 206. In der Erörterung über „Fortdauer und Ende der Innehabung und des Besitzes," S. 134 — 176, verdient rühmliche Auszeichnung, dass der Vf. den Widerspruch, welchen man in mehreren bloss die *Dejection* leugnenden Stellen dadurch fand, dass man sie von geleugneter *Fortdauer des Besitzes* verstand, eben durch diese treffende Definition gehoben, worin ihm denn auch *Savigny* (S. 359. 360) beygestimmt hat, und ganz neuerdings *Zimmern* in *Neustatel* und *Zimmern* Römischrechtl. Untersuchungen No. VII, in welcher Abhandlung ferner noch gegen *Savigny* gezeigt wird, dass und wiefern dennoch Controversen der römischen Juristen dabey existirten, und gegen *Hufeland*, dass der Widerspruch der *L.* 33 §. 2 *de usucap.* mit *L.* 1 §. 29 *L.* 3 §. 7 *de vi* keinesweges geleugnet, wohl aber historisch erklärt, und für die Praxis weggeräumt werden könne. — Auch gegen *Savignys* Auslegung der *L.* 12 *C. de poss.* werden (S. 170 — 176) gerechte Zweifel geltend gemacht. *Savignys* Argument, dass sich der von Justinian entschiedene Streit in den Pandecten nicht nachweisen liesse, ist so gut wie keiner: denn eben wegen jener Decision ist das Gegentheil nicht in die Compilation aufgenommen worden. — Den Beschluss macht No. 10: „Beleuchtung der neuen Gesetzgebungen über den Besitz," worin manche interessante Bemerkungen vorkommen.

n .. z

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. dem Herausg. u. in der Maurer'schen Buchhandlung: ידידיה *Jedidja*, eine religiöse, moralische und pädagogische Zeitschrift. Herausgegeben von *J. Heinemann*, Dr. Dritten Bandes zweytes Heft. S. 125 — 270.

[Vgl. J. A. L. Z. 1819. No. 81 der Erg. Bl.]

Zuerst theilt Hr. *H. Plan und Einrichtung* seiner *Unterrichtsanstalt für Töchter gebildeter Ältern* mit. *Salomon* giebt ein im Ganzen nicht missrathenes Lehrgedicht: *Die Erfahrung.* In Hinsicht des Versbaues

ist jedoch Verschiedenes auszustellen. Daktylen z. B., wie folgende: *Anschein be|trogen; Verzweiflung ver|dammen; Er|fahrung zu|rückweist* — kommen sehr häufig vor. Der Vers: *Wird wohl | immer ein|seitig über Motive geurtheilt?* und noch einer und der andere sind nur Prosa. — Sehr anziehend sind *Friedländers* fortgesetzte Nachrichten von *Moses Mendelssohn* und seinen lehrreichen Unterhaltungen, *Mendelssohns* vortreffliches Antwortschreiben an *Bonnet* (dessen durch *Mendelssohns* Äusserungen bey Gelegenheit der bekannten *Lavater*'schen Auffoderung veranlasstes Schreiben verloren gegangen scheint), und ein anderer in jener Zeit geschriebener Brief *Mendelssohns*. — Unter der Aufschrift: *Sionitische Gesänge* — findet man zwey Nachbildungen vom Hn. CR. *Justi: Strenge Sittenlehre eines morgenländischen Stammesfürsten* (Hiob XXXI); und *der ersehnte König, ein Gemälde der goldenen Zeit* (Ps. LXXII). — Der Herausg. vertheidigt in einem *Briefe an einen Rabbiner* sein Religionsfest, das wohl bey vielen Juden einer Vertheidigung bedürfen mag. Zuletzt sagt er, es fehle ihm für die Feyerlichkeit sowohl, als für den Tag, an welchem sie vorgenommen wird, an einem zweckmässigen Namen. (Die Gemeinde zu Hamburg hat den Ausdruck *Confirmation* angenommen.) — Die Fortsetzung des *Archivs zur künftigen Geschichte der Israeliten* giebt diessmal am ausführlichsten Nachrichten aus den Niederlanden in einem Briefe eines wohlunterrichteten Juden an den Theologen *Göde*, welchen dieser in seiner Vorrede zur niederländischen Übersetzung von *Ewalds* Ideen über die nöthige Organisation der Israeliten in christlichen Staaten bekannt gemacht hat. Die ganze Vorrede ist hier übersetzt.

J. C. F. D.

Deutschland: *Aussichten von der Zeit in die Zukunft.* In Briefen über einige allgemein wichtige Gegenstände. (Aus der Allemannia besonders abgedruckt.) 1816. 120 S. 8. (9 gr.)

Was der Vf. sagt, bezieht sich besonders auf Süddeutschland und die Staaten des ehemaligen Rheinbundes; allein es ist von der Art, dass alle Deutsche es mit Theilnahme und nicht ohne Nutzen lesen können. Er hat den Zeitpunct im Auge, da er schrieb; allein auch als Gemälde unserer einige Jahre älteren Zeit sind seine Schilderungen fast durchaus treffend.

Die Frage: *Was wollen wir?* war beym Beginnen des Kampfes zwischen den Völkern und Napoleon leicht zu beantworten, weil die Antwort nicht erschöpft werden mochte und sollte. Sie hiess: *Sturz der Gewalt, welche alle unsere Kräfte zu ihren Zwecken, die nicht die unseren sind, die wir für Grillen, für unrecht und schädlich halten, verwenden will und kann; freyes Fortschreiten der Menschheit durch erkannte Wahrheit zum Zwecke Aller, nicht zur Ausführung des Systems eines Einzigen.* Was nach dem Siege gebildet werden sollte, war noch unrathsam zu bestimmen. Jeder sprach von Bereitwilligkeit zu Opfern von einem noch nicht erreichten Gewinnste; Jeder dachte insgeheim, dass Zufall oder Geschicklichkeit ihn dann begünstigen würden, scheute sich aber auszusprechen, was ihm, kaum ausgebildet, von künftigen Entwürfen vorschwebte, und nur zwey Regierungen, durch neuere Erfahrungen überzeugt, dass sie zwar unglücklich angreifen, aber nicht wohl mit Vortheil angegriffen werden könnten, benutzten kalt den Freudentaumel des Sieges und das Bedürfniss ihres Beystandes, um sich durch Verträge zu sichern, was sie begehrten. Manche Regierungen wurden getrieben, wohin sie nicht wollten; aus scheinbarer Eintracht erzeugte sich nahe Zwietracht; die Vorsehung musste ein Schreckbild auf einen Augenblick wieder auftreten lassen, um blutigen Zwiespalt zu verhindern und die Herrscher zu belehren. Der Krieg war aber nicht bloss ein Krieg der Könige gewesen, sondern ein Krieg der Völker. Hier kommt nun der Vf. auf die in Deutschland aufgetretenen Parteyen, und schildert sie und das, was sich als ihr Zweck erkennen liess, kräftig und treffend und unparteyisch, zeigt insonderheit, wie sich die Extreme berühren, wie im Grunde die Ultras der feindlich gegen einander überstehenden Parteyen Ein Geist treibe, und wie z. B. der übertriebene und blindwüthende Franzosenhass, wie ihn Einige ausgesprochen haben, gerade das thue, was Franzosen zur Last gelegt wird. Es ist ein heilsamer Spiegel, der hier vorgehalten wird; mögen recht Viele aufmerksam hineinschauen! „Sind die übertreibenden Endpuncte erst bezeichnet, sagt der Vf. mit Recht: so mag dann der wahre Mittelweg leicht angedeutet, und durch kalte Prüfung dessen, was ehedem war, was jetzt ist, und was künftig werden kann, vielleicht mancher Unzufriedene getröstet, mancher Ermattete gestärkt, und mancher Verirrte belehrt werden." Aber auch schon hier ist oft auf das Wahre hingedeutet, das den Übertreibungen zum Grunde liegt, und auf das, was zur Entschuldigung derselben dient. Von den Ursachen der französischen Staatsumwälzung, von dem Unterschiede des deutschen und des französischen Volkes, und der Sache beider, wird in der Kürze mehr Richtiges gesagt, als in manchen ausführlichen Schriften. Wie die Einsicht und der Sinn des Vfs., so verdient auch seine klare, bestimmte, natürliche und lebendige Darstellung gerühmt zu werden.

S. 106 scheint er Einfuhr englischer Waaren durch Verbote beschränkt wissen zu wollen. Darin würden wir ihm nicht beystimmen können, weil wir der Meinung sind, dass jede Beschränkung der Handelsfreyheit nicht nur nichts fruchte, sondern vielmehr schädlich sey.

H + I + K + L.

Breslau, b. Holäufer: *Lichtpuncte der Lebensnächte. Oder: Der Friede meiner Vernunft mit sich selbst über die Herkunft und Bestimmung des Menschen.* Von *C. S. v. Seidlitz.* 1816. XIV u. 296 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf., der sein Leben als ein Trauerspiel ansehn zu dürfen meint, legt hier seinen Lesern vor,

was ihn, den früher durch Umgang mit Religionsbezweiflern und Religionsleugnern Verirrten, zurückführte und beruhigte. Wer sollte nicht gern den gebildeten Mann hören, der redlich Wahrheit sucht? Wem sollte nicht anziehen, was dem Wanderer im finsteren Thale als Licht erscheint und ihm zum Ziele leuchtet?

Im ersten Abschnitte giebt Hr. *v. S.* seine Gründe für Unkörperlichkeit und Unsterblichkeit, von denen nicht alle einzelnen für Jeden gleiche Überzeugungskraft haben können, am wenigsten aber das, was gesagt wird, um zu beweisen, dass Erinnerung des Vergangenen und Wiederfinden nach dem Tode zwar Statt haben werde, aber nicht bald, sondern erst nach mehreren Verwandlungen. Die Einwendung gegen die kritische Philosophie, dass es nach ihren Grundsätzen so wenig Menschen als andere Dinge ausser dem Bewusstseyn gebe, hat wohl Schein, ist auch nicht neu, wird aber von denen, welche vertrauter mit jener Philosophie sind, nicht zugegeben werden dürfen. Sonst stimmt der Vf. in den Hauptsachen mit derselben überein, und den Erweis des Unterschiedes wahrer Moralität und des Strebens nach Glückseligkeit hat er recht fasslich und einleuchtend vorgetragen. Nur bey der Ableitung der Grundsätze für einzelne Pflichten und der Anwendung auf einzelne Fälle möchte Eines und das Andere zu erinnern seyn. Der Vf. sieht hier zu viel auf die Folgen, die ungewiss sind, und verfällt dadurch in die Schwierigkeiten des Eudämonismus, den er sonst richtig würdigt. „Rette das Leben eines Unschuldigen, es mag mit deiner eigenen Gefahr verbunden seyn oder nicht, auch dann, wenn es nicht ohne Verletzung der Wahrheit geschehen kann" — würde, sagt er, „als zwingendes Naturgesetz gedacht, zwar ein Gesetz seyn, welches seinen einzig-möglichen Zweck nothwendig verfehlen müsste; aber die ihr contradictorisch entgegengesetzte Maxime würde als Gesetz für vernünftige Wesen betrachtet, ein solches Gesetz seyn, welches die der Vernunft gemässe Ordnung der Rechtsansprüche umkehrte." Mit dieser Ordnung der Rechtsansprüche dürfte es ein wenig unsicher bestellt seyn. Wenn ich um das Leben eines *Anderen* angeblich zu retten, lügen darf, sollte ich *mein eigenes* nicht auch durch eine Lüge retten dürfen? Und darf ich mein *Leben* um diesen Preis erkaufen, warum nicht auch einen bedeutenden *Vortheil?* Wer will hier die Grenze ziehen? Übrigens müsste der Vf. nicht alle moralischen Grundsätze als Imperative darstellen, sondern auch auf die Erlaubnissgesetze Rücksicht nehmen, die da sich zu erkennen geben, wo zwey entgegengesetzte Maximen sich beide als allgemeine Gesetze denken lassen. — Die Religionslehre der kritischen Philosophie wird richtig beurtheilt, und besonders findet man über das Übel in der Welt, über das Verhältniss der Glückseligkeit zur Tugend, und über die Möglichkeit einer reinmoralischen Gesinnung bey dem Glauben an göttliche Belohnungen und Bestrafungen recht viel Gutes. Die Nothwendigkeit, eine von aller übernatürlichen Offenbarung unabhängige Quelle der Überzeugung von moralischen und religiösen Wahrheiten zu haben, um eine Offenbarung prüfen zu können, wird klar dargethan. Sehr lesenswerth ist auch das, was über das Christenthum gesagt wird, obgleich nicht alle berührten Puncte für erledigt gehalten werden können.

Ein Anhang handelt von richtiger Schätzung des Werthes der Philosophie. Auch hier scheint uns die Hauptsache wohl getroffen.

H + l + K + L.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Brockhaus: *Aglaja.* Romantische und historische Erzählungen. Nach dem Russischen des *Karamsin* herausgegeben von *Ferdinand von Biedenfeld.* 1819. 272 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die russische Sprache ist in Deutschland noch zu wenig bekannt, als dass wir die Schätze der russischen Literatur, gleich den beynah aller anderen cultivirten Völker, uns zur Zeit hätten aneignen können: jeder Beytrag hiezu ist also dankenswerth. Hr. *v. B.* liefert uns hier einige Erzählungen des genialen *Karamsin*, die allerdings poetischen Werth haben. Sie zeugen von einer blühenden Imagination, welche nicht in das Üppige ausschweift, und von tiefer Empfindung. Unter den historischen ist Marfa Possadniza und unter den romantischen Amalie P. oder der Familienhass, sowie die auf Wahrheit sich gründende Scene aus einem russischen Wirthshause, die anziehendsten.

Die Übertragung des Hn. *v. B.* kann man sehr gelungen nennen, und wünschenswerth wäre, dass er uns mit mehreren Schriften *Karamsins*, vorzüglich mit seinen dramatischen Arbeiten bekannt machte.

F. — S.

Berlin, b. Reimer: *Die Serapions-Brüder.* Gesammelte Erzählungen und Mährchen. Herausgegeben von *C. R. A. Hoffmann.* Dritter Band. 1820. 590 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

[Vgl. Erg. Bl. zur Jen. A. L. Z. 1820. No. 57.]

Im Allgemeinen können wir uns bey der Anzeige dieses dritten Bandes auf die der beiden ersten beziehen. Die Einfassung zu den Erzählungen scheint uns diessmal fast noch besser, wie früher, worunter besonders zu bemerken die Mittheilungen der Freunde über den dermaligen Teufelsspuk und die am Schlusse gegebenen sehr ergötzlichen Miniaturbilder. Von Erzählungen und Mährchen finden sich: *Die Brautwahl*, wo die Verbindung des Übersinnlichen mit der modernsten Berliner Modernität dem schon oft Dagewesenen eine gewisse Frische giebt; *der unheimliche Gast*, über welchen wir dem Urtheil der Brüder (S. 509), besonders der Meinung Theodors beytreten: „dass wir mit solchen unheimlichen Gestalten schon ein wenig stark geschoren worden sind." *Das Fräulein von Scuderi* hat, wie wir wissen, bey seinem ersten Erscheinen *furore* gemacht, und allerdings ist es auch geeignet, welchen Almanachsseelen beym Thee die nöthige Gemüthsbewegung, ja Spannung zu verschaffen; uns ist die gute Dame stets als ein Versuch erschienen, eine

merkwürdige Criminalgeschichte zur romantischen Darstellung zu appretiren. Dass der Versuch durch ein grosses Talent unternommen worden, und was die Darstellung betrifft, auch gelungen — *tant pis! Spielerglück*, glücklich aus dem Leben gegriffen, mit weniger Zuthat. Durch diese Erzählung wird hoffentlich der Dichter diejenigen etwas versöhnen, welche die Poesie als eine Art moralischer Stallfütterung betrachten, und desshalb an seinen meisten übrigen Productionen eben kein grosses Behagen finden konnten. Für *ihre* Zwecke dürfte aber die S. 555 angehängte Anekdote zweckmässiger seyn, als jene Darstellung, so ergreifend sie auch an sich ist.

Dg.

Leipzig u. Altenburg, b. Brockhaus: *Schottische Lieder und Balladen* von *Walter Scott*. Übersetzt von *Henriette Schubart*. 1817. 259 S. 8. (1 Rthlr.)

Aus der bekannten *Minstrelsy of the scottish border*, einer Sammlung älterer schottischer Lieder, vorzüglich von den schottischen Grenzen, sind diese Gesänge genommen. Die Übersetzerin glaubt, dass die Übereinstimmung der englischen Literatur mit der deutschen in den Forschungen nach den Gesängen vergangener Zeiten unsere Blicke mit besonderem Interesse auf die Resultate derselben hinlenken. So wenig wir nun in literarisch-historischer Hinsicht dieses zum Ton gewordene Streben nach Hervorgrabung vergessener Producte der Vorzeit tadeln wollen: so wenig können wir demselben irgend ein *weiteres* Verdienst zugestehen. Die Kunst ist dadurch nicht gefördert worden, dass wir in deren Kindheit zurückwandeln; und wenn es mit einer Exaltation, mit einer schwärmerischen, selbst die Verfolgung dieser Bahn aufregenden Vorliebe geschieht: so können wir daraus nichts als die Bemerkung abziehen, dass die Dichtkunst den Culminationspunct erreicht hat, und daher ihre Glorie im Rückschritt zur Barbarey sucht.

Wir wollen so manchen dieser Gesänge selbst den allgemein ästhetischen Werth der Tiefe des Gefühls und einer das Gemüth rein ansprechenden Natur und Wahrheit zugestehen; aber im Ganzen liegen doch, der *historischen* Einleitung in die ältere Geschichte der schottischen Grenzländer, und mancher unter dem Texte angehängter Erklärungen ungeachtet, die Sitten jener zu Räuberhorden herabgesunkener Grenzbewohner uns zu fern, als dass sie bedeutendes Interesse erregen könnten. Ganz anders verhält sichs mit *Scotts* Romanen, z. B. *Robert dem rothen*, wo die Charaktere vollständig und mit kräftigen Pinselstrichen ausgemalt sind, und der Zusammenhang ein zu überschauendes Ganzes bildet.

Wir haben das Original dieser Lieder nicht vor uns, um die Übersetzung damit vergleichen zu können. Wir verkennen auch die mit Übertragung solcher ausländischen Volksgesänge verbundenen grossen Schwierigkeiten keinesweges; wenn aber das Original solche Sprach-Inversionen und Sprach-Verdrehungen und Verderbungen wirklich nothwendig macht, wie zum *einzigen* Beyspiel statt hundert S. 58:

O wohl kennst du die Liebste *mein*,
So bald du sie gesehn —
Denn sie die schönste Blume ist
Von Englands Blumen *schön* u. s. w.

so können wir nur befürchten, dass unsere süsslichen Dichterlinge der neueren Schule das recht fein, lieblich, genialisch und nachahmungswerth finden werden. Dass übrigens viele dieser Lieder, sey es nun im Original oder Übersetzung, ins Läppische und Kindische fallen, ist wohl auch nicht zu verkennen.

Möchten wir doch, bey dem grossen Vorrath eigenen Klingklangs, mit Verpflanzung dergleichen fremder Reimeley auf unseren Boden verschont bleiben! Am besten scheint übrigens der Dichterin *Thomas der Reimer* (S. 217) gelungen, und die Übersetzung beurkundet ein nicht gemeines Talent. Wir wünschten daher, sie möchte sich lieber in eigenen Ausarbeitungen versuchen, wozu es ihr weder in geistiger, noch in mechanischer Hinsicht an Kenntniss des Versbaues zu fehlen scheint.

A. — c.

NEUE AUFLAGEN.

Breslau, b. Grass, Barth u. Comp. u. Leipzig, b. Barth: *Erste fassliche Anweisung zum vollständigen ersten deutschen Sprachunterricht, enthaltend das Sprechen und Zeichnen, Lesen und Schreiben, Anschauen und Verstehen für Volksschullehrer* bearbeitet von D. *Wilh. Harnisch*, erstem Lehrer an der Breslauischen königl. Bildungsanstalt für evangelische Volksschullehrer in Schlesien. Mit 2 Kupfertafeln, einer Buchstabenfolge u. 5 Lesetafeln. Dritte verbesserte Auflage. 1820. 120 S. 8. (18 gr.) Empfehlungswerth.

Wien, b. Gerold: *Abhandlung über den Gebrauch der vorzüglichsten Bäder und Trinkwässer; nebst einem Berichte über den medicinischen Werth der Schwefelräucherungen in verschiedenen Krankheitsformen des menschlichen Organismus*. Von *Joseph Wächter*, Doct. der Medicin. Zweyte Auflage. Mit 1 Kupfertafel. 1818. X u. 182 S. 8. (1 Rthlr.)

Kopenhagen, b. Thiesen: *Der kleine Catechismus Lutheri zur dritten Jubelfeyer der Reformation* herausgegeben und allen Verehrern der Bibel gewidmet von *Albr. Heinr. Matthias Kochen*, Doct. der Theologie und Philosophie, Hauptpastor an der deutschen St. Petrikirche in Kopenhagen. Zweyte veränderte Auflage. 1819. IV u. 207 S. 8.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

MEDICIN.

Wien, b. Gerold: *Beobachtungen und Abhandlungen aus dem Gebiete der gesammten praktischen Heilkunde, von österreichischen Ärzten.* Herausgegeben von den Directeren und Professoren des Studiums der Heilkunde an der Universität zu Wien. *Erster Band.* 1819. 378 S. gr. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Geschichte der im Monate November zu Racsa im kaiserl. königl. Peterwardeiner Grenz-Regiments-Bezirke ausgebrochenen Pest. Verfasst auf Befehl eines hohen Slavonischen General-Commando von Dr. *Joh. Roch*, Regiments-Feldarzte. Sehr umständlich und unterrichtend, obgleich in einem fast zu breiten Vortrage, welcher auch nicht wohl eines Auszugs fähig. Unter den angehängten Krankengeschichten möchte wohl bey der S. 79 die anfängliche gastrische Behandlung einigen Lesern nicht angemessen scheinen: doch hatte nach verändertem Heilplane die Krankheit einen schnellen und glücklichen Ausgang ohne wirklich pestartige Symptome. — *Über den Gesundheitszustand in Mähren im J.* 1814. Eine pathographische Skizze. Von Dr. *Joseph Steiner*, k. k. Rathe, Oberdirector der vereinigten k. k. Kranken-Versorgungsanstalten in Mähren, und Physicus derselben in Brünn. Das rheumatischkatarrhalische Fieber war auch dieses Jahr, wie die vorigen, stationarherrschend, bekam aber theils durch unterdrückte Gemüthsstimmung, theils durch die Menge der Kranken, die nicht hinlänglich besorgt werden konnten, theils durch die dadurch, besonders auch durch die übermäsig vermehrte Ausdünstung verdorbene Atmosphäre, einen nervösen Charakter, und wurde, nachdem die Witterung sich änderte, rheumatischentzündlich, dann gallenartig, dann mehr zu Intermissionen sich hinneigend; am glücklichsten wurde es mit bedächtiger Hinsicht auf die stationare Beschaffenheit mit ausharrendem Gebrauche nicht stark reizender oder sonst schwächender Mittel behandelt. — Zwey Krankheitsgeschichten sind beygefügt, wo bey einem Manne nach schon entschiedener Krankheit beide, wie bey der Kriebelkrankheit brandigt gewordene Füsse von selbst abfielen, und eine wahnsinnige Frau durch diese Krankheit von einer verhärteten Geschwulst der Unterkieferdrüse und zugleich von ihrem Wahnsinn befreyt wurde. — *Geschichte eines ohne ärztliche Hülfe abgelösten Schenkels.* Von *Joseph Veszely*, k. k. Berg-Cameral- und Stadt-Physicus zu Kremnitz. Der Vf. sah den Kranken, einen vorher gesunden 24jährigen Mann, ein Vierteljahr nach dem Anfange dieser Krankheit, die gegen das Ende des Julius sich mit plötzlicher Kälte und Schmerzen in allen Extremitäten anfing, welche nach einigem Nachlasse 8 Tage darauf in heftige Schmerzen im linken Unter- und Ober-Schenkel und Schwellen desselben überging, worauf nach 3 Wochen eine Öffnung auf der inneren Seite über der Kniescheibe mit Zeichen des anfangenden Brandes erfolgte, der in der Folge immer fortwüthete, dagegen der Unterschenkel wie eine Mumie vertrocknete, bis in der Mitte des Sept. bey einer geringen Bewegung der Oberschenkel ungefähr 3 Zoll unter dem Kopfe schief abbrach; der abgebrochene Theil und der Unterschenkel wurden bis gegenwärtig (22 Nov. 1814) in freyer Luft aufbewahrt; die Heilung hatte, als der Vf. den Kranken sah, schon beträchtliche Fortschritte gemacht. Ärztliche Hülfe hat er nie gebraucht; nach dem Bruche eine Salbe von Schweinfett und Lerchenharz, womit er damals noch fortfuhr. — *Bericht über den im J.* 1816, *nach den in dem Lemberger Krankenhause gemachten Beobachtungen, herrschenden Krankheitscharakter.* Von Dr. *Babel.* — *Versuche zur Tilgung des syphilitischen Giftes in primären Geschwüren.* Von Dr. *Val. Edl. von Hildenbrand*, k. k. niederösterr. Regierungsrathe, Professor der speciellen Therapie und Klinik, und Director des allgemeinen Krankenhauses zu Wien. Statt des Höllensteins wird das Geschwüre täglich 1 — 2 Mal mittelst eines Haarpinsels mit Silber in concentrirter Salpetersäure, die in einem Glase mit fest eingeriebenem gläsernen Stöpsel verwahrt werden ist, sowohl auf seiner Fläche als den Rändern und selbst etwas von der gesunden Haut bestrichen, und einige Zeit so gelassen, ehe es mit Leinwandfasern bedeckt wird; aber bey kondylomatösen Geschwüren, die mehr erhabene Ränder haben, oder überhaupt durch gar zu luxuriöse Auflockerung aufgetrieben werden, bey trockenen und mit einem häutigen Balge überzogenen furunculösen Chankern muss die Anwendung des *bellostischen* Liquors oder der Spiessglanzbutter vorausgehen. Um jedoch dem Übergange des syphilitischen Giftes auf den Gesammtorganismus noch vorzubeugen, ist bey diesem örtlichen Mittel der innere Gebrauch des Quecksilbers nicht ausser Acht zu lassen. — *Beobachtungen über die Wasserscheu.* Von *J. Michael Axter*, Primar-

Wundarzte des allgemeinen Krankenhauses zu Wien. Er hat, ehe die Krankheit zu weit gekommen, vom Cantharidenpulver zu 1 — 2 Gran täglich einmal mit Krebssteinen und Zucker und darauf getrunkenem Eibischwurzeldecoct innerhalb 27 Jahren viele glückliche Wirkungen gesehen; den Beschwerden beym Harnen halfen Kampferemulsionen ab. Im späteren Zeitraume schien das Mittel wenigstens den Tod zu erleichtern. — *Lebendige Eidechsen im Magen eines Weibes.* Mitgetheilt vom Dr. und Protomedicus *Mattuschka.* Eine 44jährige arme Wittwe, die ihre Wohnung in einer sumpfigen Gegend hatte, wo man mehrere Male Eidechsen herumkriechen sah, hatte schon 1½ Jahr an Magenkrämpfen, die keinem Mittel wichen, gelitten, als sie 1815, nach vielen vorhergegangenen Beschwerden, eine lebendige Eidechse ausbrach; diese Ausleerungen wurden nach bald kürzeren, bald längeren Zeiträumen wiederholt, wodurch bald lebende, bald todte, bald nur Stücken derselben, auch einmal eine zersprungene Blase von der Grösse und Consistenz eines unzeitigen Taubeneyes, und in dem damit vermischten Schleime mit runden, weichen, Hirsenkörnern ähnlichen Körpern, worin ein röthlicher Schleim enthalten war, ausgeleert wurden. Warmes konnte die Kranke dabey gar nicht geniessen, auch nichts Festes, ohne dass es in kurzer Zeit wieder ausgebrochen worden wäre. Am besten bekam ihr kalte Milch, doch nicht über ein Pfund auf einmal. Zu zwey verschiedenen Malen schwollen ihr das Gesicht, die Hände und der Bauch, mit wachsgelber Farbe des ganzen Körpers, mehrerer mit gelber Jauche angefüllter Blasen im Gesichte und Munde, und sehr sparsamem Harnabgange. Im Junius 1818 hatte sie, nachdem sie ungefähr 1 Loth Terpentingeist auf einmal getrunken, durch den Stuhl mehrere Stücke eines häutigen Wesens mit vielem eiterartigen sehr faulicht stinkendem Schleime ausgeleert. Die Geschichtserzählung geht bis zum April 1818, und der leutmeritzer Kreisphysicus D. *Kottnauer* verspricht die Fortsetzung. — *Beytrag zur Geschichte des Gebrauchs der warmen, und besonders der kalten Bäder in medicinischer Hinsicht.* Von *M. Wagner*, der Heilkunde Doct. Zuerst eine Compilation als „Beyträge zu einer *psychrolusia omnis aevi*," und dann noch einige Betrachtungen über die Erzeugung der Wärme im thierischen Körper, der äusseren Anwendung derselben, und der Kälte als Heilmittel. — *Über den verheerenden Durchfall in den Militärspitälern, besonders in Kriegszeiten.* Vom Dr. und Prof. *Lorenz v. Vest* (datirt Grätz im Junius 1814). Im Herbste und Winter 1798 herrschte diese Krankheit, deren Ansteckungsfähigkeit doch zweifelhaft war, im Militärspitale zu Treviso meist nach vorhergegangenen Wechselfiebern und Wassersucht, und rieb die meisten Kranken durch mehr oder minder schnelle Erschöpfung der Kräfte auf; im Winter und Frühling 1814 befiel sie ohne vorhergegangene Wechselfieber entweder vorher ganz Gesunde, oder Krätzige, oder am häufigsten Reconvalescenten. Oft wechselte sie mit der Krätze durch einen Metaschematismus. Der Vf. beobachtete sie sowohl, als die damit verwandte Wassersucht als eine veränderte Form des Scorbuts, und richtete danach sein Verfahren ein: eine Tasse guten schwarzen Kaffee mit 1 — 5 Gran Opium täglich 2 — 4 Mal, und wenn der Durchfall nachliess, das Pulver des gerösteten Kaffees zu 40 Gran mit 1 Gran Opium täglich 2 — 4 Mal; dabey *antiscorbutica*; vorzüglich die *conserva cochleariae* mit Senfpulver versetzt, wenn die Brust diesen vertrug; Rettig, Bier mit Meerrettig digerirt. Bey der Wassersucht kein anderes *diureticum*, als Meerzwiebelessig mit etwas Zucker in *aqua cochleariae.* — *Einige Bemerkungen über den Typhus und die Behandlung desselben mit kalten Umschlägen auf den Kopf.* Von *Ebendemselben.* Über die Identität des Typhus mit anderen schon früher bekannten Krankheiten: Faulfieber ist gänzlich davon verschieden, und nach *Hildenbrand* nur ein mit Fieber verlaufender Scorbut. Über den nicht genug beachteten Unterschied des Typhus vom Faulfieber. Die *curriesche* Heilart, soweit sie in Spitälern anwendbar ist, hat der Vf. äusserst hülfreich gefunden, und schlägt vor, auch beym Croup und der analogen Rippenfellentzündung Erwachsener, als einer ähnlichen exsudativen Entzündung, nach vorausgeschickten Blutentleerungen damit Versuche anzustellen. Vielleicht sind die meisten Fälle von Entzündungen, in welchen das Kalomel nützlich befunden wird, für die kalten Umschläge geeignet; der Vf. fürchtet das Kalomel im Typhus der Soldaten, wegen der bey diesen so allgemeinen scorbutischen Diathesis. — *Einige Beobachtungen und Bemerkungen über den im J. 1814 im Gumpendorfer* (Ende des Jul. d. J. aufgelösten) *Civil-Feldspital herrschenden Durchfall und Typhus.* Von *M. Müller*, der Heilkunde Doct. Der Durchfall befiel am häufigsten Reconvalescenten; ruhrähnliche Zufälle waren äusserst selten, nur vorübergehend, erschienen nur in der Colliquationsperiode und nie heftig, und dauerten nicht bis zum Tode. Nicht selten wechselte der Durchfall mit der Hautwassersucht, und diese wieder mit jenem ab. Wo das Opium Congestionen gegen den Kopf verursachte, war das *extractum nucis vomicae* vorzuziehen. Zuweilen erschien der Durchfall als ein *typhus ad intestina conversus*, und wurde durch die stärksten Reizmittel gehoben. Bisweilen war ein zurückgetretenes Erysipelas die Ursache, und er wich nur auf *vesicatoria* auf den Bauch gelegt, oder auf ein Erscheinen des Rothlaufs an anderen Theilen. Die auf höheren Befehl empfohlene oben erwähnte Heilart des Hn. *v. Vest* war auch hier von gutem Erfolge; der *typhus contagiosus* tödtete zuweilen sehr schnell; die Parotiden waren im Anfang selten zu zertheilen und meist tödtlich, entweder durch Erstickung, oder, wenn sie eiterten, durch *caries* mit nachfolgendem schleichenden Fieber. In einigen fast verzweifelten Fällen half der Phosphor nach *Hufelands* Vorschrift, und ein Chinadecoct vollendete die langsam fortschreitende Genesung. — *Geschichte einer Bauchwassersucht.* Von Med. Dr. *L. E. Sch—r* (zu R. in B.). Eine von dem ersten Gefühle abnormer Bewegungen im Körper bis zum Schlusse dieser Erzählung länger als 11 Jahre gesund gebliebene Frau wurde lange für schwanger gehalten, bis man die Bauchwassersucht erkannte; vom 22 März 1807 bis 16

Jul. 1818 wandte man 24 Mal die Paracentese auf einer und derselben Stelle in der linken Seite an, wodurch 791 Pfund Waller von guter Beschaffenheit ausgeleert wurden. Über den Ursprung und Sitz dieser Krankheit vielerley Betrachtungen, wobey doch noch Alles im Dunkelen bleibt, bis vielleicht endlich die Section Aufschluss giebt, oder „der innere Sinn der Kranken sich einst freythätig zur klaren Anschauung und Vorschauung erhebt" (das ist doch wohl nur Persiflage?). Ein ebenfalls nicht genannter Freund des Vfs. schlägt nach der Operation die *mannerische* Binde so stark anzuziehen vor, dass die Kranken kaum athmen können, sich erbrechen oder wenigstens stark vomituriren, und heftige Koliken verspüren. — *Beobachtungen.* Von *Anton Franz*, Med. Dr. zu Lissa in Böhmen. 1) Bey starken Durchfällen giebt der Vf., nachdem der Magen durch Ipecacuanha gereinigt worden, schleimige Getränke, und nach Verschiedenheit des Alters oder der Gewöhnung an stärkere Reize eine Mischung aus Mohnsafttinctur, Pfeffermünzöl und Weingeist mit einem leichten Hollunder-, Chamillen- oder Schaafgarben-Thee, und lässt den Unterleib mit zerschnittenen Zwiebeln, Knoblauch und zerriebenem Rettig und Meerrettig reiben, und trockene warme Tücher auflegen; zur Nachcur bedient er sich am liebsten des inländischen Mooses. 2) Faulfieber unter der russischen Garde nach der Schlacht bey Culm: sehr zweckmäßig und glücklich behandelt. 3) Behandlung der Krätze, hauptsächlich durch Schwefel innerlich und äusserlich. 4) Ein 14 Stunden anhaltendes, von einem kalten Trunke nach vorhergegangener Erhitzung erregtes Schluchzen, welches den kräftigsten innerlichen und äusserlichen Mitteln widerstand, wurde durch die *stützische* Methode von einer Kalienflösung und dazwischen gegebener Mohnsafttinctur nebst aromatischen warmen mit Kali vermischten Umschlägen in Kurzem wie weggezaubert, und in der Folge die Cur mit bitteren Mitteln beschlossen. 5) Schnelle Heilung eines heftigen Brustkrampfes durch Binden über den Ellenbogen- und Knie-Gelenken. — *Beobachtungen* von Dr. *Schwarzott* (zu Wien). Spulwürmer in einer Geschwulst in der Leistengegend: erst als venerische Leistenbeule, dann als ein Bruch behandelt, nach zwey Jahren bey verspürter Fluctuation geöffnet, da denn 5 Spulwürmer herauskamen, und die Öffnung sich ohne weitere Zufälle schloss. — Der Gebrauch des Pressschwamms bey Wundblutungen: ein oder mehrere Streifen davon ohne Einölung in den Schusscanal eingeführt, und mit Heftpflastern befestigt. — Der Heft- oder Klebepflaster-Verband bey veralteten Geschwüren am Unterschenkel und Fusse: sehr umständlich und wortreich, „theils um dem in der Sache ganz Unbekannten sie zu verständigen, theils auch einiger Eigenheiten willen, in denen der Vf. von der gewöhnlichen Handhabung abweicht." Statt der gewöhnlichen Vorschrift, die Mitte der Heftpflasterstreifen unten am Gliede anzulegen, und die Endtheile nach aufwärts sich einander entgegen zu führen, wählt er die den bedeutendsten Geschwüren entgegengesetzte weniger verletzte Stelle. Man legt allezeit die Pflasterstreifen zum erstenmale in der den vorzüglichsten Geschwüren entgegengesetzten Fläche an. Die Bänder müssen sich jedesmal über denselben kreuzen und jenseits befestigt werden. Ihre Länge wird jedesmal nach dem Durchmesser des kranken Theils bestimmt, die Breite zu ½ Zoll festgesetzt. Über ihre nach Erfodernis mehr oder weniger zu erneuernde Anwendung u. s. w. — *Einige merkwürdige Fälle aus dem Gebiete der praktischen Heilkunde.* Von Dr. *Seeliger*, Kreisarzte zu Weitra. Beyspiel einer seltenen Stärke der Lebenskraft bey einem fast 70jährigen Manne, der fast von Jugend auf wegen des fast beständigen Überflusses an Blut nach nur oberflächlichem Calcul in seinem Leben über 1000 Pfund vergossen hat, und noch immer in einem leidlichen Zustande zwischen directer und indirecter Asthenie vegetirt. — Eine spät ausgebrochene Wuth und Wasserscheu nach dem von einem wüthenden Hunde erhaltenen Bisse. — *Das Ullersdorfer Schwefelbad.* Von Dr. *Kratky*, Physicus, und correspondirendem Mitgliede der k. k. M. S. Ackerbaugesellschaft. Das Bad liegt 10 Meilen nordwärts von Olmütz in einer reizenden Gegend, und bietet eine hohe Analogie mit dem Badener Wasser bey Wien dar. Auszug aus dem 1580 in böhmischer Sprache von *Thomas Jordan von Klausenburg*, welches eine Beschreibung aller mährischen Bäder und Gesundbrunnen enthält. Die chemische Untersuchung ist sehr unvollkommen. Eine heisse und eine kalte Quelle vermischen sich mit einander, welches die Wirksamkeit des Bades sehr vermindert; es wäre sehr zu wünschen, dass eine zweckmäßigere Einrichtung der ganzen Badeanstalt unternommen, und dieselbe statt des kostspieligen Aufenthalts in Baden benutzt werden könnte. — *Medicinisch-gerichtliche Verhandlungen* (mitgetheilt von *Bernt*). Die Acten sind unabgekürzt eingerückt. 1) *Über nicht tödtliche Misshandlungen einer Weibsperson.* Ein paar Ohrfeigen, Herabfallen vom Stuhle und Herumschleifen bey den Haaren sollten Schuld an dem Tode eines Mädchens gewesen seyn, welches einige Tage nach erlittener Misshandlung in Lungenentzündung verfiel, die bey zu lange verschobener Hülfe den Tod brachte. 2) *Über einen vermutheten Mord.* Ein 60jähriger Mann war eine steile Treppe herab in einen Weinkeller gefallen; die Section bewies deutlich, dass er schon vorher an der Lungensucht krank gewesen, und an einem Schleimschlage gestorben war. 3) *Untersuchung eines zweyfachen räuberischen Todtschlages.* Ein Mann von 62 Jahren, der schon der Auszehrung entgegenging, und eine 43jährige gesunde Weibsperson hatten, jener 8, diese 4 Schläge, mit einem schweren hölzernen Schlegel auf den Kopf erhalten, an deren nothwendig tödtlichen Folgen jener nach 19, diese nach 20 Tagen starben.

Ks.

Dresden, b. Arnold: *Die Maul- und Klauen-Seuche der Rinder, Schaafe, Ziegen und Schweine; ihre Erscheinungen, Ursachen, Natur und Weiterverbreitung, die gegen dieselbe angewandte ärztliche Behandlung und anderweitige Massregeln, sowie deren Resultate;* dargestellt von *Jo-*

hann Nep. Brosche, Prof. der praktischen Thierheilkunde, Oberthierarzt im Meissner Kreise u. s. w. 1820. 48 S. 8. (6 gr.)

Hr. *Brosche* hatte Gelegenheit, in einem Theile des Meissener Kreises eine gutartige Maul- und Klauen-Seuche zu beobachten, und theilt hier eine Beschreibung des Verlaufs der Krankheit, der von ihm angeordneten ärztlichen Behandlung und polizeylichen Massregeln mit. — Die Beschreibung des Verlaufs der Krankheit schildert die gewöhnlichen Zufälle bey Rindern, Ziegen, Schaafen und Schweinen der Natur treu, aber nicht ohne höchst unangenehme Härten des Stils und Provincialismen, welche überhaupt alle Schriften des Hn. *Br.* auf eine dem Leser sehr lästige Art entstellen. — Der Vf. führt folgende Ursachen an, welche zur Entwickelung und Weiterverbreitung der Seuche wesentlich beygetragen haben dürften: 1) die im Frühjahr und Sommer anhaltend kalte Temperatur; 2) die häufige Entwickelung des Honigthaues, welcher in Mehlthau oder Lohe sich verwandelte, wodurch eine überaus grosse Menge Blattläuse entstanden; 3) ein dem Eisenrost ähnlicher Ausschlag auf den Futtergewächsen; 4) Unreinlichkeit in den Stallungen; 5) die da und dort unter den Schaafen herrschende chronische Klauenseuche (wahrscheinlich ist diese Klauenseuche die bösartige, oder doch eine Folge derselben, welche durch die Merinos in Deutschland verbreitet worden ist. Unstreitig hatte der Vf. viele Gelegenheit, diese bösartige Klauenseuche, die, so viel uns bekannt ist, in einigen königl. sächs. Schäfereyen und auf mehreren Rittergütern des Meissner Kreises geherrscht hat, zu beobachten, und wir vermissen daher ungern eine Vergleichung dieser beiden Krankheiten und eine genaue Angabe des Charakteristischen einer jeden). Nachdem er diese Ursachen angegeben hat, welche auch ohne eine Ansteckung die Klauenseuche hervorbringen können: so bemüht er sich, durch die Berichte, welche er an die Amtshauptmannschaft erstattet hat, mit einer, für den Zweck dieser Schrift unnöthigen Weitläuftigkeit nachzuweisen, dass die Krankheit in die Orte, welche er zu bereisen hatte, durch seuchekranke polnische Schweine eingebracht, und sich überhaupt durch die krankhaften Aussonderungen als ansteckend gezeigt habe. Merkwürdig ist es, dass auch einige Mägde, welche sich mit kranken Kühen zu beschäftigen hatten, angesteckt wurden: Hände und Füsse, auf welche der Krankheitsstoff eingewirkt hatte, schwollen sehr stark, und es erhoben sich Bläschen, die eine wasserhelle Flüssigkeit enthielten und viel Schmerz verursachten. — Die ärztlichen Vorschriften und polizeylichen Massregeln enthalten zwar nichts Neues, sind aber durchaus zweckmässig, und eine ähnliche Behandlung hat auch unter Rec. Augen die besten Dienste geleistet. Die Vorschriften zur Behandlung der Klauenseuche bey den kränkeren Thieren kommen dem Wesentlichen nach mit denen überein, welche *Albert, Lezius* und *Kausch* (Memorabilien der Heilkunde, Staatsarzneywissenschaft und Thierheilkunst, III. 13. S. 74) bey der bösartigen Klauenseuche gegeben haben. Separation der gesunden und kranken Thiere, Ausschneiden des Schadhaften an den Klauen und Kupfervitriol sind die Hauptmittel. Da, wo sich die Klauen nicht loslösen, kommt man schon mit einer Kochsalzauflösung, zum Waschen oder zum Umschlagen gebraucht, aus. Zur Reinigung des Maules dient eine Auflösung von Salz in Essig, und eine Mischung aus Honig, Holzasche, Mehl und Wasser.

Hr. *B.* spricht sich zwar nicht ganz bestimmt darüber aus, in wiefern er eine Verwandtschaft der Klauenseuche und des Milzbrandes annimmt; indess scheint es doch, als wenn er glaube, dass wenigstens die Krankheit, welche er an den Schweinen beobachtet hat, mit dem Milzbrande verwandt sey. Die beiden Gründe, die er dafür anführt, sind aber nicht hinlänglich beweisend; die leicht zerreissbare Leber und Milz, welche man bey einigen Schweinen gefunden hat, reicht nicht hin, um die Krankheit als Milzbrand zu charakterisiren, und was die Schweinhändler, die aus Polen kommen, ausgesagt haben, ist zu unbestimmt, als dass man darauf eine Ansicht über die Natur dieser Krankheiten gründen könnte. Nach dem, was Rec. über die bösartige und gutartige Klauenseuche und den Milzbrand in verschiedenen Epizootien gesehen hat, findet er weder im Verlaufe der Krankheit, noch in dem Befunde bey der Zergliederung gefallener Thiere hinlängliche Zeichen, um die Klauenseuche zu den Anthraxkrankheiten rechnen zu können (*Ribbe* in den Schriften und Verhandlungen der ökonomischen Gesellschaft im Konigreiche Sachsen. 3 Lief. 1819. S. 96), oder sie als eine Ablagerung dieser Krankheit anzusehen (*Waldinger*), sondern er stimmt mit *Kausch* (a. a. O. S. 50) vollkommen darin überein: dass man die Klauenseuche mit Unrecht zu der Anthraxfamilie, oder den Krankheiten des Milzbrandes zähle.

B...

NEUE AUFLAGEN.

Sulzbach, b. Seidel: D. *Franz Volkmar Reinhards*, königl. sächs. Oberhofpredigers u. s. w., *Vorlesungen über die Dogmatik mit literarischen Zusätzen* von *Joh. Gottfr. Imman. Berger*, Dr. der Philosophie, Repetenten der theologischen Facultät zu Göttingen u. s. w. Dritte verbesserte Auflage. 1818. XX u. 700 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.) Die erste Auflage erschien 1799, die zweyte 1805. Das Werk gehört bekanntlich zu den gründlichsten dogmatischen, welche wir besitzen, und wird auch in dieser verbesserten Auflage durch Beförderung eines gründlichen Studiums der Theologie Nutzen stiften.

G.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

PHILOSOPHIE.

Neustrelitz, b. Violet: *Betrachtungen über die Grenzen des theologischen Wissens*, allen Wahrheitsforschern zur Prüfung vorgelegt von M. *Heinrich Kunhardt*, Professor am Gymnasio zu Lübeck. 1820. II u. 82 S. 8. (12 gr.)

Allerdings hat der Vf. Recht, dass, wer von dem Freymuthe, der sich in diesen Betrachtungen ausspricht, auf Leichtsinn und sogenannte Freygeisterey des Vfs. schliessen wollte, sich schlecht auf die Würdigung des aufrichtigen Strebens nach Wahrheit verstehen würde, und sein Schluss eben so ungerecht als lieblos wäre. Wer so schliessen könnte, für den würde überall keine philosophische Schrift geschrieben seyn, und er würde besser thun, von den Früchten des verbotenen Baumes nicht zu kosten die ihn unfehlbar aus seinem Paradiese verbannen würden. Rec., der übrigens so wenig zu den „geneigten," wie zu „den abgeneigten" Lesern gehört, für welche die Bitte nöthig gewesen wäre, nichts von dem, was der Vf. in der Mitte der Schrift räsonnirend für oder wider gewisse Dogmen gesagt habe, einzeln herausgerissen für sein Glaubensbekenntniss anfehen zu wollen, wird nur nach Durchlesung und gewissenhafter Prüfung sämmtlicher Paragraphen sein Urtheil über das Ganze niederschreiben, und durch einen möglichst treuen Auszug die Leser selbst in den Stand setzen, über diese Schrift zu urtheilen.

Sehr richtig bemerkt der Vf., dass es zu der beschränkten Natur des Menschen gehöre, eben so wenig einsehen zu können, wie Etwas durch ein Anderes, als wie es durch sich selbst oder unbedingt möglich seyn könne. Darum begreife er weder sein eigenes, oder vielmehr seiner Gattung Entstehen, noch das Daseyn Gottes der Möglichkeit nach. Gleichwohl müsse er, selbst vermöge der von seinem Denken unzertrennlichen Zeitform, zu einem Anfangspuncte alles Verhandenen zurückgehen, und um in diesem endlosen Geschäfte auszuruhen, zuletzt glaubend bey einem absoluten Urgrunde stehen bleiben, auf welchen die Vorstellung von Zeit und Causalität nicht mehr anwendbar sey. Er glaube daher an eine ewige Grundursache, und da ihm diese leben und frey seyn müsse, an einen persönlichen, selbstständigen Gott. Aus dem nämlichen Grunde postulire er eine Schöpfung, bescheide sich aber, weder jenen, noch diese begreifen zu können. Durch das Übel in der Welt entstehen, wir mögen eine Schöpfung annehmen, oder nicht, auf jeden Fall Unbegreiflichkeiten. Durch die Nichtannahme einer Schöpfung setzen wir uns nicht nur aus einer dem Menschen nun einmal natürlichen Vorstellungsweise durch einen gewaltsamen Sprung heraus, sondern verfallen auch in einen Pantheismus, nach welchem Unvollkommenheit, Übel, Böses sogar in die Vorstellung von dem *All-Gott* oder *Gottes-All* widernatürlich eingezwängt wird. Durch die Annahme derselben aber entstehe uns nothwendig ein nicht mit göttlichem Wirken erfüllter Vor-Schöpfungs-Zeitraum, wenn der Ausdruck erlaubt sey. Überdiess werde auch die Möglichkeit des Bösen als etwas vom Schöpfer Zugelassenes, und jegliches Übel für empfindende Wesen, als durch ihn hervorgebracht, angenommen. Hierauf wird das, womit man diese Einwürfe gewöhnlich zu beseitigen glaubt, mit vielem Scharfsinne abgefertigt. (Wir halten das Räsonnement des Vfs. für unwiderlegbar für den, der sich auf die Erklärung der Entstehung des Bösen in der Welt einlässt, glauben aber, dass es den, der sie bescheiden als etwas über sein Fassungsvermögen Hinausliegendes betrachtet, gar nicht treffen könne, wie auch der Vf. späterhin selbst zuzugestehen scheint.) — Die Vernunft ist dem Vf. das Vermögen, das Absolute zu erforschen, sofern der eigentliche Grund alles Wissens durchaus unbedingt, und von nichts Höherem abhängig seyn müsse, und eben so richtig habe man sie neuerdings *das Vermögen der Grundeinsicht* genannt, wobey man sich aber wohl hüten müsse, den für die Verstandesthätigkeit genügenden Grund eines Schlusses mit dem der Vernunft genügenden zu verwechseln. Da nun aber Alles, was als begrenzter Gegenstand der Wahrnehmung oder des Verstandes zu unserer Erkenntnis gelange, die Frage nach diesem Grunde veranlasse, mithin nicht der Grund sey, das nicht Wahrnehmbare, und doch als nothwendig Erheischte für uns aber als Product einer gesetzmässigen Erkenntnissweise schlechterdings als *real* gelten müsse: so sey die Vernunft das Vermögen, etwas über über alle Wahrnehmung und Fassungskraft Hinausliegendes als *real vorhanden* im Glauben zu ergreifen. — Nur Geist könne der Urheber seyn von dem, was die Spuren geistiger Thätigkeit unverkennbar an sich trage, und nur vom Geiste könne stammen, was selbst geistiger Natur sey. So schaue man Gott mit den Augen der Vernunft, so bewähre sich diese als ein *Vernehmen* göttlichen Daseyns im Inneren des Menschen-

geistes und in der Welt. So sey sie berechtigt, das *Freye* und *Geistige* als existirend vor dem *Mechanisch-bewegten*, als unabhängig von der Zeit, als ewig auf sich selbst beruhend anzunehmen. So müsse sie ihrer Natur gemäss an eine für den Verstand unbegreifliche Art des Seyns, und zugleich an eine eben so allen Begriff übersteigende Schöpfung glauben, in einem viel höheren Sinne, als selbst die kühnsten Schöpfungen der Phantasie, weil der eigentliche Schöpfer nicht aus Vorhandenem gestalte, sondern Stoff und Form zugleich ins Daseyn fördere. — Nur so durchbreche glaubend die Vernunft die Hülle der Erscheinungswelt, und gelange zu einer Glaubenserkenntniss, die höher sey, als die des Verstandes, aber darum nicht minder *gewiss*. (Hier scheint Hr. K. nicht völlig mit sich selbst einig zu seyn, in sofern er auch dem Verstande eine Glaubenserkenntniss zuzuschreiben scheint, die nur niedriger sey, als die der Vernunft. Doch, er redet vielleicht nur von Erkenntniss überhaupt.) — Also *vernünftig seyn*, und *durch den Glauben Gott erkennen*, und da die Einheit der Vernunft genüge, *einen Gott erkennen*, das sey gleichbedeutend. *Vernünftig handeln*, und von der Gotteserkenntniss in seinen Handlungen und Gesinnungen geleitet werden, auch das sey gleichbedeutend. — Doch nicht nur das Daseyn des Welturhebers, auch seine Eigenschaften zu erkennen, vermöge die Vernunft. — In den Menschengeist die Idee des Guten legen, das Herz des Menschen mit dem Gefühl der Heiligkeit des Rechts durchglühen, und nicht selbst *heilig* seyn, das bestehe nicht: *Gott sey heilig*. — Obgleich das Böse in der Welt, über dessen Entstehung noch das erste genügende Wort vorgebracht werden solle, damit im Widerspruch zu stehen scheine: so müsse man doch auf die Heiligkeit Gottes bestehen, weil in dem, der alles Seyns unbedingter Grund sey, das *Gute* auch seyn müsse, zu welchem die edelsten seiner Geschöpfe doch, selbst wenn sie es verlassen haben, wiederkehren, zu welchem eine immer steigende Liebe in ihnen möglich ist, und dessen Gegentheil sie nie um sein selbst willen lieben können.

Die wahre Vernunft (§. 19 f.) verschmähe allen Dualismus. Weder mit einem ursprünglich bösen Grundwesen, *welches ewig wäre, wie das gute*, noch mit einem Chaos von Materie, welches der Gott erst bearbeitet, geformt, und woran er sein Wesen gleichsam verherrlicht habe, könne sie sich aussöhnen. — Ist Gott der Träger und die Grundquelle alles Seyns: so ist alles Leben in der gesammten Natur *sein* Leben. Hier ruht nun ein undurchdringliches Dunkel für unseren beschränkten Geistesblick auf der Natur, und es ist keinem Sterblichen gegeben, einzusehen, wie die mannichfaltigen Ausflüsse einer und der nämlichen Gotteskraft wechselseitig auf sich selbst schmerzhaft zurückwirken, und das Leben derselben ein ewiger Wechsel von Zerstörung und frisch aufblühender Kraft seyn könne. — — Ein noch dichteres Dunkel ruhe auf der Entstehung eines mit Selbstständigkeit und einem gewissen Masse der Freyheit handelnden Wesens. — Die gewöhnliche Meinung, die Gott, den Allwissenden, mit dem Menschen einen Versuch machen lässt, ob er in der Freyheit bestehen könne oder nicht, habe Alles gegen, und nichts, als den kindischen Versuch, das Böse erklären zu wollen, für sich. — Auf eine Einheit führe wohl der Vernunftglaube, aber wie aus der Einheit die Vielheit werde, wie aus der Vielheit ein zweytes Selbstständiges entstehen könne, wie diess sich zur Grundeinsicht verhalte, wie das Widerstreben der Kräfte und die gegenseitige Zerstörung mit der *Einartigkeit* des sich gleich bleibenden Grundwesens verträglich, und *wenn* sich anscheinender Misslaut in Harmonie auflöset, *warum* diess nöthig sey; ferner, wie jemals der Mensch habe sündigen können auf eine nur ihm zuzurechnende Weise — das seyen unauflösliche Räthsel. In dem Sinne (§. 23 f.), dass *Person* ein mit absoluter Selbstständigkeit und voller Autonomie des Willens handelndes Wesen sey, müsse die Vernunft Gott als *Person* in der realsten Bedeutung des Wortes anerkennen. Komme aber der Person ein abgesondertes Daseyn zu, nicht etwa nur in Raumbestandtheilen, wo sich schon sinnliche Nebenvorstellungen vom Körperlichen mischen, sondern in dem Sinne, dass *ein Ich* das *andere* völlig ausschliesse (welche Ausschliessung bey menschlichen Personen sich, abgesehen von dem erfüllten Raume, schon unwidersprechlich aus dem Entgegenstellen der Individuen ergiebt): so leide die Unvollkommenheit unseres Verstandes die Beylegung dieses Prädicats so wenig, als er die Nichtpersönlichkeit völlig ausser Zweifel zu setzen vermöge. — Der Verstand müsse sich daher der Vernunft unterwerfen, und es gebe unbegreifliche Wahrheiten, welche *ergriffen*, nicht *begriffen seyn wollen*. — Seit der Epoche der *Kantischen* Philosophie scheine mit grosser Willkühr die Grenze des Verstandes und der Vernunft abgestochen zu seyn. — Was der Verstand, mit Phantasie vermählt, wohl als möglich erdenken möchte, das *erheische die Vernunft* als *nothwendig* und als *real* vorhanden in einer Welt, die sich über das Verstandesgebiet, wie der Himmel über die Erde, erhebe. Ihr sey die Seele, ihr sey Gott und Freyheit etwas Wesenhaftes, und hinter der Welt des Scheins erblicke sie das reale Daseyn des Geistigen und ewig Bleibenden. — Man frevele gegen die Menschheit, und verwandle Alles in nichtigen Schein, wenn man die Gottesidee nur für ein Regulativ zum Behuf der Vollendung eines Systems der subjectiven Erkenntniss ausgebe. Wir *erfahren* und *vernehmen* in uns wahrhaftig das Daseyn eines Geistes, den wir Gott nennen. (Im Wesentlichen finden wir hier den Vf. mit der kritischen Philosophie, die er bestreiten zu wollen scheint, völlig einverstanden.)

Die Beurtheilung des Inhalts einer Lehre (§. 30 f.) müsse als Bedingung, ohne welche auch nicht einmal die Möglichkeit eines göttlichen Ursprungs denkbar sey, vor aller anderen Untersuchung vorhergehen. Dann erst gehe die historische Prüfung an. — Offenbarung in supranaturalistischem Sinne ist dem Vf. *ein dem Inhalt und der Form nach gar nicht vorbereitetes, durch Meditation weder errungenes, noch je zu erringendes, und von dem Bewusstseyn einer durch blosses Nachsinnen unmöglichen Erkenntbarkeit begleit-*

tetes Vernehmen des Göttlichen, ein plötzliches Hellwerden ohne Morgenroth und Dämmerung. Es lasse sich allerdings *als möglich denken*, dass ein höherer Geist plötzlich in einem untergeordneten einen Seelenzustand bewirke, für welchen diesem die Worte fehlen, dass eine Begeisterung für erhabene Zwecke, ein unerschütterliches Bewusstseyn von der Gottesnähe, eine Innigkeit des Gefühls für das Heilige, ein felsenfester Glaube an den Ewigen, eine schaudervolle Abneigung vor der Sünde, und dem bisher betretenen Sündenwege die ganze Seele wunderbar ergreife. Aber diese Offenbarung komme doch *von innen*, nicht von aussen, und sie komme nur von Gott, in sofern das innerste Leben des Menschen in Gott seinen Bestand und seine Wurzel habe. Nicht bewiesen könne sie werden, und anvernünftelt dem Ungläubigen, wohl aber *vernommen* als Offenbarung. (Wenn wir den Vf. richtig verstehen: so ist er der Meinung, dass jeder Supranaturalist Offenbarung in dem von ihm angegebenen Sinne dogmatisch behaupten müsse. Darin können wir ihm aber nicht beypflichten. Wer annimmt, dass die Vernunft ohne eine höhere Belehrung die Wahrheiten der Religion nicht aus sich selbst habe schöpfen können, ist nach unserer Überzeugung ein Supranaturalist; aber in sofern er es sich nicht anmasst, das *Wie* der Offenbarung zu bestimmen, kann er die Foderungen ablehnen, wodurch der Vf. ihn in Verlegenheit zu setzen glaubt. — Fragen möchten wir auch den Vf., wie er dogmatisch behaupten könne, dass die von ihm zugegebene Offenbarung nur *von innen* komme; wie wir uns die Sache vorstellen, kann man mit eben so vielem Rechte behaupten, dass sie dem Menschen von aussen gegeben worden sey. — Eben so wenig hört man auf, Supranaturalist zu seyn, wenn man mit einigen Kirchenvätern annimmt, dass Plato seine tiefe Einsicht in göttliche Dinge durch Offenbarung erhalten habe. — Warum sollte man auch nicht annehmen können, dass das Richtige in allen vorhandenen Religionen aus einer früheren, allgemeinen, nicht in Urkunden enthaltenen Offenbarung entlehnt sey, oder dass sich die Gottheit verschiedenen Völkern nach dem Grade ihrer Fassungskraft, dem einen dunkeler, dem anderen deutlicher, offenbart habe? — In sofern das Christenthum in der Geschichte der Menschheit als eine einzige Thatsache dasteht, wie der Vf. selbst zugiebt, lässt sich die Annahme, dass es eine Veranstaltung der Vorsehung sey, die verdunkelte frühere Offenbarung wieder herzustellen, füglich rechtfertigen, ohne dass man nöthig habe, sich über die Art dieser Veranstaltung, die doch ewig unbegreiflich bleiben würde, dogmatisch zu erklären. — Indem wir der Vernunft das Vermögen absprechen, die Wahrheiten der Religion aus sich selbst und durch sich selbst zu erfinden, gründen wir die Empfänglichkeit für Religion auf die vernünftige Natur des Menschen, und sind auch der Meinung, dass jede Wahrheit der Religion, die als solche anerkannt werden will, sich vor der Vernunft müsse rechtfertigen lassen; sie darf *über*, aber nicht *wider* die Vernunft seyn. — Dass etwas Offenbarung sey, kann dem Ungläubigen nicht *bewiesen* werden, aber es möchte auch ein eben so vergebliches Unternehmen seyn, ihm die Wahrheiten der sogenannten Vernunftreligion beweisen zu wollen.) Obgleich die biblischen Schriftsteller Worte des ewigen Lebens reden, obgleich die Fülle der Gottheit in Kernsprüchen der gediegensten Wahrheit sich hier sparsamer, dort gedrängter aussprechen: so müsse doch noch Etwas hinzukommen, wenn der Inhalt jener Schriften im eminenten Sinne Offenbarung enthalten solle. — In dem ganzen Felde der Geschichte suche man vergebens einen so durchgehenden Zusammenhang des in späteren Zeiten Verwirklichten, als zwischen den alttestamentlichen Andeutungen und dem, was zur Zeit des neuen Bundes geschehen sey, Statt finde. Um nun hier eine das blosse Ahnungsvermögen des Menschengeistes übersteigende göttliche Einwirkung auf die Seele ausser Zweifel zu setzen, sey vor allen Dingen zu beweisen, dass die im A. T. vorkommenden bestimmten Hinweisungen *auf einen alle übertreffenden Propheten, auf einen für die Sünde der Menschheit leidenden, auf das, was Bethlehem ist und bedeuten sollte*, in dem Zusammenhange der strengsten exegetischen Kritik nichts Anderes bedeuten können, als eben Hinweisung auf Christum. Fehle es für diese Behauptung an zureichenden Gründen und evidenten Beweisen: so lasse man ab, einen Zusammenhang zu erkünsteln, der nie vorhanden gewesen, und treibe nicht ein grillenhaftes Spiel mit Wahrheiten von so grosser Bedeutung.

Aber wir finden ein Zweytes in diesen Schriften, nämlich in denen des neuen Bundes, was an Wichtigkeit, wunderbarem Gehalte, merkwürdigen Nebenumständen in seiner Erscheinung alles Vorangegangene weit hinter sich zurücklasse. Möge es nun als angedeutet und geweissagt in einer früheren Zeit angesehen, oder ohne diesen Zusammenhang (durch welchen es allerdings noch mehr die himmlische Abkunft beurkunden würde) als für sich bestehend angenommen werden: so sey auf jeden Fall in Rücksicht auf Begebenheit, Inhalt und Erfolg die Erscheinung Jesu, seine Lehre und sein Leben etwas Ausserordentliches. Hier oder nirgends sey Wahrheit und Liebe, sey rettende Macht des Ewigen, sey Heil und Friede aus Himmelshöhen dem Staubgeborenen verkündigt. — Doch dürfe man, hingerissen von der göttlichen Hoheit dieser Lehre, und von dem Adel der Gesinnung, welchen sie einflösse, die Untersuchung der Hauptfrage nach übernatürlicher Enthüllung des Göttlichen sogleich auf die Seite schieben. Ehe man sich aber an die historische, und zwar an die höhere historische Kritik wage, müsse man zuvor den Mittelpunct der ganzen Christologie — die Menschwerdung des Gottessohns zur Erlösung eines gefallenen Geschlechts — unverrückt im Auge behalten, weil sie die Angel sey, um welche sich hier Alles drehe, und wie die Vernunft sich vorbehalten müsse, Alles zu prüfen: so müsse sie auch von dieser für den Verstand nun einmal unbegreiflichen Sache wenigstens die *Glaubensgründe rechtfertigen*, und nachweisen können, was sie *berechtige*, eher diess, als das Gegentheil für wahr zu halten. — Wenn auch d s System der Rechtgläubigen in vielen Puncten erschüttert werde: so blei-

doch die göttliche Vortrefflichkeit vieler Aussprüche riſti und ſeiner Apoſtel durch ihre das Herz von rund aus beſſernde und beruhigende Kraft in unerhütterlicher Wahrheit beſtehen. — Die ſubjective ahrheit in den Äuſserungen der heiligen Schriftſteller ſey über allen vernünftigen Zweifel erhaben. Wern Vorfälle erzählt, die entweder gar nicht, oder cht ſo ſich zugetragen haben: ſo müſſe in der Beobhtung gefehlt, oder durch Zufall ein Zuſatz eingehlichen, oder ein Umſtand, der über das Ganze Licht erbreiten könnte, übergangen ſeyn. Aber eben an er objectiven Wahrheit liege dem Forſcher Alles, obeich der praktiſche Werth der Lehren, worin recht gentlich die Krone des Chriſtenthums liege, und die as mehr als alle Geheimniſſe werth ſind, nicht davon bhängt. Auf dem Wege der wiſſenſchaftlichen Erenntniſs ſey hier, da Alles auf Menſchenzeugniſs beihe, nicht durchzudringen. Den Unglauben durch rgumente widerlegen, ihm mittelſt eines Räſonneients den Glauben aufdringen zu wollen, — das ſey ne Siſyphus-Arbeit, und Theologen, die auf der einen Seite die Ohnmacht der Vernunſt predigen, auf der anderen aber doch durch ſophiſtiſches Vernünfteln beweiſen wollen, was ſie als Geheimniſs anſehen — haben den verkehrteſten aller Wege betreten. — „Nur das kindlich fromme, das nach dem Ewigen ſich ſehnende Gemüth, nur der, welcher in Geiſt und That ſchon Chriſti Sinn angenommen hat, *ergreift* auch gern, wo der ſichtbaren Spuren ſo viele ſind, was es nicht begreifen kann."

Rec. ſchlieſst aus den letzten Worten, die gewiſſermaſsen als Reſultat der ganzen voraufgegangenen Unterſuchung angeſehen werden können, daſs der Vf. mit ihm einverſtanden ſey, wie er nach einzelnen Äuſserungen deſſelben vermuthen konnte, und freut ſich dieſer Übereinſtimmung um ſo mehr, da er in dem Vf. einen eben ſo beſcheidenen, als ſcharfſinnigen Denker kennen gelernt hat, auf deſſen freundliche Stimme Rationaliſten und Supranaturaliſten hören ſollten, um die goldene Mittelſtraſse nicht zu verfehlen, auf der wir allein aus dem Labyrinth widerſprechender Syſteme uns ohne Nachtheil für Kopf und Herz herauszufinden hoffen dürfen.

—†m†—

KLEINE SCHRIFTEN.

Theologie. *Hannover*, in der Hahn'ſchen Hof-Buchandl.: *Die prophetiſche Schrift des Jeſaias*, ein Lieblingsuch Jeſu. Ein Verſuch von *Rudolph Holſte*. 1818. X u. S. 8. (6 gr.)

Der Vf., der ſeinen Aufenthaltsort unter der Vorrede eſtorf bey Gartow nennt, und durch dieſe kleine Schrift ewiſſen Verbindlichkeiten genügen wollte, äuſsert in der orrede, daſs ihn auf die Idee, daſs die Schrift des Jeaias vorzugsweiſe von Jeſu geleſen worden ſey, zuerſt der erehrungswürdige *Greiling* in ſeinem *Leben Jeſu* gebracht abe, und erwartet und hofft eine gelinde Beurtheilung einer Schrift. Man würde ſich in der That getäuſcht fin'en, wenn man ſich in derſelben neue und unerhörte Anichten verſprechen wollte; indeſs hat der Vf. das Bekannte echt gut benutzt, um ſeine Hypotheſe annehmlich zu mahen. — In der erſten Abtheilung bemüht er ſich, zu eigen, daſs man in der Bildung des israelitiſchen Volkes eutliche Spuren der waltenden Vorſehung Gottes erblicke, ud ſucht darauf die weit über ſein Zeitalter hervorragenen religiöſen Anſichten des Jeſaias zu entwickeln, wobey r es jedoch zugiebt, daſs auch Stücke aus anderen Verаſſern unter der Autorität ſeines Namens mit aufgenomлen ſeyn können. In der zweyten Abtheilung redet er von em Stifter des Chriſtenthums, ſeinem Plane und der Ausührung deſſelben. Er vermuthet, daſs Jeſus und Johannes er Täufer ſchon ihre Jugendjahre mit einander verlebt, ud in den Stunden einer höheren Weihe ſich gemeinſchaftich über die künftige Ausführung ihres Planes beredet haen. — Es ſcheint faſt, als ob nach dem Vf. Jeſus nur arum als Meſſias aufgetreten ſey, weil er nur unter dieer Firma hoffen durfte, bey ſeinen Landsleuten eine geeigte Aufnahme zu finden. Wenn er nicht zugleich von einem Meſſiasberufe lebendig überzeugt war: ſo würden vir dieſs mit der idealen Reinheit ſeines Charakters, die uch Hr. *H.* eingeſteht, nicht zu vereinigen wiſſen. — Zwichen dem Inhalte der prophetiſchen Schrift des Jeſaias und nehreren Theilen der chriſtlichen Religionslehre finde man ine auffallende Übereinſtimmung, woraus ſich folgern laſſe, laſs Jeſus vorzugsweiſe dieſelbe geleſen habe. — In der lritten Abtheilung werden nun einzelne Stellen angeführt, vorin Jeſus zum Theil namentlich den Jeſaias citirt. — Die ationaliſtiſche Anſicht iſt durchaus die herrſchende. — Übrigens verliert ſich der Vf. in manche Epiſoden, die mit der Begründung ſeines verſprochenen Beweiſes nur in einer entfernten Verbindung ſtehen, jedoch durch die angeführten Stellen aus Jeſaias und den Evangeliſten herbeygeführt worden ſind. — Da Hr. *H.* ſonſt durchaus ſprachrichtig ſchreibt: ſo können wir es nur für einen Druckfehler halten, wenn wir S. 55 leſen: „Seine bedrückte Glaubensgenoſſen Troſt einſprechen."

—†m†—

Geschichte. *Sulzbach*, b. Seidel: *Joſ. Ritter von Muſſinan*, königl. baier. Miniſterial- und Generalfiscalats-Raths u. ſ. w., *Geſchichte der herzoglich niederbaieriſchen Linie Straubing-Holland*. 1820. 96 S. 8. (12 gr.)

Am *erſten* Capitel dieſer Geſchichte, S. 1 — 27, iſt nur auszuſetzen, daſs es gar nicht hieher gehört, und überdieſs eine Menge längſt ausgemerzter hiſtoriſcher Unrichtigkeiten, mit Hinwegſetzung über alle neuere Literatur, abermals wieder auftiſcht, z. B. daſs Sulzbach im J. 1255 niederbaieriſch geweſen, daſs das Land ob der Ens im J. 1257 von Baiern abgeriſſen worden, daſs Herzog Ludwig von Baiern die Wahl des Kaiſer Rudolfs entſchieden (*verkündet* hat er ſie), daſs es zweyerley baieriſche Kurſtimmen gegeben, daſs H. Heinrich ſeinem Bruder den Titel eines Herzogs von Baiern nicht habe zugeſtehen wollen, daſs die Herzoge von Baiern gegen die Belehnung der Habsburge mit Öſterreich proteſtirt (haben kurfürſtl. *Willebrief* dazu gegeben), daſs ſie im J. 1281 ihr Land das erſtemal zu Lehen *aufgetragen* — desgleichen wie die öſterreichiſche Armee A. 1510 von Schrecken betäubt vor den baieriſchen Bauern über Hügel und Thäler dahin geſtürzt — wie K. Otto den niederbaieriſchen *Patriſiern* eine Handveſte ertheilt u. ſ. w. Die Stammtafel der niederbaieriſchen Herzoge iſt ſehr fehlerhaft. Das zweyte Capitel von S. 28 — 52 giebt nicht das mindeſte Neue. *Kurz* mit den übrigen öſterreichiſchen Geſchichtsquellen iſt natürlich noch weniger benutzt, und die Abbildung des herzogl. Grabmals in Straubingen auf Steindruck übel gerathen. S. 52 — 59 iſt eine unintereſſante pretioſe Relation über eine Grufteröffnung in Straubingen; — hierauf im 5ten und 4ten Cap. S. 60 — 85, was wir längſt und ſchon beſſer wuſsten. — Endlich S. 85 — 96 höchſt unbedeutende Beylagen. So iſt es leicht, Geſchichtswerke zu compiliren, beſonders wenn man auch nicht einmal für einen Schmuck des Vortrags und der Sprache ſorgen will.

D. a. n. n.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

NATURGESCHICHTE.

Halle, b. Hendel: *Nomenclator botanicus* sistens omnes plantas in *Caroli a Linné* speciebus plantarum a *Carolo Ludovico Willdenowio* enumeratas. Editio altera, curavit *L. F. V.* Comes *Henckel a Donnersmark*. 1821. VI u. 828 S. 8. (2 Rthlr.)

Vor 18 Jahren gab der Vf. diesen Nomenclator heraus, und wenn derselbe dessen Unvollkommenheiten selbst einsah: so muss die Gelegenheit, diesen abzuhelfen, desto angenehmer für ihn gewesen seyn, so dass er ihn jetzt unter einer weit besseren und für den Gebrauch bequemeren Gestalt hervortreten lässt. Vermehrt ist die Zahl der Gewächse durch die von *Willdenow* in seiner *Enumeratio horti Berol.* gleichsam als Supplement zu seiner Ausgabe von *Linnés spec. plant.* aufgeführten. Verbessert ist aber die Einrichtung dadurch, dass den Namen der Arten das Vaterland, die Dauer, und was das Wichtigste ist, und ohne welchen Beysatz ein Name gar keinen Werth hat, der Autor beygefügt ist. Ausserdem befindet sich bey den Gattungen der deutsche Name und das Citat des *Willdenow*'schen Werkes, bey den Arten die wichtigsten Synonyme. Die Ziffern der Gattungen laufen durchaus, die der Arten unter jeder Gattung fort, wie bey *Willdenow*, und die neuen Arten sind eingeschaltet. Ein Register der Gattungen, der deutschen Namen und der Synonyme sind sehr zweckmässige Zugaben, und so wird es leicht, sich dieses Nomenclators für Herbarien und Gärten zu bedienen, wozu noch der passend gewählte Satz und correcte Druck denselben empfehlen. Durch ähnliche Bearbeitung der Kryptogamen würde einem fühlbaren Mangel abgeholfen werden.

N—n.

Kiel, in der akad. Buchhandl.: *Zoologisches Magazin.* Herausgegeben von Dr. *C. R. W. Wiedemann*, königl. dän. Justizrathe, ord. Prof. d. Arzneykunde, mehrerer gelehrten Gesellsch. Mitgl. Band I. Stück I. II. Mit Kupfertafeln. 1817. 206 u. 196 S. 8. (2 Rthlr. 20 gr.)

Das schätzbare Archiv für Zoologie und Zootomie, welches der Vf. 1800 — 1806 in fünf Bänden herausgab, wurde durch ungünstige Zeitumstände in seinem Fortgange gehindert, und der Wunsch des Vfs., ferner für ein dergleichen Unternehmen thätig zu seyn, veranlasste ihn zur Herausgabe des vorliegenden Magazins, wofür ihm gewiss jeder mit Eifer für seine Wissenschaft beseelte Naturforscher den aufrichtigsten Dank zollen wird. Der Herausg. versichert, dass ihm schon treffliche Männer Beystand zusagten, und er ladet freundlich alle nahen und fernen Zoologen ein, thätige Theilnahme an diesem Unternehmen zu beweisen; möge der Erfolg seinen Erwartungen entsprechen! — Das erste Stück enthält: I. *Ein Wort vorläufiger Erinnerung vom Herausgeber.* Der Inhalt dieser Erinnerung bezieht sich besonders auf das Gesetz der Anciennität für Nomenclatur. An dem Schlusse heisst es: „Was ist nun aber, nicht allein billig, sondern auch nützlich? Wir glauben festzuhalten an dem Grundsatze, der allem Schwanken ein Ende macht; die ersten Namengeber in ihren Rechten zu schützen, also die Benennungen verdienter Männer vom Fache, wenn sie anders den anerkannten Grundsätzen einer guten Namenbildung nicht widersprechen, wieder in der ursprünglichen Bedeutung anzuwenden. Dieses einzige Auskunftsmittel, obgleich spät ergriffen, wird künftigen Verwechselungen am ersten Grenze und Ziel setzen" u. s. w. Nach dieser Voraussetzung sollte man wohl hoffen dürfen, dass es sich das Magazin zum Zweck machen würde, die in der Zoologie bestehende Synonymie nach und nach zu berichtigen, und nichts könnte wohl erwünschter seyn, und das Magazin gemeinnütziger machen, als wenn es dieser Absicht in der That entsprechen zu wollen andeutete, oder durch die That bewiese. Das ewige Beschreiben neuer Arten, besonders Insecten, für welche überdiess ein eigenes Magazin schon früher bestanden hat, und jetzt wieder besteht, obgleich entomologische Arbeiten von Kiel aus wegen der *Fabricius*'schen Sammlung gewiss recht erwünscht seyn müssen, mehrt die Wissenschaft nur wenig, sondern die vereinten Kräfte der Naturforscher sollten darauf hingehen, das früher Beschriebene dadurch geniessbar zu machen, dass man Ordnung in dessen Kenntniss brächte. Alles schreyt über das Wimmeln der Fehler in *Gmelin*, und doch ist Niemand nach ihm in dieser Art wieder so fleissig gewesen, als er, und man muss froh seyn, dass wir endlich wenigstens ein System der Amphibien durch den würdigen *Merrem* erhalten haben, während die Botaniker schon

mehrmals ihr ganzes grosses Reich revidirt haben. Ein solcher Zweck aber, wenigstens Revisionen einzelner Gattungen und Familien zu geben, und darauf hinzuwirken, dass die Masse des Verhandenen nicht überfüllt werde, sondern vorbereitet das Neue zu empfangen, würde nirgends leichter ausgeführt werden können, als in einem Magazin, und dieses selbst würde sich dadurch einem Jeden unentbehrlich machen. Der Inhalt der hier befindlichen Abhandlungen ist übrigens höchst interessant, allein mit Ausnahme von zwey derselben im ganzen Bande beschränkt sich Alles auf Insecten. — II. *Entomologische Bemerkungen bey Gelegenheit der Abhandlungen über amerikanische Insecten in den Recueils d'observ. de Zoolog. etc.* Vom Grafen *v. Hoffmannsegg.* — III. *Über einige neue Fliegengattungen,* vom *Herausg.* Schätzbare Beweise für die Wichtigkeit des Flügeladersystems der Antliaten, durch *Bombylius oblongus Fabr., Hybos ferrugineus Fabr.,* und *Damalis planiceps et myops Fabr.* — IV. *Neue Zweyflügler (Diptera Linn.) aus der Gegend um Kiel,* beschrieben vom *Herausg.* Ein sehr schöner Beytrag von 41 neuen Arten, vorher verglichen mit der Sammlung von *Fabricius* und der *Hoffmannseggischen.* — V. *Beyträge zur Anatomie der Insecten,* von *H. M. Gäde.* Sehr gute Beobachtungen des schon bekannten fleissigen Forschers. *Monoculus apus, Cimex rufipes, Tabanus bovinus, imago. Geotrupes nasicornis, larva, imago. Scolopendra morsitans.* Hiezu eine Kupfertafel. — VI. *Über die Fiederthiere (Chiroptera) nach Geoffroy St. Hilaire,* vom *Herausg.* Historisch, kritisch und systematisch. — VII. *Beyträge zur Naturgeschichte und Zergliederung der Weichthiere; nach Cuvier, Peron, Lamark u. A.* vom *Herausg.* Ein höchst wichtiger Aufsatz, der nur in Einzelnheiten durch neuere Arbeiten kleine Modificationen erleidet. — Nachrichten verschiedenen Inhalts: 1) Über *Strepsiptera.* 2) Bemerkungen über einige Antliatengattungen *Lamarks.* 3) Über *Cuvier règne animal.* 4) Über Identität der *Phasia subcoleoptrata, hemiptera* und *crassipennis (Thereva Fabr.)* 5) Berichtigung für *Ahrens Fauna europaea, Tephritis maculata* betreffend. 6) Nachricht von *Meigens* Classification und Beschreibung der zweyflüglichen Insecten. 7) Beobachtungen über leuchtende Seethiere.

Stück II. — I. *Aus Pallas dipterologischem Nachlasse.* Vom *Herausg.* Möchte es doch Hn. *Schüppel,* welcher diese Zweyflügler dem Vf. mittheilte, gefallen, eine Bekanntmachung der übrigen von *Pallas* hinterlassenen Schätze recht bald mitzutheilen, oder auf eine so gründliche Art, wie der Vf. that, theilweise durch Andere zu veranlassen. II. *Neue Insecten vom Vorgebirge der guten Hoffnung;* beschrieben vom *Herausg.* Abermals Antliaten. III. *Fortsetzung der entomologischen Bemerkungen des Gr. v. Hoffmannsegg.* IV. *Über die Flederthiere,* ebenfalls Fortsetzung. V. *Anatomische Bemerkungen über die Stück I aufgeführten Weichthiergattungen, und einige bekanntere zur Erläuterung.* — *Stück III.* I. *Beschreibung neuer Zweyflügler aus Ostindien und Afrika.* Vom *Herausg.* II. *Brasilianische Zweyflügler,* beschrieben vom *Herausg.* III. *Über einige neue Arten von Fischen aus der Gattung Silurus,* vom Professor *Lichtenstein* zu Berlin. Die beschriebenen neuen Arten sind aus Brasilien, gesammelt von *Sieber,* welcher auf Kosten des Gr. *v. Hoffmannsegg* mehrere Jahre dort lebte. Die Fische sind: *Pimelodes coruscans, Pimel. macropterus, Pimel. filamentosus, Silurus coecutiens.* — IV. *Die Blattwespen (Tenthredo Linn.) der Fabrici'schen Sammlung,* von Dr. *Klug.* Hiezu eine illuminirte Kupfertafel, welche 8 Arten, von Sturm gestochen darstellt. V. *Bemerkungen über zu den Temmink'schen Ordnungen Cursores, Grallatores, Pinnatipedes und Palmipedes gehörige Vögel, mit besonderer Rücksicht auf die Herzogthümer Schleswig und Holstein,* vom Justitiarius *F. Boie* zu Kiel. Eine Sammlung schätzbarer fleissiger Beobachtungen über die Lebensart mehrerer, unter jene Abtheilungen gehöriger Vögel.

Ein Magazin für eine Wissenschaft sollte billig an jedem seiner Hauptabschnitte, d. h. am Schlusse eines Bandes oder Jahrganges, eine Übersicht der Literatur und wo möglich eine Recapitulation der Fortschritte, welche seine Wissenschaft in diesem Zeitraume gemacht hat, geben, um so dieselbe mehr *allgemein* zu umfassen. Wir zweifeln nicht, dass der gelehrte Vf. sich selbst sowohl von der Billigkeit dieses Wunsches, als von der Wichtigkeit und dem Nutzen seiner Erfüllung überzeugen wird.

R.

ROM, b. Poggioli: *Florae Romanae prodromus* exhibens centurias XII plantarum circa Romam et in Cisapenninis Pontificiae ditionis sponte nascentium sexuali systemate digestas auctoribus *Antonio Sebastiani,* M. D. P. B. P., et *Ernesto Mauri.* Superiorum permissu. 1818. XV u. 357 S. gr. 8.

Die Vff. geben diess Buch als Vorläufer eines grösseren die Flora der Gegend um Rom ausführlicher umfassenden Werkes. Die Nothwendigkeit einer Flora von Rom erweisen sie aus der Unzulänglichkeit der bisher für diesen Zweck existirenden wenigen Schriften. Den traurigen Mangel neuer Bücher auf den öffentlichen und Privat-Bibliotheken in Rom fühlten die Vff. leider in dem Grade, in welchem man sie in dieser Hinsicht bedauern muss, weswegen sie auch die eigentliche möglichst vollendete Bearbeitung der Flora auf günstigere Zeit versparen mussten, und nur die 1200 phanerogamischen Gewächse, die sie genauer zu kennen glaubten, gegenwärtig aufnahmen. In Zukunft sollen noch *Additamenta* folgen, wobey auch die Kryptogamen ihrer Bearbeitung entgegensehen, so dass das Ganze zusammen endlich durch einen Index mit der Mantissa vereinigt, die Flora selbst darstellen soll.

Die östlichen Provinzen und die Küsten des adriatischen Meeres schlossen die Vff. von ihrer Bearbeitung aus, und beschränkten sich bloss auf das streng genommen der Stadt nahe liegende Gebiet. Sie zählen dazu Latium, Sabinum, St. Petri und Umbria, so dass

die Grenzen das tyrrhenische Meer, das neapolitanische Gebiet, die picenischen Provinzen und Hetrurien ausmachen. Des bequemen Gebrauchs wegen für die Anfänger wählten die Vff. die Ordnung des *Linneischen* Systems mit Weglassung der *Polyadelphia*, *Polygamia* und der Ordnung *Syngenesia monogamia*. Sie verglichen die Gewächse mit den Diagnosen der Bücher, die ihnen zu Gebote standen, und setzten jeder Classe eine *Clavis generum* vor. Synonymen und Abbildungen wurden nur wenige citirt, und den Citaten, welche auf ausführliche Beschreibungen hinweisen, ein Stern beygesetzt. Ausführlichere Beschreibungen gaben die Vff. selbst, da, wo sie es für den Anfänger für unumgänglich nothwendig hielten, bey den Gräsern, Cyperaceen und Orchideen. Eigene Abbildungen fügten sie bey für die von ihnen für neu gehaltenen Arten. Die Standorte bezeichneten sie deutlich, und ausser dem natürlichen allgemeinen, gaben sie die besonderen in der Muttersprache an. Sie rühmen dankbar den ihnen durch *Berteloni*, *Balbis*, *Savi*, *Targioni*, *Tenore*, *Bivona*, *Persoon* und *Decandolle* gewordenen Beystand. Ein Verzeichniss der Abbreviaturen nebst Auflösung, welches die Autoren betrifft, zeigt freylich, dass den Vff. von der ausländischen, besonders deutschen Literatur wenig oder beynahe nichts Neues bekannt war. Demungeachtet kann man ihrer Arbeit ihren grossen Werth nicht absprechen, und muss, um gerecht zu seyn, die etwanigen Mängel einzig und allein den Verhältnissen zuschreiben, in welchen sie leben, da deutlich aus derselben hervorgeht, dass sie bey besseren Materialien gewiss noch mehr geleistet haben würden.

R.

Freyberg, b. Craz u. Gerlach: *Taschenbuch zur Geognosie.* Für Cameralisten, gebildete Ökonomen, Baukünstler, Strassenbeamte und Technologen überhaupt, sowie für alle Freunde der Natur, von *K. F. Richter*, königl. sächs. Hüttenmeister u. s. w. 1818. 278 S. 12. (1 Rthlr.)

Der Inhalt dieser nach *Werner*'schen Grundsätzen geordneten Compilation ist folgender: I. *Welchen Platz nimmt die Geognosie unter den Naturwissenschaften ein?* Etwas zu kurz, um auf das Prädicat des Lehrreichen Anspruch machen zu können. II. *Die Entstehung des Weltkörpers im Allgemeinen und* (die) *Ausbildung unserer Erde insbesondere.* Die kosmogonische Vorstellungsart, welche jetzt im Meere der Hypothesen obenauf schwimmt, ist noch viel zu traumartig, als dass ihr ein Platz in einem Taschenbuch zu dem oben angedeuteten Zweck einzuräumen ist. III. *Die Unebenheiten der Erdoberfläche.* Elementarbegriffe von der Verbreitung der Hochlande und der Niederungen, der Inseln und des Meeres u. s. w. auf der Erde, deutlich und zweckmässig. IV. *Die inneren Structuren des Erdkörpers.* Elementarbegriffe von dem Gefüge, den Schichtungen und Absonderungen, Formationen, Lagerungen, Zerklüftungen, mit der nöthigen Terminologie. V. *Specielle Betrachtung der Gebirge.* Dieses ist der Hauptabschnitt für die Classe von Lesern, welche auf dem Tittelblatte genannt sind. Die Anordnung hat die Formationsperioden zur Basis, und bey jeder Gebirgsart ist ihre *Charakteristik*, ihr geographisches Vorkommen und ihr technischer Gebrauch zu ersehen. Die Charakteristik könnte zuweilen systematischer seyn. Im Übrigen ist dieser Abschnitt sehr sorgfältig zusammengestellt. VI. *Specielle Betrachtung der besonderen Lagerstätten der Fossilien.* Elementarbegriffe von Nestern, Lagern, Gängen und überhaupt von den kleineren Gebirgsräumen, welche vom fremdartigen grösstentheils metallischem Gesteine angefüllt sind.

Das Taschenbuch ist Anfängern theils zum Repetitionsgebrauch, theils zu mineralogischen Excursionen zu empfehlen. Techniker, wie sie auf dem Titelblatte angeführt sind, können es nur mit Erfolg zur Hand nehmen, wenn sie die oryktognostischen Vorkenntnisse inne haben.

— e —

Mannheim, in der Schwan- und Götzischen Buchhandl.: *Verzeichniss der Gewächse in dem grossherzogl. Garten zu Schwetzingen*, herausgegeben von dem Gartendirector *Zeyher*. 1819. 207 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der grossherzogl. Garten zu Schwetzingen enthält gegenwärtig sehr viele Pflanzen, besonders neue, zum Theil noch seltene Bäume und Sträucher, die Nutzen und Vergnügen gewähren, und den Freunden der Gewächskunde belehrende Unterhaltung darbieten. Unter diesen Gewächsen finden sich unfehlbar noch manche, die in botanischen Schriften nur sehr kurz diagnosirt, oder von anderen mit ihnen zunächst verwandten Arten noch nicht hinreichend unterschieden sind, und daher einer kritischen Untersuchung und Bestimmung bedürfen. Schon aus diesem Grunde hätte das vorliegende, in der That sehr reichhaltige Verzeichniss ein gründlicher Botaniker fertigen und die Zweifel beseitigen sollen, die hie und da bey neuen Arten und Varietäten in demselben vorkommen. Hr. *Zeyher* hat zwar das Ganze zweckmässig geordnet, und im Allgemeinen eine deutliche Übersicht der hier aufgeführten Pflanzen geliefert; aber die richtige Angabe, sowohl der Schriftsteller, welche die Pflanzen entdeckt oder zuerst beschrieben haben, als der Synonymen, die beym Tausch oder Ankauf der Gewächse zu wissen höchst nöthig ist, vermisst man in diesem Verzeichniss gar sehr. Zum Belege des Gesagten kann allein die erste Seite dienen. *Abroma augusta Linn. suppl.*, nicht *Pers.*, wie Hr. Z. angezeigt hat. *Mimosa portoricensis Jacq.* nicht *Pers.* *Mimosa julibrisin* hat nicht *Pers.*, sondern *Scop.* zuerst beschrieben und abgebildet. Bey *Acacia falcata W.* fehlt *Mimosa obliqua*, bey *Acacia decipiens B*, *Mimosa decipiens Koen.* *Acacia speciosa W.* ist nach *Lamberts* Beobachtung (in *Transact.*) von *Acac. Lebbeck W.* nicht verschieden, also keine selbstständige Art. *Gleditschia inermis* hat Hr. Z. fälschlich als Sy-

nonym bey *Gled. triacanthos* angeführt. Es ist *Acacia Houstoni Willd.* Dagegen hätte bey *Gled. triacanthos Gl. meliloba Walt.* und bey *Gled. sinensis Lam. Gl. horrida Hortuc.* angezeigt werden sollen. Dergleichen Irrungen und Unrichtigkeiten finden sich mehrere, die allerdings unangenehme Täuschung zur Folge haben, und dem Pflanzenbau nachtheilig sind, daher kann man diess Verzeichniss nur mit Vorsicht benutzen.

G—tr—

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Wien*, b. Gerold: *Ausführliche Anweisung zu einem ganz neuen und einfachen Antigraphen (Gegen- oder Verkehrt-Zeichner) um selben sowohl zur Verfertigung durch Mechaniker und Künstler, als auch zum Gebrauch der Zeichner anwendbar zu machen, nebst der Beschreibung, in bestimmten Angaben der Masse dieses bequeme und so wenig kostspielige, mit der grössten Genauigkeit verbundene Instrument selbst anzugeben und verfertigen zu lassen.* Herausgegeben von *Jos. Auracher von Aurach*, öst. k. k. Generalmajor. Mit 2 Steindrucktafeln. 1820. 24 S. 8. (12 gr.)

Dass Deutlichkeit und Bestimmtheit im Ausdruck nicht die Gabe des Vfs. sey, wird schon aus diesem Titel erhellen. Zum besseren Verständniss der Beschreibung empfiehlt Rec., mit §. 8 S. 18 zu lesen anzufangen. Es lassen sich mancherley Einrichtungen von der Beschaffenheit denken, dass zwey Puncte gleiche, aber entgegengesetzte Bewegungen machen. Die hier angegebene ist aber so einfach, dass sie kaum etwas zu wünschen übrig lässt. Man denke sich zwey gleiche Dreyecke *BCF* und *DCG*, die einen Winkelpunct *C* gemeinschaftlich haben, und die davon ausgehenden gleichen Seiten *CF* und *CG* einander zuwenden, ohne sich jedoch zu decken. Rechts und links liegen die beiden Eckpuncte *D* und *B* des einen und des anderen Dreyecks fest, aber am Zapfen beweglich. Der Stift *A*, zum Nachfahren auf der Originalzeichnung bestimmt, liegt in der Verlängerung der Seite *BF* und der zum Nachzeichnen *E* in der gleich grossen Verlängerung der Seite *DG*. Der Punct *C*, der beiden Dreyecken gemeinschaftlich ist, ist zwischen den Seiten *CF* und *CG* hindurch, rechtwinklig auf *BD*, beweglich. Wird *A* bewegt: so ändern sich alle Winkel des Dreyecks *BCF*, und *C* muss sich bewegen. Im Dreyecke *CDG* erfolgen dieselben Änderungen, und der Punct *E* beschreibt gleich grosse, aber entgegengesetzte Bewegungen. Diess die allgemeine Idee des Werkzeugs, welches, gehörig ausgeführt, zu vielen Zwecken in der Lithographie bequem zu brauchen seyn wird.

—e—

Wien, b. Gerold: *Quarreograph, ein neues und einfaches Instrument, um jede perspectivische Zeichnung mit der strengsten Genauigkeit aufzunehmen, und selbe im gehörigen Ton durch Schatten und Licht vollkommen zu entwerfen.* In zwey Abtheilungen. Erfunden und herausgegeben von *Jos. Auracher von Aurach*, öst. k. k. Generalmajor. Mit 2 Kpf. 1819. 34 S. 8. (10 gr.)

An der ganzen Erfindung ist nur der Name neu, sonderbar genug aus einem verstümmelten französischen und aus einem griechischen Worte zusammengesetzt. So bekannt das perspectivische Gitter aus alten und neuen praktischen Anweisungen zur Perspective ist: so wenig hätte es Rec. hinter dieser monströsen Benennung errathen. Von Schatten und Licht ist übrigens in der Schrift nicht die Rede.

—e—

PHYSIK. *Berlin*, b. Maurer: *Die Heitzung mit Wasserdämpfen*, dargestellt, erklärt und erörtert von *Ludwig Catel.* Von ihm in Druck gegeben zum Besten des Luisenstifts. 1817. 46 S. 8. mit 1 Kpf. (16 gr.)

Dem Vf. zufolge wurde von ihm die erste Dampffeuerung in Deutschland zur wirklichen Ausführung gebracht. Der Kaufmann Böring zu Berlin liess auf seinem Landgute zu Pankow bey Berlin einen Orangeriesaal mit einer Dampffeuerung versehen. Der Vf. hatte den Vorschlag und den Plan dazu gemacht. Die erste Ausführung scheint dem Zwecke nicht entsprochen zu haben: denn ein sogenannter Mechaniker änderte die Einrichtung ab. Weder Beschreibung noch Abbildung hat die erfoderliche Deutlichkeit, daher man auch das Resultat, dass 50 p. C. gegen die Holz- oder Steinkohlen-Feuerung gewonnen werden, nur auf Treu und Glauben anzunehmen hat. Dampfküchen sind auf mehrere Art schon vorgeschlagen und ausgeführt worden, besonders im Königreich Baiern; auch erinnert sich Rec. mit Bestimmtheit, dass vor mehr als 12 Jahren Färbereyen in Sachsen durch Dampffeuerung betrieben worden sind. Der Vf. irrt daher, wenn er glaubt, der Erste gewesen zu seyn, welcher die Dampfheitzung zuerst auf deutschem Boden vorgeschlagen und ausgeführt habe. - Aus Allem geht hervor, dass noch viele Versuche gemacht werden müssen, ehe diese Feuerungsart im gemeinen Leben zur Anwendung gebracht werden kann.

—e—

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Carlsruhe*, b. Marx: *Phalänen* zur Unterhaltung für Forst- und Weidmänner gesammelt und herausgegeben von *V. F. Fischer*, grossherzogl. badischem Forstrathe u. s. w. 1te Lieferung. 1816. 91 S. 2te Lieferung. 112 S. 8. (1 Rthlr. 5 gr.)

Phalänen? Etwa eine Allegorie, der modernen Forstaufklärung gemünzt, um zu erinnern, wie Alles dem Verderben entgegenrennt, was dem Lichte zufliegt? Denn dieses scheint die Deutung der Titelvignette zu seyn. Oder gehören diese Blätter unter die schädlichen, wie viele ihrer forstschädlichen Namensgenossinnen? Das scheint denn doch nicht der Fall zu seyn. Lassen wir demnach das weitere Grübeln. Das Kind will einen Namen haben, und darin, dass ein paar Nachtvögel, die auf dem Umschlag im Porträt zu sehen sind, Pathenstelle vertreten sollen, kann auch nichts Arges liegen. Immerhin mögen diese Blätter die nächtliche Leuchte des Forstmanns und Jägers zur Erholungsstunde umflattern. Der Inhalt, aus Erzählungen, Schwänken, Anekdoten, Gedichtchen und Curiositäten bestehend, ist unschuldig, mitunter launig und unterhaltend, und zwar für andere Classen ebenfalls. Der Zusatz: „für Forst- und Weidmänner" ist daher eben so überflüssig, als er es bey weiland Cramers Jägermädchen gewesen seyn würde, und dort hätte doch die Andeutung: „ein Roman für Jäger und Jägerinnen" noch etwas mehr Originalität gehabt.

—e—

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Berlin, b. Dunker und Humblot: *Predigten* von *Franz Theremin*, königl. preuss. Hof- und Dom-Prediger. Zweyter Band. 1819. 322 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Was Rec. über den ersten Band dieser Predigten in dieser Zeitung (1818. No. 71) hinsichtlich ihrer Vorzüge, des Talentes ihres Vfs. und ihrer mancherley Mängel in Absicht auf Materie und Form gesagt hat, das findet er auch bey diesem Bande so wenig Ursach zurückzunehmen, dass er überall dazu neue Belege findet. Er wird sich daher diessmal nur kurz fassen, und nur einiges Wenige, von dem Vielen, das sich ihm wieder zu bemerken darbietet, anzeigen.

Gleich in der ersten Predigt von der *Entsagung*, nach dem Beyspiele der Aufopferung Isaaks, zeigt sich der Nachtheil der Unterlassung, den Begriff der *Entsagung* festzuhalten. Denn nur des Sinnlichen, und mithin auch nur sinnlicher Neigungen Aufopferung fodert Gott, nicht aber, wie der Vf. S. 6 angiebt, auch des *Besten* und *Edelsten*, welche er nach seiner Heiligkeit und Güte nicht fodern kann und wird, da er nur es von den Menschen fodert, die irdischen Güter, die Menschen, die Freunde u. s. w. aufzuopfern, an welche diese Neigungen geknüpft sind. Überhaupt ist die Vorstellung, als wenn wir *Gott* Etwas *aufopferten*, völlig falsch; von *Aufopferung* kann da nicht die Rede seyn, wo man etwas unterläfst, um nicht unglücklich, oder um wahrhaft glücklich zu werden, daher denn auch der Vf. das richtige und edlere Gefühl stark beleidigt, wenn er sagt: „wenn wir *Gott nicht gönnen, was er uns nimmt*, und es ihm wieder entreissen möchten" u. s. w. Das Alles kommt aber davon, dass es am richtigen Begriffe von dem, wovon die Rede ist, fehlt. Es ist schwer, die Aufopferung Isaaks wahrhaft, und ohne Anstoss für das sittliche Gefühl, praktisch zu machen, und der Vf. hat diese Aufgabe nichts weniger als gelöst. Denn was er S. 11 beybringt: „Lasst uns das, was Gott thut, nicht vor den Richterstuhl unserer Vernunft ziehen; lasst uns bedenken, dass es nur eine Prüfung war, und dass der aufgehobene Arm des Patriarchen durch einen Boten vom Himmel zurückgehalten ward; dass Gott schon im Anfange der Zeiten, wo er zuerst unserem Geschlechte sich *nahte* (??), ein grosses Beyspiel der Hingebung, die er von den Menschen verlangt, aufstellen wollte; und besonders lasst uns erwägen, dass er ein Recht dazu hatte, weil er schon damals, weil er von Ewigkeit entschlossen war (aber wer hat des Herrn Sinn erkannt??) eben das, was er von Abraham verlangte und nicht ausführen liess, selbst zu thun und zu vollenden;" — diess kann höchstens den ganz gemeinen Mann, sofern er es versteht, aber den weiter denkenden kann es wahrlich nicht befriedigen, und die hierauf folgende Parallele zwischen der Aufopferung Isaaks und der Aufopferung Christi ist gar sehr misslungen. — Was den Ausdruck betrifft: so findet man z. B. gleich vorn das Wort *jedoch* überflüssig, das nur zur Beschränkung von etwas Vorhergegangenem gesetzt wird, und daher nie, wie hier, gebraucht werden kann. Statt S. 4: „wir würden, meinen wir, einen Theil unseres eigenen Selbst zerstören," wäre wohl besser gesagt: „wir würden uns als unsere eigenen Feinde beweisen" u. s. w. — Zu sagen: „ein *glühender* Pfeil hat einen *Tropfen seines Giftes* in dir zurückgelassen," ist doch wohl überkühn!

Ähnliche Bemerkungen genug lassen sich bey jeder der folgenden Predigten machen, und Rec. will sie hier nicht häufen; nur übergehen mit Stillschweigen kann er nicht — den possierlichen Anfang der 3ten Predigt am Charfreytage: „Ein Mensch ist heute zwischen zwey Missethätern todt am Kreuze gefunden, und dieser Mensch, so verkündigt ein untrügliches Wort, ist der Sohn Gottes." (Man glaubt fürwahr den Anfang eines Steckbriefes zu lesen!) — Den *abscheulichen* Gedanken S. 75: „man könnte auf ein Vermögen (die Vernunft) stolz seyn, das, so lange die Welt steht, seine eigentliche Bestimmung nicht zu erreichen im Stande gewesen ist?" (NB.: zu erreichen, *nicht* im Stande gewesen ist — will der Vf. sagen.) — Die unrichtige Bemerkung S. 98: „dass wir uns den Zustand der abgeschiedenen Seelen dem ähnlich denken müssen, worin der auferstandene Erlöser uns in der heiligen Schrift dargestellt wird." (Der Vf. denkt wohl nicht daran, dass der Auferstandene seine verwundete Seite und die Nägelmale zeigte?) — Die Äusserung: „dass der Unglaube (in Absicht der höheren Natur Jesu) nicht die gänzliche Auflösung der Kirche herbeygeführt habe, sey eines der auffallendsten Beyspiele des göttlichen Schutzes, unter dem sie stehe;" (vielmehr ein Beyspiel, dass die christliche Kirche nicht *auf Dogmen allein* gegründet ist!) — Noch mehr dergleichen, was Rec. zu bemerken ausgezeichnet hatte, übergeht er dennoch, um

des Raumes zu schonen, sowie er auch nur im Allgemeinen bemerkt, dass es auch in diesem Theile an guten Stellen, an Wendungen und Darstellungen nicht fehlt, die das Talent des Vfs. bewähren, — um noch ein paar Worte über die Gedächtnisspredigt auf den verewigten Bischof *Sack* zu sagen, auf welche der Vf. in der Vorrede (S. IV) besonders aufmerksam gemacht hat. Dass dieser der beste und gelungenste unter den hier abgedruckten Vorträgen ist, darin ist Rec. mit dem Vf. ganz einig. Er verbreitet sich über die ausgedehnte Wirksamkeit, wozu die Vorsehung den Verewigten berief, und über das Glück, womit sie ihn gesegnet hatte, im Ganzen recht gut und zweckmässig, doch zum Theil zu wortreich und zu wenig rührend, was man doch in einem solchen Vortrage hauptsächlich erwartet hätte. Überhaupt, warum hat der Vf. den trefflichen Text, den er hatte, nur, nach der Weise unserer neuesten Pseudo-Kanzelredner (Ebr. 13, 7), als Motto gebraucht, nicht aber seinem ganzen Inhalte nach für den Gang seines Vortrages benutzt, was hier so leicht war, und was diesem einen viel grösseren Vorzug gegeben haben würde? — Wie trefflich konnte er die Gemeinde des Verewigten ermahnen: 1) seiner zu gedenken, weil er ihnen das Wort des Herrn gepredigt habe; 2) dabey besonders sein Ende anzuschauen, und 3) seinen Glauben nachzufolgen; — wo er das Alles erwähnen, und besser fassen konnte, was er im gegenwärtigem Vortrage beygebracht hat, da er, weil er hierüber noch Manches mehr zu sagen hatte, jenes hätte mehr zusammendrängen und kürzer behandeln müssen! — Unter den wenigem Einzelnem, was Rec. zu tadeln fand, befindet sich besonders der Anfang und das Ende der Predigt: der Anfang, weil er klingt, wie eine Zeitungsanzeige: „Nachdem der Herr über Leben und Tod uns den ersten Lehrer dieser Gemeinde, den hochwürdigen Bischof *Sack*, entrissen hat" u. s. w. das Ende, weil der Vf. per *wir* von *sich* spricht, was mindestens, und zumal in einem Gebete, *unangemessen* ist. Übrigens wäre zu wünschen, dass er in der mit Duldsamkeit verbundenen reinen Religionserkenntniss, die er S. 306 von dem Entschlafenen so schön rühmt, ganz besonders ihm nachfolgte, da er auch in diesem Theile, im Geiste seiner Orthodoxie, wo sich Gelegenheit dazu finden will, mit einer Härte über die vermeinten Irrgläubigen spricht, welche mit der Lobpreisung der Duldsamkeit einen auffallenden Contrast bildet.

———

Leipzig, b. Hartknoch: *Das Leben der Andacht.* — Zweytes Hundert geistlicher Lieder für Freunde der häuslichen Andacht, auch als Anhang zu jedem Gesangbuche. Von *Joh. Gottlob Trautschold*, Pfarrer zu Grünborn und Grossdobritz bey Meissen. 1820. 176 S. 8. (8 gr.)

[Vgl. Erg. Bl. zur Jen. A. L. Z. 1818. No. 25.]

Die erste Sammlung dieser geistlichen Lieder fand, nach der Vorrede, in vielen frommsinnigen Familien sehr bald Eingang, und enthielt nur freye Herzensergiessungen in allerley Stimmungen (etwas dunkel), ohne etwa die Glaubens- und Lebens-Pflichten der Reihe nach zu behandeln oder vollständig zu umfassen (wäre diess ein Fehler? Oder könnte es mit einer freyen Herzensergiessung nicht bestehen?). Die fortgesetzte Gewohnheit des Vfs., ein innigeres, durch eigene und fremde Schicksale, sowie durch Amtsthätigkeit aufgeregtes Gefühl in Gesangform auszusprechen, habe ihn nun, sagt er, in den Stand gesetzt, dem laut gewordenen Verlangen nach reicherer Mannichfaltigkeit durch diese neue Sammlung *einige Befriedigung zu geben* (?). In der Überzeugung aber, dass hoher Odenschwung eben so wenig der Mehrzahl der Erbauung Suchenden, als dem Gange des Chorals angemessen sey (giebt es nicht auch Melodieen von hohem Schwunge?), habe er auch hier lieber auf den Ruhm glänzender poetischer Ausschmückungen Verzicht thun, als durch gehäufte und gesuchte Bilder die Andacht zerstreuen wollen. (Diess würden wir an seiner Stelle überhaupt nicht gewollt haben.) Diese Liedersammlung, die auf dem Titel: das Leben der Andacht genannt wird, ist für Freunde der häuslichen Erbauung, zugleich auch als ein Anhang zu jedem Gesangbuche bestimmt (beide Zwecke lassen sich schwerlich vereinigen). Die häusliche Andacht beschäftigt sich mit häuslichen Anliegen, die öffentliche mit allgemeinen. Jene geht ins Specielle, diese bleibt im Allgemeinen. Jene kann aus Betrachtungen, Selbstprüfungen u. s. w. bestehen, diese muss sich in Gebet, Lob und Dank aussprechen, welches dem Gesange vorzüglich angemessen ist. Was nun die Lieder selbst betrifft: so ist unser Urtheil dieses: Wenn Gedankenfülle, Einfachheit, Klarheit, Innigkeit, Herzlichkeit, Gemeinverständlichkeit und Fasslichkeit wesentliche Erfodernisse eines guten geistlichen Liedes sind: so scheinen uns nur wenige dieser Lieder diese Eigenschaften zu besitzen. Und wenn Geist, Kraft, Schönheit, Erhabenheit das Kennzeichen vorzüglicher, ergreifender, begeisternder Lieder sind: so möchten sich von diesen kaum einige in dieser Sammlung finden. Das eigene Verdienst derselben besteht darin, dass auf die Wahl und Benutzung der alten, fast ausser Gebrauch gekommenen, das Herz ansprechenden und labenden Melodieen bey diesen Gesängen besondere Sorgfalt verwendet, und dadurch die Abwechselung des Gesanges ungemein befördert ist, welches wir sehr billigen; da gewöhnlich in öffentlichen religiösen Versammlungen fast immer nur einerley Melodieen, und was noch schlimmer ist, einerley Lieder, sogar aus neuen Gesangbüchern, die doch lauter gute Lieder enthalten, gesungen werden. Möge diess eine heilsame Erinnerung für diejenigen seyn, die den öffentlichen Gesang leiten, und grösstentheils nur ihre Lieblingslieder singen lassen, und dadurch ihre Gemeinden ausser Stand setzen, mit ihren Gesangbüchern gehörig bekannt zu werden, und Gebrauch von den übrigen Gesängen derselben zu machen. Was hat die öffentliche Andacht durch diese Bücher gewonnen, wenn von ihnen kein

allgemeiner Gebrauch gemacht wird, und aus ihnen gewöhnlich nur einige Lieder gesungen werden, die beym alten Gesangbuche auch gesungen werden konnten? Und es fragt sich, ob es nicht besser wäre, wenn die Lieder, die besonderen ausgenommen, gewöhnlich der Reihe nach gesungen würden, und man sich so streng an das Thema des öffentlichen Vortrags nicht bände, und demselben höchstens nur eines der zu singenden Lieder widmete. Die Gemeinde würde dann nach und nach mit ihrem Gesangbuche bekannt, und könnte das zu singende Lied schon im voraus lesen, und dadurch mit demselben vertraut werden. Auch wäre wohl zu wünschen, dass die öffentlichen Sänger geistlicher Lieder auf den Chören der Kirchen im melodischen Gesange mehr geübt, und durch einen schönen, kraftvollen und harmonischen Vortrag die Andacht der Gemeinden zu erwecken, zu entzünden und zu beleben in den Stand gesetzt, und diese nach und nach selbst an einen schönen Gesang gewöhnt würden. Wo könnte die Macht der Tonkunst sich auf eine herrlichere Art zeigen, als hier?

φ.

ALTONA, b. Hammerich: *Aufschwung zu dem Ewigen*, in einer Reihe evangelischer Reden für die häusliche Andacht von Dr. *J. C. G. Johannsen*, Prediger in Gluckstadt. 1820. 342 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf. tritt, so viel Rec. bekannt, zum ersten Mal als ascetischer Schriftsteller auf, und verdient alle Aufmunterung. Er scheint als Prediger gern gehört zu werden; man hat gewünscht, von ihm Predigten gedruckt zu sehen, hat Pränumeranten zu einer Ausgabe derselben gesammelt, und er hat sich bewegen lassen, einige seiner Vorträge und zwar aus der ersten Hälfte des Kirchenjahres herauszugeben, nicht abgeneigt, wenn dieselben eine freundliche Aufnahme finden, in noch einem Bande einige aus der zweyten Hälfte folgen zu lassen. Er nimmt darin vorzüglich auf die besonders feyerlichen Tage der Christen und das Eigenthümliche des Christenthums Rücksicht. Wenn er diese Reden als Aufschwung zu dem Ewigen benutzt zu sehen wünscht: so wird dadurch nichts angezeigt, als was jede Predigt haben muss, und auch der Beysatz: „zur häuslichen Andacht," deutet nicht auf einen besonderen Inhalt, sondern höchstens darauf hin, dass sie nicht zum Vorlesen in den Kirchen bestimmt seyn sollen, wozu sie sich auch nicht eignen würden. Der Vf. will etwas darin weggelassen oder geändert haben, welches auf die besonderen Umstände seiner Gemeinde allein Bezug gehabt hat, diess ist aber nicht merklich, und die Vorträge haben ganz die gewöhnliche Predigtform behalten. Sie empfehlen sich durch Lebendigkeit und Schönheit der Diction, und wenn auch diese nicht immer sich gleich bleiben sollte, doch stets durch eine sehr würdige Kanzelsprache. Zuweilen, besonders in den Anfangsgebeten, spricht der Vf. metrisch, und man erkennt darin ein nicht ganz gemeines Dichtertalent. Übrigens nutzt Rec. diese Gelegenheit, die Frage aufzustellen und der Prüfung jedes Lesers zu empfehlen, ob wohl die Einmischung vieler gereimten oder ungereimten Verse in die Prosa des Kanzelvortrags so sehr zu billigen sey, als sie gewöhnlich ist? Die Zuhörer scheinen sie nicht ungern zu haben, aber die Lehrer der Redekunst haben sie sonst widerrathen. Buntscheckig wird der Stil dadurch offenbar, und Rede und Poesie scheinen immer etwas Verschiedenes bleiben zu müssen. Ein Geschmack, der Verse bey der Rede liebt, scheint immer nicht ganz der rechte zu seyn, und jene sollten auf jeden Fall wohl nur selten in dieser vorkommen.

Mit Vergnügen hat übrigens Rec. in diesen Reden mehr Nachdenken über die eigenthümlichen Lehren des Christenthums bemerkt, als sonst in den Predigten der letzten Jahrzehende gewöhnlich vorzukommen pflegt, und diejenigen, welche meinen, davon gehöre nichts auf die Kanzel, werden leicht hier eines anderen belehrt werden können. Rec. muntert den Vf. auf, darin fortzufahren, dazu besonders auch ältere sachreiche Dogmatiker, z. B. einen *Baumgarten*, zu benutzen. Wie er jetzt schon z. B. in den beiden letzten Vorträgen, über den Zusammenhang 1) des Todes Jesu mit der Vergebung unserer Sünden, und 2) der Auferstehung Jesu mit der Gewissheit unserer Unsterblichkeit, viel Lehrreiches und Erweckliches sagt, was man bey neueren Predigern, die über solche Themata, wie vornehmlich das erstere ist, wenig oder gar nichts zu sagen wissen, vermisst: so wird er alsdann erfahren, dass darüber noch sehr viel Mehreres, zur Erbauung auch ungelehrter Christen, gesagt werden kann, als was er jetzt entweder berührt oder ausgeführt hat. Wenn Einige vielleicht solche Themata, als besonders das vorletzte ist, als gar nicht für die Kanzel geeignet betrachten, wie *Spalding* that: so ist Rec. darin anderer Meinung, der gern darauf aufmerksam macht, dass selbst die tiefsten Untersuchungen und scharfsinnigsten Unterscheidungen der Dogmatik für die Kanzel benutzt werden können, wenn man nur nicht bey den Worten stehen bleibt, sondern in ihren Sinn und Geist einzudringen, und das, was dabey zu denken ist, populär vorzutragen und anzuwenden versteht, welches man, wenigstens einigermassen, von dem Vf. lernen kann.

Wenn das Thema No. VI über die Unzertrennlichkeit der Tugend wirklich in der Predigt so ausgedrückt worden wäre, möchte man es tadeln können, aber der Vf. hat es verständlicher und richtiger angegeben, und im Inhaltsverzeichniss sich nur kurz ausdrücken wollen.

Die Predigten selbst wird man auch mehrentheils wohl zusammenhängend und geordnet finden, dass die Logik nichts dagegen einwenden kann; nur bey der Predigt am Gründonnerstage hätte zu der Materie ein etwas anderer Eingang gewählt werden müssen. Denn da davon die Rede seyn soll, wie man das Abendmal würdig feyert: so mussten Zuhörer vorausgesetzt werden, die es feyern; aber Klagen darüber, dass Einige die Feyer gering achten, waren am Eingange nicht am rechten

Orte; doch *ubi plura niteat etc.* Es wird Rec. freuen, wenn der Vf. Aufmunterung findet, noch einen zweyten Band erscheinen zu lassen. Vielleicht geht er dann auch mehr ins wirkliche Leben ein, als es bis jetzt geschehen ist.

Dfr.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. 1) *Leipzig*, b. Kummer: *Predigt bey der Jubelfeyer der funfzigjährigen Regierung Sr. Majestät des Königs von Sachsen* am 20 September 1818 zu Leipzig in der Thomaskirche gehalten von D. *Heinrich Gottlieb Tzschirner*, Consistorial-Assessor, Professor der Theologie u. s. w. Ohne Jahrszahl. 22 S. 8. (3 gr.)

2) *Dresden* u. *Leipzig*, b. Hartknoch: *Predigt zur Jubelfeyer der funfzigjährigen Regierung Sr. Majestät des Königs von Sachsen Friedrich Augusts*, über Psalm LXI, 7—9, beym Nachmittagsgottesdienste gehalten von D. *Johann Georg August Hacker*, königl. sächs. evangel. Hofprediger. 1818. 24 S. 8. (3 gr.)

3) *Freyberg*, b. Gerlach: *Auf welche Weise feyern christliche Unterthanen das Namensfest ihres Königs?* Eine *Predigt* am neunten Sonntage nach Trinitatis 1817, als am erfreulichen Namenstage *Sr. Maj. des Königs von Sachsen*, welcher Frauensteins Bewohnern durch die an diesem Tage erfolgte Hebung ihres vor einigen Jahren abgebrannten Schlosses diessmal doppelt festlich war, in der Stadtkirche zu Frauenstein gehalten von *Georg Wilhelm Creuz*, Diakonus daselbst. Ohne Jahrzahl. 31 S. 8. (4 gr.) Zu wohlthätigen Zwecken.

Wenn das Regierungsjubiläum eines ehrwürdigen Königs gefeyert wird, dessen Regierung *vierzig* Jahre hindurch im Ganzen friedlich und beglückt war, und nur das letzte Jahrzehend den Wechsel des Geschicks aufstellt: so lag es nach Rec. Bedünken dem Jubelredner am nächsten, auf jenen früheren langen Zeitraum, auf seinen Segen für die Verwaltung und für die Unterthanen den dankbaren Blick hinzurichten. Hr. Tz. (No. 1) hat sich diess weniger zum Ziel gemacht, als zu wünschen war. Die Katastrophe der jüngsten Zeit beschäftigt ihn zu sehr, und man merkt einigen Stellen ungern eine gewisse Absichtlichkeit an (S. 14. 15). Übrigens ist der Ton der Rede, wie sich erwarten lässt, edel und würdig. Der glücklich gewählte Text ist: Sprüchw. 20, 28. Hienach wird von der *Tugend*, dem *Verdienst*, dem *Glücke*, dem *Leiden*, der *Ehre* und dem *Ruhme* des Königs gesprochen. Der *Eingang* möchte vielleicht zu sehr einer historischen Abhandlung ähnlich erscheinen. Nicht rednerisch genug ist die Stelle: „Darum freuen wir uns seiner Tugend, wenn wir hinblicken auf den Thron, wo er in stiller Würde *sitzt*, und in der Vaterhand sein mildes Zepter hält." — Auch gehört die sich selbst verbessernde Wendung: „was ich zuerst hätte erwähnen sollen," wohl nur für die extemporirte Rede. Bey „dem *hellen Stern auf seiner Brust*, der zum zweyten Mal in dunkeler Nacht *über uns aufging*" — stösst ebenfalls der Leser an.

Die bey gleicher Veranlassung gehaltene Predigt des Hn. H. (No. 2) hat den (nicht in seiner Tiefe genug benutzten) Text Ps. 59, 7—9, und zeigt dem gemäss: „*Wie wir die frohe Erinnerung an die funfzigjährige Regierung des Königs heiligen.* 1) Wenn wir uns des Glückes, unter seiner Regierung zu stehen, mit inniger Dankempfindung gegen Gott bewusst werden; wenn wir es 2) als eine besondere Wohlthat Gottes erkennen und preisen, dass er das Leben des Königs fristete und seine Regierung so lange bestehen liess; 3) wenn wir die Wünsche, von welchen bey dieser Erinnerung unsere Herzen überwallen, im Gebet und Flehen zu Gott übergehen lassen; 4) die Gelübde, die sich an diese Wünsche anschliessen, vor dem Throne des Ewigen niederlegen." — Man erkennt leicht, dass nach logischer Gedankenverbindung 1 und 2, dann 3 und 4 zusammengehören. Zu dem Wunsche, dass die Sprache gedrängter seyn möchte, wozu schon die Form dieser Theile veranlasst, findet man mehrmals Gelegenheit. Hn. *H's.* schon sonst bekannte angemessene und würdevolle Diction, sowie seinen richtigen Sinn für das, was zu sagen am ersten Noth thut, die Wärme seiner Gebete vermisst man auch hier nicht. Der letzteren möchten eher zu viele, als zu wenig vorkommen.

Die Predigt am *Namenstage des Königs* (No. 3) verdient nach Inhalt und Vortrag den vorhergehenden an die Seite gestellt zu werden. Mit Anwendung des eben bey der *Hacker*'schen Rede genannten Textes wird das Thema ausgeführt, welches der Titel enthält. Der Vf. beschränkt sich dabey auf die Entwickelung a) ernsthafter *Betrachtungen*, b) feyerlicher *Gefühle*, c) freudiger *Hoffnungen*. In den Unterabtheilungen (besonders bey a) ist nicht volle Einheit; auch wäre gegen die *feyerlichen* Gefühle Manches einzuwenden. Doch verbietet der Raum, weiter in das Einzelne zu gehen. Genug, dass, wenn einmal der *Namenstag* (bekanntlich gegen die protestantische Sitte) verherrlicht werden sollte, viel frommer Patriotismus sich hier an denselben ausgesprochen hat. Vor Tautologieen hat sich dieser Vf. zu hüten. Dahin gehört *Heil*, *Wohlfahrt* und *Segen* u. a.

NA.

Geschichte. *München*, b. Lindauer: *Kurze Geschichte von Baiern*; ein Lese- und Lehr-Buch für Bürger und Landleute. 1819. 96 S. 8.

Die guten baierischen Landleute werden daraus erfahren, dass sie aus Bordeaux in Frankreich hergekommen — dass man ursprünglich in Baiern nicht deutsch gesprochen — dass sie allzumal von Leibeigenen abstammen, und ihren adelichen Herrschaften den Dankeszoll der Zehnten, Frohnen und Ländereyen ja nicht missgönnen sollen — dass 1180 Otto von Wittelsbach zum Herzog *gewählt*, A. 1231 H. Ludwig I von einem *Wahnsinnigen* ermordet worden, Herzog Ludwig der Gebartete von Ingolstadt im päpstlichen Bann *ohne Busse* gestorben; dass es eine *Gräfin* Argula von Stauff gegeben; dass A. 1443 das erste Buch in Baiern *zu München* gedruckt worden; dass zu Hof *bey Nürnberg* A. 1567 die *erste* Papiermühle erbaut worden; das Wittelsbacher Geschlecht sey das *älteste* in Deutschland (wohl nicht älter als das Zähringische, Fürstenbergische, Ortenburgische, Öttingische u. s. w., und in keinem Falle so alt, wie das Welfische). Doch genug, um zu bezeichnen, wie wenig diese schülerhafte Arbeit in wissenschaftlicher Rücksicht eine Würdigung verdiene; aber nöthiger wird es seyn, die obscurantische Tendenz dieses Büchleins zu bezeichnen, und den Missgriffen vorzubeugen, dass es nicht gar als ein Schul- oder Prämien-Buch sich einzudrängen versuchen könne. Nach der unwürdigen Art, womit die Entstehung der Reformation geschildert ist, wird dem ersehnten Zeitpuncte entgegengesehen, wo dem, ohnehin bey Weitem zum *grössten Theil* (d. i. nur zu zwey Drittheilen) katholischen Baiern die *alte* Wahrheit wieder heilig seyn werde. Die Jesuiten aber hätten die Kunst der Erziehung *trefflich* verstanden, und alle Erziehungsanstalten fast in *ganz Europa* ausschliessend besorgt; leider, dass diese Anstalt, der man so viel zu danken, und deren Verdienste selbst die Feinde nicht leugnen können, gar so kurz gedauert. In Russland doch hätten sie immer bestanden; im Kirchenstaat, in Spanien, in Modena würden sie vielleicht abermals aufblühen. Das herrlichste Werk der neuen Regierung in Baiern, wofür die Unterthanen Heil und Segen riefen, sey das *Concordat*.

D. d. u. n.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1821.

MEDICIN.

Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *System der Medicin*, zum Gebrauche bei akademischen Vorlesungen und für praktische Ärzte, von D. *Dietrich Georg Kieser*, Prof. publ. ord. honor. der medicinischen Facultät auf der Universität zu Jena, königl. Preussischem Hofrathe, grossherzogl. Sachsen-Weimarischem Medicinalrathe u. s. w. Erster Band. Physiologie der Krankheit. Erste und zweyte Abtheilung. 1817. 836 S. Zweyter Band. Allgemeine Pathologie und Therapie. Erste Abtheilung. Allgemeine Pathologie. Zweyte Abtheilung. Allgemeine Therapie. 1819. XIX u. 843 S. 8. (7 Rthl. 18 gr.)

Dieses Buch gehört zu denen, wobey sich ein Rec. wohl hüten muss, dass er nicht den Lesern (des Buchs wie seiner Recension) zu wenig zutraue, und den Schein gewinne, als habe er seine Kritik nach der Ausdehnung in Seiten abgemessen, statt sich an das lebendige Ganze in *ihr* zu halten. Wie man an einem Menschenfinger, ja an einem Menschenhaar, das Bild eines ganzen Menschen trägt: so verhält es sich mit allen lebendigen Erzeugnissen eines systematischen Kopfes, der den Muth und den Willen hat, sich methodisch nachzugehen, und seine Form in seinen Werken *vollständig* abzubilden. Hat man da *einen* Gedanken: so hat man nothwendig eine ganze Reihe, die in gerader Linie nach dem Mittelpunct führt, wo das Princip wohnt, von dem alles Leben ausfliesst und alle Gestalt des Werkes, und hat man nun dieses Princip: so hat man auch das Ganze, wie es leibt und lebt, vor Augen, oder man erblickt es in alle Ewigkeit nicht. Fängt nun der Rec. wieder eben so an, wie der Vf., dem Leser die bekannten Pfade nochmals zu beleuchten, oder ihm gar nachzuschreiben, was dieser, nachdem er den Grundsatz verstanden, ihm schon längst vorgedacht hat: so mag man ihm wohl mit Recht nachsagen, dass er leeres Stroh dresche. Dafür haben wir uns immer mit Fleiss gehütet, und müssen dieses hier um so aufmerksamer beachten, da des Vfs. System schon aus einem früheren Grundriss jedem Physiologen bekannt, auch damals, als seine Schrift erschien, von Recensenten zur Gnüge bemerkt und gewürdigt worden ist.

Hier ist nun freylich Alles ausführlicher, gründlicher, und sogar fast methodischer abgehandelt; die Begriffe der Pathologie, wie sie war, ist und seyn soll, sind kritisch streng gesichtet, aufs Genaueste bestimmt, mit dem Ganzen eines aus Speculation und Erfahrung harmonisch geschaffenen Systems in Einklang gesetzt. So geordnet schreitet die Idee der Krankheit, nach ihrem Wesen und ihrer identischen Form betrachtet, von dem allgemeinsten Ausdruck der lebendigen (bewegten, nicht starren, gebundenen) Polarität an durch alle Formen der besonderen und partiellen Erscheinung fort, und der lichtvolle, geordnete, streng wissenschaftliche Vortrag lässt nirgends eine Lücke, die vom Rec. zu ergänzen, oder einen Fehlschluss, der von ihm zu berichtigen wäre. Uns ist nicht leicht ein wissenschaftliches Werk von solchem sicherem innerem Zusammenhange und von so einfacher Entfaltung der reichsten Fülle des Inhalts zu Gesicht gekommen, und wir betrachten diese harmonische Vollendung als einen Prüfstein innerer Wahrheit, wobey nur die einzige Frage noch übrig bleibt, *in wie weit diese*, *noch* von *einem* der physiologischen *Gegensätze befangen*, der Besonderheit angehöre, oder *ob sie*, nach *der gegenwärtigen* Evolution des wissenschaftlichen Geistes (in Deutschland) sich der absoluten Gleichung des Inneren und Äusseren gänzlich bemächtigt habe. Wir wollen, um uns über diese Frage zu verständigen, dem Autor zu folgen suchen, der uns in der Vorrede nicht nur den erfreulichen Plan des Unternehmens (eine Krankheits- und Heil-Kunde im weitesten Sinne des Wortes aus *einem Gusse* in 5 Bänden, jeder wahrscheinlich in mehrere Theile zerfallend), sondern auch die charakteristische Eigenthümlichkeit seines Systems in folgenden Worten zu erkennen giebt: „Diese Homologie des Lebens selbst und des Lebens unter der Form der Krankheit, theils wie sich im Materiellen der Krankheit, in der organischen Metamorphose, theils im Ideellen derselben, im Lebensprocess und in den zeitlichen Verhältnissen der Krankheit darstellt, nachgewiesen zu haben, möchten wir für das Eigenthümlichste unseres Systems ansehen, wodurch es sich von allen bisherigen Versuchen unterscheidet, und die furchtbare Consequenz, mit welcher die allgemeinen Gesetze des Lebens sich sowohl in allen Krankheiten und deren einzelnen Erscheinungen, in den verschiedenen Stadien derselben und in der gleichzeitigen Metamorphose des Leibes, als auch selbst in den letzten Momenten des Le-

ns, beym Absterben des vergänglichen Leibes, darllen, für den Beweis der gelungenen Nachweisung lten." S. XI.

Der Gewinn, welchen der erste Band dieses Wers, *die Physiologie der Krankheit* enthaltend, aus sem eigenthümlichen Standpuncte des Systems gegen, wird, von S. XVIII der Vorrede an, in folgen Hauptpuncte zusammengefasst: 1) Die bestimmte terscheidung des *Krankheitsprocesses* und der *Krankitsanlage*, als wesentlich von einander verschiedener stände, desgleichen der entgegengesetzten Zustände r *Erkrankung* und *Genesung*; 2) die genaue Erörteng der Begriffe der näheren und entfernteren Verndtschaft der Organe, und der davon abhängenden nsensuellen Entstehungsweise der Krankheit, sowie s Begriffs des Metaschematismus und der Metastase; die nähere und richtigere Bestimmung der Wechselrkung des Organismus und der Dinge der Aussenlt, und die hieraus hervorgehende Bestimmung der irkung sowohl der ursächlichen Momente der Erkranng — der Schädlichkeiten —, als auch der ursächlien Momente der Genesung — der Heilmittel; 4) *die ysiologische Bestimmung der Stadien der Krankheit, s des allgemeinsten Typus* derselben, und des Vertnisses der besonderen Typen der Krankheiten zu den lgemeinen; 5) die bestimmte Angabe der in den verhiedenen Systemen des menschlichen Leibes erscheinden und nach dem Wesen derselben sich gestaltenden *sonderen Form der Krankheit* mit der darauf gegründten Theorie der *Entzündungen*, *der Nerven-* und *eistes-Krankheiten*, der Ausbildungs- und Rückbilngs-Krankheiten; 6) die weitere Ausführung der hre von den endemischen und epidemischen Krankeiten; 7) die Nachweisung der allgemeinen Gesetze s Lebens auch in den letzten Momenten des Aufhöns desselben, wodurch eine wissenschaftliche Thanalogie begründet wird; 8) eine Encyklopädie der Mecin, nach wissenschaftlichen Ansichten geordnet. — berall, wo es nöthig schien, ist die Literatur, mit ter Auswahl, angegeben. Ein Versuch einer philophischen Geschichte der Medicin (von S. 1 — 99) ent zur Einleitung, und giebt ein idealer, durch die eiträume des Lebens der Menschheit verlaufendes Vorild des Systems.

Wer des Vfs. Schrift mit Aufmerksamkeit gelesen at, wird mit Rec. eingestehen müssen, dass er in den bigen Sätzen nicht zu viel von seinem Buche gerühmt, nd er wird es ihm gewiss danken, schon vor dem Len durch seine Erinnerungen auf den rechten Standunct der Einsicht und des Urtheils gestellt worden zu eyn. Mit Freuden haben wir unser Urtheil über die esonderen Vorzüge und die neue wissenschaftliche usbeute des Werkes hier fast mit den eigenen Worten es Vfs. hingeschrieben; und wenn wir nun doch, obohl mit manchen raschen Sprüngen, dem Gange der inzelnen Capitel folgen: so geschieht es nicht sowohl, m einen Beweis für die Richtigkeit solcher Resultate araus abzuleiten: — denn das hiesse, unsere schon ollendete Recension mit einem neuen Commentar begleiten, — sondern in der geheimen Absicht, unterwegs nachzuspüren, ob wir nicht der eben berührten kritischen Hauptfrage irgendwo näher kommen, und so dem Vf. im Vorübergehen — etwas anhängen können.

1 Cap. *Wesen und Form der Krankheit.* Der Fundamentalsatz des ganzen Systems wird S. 100 in folgender Form aufgestellt: „*Alles zeitliche Leben, das niederste, wie das höchste, ist und besteht nur in einer Oscillation zwischen zwey entgegengesetzten Puncten. Das Lebensprincip, in seiner höchsten Bedeutung, ist nur die organische Spannung, welche diese Oscillation anfacht und unterhält. Alle verschiedenen Zustände und Epochen des Lebens sind die verschiedenen Momente dieser Oscillation, wodurch, jetzt mehr, jetzt weniger, einer der zwey sich entgegenstehenden Puncte steigt, und dadurch eine neue Oscillation anfacht und unterhält* (s. des Vfs. Programm über das Wesen und die Bedeutung der Exantheme. Jena, 1812. S. 1.). Kürzer: das Grundprincip des Systems der Medicin ist das des Lebens überhaupt in der Form der *beweglichen allgemeinen Polarität der Natur*, die sich an jedem einzelnen Ding, als solchem, nur der Idee nach ganz, im Wesen aber unvollständig ausdrückt, daher alle von besonderen Dingen hergenommene Beziehung derselben nur *symbolisch* seyn kann. Das zeitliche Leben ist ein endlicher, in Zeit und Raum erscheinender Act jener allgemeinen Polarität, und seine Form — nach der bekannten Construction — *die Ellipse*. — Unter dieser Form steht jeder besondere Lebensprocess, also auch Gesundheit und Krankheiten. Gesundheit ist der Zustand des besonderen Lebens, in welchem die beiden Bewegungspole oder Brennpuncte der Bahn gleichförmig wirken, und also weder das *positive* Princip noch das *negative* selbstisch und mit Übermacht hervortritt. Gesundheit ist also *relative* Indifferenz der Pole des Lebens, nicht absolute, mithin ist die Idee der Krankheit in und mit der Gesundheit des Besonderen zugleich gegeben, als *relative Differenz* der beiden Lebenspole.

Da aber die Abweichung des Lebens nach der Seite des positiven Pols („wo das Leben nach *höherer Vollkommenheit* strebt, als die nothwendige Schranke erlaubt") mit der ursprünglichen Tendenz des Lebens nach höherer Bildung zusammenfällt, also keinen in sich geschlossenen gesonderten Lebensprocess darstellt, sondern nur mit der Steigerung aller Functionen über das Normalmass eine grössere Möglichkeit zur Störung und Ausbildung des Lebens nach der negativen Seite giebt: so ist nur die Abweichung des Lebens nach der negativen Seite *Krankheit*, die nach der positiven aber nicht Krankheit, sondern *Krankheitsanlage* zu nennen, obwohl diese polare Differenz nicht für die Heilkunde, sondern nur für die Physiologie oder Lebensbeschreibung der Krankheit Gültigkeit hat.

Wir brauchen die Idee der Krankheit und Krankheitsanlage nicht weiter zu verfolgen. Sie ist aus dem Angegebenen klar, — Determination des Lebens zu einer vom negativen Pol beherrschten Bahn, also ein negatives (tieferes) Leben, ist Krankheit; — Determi-

sation zur Bahn um den positiven Pol, also ein positiveres (höheres) Leben — beides relativ auf den Standpunct der Bestimmung eines besonderen Lebens — ist *Krankheitsanlage*. Beide, als individuelle Lebensläufe, müssen unter der Form der Ellipse culminiren und sinken, ein Perihelium und Aphelium haben. Aber nur der *Krankheit* wird solche Bahn vollständig zugeeignet, vermuthlich, weil die Herrschaft des Höheren über ein Niederes *actu* anerkannt wird, und folglich nothwendig erscheint, die des Niederen über das Höhere aber nicht also. Dieses ist in sofern richtig, als man dem Symbol heimlich einen Schritt ins Innere gestattet, und Höheres und Niederes für mehr als + und — nimmt, — wir meinen nämlich hier Kreuz und Strich ganz rein, als blosse Zeichen, und glauben, die Natur stehe eben im Höchsten und Kleinsten in der Form der Kugel aus absoluter Abneigung gegen Oben und Unten. Denn sagen wir: die Sonne ist oben: so vergessen wir hinzuzusetzen: am Tage; — bey Nacht ist sie wirklich unten, *actu*, was allein natürlich ist, indem die Natur vor That und Wirklichkeit nie zur *potentia* kommt. Sagen wir: der Mensch ist höher, als das Thier: so vergessen wir, hinzuzusetzen: *potentia*, denn *actu* ist er tiefer, und selbst *potentia* steht er, wenn man diese hier schon anbringen wollte, tiefer, vermöge der Sünde und des Irrthums.

Wohin also auch das Leben decliniren, immer declinirt es von einem relativen $A = A$ nach A oder A, und die Krankheit liegt eben im *oder*, nicht in A und A: denn A ist $= + -$ und $A = + -$, und folglich ist die Gleichung der äussersten und mittelsten Glieder sogar arithmetisch gegeben — aber auch in A aufgelöst.

Hebt man nun den symbolischen Ausdruck des Höheren und Niederen auf: so muss man für das *Oder*, wodurch das *gleiche* A und A *ungleich* gesetzt wird, einen Ausdruck suchen, der jedem seine Absolutheit und die Fülle der Activität auf gleiche Weise sichert, und der einzige Ausdruck, der hier vor Irrthum wahrt, weil er nicht aus der Mitte (dem höheren Lebensprincip) weicht, ist der der *Relativität* selbst, welcher bloss auf der Wegnahme der Copula zwischen A und A beruht, und daher die Besonderheit setzt, woraus aber folgt, dass nicht etwa von $\frac{A}{\pm}$ und $\frac{A}{\pm}$ jenes das Allgemeine, Höhere sey und dieses das Besondere, Tiefere, — sondern lediglich die Position des Gegensatzes durch Tilgung des *Und* im *Oder*. Dadurch wird, was *Actu* war im $=$, *potentia* erkannt im *oder*, und mit der *Zahl* entsteht die *Unterordnung*. Diese Unterordnung steht aber in der Idee der Relativität, d. h. $\frac{A}{+}$ hat sich $\frac{A}{-}$ und $\frac{A}{-}$ $\frac{A}{+}$ auf gleiche Weise und in gleicher Absolutheit untergeordnet. (Wäre dieses nicht: so könnte — Gott, als Erhalter der Natur, weder allwissend, noch allmächtig seyn: denn wo in einem Puncte ein — dem + ungleich wäre, da wäre eben für diese Differenz zwar nicht *potentia*, aber doch *actu*, Gottes lenkender Einfluss negirt, was dem Begriff Gottes widerspricht.)

Da diese Form ins Unendliche und ins Besonderste gilt: so wird, im Besonderen angeschaut, die Idee der absoluten Relativität an ihm zum Begriff des *Inneren* und *Äusseren*, der nun nicht mehr Symbol, sondern disjunctives Urtheil ist. Das Innere ist $\frac{A}{\pm}$, welches nur nicht $\frac{A}{\pm}$ ist, und die Versetzung des + und — bezeichnet bloss den Gang der intellectuellen Anschauung: denn würde alle Materie in einem absoluten Traume plötzlich vom göttlichen Leben erfüllt: so lebte sie sich von dem, was wir — nannten, oder ihrem +, als intellectuellem, ewigem *Seyn*, in das, was wir + nennen, ihr aber nun — würde, in das reine Selbstbewusstseyn hinüber. — Durch diese etwas steife und fast veraltete Weise zu reden wollen wir nun so viel sagen: die Idee der Polarität ist in der Natur reiner und absoluter Natur*stand*, kein Staat, selbst nicht die freyeste Demokratie. Jedes Besonderen ist 1, und Alles, was nicht es selbst ist, ist 2. — Sonst gilt es nichts. Diese 2 ist aber ganz = 1, und das Zeichen 2 bezeichnet bloss, dass es die Eins *als eine andere* sey. Kennt man nun 1: so kennt man auch die 2, wie sie für 1 ist.

Man kann aber die Eins bloss dadurch erkennen, dass man fragt: *Wo* ist die Copula hinweggenommen? Dieser Punct macht die Grenze des Äusseren und Inneren, und die Beziehung beider Pole auf einander giebt in bestimmten Reihen die homologen Factoren, die sich wechselseitig symbolisch deuten und real ergänzen. So scheint denn die Idee der Krankheit und der Krankheitsanlage nicht als Höheres und Niederes, sondern als Äusseres und Inneres, beide unter der Form der Krankheit zu stehen. In dem, was der Vf. Krankheit nennt, erkrankt das *Äussere am* Inneren, das seine Sphäre von dem individuellen — nach dem + von jenem ausdehnt, — in der Krankheits*anlage* aber erkrankt umgekehrt *das Innere am* Äusseren, indem jenes, das bisher für das Individuum — war, sein — über die Grenze hereinstreckt, innerhalb deren für das Individuum *Alles* die Form + annimmt. Beide Zustände müssen also elliptisch verlaufen, und wie sie sich wechselseitig ergänzen: so können auch beide als Krankheiten betrachtet werden, obgleich die Sonderung durch entgegengesetzte Bezeichnung ganz unseren Beyfall hat.

Im Folgenden, wo von den besonderen Formen der Krankheit, von den Schädlichkeiten und Genesungsmitteln gehandelt wird, begegnen wir dem Vf. ganz auf unserem Wege, und können daher das hier Gesagte, wie vielleicht die ganze Recension, nur der Form wegen gelten lassen. Dennoch wünschten wir nicht, dass das Obige als ein Wortstreit angesehen werden möge, und geben daher noch einige Puncte an, auf deren Form und Inhalt im Gebiete der Medicin unsere Ansicht einen nicht unwichtigen Einfluss haben muss.

1) In den Begriffen von positiver und negativer Krankheit — um diesen Ausdruck beyzubehalten —

wird die Idee der *relativen Stellung* für das Individuum, und wieder für jedes Organ desselben vollständig entfaltet, und die Praxis, die nicht weiter *einen Theil mehr* zu berücksichtigen hat, als die Physiologie der Krankheit, integrirt sich mit der letzteren. 2) Die äusseren Einflüsse werden als reine Polaritäten ergriffen, die sich eben so um das Individuum kreisend bewegen, wie dieses um sie. 3) Metaschematismen und Metastasen werden nicht bloss ihrer *Möglichkeit* nach, sondern in ihrer Nothwendigkeit aufgefasst. Jeder Form der Krankheit entspricht eine polare Metastase, und jeder Differenz der Krankheit ein Metaschematismus. 4) Die Gleichstellung der Ansteckung mit der Zeugung wird, aller äusseren Ähnlichkeit ungeachtet, bestritten, und dem thierischen Magnetismus seine Stelle unter den Potenzen zugleich kosmisch angewiesen. 5) Die Anordnung der Krankheiten erleidet eine Veränderung, indem auch die positive Seite die ihrigen erhält. Die Krankheiten begegnen sich als relative Genesungsprocesse. Die Gemüthskrankheiten nehmen eine andere Stellung an. — Wir gehen nun weiter in unserer Anzeige, und berühren kurz, was die Einsicht in die Eigenthümlichkeit des Buchs erleichtern, und die Verdienste des Vfs. um die Förderung der Krankheitslehre anschaulicher machen kann.

Dem Zeitlichen ist im Leben das Räumliche, dem Wesen die Form auf untheilbare Weise verbunden, und beide werden gleichzeitig in und mit einander verändert. Es entspricht demnach der Krankheit, als einem niederen Lebensprocesse, eine niedere Metamorphose im Leiblichen oder Räumlichen des Organismus, oder Organs. Jede Krankheit ist, in Bezug auf den erkrankten Organismus, ein niederer Organismus, für sich aber vollständig, ein eigener lebendiger Leib. Dieser Leib geht von der Afterorganisation bis ins Unerkennbare beym Nervenübel; doch hat jede Krankheit 2 Seiten, eine ideelle, die sich im Handeln ausdrückt, und eine reelle, welche an der Metamorphose des kranken Organismus oder Organs erscheint, welche beide Seiten aber in jeder Krankheit *gleichzeitig* vorhanden sind. (Die Krankheitsanlage scheint des Leibes zu entbehren, und vielmehr in der Negation des Leibes zu bestehen, was aus dem Obigen erhellt). — 2tes Cap. *Allgemeine und besondere Form der Krankheit.* Das *Allgemeine* setzt schon durch seinen *Begriff* eine Menge Besonderheiten, welche es in sich *begreift*: denn das Besondere ist eben das, was sich vom Allgemeinen *sondert*. (Wir hätten diesen Satz, dessen Ableitung freylich nicht hieher gehörte, lieber *concret*, als in Begriffsform aufgestellt, um nicht von der Natur, wo Begriff und Inhalt stets identisch bleibt, abzulenken.) Die allgemeine Krankheit stellt also diejenigen Abweichungen des Lebensprocesses dar, die sich bey der Krankheit überhaupt finden, also allen einzelnen Krankheiten gemein sind.

Die *besondere* Form der Krankheit ist das, wodurch sich die einzelnen Krankheiten von einander unterscheiden. Die besondere Form der Krankheit ruht also auf dem, was die Besonderheit der Form im Leben setzt, nämlich auf Organisationsstufe, System und Organ, — und ist eine niedere Metamorphose der Systeme und Organe. Jede besondere Krankheit ist specifisch und örtlich, und kann nur allein nach dem leidenden Organe und Systeme, und nach dem Wesentlichen dieses Leidens benannt und bestimmt werden. Hiebey viel Treffliches über die bisherige nosologische Nomenclatur und die Principien ihrer wesentlichen und gründlichen Verbesserung. Ihr Schema kann kein anderes seyn, als die physiologischen Systeme und Organe des erkrankten Organismus. — 3 Cap. *Anlage zur Krankheit.* Die allgemeine Krankheitsanlage ist Eins mit der übermässig über die bestimmte und beschränkte Form des Lebens hervortretenden fortschreitenden Tendenz des Lebens. — Daraus folgt der Begriff der besonderen Krankheitsanlage u. s. f. Wir haben schon oben diesen Punct berührt, und bemerken hier bloss, dass wir in diesem Capitel einen Schatz von scharfsinnigen Untersuchungen und Bestimmungen über das declinirende Leben und dessen Erscheinungen gefunden haben, bey dem wir leider nicht länger verweilen dürfen. Nur dieses noch: dass die Tendenz des Lebens kein unbedingtes Fortschreiten zum Höheren sey, beweist das elliptische Schema der Lebensbahn überhaupt, das Alter und der Tod, wie Hr. *K.* selbst eingesteht. Es fragt sich aber sogar, ob das Ziel, z. B. des menschlichen Lebens, wie wir dessen Cyclus kennen, ein *nothwendiges* sey, und ob es nicht Verjüngungsmittel geben könne, die das, was jetzt als *ganze* Lebensbahn erscheint, zum *Theil* der Bahn, — zum Stadium erheben können? Trefflich ist S. 143 f. die Frage erörtert: Warum erscheint die übermässig hervortretende fortschreitende Tendenz des Lebens als Krankheit? — *Tabes* ist der Ausdruck der höheren physischen Krankheitsanlage im *ganzen* Organismus. Durch vorherrschende Eigenmächtigkeit und Selbstheit des vegetativen, animalischen und sensibeln Systems entstehen eben so viel besondere physische Krankheitsanlagen, und die vorschreitende egoistische Evolution der einzelnen *Organe* individualisirt diese Besonderheit noch weiter.

Eine traurige Folgerung aus der Lehre von der Krankheitsanlage steht S. 162, die nämlich, dass mit der Dauer (also fortschreitenden ideellen Entwickelung) des Menschengeschlechts die Anlage zu Krankheiten immer mehr zunimmt. Tröstend treten *Erziehungsregeln* gegenüber S. 165. — So vielseitig, lehrreich und belebend ist der Vortrag des Vfs.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

MEDICIN.

HALLE, b. Hemmerde u. Schwetschke: *System der Medicin*, zum Gebrauche bey akademischen Vorlesungen und für praktische Ärzte, von D. *Dietrich Georg Kieser* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

4 Cap. *Allgemeine und besondere Mitleidenheit der Organe unter einander.* Die Verwandtschaft der Organe ist *allgemein* und *specifisch*; *allgemein* durch die Einheit des Begriffenseyns im Ganzen, vermöge deren jede besondere Krankheit Erscheinungen des allgemeinen Leidens bewirken kann, — *specifisch* durch das genetische Verhältniss der Systeme und Organe zu einander. Das höhere System entspringt aus dem niederen, — der Mensch trägt alle organischen Entwickelungsstufen der Erde in sich, dargestellt als Organe und Systeme. „Diese Genesis der Systeme und Organe des Menschen und die Homologie derselben unter verschiedenen Bildungsstufen nachzuweisen, ist Hauptgegenstand der Physiologie; und so lange diese noch unvollendet ist, können die Erscheinungen in den Krankheiten, in sofern sie hieraus entstehen, nur unvollkommen erklärt werden. Pflanze, Thier, Mensch — vegetatives, animalisches und sensibles System, bilden solchergestalt die nächsten und sichtlichsten polaren Verhältnisse. Aber auch die Organe — noch näher, noch tiefer. Nirgends ist es Rec. noch so fühlbar geworden, wie gar weit unsere Medicin noch von ihrem Ziele entfernt sey, als hier, wo Alles licht, deutlich gesondert, methodisch, in der besten Gliederung vorschreitend, plötzlich mit dem Leser am Finstern anlangt. Wer hier nicht, nach des Vfs. Anleitung, in sich geht, und das Forschen nach dem Specifischen wieder ernsthaft nimmt, — und dieses nach Principien, nicht auf gutes Glück in der Hand des Zufalls thut, — der hat nicht die rechte Frucht des herrlichen Buches gepflückt, und wird unschuldig aus dem Paradiese gestossen. — Die in der Genesis der Organe begründete, nähere oder entferntere Verwandtschaft derselben zu einander ist Grund der *besonderen Mitleidenheit*, deren Folgen die consensuellen Krankheiten sind. Nun kann aber das Leiden von dem einen Organ zu dem mit ihm aus einer Wurzel zunächst entspringenden nur *fortschreiten: einfacher Consensus*, — oder zu dem polar entgegengesetzten *überspringen: antagonistische Verwandtschaft*. (Rec. scheinen beide Formen gleichzeitig und gleich nothwendig.) Hier reiht sich nun die gründlichste Ausführung der Lehre von den vicarirenden Thätigkeiten, von Metaschematismus, Metastase, Metaptose, Diadoche u. s. w. an. — Zum Begriff der Metastase gehört aber wohl kaum wesentlich die Veränderung des Wesens *und* der Form der Krankheit, indess beym Metaschematismus *dieselbe* Form der Krankheit, welche in einem Organ verschwindet, in einem anderen homologen Organe desselben Systems auftritt. Wir sehen, wesshalb der Vf. diese Begriffsbestimmung der durch den blossen Gegensatz des Consensus und Antagonismus vorzog: denn bey dem jetzigen Stande unserer Physiologie kommt der wissenschaftliche Vortrag hiebey nicht weit; demungeachtet konnte die Andeutung nicht schaden. Von Magen auf Leber kann keine *directe* Metastase, und von Hoden auf Hirn kein Metaschematismus erfolgen, obgleich eine Hodenentzündung verschwinden und dafür eine Hirnentzündung entstehen kann: denn zwischen Hoden und Hirn giebt es nur eine *antagonistische* Verbindung und das Homologe des Blutsystems, worauf die Gleichheit beruht, ist bloss das Band, hat aber für das Gehirn eine ganz andere *Bedeutung*, als für den Hoden. Dennoch ist jedes besondere Leiden eines besonderen Organs als *besondere* Krankheit anzunehmen, und es kommt dabey, wie der Vf. auch früher gethan, der consensuelle Nexus mit einem ganzen System nicht in Betracht.

5 Cap. *Reiz, Reizempfänglichkeit, Erregung des Organismus.* Die allgemeine Wechselwirkung beruht auf dem nothwendigen Streben jedes Einzelnen, absolut nach Innen zu gehen, sich alles Äussere unterzuordnen, und umgekehrt; — es ist ein *Wechselassimilirungsprocess. Alles strebt*, sich *Alles* gleich zu machen. Das Product dieser Wechselwirkung im Lebendigen ist polarisirt in Reiz und Erregung; das Wirkungsvermögen der *Brown*'schen Schule ist eine leere Spitzfindigkeit. Alle Differenz der Reize ist polar, — positiv oder negativ, — der Tendenz des Afficirten homolog, oder entgegengesetzt. — Aber die *erste* Gegenwirkung eines Organischen ist, auf dem Selbsterhaltungsprincip ruhend, nach *Innen* gerichtet, — *Contraction*, worauf *Expansion* folgt. Alle Reize erregen einen oscillatorischen Lebensprocess. — 6 Cap. *Erkrankung. Ursache der Krankheit. Ursächliche Momente der Krankheit.* Wie das Leben im Ganzen: so

verläuft das der Krankheit in 2 Hälften — Erkranken, bis zur Akme, und *Genesen.* — *Ursache* der Krankheit ist das negative Princip; alle Krankheits*ursache* also eine innere und alleine. — Was das negative Princip zur selbstischen Thätigkeit determinirt und zum Mittelpunct eines eigenen, niederen Lebensprocesses macht, ist ursächliches Moment der Krankheit — (Schädlichkeiten), und es kann deren so viele geben, als es relativ äussere heterogene Potenzen für ein organisches Individuum, System oder Organ giebt. Hier öffnet sich abermals die weite Bahn der höheren philosophischen Physiologie. — Die Gleichheit der Heilmittel und Schädlichkeiten, und ihre Deutung durch das relative Verhältniss zum Organismus oder Organ wird abgeleitet. Alle Einflüsse auf das Lebendige werden aus der unendlichen Mannichfaltigkeit der Beziehungen eines Inneren und Äusseren auf 5 *Hauptmomente* concentrirt. *Psychische*, *organische*, *dynamische*, *chemische* und *mechanische* Einflüsse. — Zu den *organischen* gehören alle Einwirkungen eines Organismus oder Organs, als eines Ganzen, auf einen anderen Organismus, — also der thierische Magnetismus im weiteren Sinne und die Ansteckung. *Dynamisch* wirken todte Stoffe, bey denen noch nicht die chemische oder mechanische Potenz hervortritt, z. B. Nahrungsmittel, Arzneymittel. — Die *rein* ideelle Einwirkung wird mit Recht geleugnet. Alle chemische und mechanische Einwirkung beginnt dynamisch. — *Alle Einflüsse stehen im specifischen Verhältniss* zu den Organen oder Systemen; aber nur das Verhältniss der letzten zu den Potenzen ist bisher einigermassen ins Licht gerückt. *Mineralien* entsprechen dem *vegetativen* — *Pflanzen* dem *animalischen* — *Thiersubstanz* dem *sensitiven* System. Über dem specifischen Verhältniss der Organe zu den äusseren Potenzen liegt noch Dunkel. Die Ansteckung wird, dem thierischen Magnetismus gegenüber, als *Zeugungsact* erwiesen. S. 226 — 282. Die Ansteckungskrankheit ist ein *erzeugter* Organismus (*generatio secundaria*); alle anderen Krankheiten entstehen durch eine *Generatio originaria*, wie die niederen Organismen des Thier- und Pflanzen-Reichs. Diese geistreiche Ansicht ist trefflich durchgeführt, und eine wichtige Seite des ganzen Werkes. Zuletzt die Eintheilung der Nosazologie, der Lehre von den Schädlichkeiten: psychische, organische, dynamische, mechanische und diätetische Nosazologie. Die letztere hätte vertheilt werden sollen. Sie gehört grösstentheils zur dynamischen und mechanischen. — 7 Cap. *Genesung. Ursache der Genesung. Ursächliche Momente der Genesung.* Aus dem vorigen Capitel von selbst klar; der thierische Magnetismus tritt hier durchgeführt dem Ansteckungsprocess gegenüber. Alles steht überhaupt in Cap. 6 und 7 im schönsten Ebenmass und Parallelismus.

8 Cap. *Krankheitserscheinungen. Symptome der Krankheit.* Jede Krankheit hat nur *eine Äusserung*, deren *einzelne* Erscheinungen die Symptome sind. Es giebt Symptome des Erkrankens und des Genesens. Ihre weitere Eintheilung in wesentliche und ausserwesentliche (consensuelle), zeitliche und räumliche können wir hier nicht verfolgen. — Das Capitel ist grösstentheils kritisch, mit Scharfsinn und Billigkeit.

9 Cap. *Von dem Typus der Krankheit.* Die Construction des Typischen in dem Verlaufe des Lebens gehört mit zu den eigenthümlichen Verdiensten des Vfs., der dadurch seine Theorie an höhere wissenschaftliche Ansichten unmittelbar anknüpft. Typus ist nichts anderes, als die *bestimmte Zeit des Lebens eines Dinges*, oder die zeitliche Erscheinung des oscillirenden Lebensprocesses. Wo also *eigenes Leben*, — da ist *Typus*, und da die Krankheit ein Organismus ist: so hat auch sie einen eigenthümlichen, ihre Krankheitsoscillation ausdrückenden Typus. Ursache des Typus ist die Oscillation des Lebens, und, da diese nur in dem Gegensatze der beiden Principe des Lebens besteht, — die Polarität des Lebens selbst. In dem allgemeinen Umschwung jedes Lebensprocesses unterscheiden wir die besonderen oder einzelnen Oscillationen (Perioden) als besondere Typen, die sich zu jenem wie die täglichen Axendrehungen der Erde zu ihrem Umlauf um die Sonne verhalten. Von diesen einzelnen Perioden oder partiellen, aber vollständig rotirenden Oscillationen des allgemeinen Typus unterscheiden wir die *Stadien* des Lebens, in denen sich die einzelnen Momente einer bestimmten Oscillation, also das Überwiegen des einen oder des anderen die Oscillation erzeugenden Pols, kund giebt; sie sind den Tages-, den Jahres-Zeiten zu vergleichen. Nirgends ist die homologe Unterordnung des Niederen unter das Höhere (die Spannung des Intensiveren gegen das Extensivere) deutlicher und heller am Tage, als hier. Je reeller ein Leben und je räumlicher, desto dauernder, — je ideeller und unräumlicher, desto zeitloser, und was vom Allgemeinen gilt, gilt auch vom Besonderen, von der verschiedenen Dauer des besonderen Krankheitsprocesses und von der Dauer der einzelnen Stadien der Krankheit. Aber nur der Krankheit, nicht der Krankheitsanlage, kommt (nach dem Vf.) ein Typus zu. Da die Epochen des Lebens überhaupt auch die der Krankheit sind: so stehen auch die Stadien der Krankheit den Stadien des Lebens parallel. Ausbildung (*Evolutio*) und Rückbildung (*Revolutio*) machen die beiden Lebenshälften, und so verläuft die Krankheit bis zur Wiederkehr der Gesundheit in zwey Hälften, dem Erkranken (Vorbilden des negativen Pols) und Genesen (der Reflexion von der niederen Seite nach der Indifferenz). In die erste (menschliche) Lebenshälfte fallen drey Stadien, parallel den drey Evolutionsstufen der irdischen Organismen, o — Pflanze, vegetatives System, Kindesalter; o + Thier, animalisches System, Jünglingsalter; — + o — Mensch, sensibles System, Mannesalter. Eben so hat auch die rückkehrende Lebenshälfte drey Stadien bis zum natürlichen Tode, in welchem, was sich zuletzt ausbildete, zuerst erlischt, — das Sensitive in der Abnahme des Geistigen, — das Animalische in der Abnahme der thierischen Gelüste und Muskelkräfte — das Vegetative nach dem Sinken der höheren Verrichtungen bis zum Tode. Die Stadien der Krankheit sind auf gleiche Weise in der Ausbildung und Zerstörung derselben in den Hauptsystemen des Leibes begründet.

— Die drey Stadien der Erkrankung sind das vegetative, das animalische und das sensitive; dann folgen, wenn die Krankheit nicht auf der Akme im Tode erlischt, die drey Stadien der Genesung in umgekehrter Ordnung. In den drey ersten Stadien sinken successiv die drey jedem derselben vorstehenden Systeme, dem *Wesen und der Form* nach, auf eine tiefere Stufe herab. Contraction ist der allgemeinste Ausdruck und Charakter dieser Krankheitshälfte. Auf dem Gipfel dieser Bahn liegt „Tod oder Genesung in einem Punct verschlossen." Krisis bezeichnet das Eintreten der rückbildenden Expansion; es giebt kein *Stadium Status*. Die drey rückbildenden Stadien tragen *relativ* den Charakter der Krankheitsanlage, und die diese Hälfte charakterisirende ideelle Tendenz enthält den Grund der kritischen Ausleerungen. Diese scharfsinnige Nachweisung, sowie die ausführliche Darstellung der Verschiedenheit der Zahl der Stadien in den Krankheiten der verschiedenen Systeme, muss man im Buche selbst nachlesen. Nur die Exantheme, und unter diesen vorzüglich das Nervenfieber, haben einen *vollständigen* Verlauf; jede rein vegetative Krankheit kann nur 2 Stadien haben, — jede animalische Krankheit hat ebenfalls nur 2 oder 4. — Zu dem besonderen Typus der Krankheiten gehört der *remittirende Typus*, worin sich die Rotation der Erde um ihre Axe nachbildet, und der *intermittirende Typus*, dessen mehr zusammengesetzte und verschlungene Formen mit den Oscillationen des Mondes in Verbindung zu stehen scheinen. Die Lehre vom intermittirenden Typus ist sehr ausführlich und gründlich abgehandelt. Das Endresultat dieser lehrreichen Untersuchungen über den Typus ist die Bestimmung des Begriffs des Fiebers: „Fieber ist allgemeinstes Symptom eines allgemeinen, entweder ursprünglichen oder consensuellen Leidens des ganzen Organismus bey einem allgemeinen oder örtlichen Krankheitsprocesse."

Ungern versagen wir uns, aus dem 6 *Artikel* dieses Capitels mehrere sehr anziehend behandelte Parallelismen der typischen Gesetze der Krankheit und der besonderen Lebensprocesse — vorzüglich in Wachen und Schlaf, in der Respiration, in der Zeugung — hervorzuheben; doch gebietet der Raum Beschränkung.

Zweyte Abtheilung. 10 Cap. *Von den ausserwesentlichen Verschiedenheiten des Verlaufs der Krankheit.* Wenn in dem vorhergehenden Capitel in dem allgemeinen und besonderen Typus des Krankheitsverlaufs ein *ideales* Bild der Krankheit vor Augen gelegt wurde: so schreitet nun in diesem die Lehre zur Besonderheit fort, und zeigt, wie der normale Verlauf, vermöge der endlichen Verhältnisse jedes Organismus, nothwendigen Störungen und dadurch seine Erscheinung einer unendlichen Mannichfaltigkeit von Trübungen unterworfen sey. Die grosse Zahl dieser besonderen Modificationen wird auf wenige Hauptpuncte: — *Recidiv* (Wiederkehr *derselben* Krankheit in *demselben* Organe nach der Krisis), *Metaschematismus* und *Metastase*, *Complication* und *Nachkrankheit*, — zurückgeführt, und einige sechzig, zur näheren Bestimmung solcher ausserwesentlichen Formen in früheren pathologischen Schriften aufgestellte Begriffe und Kunstausdrücke, in einer ausführlichen Würdigung sehr bequem unter diese 4 Grundabweichungen aufgelöst, oder als ganz nichtig verworfen. — Als ein aus der Lehre von dem cyklischen Verlauf der Krankheiten wissenschaftlich hervorgehendes Resultat müssen wir den höheren sensiblen Charakter jedes Recidivs anführen. — Die chronische Krankheit ist eine stetige Reihe von Recidiven, und verschwindet also aus der Pathologie. Aus der Idee des Wiedereintretens des Recidivs vor dem Verlauf aller Stadien wird das Ineinanderschmelzen und die Undeutlichkeit der Symptome in den sogenannten chronischen Krankheiten anschaulich. — Das Ergriffenwerden eines *einzelnen Organs* bey allgemeiner Krankheit, z. B. örtliche Entzündung bey Masern, würden wir nicht zur Metastase stellen, und die Complication eines oder mehrerer differenten Krankheitsprocesse mit der höheren Krankheitsanlage, wohin, als Beyspiel, die Phthisis gerechnet wird, will uns nicht ganz einleuchten.

11 Cap. *Verschiedenheit der besonderen Form der Krankheit nach den inneren Verhältnissen des erkrankenden Organismus.* Wir gelangen hier an den Punct, wo sich das System des Vfs. in alle seine Zweige schön und vollständig entfaltet, und fühlen dabey immer schmerzlicher den Zwang, den wir uns auflegen müssen, nur dieses und jenes, und darunter der Kürze wegen nicht einmal immer das Wichtigste flüchtig zu berühren. — Da es so viele besondere Formen des Krankheitsprocesses geben muss, als es besondere Formen des Lebens giebt: so ist das *System der Naturgeschichte* die Grundlage *des Systems der Pathologie* im Allgemeinen, aus welchem sich die tieferen Stufen in homologen Reihen ableiten lassen. Der Krankheitsprocess theilt sich also (S. 424): a) nach den verschiedenen Organismen in Krankheiten der Pflanzen, der Thiere und des Menschen, §. 452 — 481; b) die menschlichen Krankheiten ferner: α) nach den Systemen (Krankheitssystemen), §. 483 — 549; β) nach den Organen, §. 550 — 570; γ) nach den Lebensaltern, §. 571 — 622; δ) nach dem Geschlecht, §. 623 — 629; ε) nach dem Gegensatz der beiden Leibeshälften, §. 630 — 632; ζ) nach dem Temperament, der Lebensart, den Ständen, §. 633 — 644; η) nach der individuellen Verschiedenheit der Einzelnen, §. 645 — 648. Schon hieraus allein ersieht man den Umfang dieses Capitels und die sinnvolle Umsicht, mit der es entworfen und ausgeführt worden ist. Trefflich werden die Krankheiten der Pflanzen, als Prototypen aller Krankheiten des vegetativen Systems in Thieren und Menschen, von §. 452 — 468 mit der erfoderlichen Tiefe abgehandelt. Ihr Leben geht nach Aussen, in Bildung der Substanz durch Reproduction und (momentane) Zeugung; sie leben in der Metamorphose, und ihre Krankheiten beruhen daher in *tieferer Metamorphose*, — Afterorganisation, wobey die Andeutung des höheren Systems (der Tracheen) in das tiefere (das Zellgewebe) herabgezogen wird und darin erlischt. Ihre Krankheiten lassen sich eintheilen: a) in krankhafte niedere Metamorphose der Pflanzensubstanz selbst, durch äussere Verletzung erzeugt, als Auswüchse, Krebs u. s. w. (auch die Füllung

der Blumen u. f. w. wird hieher gerechnet); b) in niedere pflanzliche Organismen, als mehr oder weniger individualisirte pflanzliche Afterorganisationen, die fich auf der kranken Pflanze erheben, — vom Brand, *Uredo*, bis zu der blühenden und duftenden Liane, — c) in fehlerhafte Zuftände der Ernährung und Respiration, Bleichsucht, Waffersucht u. f. w. — Wir fragen mit dem Vf.: Sollte nicht die letztere Claffe von Pflanzenkrankheiten dem pofitiven Pol des Pflanzenlebens, der Krankheitsanlage, zuzurechnen feyn? Diefe Frage des Vfs. ftimmt nämlich fehr mit unferer Anficht der Krankheitsanlage, als Krankheit, und es fcheint uns nothwendig zu folgen, dafs die Pflanze, als der nach Aufsen gerichtete Organismus, nur nach *innen* erkranke. Wirklich *ist die Pflanze* auch nur in diefem letzten Falle *krank*, während fie in dem erften Falle nur nach Aufsen Krankes *erzeugt*, und diefes Erzeugte ift im zweyten Falle felbft blofs in fofern unvollkommen, als es nur im Brand ohne cyklifche Zeugung erlifcht, da es hingegen bey den höheren Schmarotzerpflanzen, z. B. Miftel, für fich wieder reproductiv wird. Die Krankheiten der erften und zweyten Claffe haben auch für die Pflanze kein *Stadium reconvalescentiae*, wohl aber die der dritten Claffe, zu welchen die aus inneren, in der Evolution liegenden Momenten hervorgehenden Mifsbildungen der Blüthen, Blätter u. f. f. ein näheres, eigenthümliches Verhältnifs haben, und fich uns als den Krankheitsorganismus (die Metamorphofe) der pofitiven Seite anzukündigen fcheinen, worin fich die relativ negative (plaftifche egoiftifche) Seite als niedere Metamorphofe der Blüthe („das Blatt ift Symbol der Bewegung in der Pflanze" S. 431), die pofitive aber als Vielblüthigkeit (Todtblühen) zu erkennen giebt. Im Thier tritt zu dem einfachen Lymph- und Zeugungs-Syfteme der Pflanze nun Blut- und Bewegungs-Syftem. Alles wird hier nach diefem Typus in zwey Stadien geordnet, und fo auch die Krankheit. Entzündung ift Charakter der (*reinen*) Thierkrankheit. — Das Thiergehirn ift — wie die Lunge im Blatt — mehr plaftifch *vor*- als *aus*gebildet. Auch der Muskel tritt mehr in feiner Potenz als Gefäfs, denn in feiner höheren, als Nerv, in die Entzündung. Krampf findet fich nur bey den höheren, den Menfchen durch Zucht genäherten Thieren. Bey den niederen Thieren ift kaum von Krankheit zu reden; *ein* Krankheitsmoment tödtet; oder die Krankheit ift blofs animalifch-plaftifch im niederen Syftem, und bildet fich aus als parafitifches *Thier*, wie an der Pflanze als parafitifches *Gewächs*. Erft bey dem Vogel und Säugthier ift von dem entzündlichen Stadium im eigentlichen Sinne des Wortes zu reden. Wir hätten gewünfcht, dafs der Vf. bey den höheren Thierkrankheiten der Hundswuth gedacht hätte. — Die eigenthümliche Krankheitsform des *Menfchen* ift endlich die fenfitive, Krampf- (Nerven-) und Geiftes-Krankheit, wozu fich die beiden niederen Krankheitsformen unter der Herrfchaft des Nervenfyftems gefellen. Da fich in den *Syftemen* die organifchen Reiche wiederholen: fo ift die Eintheilung der Krankheiten derfelben, rein und für fich betrachtet, von den negativen Proceffen jener abzuleiten. Die Krankheiten des vegetativen Syftems des Menfchen geben die Sphäre der Afterorganifationen, deren Theorie hier fehr vollftändig, nach den drey Stufen, die wir bey den Pflanzen ausgezeichnet haben, geliefert wird. — Die *Theorie der Entzündung* begreift die Sphäre der animalifchen Krankheiten des Menfchen. Es ift merkwürdig, dafs wir für die negative Declination des Gefäfsfyftems im Ganzen, wo Vene und Arterie im Conflict ftehen und die erftere den determinirenden Pol bildet, noch keine beftimmte Krankheitsform kennen, oder doch keine der bekannten in diefem Charakter begriffen haben. Entzündung ift nur die niedere Determination des arteriellen Syftems, wo der peripherifche Pol, das Capillargefäfsfyftem und die Anfänge der zurückführenden Venen, pofitiv, Bewegungscentrum, — gleichfam *Herz* werden, und ftatt dafs im normalen Zuftande die centrale anziehende Kraft des Herzens vorherrfcht, die Fliehkraft an fich binden, und als entgegengefetzte Anziehung den Blutlauf in umgekehrter Richtung zu determiniren ftreben, wodurch an dem Puncte der Entzündung zunächft krankhafte Metamorphofe, Gefchwulft, Härte, Vermehrung des Cruors im Blut, und veränderte Bewegung, Klopfen, harter fchneller Puls, Wärme u. f. w. entftehen, die fich aber, vermöge des Gegenfatzes mit dem ganzen Syftem, bald mehr oder weniger als allgemeines Leiden, Fieber, offenbaren. Die Idee, dafs die entzündete Stelle, fie fey grofs oder klein, ftets *Herz* und *Lunge* werde, ift trefflich und entfcheidend, die Darftellung durch Induction eben fo genügend, als die vorangefchickte Deduction aus dem Principe. Die Lehre von den Ausgängen der Entzündung läfst fich hieraus leicht ableiten. Ihr Verlauf hat 2 fchwache vegetative und 2 ftarke animalifche Stadien.

(*Der Befchlufs folgt im nächften Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Aarau, b. Sauerländer: *Bemerkungen über die Wälder und Alpen des Bernerifchen Hochgebirgs. Ein Beytrag zur Beftimmung der Vegetationsgrenze fchweizerifcher Holzarten, des Einfluffes der Waldungen auf die Kultur des Hochgebirgs, des Verhältniffes der Forftwirthfchaft zur Landwirthfchaft und der Bedinge für Verbefferung der Alpenwirthfchaft.* Von *Karl Kafthofer*, Oberförfter u. f. w. Zweyte vermehrte und verbeff. Auflage. 1818. XVI u. 200 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

MEDICIN.

Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *System der Medicin*, zum Gebrauch bey akademischen Vorlesungen und für praktische Ärzte, von D. *Dietrich Georg Kieser* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Der *Charakter* der Entzündung wird bestimmt durch das Vorherrschen des Systems, in welches der leidende Pol des Blutsystems verflochten ist, daher die vegetative (chronische), animalische (acute) und sensitive (asthenische) Entzündung — jede bezeichnet durch das relative Vorleuchten des mitleidenden Systems. Aber der Charakter kann nicht Eintheilungsprincip der Entzündung werden, sondern die besondere Entzündung wird bestimmt durch das *ergriffene Organ;* also Lungen-, Leber-, Hoden-Entzündung u. s. w. — Wie der negativen Krankheit die allgemeine und partielle *Phthisis*, als Krankheitsanlage, mehr oder weniger mit wirklicher Krankheit verbunden, gegenüber stand: so werden der Entzündung, als positiver Pol, die *Congestionen* und *Blutungen* verbunden, die aber gleichfalls bald mehr bald weniger von wahren Krankheitsprocessen begleitet werden. — Da die Ableitung und Anordnung der *sensitiven Krankheiten* nach dem Systeme des Vfs. — wie das Gehirn als Blüthe des Menschen — so auch als Blüthe des Buchs und als Muster strenger lichtvoller Consequenz der Darstellung zu betrachten ist: so geben wir hier einen kurzen tabellarischen Abriss, dessen Gliederung aus dem einfachen Princip hervorgeht, dass die besondere Form der Krankheit durch den in einen anderen Lebensprocess versetzten Organismus, oder durch ein dahin umgelenktes System oder Organ bestimmt werde, und dass, da das Wesen des Lebens in der verwaltenden Innerlichkeit besteht, *Excentricität* und *peripherische* Action im Überwiegen über die *allgemeine*, oder in Bezug auf sie relativ höhere *Concentricität* Krankheitsgrund sey.

I. Grundgegensatz = Herz und Gefässe.

+ 1. *Centralorgan, Gehirn.* 2. Peripherisches Organ, *Gangliensystem.*

daher

1 *Classe* der sensitiven Krankheiten im Überwiegen des Gangliensystems, = Schlaf, über das Gehirn. Charakter: untergehendes Bewusstseyn.

1 Ordnung: im Somatischen, Leiblichen, dem Blut- und Muskel-System. Arten: a) Schwindel, b) Ohnmacht, c) Scheintod, d) Schlagfluss, e) Starrsucht, f) Epilepsie.

2 Ordnung: im relativ Centralen, dem Gangliensystem, als Totalität. Arten: a) Alp, b) Somnambulismus.

Gegensatz:

3 Ordnung: Krankheitsanlage, durch Überwiegen des Gehirns: *Schlaflosigkeit.*

Tod:

Nervenschlagfluss.

II relativer Gegensatz im negativen Pole.

2 Gangliensystem.

A	B
+ Ganglion	Bewegungsnerven, Muscularendung.

2 Classe: *Krankheiten des Gangliensystems*, sensitive *oder Nerven-Krankheiten.* Charakter: Nervenleiden mit Bewusstseyn.

1 Ordnung: im Muskelende, als dem negativen Pole. Krampf. Arten: a) Starrkrampf, b) Veitstanz, c) Kriebelkrankheit, d) Keuchhusten, e) krampfiges Asthma, f) einzelne Muskelkrämpfe und Zuckungen.

2 Ordnung im Centralen, den Empfindungsnerven (den Ganglien, als Hirn). Algieen. Arten: a) Rheumatalgie, b) Kopfschmerz, c) Gesichtsschmerz, d) Zahnschmerz, e) Ohrenschmerz, f) Magenkrampf, g) Krampfkolik.

Gegensatz:

3 Ordnung: Krankheitsanlage durch überwiegende Vorbildung der Empfindungs- und Bewegungs-Nerven (Centrirung des Gangliensystems?) Hypochondrie und Hysterie.

Partieller Tod:

4 Ordnung: Lähmung einzelner Empfindungs- und Bewegungs-Nerven.

III relativer Gegensatz im positiven oder Gehirn-Pol.

Um das Centrum (die Zirbeldrüse) lagern sich die Organe der Seelenthätigkeiten, als peripherische Gehirnpole. Es ist aber die Seele des Menschen zu betrachten als eine dreyfache, nämlich als eine vegetative, die dem Unterleib — als eine animalische, die der Brust — und als eine menschliche, die dem Hirn vorsteht. Geschlechtsorgane, Herz und Hirn sind, somatisch, ihre Bildungspole, ideal aber verkörpern sich diese Seelen in den noch problematischen, aber wissen-

schaftlich gewissen Organen oder Polen des Gehirns, deren relatives Vorwalten die *Geisteskrankheiten* zeugt. Das Schema ist:

1 Gehirn,

A — B

Zirbel; kann nicht erkranken. — Gehirnorgane.

1 Ordnung: Krankheiten des vegetativen Gehirnpols, Willenskrankheiten, *Mania*, abnormes *Handeln* mit Unterdrückung der Gefühls- und Erkenntniss-Seite. Arten: a) abnormer Instinct und Begehrungsvermögen (*Satyriasis*), b) abnormes Gemüth (stille Wuth), c) abnormer Wille (*Mania ferox*).

2 Ordnung: Krankheiten des animalischen oder Gefühl-Pols, *Irrfühlen* (*Melancholia*); abnormes *Fühlen* mit Unterdrückung des Willens und der Erkenntniss. Arten: a) abnorme Anschauung und Einbildungskraft (fixe Idee), b) abnormes Gefühl (*Melancholia attonita etc.*), c) abnorme Phantasie (*Daemonomania*).

3 Ordnung: Krankheiten des sensitiven Pols oder der *Erkenntnissseite*, abnormes *Denken* mit Unterdrückung der Gefühls- und Willens-Seite. Arten: a) abnorme Empfindung und Vorstellung (*Hallucinationes*), b) abnormer Verstand, c) abnorme Vernunft (*Moria*).

Gegensatz:

4 Ordnung: Krankheitsanlage durch überwiegende Thätigkeit des Centralpuncts des Gehirns, *Ekstase*. (Bewusstseyn bleibt, worin der Unterschied von Somnambulismus.)

Partieller Tod

des Gehirns (als Seelenorgans) oder einzelner Theilorgane.

5 Ordnung: *Blödsinn, Fatuitas.*

Wir sind doch begierig, zu hören, ob die dieser Eintheilung zum Grund gelegte so fruchtbare Ansicht der Seelenfunctionen in Bezug auf das endliche Leben wieder missverstanden und missdeutet werden wird *). — Ob aber wohl der normale Schlaf, wie es S. 483 heisst, als vom Centralpunct des Lebens *gefödert* anzusehen seyn dürfte?

Je mehr nun in den folgenden Artikeln dieses Capitels die Idee der Krankheit in das wirkliche und reale Leben hineingebildet und in den einzelnen Organen, Lebensaltern, Geschlechtern, Lebenshälften, Temperamenten, Lebensarten, Sitten, ja selbst in den tiefsten individuellen Verschiedenheiten der Menschen, nach ihrer Nothwendigkeit und nach dem homologen Cyklus ihrer Bahnen aufgedeckt wird, — um so weniger kann Rec. dem Gange des Vfs folgen, um so lieber wird aber auch der Leser, der sich an dem Naturgesetz, selbst wo es zerstörend wirkt, zu erfreuen weiss, seinem Fingerzeig auf das Buch selbst nachgehen. Die Darstellung der Entwickelungs- und Abnahms-Krankheiten und ihrer Vergleichung in den relativ sich entsprechenden Lebensstufen müssen wir musterhaft nennen. Man sieht die Krankheiten des Kindes, des Jünglings, des reifenden Mannes, in den drey Stufen der Abnahme

*) Spätere Anmerkung. Ist seitdem reichlich geschehen, und wird hoffentlich, wenn wir auf der neuesten Bahn andächtig fortgehen, auch in Zukunft nicht fehlen.

ausscheidend, auflösend, absetzend, zerstörend, wiederkehren, wie sie dort aufnehmend, bindend, bildend, schaffend, durch die drey Systeme heraufstiegen; *Reils Descensus morborum* findet hier vollen Sinn und Bedeutung. — Wie nun das 11 Capitel die Gesetze der Krankheitsformen aus inneren Verhältnissen entwickelte: so stellt dagegen das 12 Cap. *die Verschiedenheit der besonderen Form der Krankheit nach den äusseren Verhältnissen derselben* auf, und hier gilt dasselbe, was wir von der grösseren Hälfte des vorhergehenden Capitels bedauernd sagen mussten: dass sich sein Reichthum durch die Kürze eines Berichts, wie wir ihn zu geben haben, nur verkümmern, nicht andeuten lasse. Das Capitel handelt in 2 Artikeln von den *epidemischen* und von den *endemischen* Constitutionen der Krankheit mit grosser, tief gehender Gründlichkeit. Jene zerfallen in den *allgemeinen* Cyklus der Krankheiten des *ganzen Menschengeschlechts*, und in den *besonderen einzelner Krankheitsverhältnisse*, — letztere, die endemischen Krankheiten, werden theils als klimatische Constitution, theils als Endemieen im engeren Sinne betrachtet. Wir werfen noch einen Blick auf das 13 Capitel: *Vom Tode, den verschiedenen Arten desselben; typische Erscheinungen beym Absterben, Scheintod.* — Tod ist Ende des endlichen Daseyns, oder die Erfüllung seines Begriffs in der Zeit, und wenn das besondere Leben als ein Beschränken des allgemeinen, ideellen Daseyns durch das reale, räumlich-zeitliche, betrachtet werden muss: so folgt, dass der Tod das im Werden *potentia* gesetzt Seyn, *actu* durch den vollständigen Umlauf der Bahn vollende. Über das *Mass* dieser Bahn, oder über die relative Fülle der in ihr sich ergänzenden Gleichung, bietet die philosophische Physiologie gegen den Vf., der freylich die Erfahrung auf seiner Seite hat, einige Einwürfe dar, die wir hier nicht weiter eröffnen können. Lieber bemerken wir, dass dieses Capitel die physiologische Geschichte der Krankheit hier recht als ein Organisches, nämlich mit Erschöpfung aller im Lebenslaufe derselben enthaltenen Homologieen, schliesst. Der Tod ist entweder *natürlich*, und dann eins mit der Decrescenz des Lebens in der absteigenden Hälfte. Er verläuft in 3 Stadien, bald langsamer, bald schneller, tritt aber schon mit der Akme des Mannesalters *actu* im sensitiven Stadium, dem Sinken des geistigen Lebens, ein. Wenn das animalische Stadium, Stillestand des Blutumlaufs und der Respiration, Erstarrung der Muskeln u. s. w. eintritt, sagen wir, der Mensch sey todt, aber er *vegetirt* noch kürzere oder längere Zeit fort, und erst die (chemische) Lösung ins Ganze vollendet den Tod. Hier geht *Schubert* voran. — Wie der natürliche Tod als ein mildes, jedes Bewusstwerden des Aufhörens sanft milderndes und durch Angewöhnung oder durch Tilgung des Organs für die Wahrnehmung vernichtendes *Untergehen* des Besonderen im Allgemeinen erschien: so erfolgt der *krankhafte* Tod auf der Akme der Krankheit, in schnelleren Zeiträumen, durch den Sieg des niederen Lebensprocesses herbeygeführt, ebenfalls in 3 Perioden absteigend, bey *allgemeinen Krankheiten* (sehr vollständig nachgewiesen), oder unvollständiger, qualvoller, ins

Bewufstfeyn fallend, bey *örtlichen* Krankheitsproceffen, um fo mehr, je mehr in demfelben erft ein einzelnes Organ den Tod erleidet, und dann fchneller oder langfamer den ganzen Organismus in Mitleidenheit zieht.

Rein vegetative Krankheiten enden in *Sphacelus*, animalifche örtliche Krankheiten in Brand, durch 2 Stadien, in vollkommene Lähmung durch ein Stadium, — fenfible Krankheiten verlaufen in vollkommenen Tod durch 3 Stadien, ftehen ftill in fenfitiver Lähmung, und dann kann, wie bey der vollftändigen Lähmung, das Leben im Ganzen entweder *beftehen*, oder der Tod als Folge eintreten.

Aber auch die Krankheitsanlage führt zum Tode im *abfoluten Überwiegen des ideellen Princips*. Die Form diefes Todes ift *Verklärung*, Ekftafe. — Rec. fcheint diefes aufs Neue ein Beweis, dafs das, was hier Krankheitsanlage heifst, wirklich den Begriff der Krankheit involvire. Denn ift Krankheitsanlage eins mit der höchften Tendenz des Lebens, das Leben aber, feiner Form nach, an den Gegenfatz gebunden: fo rückt mit der aufs Höchfte gesteigerten Krankheitsanlage die Erfcheinung des Lebens, der ideelle Reflex, nothwendig *aus den Schranken der endlichen Wahrnehmung*, als Negation, was aber bey der Ekftafe nicht der Fall ift, wo vielmehr ein höchft pofitives geiftiges Princip, ein +, das auf einem höheren Puncte die Differenz mit dem Äufseren erfafst, alfo eine höhere *Individualität*, *actu* hervortritt. — Die Lehre vom *Scheintod* ift hier ebenfalls eigenthümlich gehalten und fcharffinnig durchgeführt. Wenn im wirklichen Tode das Abfterben von *innen* nach *aufsen*, alfo real, erfolgt: fo fchreitet es hier von aufsen nach innen, vom Niederen zum Höheren fort, und ift daher blofs *ideal*, fo lange nicht die höchfte Folge eingetreten ift. Es werden 4 Gattungen des Scheintods angeführt: 1) durch einfache Hemmung der animalifchen und vegetativen Thätigkeit durch Entziehung nothwendiger Lebensreize, Ertrinken, Hungertod u. f. w., 2) durch übermäfsige Steigerung der animalifchen Thätigkeit, Erftickung durch kohlenfaures Gas, der Tod im Raufche u. f. w., 3) durch einfache Hemmung der fenfitiven Thätigkeit, Nervendruck, Gehirndruck u. f. w.; 4) als Folge einer abnormen Steigerung der fenfitiven Thätigkeit, Scheintodt durch den Blitz, durch Affecte u. f. w.

Das 14 Cap. enthält eine ftreng wiffenfchaftliche *Eintheilung der Krankheiten*, und das 15te fchliefst diefen lehrreichen erften Band mit einer fehr durchdachten und vollftändigen *Encyklopädie der gefammten Medicin*.

Reinlichkeit und Correctheit des Druckes find fehr zu loben. **s.

(Die Recenfion des zweyten Bandes wird nächftens folgen.)

Freyburg u. Constanz, in der Herder'fchen Buchhandl.: *Verfuch eines Leitfadens zur Abfaffung zweckmäfsiger medicinifcher Topographieen (,)* von *Franz Xaver Mezler*, der Heilkunde Doctor, Hochfürftlich Hohenzollern Sigmaringifchen (m) geheimen Rath, Leibarzt und Brunnenarzt zu Immau und mehrerer gelehrten Gefellfchaften Mitgliede u. f. w. Mit drey Kupfertafeln. 1814. XX u. 189 S. 8. (1 Rthlr.)

Der nun verftorbene Vf., befonders bekannt durch feine gekrönte Preisfchrift: *von der fchwarzgallichen Conftitution*, hatte diefe Schrift fchon mehrere Jahre vollendet, und den Druck derfelben defswegen noch verfchoben, weil er ihr, gleichfam als Beleg der darin aufgeftellten Grundfätze und als belehrendes Mufter, eine Topographie von Sigmaringen an die Seite ftellen wollte. Abgerechnet manche nicht ganz mehr in die jetzige Zeit paffende Anfichten, enthält fie viele fehr fchätzbare Bemerkungen, fowohl über die Wichtigkeit und den Nutzen medicinifcher Topographieen überhaupt für den Staat, für die Vervollkommnung der Wiffenfchaft und für den Arzt, als auch manche brauchbare Winke für die zweckmäfsige Abfaffung folcher Topographieen, und der Verleger verdient immerhin Dank, dafs er diefes hinterlaffene Werk dem Untergange entzogen hat. Der Vf. zeigt fich auch hier wieder, wie in der oben angeführten Preisfchrift, als treuer und aufmerkfamer Beobachter der Natur. Wenige Bemerkungen, die uns einer befonderen Auszeichnung würdig fcheinen, werden diefes am deutlichften zeigen.

Um den atmofphärifchen Einflufs auf den Organismus von allen Seiten zu prüfen, und die Beobachtungen und Erfahrungen anderer Ärzte zu wiederholen und zu controlliren, verglich der Vf. auch die Perioden der Menftruation mit der Witterung und den Tageszeiten. Sieben unverheirathete Frauenzimmer in einem Klofter, von dem unbefcholtenften Rufe, von der einfachften, ganz gleichen Lebensart, zeichneten ihm das ganze Jahr hindurch vom Nov. 1806 bis Oct. 1807, den Tag und die Stunde des Eintrittes diefer Periode auf, und da ergab fich Folgendes: Der Eintritt war immer mit dem höchften Barometerftand verbunden, und da diefer gewöhnlich in jedem Monat ungefähr dreymal diefen Standpunct erreicht und dann wieder fällt: fo erfchien gewöhnlich an eben diefen Tagen die Periode; alfo bey fteigendem Barometer, wachfender Wärme und Trockenheit der Atmofphäre. Auch die Nord- und Oft-Winde äufserten hierin ihre Wirkfamkeit, vorzüglich aber, wenn fie mit den barometrifchen Höhen zufammentrafen. Was die Stunden betrifft, an denen diefe Perioden eintraten: fo erfchienen unter 86 Beobachtungen 37 Vor- und 49 Nachmittags. Vormittags fielen alle zwifchen 2 und 8 Uhr; Nachmittags aber bey Weitem der gröfste Theil zwifchen 2 und 8 Uhr. Vormittags trat nie eine Periode zwifchen 9 und 12 Uhr, und auch Abends von 11 — 12 bis Morgen 1 Uhr keine. Es folgt hieraus, dafs diefe Periode nur von 6 zu 6 Stunden vorzüglich in Bewegung und zum Ausbruch komme, und dafs fie alfo mit der Ebbe und Fluth genau zufammenftimme.

Ähnliche Beobachtungen machte der Vf. an Sterbenden. Hier ftarben in Rückficht der Zeit 60 Vor- und 40 Nachmittag. Die Stunden, in welchen der Tod meiftens erfolgte, waren Vormittags 5, 8, 10. Nachmittags

5. 7. 9. Die Wenigsten starben in der Frühe um 6. 9. 11 und Abends um 1. 6. 12. Diese Beobachtungen scheinen mit den elektrischen, magnetischen und barometrischen Veränderungen sichtbar in Verbindung zu stehen. So wie wirklich die Ebbe und Fluth von 6 zu 6 Stunden erscheint: so ist 3 Stunden vor und 11 Stunden nach dem Durchgange der Sonne durch den Meridian der höchste Barometerstand; deswegen starb unter diesen 100 Menschen eines Ortes nur 1 um 9 Uhr Vormittags und nur 4 Abends um 11 Uhr.

Ferner wurden in dem Wohnorte des Vfs. in einem Durchschnitte von 148 Jahren im Januar die meisten Knaben, im November aber die meisten Mädchen geboren, überhaupt aber lieferte dieser letzte Monat die meisten Geburten. Die günstigste Zeit zur Empfängniss war also für die Knaben der April, für die Mädchen der Hornung, und die ungünstigste für beide der September.

Dergleichen Bemerkungen verdienen allgemeine Beachtung, und führen vielleicht zu fruchtbaren physiologischen Resultaten.

Hbm.

MAINZ, b. Kupferberg: *Beyträge zur theoretischen und praktischen Medicin.* Von *Joh. Ev. Wetzler*, k. b. Medicinal- und Regierungs-Rathe zu Augsburg. 1 Band. II Heft. 1820. 172 S. 8.
[Vgl. J. A. L. Z. 1820. No. 76.]

Wenn der Vf. so fortfährt, wie er begonnen, seine Leser nur mit dem, was er hie und da auf Reisen und in der Eile zusammengerafft, zu unterhalten: so möchte Rec. dieser Zeitschrift ein baldiges Ende vorhersagen. Selbst das Beste, was er bis jetzt gefunden, I. die *Beobachtungen über die Krankheiten des Herzens und der Arterien*, mit welchen der Vf. schon im ersten Heft den Anfang gemacht, stehen bis jetzt so ohne Beziehung auf eine höhere Idee, ohne welche sie doch nur eine sehr untergeordnete Stelle einnehmen, da, dass man sich wundern muss, wie der Vf. damit die Geduld seiner Leser auf die Probe stellen konnte. Der erste der hier angeführten Fälle scheint keine Herzentzündung gewesen zu seyn. Das einzige Zeichen, was noch die Vermuthung, dass es eine solche gewesen, rechtfertigen könnte, nämlich das Herzklopfen, scheint hier mehr Folge consensueller Reize aus dem Unterleibe gewesen zu seyn. Der Fall No. 18 hätte wohl von Seiten des Arztes ein thätigeres Verfahren erfodert, als ihm hier zu Theil geworden ist. II. *Zur Kenntniss der Herz- und Gefäss-Polypen.* Neunzehn, zum Theil sehr dürftige Krankheitsgeschichten mit den, wenigstens umständlicher erzählten Leichenöffnungen. Der Vf. hat sie hier angeführt, um darauf seine Zweifel gegen die Entzündung der inneren Haut des Herzens und der Arterien zu stützen. Diese haben wir demnach noch zu erwarten. III. *Magnetische Kuren.* Sie wurden grösstentheils von einer Frau aus dem Vorarlbergischen, die sich einige Zeit in Augsburg aufhielt, vollbracht, sind aber so unvollkommen und dürftig hier erzählt, dass es scheint, der Vf. habe manche davon nur vom Hörensagen. IV. *Notizen über die vorzüglichsten Gesundbrunnen und Heilbäder im nördlichen Deutschland.* Ein Nachtrag zu des Vfs. Werk: *über Gesundbrunnen und Heilbäder*, oder vielmehr ein Bruchstück aus dem zu erwartenden dritten Theile dieses Werkes. Also wieder ein Fragment. Es handelt von den Curorten Nendorf, Rehburg und Eilsen, und enthält grösstentheils Notizen, die schon aus anderen Badeschriften hinreichend bekannt sind. V. *Miscellen.* Enthält 4 unbedeutende Krankengeschichten, ohne alle Epikrise, wie sie jeder Schüler auch aufzeichnen könnte. Die vierte ist, wahrscheinlich damit sie noch etwas mehr Raum einnähme, in zwey Theile zerschnitten worden. VI. *Bemerkungen über die Recension des 1 Heftes dieser Beyträge in Nummer 1 der (neuerstandenen) Münchener Allgem. Literatur-Zeitung.*

m.

NEUE AUFLAGEN.

Breslau, b. Max u. *Wien*, b. Wimmer: *Predigten an Sonn- und Fest-Tagen*, gehalten und herausgegeben von D. *Daniel Krüger*. Zweyte vermehrte Auflage. 1820. Erster Bd. 247 S. Zweyter Bd. 272 S. Dritter Bd. 1813. 311 S. 8. (S. die Recension Jen. A. L. Z. 1811. No. 275.)

Leipzig, b. Friedr. Fleischer: *Unterhaltungsbuch der kleinen Familie von Grünthal.* In zwey Bändchen. Von *Jakob Glatz*, k. k. Consistorialrathe in Wien. Zweyte verbesserte Auflage. Erstes Bändchen. Mit 5 Kupfertafeln. 1821. 360 S. 8. (Beide Bändchen 5 Rthlr.) Die erste Auflage erschien 1799.

Magdeburg, b. Heinrichshofen: *System der praktischen Schifferkunde.* Von *H. Brarens*, königl. autorisirten Navigationslehrer und Examinateur in Tonningen. Zweyte unveränderte Auflage. 1819. VI u. 90 S. 8. Mit 1 Kupfer. (1 Rthlr. 12 gr.)

Sulzbach, b. Seidel: *Katechismus für christlich-katholische Kinder.* Von *Joseph Weber*, der Theologie Doctor u. s. w. Zweyte verbesserte Auflage. 1819. X u. 112 S. 8. (2 gr.)

Quedlinburg, b. Ernst: *Unterricht zum Anbau und zur mannichfaltigen Benutzung der Kartoffeln für jede Haushaltung.* Von *J. G. Kögel.* Zweyte verbesserte u. vermehrte Auflage. 1820. 78 S. 8. (8 gr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1821.

HOMILETIK.

Hannover u. Leipzig, b. d. Gebr. Hahn: *Magazin für christliche Prediger.* Herausgegeben von Dr. *Christian Friedrich Ammon.* Vierter Band, zweytes Stück. 1820. IV u. 283 S. 8. (18 gr.)

[Vgl. J. A. L. Z. Erg. Bl. 1820. No. 56.]

In der Abhandlung, welche dieses Stück eröffnet: *Über die Folgerichtigkeit des evangelischen Lehrbegriffs von der sittlichen Unvollkommenheit des Menschen und seiner Erwählung zur Seligkeit* erklärt sich der Herausgeber wider Hn. Dr. *Schleiermacher*, welcher bekanntlich in dem ersten Hefte seiner *theologischen Zeitschrift* die calvinische Prädestinationslehre zu vertheidigen gesucht hat, und wider den ebenfalls Hr. Dr. *de Wette* im zweyten Hefte dieser Zeitschrift aufgetreten ist. — Hr. *Ammon* verweist die ganze Streitfrage, nach den nöthigen Vorbereitungen der grammatischen Exegese, an die Wissenschaft des christlichen Glaubens, und erklärt sich zum Voraus wider ein gedoppeltes Vorurtheil: 1) dass man bey einem einfältig frommen Glauben an Christum der ganzen Vorherbestimmungslehre entbehren könne, und 2) dass der ganze Streit nicht zu beendigen sey, weil es doch immer Menschen geben werde, die über die Vorherbestimmung der Dinge calvinisch oder evangelisch denken werden. (Beyläufig muss Rec. hier erinnern, dass diese Gegeneinandersetzung von calvinisch und evangelisch ihm unrichtig scheint, da ja auch die reformirte Kirche eine evangelische ist.) Hierauf versucht der Vf. einen Auszug aus der *Schleiermacher*'schen Abhandlung, bey welchem Versuche er den Vorwurf einer *hüpfenden Flüchtigkeit*, und in seinen Gegenerinnerungen den einer *aalähnlichen Beugsamkeit* fürchtet, mit deutlicher, hier nicht zweckmässiger Anspielung auf frühere von seinem Gegner ihm gemachte Vorwürfe. — Nach diesem Auszuge bemerkt er gegen Hn. *Schl.*, dass die strengere Fassung der Prädestinationslehre in der christlichen Kirche niemals grossen Beyfall gefunden habe, und bemüht sich, die lutherische Erwählungstheorie gegen die ihr gemachten Vorwürfe zu rechtfertigen. — Er leugnet, dass aus der lutherischen Formel die calvinische wieder herauskomme, und seine Einwendungen gegen die letzte möchten von seinem Standpuncte aus schwerlich widerlegt werden können. Jedoch möchte es ihm eben so wenig gelungen seyn, in das Dunkel dieser Lehre ein solches Licht gebracht zu haben, dass man nirgends mehr auf Steine des Anstosses treffen sollte, was Rec., wenn man nicht zu dem Bekenntnisse des Nichtwissens seine Zuflucht nehmen will, in der That auch unmöglich scheint. So fest er daher auch mit Hn. *A.* an Augustins herrlichem Wahlspruche hält: „Beides nehmen wir an, eine nach Gottes Vorhersehung bestimmte Ordnung der Dinge, um recht zu glauben, und einen freyen Willen, um recht zu leben:" so kann er sich doch nicht davon überzeugen, dass sich über die Art, wie Freyheit mit Vorherbestimmung vereinigt werden könne, je etwas Befriedigendes werde sagen lassen, sondern dass man hier ein Geheimniss anerkennen müsse, das von der Vernunft nicht begriffen werden kann. In dieser Überzeugung hat ihn weder die *Schleiermacher*'sche Vertheidigung der calvinischen Prädestinationslehre, so sehr er auch die dialektische Gewandtheit in derselben bewundert hat, noch Hn. *A's.* Widerlegung derselben zu erschüttern vermocht, und er zweifelt nicht daran, dass beide tapfere Streiter, wenn sie auf dem reinmenschlichen Standpuncte sich halten, hierin mit ihm einig seyn werden. Wagt man es, die Schranken der menschlichen Einsicht überfliegend, auf dem Gebiete der Speculation etwas ausmachen zu wollen: so wird man etweder die Freyheit aufgeben, oder am Glauben freveln müssen. — So wenig übrigens Rec. die Sammlung beider Kirchen um die alte Augustin'sche Vorhersehungsformel mit Hn. *Schl.* wünschen möchte: so wenig kann er sich mit Hn. *A.* davon überzeugen, dass Jener durch diesen Vorschlag die Lutheraner zur reformirten Kirche habe hinüberziehen wollen, und Lehren der Art, wie *Ammon* sie aus der *Schleiermacher*'schen, für einen ganz anderen Zweck geschriebenen Abhandlung auszuheben scheint, im populären Vortrage begünstige. Schwerlich wird Hr. *A.* in *Schleiermachers* Predigten dergleichen Äusserungen nachweisen können, und wir halten daher, ungeachtet alles dessen, was von Hn. *A.* dagegen erinnert wird, die *Schleiermacher*'sche Ansicht, dass die ganze tiefere Untersuchung über Vorhersehung und Freyheit, und ihre mögliche Vereinigung nur für die Schule, und nicht für das Leben gehöre, noch immer für die richtige.

Die zweyte Rubrik besteht aus *Predigten*, und zwar A. *An Sonntagen.* 1) *Das Gebiet des Glaubens* 1) nach seiner Beschaffenheit. Es ist a) ein heiliges,

b) ein seliges, und c) ein freyes Gebiet. a) Nach den Beschaffenheiten, die wir darauf mitbringen müssen. a) Um sich auf diesem Gebiete anzubauen, muss man die Religion thätig üben. b) Um sich darauf wohl zu befinden, muss man ein gutes Gewissen haben. c) Um sich auf demselben nicht zu verirren, muss man dem Lichte der Vernunft folgen. Sie macht ihrem Vf., dem Hn. Consistorialrathe Dr. *Marezoll* in Jena, Ehre, und ist ein Wort zur rechten Zeit geredet. 2) Am 10 Sonntage nach Trinitatis. Von Hn. Hofprediger M. *Strubell* in Wildesells. Über Luc. 19, 41 — 48. *Über die Thränen, die Jesus weinte.* Es waren 1) Thränen seiner Menschheit, 2) Thränen der frommen Rührung, 3) Thränen des innigsten Mitleidens, und 4) Thränen der herzlichsten Freundschaft. — In dem langen Anfangsgebete wird dem lieben Gott zu viel vorerzählt, und die rechte Gebetssprache vermissen wir ganz. — In einer Nachschrift bemerkt der Vf., dass er schon seit länger als 30 Jahren die Gewohnheit habe, nach dem V. U., anstatt mit einem blossen Segenswunsche Abschied zu nehmen, den Hauptinhalt der Predigt kurz zu wiederholen, dann eine kurze kraftvolle Ermahnung, oder auch der Sache angemessenen Segenswunsch hinzuzusetzen, und so die Kanzel zu verlassen, und wundert sich, dass diese Gewohnheit so selten sey. Rec. ist zwar nicht der Meinung, dass diese Gewohnheit so vielen Nutzen stiften werde, wie Hr. *St.* zu glauben scheint; indess muss er sie doch zur Nachahmung empfehlen, und hat schon seit mehreren Jahren, nicht immer, aber zuweilen etwas Ähnliches gethan. 3) Am 18 S. nach Trin. über Matth. 22, 34 — 46. *Wie wichtig für uns Christen der weise Gebrauch der Vernunft ist, den uns Jesus durch die That empfohlen hat.* Von dem *Herausg.* Diese Predigt ist gewissermassen ein populärer Commentar zu der im vorigen Stücke befindlichen Zuschrift an den Hn. Archidiak. *Harms* in Kiel, und eine Vergleichung derselben mit der obigen von Hn. Dr. *Marezoll* verwandten Inhalts würde interessant seyn. Meisterhaft ist die Anwendung, die der Vf. am Schlusse auf das königl. Haus, und auf die darin geschlossene Doppelheyrath macht. 4) Am 24 Sonnt. nach Trin. über Matth. 9, 18 — 26. *Der Schlaf, aus dem Gesichtspuncte des Glaubens betrachtet.* 1) Von ihm aus erweitert sich nicht nur unsere Kenntniss, sondern 2) er bietet uns auch manche, oft unbeachtete Erinnerung an unsere Pflichten dar. Von dem *Herausgeber.* Eine vorzügliche Predigt, die ganz dazu geeignet ist, das Gemüth des Hörers und Lesers „auf jene heiligen Höhen" zu stellen, „wo in der Nähe des Ewigen Nacht und Schlummer verschwindet, und wo die, welche dort erwachen, auf immer ein reineres Licht und Leben umgiebt." B. Festpredigten. 1) Am Weihnachtsfeste. *Die Erlösung der Menschen durch Jesum* über 1 Kor. 1, 30. Von Hn. C. R. Dr. *Marezoll* in Jena. Hr. *M.* zeigt, was die Erlösung durch Jesum sey, wodurch Jesus sie bewirkt habe, wie viel sie werth sey, und endlich, dass sie nur für diejenigen wohlthätig seyn könne, die auf die rechte Art darein willigen. — Fast zu viel Stoff für Eine Predigt. 2) Am Neujahrstage 1820 über Ps. 31, 16. *Wie wichtig für uns die Überzeugung sey, dass unsere Zeit in Gottes Händen steht.* Von dem *Herausgeber.* Wenn hier zuerst die Wahrheit, dass unsere Zeit in Gottes Händen steht, bewiesen, und dann die hohe Wichtigkeit dieser Überzeugung gezeigt wird: so liegt eigentlich nur der zweyte Theil im Thema. Wir halten diese Eintheilung für fehlerhaft, obgleich sie Hr. *A.* mit *Reinhard* und anderen ausgezeichneten Kanzelrednern gemein hat. — Übrigens zeigt sich in dieser Predigt die Beredsamkeit des Vfs. in einem sehr glänzenden Lichte. 3) Predigt am Charfreytage, von Hn. *August Ludwig Gottlob Krehl*, Prof. an der königl. Ritterakademie zu Dresden. Über Luc. 23, 10 — 46. *Der schmerzliche, aber zugleich erhebende Anblick des sterbenden Erlösers.* Er starb a) in der Blüthe seiner Jahre, b) ausgezeichnet durch ein grosses Verdienst, c) die Bosheit mordete ihn, d) er starb für uns. Hr. *Krehl* hat es durchaus darauf angelegt, zu erschüttern, und gefällt sich zu sehr in einem beständigen Pathos, wodurch er zu manchen übertriebenen Behauptungen verleitet wird. Gerecht ist es auch wohl nicht, wenn Alle, welche den Tod des Erlösers foderten, als verruchte Bösewichter vorgestellt werden. Ohne Zweifel gab es Manche unter ihnen, die, wiewohl aus irrendem Gewissen, doch recht zu handeln glaubten. Mit Vergnügen bekennen wir jedoch, dass man in dieser Predigt auf sehr schöne, erhebende Stellen trifft, die uns mit den Übertreibungen des Redners wieder versöhnen. Der letzte Theil ist fast durchaus Anrede an den Erlöser. 4) Am dritten Busstage (12 Nov.) 1819, über Prov. 28, 13. *Von der verderblichen Gewohnheit der Menschen, ihre Sünden abzuleugnen.* Von dem *Herausgeber.* Diese Predigt zeugt von der tiefen Menschenkenntniss ihres Vfs., und seiner seltenen Gabe, die geheimen Schlupfwinkel, worin der Mensch sich vor Gott und vor sich selbst zu verbergen glaubt, zu beleuchten. 5) Kirchweihpredigt im J. 1819, geh. von M. *F. W. P. Ammon*, königl. baierischem Pfarrer zu Merzbach im Untermainkreise, nun Archidiakon zu Erlangen. *Von der ernsten Richtung unserer Blicke bey der Feyer unserer Kirchweihe*, über Luc. 19, 1 — 11. Obgleich diese Predigt sich nicht durch vorzügliche Beredsamkeit auszeichnet: so verdient doch die Art und Weise Lob, wie der Vf. auf die Bedürfnisse der Zeit und des Orts Rücksicht nimmt.

III. *Casualvorträge.* 1) Rede bey der Einweihung der in ihrem Inneren neu ausgebauten Kirche zu Dransfeld bey Göttingen, gesprochen (warum nicht: gehalten?) am ersten Adventsonntage von *G. C. Breiger*, Superintendenten. Aus Ps. 89, 2 leitet Hr. *Br.* folgende zwey Stücke ab: 1) wie wir ein Haus der Gottesverehrung betrachten sollen, und 2) wie und mit welchen Gesinnungen, Gefühlen und Entschlüssen wir billig seinen Weihetag feyern. Nach unserer Überzeugung würde der Vf. besser gethan haben, sich auf das Letzte einzuschränken, wobey er Gelegenheit genug gefunden haben würde, auch das Erste zu berühren. Aus dem Eingange sieht man, dass auch Juden sich um den Bau der Kirche verdient gemacht haben. — Das

Ganze ist brav gearbeitet, und zuletzt folgt noch die Taufe eines Kindes, die der Vf. damit verbunden hat. 2) Confirmationsrede am Johannistage des J. 1819 in der Kathedralkirche zu Greifswald gehalten von Dr. *Johann Ernst Parow*. Wir wünschten dieser sonst sehr zweckmässigen Rede mehr Herzlichkeit und Wärme.

IV. Kurze Amtsreden und Formulare. 1) Rede des Hn. Superint. Dr. *Tischer* bey der am 6 Jul. 1819 gehaltenen Synode der Inspection Plauen. Goldene Äpfel in silbernen Schaalen! So sollte vor allen Synoden gesprochen werden! 2) Ordinationsrede, gehalten am Altare der St. Marienkirche zu Lübeck bey der Ordination des zum Prediger in Travemünde erwählten Candidaten Hn. *Eschenburg*, von *Leonhard Heinrich von der Hude*, Pastor an der Marienkirche. Am 4 S. nach Trin. Hr. *v. d. H.* redet nach 2 Kor. 5, 20 von der Bestimmung des christlichen Religionslehrers, und sagt darüber viel Gutes und Beherzigungswerthes. Besonders verdient es Lob, dass er, indem er zunächst auf den einzuweihenden Geistlichen Rücksicht nahm, doch auch die Gemeinde nicht leer ausgehen liess. 3) Die drey Worte des Christenthums. Eine Taufrede am Feste Michaelis 1819 in Grosswolmsdorf gehalten von *J. A. Voigtländer*, Prediger zu Kleinwolmsdorf. Hr. *V.* spielt auf die Worte des Glaubens von *Schiller* an, die auch, für seinen Zweck verändert, jedes Mal in einer anderen Gestalt, zweymal vorkommen. Die drey Worte des Christenthums sind Glaube, Liebe, Hoffnung. Auf das Michaelisfest ist übrigens, wie man aus der Anführung in der Überschrift schliessen möchte, keine Rücksicht genommen worden. — Die kleine Rede ist ihres Platzes nicht unwerth. 4) Gebet, an dem Sarge des Hauptmanns, Barons von dem Busche, am 1 Febr. 1817 in der Kirche zu Rethmar gesprochen von *W. C. Ebbek*. Da dieses Gebet über 3 Seiten enthält: so muss man sich wundern, dass der Vf. nicht öfter aus dem Gebetston gefallen ist.

V. *Kritische Übersicht der neuesten theologischen Literatur.* Aus den verschiedenen Theilen der Theologie werden hier 49 bis 50 Schriften beurtheilt.

VI. *Miscellen.* 1) *Das Nichts.* „Der manichäische Teufel ist das primitive Nichts; der wahre Teufel aber, so weit nämlich Wahrheit in ihm seyn kann, reicht der Wurzel seines Stammes nach hinüber in das gute Seyn, so bitter auch nun, wer weiss, wie lange her, die Früchte dieses faulen Baumes seyn mögen.“ 2) *Philologische Sporaden.* Wir wissen nicht, ob dem kleinen Kriege, den Hr. *Ammon* in den neuesten Stücken seines Magazins mit den Philologen führt, eine besondere Veranlassung zum Grunde liegt, oder nicht. Die Neologen, die im ersten Stück bey dieser Gelegenheit einen derben Hieb erhielten, sind diess Mal verschont worden. Am Schlusse bemerkt er, dass das Recht der Brieferbrechung bey den Römern den Zöllnern zugestanden habe; in Deutschland, wo Alles zur Sittlichkeit fortgeschritten sey, kenne man dieses Recht auch, aber das Departement habe sich veredelt. 3) *Apollonius von Tyane als Clairvoyant.* Die bekannte Vorhersagung desselben von dem Tode des Domitian, die Philostrat (*vita Apollonii* l. VIII c. 26) erzählt, würde für den höheren Magnetism entscheidend seyn, wenn nur Philostrat — kein Romanschreiber gewesen wäre. 4) *Historische Sporaden.* Plato wollte alle Fürsten in Philosophen verwandeln, Mäcen hingegen wähnte den August vor ihnen. — Dennoch theilte August seinem Stiefsohne Tiberius eine eigenhändige *hortatio ad Philosophiam* mit. Bey beiden habe sie indess wenig gefruchtet. — Der Volkstribun Pacuv nannte sich zuerst Sr. Majestät allerunterthänigster Diener, und wurde desswegen getadelt, aber reichlich dafür belohnt. — Ehesachen gehörten schon bey den Römern vor einen religiösen Gerichtshof. 5) *Calvins Briefwechsel.* Schon Calvin habe die Wahrheit ausgesprochen, dass Einigung der Lehre unter der Leitung eines organischen Symbols wesentliche Bedingung einer dauerhaften Union sey, und die Erwählung der Gläubigen aus Gnaden (*gratuita electio*, vielleicht parallel der *gratuita reconciliatio* unserer Symbole) sey noch bey Weitem nicht jener unbedingte Rathschluss Gottes (*absolutum decretum*) gewesen, in den sich die Folgezeit, selbst verwirrend, hinein disputirt habe. — In einer Nachschrift an die Herren Mitarbeiter versichert Hr. *Ammon*, dass ihm künftig die Beyträge würdiger Landprediger, die sich eines evangelisch-populären Vortrags bewusst sind, besonders willkommen seyn werden.

—†m†—

LEIPZIG, b. Köhler: *Abendmahls- und Confirmations-Reden* von M. *Karl Ernst Gottlieb Rüdel*, Diakonus an der Nikolaikirche in Leipzig. Zweytes Bändchen. 1817. VI u. 218 S. 8. (16 gr.)

Das erste Bändchen ist von einem anderen Recensenten (Jen. A. L. Z. 1816. No. 54) mit verdientem Beyfalle angezeigt worden, und dieser zweyte steht jenem an Werth nicht nach. — Wie in seinen Predigten, so bewährt Hr. *R.* auch in diesen Reden seinen frommen Sinn, seinen reinen und treuen Eifer, für die Ausbreitung des göttlichen Reichs zu wirken, und seine Geschicklichkeit, die Wahrheiten des Christenthums auf eine würdige und das Herz ergreifende Weise auszusprechen, und sie auf die besonderen Lagen und Verhältnisse seiner Zuhörer anzuwenden. — In diesem Bändchen sind 2 Confirmationsreden, 2 Abendmahlspredigten und 13 Abendmahlsreden enthalten. — An der ersten, der öffentlichen Confirmationsrede, möchten wir bloss tadeln, dass sie etwas zu lang gerathen ist, — um so mehr, da wir aus der Rede selbst sehen, dass noch 300 Kinder eingesegnet werden sollten, und wohl gar eine Predigt schon vorausgegangen war. Vorzüglich bey Confirmationsreden kann dem Prediger Kürze nicht genug empfohlen werden, obgleich sie hier um so schwerer ist, da man den Kindern so gern noch Vieles ans Herz legen möchte. — Die zweyte enthält keine eigentlich kirchliche Rede, sondern Worte, die an einen Jüngling, vor seiner öffentlichen Confirmation, im Familienkreise gesprochen worden sind. Sie berücksichtigt durchaus die Bedürfnisse eines gebildeten Jüng-

lings, und verbreitet sich vorzüglich über die Gefahren, die aus der Beschäftigung mit den Wissenschaften für die Religiosität entspringen können, auf eine Art, die wenig zu wünschen übrig lässt. Sie muss, mit Wärme und Empfindung gesprochen, sowohl auf den Jüngling, als auf die Ältern und Verwandten desselben einen tiefen Eindruck gemacht haben. — In der ersten Abendmahlspredigt: *Das Abendmahl wohlthätig für jedes Alter*, ist insonderheit die Erinnerung an *Rosenmüller* trefflich. — Auch die Abendmahlsreden, von denen einige vor einzelnen Familien gehalten worden sind, und sich zum Theil auf Verhältnisse und Erfahrungen derselben beziehen, während die übrigen an gemischtere Versammlungen gerichtet waren, und ihr Inhalt deshalb allgemeiner seyn musste, sind ihrem Zwecke angemessen, und Rec. ist überzeugt, dass der Vf. seinen Wunsch erreicht habe, „in feyerlichen Augenblicken an die Herzen seiner Brüder und Schwestern nicht vergebens gesprochen zu haben." — Freylich auf den oft sehr zweydeutigen Ruhm eines originellen Predigers wird Hr. *R.* wohl Verzicht leisten müssen; aber er ist hoffentlich mit uns überzeugt, dass ein erbaulicher Prediger wohl so viel, und mehr werth sey, als ein origineller.

†—m—†

KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE. *Jena*, b. Schreiber: *In αὐθεντίαν epistolae Publii Lentuli ad Senatum Romanum de Jesu Christo Scriptae*, denuo inquirit *Joh. Phil. Gabler*, Theol. D. et Prof. Primar. 1819. 4 Bogen in 4.

Das Oppositionsblatt 1818 No. 253 glaubte, gestützt auf den *British Monitor*, in dem bekannten Briefe, den der römische Stadthalter von Judäa, Publius Lentulus, an den Senat zu Rom geschrieben haben sollte, und der eine genaue Personbeschreibung von Jesu Christo enthält, der christlichen Welt „ein sehr merkwürdiges Actenstück" mitzutheilen, und die Freude über den Fund ist bekanntlich in mehreren Morgen-, Mittag-, Abend- und Mitternachts-Blättern laut geworden. Hr. G. K. R. D. *Gabler* macht diese Freude auf eine grausame Weise zu Wasser. Freylich haben schon mehrere Gelehrte früher über dieses Machwerk, das man nicht erst aus der Vaticana zu holen brauchte, da es sich auch in deutschen Bibliotheken findet, abgesprochen; aber jene Zeiten bedurften nicht so, wie die unserigen, einer mit so grossem Aufwande von Gelehrsamkeit ausgestatteten Abfertigung, als der berühmte und gelehrte Jenaische Theolog diesem brieflichen Fabricate hat angedeihen lassen, „*ne superstitio in dies proh dolor gliscens et crescens nova inde incrementa capiat*" (p. 4). Hr. D. *Gabler* kann natürlich nicht dafür, dass die böse Geschichte, mit einem, für unser gemüthliches Zeitalter gar nicht bequemen Eigensinne, ihr unveräusserliches Recht an diesem Werke übt, auf Wahrheit und Wahrhaftigkeit zu dringen. Wer dennoch den Vorsatz gefasst, sich durch Hn. D. *Gabler* nicht von dem Glauben an die Richtigkeit jener Personbeschreibung abbringen zu lassen, mag sich für den Verdruss über die siegend aufgeführten Gründe der Unächtheit an der S. 2 Note 4 mitgetheilten Nachricht schadlos halten, dass die Jenaische Bibliothek ein nach Lentulus Beschreibung genau gearbeitetes Bild, unter Glas und Rahmen, bewahrt, welches, als Geschenk Pabst Leo X an Friedrich den Weisen von Sachsen, gleichsam eine Art von *Certificat d'origine* aus dem St. Petrinischen Zeitalter in sich selbst trägt. Der angebliche Brief des Lentulus wird hier zuerst mit den hauptsächlichsten Abweichungen der verschiedenen Ausgaben, auch einer Jenaischen Handschrift, geliefert, und nachträglich noch die lateinische Übersetzung desselben aus der persischen Übertragung der, von dem Jesuiten Hieronymus Xavier portugiesisch abgefassten *Geschichte Christi* gegeben. Schon die falschen Überschriften des Briefes in den verschiedenen Mss. erregen Verdacht. Die eine lässt Christum unter der Regierung des *Octavians* und unter dem *Proconsulate des Lentulus* in Judäa lehren. Eine andere, und zwar Vaticanische, weiss, wie der *Officialis* Lentulus an die *Senatoren* berichtet habe, da die Berichte aus den Provinzen des Cäsars an den Cäsar selbst zu gehen pflegten. Nach Anderen ist Lentulus gar *Hierosolymitanorum praeses* gewesen, wonach die Geschichte mit einem jerusalemitanisch-römischen Präfecten bereichert würde. Auch über die Quelle des Briefes sind die Mss. nicht einig: denn bald soll er *reperta esse ab Eutropio in annalibus Romanis*, bald *exstare apud Eutropium in annalibus senatorum Romanorum*, nun aber findet er sich bey dem als Verfasser eines Abrisses der römischen Geschichte bekannten Eutropius nicht, und keiner der übrigen Schriftsteller dieses Namens hat Jahrbücher der römischen Senatoren hinterlassen. Was endlich das Schlimmste ist: so weiss die beglaubigte Geschichte auch durchaus nichts von einem Lentulus, der Statthalter oder Procurator in Syrien und Judäa zur Zeit Christi gewesen wäre, wenn gleich *Jo. Glandorpius* im *Onomastico historiae romanae*, *Francof.* 1589. drey und vierzig Männer mit dem Namen Lentulus aufführt, von denen indess nur 4 in die Zeiten des Tiberius fallen. Desshalb schweigt auch das ganze Alterthum von diesem Briefe des Lentulus, und die erste sichere namentliche Erwähnung desselben findet sich bey *Laurentius Valla*, der aber seine Unächtheit schon vollständig erkannte. Hr. D. *G.* macht dann noch auf die aus dem Inhalte des Briefes selbst sich ergebenden Beweise seiner Erdichtung aufmerksam, und bringt Vermuthungen über seinen Ursprung bey (das Materiale desselben sey aus der dem Anselm von Canterbury beygelegten Schrift *de forma et moribus b. Mariae et ejus unici filii Jesu* entnommen), Alles mit der Umsicht und Gelehrsamkeit, die den Gelegenheitsschriften des Hn. D. *G.* eigen sind.

Um dieser kurzen Anzeige doch auch etwas *ex propriis* mit zu geben, bemerkt Rec., wie er kürzlich in dem كتاب تاريخ قرمالي auf folgende Beschreibung des Äusseren von Jesu gestossen, die, der Verwandtschaft des Gegenstandes halber, hier noch ihren Platz finden möge: كان رجلا يميل الي البياض مربوع القامة سبط الراس صغير الوجه افرق السن وكان يمشي حافيا. d. i. „er war ein Mann von ausgezeichneter Weisse, mittlerer Statur, glatt herabhängenden Kopfhaaren, kleinem Gesicht, seine Zähne etwas von einander stehend, und ging barfuss."

H † M.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1821.

GESCHICHTE.

Göttingen, b. Dieterich: *Rerum Creticarum specimen.* Scripsit *Carolus Fridericus Neumann*, Bavarus. 1820. XVI u. 131 S. 8. (12 gr.)

Seitdem man sich immer mehr der einseitigen Ansicht entwöhnt, nach welcher man die ersten Keime geistiger Ausbildung, die Hellas, das Mutterland der europäischen Cultur, vom Auslande empfing, fast nur in Ägypten und dessen nächster Umgrenzung zu suchen pflegte; seitdem man anfängt, in dieser Hinsicht seine Blicke auf das fernere Asien zu wenden, welches schon als die Wiege der Völker auf erste Culturverbreitung Anspruch machen zu dürfen scheint: muss die Insel Kreta wegen ihrer Lage im Mittelpuncte der alten Welt, die ihr den Verkehr mit allen drey Erdtheilen leicht machte, unsere besondere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, weil deren Bildungsgeschichte die beste Auskunft darüber verspricht, ob Asien oder Afrika den grössten Antheil an der Gesittung Europas habe. In sofern hat der Vf. der hier angezeigten Schrift sehr wohl daran gethan, dass er zum Gegenstande seines ersten Versuches geschichtlicher Forschungen diejenige Insel wählte, in welcher, wie die Sagen von der Geburt des höchsten Gottes Zeus, von dessen Vertrauten Minos und dem gleichzeitigen Dädalus, von dem Geliebten der Ceres Jasion u. a. zeigen, die Griechen selbst den Ursprung ihrer Religion und Gesetzgebung, der bildenden Künste und des Ackerbaues suchten. Die Idee eines ersten Versuches schliesst zwar schon den Begriff einer Vollendung aus; sie verspricht aber doch eine immer grössere Annäherung zur Vollkommenheit in der Zukunft, sofern, wie es hier wirklich der Fall ist, der erste Versuch eine Fortsetzung des angefangenen Studiums wünschen lässt. Noch finden wir fast alles Mythologische ausser Acht gelassen, was auf keinen geschichtlichen Quellen zu beruhen schien, und Kretas Verfassung überhaupt mehr in Hinsicht auf dieses Eiland selbst, als aus dem weiteren Gesichtspuncte einer welthistorischen Forschung dargestellt; allein ehe man es wagen darf, den äusseren Zusammenhang Kretas mit anderen Völkern zu entwickeln, muss zuvor sein Inneres selbst mit geschichtlicher Genauigkeit erforscht seyn.

Der Vf. beginnt seine Untersuchungen mit einer sehr schätzenswerthen und von vielem Fleisse zeugenden Übersicht derjenigen Schriftsteller, welche als die Quellen der kretischen Geschichte zu betrachten sind. Kein Hülfsmittel ist dabey vernachlässigt, welches sich darbot, und Alles aus den Quellen selbst geschöpft, wovon die fast allzu sehr gehäuften Citate unter dem Texte einen genügenden Beweis liefern. So zahlreich aber das Verzeichniss jener Schriftsteller ist, und so lieb es uns seyn muss, mit ihnen genauer bekannt gemacht zu werden: so ist doch die wirkliche Ausbeute für die Geschichte aus ihren Schriften äusserst gering, weil sich bis auf einzelne, grossentheils unbedeutende Bruchstücke von keiner derselben etwas erhalten hat. Die meisten Schriftsteller sind so wenig bekannt, dass sich von ihnen nicht einmal das Zeitalter angeben lässt; und an dem in alphabetischer Ordnung zuerst aufgeführten Polyhistor Alexander Cornelius aus Sullas Zeit, aus welchem Meursius drey Gelehrte schuf, scheint für Kreta's Geschichte wenig verloren zu seyn. Mehr Vertrauen verdienen Dosiades und Sosicrates aus Rhodus, von welchen uns vorzüglich Athenäus bedeutendere Bruchstücke erhalten hat. Unter den Schriftstellern, welche von Kreta nur gelegentlich schreiben, erklärt der Vf. den Ephorus und Aristoteles für die beiden vorzüglichsten Quellen für die kretische Geschichte; aber von des Ephorus Geschichte sind nur noch Bruchstücke vorhanden, und die Nachrichten anderer Schriftsteller verlieren dadurch am Werthe, dass sie die spätere Verfassung zu ihrer Zeit als uralte Einrichtungen von Minos zu betrachten pflegten. Von dem grössten Werthe würden die Beschlüsse und Bündnisse kretischer Städte, und andere Inschriften seyn, welche wir noch besitzen, wenn sie nicht aus der Zeit der römischen Herrschaft wären, oder doch nur bis in das zweyte Jahrhundert vor Christi Geburt hinaufreichten, so dass man von ihnen auf die älteste Verfassung der Insel nicht schliessen darf.

So dürftig jedoch die Quellen der kretischen Geschichte fliessen, und so viel wir daher noch von einer scharfsinnigen Vergleichung der Mythen erwarten müssen: so hat gleichwohl der Vf. Alles zusammengestellt, was jene ihm darboten, und die Verfassung von Kreta in zweyen Büchern abgehandelt, deren erstes das Land und die Einwohner sammt den Gesetzgebern und andern, in der Sage gefeyerten Personen umfasst, und deren zweytes die verschiedenen Stände nebst den Volksversammlungen und anderen öffentlichen Einrichtungen beschreibt. Der lehrreichste Theil der Schrift ist das zweyte Buch, das zuerst von den Königen und Kosmen, vom Senate oder dem Rathe der Alten und von den

Rittern, dann von den Volksversammlungen, vom Synkretismus und den Bündnissen, hierauf von den öffentlichen Mahlzeiten, von der Erziehung, von dem ehelichen Leben und der Knabenliebe, auch von der Musik und zuletzt von den Sclaven spricht. Man findet hier nicht nur die erhaltenen Inschriften nach Kräften erläutert, sondern auch Alles mit philologischer und historischer Kritik behandelt, so wie überhaupt, wenn gleich nicht immer beyfallswürdig, manche falsche Lesart alter Schriftsteller verbessert, und manches schiefe Urtheil neuerer Gelehrten berichtiget wird. Was das erste Buch von den ältesten Bewohnern der Insel, von den idäischen Daktylen, Kureten und Telchinen, von Rhadamanthus, Minos und Thales oder Thaletas aus Gortyna meldet, ist weniger geschichtlich bekannt und noch mancher Berichtigung und Erweiterung fähig. Viel Mythisches verschmähend, hat der Vf. vom Labyrinthe so wenig, wie von Dädalus, etwas bemerkt, und von der Religion der Kreter weit weniger angeführt, als er ohne den Ausschluss des Mythischen wohl gekonnt hätte. Vermuthungen sind selten gewagt, wenn nicht die mitgetheilten Nachrichten von selbst darauf führten; darum darf man jedoch nicht alles, was der Vf. vermuthet, als historisch beglaubigt ansehen.

Als Urbewohner der Insel werden die Eteokreter und Kydoner angegeben, die, wie die Insel selbst, einen griechisch-klingenden Namen führen, aber bey Herodot Barbaren heissen. Auf diese sollen Pelasger, Dorer, Aeolier und Achäer schon lange vor dem troischen Kriege gefolgt, und dann von allen Seiten her Barbaren nach Kreta gekommen seyn, welche jedoch die dorische Sprache annahmen, da auch noch späterhin zu verschiedenen Zeiten Dorer uud Achäer einwanderten. So gut Alles dieses mit der sehr verdächtigen Stelle Hom. Od. XIX, 175 ff. zusammenstimmt, so mancherley läßt sich dagegen noch erinnern. Die Achäer werden wider alle Wahrscheinlichkeit für Stammverwandte der Dorer erklärt, und über die Abkunft der Stock-Kreter wird keine Vermuthung gewagt, wiewohl dieses zur Bestimmung ihres Verhältnisses zu den kretischen Priesterkasten nothwendig scheint, und Herodot I, 173 eine Grundlage dazu liefert. Stellt man die Verwandtschaft der Lykier mit der Verehrung des Sonnengottes, der Bogenschützenkunst und der auf einer Insel sehr auffallenden Reinkunst zusammen: so ist der asiatische Ursprung der Stock-Kreter, für den auch schon die Lage der Insel spricht, kaum zu verkennen, und Vieles, was dem Vf. ägyptisch zu seyn dünkt, wird sich als asiatisch nachweisen lassen. Man muss nur nicht vergessen, dass die Alten Vieles geradezu ägyptisch nannten, weil ihnen die ähnlichen Einrichtungen bey fernen asiatischen Völkern unbekannt waren; dass mithin alle Nachweisungen auf Aussagen alter Schriftsteller nichts beweisen, wenn sie nicht die Probe einer höhern Kritik bestehen. Der Vf. zählt dreyerley Priesterkasten in Kreta auf, die gegeneinander in feindseligen Verhältnissen standen: ihre Namen sind griechisch, aber ihre Herkunft fremd. Unter den idäischen Daktylen soll man Werkmeister in Metallarbeiten, unter den Kureten Schützen und Jäger (warum nicht vielmehr αἰγικορεῖς und σηκοκόρους?), unter den Telchinen Zauberer verstehen. Wie sich die Kureten oder Korybanten zu den idäischen Daktylen verhalten, ist nicht klar gemacht; nur als Verdränger der Telchinen werden sie nachgewiesen. Diese Telchinen, deren höchster Gott der Sonnengott von Rhodus war, werden für Phöniker erklärt, die Kureten aber mit dem Gotte Zeus für ägyptische Priester. Zur Begründung dieser letzten Meinung genügte es dem Vf. zu bemerken, dass die Kureten kein Fleisch assen, von Jupiters Tode Mysterien feyerten, bey den Thieren schworen, und übrigens fast ganz nach der Weise ägyptischer Priester lebten. Rhadamanthus wird zu ihrer Kaste gezählt, und Minos in einer Hinsicht mit Osiris verglichen: die Stellen, nach welchen beide mit den idäischen Daktylen aus Asien gekommen seyn sollen, werden für nicht beweisend erklärt, ein zweyfacher Rhadamanthus aber mit eben so vielem Rechte, wie ein zweyfacher Minos, verworfen. Zu bemerken ist es jedoch, dass der Vf. selbst von den beiden Gesetzen, die dem Rhadamanthus zugeschrieben werden, das eine von der Wiedervergeltung aus der Natur ableitet, und das andere vom Eidschwüre bey den Indiern nachweiset.

Die Gesetzgebung in Kreta wird nicht nur für die älteste in Griechenland, sondern auch für älter, als die indischen Gesetze, die Menu's Namen führen, und für nur etwas jünger, als die mosaische erklärt. Sie erstreckte sich ausser Kreta über die umliegenden Inseln, und wurde von Lykurgus und Zaleukus, ja selbst von Theseus und Pythagoras nachgeahmt. Man muss sie aber, da die eigentlichen Quellen versiegt sind, grossentheils aus den Nachahmungen erforschen. Als Gesetzgeber in Kreta werden drey genannt: Rhadamanthus, Minos und Thaletas; die Gesetzgebung des Minos wird mit Recht am meisten hervorgehoben, da sie die Seeherrschaft der Kreter in den griechischen Meeren begründete, und durch die Vernichtung der Seeräuberey die ganze Lebensweise der Griechen veränderte. Von Thaletas ist nur wenig bemerkt, und Onomakritus ganz von Kreta ausgeschlossen. Mit Recht wird geäussert, dass man sich hüten müsse, der blossen Namensähnlichkeit wegen den Minos mit dem Ägyptier *Menes* und dem Indier *Menu*, oder gar, wie Zoega that, mit dem etruskischen Pluto *Mantu* zu vergleichen; aber aus diesem Grunde allein kann *Ritter's* Idee in der Vorhalle europäischer Völkergeschichte für kein Hirngespinnst erklärt werden. Rec. kann keinesweges die Weise billigen, wie *Ritter* eine Menge seiner Beweise führt; hält aber die Idee selbst noch einer Untersuchung werth. Der Vf. findet den Charakter der kretischen Gesetze von den indischen des Menu ganz verschieden, ohne jedoch auch den ägyptischen Charakter derselben bestimmt nachweisen zu können. Wenn Krieg die Grundlage der Verfassung des Minos war, Menu zum Frieden ermahnt; jener zur Jagd und andern kriegerischen Übungen auffodert, dieser zum

fleissigen Betriebe der Wissenschaften: so muss man nicht vergessen, dass Menu's Gesetze neueres Ursprungs sind, und darum nicht so mit des Minos roherer Verfassung verglichen werden dürfen. So wenig sich jedoch Rec. zur Meinung des Vf. hinneigen kann, die den Ägyptiern Vieles zuzueignen scheint, was sich schwerlich möchte behaupten lassen: so verkennt er dennoch den Werth seiner Untersuchungen schon darum nicht, weil sie uns bey sorgfältiger Erforschung des Historischen vor einseitigen Hypothesen bewahrt. Drey sehr ausführliche Register über Sachen- und Wortinhalt, kretische Mundart und gelegentliche Verbesserungen von Schriftstellen, beschliessen das Ganze; nur wäre mehr Correctheit der Sprache und des Druckes zu wünschen gewesen, zu deren Berichtigung das magere Druckfehler-Verzeichniss bey weitem nicht hinreicht.

VI — VII.

Leipzig, b. Hartknoch: *Isaak Martin*, eine spanische Inquisitionsgeschichte, mitgetheilt von *Man. Mendoza y Rios*. Aus der spanischen Handschrift übersetzt von D. *Fried. Hebenstreit*. 1820. II S. Vorr. XXIV S. Einleitung und 198 S. Text. kl. 8. (20 gr.)

Das Original dieses Werkes soll nach der Vorrede schon 1724 in London erschienen, durch die Bemühungen der Gegenpartey aber (vermuthlich der spanischen Geistlichkeit) so selten geworden seyn, dass es jetzt unter die literarischen Merkwürdigkeiten gehöre. *Mendoza* war indess während seines Aufenthaltes in England so glücklich, ein Exemplar zu erhalten, und machte davon eine spanische Übersetzung, welche nun wieder, wie diess Alles die Vorrede berichtet und Wir nicht in Zweifel ziehen wollen, von *Hebenstreit* in's Deutsche übertragen worden ist. Sey dem wie ihm wolle, möge der deutsche Herausgeber aus so weiter oder näherer Quelle geschöpft haben, immer ist das, was er giebt, schätzenswerth, indem es dazu dient, Licht über das Verfahren jener nun, dem Himmel sey Dank, endlich in Spanien vertilgten Hyder zu verbreiten, die so lange zum Entsetzen der Menschheit und zum Hohn ihrer Rechte, ihre bluttriefenden Krallen über eines der gesegnetsten Länder Europa's hielt.

Hätte das Jahr 1820 dem hochherzigen spanischen Volke nichts gegeben für sein männliches Erwachen, als die Befreyung von dem scheusslichen Joche inquisitorischer Tyranney; dennoch müssten noch jenes Landes späteste Generationen den Tag segnen, der die Fahne der Ehre und der Freyheit über dem so lange mit Füssen frecher Willkühr getretenem Volke aufrichten sah. — Nach dem Utrechter Frieden schiffte sich der Held dieser Geschichte, ein Kaufmann, mit seiner ganzen Familie nach Malaga ein zur bessern Betreibung seiner in Spanien angeknüpften Handelsverbindungen. Einige Monate lebte er hier (in Malaga) ruhig, da wurde der Verdacht gegen ihn rege, er sey ein Jude. Es war Martin nicht schwer, von diesem gemuthmassten schrecklichen Verbrechen sich zu reinigen, und durch sein und seines ältesten Sohnes Beyspiel zu beweisen, dass auch andere Menschen als Juden Isaak und Abraham (so war der Taufname von M. Sohn) heissen könnten; denn diese beiden Namen hatten ihm die Untersuchung zugezogen, und er lebte nun 4 Jahre ungestört seinem Geschäft und seiner Familie, nicht ahnend, dass das *heilige* Gericht schon längst im Stillen seine Klauen nach ihm ausstreckte.

Endlich kam die Stunde. Eines Abends wurde er plötzlich aus den Armen seiner Familie gerissen, in einen Kerker geworfen, zum Geständniss von Dingen vermahnt, an die er nie gedacht hatte, nach Granada geschleppt, hier wieder eingekerkert, verhört, vermahnt — Alles, ohne dass er lange Zeit wusste, warum? Zuletzt ward ihm Licht. Er hatte, was nicht zu leugnen ist, während seines Aufenthaltes in Malaga verschiedentlich die Unvorsichtigkeit gehabt, über Religionsgegenstände bald mit diesem, bald mit jenem zu sprechen, hatte mitunter, hingerissen von natürlicher Lebhaftigkeit, Äussetungen fallen lassen, die in einem Lande, wie Spanien noch vor kurzer Zeit war, freylich sehr unbehutsam waren, die er aber auch ohnediess wohl hätte unterlassen können, indem es immer etwas sehr Überflüssiges ist, über Dogmen zu streiten — dieses Alles hatte das heilige Officium durch seine würdigen Diener, seine heimliche Polizey oder Spione, wenn man lieber will (diese Pest der Länder) wieder erfahren, und seiner sich bemächtigt, theils um das räudige Schaaf zu bestrafen, theils auch, um es, wo möglich, von seinem Irrwege ab- und in den Schooss der alleinseligmachenden Mutterkirche zurück zu bringen: ein Versuch, der jedoch, so viel Mühe man sich auch gab, zu so viel Mitteln man auch seine Zuflucht nahm (sogar Geistererscheinungen, der alte und beliebte Hebel der Finsterniss, wurden nicht gespart), dennoch an M's. standhaftem Protestantismus scheiterte. (Auch bey des Verhafteten Frau wurden mehrfache Versuche in dieser Hinsicht, jedoch auch nicht mit besserem Erfoge, gemacht.) Endlich, nach langer Kerkerschmach, nach langem Hin- und Herschleppen und nachdem des trefflichen Gerichtes Bekehrungskünste an dem verhärteten Ketzer alle zu Schanden worden waren, publicirte man ihm sein Urtheil, mit dem Beysatze, die Milde der Richter zu preisen, *die so mild und menschlich mit ihm verführen*. Isaak Martin ward auf einen Esel gesetzt, *en parade* durch die Gassen geführet und dabey (man denke wie milde!) mit 200 Geisselhieben auf den entblössten Rücken heimgesucht. Dann liess man ihn los, nachdem man noch vorher ihm einen Eid aufgelegt, nichts von dem mit ihm Vorgenommenen zu verrathen, und von dem ihm bey seiner Arretirung abgenommenen Gelde sich für Kost und Logis bezahlt gemacht hatte. Der Unglückliche, der Ursache hatte, froh zu seyn noch auf diese Art den Krallen des Tigers zu entwischen, schiffte sich sogleich mit den Seinen nach England ein, und vergass gern den bedeutenden Verlust an seinem Vermögen, verursacht durch diess Begegniss,

dem Himmel dankend, dafs ihm wenigstens das Leben geblieben war.

Diefs der Inhalt dieses Werkes, das als ein wichtiger Beytrag zur Kenntnifs jenes abscheulichen Verfahrens betrachtet werden kann, welches verdammungswürdige Despotie und Fanatismus so lange über Tausende von Unglücklichen verhing im Namen Gottes, und seiner ewigen Liebe.

Wahrlich, mag die neuere Zeit, des Verfehlten und Unrechten Manches aufgestellt haben (wie von Zeloten mancher Art mit Stentorstimmen behauptet wird); *den* Ruhm wird ihr die Geschichte freudig geben, dafs ihr es aufbehalten war, die seufzende Menschheit von einigen Geifseln zu befreyen, wahrhaft infernalischen Ursprunges.

Angehängt der Hauptgeschichte sind noch mehrere kürzere Berichte über verschiedene andere Opfer der Inquisition, schrecklich genug, um, wo möglich, den gerechten Abscheu gegen dieses höllische Tribunal zu erhöhen, und ein kleines, inhaltschweres Wörterbuch der Kanzleysprache der Inquisition, aus welchem allein schon sich der Geist dieses Institutes erkennen läfst.

G.

Frankfurt a. d. O., ohne Angabe des Verlegers: *Geschichte des* (Königl. Preufs.) *Leib-Infanterie-Regiments, von dessen Begründung bis zum Jahr* 1820 (,) entworfen von *C. A. von Gorszkowsky*, Prem. Lt. im Füsil. Bat. des 8ten Infant. (Leib-) Regiments. 1820. 252 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Die Herausgeber der trefflichen Österr. Militär-Zeitschrift haben unter anderen auch das Verdienst, zuerst auf den Werth und die zweckmäfsigste Bearbeitung von Regimentsgeschichten aufmerksam gemacht, und dadurch bereits einige solcher Darstellungen von der österreichischen und baierschen Armee veranlafst zu haben. Wahrscheinlich durch dieselbe Veranlassung erhalten wir hier die Geschichte eines der ausgezeichnetsten Regimenter der preussischen Armee, welches in einer trüben Zeit entstanden, schon damals einen Lichtpunct des preussischen Waffenruhms begründete, und in dem späteren grofsen Kampfe den Erwartungen entsprach, zu denen es früher berechtigte.

Die Bataillone, welche im J. 1807 unter dem jetzigen General Gr. v. Gneisenau — dem das Buch gewidmet ist — Colberg so wacker vertheidigten, waren sämmtlich erst nach den Niederlagen in Sachsen, einige aus Ranzionirten, die mehresten fast nur aus Recruten organisirt worden. Was sie im Ganzen geleistet, ist bekannt, einzelne Züge von seltenem Muthe finden sich hier aufbewahret; wir müssen sie übergehen, können uns aber nicht versagen, den folgenden Parolebefehl des Commandanten abzuschreiben: „Das Grenadier-Bataillon v. Waldenfels wird heute den Wolfsberg stürmen; ich habe den Bürgern befohlen, das Essen nach der Schanze hinauszutragen.“ — Der König von Preussen belohnte das Verdienst des Ganzen dadurch, dafs er aus der Infanterie der Besatzung zwey Regimenter formiren liefs, welche den Namen Regim. Colberg und Leib-Infanterie-Regiment, in ihren Fahnen aber das Wort: Colberg 1807, führen; zum Chef des ersten Regiments wurde am 18. Juny 1819 der General Gr. von Gneisenau ernannt.

Das Leib-Inf. Reg. nahm mit 3 Bataillons an dem Feldzuge von 1812, mit 5 Bataillons an dem Feldzuge von 1813 bis zum Waffenstillstande Antheil, gab dann ein Bataillon an das 2te Garde-Regiment, und im J. 1814 wieder ein Bataillon zur Formation des Grenadier-Regts Kaiser Alexander ab, und focht endlich auch im Kriege von 1815 in der gewöhnlichen Stärke von 3 Bataillons. Im letzten Feldzuge stand es beym 3ten Armee-Corps, $18\frac{13}{14}$ beym 1sten (des Gen. v. York), eroberte 7 Kanonen, und wohnte fast ohne Ausnahme allen Schlachten und Gefechten bey, welche dieses Corps bestand, namentlich den Schlachten von *Lützen*, *Bautzen*, *Leipzig*, *Montmirail*, *Paris*, den Treffen bey *Weissig*, *Wartenburg* (wo das 2te Bataillon auf eine kurze, aber energische Auffoderung des Gen. v. Horn einen berühmt gewordenen Bajonettangriff machte), *Chateau Thierry* und einer Menge Gefechte nicht zu gedenken.

Die Bataillone, aus welchen das Regiment formirt wurde, und nachher dieses selbst, haben von der Belagerung von Colberg bis mit dem Jahre 1815 verloren 38 todte, 130 verwundete, 8 gefangene Officiere; an Ehrenzeichen für kriegerisches Verdienst sind ihm bewilligt worden 1807 — 1812, 28 Orden *pour le mérite*, 12 goldene, 197 silberne Medaillen, 1813 — 1815 (ohne auf die beiden abgegebenen Bataillone Rücksicht zu nehmen), 2 Orden *pour le mérite* mit Eichenlaub, 13 eiserne Kreuze erster, 170 zweyter Classe, 31 Kaiserl. russische Orden. Möge immerhin der Philosoph — den es übrigens vielleicht im Stillen nicht wenig nach einem hinter dem Ofen zu erwerbenden Kreuzlein gelüstet — diese Angabe belächeln; die Sache selbst bleibt trotz des hier und da eingerissenen Missbrauches sehr ehrenwerth; zur Beruhigung unserer Antifeudalisten (die sich indefs mit jenen Philosophen ziemlich in gleicher Lage befinden mögen) sey es bemerkt, dafs zwey eiserne Kreuze erster, und 113 zweyter Classe an Unterofficiere und Gemeine, so wie 5 an Chirurgen verliehen worden sind.

Die Darstellung ist nicht gelungen zu nennen und nicht fehlerfrey; die Seite 195 mitgetheilte Anekdote mag sich im traulichen Kreise von Kriegscameraden recht gut ausnehmen, in das Buch pafst sie aber nicht.

— bb.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

NATURGESCHICHTE.

Marburg, b. Krieger: *Versuch eines Systems der Amphibien*, von *Blasius Merrem*, d. W. D. ord. Prof. der Naturhistorie und Kameralwissenschaften, Kurfürstl. Hess. Hofrathe, u. s. w. 1820. XV u. 191 S. gr. 8. (1 Rthlr. 18 Ggr.)

Der Vf. wurde im J. 1800 von Hrn. *Bechstein* aufgefodert, zu seiner Übersetzung von *Lacepedes* Naturgeschichte der Amphibien einen Band Zusätze zu liefern; diess gab die Veranlassung zur Herausgabe des vorliegenden Werkes. Die Naturgeschichte der Amphibien ist zwar von *Gesner* und *Seba* an, bis auf die neuesten Zeiten, nicht ohne Fleiss bearbeitet; wenn wir aber die verschiedenen Systeme näher ansehen: so finden wir in ihnen eine Unsicherheit und ein Schwanken in Hinsicht der Eintheilungsgründe, woraus deutlich hervorgeht, wie wenig die Naturforscher noch mit sich selbst einig geworden sind. Hr. *M.*, der gewiss unter die Eingeweihten in dieser Wissenschaft gehört, gesteht selbst in der Vorrede, dass die Schwierigkeiten, die einer sicheren systematischen Anordnung der Amphibien entgegen stehen, noch nicht überwunden sind. So müssen z. B. die Zähne der Schlangen allein entscheiden, welche von ihnen unter die giftigen und welche unter die giftlosen zu stellen sind; wie viele dieser Thiere sind aber noch nicht in dieser Beziehung genau untersucht; ja, wie schwer ist die genaue Untersuchung der hohlen Giftzähne bey der Kleinheit dieser Theile! — Bey dem Allen aber ist jede neue Bemühung, in diesen Theil der Naturwissenschaft Licht und einen sichereren Grund und Boden zu schaffen, höchst dankenswerth, und der Vf. hat, wenn auch nicht Alles vollendet, doch in diesem neuen Versuche mit grosser Gelehrsamkeit und mit höchst mühsamen Fleisse sehr viel geleistet und gefördert. Rec. will es versuchen, eine klare Ansicht von diesem Werke zu geben, das allerdings nur aus dem Gesichtspuncte des Systems zu beurtheilen ist. — Voran geht eine Darstellung der unterscheidenden allgemeinen Eigenschaften der Amphibien. Gewiss wird jeder Leser wünschen, dass diese Charakteristik etwas ausführlicher gegeben seyn möchte: denn gerade diese allgemeine, aber doch zugleich alles Wissenswürdige umfassende Charakteristik einer ganzen Thierclasse, reicht uns die Blumen mitten unter den Dornen des Systems, die überall in den vielen Namen und Zahlen hervortreten. Sehr lehrreich sind in dieser Einleitung die Vergleichungen der Amphibien mit anderen Thierclassen; hieher gehören die Bemerkungen, dass die eigenthümliche Wärme, welche bey den warmblütigen Thieren 85 bis 104 Grad Fahrenh., bey den Fischen dagegen höchstens 8 Grad beträgt, bey den Amphibien höchstens 12 Grad und veränderlicher, als bey jenen ist, so dass sie hierin mehr den Fischen gleichen; dass bey den Amphibien die Arterien und die Venen nicht verschieden, häutig und ohne Klappen sind; dass bey diesen Thieren nur wenig Blut, höchstens ein Dritttheil der ganzen Masse, aus dem Herzen zu der Lunge strömt; dass die Amphibien in der Bildung des Ohres in dem Gehörknöchelchen mehr mit den warmblütigen Thieren, dagegen in der Bildung des Labyrinthes mehr mit den Fischen übereinstimmen; dass das Rückenmark bey ihnen sehr gross, das Gehirn aber im Verhältnisse zum Körper klein ist, wesshalb sie auch mit zerstörtem Gehirn noch beträchtlich lange fortleben können. — So lehrreich diese Bemerkungen sind: so vermisst man doch auch hier, wie in so manchen naturhistorischen Werken, gerade die wichtigsten Bemerkungen, die selbst bey einem bloss systematischen Versuche nicht fehlen sollten. Immer bleibt nämlich die Kenntniss einer Thierclasse unvollständig, wenn nicht Alles, wonach die Wissbegierde fragt, beygebracht wird. So fehlen z. B. hier allgemeine Notizen über die Ernährung, über die Fortpflanzung, über den Winterschlaf, über die Geistesfähigkeiten der Amphibien gänzlich. Die Beschreibung des inneren und äusseren Gliederbaues giebt allein noch keine klare und richtige Ansicht von dem eigentlichen *Leben* einer Thierclasse und von ihrem Verhältnisse zu den übrigen, wenn nicht jene Bezeichnungen hinzukommen. — Was nun die systematische Eintheilung der Amphibien betrifft, wie sie der gelehrte Vf. hier geliefert hat: so lässt sich dabey der grosse Fleiss, die eigene Beobachtung und die sorgfältige Benutzung der neueren Untersuchungen gar nicht verkennen. Besonders empfiehlt sich dem schlichten Verstande das Einfache und Ungesuchte in der Scheidung der *Classen;* die Ordnungen, die Zünfte und Stämme, wie die Gattungen, erscheinen schon labyrinthischer und durch die durcheinanderlaufenden Zahlen verwickelter; es kostet dem Leser nicht wenig Mühe, hier eine leichte Übersicht zu gewinnen und fest zu halten. — Der Vf. theilt die Amphibien in zwey Classen: I. *Pholidoten*, bey welchen die Haut

Schuppen und Schilder bildet; diese werden in Schildpholidoten, in Panzerpholidoten und in Schuppenpholidoten geschieden. II. *Batrachier*, deren Körper mit einer weichen glatten oder warzigen Haut bedeckt sind; diese zerfallen wieder in Schleichbatrachier, in Hüpfbatrachier, in Gangbatrachier. Die Gattungen sind kurz, aber sehr deutlich bezeichnet; die Literatur und die Synonymik ist unter dem Texte in gedrungener Kürze fleissig beygebracht, so dass der Leser hier Alles findet, was er zu seiner Belehrung wünschen kann. Dem deutschen Texte gegenüber steht die lateinische wörtliche Übersetzung, selbst bey der Vorrede ist sie nicht vergessen; sie ist deutlich und sorgfältig gegeben. Über die Gründe, die den Vf. zu dieser lateinischen Übersetzung veranlassten, hat er sich in der Vorrede nicht erklärt; nützlich scheint sie besonders für die, die die Terminologie des Thierreichs auch in der lateinischen Sprache sorgfältiger studiren wollen. Davon abgesehen, würde es vielleicht besser gewesen seyn, wenn zur Ersparung des Raums das Werk für deutsche Naturfreunde bloss in deutscher Sprache gegeben wäre. In einem beygefügten recht zarten Umrisse des Kopfes der Chironsnatter und des Eidechses sind die Schilder des Kopfes bey diesen Amphibien dargestellt und durch beygefügte Nummern bezeichnet; mehr ins Grosse dargestellt würden diese, fast mikroskopischen Gebilde lehrreicher gewesen seyn, und dem Auge mehr wohlgethan haben. Ein Register vollendet dieses sehr inhaltreiche und nützliche Werk.

+ d +

GESCHICHTE.

FRANKFURT a. M., b. Brönner: *Napoleon Buonaparte auf St. Helena;* oder Briefe, geschrieben am Bord des brittischen Linienschiffs Northumberland und aus St. Helena, von *William Warden*, Wundarzt am Bord des Northumberland. Aus dem Englischen übersetzt. 1817. 215 S. 8. (20 gr.)

Hr. *Warden*, als Wundarzt auf dem zum Transport Napoleons auf das Eyland St. Helena bestimmten Kriegsschiffe Northumberland, hatte Gelegenheit, sich dessen Bekanntschaft und Vertrauen zu erwerben, und theilt hier sein Tagebuch über die Reise dahin und über seinen Aufenthalt auf St. Helena mit.

Der ruhige Ton des Vortrags und der Name des Vfs. gestattet keinen Zweifel über die hier mitgetheilten Nachrichten, und da sie über den Charakter jenes zum Verderben der Menschheit geborenen ausserordentlichen Mannes manches Licht verbreiten: so sind sie allerdings von bedeutendem Interesse. Es ist sehr natürlich, dass Napoleon sich nach S. 13 über dieses Exil beschwerte, und nicht begreifen zu wollen äusserte, warum man ihm in England ein Asyl verweigere. Er dachte wohl ganz anders, und fühlte selbst die Nothwendigkeit dieser Massregel; und dass er bey der ersten Gelegenheit sich wieder an die Spitze seiner Partey gestellt, und Europa von Neuem in Flammen gesetzt haben würde. — Wie konnte ein solcher Mann, zumal nach dem Vorgange mit der Insel Elba, noch auf Glauben und Vertrauen rechnen? Er, der den nach so vielen Jahren noch vorhandenen Gährungsstoff genau kannte, den er sich durch seinen Eroberungsgeist in den Herzen der eiteln Franzosen und vorzüglich des Militärs in Frankreich aufgeregt hatte!

Merkwürdig ist, was der Vf. nach den gesammelten Notizen von dem wahren Grunde der Abdankung Napoleons zu Gunsten seines Sohnes S. 25 sagt. Diesem gemäss hatte ein von Fouche untergeschobener Brief des Fürsten Metternich, nach welchem der österreichische Hof seine Abdankung verlangte, und der Nation überliess, seinen Sohn zum Regenten oder einen republicanischen Regierungsherrn zu wählen, Napoleon bestimmt.

Unerklärbar und unerklärt ist bey allem dem die Hast, mit der Napoleon zur Seeküste eilte, er, der so leicht die Armee hinter der Loire sammeln, und den verbündeten Mächten noch immer vortheilhaftere Bedingungen abdringen konnte. Denn dass die Furcht vor Bürgerkrieg und Blutvergiessen ihn davon zurückgehalten hätte, wird Niemand dem Manne glauben, der das Blut der Franzosen sowie anderer Völker für seine ehrsüchtigen Launen in Strömen vergossen hat. Es ist aber eben so unwahrscheinlich, dass Napoleon die Absicht hatte, sich seinen Todtfeinden, den Engländern, in die Arme zu werfen, als gewiss, dass er nach Amerika gehen wollte, aber nicht um dort auszuruhen, sondern um eine neue günstige Gelegenheit zur Wiedererscheinung abzuwarten. Denn Ruhe lag ausser dem Charakter dieses Mannes. Interessant sind die Anekdoten, die dem Vf. der General Gourgoud über den russischen Feldzug und über die Belagerung von Saragossa mittheilt (S. 47 f.), und merkwürdig, dass Napoleon dem Plane des berühmten Sidney Smith zu Ausrottung der afrikanischen Seeräuber seinen Beyfall gab, und äusserte, es sey schon längst nur Schande für die Mächte Europens gewesen, dass sie das Daseyn solcher Rotten geduldet (S. 49). Der Vf. findet darin eine Bestätigung des Gerüchts, dass Napoleon während des kurzen Friedens mit Frankreich eine gemeinschaftliche Ausrüstung gegen diese Korsaren vorschlagen lassen; er meint, es müssten tristige Gründe vorhanden gewesen seyn, diesen Vorschlag nicht anzunehmen. Diese Gründe hätte er in der unbegrenzten Herrschsucht und Habsucht seiner eigenen Nation leicht finden können, welche die barbarischen Seeräuber nicht untergehen lässt, um den Handel aller anderen Nationen im mittelländischen Meere zu paralysiren.

Diesem unseligen Kaufmannsgeiste haben wir also nebst so vielem anderem Unheil zu danken, dass Napoleons Kriegswuth und Unruhe nicht gegen Algier, Tunis und Tripoli abgeleitet, also der Continent beruhigt, die herrlichsten Erdstriche der Barbarey entrissen, und keine Nation ausser der brittischen von dem schimpflichen Tribut verschont blieb. Nach S. 53 versichert der Vf., es sey Napoleon mit der Landung in England allerdings Ernst gewesen, und diese Expedition einzig durch das Versehen des Admirals Villeneuve verunglückt, der seiner Instruction gemäss nach

der verlorenen Schlacht bey Ferrol wieder in See gehen sollte, und statt dessen nach Cadix steuerte.

S. 87 werden einige Züge von Napoleons Gemüthlichkeit, und S. 69 von seiner Neigung zum schönen Geschlechte, sowie S. 84 von seiner Empfänglichkeit für Freundschaft angeführt. S. 87 wird die allgemeine Meinung von dem liebenswürdigen Charakter der ersten Gattin Napoleons, Josephine, bestätigt. Ihr Tod wurde durch einen bey einem Besuch des Kaiser Alexanders in den Gärten zu Malmaison während einer Krankheit gemachten Spaziergang veranlasst.

Artig und charakteristisch ist die Anekdote S. 95, dass die zwey ältesten Söhne des General Bertrand durch keine Verführungsmittel zu bewegen waren, auszurufen: Es lebe der König! Es lebe Ludwig XVIII! sondern unerschütterlich bey dem: Es lebe der Kaiser! blieben. Nur der jüngste wurde zuletzt durch Zuckerwerk hingerissen, auszurufen: Es lebe Ludwig XVIII! wofür er aber von seinen Brüdern und Schwester harte Vorwürfe erdulden musste.

Nach S. 139 leugnete Napoleon, dass er den brittischen Capitän Wright habe ermorden lassen. Dagegen vertheidigte er den schändlichen Mord des Herzogs von Enghien, obgleich mit sehr schwachen Gründen, und mit dem Anhange: „Wäre es Ludwig XVIII gewesen: so würde er auch ihn haben hinrichten lassen" (S. 150 ff.). Rec., der aus den zuverlässigsten Quellen weiss, dass der unglückliche Herzog damals an keine Verschwörung dachte, hat dieses Bekenntniss mit Abscheu gelesen; und diese That, sowie Palms Ermordung, waren hinreichend, ihn als einen gemeinen Mörder und Verbrecher zu verurtheilen, hätten nicht politische Rücksichten im Wege gestanden.

Eben so ungenügend ist Napoleons Entschuldigung über die kaltblütige Ermordung der 500 Mann von der Besatzung von El-Arisch (S. 163).

Doch wir brechen hier ab, und bemerken nur noch, dass wenn Napoleons Inneres stets eine unzulösende psychologische Aufgabe seyn wird, doch, wenn auch alle dessen glänzende Seiten herausgewendet, und Alles, was zu seiner Entschuldigung nur von Weitem gereichen kann, gesammelt wird, die Geschichte ihn doch stets als ein herzloses, egoistisches Ungeheuer wird darstellen müssen, der seiner Ehr-, Glanz- und Herrsch-Sucht stets jedes Opfer zu bringen bereit war, dem sein *Ich* Alles und die ganze übrige Menschheit nur Nummern waren.

Die Übersetzung ist ziemlich fliessend.

G. — s.

Dresden, b. Hilscher: *Napoleon im häuslichen Kreise und sein Hof, nebst Anekdoten aus seiner letzten Regierungszeit.* Nach den Erinnerungen der Wittwe des Generals *Durand*, ehemaliger Hofdame der Kaiserin Marie Louise. Aus dem Französischen. 1821. XVI u. 160 S. 8. (1 Rthlr.)

Die deutschen Journalisten haben schon die erste Auflage des französischen Originals so ausgesogen, dass die vorliegende Bearbeitung der zweyten im J. 1820 erschienenen wenig Neues darbietet. Des Bedeutsamen findet sich noch weniger, man müsste denn einige Historietten von dem Könige von Rom, oder dass Napoleon die Kaiserin Marie Luise bey guter Laune *grosse bête* genannt, dafür nehmen wollen. Ein nicht unbeträchtlicher Theil des Werkes beschäftigt sich mit ganz anderen Dingen, als Buonapartes Häuslichkeit; das Interessanteste darin dürfte die Nachricht von der Einrichtung der Erziehungsanstalten für Töchter von Mitgliedern der Ehrenlegion zu Rouen und St. Denis seyn, welche der deutsche Bearbeiter von dem Schlusse des Originals in sein Vorwort versetzt hat.

d.

Stuttgardt u. Tübingen, b. Cotta: *Darstellung der militärischen Begebenheiten, oder historische Versuche über die Feldzüge von 1799 bis 1814.* Mit Charten und Planen. Aus dem Franz. des G. Lt. Gr. *M. Dumas*, mit Noten und Zusätzen vermehrt von *F. von Kausler*, K. Würtemb. Artillerie-Hauptmann. 1820. Erster Band. XXXIV u. 352 S. Zweyter Band. XVIII u. 327 S. gr. 8. (5 Rthlr.)

Übersetzung des ersten Bandes der neuen Ausgabe des *Précis des evenements militaires etc.*, welcher die Feldzüge von 1799 auf allen europäischen und ausser-europäischen Kriegstheatern enthält. Das Werk selbst ist theilweis durch eine gleichzeitig mit dem Original erschienene Übersetzung (Hamburg, b. Perthes, 1799 — 1800, 12 Hefte) so bekannt, dass es unnöthig scheint, Etwas darüber zu sagen. In wiefern die neue Ausgabe bedeutende Vorzüge vor der älteren habe, können wir, da uns diese nicht zur Hand ist, nicht genau angeben. *Den* Vorzug hat aber jene Übersetzung, dass sie alle Charten und Pläne enthält, die der vorliegenden vor der Hand noch gänzlich fehlen. Die „Noten und Zusätze" derselben beschränken sich auf einige Auszüge aus des Erzherzogs Carl bekanntem Werke, einige Verlustangaben aus den gegenseitigen Berichten, und einige Berichtigungen von dem Vf. falsch angegebener Tage. Die Übersetzung selbst könnte gerundeter seyn.

D.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Koblenz, b. Hölscher: *Bemerkungen über die Beweggründe, Irrthümer und Tendenz der Carnotschen Vertheidigungs-Grundsätze, nebst einer Auseinandersetzung der Mängel seines neuen Befestigungssystems und der von ihm in Vorschlag gebrachten Veränderungen zur Verbesserung der Werke bestehender Festungen.* Von dem Obristen, Baron Sir *Howard Douglas*, General-Inspector des Königl. Militär-Collegiums. Aus dem Englischen herausgegeben von *Bachoven von Echt*, Königl. Preuss. Hauptmann u. s. w. 1821. XXII u. 140 S. gr. 8. (20 gr.)

Carnots Werk erschien zu einer Zeit, wo man in Deutschland ohnehin geneigt war, Alles, was in Frank-

reich für den Krieg gethan oder geschrieben ward, unbedingt als höchst vortrefflich zu betrachten; es ist denn auch vielfach belobt, zweymahl übersetzt, aber — wenigstens nicht öffentlich — keiner strengen Prüfung unterworfen worden. Diesem Geschäft hat sich nun der Engl. Oberst *Douglas* mit so viel Eifer als Erfolg unterzogen, und der Übersetzer verdient daher Dank, dessen vielfach interessante Schrift zu uns verpflanzt zu haben, der Verleger aber Tadel, dass er es an dem Plane fehlen liess, welcher sich bey dem Originale finden muss, und ohne welchen einer der wichtigsten Abschnitte des Buchs gar nicht zu verstehen, und auch für die nicht ganz deutlich ist, welche sich vielleicht des Hrn. v. *Bussendorf* Übersetzung des *Carnot*'schen Werks, und dadurch wenigstens die Grund- und Aufrisse seines Befestigungssystems verschaffen.

Diese Prüfung eines allzuhoch gestellten Systems ist mit vieler Sachkenntniss, Umsicht und ohne Leidenschaft geschrieben; wir müssen uns begnügen, die Hauptmomente derselben anzugeben. *Carnot* hat, wie man weiss, die von ihm behauptete Überlegenheit der Vertheidigung über den Angriff auf ein neues Befestigungssystem (Tenaillenwerk, mit einer vom Walle abgerückten crenelirten Mauer, sanft ansteigender *Contreescarpe* und einen *glacis en contrepente*) auf starke, oft wiederholte Ausfälle, und vor allem auf eine ungemeine Anwendung des indirecten Feuers gegründet; der Vfr. nimmt eins nach dem andern vor.

Zuerst wird die geringe Wirkung des Werfens von kleinen Kugeln, Steinen u. s. w. an sich, dann der unzureichende Effect des carnotschen Wurffeuers im Allgemeinen, und das Missliche der damit in Verbindung stehenden übrigen Massregeln dargethan, das vertikale Feuer als Hülfsmittel der Vertheidigung anerkannt und zugleich bewiesen, dass was C. für neue Erfindung ausgeben möchte, in mässiger Anwendung und bey weniger hoch gespannten Erwartung von dem Erfolge längst bekannt war. Eine eigne Abtheilung der Schrift ist gegen C. Befestigungssystem und die damit in Verbindung stehende Vertheidigungsweise besonders durch Ausfälle gerichtet. Der Beweis des aufgestellten Tadels liegt in der Sache selbst, denn der Kritik liegt ein Angriffsproject zum Grunde, welches uns ganz angemessen erscheint, so weit man nämlich, ohne den Plan der Angriffsarbeiten vor sich zu haben, urtheilen kann. — Eine Menge anderer interessanter Puncte haben wir des Raumes wegen übergehen müssen; wer *Carnots* Buch kennt, darf das vorliegende ohnehin nicht ungelesen lassen.

Der Übersetzer hat als Vorrede einen historischen Aufsatz über die vorzüglichsten Befestigungsmanieren gegeben, der an sich recht gut ist, dessen Zweck wir aber nicht absehen, da das Gesagte bey den Lesern dieses Buchs billig als bekannt vorauszusetzen ist.

pr.

MÜNCHEN, b. Lindauer: *Lehrbuch der Taktik.* 1 Band. *Waffenlehre.* Von *J. Ritter von Xylander* u. s. w. Mit 3 Kupfertafeln. 1820. XIV u. 170 S. gr. 8. (1 Rth.) Auch unter dem besondern Titel: *Waffenlehre* u. s. w.

Aus der Anzeige des zweyten Bandes dieses Werks in Nro. 168 des vorigen Jahrgangs dieser A. L. Z. kennt man schon dessen allgemeine Einrichtung. Was dort bemerkt worden, gilt auch hier; es lässt sich nichts Neues sagen, und nur durch brauchbare Zusammenstellung des Vorhandenen Verdienst erwerben. Wir müssen diess dem Vfr. zuerkennen, er hat die besten Schriften über den verhandelten Gegenstand, und zwar so benutzt, dass er nie den Zweck aus den Augen verlor, ein Buch schreiben zu wollen, das mündlichen Vorträgen zum Grunde gelegt werden könnte. Desshalb ist das auch auf keine Armee besondere Rücksicht genommen, und es sind nur die wichtigsten Abweichungen bey einigen Armeen angeführt worden.

m.

KLEINE SCHRIFTEN.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN. *München*, b. Lindauer: *Ansichten von militärischen Angelegenheiten* von *C. L. Cella*, Oberlieut. u. Regim. Adjut. im königl. baier. 1ten Lin. Inf. Reg. 1821. 82 S. gr. 8. (8 gr.)

Der Militärstand wird wesentlicher gewinnen, wenn diese Sammlung von Abhandlungen bey denen, die über sein Geschick zu bestimmen haben, als wenn sie bey ihm selbst Eingang und Beachtung findet. Sie sind im Allgemeinen auf Sicherstellung, Verbesserung oder Erleichterung der Existenz des Soldaten gerichtet, und wenn sie sich auch zunächst auf die königl. baierische Armee beziehen: so könnte ihre Berücksichtigung auch bey anderen nichts schaden. Ganz einverstanden ist Rec. mit der Tendenz der 1ten Abhandlung, *die Ersparnisse an stehenden Heeren*, die 2te, *das Duell*, enthält keine Declamation der Modephilosophie, trifft aber den für den Officier sehr wichtigen Punct ganz richtig; die 6te, *die Rechnung*, ist ein fast allen Armeen gemeinschaftliches Übel, doch scheint es in dem Vaterlande des Vfs. besonders stark zu seyn; die 9te, *die Invaliden*, enthält fromme Wünsche; die 10te, *die Officiere als Staatsdiener*: ihr Zweck ist sehr wünschenswerth, bis jetzt aber erfreut sich, so viel Rec. weiss, nur das Grossherz. hess. Officiercorps einer Dienstpragmatik. Die 3te, *der Generalstab*, und die 7te, *die Landwehr*, gehen nicht tief genug in den wichtigen Gegenstand ein; die 4te, *der Wittwenfond*, 8te, *das Cadettencorps*, 13te, *die Garnisonen*, beziehen sich auf locale Verhältnisse, die anderwärts anders sind; die 11te, 12te, 14te und 15te scheinen Rec. unbedeutend, die 5te aber, *die Conscription*, in sofern verfehlt, weil der darin gemachte Vorschlag abermals eine Unbilligkeit enthält.

G.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

THEOLOGIE.

GOTHA, b. Ukert: *Neue Ansichten schwieriger Stellen aus den vier Evangelisten*, von *Sebastian Heinrich Möller*, Pfarrer zu Gierstedt im Herzogthum Gotha. 1819. VI u. 348 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Im J. 1804 gab der Vf. eine Kritik des Commentars des Hn. D. *Paulus* heraus, die mit Beyfall aufgenommen wurde. Seit dieser Zeit hat er die ihm von seinen Amtsgeschäften übrig gebliebene Musse dem Studio der Bibelauslegung gewidmet, gelegentlich auch die Resultate seiner Untersuchungen in den theologischen Blättern und den theologischen Nachrichten bekannt gemacht. Die anzuzeigende Schrift soll nun theils ältere Entdeckungen des Vfs. gegen die Einwendungen der Kritiker noch fester begründen, wobey dieselben grösstentheils ganz umgearbeitet erscheinen, theils die späteren von ihm gefundenen Resultate nachliefern, theils aber auch ältere und bekannte Erläuterungen mit neuen, dem Vf. eigenen Gründen unterstützen. Hat Rec. richtig gezählt, so verbreitet sich Hr. *M.* über 26 Stellen des Matthäus, 5 des Marcus, 12 des Lukas und 16 des Johannes. Matth. I sey es eigentlich auf ein Geschlechtsregister der Maria abgesehen. In der Urschrift hätten aber bloss Namen gestanden, also V. 16 Ἰακώβ, Ἰωσήφ, Μαριάμ. Der Abschreiber oder Bearbeiter wusste nicht, dass Marias Vater Joseph geheissen habe, er dachte vielmehr bey Ἰωσήφ an den Mann der Maria, und schob desshalb τὸν ἄνδρα ein, statt dass er hätte schreiben sollen: Ἰακὼβ ἐγέννησε τὸν Ἰωσήφ, Ἰωσήφ ἐγέννησε τὴν Μαριάμ, ἐξ ἧς ἐγεννήθη u. s. w. Freylich streitet mit diesem Erklärungsversuche die gewöhnliche Tradition, welche den Vater der Maria Joachim nennt, allein derselben steht ohnehin eine andere gegenüber, welche Maria eine Tochter des Eli seyn lässt. — Die μάγοι ἀπὸ ἀνατολῶν, Matth. II, 1 kommen aus dem ארץ קדם, dem alten Lande, d. i. aus Ägypten. — Mehr Beyfall dürfte vielleicht der Versuch finden, Matth. II, 23 so zu nehmen: Da wurden erfüllt jene prophetischen Stellen, in welchen der Messias נצר (Zweig) genannt wird, wie Jes. XI, 1. LX, 21. Ezech. XVII, 22. Dan. XI, 7. — Den διάβολος der Versuchungsgeschichte Matth. IV, 1 ff. erklärt der Vf. für den Hohenpriester selbst, der Jesu nachgehen und ihn beobachten sollte, ob er das levitische Priesterthum wohl in seinen Würden lassen wolle, und mit der von dem Messias erwarteten Wunderkraft wirklich ausgestattet sey. Daher die Foderung, Steine in Brod zu verwandeln, daher das Anerbieten, ihm das ganze Reich zur weltlichen Herrschaft zu übergeben, daher die Auffoderung, vor ihm niederzufallen, gleichsam um zum jüdischen Messias durch ihn, den Hohenpriester, gesalbt zu werden (vgl. Ps. XLIV, 8. Jes. LXI, 1. Dan. IX, 24). Die Wendung, welche dieser Erklärung hier gegeben wird, hebt freylich mehrere Schwierigkeiten auf eine wenigstens sehr scharfsinnige Weise; indess bleiben für Rec. immer noch einige Dunkelheiten übrig. Es scheint doch der ganze Zusammenhang der Erzählung anzudeuten, dass die Evangelisten hier wirklich an den Teufel dachten. Schon der Gegensatz οἱ ἄγγελοι, die guten Engel, weist darauf hin, und der die Geschichte doch sonst so sehr abkürzende Marcus scheint auf das καὶ οἱ ἄγγελοι διηκόνουν αὐτῷ ein besonderes Gewicht zu legen. (Hr. *M.* erklärt οἱ ἄγγελοι freylich: Boten d. i. Jünger des Johannes, die sich in Jesu Nähe befanden.) Und sollte man, wäre jener Versucher wirklich der Hohepriester, oder ein Abgeordneter des Synedriums gewesen, darüber nicht einen Wink in der Erzählung selbst vermuthen? Wo fänden sich überhaupt in der evangelischen Geschichte Spuren davon, dass das Synedrium, oder die hierarchischen Machthaber Judäas, es jemals auf einen Vergleich mit Jesu angelegt hätten, oder auch nur jemals bereitwillig gewesen wären, seine Wunder, deren sie ja nachher genug in Erfahrung brachten, als Beweise seiner Messianität anzuerkennen? Wie kommt es, dass Jesus seine Jünger so oft im Voraus auf die sie erwartenden Gewaltstreiche aufmerksam macht, niemals aber auf künftige Annäherungsversuche von Seiten des Synedriums warnend hinweist? Die wahrscheinlichste Erklärung der Versuchungsgeschichte scheint Rec. immer die zu seyn, nach welcher man darin eine Parabel, eine Lehrerzählung findet, worin Jesus sich selbst zur handelnden Person machte, während er sonst erdichtete Personen aufzustellen pflegte, oder den Stoff von anderen, ihn zunächst umgebenden Gegenständen hernahm. Die Jünger fassten aber die Parabel geschichtlich auf, und stellten sie auch also dar, während er sie bloss auf seine Absicht aufmerksam machen wollte, sich künftighin nur in dringenden Fällen seiner Wunderkraft zu bedienen, und niemals böse Mittel, wenn auch zu guten Zwecken, zu gebrauchen. Eine solche Belehrung war gleich beym Beginne seines grossen Werkes nothwendig, da

Johannes schon auf Beeilung des Unternehmens drang, und die Jünger Jesu durch ihre Wundersucht zu übertriebenen Foderungen an seine höhere Kraft nur allzu geneigt waren; überdiess noch ihren Erwartungen auf irdische Herrschaft und Glanz schon von Anfang an kräftig begegnet werden muste. Dieser Zweck der Belehrung blieb unverrückt und konnte erreicht werden, selbst bey dem Missverstande der Jünger, die das für Geschichte nahmen, was bloss Parabel seyn sollte. — Die von Jesu Matth. XII, 10 ff. geheilte χεῖρα ξηράν hält der Vf. für eine verrenkte, verstauchte, und meint, die Herstellung des Mannes sey durch gewisse Manipulationen Jesu ins Werk gerichtet. Das blosse Wort Jesu könne diessmal die Heilung nicht hervorgebracht haben, weil sonst das folgende Gleichniss, von einem aus dem Brunnen herausgeholten Schaafe, nicht passen würde, als welches nur mit körperlicher Anstrengung geschehen könne. Auf diese Erklärung weist auch das ἀποκατεστάθη V. 13 hin: denn bey Hippokrates und Galen steht nicht bloss ἐμβάλλειν und ἐμβολή, sondern auch καθιστάναι und κατάστασις häufig von der Wiedereinrichtung verstauchter Glieder, welcher Sprachgebrauch mit reichlichen Citaten belegt ist. — Wegen der Erläuterung von Matth. XVI, 17. 18, wo ὅτι *si*, *quandoquidem*, und αἷμα καὶ σάρξ die Sinnlichkeit heissen, und der Sinn seyn soll: wenn deine Sinnlichkeit dir das nicht eingegeben hat und du deine irdischen Hoffnungen vom Messiasreiche wirklich hast fahren lassen, wenn du wirklich ein fester Fels bist — so werde ich auf diesen Felsen u. s. w. — wegen dieser Erklärung mag sich Hr. Past. *M.* vor dem Hn. *v. Mastiaux* und seinen Genossen in Acht nehmen. — Matth. XXVII, 51 vgl. Luc. XXIII, 45 wird für καταπέτασμα vorgeschlagen κατὰ πέτασμα: in der Nähe des Vorhanges vor dem Heiligen bekam durch das Erdbeben eine Halle oder die Mauer einen Riss von oben bis unten. — Matth. XXVIII, 17 wird οἱ δὲ ἐδίστασαν erklärt: andere aber trugen Bedenken, nahmen Anstand, nämlich Jesu durch Niederknien göttliche Ehre zu erweisen: denn vgl. Joh. XX, 17: noch befand er sich nicht im Stande der Erhöhung. — Marc. VIII, 24: ὡς δένδρα, so zahlreich, wie eine Menge Bäume im Walde. Jes. X, 18. 19. 2 Chron. I, 15. — Luc. VII, 35 nimmt der Vf. die Worte καὶ ἐδικαιώθη ἡ σοφία ἀπὸ τῶν τέκνων αὐτῆς πάντων als Ausspruch, welchen Jesus noch seinen Feinden in den Mund legt, die über ihn lieblos urtheilten: dieser Mensch geht mit Zöllnern und Sündern um, und da zeugen denn die Schüler von dem Werthe des Lehrers. Irrt Rec. nicht: so findet sich in der Allgem. Lit. Zeit. 1812. No. 174 eine ähnliche Ansicht der Stelle. — Luc. X, 41 ἑνὸς δέ ἐστι χρεία *sc.* πράγματος: man muss *Eins* thun, nur *ein* Geschäft treiben. Dem ἑνὸς steht das πολλά entgegen. Vgl. Matth. VI, 24. Luc. IX, 62. Sir. III, 22. XI, 9 — 10. — Die Parabel vom ungerechten Haushalter Luc. XVI, 1 — 10, wird besonders ausführlich S. 206 — 258 behandelt. Des Vfs. Erklärung nimmt folgenden Gang: die Parabel hängt mit den Cap. XV beygebrachten zusammen. Es war nicht genug, dass Jesus sagte, auch Zöllner sollen zu Mitgliedern des Messiasreiches aufgenommen werden, er musste auch zeigen, unter welchen Bedingungen eine solche Aufnahme zu erwarten sey. Die Personen, welche jetzt von ihm zu Jüngern angenommen wurden, bestanden mehrentheils aus Zöllnern und Zollpächtern, und desshalb erzählt er ihnen eine Geschichte von einem solchen Pachter. Dieser hatte nicht immer ehrlich und treu sein Geschäft verwaltet, desshalb benutzten Verläumder die Gelegenheit, ihn noch mehr anzuschwärzen, und klagten ihn an, er habe seines Herrn Güter durchgebracht. Er wird zur Rechenschaft gezogen, ihm wird mit Absetzung gedroht. Ganz kann er den Schaden nicht ersetzen, aber er thut, was er kann. Er revidirt Alles, schreibt die Ländereyen und ihren jetzigen Ertrag auf, und berechnet, wie viel von denselben jetzt noch an Zinsen könne gegeben werden. Es ergiebt sich, dass der eine Schuldner zwar nicht mehr, wie sonst, 100, aber doch noch 50 Malter Weizen, der andere nicht mehr 100, aber doch 50 Tonnen Öl als Zins liefern könne, und giebt nun jedem die schriftliche Anweisung in Gegenwart seines Herrn und und mit Zustimmung desselben dazu. Jesus will die Zöllner erinnern, vom ferneren Betruge abzustehen, den bisher geübten möglichst wieder gut zu machen, und sich von dem μαμμωνᾶς τῆς ἀδικίας auf eine solche Art loszumachen, dass sie an dem Messiasreiche wirklich Theil haben können. διαβάλλειν, verläumden. V. 2 ἀποδιδόναι τὸν λόγον, Rechnung ablegen, darthun das Verhältniss von Einnahme und Ausgabe, und zwar durch Revision der den Schuldnern übergebenen Grundstücke und ihres jetzigen Betrages. Der Haushalter ist als Oberzöllner zu denken. V. 5 προσκαλεῖν, vorfodern, aber in Gegenwart des Herrn. V. 6 γράμμα, *scriptura scripturariorum.* Der Haushalter liess Grundstücke, Vieh u. dgl., mit Weglassung dessen, was durch die Nachlässigkeit der Schuldner deteriorirt war, aufzeichnen, und bestimmte, wie viel Zinsen jeder Pachter noch geben könne. Es war eine blosse Herabsetzung des Pachtes. V. 8 ἡ γενεά, die von unserer Partey. Sinn: ihr Pharisäer fanget es mit eurer Proselytenmacherey schlecht an: denn ihr stosst die Menschen durch eure Intoleranz und Verketzerungssucht ab, klüger sind die Römer, die den Leuten ihre Fehler nachsehen, einigen Schaden verschmerzen, und zufrieden sind, wenn sie sich nur bessern. V. 9 μαμωνᾶς τῆς ἀδικίας, das ungerechte Gut, das sich die Zöllner erworben hatten. ποιήσατε u. s. w., machet euch, ihr Mammonsdiener (???), Freunde u. s. w. Sie sollen das unrechtmäfsig erworbene Gut noch möglichst gut anwenden, es den rechtmäfsigen Besitzern zurückgeben, zur Wohlthätigkeit benutzen u. s. w. εἰς τὰς αἰωνίους σκηνάς, in die Glückseligkeiten des Messiasreiches. ὅταν ἐκλίπητε, wenn ihr in traurige Lagen kommt, *sc.* bey der bevorstehenden Zerrüttung des jüdischen Staates und Volkes. — Die Erläuterung des Vfs. von Joh. I, 16 findet sich im Wesentlichen schon bey *Wetstein* und *Nösselt opuscul.* Fasc. II p. 180. — Überraschend und, so viel Rec. weiss, neu ist die Ansicht, welche der Vf. von dem Gespräche Jesu mit dem Nikodemus (Joh. III, 1 — 21) eröffnet. Die Absicht Jesu war nämlich keine andere, als zu zeigen, wie sehr seine und der Pharisäer Grundsätze und Vorstellungen von dem Messiasreiche verschieden seyen. So findet

die scheinbare Härte Jesu auf der einen und die Ungelehrigkeit des Nikodemus auf der andern Seite ihre Erklärung. Jesus kennt ihn nicht; die Lobrede, mit welcher er beginnt, erregt den Verdacht gegen ihn, dass er zu den schleichenden Pharisäern gehöre; im Verfolg aber wird er ein treuer Anhänger Jesu: denn die nachdrucksvolle Ermunterung des Erlösers zur μετανοια hatte ihn zu mächtig ergriffen. V. 12 — 14 fehlt der Zusammenhang, und es scheint Einiges ausgelassen zu seyn. V. 17 ist κρίνειν von dem irdischen Weltregimente des Messias, nach den unter den Juden herrschenden Vorstellungen, zu fassen, zugleich aber auch von dem Richter- und Straf-Amte desselben hinsichtlich aller Nicht-Israeliten. — Der Charakter der Samariterin Joh. IV, 4 — 42 wird hier in Schutz genommen, die Liebe nur habe sie auf Irrwege geleitet, und absichtlich mache Jesus sie darauf aufmerksam, dass der von ihr heimlich gehaltene verbotene Umgang mit einem Manne ganz bekannt sey. So weit wird man gewiss recht gern dem Vf. beystimmen. Ein anderer Fall aber tritt hinsichtlich der Vermuthung ein, sie sey zur Ehe mit ihren 5 ersten Männern gezwungen worden, und habe ihren gegenwärtigen Gatten schon früher geliebt, und wenn es nun von diesem V. 18 heisst: ὃν δὲ ἔχεις, οὐκ ἔστι σου ἀνήρ: so sey diess in dem Sinne zu nehmen: dein jetziger Mann liebt dich nicht, ist dir untreu. Indess zweifelt Rec. nicht, dass der Vf. diese Vermuthung allenfalls aufgeben würde. (Vgl. S. 294.) — Hinsichtlich der Perikope von der Ehebrecherin Joh. VIII, 1 — 11 bringt der Vf. beachtungswerthe Bemerkungen bey gegen die von Hn. D. *Paulus* für ihre Unächtheit aufgestellten Gründe, ohne indess dieselbe gerade für ächt zu erklären. Schwerlich dürfte sich auch ihre Ächtheit, d. h. ihre formelle Abkunft von dem Verfasser des Johanneischen Evangeliums, denen glaublich machen lassen, welche die grosse Sprachverschiedenheit in ihr und dem übrigen Evangelio erwogen haben. — Joh. IX, 7 wird ὃ ἑρμηνεύεται als fremdes Einschiebsel genommen und ἀπεσταλμένος mit dem folgenden ἀπῆλθεν verbunden. — Scharfsinnig ist den Weg, den der Vf. zur Erklärung von Joh. XVI, 8 — 11 einschlägt. Der Geist, den Jesus verheisst, soll die Welt belehren περὶ ἁμαρτίας, von der Thorheit ihres Unglaubens gegen ihn, Andere περὶ δικαιοσύνης, d. i. von seiner guten Sache, und endlich noch Andere περὶ κρίσεως, von der Absonderung des Judenthums (ἄρχων τοῦ κόσμου τούτου) d. i. von der völligen Trennung des Mosaismus und des Christenthums. — Rec. glaubt, den Charakter und Geist der vorliegenden Schrift durch die gegebenen Proben hinlänglich bezeichnet zu haben. Eine Ährenlese von Erläuterungen, die von Sachkenntniss und exegetischem Tacte zeugen, kann den Auslegern des N. T. nur willkommen seyn, wenn man dem Vf. auch nicht in allen Stücken beypflichten sollte. Der Mann von Fach weiss, dass bey Auslegung alter Schriftsteller die Individualität des Erklärers sich unmöglich immer verleugnen lässt. So z. B. wollen Rec. die S. 82. 206. 208. 214. 264 beygebrachten Erklärungen nicht zusagen, und wenn S. 281 und 319 zur Aufhellung zweyer Johanneischer Stellen auf ein hebräisches Urevangelium, als Urquelle unseres vierten evangelischen Geschichtschreibers, zurückgewiesen wird: so dürfte diese Hypothese, bey näherer Betrachtung der Sache, wohl vom Vf. selbst am ersten aufgegeben werden. Rec. wünscht, recht bald wieder ein so lehrreiches Buch als dieses von Hn. *M.* anzeigen zu können.

H + M.

WIEN, b. Doll: *Beyträge zur Erklärung des Evangeliums Matthäi für Sprachkundige.* Von *Ferd. Gregor Mayer*, Dr. der Theol., ehemal. Prof. der griechischen u. hebräischen Sprache an der Universität zu Wien u. Domdechant zu Linz. 1818. VI u. 340 S. gr. 8.

Der Vf. dieses Buchs wollte, unter der Voraussetzung, Matthäus habe sein Evangelium in der zu den Zeiten Jesu und der Apostel in Palästina herrschenden Sprache, „der babylonischen oder ostaramäischen," geschrieben, Beyträge zur Erklärung dieses Buchs grösstentheils „aus syrischen oder westaramäischen Schriftstellern" liefern. Zugleich wollte er seine katholischen Leser aufmerksam machen auf die willkührliche Auslegungsart, die seit einiger Zeit unter den protestantischen Auslegern herrschend geworden, und sie in den wahren Grundsätzen der Auslegung befestigen. Unter der "willkührlichen Auslegungsart" der Protestanten ist bey dem Vf. jede Erklärung zu verstehen, welche mit den Lehrsätzen der katholischen Confession nicht harmonirt, besonders aber jeglicher Versuch neuerer Exegeten, das einfache, den wundervollen Erzählungen des N. T. zum Grund liegende, Factum auszumitteln. *Paulus*, *Thiess* und *Kuinöl* sind die Hauptgegner, welche Hr. *M.* zu bekämpfen unternimmt; doch lässt er ihnen immer noch einige Gerechtigkeit wiederfahren, so lange sie nur seinem System nicht zu nahe treten. Überhaupt ist der Vf. zu unterrichtet, um bloss den blinden Polemiker gegen den Protestantismus zu machen; er nutzt vielmehr ältere und neuere protestantische Schriftsteller. Mit den Werken des Syrers Ephraem, des Abulfaredsch und der Peschito hat er sich sehr angelegentlich beschäftigt und in den Schriften der Kirchenväter, auf deren Auslegungen er sehr häufig zurückgeht, auch der Profanscribenten, die er zur Erklärung des Sprachgebrauchs anführt, zeigt er eine schöne Belesenheit. Schade, dass der Gebrauch des Buches, dem Rec., bey der Beschaffenheit des exegetischen Studiums im Vaterlande des Vfs. und anderen katholischen Ländern, recht viele Leser wünschen muss, durch eine zahllose Menge von Druckfehlern entstellt ist. Die auf beynahe 6 Seiten Anhang bemerkten, weisen lange nicht alle vorhandenen nach, bieten hingegen mannichfaltigen Stoff zu einem neuen Druckfehler-Verzeichniss, und bey den Citaten muss der Leser oft mehr als „sprachkundig" seyn, um sie zu verstehen. Rec. will die Erläuterungen des 3ten Capitels etwas genauer anführen, um den Lesern der Literatur-Zeitung ein Bild von diesem, im protestantischen Deutschlande vielleicht nicht sehr bekannt gewordenen, Buche zu geben. V. 1. δὲ wird als

ächt vertheidigt. Es erschien nur vielen Auslegern deſshalb als verdächtig, weil es Cap. III. enge mit C. II. verband, da doch beide der Zeit nach bedeutend auseinander liegen. V. 4. αὐτὸς wird aus dem Syr. ܗܘ (der Vf. hat, wahrscheinlich aus Mangel an syr. Typen, das Syrische mit hebräischen Buchstaben drucken lassen) für Eigennamen erklärt. μέλι ἄγριον wird mit Verweisung auf Björnstahls Briefe vom Bienen-Honig verstanden, nicht vom Baum-Honig. V. 5. soll καὶ vor πᾶσα ἡ περίχωρος nicht heiſsen *inprimis, maxime*, weil — es diese Bedeutung in dem gleich vorhergehenden καὶ πᾶσα ἡ Ἰουδαία nicht haben könne (!!!!?) Bey V. 6. bemerkt der Vf., zu den Zeiten des Täufers habe es bey den Juden noch keine Proselytentaufe gegeben, diese sey erst später aus Folgerungen, die das mosaische Gesetz von den Reinigungen veranlaſste, entstanden, sie haben aber in dem mosaischen Gesetze selbst keinen Grund und Josephus scheine sie nicht gekannt zu haben. Johannes Taufe wäre also keinesweges eine Nachahmung der Proselytentaufe gewesen u. s. w. Zu V. 9. wird gegen *Kuinöl* behauptet, δοκεῖν stehe hier nicht pleonastisch, sondern entspreche in der Sprache der LXX. dem aramäischen צבא *velle*. Dan. IV, 14. 22. 29. Abulfar. V. 9. 51. 68. Über den schwierigen V. 11. weiſs der Vf. „nichts Neues zu sagen," nur soll βαπτίζειν ἐν πνεύματι ἁγίῳ weder heiſsen: *cumulatim tribuere bona divina*, noch auch *accuratius et plenius edocere doctrinam divinam*. Johannes Taufe hatte einen moralischen Zweck, den sie aber nicht gehörig fördern kann, dieſs sagen die Worte ἐγὼ μὲν βαπτίζω ὑμᾶς ἐν ὕδατι (??). Er, der nach dem Täufer auftritt, — wird die moralische Reform — auf eine übernatürliche Art in dem Gemüthe des Menschen bewirken: αὐτὸς ὑμᾶς βαπτίσει ἐν πνεύματι ἁγίῳ. Der Beysatz καὶ πυρί ist ganz bildlich und soll — nur sagen, daſs die übernatürliche Kraft, mittelst welcher das Innere des Menschen gereiniget werden soll, gleich dem Feuer, welches das stärkste natürliche Reinigungsmittel (!?) ist, wirksam werde. V. 15. wird δικαιοσύνη, nach dem Syr. ܟܐܢܘܬܐ *ceremonia, vitae, mos* erklärt. V. 16. ἀνεῴχθησαν οἱ οὐρανοὶ sey weder *Paulus*, noch *Kuinöls* Erklärung: *der Himmel heiterte sich auf* und *fulgurabat*, richtig. Das καὶ εἶδε müsse wörtlich von einer Erscheinung gedeutet werden. *Kuinöl* mit seiner Anmerkung *tales conatus etc.* verdrehe die Stelle, und, heiſst es darauf: „Wenn man die heil. Schrift auf solche Art erklären darf: so weiſs ich nicht, welches von beiden, ob die heil. Schrift, oder ihre Erklärung und Auslegung in den Augen jedes vernünftigen Lesers abschätziger (sic) werden müsse." V. 17. φωνὴ ἐκ τῶν οὐρανῶν heiſse weder mit *Kuinöl sonabat*, noch sey es mit *Paulus* von einer *Bath Kol* zu verstehen. Das letzte sey eine „rabbinische Grille," und „weder ein *Donner*, noch eine *Bath Kol* würde das deutlich genug gesagt haben, was Gott der Welt bey dieser Gelegenheit hat offenbaren wollen." Möchte doch Hr. *M.*, ehe er diese Behauptung niederschrieb, Joh. XII, 28. 29. erwogen haben! Indeſs nur bey Attentaten auf die Wunder geräth Hr. *M.* also in Harnisch und Hitze, gewöhnlich fertigt er fremde, abweichende Meinungen mit einem „verdient keine Widerlegung" (S. 12.) „ungereimt" (S. 77.) u. dergl. ab. Protestantische Ausleger dürften in den Sacherläuterungen des Vfs. schwerlich etwas Neues, und für sie Brauchbares finden; wer indeſs die Ansicht desselben hinsichtlich des Ursprungs unseres griechischen Matthäus theilt, dürfte von den hier dargebotenen Worterklärungen manche Gabe mit Dank empfangen. Dabey müſste man denn freylich öfters eine gröſsere Genauigkeit des Ausdrucks wünschen. So wird bey II, 6. behauptet, aus den von den Auslegern citirten Stellen erhelle nicht, was sie daraus beweisen wollen, nämlich, daſs γῆ auch die Bedeutung *Stadt* habe, und dann fortgefahren: „Ich würde mich lieber auf den aramäischen Sprachgebrauch berufen." Die Note verweist dann auf *Grimm* syr. Chrestomath. S. 66. und dann Peschito Gen. XXIV, 60. vergl. den hebr. Text. Wer kann aus dieser Bemerkung wol klug werden? Oder war es dieſsmal vielleicht das dunkle Gefühl des Vfs., daſs es mit seiner Behauptung nichts sey, die ihn so unklar reden lieſs? In *Grimms* Chrestomathie ist auf der citirten Seite nichts zu lesen, was hier Aufklärung geben könnte, und in der Peschito steht ܐܬܪܘܬܐ *regiones, terrae* für das hebr. שׁער, offenbar als erklärende Umschreibung, nach welcher das undeutliche *Thor der Feinde*, welches für *Städte der Feinde* gesetzt ist, aufgelöst wird in *Länder der Feinde*. Manche Versuche dieser Gattung halten nicht Stich. Dahin rechnet Rec. die Erklärung des ἐσκανδαλίσθησαν Matth. XV, 12 durch *Zürnen, aufgebracht werden*, aus dem Gebrauche des syrischen ܐܬܟܫܠ, Barhebr. p. 47. 49. 255. 266. 290, da die gewöhnliche Bedeutung des griechischen Wortes hier vollkommen ausreicht. Wenn Matth. XVI, 23 Jesus den Petrus σατανᾶ nennt: so soll dieser Ausdruck in der Sprache des Heilandes „wahrscheinlich auch eine mildere Bedeutung zulassen." Dabey wird auf Abulfaradsch S. 131 verwiesen, wo der Chaliph Mansur dem christlichen Arzte Georg, Sohn des Bochtischwa, der eine alte Frau hatte, drey schöne junge Mädchen schickte, und dieser, als Christ erzürnt über eine solche Verführung zum Ehebruche, im Zorn den Überbringer derselben Satan nennt. — Ungeachtet dieser Mängel rechnet Rec. das vorliegende Buch zu den erfreulichen Erscheinungen im Gebiete der katholisch-exegetischen Literatur, und das vom Vf. öfters abgelegte Geständniſs, diese oder jene Stelle nicht zur eigenen Zufriedenheit deuten zu können (z. B. S. 63. 86. 96. 259. 268. 298), gereicht ihm gewiſs mehr zur Ehre, als die kühne Unfehlbarkeit, womit manche andere neuere Ausleger so häufig das unzweifelhaft und einzig Richtige getroffen zu haben behaupten.

H + M.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

1) Petersburg, in der Druckerey der Akad. der Wissensch.: *C. M. Fraehnii*, Rostochiensis, *de academiae imperialis scientiarum Petropolitanae museo numario muslemico prolusio prior*, qua, dum confiat accurata descriptio, ejus copia et praestantia obiter contuenda proponitur. Particula prima. 1818. 53 S. 4. (1 Rthlr. 3 gr.)

2) Ebendas., b. Mayer, u. Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Novae Symbolae ad rem numariam Muhammedanorum ex Museis Pflugiano atque Manteufeliano Petropoli, nec non Nejelowiano Kasani*, edidit Doct. *C. M. Fraehn*, S. M. I. R. a consil. Colleg. etc. etc. Accedunt quinque tabulae lapide expressae. 1819. 48 S. 4. (1 Rthlr.)

3) Ebendas., in der Druckerey der Akad. der Wissensch.: *Antiquitatis Muhammedanae Monumenta varia*, explicuit *C. M. Fraehn*, Th. et Ph. D. etc. etc. Particula 1. Epitaphium Cuficum Melitense et onyx Cuf. Sorano-Neapolitanus. 1820. VI u. 76 S. 4.

Hr. *Frähn* fährt in seinem neuen, grösseren Wirkungskreise zu Petersburg fort, für die orientalischen Studien, und insbesondere für seine beiden Lieblingsfächer, die moslemische Numismatik und Paläographie, unermüdet thätig zu seyn, dort jetzt durch einen ungleich reicheren Vorrath von Hülfsmitteln, als früher zu Kasan, unterstützt, namentlich durch das grosse Münzcabinet der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, und die auserlesene Sammlung orientalischer Handschriften, welche vor kurzem durch Romanzofs und Uwarofs Fürsorge aus dem Besitze des französischen Consuls Rousseau zu Aleppo angekauft, und nach Petersburg geschafft worden ist. Überdiess scheinen Russlands natürliche Verhältnisse ganz dazu geeignet zu seyn, das Studium der orientalischen Literatur in Petersburg vorzüglich zu begünstigen und zu fördern, und die Regierung hat durch die Berufung zweyer Lehrer für die morgenländischen Sprachen von Paris, der Hnn. *Demanges* und *Charmois*, gezeigt, dass sie diesen Umstand für die Zukunft weniger unberücksichtigt zu lassen, geneigt sey. Von den beiden eben erwähnten, zu Petersburg jetzt befindlichen Schatzkammern für orientalische Gelehrsamkeit wird Hr. *F.*, als Director des ganzen asiatischen Museums, uns ausführliche Beschreibungen liefern. Ehe er jedoch diese, jahrelange Arbeiten erfodernden Werke dem Publicum übergeben konnte, wollte er eine Übersicht des darin zu Erwartenden mittheilen, und aufmerksam machen auf das, was in jenen Sammlungen als das Wichtigste zu betrachten seyn möchte. Den vorläufigen Bericht über die arabischen, persischen und türkischen Handschriften hat er in einer Beylage zu No. 91 der Petersburgischen Zeitung vom J. 1819 gegeben, den über das Münzcabinet in einer der hier anzuzeigenden Abhandlungen.

Die Schrift No. 1 nämlich macht uns bekannt mit dem Umfange, und der vom Vf. getroffenen Eintheilung der ganzen Petersburgischen orientalischen Münzsammlung, sowie mit einzelnen merkwürdigeren Münzen derselben. Hr. *F.* behauptet, und wohl mit Recht, dass diese Sammlung, deren genauere Kenntniss schon längst von Gelehrten, wie *O. G. Tychsen* und *T. C. Tychsen*, gewünscht worden, alle bisher in Europa bekannt gewordenen Sammlungen orientalischer Münzen, wie die Borgianische, Nanianische, Göttingische, Potocianische und Fuchsische weit übertreffe an der Zahl sowohl, als an der Wichtigkeit der Münzen. Die Zahl wird zwar durch Abzug der Dubletten um drey Viertheile verringert, bleibt aber dennoch immer höchst ansehnlich. Hn. *F.* wurden übergeben 18297 einzelne Münzen, ausser welchen noch ein vom Vf. noch nicht durchmusterter Vorrath vorhanden seyn soll. Aus jener Menge hatte er bereits durch mühsame Arbeit 14574 Dubletten ausgeschieden, und war mit dieser Sonderung noch nicht ganz zu Ende. Die ungeheure Anzahl von Dubletten findet sich vorzüglich in den Münzen der Samaniden und der Dschudschiden. Erstere kommen bekanntlich auch an allen Ostseeküsten so sehr häufig vor, und der Überfluss an letzteren in Russland ist leicht zu erklären aus der Nachbarschaft des Dschudschidischen Reiches. Von den Samanidischen Münzen kommen im Petersburgischen Cabinette 50 — 80 Exemplare einer und derselben vor, von den Dschudschidischen gar 100 — 300 Exemplare. Von diesem Überflusse könnten dann alle russischen und auswärtigen Universitäten hinlänglich versorgt werden. Vor ungefähr 80 Jahren verfertigte *Kehr* ein Verzeichniss eines Theiles der Sammlung, in welchem arabische, persische, türkische und tatarische Münzen aufgeführt sind, abgedruckt im *Petersburgischen Museo*, B. 2 Th. 3

1745; aber nach Hn. *F's.* Versicherung ist dieses Verzeichniss in jeder Hinsicht mangelhaft und fehlervoll, welches er bey seinen weiteren Untersuchungen darzuthun Gelegenheit haben wird. Hr. *F.* hat, nach Abzug der Dubletten, den gesammten Vorrath in folgende 15 Classen vertheilt: 1) Münzen der Chalifen, und zwar a) der Damaskischen und Spanischen Ummajaden, b) der Abbasiden; 2) der Soffariden; 3) der Samaniden; 4) der Sebekteginiden; 5) der Dschudschidischen Chane, oder Chane der goldenen Horde; 6) der Giraï-Chane, oder Krimmischen Chane; 7) der Hulaguïden; 8) der Dschelaïriden oder Ilchaniden; 9) der Dschaghataïschen Chane, Timurlenks und der Timuriden; 10) der Patanischen Sultane in Dehli; 11) der Timuriden in Indien; 12) der Usbekischen Chane zu Bochara; 13) der Osmanischen Sultane; 14) der Schahe von Persien (die Bezeichnung *Schahe* scheint uns doch nicht bestimmt genug; es könnten ja auch hier die Familien genannt werden); 15) zweifelhafte Münzen. Es ergiebt sich hieraus, dass diese Münzsammlung vorzüglich für die Geschichte der Moslemischen *Tataren* wichtig ist. Die Classen 1 — 4, welche lauter Münzen mit Cufischer Schrift enthalten, denkt der Vf. im ersten Bande seiner vollständigen Beschreibung abzuhandeln, die Classe 5 im zweyten, und die sämmtlichen übrigen im dritten. Die in dieser Schrift von ihm geschilderten einzelnen Münzen sind aus den vier ersten Classen, und zwar solche, die bisher noch nicht bekannt gewesen, und deren Gepräge sich ohne Kupferstiche hinlänglich darstellen liess. Wir erwähnen von diesen hier nur einer, in historischer Hinsicht sehr merkwürdigen, welche aus der Zeit der Samanidischen Herrschaft stammt, und vom Vf. mit Recht *numus unicus suo in genere, monumentum historicum incomparabile* genannt wird. Sie ist geschlagen zu Nischabur, A. H. 309, führt auf der einen Seite das Sunnitische Glaubensbekenntniss und auf der anderen die Worte: لله المويد لدين الله المنتصر لال رسول الله ليلي بن نعمان, d. i. *Deo! Confirmator religionis divinae, defensor gentis legati divini, Leila filius Noomani;* mit der Umschrift: افمن يهدي الي الحق احق ان يتبع امن لا يهدي الا ان يهدي فما لكم كتب تحكمون, d. i.: „*num qui ad veritatem dirigit dignior est, cui adhaereatur? an is, qui non dirigit nisi ut dirigat? Jam quod vobis scriptum est, judicabitis.*“ Wer kann dieser, mit solchen Titeln geschmückte *Leila ben nooman* seyn, der es wagen durfte, unter der Herrschaft der Samanidischen Sultane, in einer der Hauptstädte des Reichs, in Nischabur, auf *seinen* Namen Münzen schlagen zu lassen? Schon die Titel, vorzüglich der *Vertheidiger des Geschlechtes des Propheten,* und die Umschrift, welche einen Unterschied macht zwischen der *eigentlichen* und der bloss *angeblichen* Leitung zur Wahrheit, führen darauf, dass hier Verhältnisse der unterdrückten *Aliden* zum Grunde liegen, welche die Ansprüche auf das Chalifat nie aufgaben, sich als die alleinigen Besitzer des wahren moslemischen Glaubens betrachteten, und daher den Namen ال الهدي, *gens verae directionis,* annahmen, und erwarteten, dass aus ihrem Geschlechte einst hervorgehen werde الناطق بالحق, *is, qui loquitur veritatem.* (Hr. *F.* übersetzt diesen Ausdruck: الناطق بالحق, durch: *loquens per os aeternae veritatis;* aber unserer Überzeugung nach ist der Sinn kein anderer, als: *loquens veritatem.* Denn das Verbum نطق, *loqui,* nimmt die Sache, welche gesprochen wird, mit der Präposition ب zu sich, wie es auch *Golius* anführt, welcher sich auf die arabische Übersetzung des N. T. beruft, wo es Luc. 24 V. 25 heisst: ايمان بكلما نطقت به الانبيا, d. i.: „Glauben an *alles das, was* gesprochen haben die Propheten.“ Eben so steht in den ersten Zeilen des Buches *Fakehet el cholafa* فاكهة الخلفا von Achmed ebn arabschah: الحمد لله الذي — نطقت الجمادات بقدرته, d. i.: „*Laus Deo, cujus potentiam etiam res inanimatae eloquuntur.*“) Eine Stelle in der Geschichte des Mirchond giebt über die Entstehung jener Münze weiteren Aufschluss, und wird selbst durch die Münze völlig bestätigt. Gegen Anfang des 4 Jahrhunderts der Hedschra behauptete einer der von den Abbasiden verfolgten Aliden, Namens Hasan ben ali atrusch, an den südlichen Ufern des kaspischen Meeres, in Dilem, Ghilan und Tabaristan eine unabhängige Herrschaft. Nach seinem A. H. 304 erfolgten Tode herrschte in Tabaristan Kasem ben hasan, vielleicht ein Sohn des Atrusch. Dieser sandte seinen Feldherrn Leila ben nooman, welcher schon dem Atrusch gedient hatte, aus, um in Dschordschan, Kumes und Chorasan die Alidische Herrschaft auszubreiten. Leila drang bis Nischabur vor, und liess dort für seinen Herrn das Kirchengebet halten, ward aber dann von dem gegen ihn abgeschickten Humaje, Feldherrn des Samanidischen Sultans Nasr, dort überfallen, und nach hartnäckiger Gegenwehr überwältigt und erschlagen. Dieser Bericht Mirchonds wird nun durch unsere Münze noch dahin vervollständigt, dass Leila zu Nischabur nicht bloss seines Herrn Ansehn, sondern auch sein eigenes zu befestigen bemüht gewesen, und darin so weit gegangen, mit Vernachlässigung des Chalifen, des Sultans und seines Fürsten, nur seinen eigenen Namen auf die Münzen setzen zu lassen, welches im Oriente als eines der wichtigsten landesherrlichen Rechte angesehen wird.

In der Schrift No. 2, mit welcher der Vf. seiner vaterländischen Universität Rostock bey ihrer vierten Jubelfeyer Glück gewünscht, beschreibt derselbe, grösstentheils nur kurz, merkwürdige und fast lauter bisher noch nirgends bekannt gewordene Münzen aus drey verschiedenen Sammlungen, nämlich der des Colle-

gienassessors *Pflug*, der des Senators Graf *Mannteufel* zu Petersburg, und der des Hn. *von Nejelow* zu Kasan. Aus der Pflugischen Sammlung hat der Vf. schon einmal, nämlich in seinen: *Beyträgen zur Muhammedanischen Numismatik aus St. Petersburg*, Berlin, 1819, Interessantes mitgetheilt; es hat aber diese Sammlung einen neuen Zuwachs erhalten durch eine beträchtliche Anzahl von Münzen, welche 1802 nicht weit von Welikie Luki, in der Provinz Pskowsk, an dem sandigen Ufer des Flusses Lowat gefunden wurden. Diese sind grösstentheils Samanidische, geschlagen in den Jahren 924 — 976, und daher neue Zeugen für den Handelsverkehr, welcher im zehnten Jahrhundert mit indischen Waaren durch Russland nach der Ostsee Statt fand. Die hier aufgeführten Pflugischen Münzen sind vorzüglich Samanidische, Buwaihidische, Sijaridische oder Sijadidische, eine Hamdanidische und eine Chareemschahische. - Sijariden, oder richtiger wohl Sijadiden, nennt der Vf. nämlich, nach dem Beyspiele vieler moslemischer Geschichtschreiber, die Nachkommen des Sijad, des Vaters des Mardawidsch und Waschmegir, eine Dynastie, welche den Wahsehadaniden in Dilem folgte, und daher gewöhnlich *Dilemiten* genannt worden ist, aber allerdings unpassend, da der Name Dilemiten in weiterer Bedeutung genommen, und auch auf die Buwaihiden angewendet wird. Bey dreyen dieser Münzen entsteht für die Erklärung die Schwierigkeit, dass sie die Jahreszahlen 361. 365. 366 und den Namen: Sahir eddaule abu manssûr waschmegir führen, da doch der uns bekannte Waschmegir ben Sijad nach dem unverdächtigen Zeugnisse der moslemischen Geschichtschreiber schon A. H. 356 gestorben seyn soll. Hr. *F.* löst diesen Widerspruch auf eine befriedigende Weise dadurch, dass er annimmt, es seyen diese Münzen von dem Sohne des Waschmegir, genannt Bistun, in dessen Regierung die Prägejahre fallen, geschlagen worden; vor dem Worte Waschmegir sey nach persischer Weise das Wort بن, *ben*, d. i. Sohn, zu suppliren, und es habe Bistun sich, ausser mit seinem Ehrennamen *Sahir eddaule* und seinem *Hyionymico Abu manssûr*, nur mit seinem *Patronymico Ben Waschmegir* auf der Münze genannt, wie sich dieses eben so auf Münzen des Buwaihiden Rokn eddîn findet, der sich auch nur *Ben buwaih* nennt. Unter den aus der Mannteufel'schen Sammlung hier aufgeführten Münzen zeichnet sich besonders eine zweyte *Taharidische* aus, da bisher nur erst eine Taharidische bekannt geworden. Sie ist geschlagen A. H. 209 zu Sarendsch in Sistan, und führt den Namen Talha, طلحة, welcher hier ohne Zweifel den Talha ben taher bezeichnet, der nach des Vaters Tode vom Chalifen Mamun zum Statthalter der Provinzen zwischen dem Tigris und Jexartes ernannt ward. Die Münze hat ferner noch den Namen Mohammed, welchen Hr. *F.* auf Talhas Bruder Mohammed ben abd allah bezieht. Die aus der Nejelowianischen Sammlung mitgetheilten Münzen wurden auf der Messe zu Nischnei Nowogrod von einem armenischen Kaufmanne gekauft, welchen Hr. *F.* für den weitgereisten *Peter Jacob Sohn des Onanin* hält, der ihm 1813 zu Kasan einen ungeheuren Vorrath aus dem Inneren von Asien gesammelter Münzen vorzeigte. Unter diesen Münzen finden sich zwey, geschlagen A. H. 400 zu Farghana, mit dem Fürstennamen Nasr ben ali, welchen Hr. *F.* auf einen der Turkestanischen Chane bezieht, die mit den Sebekteginiden die Samanidische Herrschaft stürzten, deren Geschichte uns aber nur noch höchst unvollkommen bekannt ist.

In der Vorrede zu No. 3 bemerkt der Vf., wie er sich davon überzeugt habe, dass ein sehr grosser Theil der bis jetzt bekannt gemachten *Kufischen Inschriften* auf alten arabischen Denkmälern auf die willkührlichste und unvollkommenste Weise gedeutet worden sey, indem z. B. unter der bedeutenden Anzahl von Inschriften, die des *Rosario Gregorio Rerum arabicarum, quae ad historiam Siculam spectant, ampla Collectio* enthält, nur *sechs bis sieben* wirklich richtig gelesen und erklärt worden. Dieser Umstand bewog ihn zu dem Entschlusse, eine Reihe der merkwürdigsten schon herausgegebenen Kufischen Inschriften einer neuen Untersuchung zu unterwerfen, sowie auch noch nicht bekannt gemachte, in Russland befindliche Inschriften dieser Art zu entziffern, und die Resultate seiner Forschungen in einzelnen Abhandlungen mitzutheilen. Die Reihe dieser Abhandlungen eröffnet gegenwärtige Schrift, welche ausführlich die bisher versuchten Erklärungen, und die vom Vf. als die richtigen gegebenen zweyer berühmter kufischer Inschriften entwickelt. Die erste derselben ist die grosse *Malthesische Grabschrift*, welche *Italinsky* im ersten Bande der Fundgruben des Orients mit einer Erklärung bekannt machte. Der Rostocker *Tychsen*, welchem die *Italinskysche* Erklärung nicht genügte, versuchte eine andere, und theilte sie Hn. *F.* mit, welcher seinerseits auch schon manche Berichtigungen aufgefunden hatte. Die hier von Hn. *F.* gegebene Erklärung weicht besonders in der vierten Abtheilung jener Grabschrift von den Versuchen *Italinskys* und *Tychsens* ab; es lautet in ihr diese vierte Abtheilung also: انظر بعينيك هل في الارض

من باق او دافع الموت او للموت من راقي

الموت اخرجني قصرا ويا اسفي لم تنجني منه

ابوابي واغلاقي وصرت رهنا بما قدمت من عمل

محتضر علي وما خلفه باقي: „*Oculos attolle, et vide, sitne in terra, qui perennet, aut qui repellat mortem, aut mortem qui magicis averruncet artibus. Mors me sustulit violenter, nec eheu! me miseram salvare potuerunt portae meae, neque serae meae. Jam oppignerata teneor cum pro iis, quae praemisi, operibus ibi mihi repraesentandis, tum pro eo, quod retro reliqui.*" Dass diese Lesung den bisher vorgeschlagenen weit vorzuziehen sey, hat der Vf. einleuchtend dargethan; über einige Worte in den anderen Abthei-

lungen der Inschrift ist er selbst noch zweifelhaft. S. 22 bemerkt er, dass das Verbum تُوفي, *mortuus est*, im Passivo auszusprechen sey; eine Ansicht, die auch der Kamus vollkommen bestätigt, indem es, in der Kalkutta'schen Ausgabe, über diese Bedeutung von وفي darin heisst: وتوفاه الله قبض روحه, d. i.: *eum Deus: id est, abstulit ejus animam*, woraus sich ergiebt, dass توفي in der activen Form auch active Bedeutung: *tödten*, habe. Die zweyte, ganz kurze Inschrift ist die des vor einigen Jahren bey Sora in Calabrien gefundenen Onyx, an welcher sich *Adler*, ein ungenannter Berliner, *Sylvestre de Sacy* und *Tychsen* versuchten. Hr. *F.* liest sie, von allen seinen Vorgängern abweichend: ليس يخلي من القدر حذر وابي ولا حذر, und übersetzt: *Non vacat metu fati divini prudentia speculans, nec cautio.* Wir würden lieber setzen: *Non effugis fatum prudentia speculans, nec cautio:* denn يخلي منه bedeutet nach dem Kamus تركه. Angenehm würde es gewiss den Lesern gewesen seyn, wenn Hr. *F.* das *Fac simile* der Inschriften der Schrift beygefügt hätte. Möge er auf dem von ihm mit so vielem Glücke betretenen Wege fleissig fortschreiten, und uns bald mit der Fortsetzung dieser so gehaltreichen Abhandlungen beschenken!

G. K.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

BREMEN, b. Heyse: *C. Ludger's Rudiments of German Grammar*, a Pocket Companion to the English Traveller and Man of Business. 1814. 102 S. 8. (Geheftet 16 gr.)

Die gute Aufnahme, welche des Vfs. im J. 1808 unter dem Titel *Gramatica sucinta del Idioma Aleman* erschienenen Anfangsgründe der deutschen Sprache bey den Spaniern fanden, die damals in und um Hamburg cantonirten, bewog ihn, ein ähnliches Werk für die Engländer auszuarbeiten: und was sich von der Grammatik einer in jeder Hinsicht so schwierigen Sprache, als die deutsche ist, auf so wenige Seiten zusammendrängen lässt, das hat der Vf. in lichtvoller Ordnung aufgestellt. Unrecht würde es daher seyn, Kleinigkeiten tadeln zu wollen, z. B. die Bezeichnung der Aussprache des *v* durch *vau*, da der Engländer das *v* so ausspricht, wie der Deutsche das *w*; ferner dass der deutschen Sprache sechs Vocale, *a, e, i, o, u, y*, zugeschrieben werden, da doch das *y* mit dem *i* zusammenfällt, und dagegen *ä, ö, ü* als einfache Vocale hätten aufgestellt werden sollen. Das Werk entspricht im Ganzen seiner Bestimmung auf eine lobenswerthe Art, und solche Kleinigkeiten können bey einer zweyten Auflage leicht verbessert werden.

Rw.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Jena: Versuch die Begriffe der Moral und Religion und beider Verhältniss recht und fest zu bestimmen* von *J. G. Heynig*, Doct. Philos. und privatisirendem Gelehrten zu Kösen bey Naumburg an der Saale. 1820. VI u. 59 S. 8. (5 gr.)

Das französische Pressgesetz vom J. 1819 und die Verhandlungen darüber in der Ständeversammlung gaben dem Vf. Veranlassung zu einem kleinen Aufsatze, den er dem *Naumburger Wochenblatte* einrücken liess. Er hatte darin die Religion als Ausfluss der Moral vorgestellt, und behauptet, der beste Moralist und Philosoph sey auch der beste Kirchenlehrer. Diesem Aufsatze waren bey dem Abdrucke etliche Fragezeichen eingeschoben. Dadurch fand sich Hr. *H.* aufgefodert, die als zweifelhaft bemerkten Behauptungen deutlicher darzustellen. Es antwortete ihm aber „der Setzer der Fragezeichen" in einem Aufsatze, der mit der seltsamen, *Reinhard* nachgesprochenen Behauptung begann: „Wer die Religion auf die Moral gründet, der erniedrigt sie zur Dienerin der Sinnlichkeit." Hn. *H's*. Erwiederung wurde nicht aufgenommen, er lässt sie also hier, etwas verändert und erweitert, mit den drey Aufsätzen aus dem Naumburger Wochenblatte zusammen drucken.

Wir finden bey Hn. *H.* allerdings manches Richtige und Gute; allein um die Sache befriedigender aus einander zu setzen, hätte er auf den Grund der Verschiedenheit zurückgehen und Alles tiefer fassen müssen. Ob wir gleich die ihm entgegengestellten Äusserungen für unbedeutend halten: so kommt es uns doch auch vor, als könne der Gegner Vieles, was Hr. *H.* wider ihn sagt, zugeben, ohne sich in der Hauptsache überwunden zu erkennen.

Unter die treffendsten Bemerkungen und Erwiederungen rechnen wir das, was über die Abgötterey gesagt ist.

In der Vorrede giebt der Vf. Nachrichten von seinem Leben, und erklärt sich mit Recht wider einige Bestrebungen unseres Zeitalters; und die letzten Seiten enthalten ein Verzeichniss seiner vornehmsten philosophischen und historischen Schriften. Wenn er daraus, dass eine an Redactionen von Literaturzeitungen eingesandte Schrift nach 2 Jahren noch nicht recensirt ist, schliesst, man sey und arbeite heimlich wider seine Schriftstellerey: so irrt er gewiss aus Mangel an Kenntniss der Umstände, welche, bey aller Unparteylichkeit der Redaction und der Recensenten, die Anzeige eines Buches verzögern können.

H.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN. *Nürnberg*, in Commiss. b. Riegel u. Wiesner: *Anleitung zum dienstlichen Verfahren für die Landwehr bey ihren Dienstleistungen und sonstigen Ausrüstungen.* Eigens für dieselbe bearbeitet und zur leichten Übersicht geordnet von *Friedrich Fronmüller* (,) königl. baier. Ob. Lieut. 1820. XII u. 203 S. 8. (16 gr.)

Die Schrift ist für die Landwehr im Königreich Baiern bestimmt, wo unter diesem Namen ein gut bewaffneter und montirter *Landsturm* besteht, der nur zum Gebrauche im Inneren bestimmt ist; dadurch ist denn auch der Inhalt der „Anleitung" bedingt worden, welche wir dem beabsichtigten Zwecke ganz entsprechend finden.

B.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1821.

PHILOSOPHIE.

Bamberg und Würzburg, b. Göbhardt: *Anschauungs- und Denklehre, ein Handbuch zu Vorlesungen.* von *G. M. Klein*, Dr. u. Profess. d. Philosophie. 1818. XIV u. 240 S. 8. (1 Rthlr.)

Der nun gestorbene, achtungswürdige Vf. wurde von der Gültigkeit der in seiner *Verstandeslehre* (1810) (vgl. Jen. A. L. Z. 1811. No 8. 9) dargelegten Ansichten von den verschiedenen Wirkungsweisen des menschlichen Geistes mit jedem Jahre fester überzeugt, mit der Art der Darstellung, mit der Anordnung und Erörterung der einzelnen Materien unzufriedener, und entschloss sich, den Mängeln jenes Lehrbuches durch eine gänzliche Umarbeitung in Ansehung seiner Form abzuhelfen.

Nach dem Vf. ist das Ideelle mit dem Reellen, das Denken mit dem Seyn wesentlich gleichartig, und die Logik keine von der Metaphysik im eigentlichen Sinne unabhängige, und für sich bestehende Wissenschaft, sondern vielmehr nur der allgemeinste Ausdruck von dieser, und die Bedeutung ihrer formellen Bestimmungen muss sich nach den reellen der M. richten: die logischen Bestimmungen empfangen ihr Leben und Wirken von den reellen Gesetzen des Seyns, und ohne diese sind sie willkührliche Gedankenspiele, welche den Geist verwirren oder eitel aufblähen.

Wenn der Vf. Andersdenkenden die Behauptung beymisst: „dass nach dem logischen Denken Vieles für wahr müsse gehalten werden, was doch nicht wahr seyn könne:" so halten wir das für einen Missverstand. Die hier gemeint sind, haben doch wohl nur behauptet, was im Grunde der Vf. selbst nicht leugnet, dass die blosse Einstimmung mit den allgemeinen Gesetzen des Denkens oder der Logik im engern Verstande nicht immer hinreiche zur Entscheidung über Wahrheit und Irrthum. Dieses Dafürhaltens ist nun auch der Recensent, auch er aber missbilligt es nicht schlechthin, wenn in den Vortrag der Logik mehr hineingezogen wird, als die Abhandlung jener Gesetze.

Unser Vf. giebt in der *Einleitung* die ursprünglichen Beschaffenheiten und Bedingungen der Erkenntniss überhaupt, und die allgemeinen Bedingungen des Daseyns der Erscheinungswelt an, handelt dann in der 1. Abtheilung die *Anschauungslehre*, in der 2. die *Denklehre* ab, deren zweyter Theil die *Dialektik* ist, worunter der Vf. „die Lehre versteht," wie man gemäss den Gesetzen des Verstandes das wahre Wissen erforscht, bestimmt denkt, und für das Verständniss anderer Menschen darstellt."

Die Art, wie der Vf. die objective Gültigkeit der menschlichen Erkenntniss darthut, halten wir nicht für genügend, wie denn auch der Begriff der obj. E. nicht genau bestimmt wird. Auch gegen manches Einzelne finden Erinnerungen Statt. Aber der Vf. zeigt überall eigenes Urtheil, und weil er sich selbst verstand und mit sich einig war, wusste er auch seine Gedanken klar auszusprechen. Uns scheint das Buch geschickt zu Vorlesungen, und wir glauben, dass durch den mündlichen Vortrag das Mangelhafte leicht kann verbessert werden; und dass es dem sel. Vf. gelungen sey, durch seinen Unterricht Viele für das Studium der Philosophie zu gewinnen, glauben wir ihm, nach dem, was wir von ihm kennen, gar gern.

HIKL.

Bamberg und Würzburg, b. Göbhardt: *Darstellung der philosophischen Religions- und Sittenlehre.* Von *G. M. Klein*, Dr. u. Prof. der Philosophie. 1818. XVI u. 534 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Wie der Vf. zunächst darum dieses Buch herausgab, weil er kein anderes kannte, das mit seinen Ansichten und Foderungen so übereinstimmte, dass er es seinen Vorlesungen zum Grunde legen mochte: so wollte er zugleich factisch den Vorwürfen begegnen, welche man seit langer Zeit der Natur- oder Identitäts-Philosophie gemacht hat, als könne sie folgerecht keine Religion und Sittlichkeit anerkennen. Nicht bloss wider diesen Vorwurf, sondern auch wider den, dass jene Philosophie den neueren religiösen Mysticismus begünstige und befördere, sucht er sie noch in der Vorrede zu vertheidigen, in welcher er auch *Schleyermacher's Kritik all. Sittenlehre*, *Wyss Vorlesungen über das höchste Gut*, und den Schriften und persönlichen Belehrungen seines Freundes *Schelling* grosse Erleichterung seiner Arbeit zu verdanken bekennet.

Hätten alle oder nur mehrere Freunde und Lehrer der Identitätsphilosophie mit der Bestimmtheit, Klarheit, Billigkeit und Bescheidenheit dieses Verfassers geschrieben: so hätten Vorwürfe, dergleichen er hier zurückweiset, nie einiges Gewicht bekommen können; und wenn der Vf. wirklich als Eingeweihter

in jene Philosophie angesehen werden darf, und man sich ferner entschliesst, die anscheinend mit der hier vorgetragenen Philosophie nicht vereinbaren Aussprüche anderer Naturphilosophen in ihrer Einstimmung mit derselben darzulegen: so werden bald alle gehässigen Beschuldigungen verstummen müssen, die man aus mancherley Ursachen wider die Naturphilosophie im Schellingischen Sinne vorgebracht hat. Zugleich aber würde sich, nach des Rec. Einsicht, immer mehr offenbaren, dass der schneidende Contrast, in welchen manche Ansichten und Behauptungen dieser Philosophie gegen frühere beliebte Ansichten gestellt worden sind, an sich nicht oder selten Statt hat, und dass, um das viele Treffliche der neuen Philosophie sich anzueignen, es nicht nöthig ist, den Grundsätzen zu entsagen, welche dieselbe verdrängen zu wollen das Ansehen hat.

In diesem Buche ist das Wesen der wahren Religion und Sittlichkeit trefflich ausgesprochen; nur meinen wir einige Male einen Sprung zu finden, den wir in wissenschaftlicher Hinsicht nicht billigen können, und durch einen andern Gang zu vermeiden suchen. Wir sind aber überzeugt, dass, lebte der Vf. noch, wir uns mit ihm darüber wohl verständigen würden.

Allerdings folgt die Gewissheit von dem Seyn und Wesen Gottes, wie es S. 159 heisst, aus dem unmittelbaren Glauben der Vernunft an sich selbst. Aber nach unserer Einsicht ist die Idee und Erkenntniss Gottes nicht schlechthin in der Vernunft da, sondern die Vernunft kommt nothwendig auf ihn, wenn sie auf sich und ihre Gesetze reflectirt. Man kann sich daher allerdings so ausdrücken: Die Idee Gottes wohne unserem Geiste ursprünglich ein. Wie aus der Freyheit und Selbstständigkeit Gottes folge, dass seine Erkenntniss für uns Menschen durch keine andere bedingt seyn könne, sehen wir noch nicht ein, es müsste denn unter diesen Werten (S. 158) etwas Anderes gemeint seyn, als was wir darunter zu denken durch den philosophischen Sprachgebrauch veranlasst werden. Der Rec. vermag *wissenschaftlich* zu einer wahren Idee von Gott erst durch die Betrachtung der sittlichen Natur des menschlichen Geistes zu gelangen. Wenn der Vf. als Grundvorschrift des sittlichen Lebens vorstellt: „Strebe nach Gottähnlichkeit," oder: „Was dein Geist dir als eine göttliche Wahrheit vorhält, das vollbringe auch durch dein freyes Handeln" — bestimmt er näher so: „Was du in jedem Falle nach deiner Einsicht für das an sich Wahre und dem Wesen der Dinge Angemessene halten musst, das erkenne auch für das Gute, und vollbringe es so, wie du es als wahr erkennest." Müssen wir denn aber nicht erst durch die uns eingebornen Gesetze der Vernunft dahin geführt werden, das Wahre und Gute als das Göttliche anzuerkennen? Allerdings kann man sagen, dass der Glaube an die sittliche Bestimmung von dem Glauben an die Gottheit abhängig sey, weil alle Hindeutungen unseres Geistes auf die sittliche Bestimmung erst durch diesen Glauben erklärt und vollendet werden; aber der Glaube an einen Gott, wenigstens an den wahren, wird für uns doch durch jene Hindeutungen erst möglich, und man kann also auch sagen, dass er von den sittlichen Begriffen abhängig sey.

Die Bestreitung der Art, wie *Kant* das Verhältniss der Glückseligkeit zur Tugend vorstellte, und beide im höchsten Gute vereinigt dachte (S. 95 ff.), trifft allerdings wohl manche *Kantianer*. Da aber unser Vf. (S. 115) anerkennt, dass der Mensch nichts unbedingt in seiner Gewalt hat, als seinen freyen Willen, und was von diesem unmittelbar abhängt, die ausser seiner Willenssphäre liegenden Wirkungen unter dem Einflusse von ihm unabhängiger Umständen stehen und von dem Wesen abhängen, welches Alles nach den weisesten, von uns aber nie ganz erforschbaren Gesetzen leitet und beherrscht (S. 117), und da er die Einstimmung der Begierden und Neigungen mit den Foderungen der Vernunft als das ansieht, was der Mensch erreichen soll: so dürfte sich leicht zeigen lassen, dass der Geist beider sich hier entgegengesetzten Lehren nicht verschieden sey.

Bey den Schilderungen des Gefühls der Lasterhaften geht es diesem Vf., wie es manchen anderen rechtschaffenen, aber die Menschen nicht hinlänglich kennenden Männern geht, die von ihrem Gefühle zuviel hinübertragen in das Gefühl der Leichtsinnigen und Schlechtgesinnten.

Nach dem allgemeinen Theile der praktischen Philosophie, in welchem von dem Begriffe, dem Umfange und der Gültigkeit derselben, von dem Erkenntnissgrunde des Guten und Bösen, von den Wurzeln des Guten und Bösen im Menschen, von dem Gesetze des sittlichen Lebens, von der sittlichen Triebfeder, und von den Gütern und Übeln und dem höchsten Gute des Menschen gehandelt wird, folgt die philosophische Religionslehre in 5 Abschnitten, unter den Überschriften: Begriffe des ph. R.; von dem Erkenntnissgrunde des Wesens Gottes; Gottes Wesenheit und sein Verhältniss zur Welt; die Religion und das religiöse Leben; von der Kirche und dem religiösen Cultus. Die zweyte Abtheilung des besondern Theiles der prakt. Phil. macht dann die phil. Sittenlehre aus. Diese besteht aus 3 Abschnitten, deren erster, die Einleitung, von den sittlichen Begriffen und von der Methode der Darstellung der Sittenlehre handelt, der 2te von den Gütern der Individuen als solcher, und zwar a) von den Gütern des Leibes, b) von den Gütern des Geistes; der 3te von den Gütern des geselligen Lebens.

Wollte man, sagt der Vf., die Ethik nach dem *Tugendbegriffe* darstellen: so müsste man vor Allem das Gesetz auffinden, nach welchem die Uridee der Menschheit zu einer Vielheit untergeordneter Ideen wird; diese besondern Gesetze und Formen, in welchen die Uridee erscheint, lassen sich aber nicht durch das blosse Denken, sondern nur durch Anschauung und Erfahrung kennen lernen. Darum ist eine vollständige und allgemeingültige (allen Menschen entsprechende) Tugendlehre unmöglich. Nicht leichter lassen sich die *Pflichten* bestimmen; denn die verschiedenen Classen der Menschen haben ihre eigenen Pflichten, ja jedes Individuum nach der Beschaffenheit seines Wesens und seiner Verhältnisse. Der Begriff des

Guter schien dem Vf. am geeignetsten, um zum Leitfaden bey einer speciellen Sittenlehre zu dienen, in welche das für die Gattung mögliche Gute durch Begriffe dargestellt werden soll. Wenn wir nun zwar nicht glauben, dass des Vfs. Polemik wider andere Methoden und Ansichten überall treffend sey, und die Verwerflichkeit derselben darthun: so halten wir doch auch seinen Gesichtspunct der Aufmerksamkeit und seine Ausführung der Achtung würdig.

HIKL.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Altenburg, b. Hahn: *Über den Menschen und die Gesellschaft* von *Johann Baptista Say.* Übersetzt von *Ernst Ludwig.* 1821. XII u. 144 S. kl. 8. (15 gr.)

Der Übersetzer dieses Büchleins (der Titel des Originals lautet: *Petit volume, contenant quelques apperçus des hommes et de la société, par Jean Baptiste Say etc. Second édition. A Paris, chez Deterville,* 1818) macht sich in der Vorrede selbst das Bedenken, ob es nicht den Deutschen vielleicht für den Zweck der Belustigung zu ernst, und bey ihrem Verlangen nach strenger Schlussfolge und Zusammenhang, wo es wissenschaftliche Belehrung gilt, für diese zu leicht scheinen möchte. Doch schlägt er diese Zweifel nieder: der aufmerksame Leser werde gewiss viel mehr finden, als er erwartet, und sich auf die mannichfaltigste Weise zum Nachdenken aufgeregt, und über die Verhältnisse des Lebens belehrt fühlen. In der That gehört auch dieses Büchlein unter denen, welche, wie hier geschieht, einzelne gelegentliche Bemerkungen über Umgang, Kunst, Wissenschaft u. s. w. geben, zu den besseren. Es enthält zwar mitunter auch manches Gewöhnliche, ja Triviale, wie S. 129: „Die Achtung ist ansteckend, sowie alle Bewegungen der Seele.“ „Die Schwäche wagt nicht das Gute, und lässt das Böse geschehen. So wird sie in einem Staatsmanne zur feigen Niederträchtigkeit,“ oder S. 115: „Ehrsucht und Zorn sind stets schlechte Rathgeber.“ Aber die Sichtung unter den Gedanken, welche uns gelegentlich in den Sinn kommen, ist gewiss überaus schwer, und Manches scheint eben um der Gelegenheit willen bedeutend, während es, getrennt von dieser, gemein und oberflächlich ist. Wo fände sich auch nicht dergleichen selbst solchen Sammlungen beygemischt, die von sehr geistreichen Männern veranstaltet worden sind? Man erinnere sich nur an *Schlegels* „Eisenfeile“ in den Charakteristiken und Kritiken. — Zuweilen verfehlt der Vf. durch das Bestreben nach Witz irre geleitet, den rechten Punct, wie S. 57: „Ich weiss nicht, warum man die Pressfreyheit immer als einen Vortheil für die Schriftsteller betrachtet. Diess ist sie ganz und gar nicht. Sie ist einzig (?) das Interesse der Leser: denn sie sie sind es, die es gilt, zu betrügen oder zu enttäuschen;“ ein Satz, der manches Wahre enthält, aber gewiss vieler Beschränkungen bedarf. Ja, nicht wenige Sätze werden, durch eine zu grosse Liebe zum Paradoxen, hart und ungerecht, wie S. 67: „Immer, wie man es auch bemäntle, auf dem Dorfe, wie am Hofe, steckt im Manne ein wenig Bestialität, sowie in der Frau etwas vom Hausthier. Diess ist eine grobe Wahrheit, ich gesteh's, doch nehme ich mich auch in Acht, sie anders, als bloss unter uns zu sagen.“ Dafür aber finden wir auch viel Gutes und Geistreiches. Die meisten Bemerkungen schliessen sich unmittelbar den Verhältnissen des Lebens und der Gesellschaft an, sowie sie dem in dieser selbst lebenden sich darbieten müssen. Doch berührt er auch zuweilen die ernsteren Verhältnisse und die höheren Begriffsbildungen der Philosophie, wie S. 46: „Ein Weiser ist ein Mensch, der von der Sache, womit er sich beschäftigt, Alles weiss, was man in dem gegenwärtigen Augenblicke wissen kann, wo die menschlichen Wissenschaften am weitesten vorgerückt sind. Ein Gelehrter weiss, was man davon wusste, als sie noch in der Wiege waren,“ oder S. 78: „Die Ideen von der anderen Welt thun dieser hier mehr Schaden, als man glaubt,“ und S. 80: „Man klagt, dass Jedermann nur auf seinen Nutzen bedacht sey; ich bedaure vielmehr das Gegentheil. Seinen wahren Vortheil kennen, ist der Anfang der Sittlichkeit; danach handeln, ihre Ausübung,“ und „Man kann das Laster damit bezeichnen, dass es die Zukunft der Gegenwart opfere;“ wo uns nur das gleich darauf folgende: „Die ganze Sittenlehre liegt in dem alten Sprichwort: wer Böses will, fügt es sich selbst zu,“ durch den Beyschmack der seichten französischen Sittenlehre des Eigennutzes den Eindruck ein wenig stört.

Über den Werth der Übersetzung, als solcher, kann Rec., da ihm die Urschrift nicht vorliegt, kaum mehr als der Leser dieser Beurtheilung aus den angeführten Stellen urtheilen. Über die Schwierigkeiten, welche sich bey der Übertragung vor allen einer philosophischen Schrift darbieten, spricht der Übersetzer in der Vorrede recht einsichtsvoll. Der grösste Übelstand scheint uns der, dass nicht selten Wörter von ursprünglich allgemeiner Bedeutung durch den Fortschritt des Bedürfnisses eine ganz individuelle erhalten. Diese steht dann in dem Umkreise der Philosophie, welcher sie eigenthümlich ist, Jedem ohne weitere Mühe vor Augen; werden aber diese Worte in eine andere Sprache übergetragen: so fehlt hier jener allmähliche Fortschritt vom Allgemeinen zum Besonderen, und der darauf gegründete Satz verliert sein wahres Gewicht, oder wird völlig unverständlich. So heisst es z. B. S. 91: „Die Moralphilosophen scheinen zu glauben, dass die Selbstliebe und das Interesse die Handlungen der Menschen mehr bestimmen, als die Eigenliebe, die Eitelkeit.“ Hier sieht man nun wohl aus dem Zusammenhange, dass sich Selbstliebe auf Sinnengenuss und die diesen vermittelnden Genussmittel beziehen soll; aber wer macht im Deutschen einen solchen Unterschied zwischen Selbstliebe und Eigenliebe? In einem solchen Falle hilft nur eine freyere Übersetzung (wodurch der der Sprache Unkundige den Gedanken verständlich erhält) und die Anführung des Urtextes für den Kundigen.

F. E. B.

LITERATURGESCHICHTE.

Sulzbach, b. Seidel: *Nachrichten von Liederdichtern des Gesangbuches für die protestantische Gesammtgemeinde des Königreichs Baiern*, gesammelt und herausgegeben von *Immanuel Löffler*, erstem Diakon an der Hauptpfarrkirche zu St. Jakob in Rothenburg ob der Tauber. 1819. VI u. 144 S. 8. (16 gr.)

Hr. *L.* giebt hier in dem ersten Abschnitte ein Register über den Anfang der Lieder, von welchen die Verfasser und Veränderer angegeben sind, zum Nachschlagen in auswärtigen Gesangbüchern; in dem 2 Abschn. ein Register der Liederdichter und Veränderer, deren Leben beschrieben ist; in dem 3 Abschn. Lebensbeschreibungen (meistens nur kurze und magere Notizen) der Liederdichter und Veränderer (da diese Notizen nach dem Alphabete geordnet sind: so ist der 2 Abschn. ganz unnütz); im 4 Abschn. eine Anzeige der Verfasser und Veränderer nach den Liedernummern, zum bequemen Nachschlagen für diejenigen, welche das baierische Gesangbuch besitzen. Der 5 Abschn. handelt von den Sylbenmaſsen und Melodieen der Lieder in dem baierischen Gesangbuche, und hat den Hn. *Muck*, Dekan und Hauptprediger zu Rothenburg, zum Verfasser.

Bey dem Liede: *Am Kreuz erblasst* — sind der Verfasser und der Veränderer (S. 3) vertauscht. So wird es auch bey: *Bringt Preis und Ruhm* — seyn, und bey: *O Golgatha*. Bey: *Christ, aus deinem Herzen* — hätte wohl *B. Schmolcke* angegeben werden sollen, *Schlegel* ist nur als Verbesserer anzusehen. So hätte auch bey: *Du liebst, o Gott, Gerechtigkeit* — *Hiller* angeführt werden mögen; und bey: *Erhebt den Herrn, ihr* u. s. w. der Veränderer *Diterich*. *Helft Gottes Huld mir preisen* und manche andere Lieder haben ihre ursprüngliche Gestalt nicht behalten, bey welchen kein Veränderer angegeben ist. *Ich erhebe mein Gemüthe* — wird *Chrph. Titius* zugeschrieben, unter dessen Liedern wir dieses sonst nicht angegeben finden; anderswo ist *Lavater* als Verfasser (oder Veränderer?) genannt. *O Gott, du bist die Liebe* — soll nach einem Liede von einem *Lange* seyn. Bey: *O welch ein unschätzbares Gut* — sollte *Rist* statt *Gellert* stehn. Von *J. Baumgarten* ist eine Parodie des *Dach*'schen Liedes: *O wie selig seyd ihr* u. s. w., Veränderer desselben ist er nicht. *Singt unserm Gott* ist von *Neander*. Als Verfasser des Liedes: *Daſs ich in deiner Christenheit* — wird *Hoppe* angegeben; sollte es nicht von *Diterich* seyn? *Es lebt ein Gott, der Menschen liebt* — ist nicht von *Niemeyer*, sondern von *v. Stamford*; *Nach einer schmerzenvollen Nacht* nicht von *Diterich*, sondern von der Frau *v. d. Recke*. *Wie wohl ist mir, o Freund der S.* wird hier *Bogatzky* zugeschrieben; richtiger ist wahrscheinlich die Angabe Anderer, daſs *Deſsler* Verfasser sey. Es ist also schon in dem ersten Register Manches zu berichtigen.

Nicht minder ist bey dem biographischen Abschnitte Verschiedenes zu erinnern. S. 39 steht *im Dittmar'schen*, als hiesse das Land *Dittmar*; es heiſst aber *Ditmarschen* oder *Ditmarsen*. *Maldorf* wird wohl *Meldorf* heissen sollen, und *Crasselius* Geburtsort *Glaucha im Meisnischen* richtiger *Glauchau im Schönburgischen*. Da Hr. *L.* nur die Liederliteratur bearbeitet und auch gewöhnlich nur die dahin gehörigen Schriften anführt: so war bey *Demme* des *Pächter Martins* und der *Erzählungen* nicht zu erwähnen. Dagegen hätte bey *Er. Francisci* sein *Geistl. Hahnengeschrey* u. a. angeführt werden mögen. Der Reisegefährte *Flemmings* hieſs *Olearius*. Der erste Theil des *Freylinghausen*'schen Gesangbuches erschien 1704. Bey *P. Gerhard* hätten einige in der *Neuen Berl. Monatsschr.* enthaltene Aufsätze benutzt und angeführt werden können. Die Örter in Mecklenburg, wo *Joh. Aug. Hermes* angestellt war, heissen *Retchendorf*, *Gorschendorf* und *Wahren*. Für *Hohebaum* ist *Hohnbaum* zu lesen. Bey *Klopstock* hätte *K. Fr. Cramer* wohl angeführt werden mögen. *Kosegarten* stellte in den letzten Jahren seines Lebens seinen wahren Vornamen *Gotthard* (statt *Theobul*) wieder her. Der S. 70 angeführte Cantor in Bremen schrieb sich nicht *Laurentii*, sondern *Laurenti*. Seine geistlichen Lieder haben den Titel *Evangelia melodica d. i. geistliche Lieder nach dem Sinne der ordentlichen Sonn- und Festtags-Evangel. eingerichtet*. Sein Geburtsort *Husum* liegt nicht in Holstein, sondern in Schleswig. Es schrieben sich aber ehemals auch Schleswiger *Holsati*. *S. Liscovius* hieſs eigentlich *Lischkow*. Die Art, wie *Luthers* Freund starb, ist nicht ausgemacht so, wie S. 74 erzählt wird. Wenn *Prudentius* aufgeführt wurde: so sollten auch einige andere Alte nicht übergangen seyn, von deren Gesängen manche deutsche nur Nachbildungen sind. *Schink* privatisirte, ehe er nach Ratzeburg zog, zu Rellingen, von Ratzeburg ging er 1812 nach Luisenberg in Holstein. Die erste Ausgabe seiner *Gesänge der Religion* erschien Neubrandenburg, 1811. Wie gehörten aber die *Fügungen* hieher? — S. 96 werden die *Vierlande* holsteinisch genannt; sie gehören Hamburg und Lübeck an. *Otterndorf* liegt nicht im Lauenburgischen, sondern in dem Lande *Hadeln*, welches zwar ehemals den Herzogen von Lauenburg gehört hat, aber nie dem Herzogthume einverleibt ist. Die Anführung: Musenalmanach, Hamb. 1776, scheint sagen zu wollen, *Voss* habe nur für Ein Jahr den Musenalmanach herausgegeben.

K.

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Dyk: *Allwin und Theodor*. Ein Lesebuch für Kinder von *Friedrich Jacobs*. Erster Theil. Dritte verbess. Auflage. 1817. X u. 196 S. Zweyter Theil. 188 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die erste Auflage dieses schätzbaren und nunmehr hinlänglich bekannten Buches erschien 1802, die zweyte 1807.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1821.

MEDICIN.

Leipzig, b. Vogel: *Lehrbuch der Störungen des Seelenlebens oder der Seelenstörungen und ihrer Behandlung.* Vom rationalen Standpuncte aus entworfen von D. *F. C. A. Heinroth*, Prof. der psychischen Heilkunde und Arzt am Waisen-, Zucht- und Versorgungs-Hause zu St. Georgen in Leipzig. Zwey Theile. 1818. Erster oder theoretischer Theil. 396 S. Zweyter oder praktischer Theil. 385 S. 8. (3 Rthlr.)

Der Vf. hat sich selbst das Urtheil in der Vorrede zu seinem Werke gesprochen. Wir lassen dieses Urtheil als Einleitung des unsrigen vorausgehen. „Dreyerley, sagt er, wird man an diesem Buche tadeln: den Titel, die Form und den Inhalt; folglich Alles. Der Ausdruck: „Seelenstörungen" auf dem Titel wird auffallend erscheinen; die Form des Werkes, der Kürze eines Lehrbuches widersprechend; der Inhalt aber nicht bloss von den bisherigen Ansichten des Gegenstandes abweichend, sondern auch ihnen ganz entgegen. Hierauf dient Folgendes. Erstlich: Wenn das Werk selbst den Titel rechtfertigt, wird das Auffallende desselben verschwinden. Ferner: wenn nicht sowohl die Kürze, als vielmehr die Deutlichkeit das Wesentliche an einem Lehrbuche ist: so wird man diesem seine Ausdehnung verzeihen, so fern es nur dem Verfasser gelang, deutlich zu seyn. Zwar auch diess wird bezweifelt werden, jedoch vielleicht nur von denen, welche sich nicht in die Ansichten des Verfassers versetzen mögen, und deren mögen nicht wenige seyn, was ihm in Voraus Leid thut; aber er konnte nicht gegen seine Überzeugung sprechen. Endlich, den Inhalt anlangend, bescheidet sich der Vf. selbst, dass er den empirischen Praktiker nicht befriedigen kann; er ist aber auch der Meinung, dass die Empirie für die Vollendung der psychischen Medicin nicht hinreiche. Dieser Vollendung den Weg zu bahnen, ist der Zweck des Werkes." — Wir gehören nicht unter diejenigen, die an diesem Buche Alles tadeln; wir bekennen im Voraus, dass wir dasselbe einer grossen Lobertheilung würdig finden, die freylich nicht das Ganze, sondern nur einen Theil desselben betrifft, und zwar denjenigen, der im Verhältniss zu dem Übrigen wohl nur den kleinsten Theil ausmacht, dennoch aber in Hinsicht seines Werthes gewiss der grösste ist. Es ist der Theil, welcher die Lehre von Vernunft und Glauben enthält. Diese Abhandlung ist so vortrefflich geschrieben, dass wir wünschten, sie allein möge den Inhalt des ganzen Buches ausmachen, weil wir dann Alles an ihm zu loben hätten, und wir, wie dasselbe nun einmal in seinen anderen weitläuftigen Theilen beschaffen ist, nicht so Vieles an ihm zu tadeln finden würden. Wir wollen das unangenehme Geschäft, das Tadelhafte zu bezeichnen, zuerst beseitigen! — Tadelhaft finden wir das Wort „Seelenstörungen." Wozu ein neues Wort, wenn das neue die Sache nicht besser bezeichnet, als das alte? Der Vf. wählte nach §. 52 diese Benennung, weil keine von allen üblichen anderen auf die gesammte Krankheitsgruppe passe. — Seiner Meinung nach soll das Wort Seelenstörung genereller seyn, als das Wort Verrückung, Wahnsinn, Geisteszerrüttung, Gemüthskrankheit. Es soll die ganze Classe der Geisteszerrüttungen gar richtig bezeichnen. Es bezeichnet sie aber gewiss nicht richtiger und treffender, als das Wort *Wahnsinn.* — Denn in allen Geisteskrankheiten ist ja doch das Verhältniss der Sinne zu Verstand und Vernunft, als dem übersinnlichen Beurtheilungsvermögen der Sensationen, zerrüttet; das Beurtheilungsvermögen hat gelitten, es ist in seinem geistigen Wesen in Betäubung und Besinnungslosigkeit, oder in zu grossen Affect, in zu heftige Reizung gerathen. In beiden Fällen sind Verstand und Vernunft nicht mehr der Wahrheit, sondern des *Wahnes.* — Das Beurtheilungsvermögen ist getrübt; der Geist sieht nicht mehr im reinen Lichte der Vernunft, sondern erblickt die Abstrahlungen wie in einem trüben und falschen Spiegel. Es geht in dem Geiste des Menschen nicht mehr wahr, sondern falsch und irrig, nicht mehr vernünftig, sondern unvernünftig zu. Es ist, als wenn Verstand und Vernunft keinen Theil mehr an diesem Geiste hätten, so dass er aufgehört habe, ein menschlicher Geist zu seyn, und nun unter der Macht des Thierischgeistigen stehe; ja es ist, als wenn das letzte in den Geist des Menschen gedrungen sey, Verstand und Vernunft vom Throne gestossen und sich hinauf geschwungen habe. Der Mensch besteht aus Thierheit und Menschheit. Verstand und Vernunft machen die Menschheit aus; verliert er diese: so hat er die Menschheit verloren und lebt nur thierisch. Der Verstand ist das Bewusstseyn des Physischen in uns und ausser uns; die Vernunft das Bewusstseyn des Psychischen in uns und ausser uns; oder mit anderen Worten, durch den Verstand erkennen wir das Natürliche, durch die Ver-

nunft das Übernatürliche; der Verstand schwebt im physischen Lichte, die Vernunft im psychischen, das an sich die von Gott selbst ausgehende Weisheit ist. Der Verstand ist organisch an das Hirn gebunden, und hängt von der Richtigkeit dieser Organisation ab; die Vernunft ist unorganisch, göttlich, frey in uns über dem Verstande schwebend. Der Mensch ist zum Wissen geschaffen; durch den Verstand soll er zum Wissen der Natur, durch die Vernunft zum Wissen der Gottheit oder zur Weisheit gelangen. Der Verlust der Vernunft macht den Menschen zum Thiere, der Verlust des Verstandes macht ihn zum Thoren. Rec. musste dieses Bekenntnifs hier ablegen, um in dem, was er noch über dieses Werk zu sagen hat, nicht missverstanden zu werden.

Wenn der Vf. §. 6 sagt: „Was vom Baume in der Dunkelheit der Erde lebt, ist gleichsam der Leib des Baumes, was über der Erde im Lichte des Tages sichtbar ist, gleichsam des Baumes Geist“: so ist das eine ganz irrige Ansicht. Das Wurzelsystem der Pflanze ist als ihr Unterleib, das Ästesystem als ihr Oberleib oder ihre Brust zu betrachten. Mit dem ersten steht sie mit den Mineralelementen, mit dem zweyten mit den Astralelementen in Beziehung; und so wie sich in der Thierbrust diese beiderseitigen Lebenselemente vereinigen und verbinden, so vereinigen und verbinden sie sich auch in der Pflanzenbrust.

Wir gehen nun zu der wichtigsten Frage über, die wir unerläfslich an den Verfasser einer Schrift über das gestörte Seelenleben thun müssen, nämlich zu der Frage: Was er von der Seele selbst sage, und welchen Begriff er sich davon mache? Er hat sich hierüber §. 6 und 7 ausgesprochen. „Wir unterscheiden, sagt er, erst dann einen Leib an uns, wenn wir etwas Innerliches, ein Ich, diesem, als Uns selbst, wiefern wir auch ein Äusseres sind, entgegensetzen. Das Innerliche unseres Wesens, unser Selbst als Inneres, nennen wir Seele, das Äusserliche unseres Wesens, unser äusseres Selbst, nennen wir Leib. Und so ist der Mensch ein Einziges Selbst oder Ich (*Individuum*), aus Seele und Leib, aus Innerem und Äusserem bestehend; als wovon sich keines ohne das Andere denken lässt: nicht als zwey Verschiedene, die da vereinigt wären, sondern als Eines und Dasselbe (Leben), das sich nur nach zwey entgegengesetzten Seiten entfaltet, und der äusseren Anschauung (im Raume) als Leib, der inneren (in der Zeit) als Seele erscheint. — Diese Seele (§. 7) nun ist es, die sich findet im Selbstbewusstseyn, zunächst als fühlendes, für Lust und Schmerz empfängliches Wesen, als ein Wesen, das sich nach Befriedigung der ihm eingeborenen Bedürfnisse sehnt, und in dem Gefühle dieser Sehnsucht und ihrer Befriedigung oder Nichtbefriedigung als *Gemüth* oder *Herz* erscheint; sodann als durch Sinne und Verstand erkennendes, durch Phantasie und Verstand aber schaffendes, im Ganzen geistig bildendes Vermögen oder *Geist*; endlich als sich selbst durch sich selbst zum Handeln bestimmende Energie, oder *Wille*. — *Gemüth*, *Geist* und *Wille*, in einem Bewusstseyn verschmolzen, und doch gesondert aus einander tretend und in organischer Gliederung wirkend, *machen den Begriff der Seele aus.*“ Wir sind mit diesem Begriff der Seele nicht zufrieden, und theilen den unsrigen mit: Die Seele ist die den Leib schöpferisch bildende Kraft in uns; der Leib hängt ganz von ihr ab, und besteht nur durch sie; sie ist das Ideal der Liebe, das sich in das Material gesenkt hat, und sich in demselben ausdrückt und bildlich darstellt. Alles Göttliche hat die Kraft des Göttlichen, das Leben, in sich selbst, und wirkt göttlich in dieser seiner Kraft. Und in dieser Kraft ist die Seele das Schöpferische in uns; sie ist das innere Leben, was den Leib baut, und ihn in allen seinen Gliedern so wundersam bereitet und erhält. Ist die Seele das Schöpferische in uns: so kann sie ja nichts Anderes, als göttliche Liebe und göttliche Weisheit seyn — denn Gott ist die Liebe und die Weisheit. — Ja, als schöpferische Kraft (Liebe) ist die Seele ursprünglich in der Weisheit, und die Weisheit ist gleichsam ihre Substanz. Das Feuer Gottes (Liebe) und das Licht Gottes (Weisheit) sind die Elemente der Seele. Wenn sie in Liebe und Weisheit ist: so ist sie in ihrem rechten Elemente, so ist sie wahrhaft selig. Da wir die Seele als Liebe und Gewissen im Herzen empfinden, und da alle Liebe und alle Lebenswahrheit von dem Herzen ausgeht: so kann man wohl mit Recht das Herz für das Centralorgan und den Sitz der Seele halten. Es läfst sich aber auch ganz deutlich physiologisch durch Beobachtung des *punctum saliens* im Ey beweisen, dafs das Herz das Centralorgan der schöpferischen Kraft wirklich in uns ist. — So stimmen wir denn dem Vf. bey, wenn er sagt, dafs die Seele zunächst als *Herz* erscheine. Sie ist aber auch nur das, und nichts weiter; sie ist nur das Herz, und das, was des Herzens ist. Sie ist die naturschöpferische Kraft und Macht, welche in dem Herzen thront. — Der Vf. rechnet auch den Geist zur Seele. Wir halten das für einen Irrthum. Denn gehörte der Geist zur Seele: so würde er auch das Vermögen der Seele besitzen, und ihr an schöpferischer Macht und Kraft gleich seyn. Das ist er aber keinesweges; er kann kein Haar auf dem Kopfe, geschweige denn einen Finger oder ein Auge hervorbringen. Wir halten den Geist (Sinnengeist) für das von der Seele in ihrer Verbindung mit der irdischen Materie erzeugte Dritte. In dieser Verbindung haben sich entgegengesetzte Elemente zu einem Dritten vereinigt, in welchem beide enthalten, aber so innig gemischt und zusammengesetzt, dafs keines von dem anderen mehr zu unterscheiden ist (Neutralisation). Daher hat der Geist die beiderseitigen Neigungen, nämlich zum Irdischen, seinem physischen Ursprunge zufolge, und zum Himmlischen, seinem psychischen Ursprunge zufolge. Auch diese Neutralisation kann physiologisch deutlich in der embryonischen Entstehung des Gehirns, als Centralorgans des Sinnengeistes, einigermafsen nachgewiesen werden. Hier ist der Ort nicht, uns weiter darüber auszusprechen. Wir fügen blofs noch hinzu, dafs Verstand und Wille nicht der Seele, sondern dem Geiste angehören, und dafs er aus ihnen besteht; das Gemüth aber ist die Energie des Geistes.

S. 64 bis 170 giebt der Vf. eine kritische Geschichte der psychisch-ärztlichen Theorie und Technik. Wir

würden diese Geschichte lieber zum Schlusse als Literaturanhang des Werkes aufgestellt haben. Das Lehrbuch trage erst seine Lehre ausführlich vor, dann erst folge das Urtheil über die Vorfahren. Wie oft und viel spricht nicht der Vf. in dieser Kritik schon von sich und seinen Ansichten, und doch hat der Leser dieselben noch gar nicht vollständig und gehörig kennen lernen. Die zu pompösen Schlussworte würden dann wohl auch keine Stelle gefunden haben!

Es folgt nun die Theorie in der zweyten Abtheilung in drey Abschnitten, nämlich Elementarlehre, Formenlehre und Wesenlehre. In der Elementarlehre geht der Vf. zu weitschweifig zu Werke, ohne doch den Leser klar einsehen zu lassen, wohin ihn das Alles führen soll. §. 156 ist er auf den Hauptpunct der ganzen Disquisition gekommen, nämlich auf die Erzeugung der geistigen Finsterniss in dem Menschen. Er springt aber schnell wieder davon ab. Am Schluss des Capitels kömmt er endlich wieder darauf zurück. Er setzt die Entstehung der Seelenstörungen einer Zeugung gleich; die Mutter sey die Seele, der Erzeuger das Böse, mit dem sich die Seele begattet. Die Elemente aller Seelenstörung nennt er *Seelenstimmung* und *bestimmenden Reiz*. — Welche Künsteley! Wozu dieselbe, wird man veranlasst zu fragen, wenn man endlich §. 173 zu der klar und verständlich ausgesprochenen Ansicht des Vfs. von der Entstehung des Wahnsinns gelangt. Er sagt von dem Reiz zum Bösen: „Er eilt durch die Länder, er hängt sich an die Gegenstände und ihre Verhältnisse, in der Gestalt von *Ideen*, die man sonst in einem wahren, aber blinden Glauben *Geister*, *Dämonen* nannte, und denen man die Kraft, Böses zu stiften, mit allem Recht beylegte. Es ist kein Bild, noch weniger eine Hyperbel, was hier ausgesprochen wird; die Welt unterliegt unter der usurpirten Herrschaft dieser Geister, und jeder Seelengestörte ist es durch ihren Einfluss geworden. Das Haupt, der Einheitspunct derselben, von welchem alle übrigen ausgehen, und dem sie untergeordnet sind, heisst: *Selbstsucht*. Diese höchste böse Idee umspinnt die weitesten, wie die engsten Verhältnisse der Menschen; ihr Gift wird schon in der Muttermilch eingesogen, und findet in dem menschlichen Herzen ein bereitwilliges Organ zu seiner Verarbeitung. Dieses Gift verpestet die Luft, welche wir athmen, und wir ziehen es mit jedem Athemzuge in uns ein, ohne es zu wissen, ohne es zu gestehen. Unsere Sinne, unser Verstand, unsere Phantasie, unsere Gefühle werden davon angesteckt, und es verwandelt sich in die mannichfaltigsten Gestalten, um sich dem menschlichen Wesen zu einigen. Die *Ideen* des *Geldes*, der *Herrschaft* u. s. w. sind solche Gestalten und dienstbare Geister jenes grossen Beelzebub. Sie widerstreiten alle dem *guten Geiste*, und suchen ihn und sein Reich unter den Menschen zu vertilgen" u. s. w. Wenn nun dem so ist: so ist ja der Act des Wahnsinnigwerdens eine Besitznahme, so wird ja der gute Geist verdrängt und der böse dringt ein; wozu bedürft' es denn da erst der sonderbaren Lehre von der Zeugung der Seelenstörungen? Wozu denn, wenn dem so ist, die Abtheilung des Wahnsinns in die drey Ordnungsbegriffe der Exaltation, der Depression und deren Mischung beider? Warum verfiel der Vf. doch nun nicht auf eine ganz andere Abtheilung, nämlich auf die Abtheilung nach den bösen Ideen? Warum theilte er nun nicht den Wahnsinn ab in den Wahnsinn aus Stolz, aus Ehrsucht, Geldsucht, Neid, Wollust u. s. w.? Die *Formenlehre* ist nach des Vfs. festgesetzten Ordnungen der Krankheit mit rühmlichem Fleiss und zweckmässiger Umsicht ausgearbeitet. Die *Wesenlehre* ist die ins Kurze zusammengedrängte Elementar- und Formen-Lehre. Sie hat uns unter den drey Abhandlungen am besten gefallen. In ihr spricht sich der Vf. ohne Umschweif kurz und gut aus.

Der zweyte Band des Buches enthält die dritte und vierte Abtheilung. Der dritten Abtheilung hat der Vf. den besonderen Titel *Technik* gegeben. In der Einleitung spöttelt er über den Namen *Heilkunst* und *Heilkünstler*. Was will er antworten, wenn man die Frage an ihn thut: Warum schreibst du denn eine medicinische Technik der Seelenstörungen? Wir können nicht umhin, hier die Bemerkung dem Vf. zu Gemüthe zu führen, dass die zu weit getriebene Kunst zur *Künsteley* wird — und dass sein Werk zu viel Spuren der Art an sich trägt, besonders in dem Theile der Technik, um es nicht — wir sprechen dieses Urtheil in Rücksicht des frommen Herzens des Vfs. sehr ungern aus, fühlen aber, dass es gegen unsere Pflicht gehandelt wäre, wenn wir es verschwiegen — um es nicht, unter die Künsteleyen zu verweisen! — Für unsere Leser belegen wir unser Urtheil mit der übersichtlichen Aufstellung dessen, was Alles in der Technik des Vfs. zu finden ist. Der erste Abschnitt führt den Titel: *Hevristik*. Erstes Capitel: Organon der Hevristik. Erster Unter-Abschnitt: Indirect-psychische Methode. Zweytes Capitel. Erstes Moment: negative Behandlung. Drittes Capitel. Zweytes Moment: graduelle Behandlung. Viertes Capitel. Drittes Moment: formelle Behandlung. Fünftes Capitel. Viertes Moment: individuelle Behandlung. Sechstes Capitel. Fünftes Moment: somatische Hülfsbehandlung. Siebentes Capitel. Sechstes Moment: Palliativ-Behandlung.

Im achten Capitel kommt der Vf. im eigentlichen Sinne des Ausdrucks endlich wieder zu sich selbst. In diesem Capitel theilt er seine Ideen zu einer directpsychischen Methode mit. Hier ist er wahrhaft zu Hause und spricht häuslich offenherzig, gut und fromm. Wir versichern ihm, dass wir ihm recht beyfällig hier zuhörten, und dass wir ganz seiner Überzeugung sind. Wie schön und wahr sagt er §. 326: Der Glaube ist die gänzliche Hingabe unseres Wesens an das ewige, heilige Wesen, welches sich in Christus, dem Wort, dem Abglanz, der Quelle und Fülle des ewigen Lebens, überschwenglich klar und herrlich offenbaret hat. Dieser Glaube ist für uns ein erlösender, ein uns freymachender und reinigender von allen Flecken und Schlacken unserer endlichen Natur. Eingetaucht in diesem Glauben, erfüllt und durchdrungen von ihm, sind wir geläutert und geheiliget, von einem neuen höheren Leben und seiner Kraft beseelt und in das Reich des Lichts und der Liebe eingegan-

gen. In diesem Glauben lebten und wirkten die Apostel, diess war der Stand- und Haltungspunct ihres Lebens, und darum stehen sie, erfüllt von dem Geiste und der Kraft des Göttlichen, in ihrer Einfalt und Niedrigkeit so hoch erhaben über alle anderen Menschen da. Wer diesen Glauben errungen hat — und wir sollen und können ihn alle erringen, und nur die willige Beherbergung des Bösen in uns hindert uns daran — wer ihn errungen hat, steht nicht bloss fest über allem Wechsel und Wandel des Lebens; sondern er vermag auch durch diesen Glauben und seine Kraft zu wirken, was sonst Niemand vermag: Heilung der mannichfaltigsten Gebrechen durch den blossen Willen, durch die blosse Berührung." Kann eine unreine Seele die reine verderben: so muss auch eine gesunde, göttlich-gekräftigte Seele die kranke gesund machen können.

Ist die Medicin, so sagen auch wir mit dem Vf., die Wissenschaft, die sich der grössten Freyheit rühmt; nun, so muss es auch vergönnt seyn, Vorschläge, und klängen sie auch noch so sonderbar, wenn sie nur den geringsten Schein von Grund für sich haben, zur Prüfung vorzulegen. Es fragt sich nur: Ist das Vorgeschlagene möglich und zuträglich? Zuträglich in gewissem Sinne nicht, denn unsere alte individuelle Verfassung geht dabey verloren; aber die Möglichkeit! Nun in Beziehung auf diese kann bloss das Experiment entscheiden! —

Im zweyten Abschnitt handelt der Vf. von den gewöhnlichen Heilmitteln. Der dritte enthält die Curlehre. Die vierte Abtheilung enthält die staatswissenschaftlichen Notizen über Irrenanstalten u. s. w., und den ethischen Theil oder die Prophylaktik. An dem ethischen Theile würden wir gar nichts auszustellen haben, wenn es dem Vf. nicht beliebt hätte, demselben auch den Titel Prophylaktik zu ertheilen, und in Folge dessen die ersten Paragraphen zu schreiben, wo von der Einimpfung des Schutzmittels gegen den Wahnsinn die Rede ist. Der Vf. hat dadurch das Ernsthafte selbst der Lächerlichkeit Preis gegeben.

V.

KURZE ANZEIGEN.

MEDICIN. *Mainz*, b. Kupferberg: *Einige Mittel zur Verlängerung des Lebens im höhern Alter.* Von dem neunzigjährigen *J. Tenon*, Mitgliede des Instituts von Frankreich und der Ehrenlegion. Deutsch herausgegeben und mit einer Vorrede versehen von *Leo Lebrecht*, der Heilkunde D. und praktischem Arzte in Mainz. 1818. 24 S. 8. (4 gr.)

Die Mittel, welche der Vf. empfiehlt, betreffen die Fussgeschwulst, die bey ihm wohl mehr die Folge eines erlittenen Wechselfiebers, als des hohen Alters selbst seyn mochte, und Kolikbeschwerden mit Krämpfen in den Füssen und Leibesverstopfung. Er befreyte sich von diesen Leiden dadurch, dass er tagtäglich Morgens ein Glas Molken, dabey ein Klystier, entweder aus blossem Wasser oder aus Wasser mit Honig nahm und sich ein Stuhlzäpfchen von Lichtertalg in den After schob. Jeden Morgen beym Aufstehen tauchte er Füsse und Schenkel in lauliches Salzwasser, wusch sie darin, trocknete sie ab und umwickelte sie leicht, von der Fussspitze bis an die Knie, mit einer breiten trocknen Binde. Elf Tage nach dieser Behandlung stellte sich der offene Leib von selbst wieder ein, die aufgeschwollenen Beine vergingen vollkommen u. s. w. Betrachtungen über die Lage des Blinddarms und des Grimmdarms brachten ihn auf den Gedanken, bey Unterleibsbeschwerden mit der rechten Faust den Blinddarm gegen die innere Fläche des Hüftbeins zu drücken, diesen Druck in aufsteigender Richtung von der rechten Seite bis unter die Leber fortzusetzen, von da quer über die Oberbauchgegend bis gegen die Milz fortzuschreiten, dann bis auf die linke Hüftgegend herabzusteigen, wo er mit der linken Faust denselben Druck auf die S förmige Krümmung des Grimmdarms anbrachte. Gingen auf diesen Druck Blähungen ab: so bemerkte er augenblickliche Erleichterung. Das ist der ganze Inhalt des kleinen Aufsatzes.

V.

Mainz, b. Kupferberg: *Der Branntwein in diätetischer und medicinisch-polizeylicher Hinsicht.* Eine Vorlesung von D. *J. Kl. Renard*, Lehrer der Staatsarzneykunde an der Facultät zu Mainz u. s. w. 1817. 24 S. 8.

Der Vf. eifert gegen den Missbrauch des Branntweins; er hat ihn sehr declamatorisch, ja, wie er selbst S. 16 sagt, mit den schwarzen Farben der Hölle in einem Schreckengemälde geschildert. Er verkennt jedoch seinen Nutzen nicht, und giebt auch an, wo dieses Reizmittel zulässig, ja sogar nützlich und nothwendig sey. Der gemeine Mann könne davon ohne Nachtheil in kalter Jahreszeit und in feuchten Gegenden, überhaupt in nördlichen Gegenden, zuweilen kleine Quantitäten geniessen, so auch der Soldat, der oft Monate lang unter freyem Himmel in leichter Kleidung vielleicht auf sumpfigen Feldern lagern u. s. w. muss. Dasselbe gilt von Schiff- und Seeleuten, Jägern, Bergleuten u. s. w. Auch in heissen Tagen erfoderten die grossen Anstrengungen solcher Arbeitsleute dieses Getränk.

V.

Berlin, b. Amelang: *Der Haus-Pferde-Arzt.* Ein unentbehrliches Handbuch für Pferdebesitzer. Von *C. Klatte.* 1819. 103 S. kl. 8. (16 gr.)

Ein ganz entbehrliches Handbuch könnte man diese schlechte Compilation mit mehr Recht nennen. Die Belehrung über die Erkenntniss der einzelnen Krankheiten ist fast durchaus zu kurz, die Anweisung zur Heilung meistens zu wenig bestimmt nach der Verschiedenheit der Ursachen und Fälle angegeben, die Vorschriften zu den Heilmitteln zum Theil fehlerhaft (z. B. das Augenwasser aus einer Abkochung von Schaafgarbenkraut, Bleyessig und *Camphor-Geist*, welches, ohne alle nähere Bestimmung der Art und deren Periode, bey jeder Augenentzündung von inneren Ursachen empfohlen wird; die Einreibung einer Mischung von Terpentingeist und Branntwein in den ersten Perioden der Rose), der Stil nachlässig; einzelne Gegenstände, die für denjenigen, der nicht Thierarzt ist, nützlich seyn können, z. B. die Regeln eines guten Beschlages, die Erkenntniss und Heilung mehrerer Krankheiten, welche das Pferd schnell befallen, sind zu oberflächlich abgehandelt, dagegen die Beschreibung und Heilmethode von Krankheiten aufgenommen, bey denen man ohne einen guten Thierarzt oder Curschmied doch nichts thun kann, z. B. die Hornspalte, der Krontritt, der Koller.

B...

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

BOTANIK.

Nürnberg, b. Schrag: *Handbuch der Botanik.* Von Dr. *C. G. Nees von Esenbeck.* Erster Band. Auch unter dem Titel: *Handbuch der Naturgeschichte zum Gebrauch bey Vorlesungen.* Von Dr. *G. H. Schubert.* Vierter Theil. Erste Abtheilung. 1820. XVIII u. 725 S. 8. (3 Rthlr.)

Der Herausgeber des bekannten und geschätzten Handbuches der Naturgeschichte hätte nicht leicht eine glücklichere Wahl für die Bearbeitung des botanischen Theils desselben treffen können, als indem er sie dem Vf. übertrug, dem die Botanik bereits vieles Schätzbare verdankt, und der auch bey dieser Arbeit, wie wir zu beweisen hoffen, die Fortschritte der Wissenschaft unleugbar gefördert, und sein um sie bereits erworbenes Verdienst in vieler Hinsicht vermehrt hat.

Was zuvörderst die Form dieses Handbuches betrifft: so begnügen wir uns damit, eine kurze Übersicht der Einleitung zu geben, die uns zugleich Gelegenheit verschafft, die Leser mit der ganzen Einrichtung des Werkes überhaupt bekannt zu machen. Nach einem speculativen Eingange von §. 1—12, der freylich nicht für Jedermann geschrieben ist, und über den wir den Philosophen das Urtheil überlassen, erreicht der Vf. den Boden der Naturgeschichte mit dem tief begründeten Satze: das Weltsystem sey die Grundform aller Naturerkenntnifs. Nun wird von der zwiefachen Polarität des Weltkörpers und somit auch der Erde gesprochen. Den Polen derselben entsprechen die Reiche der Naturwesen: das Centralreich der Erde, ihr todter Kern, ist das Mineralreich: Pilze, Pflanzen, Thier und Mensch bilden die vier lebendigen Reiche; die Stelle, die jedes derselben im Ganzen einnimmt, und die der Grund seines Seyns ist, wird näher bestimmt, und in der Beschaffenheit des Pols, dem jedes angehört, wird seine Idee gefunden. Dann fasst der Vf. die Ideen der vier organischen Reiche enger in Begriffsform, er vergleicht ihre inneren Elemente und stellt die Beziehungen derselben auf die Besonderheiten, in die sie sich entfalten, genau dar. Nun schliesst sich eine scharfsinnige und bedeutsame Construction des Grundtypus des reinen Pflanzenbaues an, die den Schlüssel zum ganzen Werke enthält, aber keines Auszuges fähig ist. Was hier in der Idee ausgesprochen ward, wird dann auch als Definition und äussere vergleichende Charakteristik mitgetheilt, und in der Unterscheidung des vegetativen Organismus von dem animalischen, in möglichster Schärfe nach empirischen Merkmalen hervorgehoben. Darauf folgt die Bestimmung des Begriffs und die Eintheilung der Botanik. Diese hat in ihrer empirischen Form drey Hauptauffassungsweisen der Pflanze, je nachdem sie dieselbe 1) für sich in Raum und Zeit, 2) in Beziehung auf das Äussere, 3) in Beziehung auf den Geist oder den Menschen betrachtet, und hienach theilt sie sich in 1) *Reine Botanik*, 2) *Pflanzenforschung*, 3) *Angewandte Botanik.* Die erstere zerfällt in: A. *Pflanzenbeschreibung*, nach Bildung (*Morphographie*), Textur und Structur (*Phytotomie*), und in: B. *Pflanzengeschichte*, der Entwickelung (Morphologie) und des inneren Bestehens und Lebens (*Physiologie*). Die Pflanzenforschung sondert sich A. in die Lehre vom räumlichen Verhältnisse der Pflanze zur Erdoberfläche (*Pflanzengeographie* und *Topik*, Standörterlehre), B. in die Lehre vom (zeitlichen) Verhältnifs der Pflanze zur Bahn und Axendrehung der Erde, bezogen auf Tag und Nacht (*Horologie*), bezogen ferner auf Jahreszeit, Lebensepochen und Dauer der Pflanze (*Biologie*). Die angewandte Botanik enthält, je nachdem der Geist erkennend, empfindend oder handelnd der Pflanze entgegentritt, a) *Methodologie*, *Geschichte* und *Systemkunde* der Botanik, b) *Pflanzenästhetik*, c) *Ackerbau*, *Forstbotanik* u. s. w. Da der Vf. es für thunlich und nützlich hält, in der Ausführung mehrere Glieder dieser Verzweigung zu verbinden, da andere entweder völlig für sich bestehen oder erst im Entstehen sind: so theilt er zum Behuf eines Lehrgebäudes die Botanik in *allgemeine* und *specielle* ein, und indem er zur künftigen Herausgabe eines Theils, der die Beschreibung der einzelnen Pflanzen, Systemkunde, Literatur, Geographie und Tafeln für die Formenlehre enthalten soll, Hoffnung macht, beschränkt er sich in diesem Theile auf allgemeine Pflanzenbeschreibung, Pflanzengeschichte und Pflanzenforschung. Mit Recht sagt er, dass die specielle Pflanzenkunde, wenn sie ihrer Idee nach die vollständige Erkenntnifs aller Pflanzenspecies, und zwar diese durchgeführt durch alle Zweige der Pflanzenwissenschaft ist, nicht gelehrt, sondern nur erlebt werden könne. Im vorliegenden ersten Bande dieses ersten Theils sind ausser dem erwähnten Propädeutischen, von den Principalgebilden der Pflanze die Wurzel, der Stamm mit Knospen und Ästen, und das Blatt mit seinen Neben-

theilen abgehandelt. Voran geht der speciellen Darstellung dieser Theile eine Feststellung des Begriffs und der Gesetze der Terminologie und die Betrachtung der allgemeinen Merkmale der Hauptorgane, Mass, Zahl, Farbe und Überzug. In der hierauf folgenden eigentlichen Organographie giebt der Vf. bey jedem einzelnen Hauptgebilde zuerst das Morphographische: die Formen, in denen es vorkommt, und deren Classification in Haupt- und Neben-Formen. Diese werden beschrieben nach einem consequent befolgten Schema, zuerst in Beziehung auf die ganze Pflanze, dann für sich, nach Existenz, Stelle, Anordnung, Lage, Grösse, Zahl, äusserer und innerer Zusammensetzung, Richtung, Figur und Substanz. Dann folgt die Anatomie, dann die Physiologie des Theils und die Metamorphosenlehre. Da das Allgemeine der letzteren schon bey der Beschreibung jedes Organs gewöhnlich anticipirt wird: so bleibt nur die Durchführung der Gestalt des Theils durch das Ganze des Pflanzenreichs übrig, worauf der Vf. jedesmal zur specifischen zeitlichen Entwickelungsgeschichte und Dauer des eben in Betrachtung stehenden Organs fortgeht, seine zurückschreitende oder krankhafte Metamorphose, und die Erscheinungen seines Tag- und Nacht-Lebens beybringt. Wir können nicht leugnen, dass diese Form, nach welcher der Vf. den Inhalt der Botanik nicht allgemein-disciplinarisch abgesondert, sondern die Disciplinen an das Specielle der Gegenstände vertheilt, abgehandelt hat, zwar allerdings lebendig und praktisch ist, und den einzelnen Materien eine Fülle und Vielseitigkeit der Betrachtung giebt, auch eigentlich naturgemäss ist, da uns ja an jedem einzelnen Dinge ein Universum von möglichem Wissen erscheint; wir verhehlen indess nicht, dass sie für den Anfänger, dem der Vf. ausdrücklich diess Werk in der Vorrede bestimmt, nicht die geeignetste uns geschienen hat. Indem so am Einzelnen die gesammten Momente der Betrachtung zur Anregung kommen, wird in jedem Augenblicke der Gesichtspunct verrückt, der Standort verwechselt, und es wird dem Anfänger schwer, was doch immer stillschweigend gefodert wird, sich darüber zu stellen, und in Einen Mittelpunct die an jedem Einzelnen gebrochenen Strahlen des ihm überlieferten Wissens zu sammeln. Wir würden diese Form für den encyklopädischen, allgemeine Übersichten gebenden Unterricht, und nicht für ein Werk, an dem die Masse des Überlieferten so gewaltig ist, wie dieses, gewählt haben; hier musste sie manche Unbequemlichkeit mit sich führen, z. B. die, dass der Vf. in die Betrachtung eines einzelnen Organs fast die ganze Anatomie der Pflanzen zu verflechten sich genöthigt sah; dass in dem Abschnitte vom Blatte eine Abhandlung der anatomischen, physiologischen und biologischen Verhältnisse der Oberhaut sich mitten in den Fortgang der Untersuchung einschob; dass bey der physiologischen Function des Stengels plötzlich ein Hemmungspunct eintrat, der sich erst lange danach in der Betrachtung des Blattlebens lösen konnte; dass hier, bey der kleinsten Blattform, z. B. der *Stipula*, der ganze Kreis der Anatomie, Physiologie u. s. w. besonders durchlaufen, die chemische Physiologie theils unbeendigt gelassen, theils anticipirt werden musste u. s. w. Durch solche unvermeidliche, in der Grundanlage des Ganzen liegende Dislocationen kam es, dass das Werk bey dem durchdachtesten Plane, bey der scharfsinnigsten und mit wahrer innerer Symmetrie geordneten Disposition des Materials, doch den Schein einer äusseren (dem Kenner freylich gar nicht beschwerlichen, wir möchten sagen: romantischen) Verwirrung erhielt, den der Vf. durch jedesmalige Hinweisung auf den inneren Zusammenhang der eben behandelten Gegenstände, durch dann um so belehrendere zusammenfassende Rückblicke, und das Interesse spannende Voraussichten nicht ganz beseitigen konnte.

Liegt indess in dieser Form auch einige Unbequemlichkeit, zu welcher der Vf. wohl unverschuldet und wider Willen durch die einmal im *Schubert*'schen Handbuche eingeführte Anordnung gedrängt ward: so ist dieselbe durch den Gehalt des Stoffes weit überwogen. In Absicht auf diesen, meint Rec., gehört diess Werk zu denjenigen prägnanten Erscheinungen der botanischen Literatur, die da zeigen, was mitten unter dem Widerstreit der Meinungen, mitten unter dem schroffesten Gegensatz der Bestrebungen, ja mitten unter scheinbarer Vorherrschaft des verkehrtesten Treibens, der bewegliche Geist der Zeit eigentlich Tieferes wolle; es gehört zu denen, die anschaulich machen, dass namentlich in der Geschichte der Pflanzenwissenschaft längst schon insgeheim ein Abschnitt geschehen sey, und dass sie sich kräftig zu einer neuen Entwickelung rüste. Freylich steht es in aller Eigenthümlichkeit, die ihm nicht abgesprochen werden kann, von dieser Seite nicht allein; es schliesst sich an *Goethes*, *Steffens*, *Schelvers*, *Okens*, *Kiesers*, *Wilbrandts* botanische Bestrebungen an: denn diese Männer zeugen, jeder auf seine Weise, von dem nämlichen Geiste. Wer möchte aber hier ängstlich untersuchen wollen, was darin diesem oder Jenem gehöre, oder wer gar, die gewonnene Erkenntniss wie einen äusseren todten Besitz behandelnd, eigensüchtig sein Recht der Priorität geltend machen wollen, da ja Jeder vielmehr dem allgemeinen Lenker zu danken hat, wenn dieser in unseren Tagen Viele in dieselbe Schule geführt, und das stille Zusammenwirken verschiedener Gemüther zu Einem Ziele unserer Zeit zur unschätzbaren Mitgabe verlieh! Rec. will daher, in freudiger Anerkennung des geheimen Bundes, gerade dieses Moment am vorliegenden Werke hervorheben, und weniger achtend auf das Besondere des Stoffes, der gerade jetzt das Unwesentliche, in der Umwandelung und Selbstgestaltung Begriffene ist, unbekümmert vor allen Dingen um die eigenen Ansichten, die in nicht wenigen Puncten von denen des Vfs. abweichen, vielmehr die innere geistige Form, welche unsere Zeit gemeinsam auf verschiedenen Wegen sucht, darum festhalten, und darzustellen sich bemühen, wie es sich, gleichsam als Repräsentant der neueren botanischen Bestrebungen, nicht zu den botanischen Schriftstellern, sondern zum abgeschlossenen Theile der botanischen Wissenschaft verhält.

Wir bemerken zuerst von der *terminologischen* Seite des Buches, dass der Vf. es meisterlich verstanden

hat, das geistlose Namenwerk, das wahrlich über alle Gebühr in unseren Handbüchern sich breit macht, so kunstreich zu stellen und hinter die Beschreibung der mannichfaltigen Gestalten zu verstecken, dass es überall nur der Rahmen zu einem interessanten Bilde ward, in welchem man das frische Leben des Gewächses mit Vergnügen erblickt. Als ein Muster dieser Behandlungsweise des Trockensten in dem botanischen Studium führen wir die Lehre vom Überzuge an, wo wir nicht jenes Chaos bunt durch einander geworfener Nebentheile, sondern eine bedeutsame Zusammenstellung dieser Organe fanden, in welcher sie, dem allgemeinen Pflanzenbau parallelisirt, schon durch ihre Classification eine physiologische Einsicht gewähren. Wo übrigens die Physiologie selbst gleichsam als die Folie der Terminologie erscheint, z. B. in den Abschnitten von der Zahl und der Farbe der Pflanzenorgane, ist sie durch die geistreichen Ansichten, die der Vf. hier entwickelt, zum interessantesten Gegenstande geworden. Ähnliches gilt von dem Terminologischen der Blattformen und der Stammformen der Kryptogamie (welche letztere Rec. nirgends einsichtiger behandelt weiss), da hier die Verwandlung der todten Wortlehre in eine lebendige Formenlehre in ihrem schönsten Lichte erscheint. Bey alle dem hat es Rec. geschienen, dass diejenigen ihrerseits auch nicht ganz Unrecht haben, welche die Terminologie ganz von den übrigen Theilen der Botanik, als eine eigene botanische Sprachlehre und Beschreibungskunst, abgesondert wissen wollen. Denn der höheren Formen- und Metamorphosen-Lehre beygemischt, bildet die Terminologie doch immer bis auf einen gewissen Grad ein feindseliges, schnurstracks entgegengesetztes Element, da sie auf Festhaltung begrenzter allgemeiner Formen, die noch unzähliges Mannichfaltige unter sich begreifen können, ausgeht, während die Formenlehre gerade umgekehrt dahin strebt, die unzähligen Mittelstufen nachzuweisen, die den Übergang einer Form in die andere bis ins Ununterscheidbare verschmelzen. Wir glauben diesen hemmenden Einfluss, den der Vorsatz des Vfs., auch diese Seite der Botanik erschöpfend zu behandeln, herbeygeführt hat, da und dort in der Morphologie wirklich bemerkt zu haben, wo es uns lieber gewesen wäre, wenn der Vf. seinem combinatorischen Talente, und seinem tiefen Blicke für die Verwandtschaft der Pflanzengestalten, frey von der Fessel der anzuführenden Kunstausdrücke, hätte nachhängen können. — Eben so wie in der Terminologie hat der Vf. in der *Pflanzenanatomie* (die freylich bey dem bisherigen blinden Einschneiden in das Mark des Pflanzenkörpers nichts liefern konnte, als den zerfleischten, getödteten, keiner höheren Ansicht zugänglichen Stoff des Pflanzengewebes) sich bemüht, die Masse zu ordnen, eine organische Gliederung darin aufzuzeigen, und sie mit den allgemeinen Elementen der Vegetation in Beziehung zu setzen. Man würde ungerecht seyn, wenn man immerhin auch die Arbeit noch nicht für beendigt halten, den Geist nicht achtete, mit dem hier der schwierige Gegenstand behandelt wird, bey dem besonders auf *Kiesers* verdienstvolle, aber doch bisweilen einseitige, ja irreleitende Vorarbeit Rücksicht genommen ist. Es ist zu rühmen, dass der Vf. den anatomischen Bau erst mit unbewaffnetem Auge, dann durch die einfache Linse, dann durch das Compositum betrachtet, darstellt, und zuletzt erst die Deutung des Gesehenen hinzufügt, wodurch die ganze Untersuchung sehr an Klarheit gewinnt. Wir sind nun aber auch, meint Rec., an der Grenze der Phytotomie angelangt, an welcher es Zeit ist, vor dem überwiegend werdenden Gebrauche zu starker Vergrösserungen zu warnen, und den Blick mehr auf die innere Structur der Organe, als auf die allgemeinen Elemente des Pflanzenbaues hinzuleiten. Wie Vieles ist nicht hier noch zu thun und zu entdecken, wovon unsere, das Pflanzengewebe nur in mikroskopische Scheibchen und Fetzen zu zerstückeln gewöhnten Phytotomen nichts ahnen! Man lasse sich doch ja nicht von dem Gerede derer, die den Pflanzenbau für gar so einfach ausschreyen, von weiteren Untersuchungen abhalten. Einfach ist die Pflanze in ihren anatomischen Grundelementen, die man freylich auch zu viel mit dem Mikroskope des Geistes betrachtet und ohne Noth vermannichfacht hat; aber mannichfaltiger, als man meint, ist sie in ihrer Zusammensetzung, in der Verbindung der verschiedenen Gewebe, in dem Verlauf und der Vertheilung der Bündel, in den Formen der Anastomose, in denen ein wunderbares Gesetz waltet. Welche Verschiedenheiten haben sich bey einer kürzlich unternommenen Musterung der Zwiebeln mehrerer Monokotyledonen dem Rec. dargeboten! Welche Eigenthümlichkeiten sind in der Knotenbildung, und besonders, welche Fülle innerer Structurformen in den Fruchtbehältnissen zu finden, auf welche noch Niemand bisher geachtet hat! Freylich müsste, wer mit solchen eigentlich phytotomischen Untersuchungen sich abgäbe, auch bemüht seyn, das Gesetz derselben, und ein solches wird und muss es geben, aufzufinden: denn ohne das wäre diese Beschäftigung eben so trostlos, als die alte Spiralgefässguckerey. — Gegen des Vfs. Annahme von *Kiesers* lymphatischen Gefässen in der Oberhaut muss Rec. nach eigener vielfältiger Beobachtung förmlich protestiren. Eben so hat Rec. für die Structur und Genesis des Moosblattes, wie sie der Vf. angiebt, in einer bisherigen Untersuchung von freylich nur 200 Moosspecies, wenig Bestätigendes gefunden. Auch können wir uns nicht entschliessen, mit dem Vf. das Lebermoosblatt höher als das Moosblatt zu setzen, da es ihm an individueller Ausbildung wirklich nachsteht, wie wir uns denn auch bereit fänden, Gattung für Gattung den Übergang von den Lichenen, durch die Lebermoose zu den Laubmoosen nachzuweisen; der Übergang von den letzten durch die Lycopodiaceen und andere zu den Farren findet sich leicht, wenn man nur die Farrenkräuter nicht als eine aufsteigende, sondern als eine absteigende, die Fülle der werdenden Verzweigung und die Menge der Blätter in eine einzige Blattbildung contrahirende Form betrachtet, aus der dann erst die höhere phanerogamische Gestaltung, als ein relativ abgeschlossenes Reich in den Palmen und baumartigen Gräsern von Neuem sich erhebt.

Der *physiologische* Theil der einzelnen Untersuchungen dieses Werks hat der Wissenschaft einen noch erheblicheren Zuwachs, als der anatomische, verschafft. Eine Last von Reflexionen und falschen Analogieen, hergeholt aus ungeschickter Vergleichung der Pflanze, bald mit der irdischen bald mit der thierischen Natur, eingefasst in eine Masse von täglich vermehrten, aber auseinander fallenden und ewig stummen Erfahrungen, drückt seit drey Jahrhunderten die Botanik so, dass sie in der Pflanze selbst nicht zur Pflanze kommen konnte. Dringend hat uns die Zeit gemahnt, den Blick auf die Eigenthümlichkeit des Pflanzenwesens zu richten, und wie empfänglich der Vf. diese Mahnung aufgenommen, hat derselbe in der Einleitung gezeigt, in welcher wir den tieferen Sinn, mit dem er die Individualität des Pflanzenwesens rein und ohne Vermischung aufzufassen sich bemühte, zu ehren Gelegenheit gefunden. „Die Pflanzen," sagt er unter andern dort, „gehören dem Südpol, streben nach Tag und Licht, nach leiblicher Unvergänglichkeit: darum zeugen sie endlos hinaus ins All, und kommen nie zu sich selbst, weil der Zeugungsact das Leben verschwendet; sie leben ohne Leben belebt" — und an einer andern Stelle: „ihre Lebensfunction ist ein einziger Pulsschlag zwischen Erde und Sonne." Tiefer und wahrer kann nach unserer Meinung der Geist des Pflanzenlebens nicht aufgefasst werden. Diesem Geiste gemäss hat nun auch der Vf. dahin gestrebt, die Pflanze als in sich selbst gesondert in Organismus darzustellen, und die einzelnen Theile als Organe von eigener Entwickelung, eigener Function und eigener Bedeutung für das Ganze aufzufassen: Und auf *die* Weise, wie er diess einzuführen versucht, nachdem sich von den verschiedensten Seiten her, in unseren Tagen der lebendigste Eifer für dieselbe Betrachtungsart kund gethan, glauben wir, wird es endlich dahin kommen, dass wir bey redlich fortgesetzten Bemühungen in jedem Gebilde seinen eigenen inneren Typus, in der Wurzel das Wurzelleben, das in allen Formen seiner Erscheinung im Wurzeln ist, im Stamme das Stammleben, das in allem seinen Treiben ein Stammen, ein Erheben und zur Aussonderung den oberirdischen Boden (Stamm) Machen ist, u. s. w., erkennen werden. Die höhere Aufgabe der neuern Botanik ist aber nicht bloss, dass wir künstlerisch die mannichfaltigen Äusserungen des Vegetativen auf seinen einfachen, eigenthümlichen Grundtypus zurückzuführen, sondern auch, dass wir die *eine* Seele der Vegetation in ihre mannichfaltigen Ausdrücke und Zeichen zu verwandeln, verstehen sollen. In Rücksicht des Letzteren ist es, was die Nachweisung der Hauptmomente der ganzen Pflanzenbildung in jedem einzelnen Gebilde betrifft, wie es scheint, dem Vf. ganz vorzüglich gelungen, und schon dadurch allein, wenn nichts anderes für ihn spräche, würde er sich ein bleibendes, eigenthümliches Verdienst um die Pflanzenwissenschaft erworben haben. In der That gewannen dadurch, dass der Vf. in jedem Organe die Stufen der Gesammtentwickelungen der Vegetation suchte, manche Formen ein Verständniss und eine Bedeutung, die bisher völlig verschlossen, zu nichts als blinden Zeichen und todten Buchstaben in der äussern Pflanzenbeschreibung zu gebrauchen waren; und viele Bildungen traten so treffend in einen inneren Zusammenhang, dass uns Lesenden oft die freudige Zuversicht durchblitzte, so und nicht anders werde das letzte Ziel dieser Untersuchung, die erfreuliche Durchsichtigkeit des Ganzen in jedem Einzelnen, zu erringen seyn. — In Rücksicht jener andern Seite der Aufgabe, die Einheit der mannichfaltigen Erscheinungen des Pflanzenlebens zu erfassen, schien uns dagegen der Vf. noch Arbeit genug übrig gelassen zu haben. Zwar hat er überall, wir verkennen es nicht, die Eigenthümlichkeit jedes Gebildes, die er auf das Allseitigste eben so in der Bildung, wie in der Mischung, eben so im functionellen Leben, wie in der Beziehung auf das Äussere verfolgte, wieder auf das Grundschema, das er philosophisch in der Einleitung erdacht, zurückzubringen gesucht: aber es liegt in den Grenzen, in welchen die Zeit uns noch gefangen hält, dass diese mannichfaltigen Lebensweisen noch ziemlich getrennt von einander stehen. Wenn wir oben dem Vf. in Absicht auf die Form des Werks die Aggregation der heterogenen Sphären der Pflanzenbetrachtung bey jedem Einzelnen zum Vorwurf machten: so erscheint dieser Tadel hier durch die Betrachtung des gegenwärtigen Zustandes der Pflanzenphysiologie um so gegründeter, als wir uns nicht verhehlen können, dass in derselben noch so Vieles einzeln und abgesondert stehe, was für die Verbindung geschaffen ist, dass die verschiedenen Elemente der Wissenschaft noch keineswegs zur ganzen inneren Einheit gebracht sind, in welcher, gleichgültig, welche Seite man am Gegenstande festhält, doch überall das nämliche Wesen erscheint. Vom Anatomischen zum Morphologischen, von diesem wieder zum Functionellen, und von da noch höher hinauf zum Kosmisch-Tellurischen der Vegetation, ist leider immer noch ein Sprung, und wenn wir aus einer Sphäre in die andere rücken, finden wir uns leider doch noch wie in eine absolut andere Welt versetzt. Dass der Vf. indessen diese Schranke theils wohl gekannt und eingestanden (S. Vorr. S. XV), theils nach Kräften zu beseitigen gesucht habe, muss man ihm ebenfalls lassen. Insbesondere rechnen wir ihm eins zum Verdienst an: das Bestreben nämlich, das organisch-chemische Leben der Pflanze in allen seinen Theilen dem organisch-plastischen parallel zu stellen. Der Vf. hat sich bemüht, für jedes Hauptgebilde der Pflanze das ihm correspondirende qualitative Product zu entdecken, und dieses auf gleiche Weise im materialen Vegetationsprocesse als nothwendige Entwickelungsstufe zu begründen, wie jede einzelne Gestalt im plastischen Processe ihre stufenmässige Begründung findet. Das war es aber gerade, was der bisherigen Pflanzenphysiologie gar sehr Noth that.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

BOTANIK.

Nürnberg, b. Schrag: *Handbuch der Botanik.* Von Dr. *C. G. Nees von Esenbeck.* Erster Band. Auch unter dem Titel: *Handbuch der Naturgeschichte zum Gebrauch bey Vorlesungen.* Von Dr. *G. H. Schubert.* IV Th. 1 Abthl. u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Gestaltung und Mischung sind die beiden, völlig sich gleichen lebendigen Hälften des Pflanzendaseyns, die vegetativen Urpole, deren organisch-fortschreitendes Sich Suchen und Finden die Stufen ihres wachsenden Lebens giebt — und doch standen sie bisher einander fern. Wenige dachten vorlängst daran, dass nicht früher eine lebendige Erkenntniss der Pflanzennatur möglich sey, als bis sowohl das gleiche Bewusstseyn über beide, wie Äusseres zum Inneren sich verhaltende Momente der vegetativen Thätigkeit, in der Trennung sowohl, als in ihrer innern Ausgleichung erreicht war. Was von dem Vf. in Verbindung mit mehreren trefflichen Forschern auf diesem Felde bereits geleistet worden sey, werden wir näher zu erörtern bey der Anzeige des folgenden Theils Gelegenheit haben, in welchem uns eine zusammenhängende Darstellung der chemischen Pflanzenphysiologie von der Hand des Prof. *Bischoff*, als Anhang versprochen ist. Dankenswerth und schätzbar, ja eine neue, fruchtreiche Epoche in der Entwickelung der Botanik herbeyzuführen geeignet, sind solche Bestrebungen jedenfalls; aber sie bedürfen der Reife der Zeit, und vor allen Dingen einer weiteren Ausbildung (wir möchten lieber sagen: einer völlig neuen Schöpfung) der Pflanzenchemie, von welcher hoffentlich (wie man prophezeihen kann, ohne eben ein grosser Prophet zu seyn) unser eigenes Jahrhundert keinen Stein auf dem andern lassen wird. Denn hier heisst es wahrlich, wie in *Lichtenbergs* geistreicher Parodie jener Rede Hamlets: es giebt gar Vieles in unserer Schulweisheit, wovon sich Himmel und Erde nichts träumen läſst. Welcher speculative Handelsmann unter den Gelehrten wird z. B. die Existenz des Kohlenstoffs, Wasserstoffs, Stickstoffs und Sauerstoffs noch auf 50 Jahre hin assecuriren wollen?

Wenn der Vf. übrigens in seinen Untersuchungen den Schein veranlasst hat, als wolle er hier den inneren mischenden, wie anderswo den plastischen Geist des Pflanzenlebens durch algebraische Zauberformeln heraufbeschwören: so glauben wir anders unter den Zeilen lesen zu können. Es wird hoffentlich nicht viele geben, die den Vf. so sehr misverstehen möchten, dass sie glauben, es sey hier auf ein äusseres Machen und Erzwingen der Erkenntniss, auf ein Erzeugen gleichsam durch geistige Ligaturen (umgekehrt, wie einst die Mystiker des XIII Jahrh. die Natur durch ihre *physicas ligaturas* zu zwingen wähnten) abgesehen, da wohl ohne Zweifel der Vf. mit uns einverstanden seyn wird, dass das eben das Göttliche und Schöne der Erkenntniss ist, dass sie sich absolut frey vom formellen Zwange in der intellectualen Anschauung selbst macht, und sich giebt als ein Unendliches, in welches man sowohl auf dem einseitig empirischen, als auf dem einseitig mathematischen Wege vergeblich einzudringen strebt, weil in der breiten Empirie, wie in der schroffen Mathematik, immer die Sache ausser dem Geiste, und der Geist ausser der Sache steht, die unausmessbare Kluft zwischen beiden aber nur durch das Leben erfüllt wird, das in endlos wechselndem Drange die Form an den Stoff, den Stoff an die Form bindet. Wer freylich die Form für das Leben selbst nähme, würde die Sache im geistigen Tode, wer die Sache für das Leben nähme, würde den Geist im materiellen Tode untergehen heissen. Wir sind dagegen weit entfernt, den Vf. mit denen zu verwechseln, welche die Probleme der lebendigen Pflanzennatur wie ein Rechnungsexempel auflösen zu können vermeinen, und in dieser Ansicht kommt uns die Äuserung des Vfs. in der Vorrede freundlich bestätigend entgegen, worin er sich für diejenigen, die ihn verstehen wollen, deutlich und befriedigend genug darüber erklärt. Wie wir denn auch andererseits überzeugt sind, dass der Vf. dem Differenz- und Indifferenz-Unwesen, der Plus- und Minus Macherey, dem Contractions- und Expansions-Spiele und all den bekannten leidigen, bereits bis zur Erschöpfung abgetriebenen Schematismen der Zeit im Inneren herzlich gram sey, und die Philosophie wie die Naturkunde in etwas Anderes, als in diese Armseligkeiten setze.

Und somit glauben wir denn, auch ohne weitere Angabe des besonderen Inhalts, dieses Werk, dessen baldige Beendigung wir mit Verlangen erwarten, hinreichend charakterisirt zu haben. Wir behalten uns vor, nach dem Erscheinen des bereits angekündigten zweyten Bandes, eine gedrängte Übersicht

der Lehre des Vfs. nach ihren Hauptmomenten mitzutheilen, und wollen erst dann, wenn die Ansicht, die hier eingeleitet ward, in ihrem ganzen Umfange uns vorliegt, Gelegenheit nehmen, die Kritik an dem Einzelnen zu üben. Wenn aber auch Einiges von den aufgestellten Behauptungen des Vfs. der vollendetern Reife in der Erfahrung noch entgegen sieht; wenn selbst Anderes sogar lebhaftem und zum Theil nicht ungegründetem Widerspruche obliegen dürfte: so wird die Beendigung des Werks doch jedenfalls die Hoffnung, die wir schon jetzt aus dem Geiste desselben heraus aussprechen können, rechtfertigen, dass dieses Handbuch, recht aufgefasst, Viele heilsam anregen, Manche unmittelbar zum Besseren hinleiten, und von wahrhaft fruchtbarem Eingriff in das botanische Studium sey; überall aber sich wenigstens die Achtung erwerben werde, welche schon der grossen Masse realer botanischer Kenntniss gebührt, die der Vf. darin entfaltet hat.

SrsS.

MEDICIN.

FRANKFURT a. M., b. Boselli: *Vollständige und gemeinnützige praktisch-medicinische Abhandlung über die in unseren Tagen so häufigen Verschleimungen der Brust und des Magens; für Ärzte und Nichtärzte.* Von D. *K. Ch. Nonne*, ausübendem Arzte in Frankfurt a. M., als Anhang: Einige Worte über die mögliche Heilung der Lungensucht. 1819. 43 S. 8.

Eine Schrift, welche sich die Entdeckung der wahren Ursachen der Vermehrung der Verschleimungsbeschwerden des Menschenkörpers in unserem Zeitalter zum Ziele gesetzt, und ihren Zweck wirklich erreicht hätte, würde einem dringenden Zeitbedürfniss abhelfen, und als ein Wort der Wahrheit, zu seiner Zeit gesprochen, mit verdientem Beyfall gehört werden. Ihr Verfasser würde seine Untersuchung mit der physiologischen Erklärung der Schleimentstehung im Menschenkörper beginnen, und dabey nicht ausser Acht lassen, woher es doch wohl komme, dass wir die Schleimleiden mehr, ja fast allein nur bey dem Menschen, und nicht auch bey den Thieren finden. Er würde dann auf den vielen *Buttergenuss* des Menschen seine Gedanken richten, und bey diesem Gedanken stehen bleiben, in der Überzeugung, in demselben eine der wahren Ursachen der Zunahme der Magenschleimleiden unserer Zeitgenossen entdeckt zu haben. — Er würde im Verfolg seiner Untersuchung seine Gedanken dann weiter auf den vielen *Zuckergenuss* der Menschen unserer Zeit wenden, und in diesem eine zweyte Ursache der starken Zunahme der Schleimbeschwerden unserer Zeitgenossen finden. — *Butter* und *Zucker* würden demnach die Hauptgegenstände seiner diätetischen Untersuchung ausmachen. Er würde dabey auch den Beweis zu führen haben, dass die Consumtion dieser beiden Nahrungsmittel in unseren Zeitaltern weit stärker, ja in der That übertrieben stark ist, als in der Vorzeit.

Der Vf. der vorliegenden Schrift hat weder an das erste, noch an das zweyte gedacht. Im zweyten Paragraph nimmt er zwar die Miene an, als wolle er die Untersuchung physiologisch beginnen; es ist aber damit so viel wie nichts; denn nicht einmal das, was doch wohl in allen Physiologieen darüber zu lesen ist, ist hier zu haben.

Im dritten Paragraph handelt er von den Ursachen. Die Ursachen, sagt er, welche in unseren Zeiten die Verschleimungen der Brust und des Magens so häufig verursachen, sind: 1) häufiger Genuss warmer, erschlaffender Getränke, besonders des *Thees*, und zwar ganz besonders, wenn er schwach, also nicht viel mehr als *ehrliches gemeines Wasser* ist. — Wer trinkt denn in Deutschland Thee? Die allerwenigsten Menschen. Nur das, was allgemein genossen wird, nur das kann Mitursache eines fast allgemein gewordenen Leidens seyn. Wäre das Theetrinken Schuld an den Verschleimungen: so müsste man sie auch nur unter den Ständen, die sich demselben ergeben haben, treffen. Ist das aber der Fall? Und dann fragen wir weiter: Wo kommt denn der Schleim her? Ist der Thee selbst der Schleimstoff, aus welchem derselbe entbunden wird? — Sind die Colonisten am Kap, bey denen der Theekessel nicht kalt, und die Türken, bey denen der Kaffeekessel nicht leer wird, etwa die Nationen, bey denen man die Verschleimungsleiden am meisten beobachtet? — Als zweyte Veranlassungsursache beschuldigt der Vf.: die schon seit drey Jahren so häufigen Regengüsse und Überschwemmungen, und mehr fast noch, sind seine Worte, die Südwinde und Westwinde und *Seeluft*. — Aber hat es denn nicht in allen Zeitaltern Regengüsse und Überschwemmungen, Süd- und Westwinde und Seeluft gegeben? — Und wie kommt denn die Seeluft in das Innere von Deutschland? — Als dritte Ursache nennt er den auch selbst bey jugendlichen Personen immer mehr überhandnehmenden Genuss geistiger Getränke. — Er muss aber dabey selbst hinzusetzen: sie, die *modice et medice* genossen, selbst die hülfreichsten Mittel gegen Verschleimungen sind. — Als vierte Ursache erscheint ihm die zu frühe und zu häufige Befriedigung der Geschlechtslust. — Als fünfte, das Tabakrauchen in zu früher Jugend. Wenn er dabey fragt: „Und sieht man in unseren Tagen nicht allenthalben schon neunjährige Knaben rauchen?" so kann ihm Rec. nicht anders, als Nein! antworten. Sicher und gewiss ist es in dem Beobachtungskreise des Rec. nicht der Fall; ihm ist noch kein einziger Knabe von 9 Jahren vorgekommen, der Tabak geraucht habe. — Als sechste Ursache nennt er das viele Kriegsunglück, das von der Seele her auf den Körper reflectirte, primäre Überspannung und secundäre Erschlaffung der Gemüther und der Leiber gewirkt habe. — So hat denn der Krieg alles *phlegmatisch* gemacht! Als siebente und letzte Ursache erscheint ihm ein schon seit mehreren Jahren durchaus vorherrschendes Katarrhalmiasma. — Und so nimmt er, wie denn auch wir thun, mit den Worten *Sapienti sat!* von seiner Ursachenabhandlung Abschied. Hierauf schildert er, die Verschleimung der

Brust und dann die des Magens; aber eben nicht meisterhaft; stellt dann die Leidensprognose sehr bedenklich, und theilt zuletzt eine Menge Recepte, wie sie tagtäglich von Ärzten geschrieben wurden, mit; und zwar zuerst *Brechmittel*, dann *Abführungsmittel*, dann *Expectorantia* und zuletzt *Roborantia*. Seine Schreibart hat einen komischen Anstrich, der sich gleich im Vorwort bemerklich macht. In einer Nota S. 35 theilt er die Nachricht mit, dass er auch Vf. der Schrift: Darstellung der Heilkräfte der schwefelhaltigen Mineralquelle, genannt *Grindbrünnchen*, sey. Dieses Grindbrünnlein zu Frankfurt a. M. am Gutleuthof rühmt er sehr, setzt aber hinzu: dieses heilsame Wasser ist bisher, wenigstens in den neuesten Zeiten, von den Ärzten und Patienten vielleicht nur deswegen so selten zum Gebrauch gezogen worden, weil es einheimisch und wohlfeil ist; man kennt ja das Sprichwort: es gelte ein Prophet selten viel in seinem eigenen Vaterlande.

V.

Dresden, b. Arnold: *Die Königl. Sächs. Medicinal-Gesetze älterer und neuerer Zeit*, nebst den officiellen Belehrungen für das Publicum über ansteckende Krankheiten für Menschen und Vieh, über Nahrungsmittel und Gifte, über Scheintodte, Gemüthskranke u. s. w., systematisch zusammengestellt von Dr. *Karl Gustav Schmalz*, Arzt und Physicus zu Königsbrück. 1819. XX u. 561 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Zunächst für Ärzte und Rechtsgelehrte ist diese Sammlung bestimmt, aber wegen der Menge der auf dem Titel angegebenen Belehrungen und Verhaltungs(tens-)regeln für Jedermann brauchbar. Sie ist eine Ergänzung und Fortsetzung des *Cod. August.* und der *Kühn*'schen Sammlung bis zum Abdrucke derselben, indem das Mandat vom 30 Jan. 1819 den Schluss macht, und die Vorrede im Febr. unterschrieben ist. Ausser den von der Allerhöchsten Behörde ausgegangenen Verordnungen sind auch andere Schriften und öffentliche Blätter benutzt worden. Besonders hat der Herausgeber auf die Oberlausitz Rücksicht genommen, aber auch die Verordnungen für die nachher abgetretenen Landestheile nicht übergangen. Alle Verordnungen sind vollständig und wörtlich abgedruckt (wobey freylich bisweilen Wiederholungen vorkommen), und nur das Unwesentliche weggelassen. Auch sind einige ältere Gesetze ganz weggeblieben, besonders wo sie durch spätere aufgehoben worden.

Da es der Absicht der A. L. Z. entgegen seyn würde, in das Einzelne dieser Sammlung einzugehen: so theilen wir hier bloss die *Übersicht* des Ganzen mit.

I. *Medicinalwesen im Allgemeinen.* Medicinalbehörden. Pflichten der Obrigkeiten. Öffentliche Ankündigungen. Ärztliche Officialberichte und Anzeigen. Begünstigungen (Portofreyheit; Priorität der Curkosten bey Concursen; Besorgung der Kranken während des Gottesdienstes).

II. *Lehranstalten.* Lehranstalten in Leipzig und Wittenberg (Universitäten; Hebammenunterricht). Lehranstalten in Dresden (*Collegium medico-chirurgicum*; chirurgisch-medicinische Akademie; Hebammenunterricht; Thierarzneyschule). Hebammenunterricht in der Ober- und Nieder-Lausitz.

III. *Medicinalpersonen.* *Physici Medici* und *Medicinae practici.* *Chirurgi* (Wundärzte, Bader und Barbierer; Feldscherer). Apotheker (Pflichten der Apotheker und der Obrigkeiten und Physiker in Bezug auf die Apotheker; Selbstdispensiren der Ärzte). Geburtshelfer und Hebammen. Thierärzte.

IV. *Medicastri.* Scharfrichter. Quacksalber. Arzneyhändler.

V. *Gifte.* Gifthandel. Versendung des Arsenika. Der Gesundheit schädliche Geschirre, Geräthschaften u. dgl. (hauswirthschaftliche Geschirre; Frauenputz). Vergiftung durch Schlafbeeren. Vergiftung durch Viehweiden.

VI. *Lebensbedürfnisse.* Nahrungsmittel (Victualien überhaupt; Feldfrüchte; Fleisch; Zuckergebäck; Getränke). Luft, Wasser, Wohnungen u. dgl. (Gefängnisse; Flachsröften und Strassen; Überschwemmung; Glockenläuten bey Gewittern; Wohnungen und Betten).

VII. *Seuchen.* Seuchen im Allgemeinen. Pestilenzialische, typhöse und ähnliche Epidemieen (ältere Contagionen; gelbes Fieber; Spitalfieber von 1813). Faulfieber von 1771 bis 1778. Blattern. Scharlach. Häutige Bräune. Hundswuth. Hornviehseuche. Lungenseuche. Milzbrand. Maul- und Klauen-Seuche. Raude und Pocken der Schaafe. Pferdeseuche.

VIII. *Hülfsbedürftige.* Presshafte Personen (Versorgung der Waisen, Gebrechlichen und Melancholischen; Selbstmörder; melancholische Verbrecher; Weiterschaffung armer Kranken). Neugeborene Kinder (Frühgeburt; Abtreibung und Kindermord; Haustaufen). Verunglückte.

IX. *Leichen.* Behandlung der Leichen. Zur Anatomie abzuliefernde Leichname. Gerichtliche Untersuchung der Leichen.

X. *Taxen.* Taxe für Ärzte und Wundärzte bey gerichtlichen Handlungen. Taxe für Chirurgen und Apotheker.

XI. *Physicate des Königreichs Sachsen.* Tabellar. Benennungen der Physicate, die Namen sämmtlicher Physiker, die Zahl der Einwohner, Ärzte, Wundärzte, Geburtshelfer, Hebammen und Apotheker in jedem enthaltend, welche nach der gewiss gegründeten Hoffnung des Herausgebers Vielen nicht unwillkommen seyn wird.

Am Ende zwey Nachträge über die Bildung künftiger Chirurgen und Apotheker.

Das beygefügte Register wird den Gebrauch dieser Sammlung ungemein erleichtern.

[illegible] Ks.

Berlin, b. Nauck: *Neue Pharmakopöe für Thierärzte.* Eine Auswahl der einfachsten, brauchbarsten und wohlfeilsten Arzneymittel für die grösseren Hausthiere, entworfen von *Ernst Ludwig Schubarth*, Dr. der Med. u. Chir., Privatlehrer bey der

königl. Universität zu Berlin. 1820. X u. 1165. 12. (10 gr.)

Der Vf. wurde von dem Generalstaabsarzt der Armee, Hn. D. *Goercke*, aufgefodert, eine Pharmakopöe für Rossärzte der Armee zu entwerfen, die als Norm bey ihrem Heilverfahren dienen könnte, wie die *Pharmacopoea castrensis Borussica* den Chirurgen der Armee. So entstand diese kleine Schrift, welcher wir wohl in Hinsicht der Auswahl der Mittel unseren Beyfall im Allgemeinen nicht versagen können: denn Wirksamkeit, Einfachheit und Wohlfeilheit hatte der Vf. bey der Auswahl stets vor Augen; die uns aber doch in Hinsicht der Bearbeitung der einzelnen Artikel nicht gefällt.

Die Schrift besteht aus zwey Hauptabtheilungen; die erste enthält eine Auswahl von einfachen, präparirten und zusammengesetzten Arzneymitteln, die zweyte eine Auswahl von Heilformeln. Die Arzneymittel sind alphabetisch geordnet, zuerst wird der deutsche Name angegeben, dann der lateinische, darauf folgt die Linnéische Pflanzenbenennung; bey den Arzneymitteln aus dem Pflanzenreiche, eine kurze Beschreibung des Mittels, die Gabe und der Preis; bey den metallischen und anderen pharmaceutischen Präparaten wird meistens auch die Bereitungsart angegeben. Was nützt aber in einer solchen Schrift die kurze, meist höchst dürftige Beschreibung des Arzneymittels, wie z. B. von dem Käsepappelkraut: die Blätter sind rundlich, herzförmig, fünflappig, schleimig. Wozu in dieser für Rossärzte bestimmten Schrift die Zubereitungsart der pharmaceutischen Präparate, die sie doch schon zubereitet von dem Apotheker kaufen müssen, und den Apotheker wird Hr. *Sch.* doch nicht belehren wollen, der dieses Alles in seinem Apothekerbuche viel besser beschrieben findet. Dagegen vermissen wir ungern fast durchaus bey den einfachen Heilmitteln die Angabe der Wirkungen und der Gaben nach den verschiedenen Arten der Hausthiere, Pferd, Rind, Schaaf, Hund. Denn der Titel bestimmt die Pharmakopöe für Thierärzte, nicht allein für Rossärzte, und bey den Heilformeln die Bestimmung der Gaben. Der Vf. hat, wie es uns scheint, das Bedürfniss der Rossärzte verkannt, und diese Pharmakopöe, ohne jene Bedürfnisse reiflich zu erwägen, ganz nach einer *Pharmacopoea castrensis* für Menschen gemodelt. Wir wissen daher nicht recht, für wen diese Schrift nützlich seyn soll; für denjenigen, der eine gute Heilmittellehre und ein gutes Handbuch der Thierheilkunde besitzt, ist sie entbehrlich, und für denjenigen, welcher solche Schriften nicht besitzt, zu unvollständig. — Auch scheint es uns, als besitze der Vf. noch viel zu wenig eigene Erfahrungen über die Behandlungen der Krankheiten der Thiere, als dass er sich an die Bearbeitung von Heilmittellehren und Pharmakopöen mit Nutzen für die Thierheilkunde und seine Leser wagen könne.

B...

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Germanien: Ist fortdauerndes Bewusstseyn an einem vom Körper getrennten Kopfe zu erkennen?* Verneinend durch die Recension sämmtlicher über diesen Gegenstand erschienenen Schriften, und durch Anführung eigener Beobachtungen beantwortet von *M—r* zu —. 1804. 46 S. 8. (3 gr.)

Eine, mit tadelnswerther Animosität geschriebene Kritik der durch die bekannten Versuche *Wendts* an Troërs Kopfe veranlassten Flugschriften zwischen *Wendt*, *Lechel*, *Zadig* und *Kruttge* — nichts weniger als eine Recension sämmtlicher über diesen Gegenstand erschienenen Schriften! Wahr ist es, der Ton, in welchem alle diese Flugschriften geschrieben sind, verdiente eine Rüge; ist diese aber selbst in dem nämlichen Tone abgefasst: so verdient sie um so grösseren Tadel. Eine Rüge dieser Art war um so weniger nöthig, als die Wissenschaft nichts durch sie gewinnt, und man längst die Versuche *Wendts* an Troërs Kopfe gehörig zu würdigen wusste, auch die dabey stattnabende Täuschung anerkannte. Das Interessanteste enthalten die letzten 7 Seiten, in welchen der anonyme Vf. eigene Versuche aus der fünften Enthauptung erzählt, nachdem er zuvor 4 ruhig ansah, eine Vorsicht, welche bey ähnlichen Versuchen immer erfoderlich ist, indem man nur dadurch mit den Erscheinungen, welche bey jeder Hinrichtung Statt haben, bekannt wird. Schon hier bemerkte er, dass der Kopf nach 4 Minuten ganz abgestorben war, nachdem der Mund sich 5 — 6 Mal öffnete, und ein feines Zucken und Zittern der Lippen vorherging. Der Vf. stellte sich gerade vor den Delinquenten, und in dem Augenblicke, in welchem dem Kopfe die Binde von den Augen gerissen wurde, fuhr er mehrere Male mit einer blanken Lanzette gegen das rechte Auge desselben, ohne die geringste Abänderung zu bemerken, das Augenlied sank wie immer langsam ohne Zuckung herab, indess das Auge selbst immer mehr seinen Glanz verlor. Auch die gerade ins Auge fallenden Sonnenstrahlen brachten keine Abänderung hervor. An den Händen war der Puls $2\frac{1}{2}$ Minuten zu fühlen. Auf Druck des Fingers gegen das abgehauene Kopfende des Rückenmarks, nachher auf Eintröpflung von *Liq. Kali carb.*, von *Tinct. Opii*, von *Spirit. Sulph. aether*, entstand bis zu 4 Minuten Öffnen und Schliessen des Mundes und Zuckungen der Gesichtsmuskeln. Auf ähnliche Eingiessungen in die Rückenmarkshöhle sprang das Blut, welches unbedeutend aus dem Halse herausträufelte, wieder stossweise in die Höhe, und die Arme breiteten sich aus. *So konnte durch 7 Minuten der Puls erhalten werden.* In der achten war das Leben ganz erloschen.

Hätte der Vf. diese schon 1801 gemachten Versuche allein beschrieben: so würde er sich Ehre erworben haben, während alle übrigen Seiten der Schrift, besonders das Ende derselben, jedem Leser den Wunsch abnöthigen, dass der Vf. anonym bleiben möge.

— J —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

zur

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN

LITERATUR-ZEITUNG

NEUNTER JAHRGANG.

ZWEYTER BAND.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und
Leipzig,
in der königlich-sächsischen Zeitungs-Expedition.
1821.

eher jetzt viele Millionen von Kindern in England, Frankreich, Italien, in der Schweiz, in Dänemark, Russland, Ost- und West-Indien, Nord- und Süd-Amerika, in Hayti und Madeira unterrichtet werden. Die Wichtigkeit dieser Erscheinung, die in der Geschichte des Schul- und Erziehungs-Wesens ohne Beyspiel ist, leuchtet ein, und verdient die Aufmerksamkeit Aller, die auf die fortschreitende Entwickelung des Menschengeschlechts achten. Nicht nur in England selbst, sondern auch in Frankreich, Dänemark und Deutschland hat sie die entschiedensten Widersacher gefunden. Während diese in der Lancasterschen Lehrweise das Grab aller freyen Geistesthätigkeit und einer gesunden naturgemäsen Entwickelung, einen todten Mechanismus und ein heilloses Fabrikwesen fanden, erheben Andere diese neue Erfindung bis zum Himmel, erwarten davon die Erneuung und Wiedergeburt des Menschengeschlechts, die Schule aller Sittlichkeit und Ordnung. Und während dieses Streits breiten sich die Lancasterschen Schulen immer weiter aus, werden von Regierungen und Privatpersonen nachdrücklich unterstützt, und nehmen auch allgemach die Erwachsenen in die Lehre. Fast sollte es scheinen, als würde das stolze Wort in Erfüllung gehen, das Dr. *Bell* aussprach, als er dem Buchhändler das Manuscript zu seiner vorhin erwähnten Schrift überreichte: „Sie werden mich einen Enthusiasten heissen; sollten wir aber tausend Jahre leben: so werden wir die hier beschriebene Methode von der ganzen Welt angenommen sehen." Was Gott in Gnaden verhüten wolle! — Was wir unseres Ortes von dieser merkwürdigen Lehrweise halten, wird sich aus der Beurtheilung der vorliegenden Schriften ergeben.

Die *Société pour l'amelioration de l'enseignement élémentaire*, die am 17 Juny 1814 ihre erste allgemeine Sitzung hielt, und berühmte Männer an ihrer Spitze hat, lässt seit jener Zeit ein *Journal d'éducation publique* drucken, von welchem monatlich ein Heft von 4 Bogen herauskommt. Aus dieser Zeitschrift hat ein Wiener Buchhändler, ohne dieselbe nur im Mindesten zu erwähnen, mehrere Aufsätze ohne alle Ordnung und Zusammenhang ins Deutsche übersetzen lassen, und unter folgenden Titeln herausgegeben:

DEUTSCHLAND (gedr. WIEN, b. Strauss): *Schulen der Menschheit. Erster Band.* 1816. gr. 8.

Auch unter dem Titel: *Englands und Frankreichs neue unentgeldliche Armenschulen.* Den Deutschen zur Nachahmung empfohlen von einem Menschenfreunde. Erstes Heft. 77 S. Zweytes Heft. 60 S. Drittes Heft. 82 S. mit 2 Tabellen.

Zweyter Band. 1817. 476 S. mit 4 Tabellen. Auch unter dem Titel: *Verschiedene neue Unterrichtsmethoden.* Erstes Heft.

Dritter Band. 1817. VIII u. 407 S. Mit einer Tabelle und 4 Kupfertafeln. Auch unter dem Titel: *Verschiedene neue Unterrichtsmethoden.* Zweytes Heft.

Vierter Band. 1817. 218 S. Mit 2 Tabellen. Auch unter dem Titel: *Verschiedene neue Unterrichtsmethoden.* Drittes Heft.

Fünfter Band. 1818. VIII u. 247 S. Auch unter dem Titel: *Geist einer National-Erziehung und Unterricht für die deutsche Jugend beiderley Geschlechts.*

Der Übersetzer ist der deutschen Sprache nicht recht mächtig und mit dem Schulwesen in Deutschland ganz unbekannt. Alles, was die empfohlene Lehrweise betrifft, ist im Tone der höchsten Bewunderung abgefasst, Lancaster ein Orakel didaktischer Untrüglichkeit, jeder Ungläubige ein Feind der Menschheit. Die bisherigen Schulen werden als Mördergruben geschildert, vor deren Greuelscenen die Menschheit schaudert (I B. 2 H. S. 16); dagegen sind die neuen Schulen wahre Lustörter, in denen die Kinder zu einem neuen Leben geboren werden. „Ein neues Wesen scheint sich in den Kindern entwickelt zu haben; sie können die Stunde des Unterrichts nicht erwarten, sie belagern Thüre und Hof lange vorher; nur mit Mühe kann man sie zurückhalten, und die rauheste Witterung hält sie nicht zu Hause: — reiner Frohsinn und heitere Zufriedenheit malen sich auf ihrer Stirne; die Arbeit ist für sie ein Spiel, die Wissenschaft ein Wettstreit, das Ansehen eine Belohnung." (Ebendas.) Es werden eine Menge Beyspiele angeführt, wie die Schule widerspenstige, faule, lüderliche Buben zu gehorsamen, fleissigen und wohlgesitteten Knaben, ja zu wahren Tugendhelden umgewandelt hat. „In denen Ländern, wo sie (die neue Methode) seit mehreren Jahren angewendet wird, nahm die Betteley merklich ab, die Industrie nahm zu; der Ackerbau fand die ihm fehlenden Arme; Handlung und Manufacturen wurden erweitert; die öffentliche Sicherheit blieb ungestört, und die Gerechtigkeit durfte nicht strafen" (II, 58). Solche französische Gasconaden, lächerliche Übertreibungen und rhetorische Floskeln gehen durch das ganze Werk. Dabey scheint man Deutschland in ganz besondere Affection genommen zu haben, und uns das *l'enseignement mutuel* gern aufschwatzen zu wollen. Da nach glücklich erfolgter Vereinigung beider evangelischer Gemeinden mehrere Kirchen entbehrlich geworden sind: so sollen diese zu Schulen nach dem neuen System eingerichtet werden, damit sich die Deutschen mit eigenen Augen von der Vortrefflichkeit der Methode überzeugen, alle Vorurtheile schnell schwinden und die Bosheit entwaffnet zu Boden sinkt (II B. 1 H. S. 468). Man beklagt sich bitter, dass die Bell-Lancaster Schulen auch in Deutschland in den Feinden jeder Neuerung und in denjenigen, die das Licht scheuen und neue Finsterniss über die Welt zu verbreiten suchen, so entschiedene Gegner gefunden habe. (Ebendas. S. 460). Doch wird einem gewissen Hn. *Schulz*, der in *Berlin* eine Bell Lancaster Schule mit dem besten Erfolge angelegt haben soll (was durchaus ungegründet ist), emphatisch zugerufen: „Gott segne den ersten, von diesem Ehrenmanne auf deutschem Boden ausgestreuten Samen!" (Ebendas. S. 34.) Ein königl. wür-

temberg. Staatsmann schrieb unterm 14 Sept. 1816 an Hn. *Colas*, Herausgeber des *Journal d'education*: „Ich kann Ihnen nicht bergen, dass ich die Bereitwilligkeit *unseres* Volkes, sich diese Vortheile (der neuen Lehrart) anzueignen, bezweifle. *Seine natürliche Trägheit, sein weniger Geschmack am Unterricht, lassen nicht viel hoffen.*" S. 55. Das wird nun auf Rechnung der alten Lehrweisen geschrieben; die neue würde bald Lust und Freude in die Herzen der verstockten Deutschen bringen. Das hofft man insbesondere von den Bemühungen der deutschen Pädagogen *Niemeyer*, *Gutsmuths*, *Voght* (*Voigt* in Hamburg?), *Fellenberg* und *Pestalozzi*, welche deshalb auch der Pariser Erziehungsverein zu auswärtigen Mitgliedern ernannt hat.

Aus diesen Proben wird man den Geist des Werkes leicht erkennen, und eine unbefangene, gründliche und verständige Prüfung und Beurtheilung der neuen Schul- und Lehr-Weise nicht erwarten. Es wird genügen, den Inhalt mit wenigen Worten anzugeben. Im *ersten* Bande wird eine fragmentarische Geschichte der Stiftung und des Fortganges der Bell'schen und Lancaster'schen Schulen gegeben, die Einrichtung und Lehrart derselben, jedoch sehr ungenügend beschrieben, und der schnelle Fortgang dieser Schulen in Paris geschildert. Der Vorschlag zur Gründung neuer Freyschulen in Deutschland nach der beliebten Methode enthält nichts als leere Declamationen und ungerechte Beschuldigungen. Zuletzt wird der neue Auxiliar-Verein in London zu immer grösserer Verbreitung des allgemeinen Unterrichts beschrieben, und eine kurze Darstellung der Art des Unterrichts der Kinder unter sich selbst gegeben. Angehängt ist eine Tabelle, der auf Gründung und Unterhaltung einer Elementarschule zu verwendenden Kosten, eine Lese- und Rechen-Tafel. Der *zweyte Band* kehrt nach einigen allgemeinen Notizen zu dem Ursprunge und den Fortschritten der neuen Unterrichtsmethode zurück, setzt die Unterrichts- und Erziehungs-Grundsätze des Dr. *Bell* und *Lancaster* aus einander, beschreibt die Lehranstalt des Chevalier Paulet in Paris, die Mädchenschulen in England, und die Holländischen Primärschulen, theilt die Lehrart des Hn. Abbé *Gaultier* in Paris und eine Instruction für die *moniteurs généraux* mit, redet von der *Pestalozzi*schen Lehrart (in kurzen und nothdürftigen Auszügen aus *Ewalds* und *v. Türks* Schriften) von den öffentlichen Übungen in der neuen gymnastischen Schule des Hn. *Clias* zu Bern (nach einem Bericht von *Julien* in Paris), von der Anwendung der vervollkommneten Methoden auf den Unterricht in der Musik. Der *dritte Band* enthält eine Anweisung für Stifter und Lehrer zur Errichtung und Leitung der Schulen für beide Geschlechter nach den Grundsätzen des gegenseitigen Unterrichts, eine Übersetzung aus dem Französischen. Eine ermüdendende Wiederholung dessen, was die früheren Hefte schon geliefert hatten, nur bis zum kleinsten Detail verfolgt und erweitert, so dass auch der Wischlappen seine beiden Paragraphen hat. Wir erfahren hier, dass das grosse Geheimniss der Methode in den nach einer zarten Analyse ausgearbeiteten Tabellen liegt. Der *vierte Band* beschäftigt sich mit der Darstellung der *Fellenberg*'schen Armen-Erziehungs- und Industrie-Schulanstalten in Hofwyl, unstreitig das interessanteste und lehrreichste Heft, weil darin einzelne treffliche, schon früherhin gedruckte Aufsätze und Berichte wiederum abgedruckt sind. Jedoch sind auch hier die Quellen, aus denen der Compilator schöpfte, nicht angegeben, und der Zusammenhang durch Auslassungen oft gestört worden. Zuerst ein Bericht von *Fellenberg* selbst *über die Armen- und Volks-Erziehungsanstalt in Hofwyl*. Die Grundsätze der Erziehung, auf welchen der Vorsteher dieser Anstalt sein Lehrgebäude gründet, die Zwecke, die er zu erreichen strebt, und die Mittel, die er für diese Zwecke ausgewählt hat, sind nicht anders als zu billigen. Der Geist des Wohlwollens und der Frömmigkeit, der aus dem Aufsatze spricht, thut dem Herzen wohl. *Der Plan des landwirthschaftlichen Unterrichts für das Institut zu Hofwyl*, entworfen von *Wilhelm Albrecht*, erstreckt sich nicht auf den gemeinen Landmann, den Bauer, für welchen durch den praktischen Geschäftsgang von Hofwyl gesorgt ist, sondern auf die gebildeten Männer, die ihr Leben dem Landbau widmen, ihn heben, ihn dem mechanischen, bewusstlosen Thun entreissen wollen; denen es am Herzen liegt, in ihrem Wirkungskreise wohlthätig für ihre Mitbürger zu wirken; die durch aufgestellte Grundsätze und die Resultate ihrer Erfahrungen im Gebiete des Landbaues die Arbeiten des Landmannes befördern, und so ihm die Last seiner Tage erleichtern wollen. Der Plan ist deshalb nach einem grossen Maasstabe angelegt, setzt gute Vorkenntnisse und ein nicht unbedeutendes Besitzthum voraus. Man begreift aber nicht, wie dieser Plan in eine Zeitschrift kommt, die nur auf die Beförderung des Volksschulwesens berechnet ist. Übrigens findet sich eine vollständigere Nachricht über diese Lehr- und Erziehungs-Anstalt für die höheren Stände zu Hofwyl in einer eigenen 1811 zu Aarau erschienenen Schrift. Von S. 157 bis 198 folgt der *Bericht des Grafen Capo d'Istria an den Kaiser Alexander über die Anstalten des Hn. von Fellenberg*, grossentheils mit den Worten *Wehrli's*, ersten Lehrers an der Anstalt. Auch ist Vieles entlehnt aus *Renggers* (Ministers des Inneren der helvetischen Republik) *Bericht*, der 1815 zu Tübingen gedruckt erschien, und aus *Pictet's* Abhandlung *über die Mittel, welche der Ackerbau der Erziehung darbietet* (Bern, 1810). Der Geist und Zweck der Unternehmungen des Hn. *v. Fellenberg* ist richtig aufgefasst und gut entwickelt. Das Ganze zeigt von einem denkenden Kopf und von einem für das Gute erwärmten Herzen. Den Beschluss des Hefts macht der auch durch die öffentlichen Blätter bekannt gewordene Aufruf des Stifters der Hofwyler Anstalten an die Freunde der leidenden Menschheit vom September 1816. Der *fünfte Band* enthält: *Geist einer National-Erziehung und Unterricht für die deutsche Jugend beiderley Geschlechts*. Wir wissen nicht, woher der Herausgeber diese Schrift entlehnt hat, aber sie ist in einem viel besseren Geist abgefasst, als die in den früheren Bänden enthaltenen. Zwar hat sie ihre grosse Aufgabe, den ächt pädagogischen Geist, der das deutsche Schul-

und Erziehungs-Wesen durchdringen und umfassen soll, darzustellen, durchaus nicht gelöst; aber sie enthält doch viel Gutes, und verräth bey aller Einseitigkeit viel Sachkenntniss. Die Zueignungsschrift und Einleitung (von S. 1 — 44) enthält sehr freymüthige Worte an die Fürsten über die ernsten Foderungen der Zeit, und zeigt, da sie in Wien gedruckt ist, von dem liberalen Geiste der österreichischen Censur. Nur einige Stellen als Beleg: „Was einmal in Bewegung gesetzt worden, muss seinen Lauf haben; nichts vermag es aufzuhalten, oder der Ausbruch ist fürchterlicher und gefahrvoller. Das einzige Mittel ist, der Bewegung zu folgen und sie zu leiten.“ — „Die Völker erwarten, dass ihre Fürsten ihnen wenigstens dieselben Wohlthaten zusichern, die sie fremden Nationen mit ihrem Blute erkaufen mussten; die repräsentativen Monarchieen sind der einstimmige, insgeheim oder öffentlich ausgesprochene Wunsch aller Völker, besonders der Deutschen. Die öffentliche Meinung, wie sie sich heut zu Tage zeigt, ist die Vereinigung aller Gesinnungen und aller Stimmen, Folge einer geläuterten Vernunft und der freyen Mittheilung der Völker unter sich. Sie zeigt sich äusserlich unter der Gestalt eines Wunsches, nicht in gebieterischer Form, die ausschliesslich dem Gesetze eigen ist. Sie ist immer gerecht: denn das Gefühl der Gerechtigkeit ist dem Menschen von der Natur eingeprägt, ihr Charakter selbst den weniger aufgeklärten fühlbar, und diess begründet ihre Macht. Sie bildet sich langsam und reift nur mit der Zeit; aber ist sie einmal begründet: so ist sie unwiderruflich: denn wer möchte *Allen* widerstehen, und wie könnte der gerecht seyn, den Alle für ungerecht halten? Sie hört die Stimme des Unterdrückten, und erklärt sich gegen den Unterdrücker; sie erinnert den Mächtigen durch die Gewissenhaftigkeit Aller, dass er ein Gewissen hat; es ist die Stimme des Propheten, die Nasoth seinen Weinberg zurückgeben lässt; es ist Gottesstimme, die entschleyerte Königin der Welt; es ist der Begriff des Rechts, der sich durch die Civilisation entwickelt und verbreitet.“ — „Jeder Redliche ruft heimlich oder laut wie Fox im Parlament: „„Tauscht Feld gegen Feld, Vieh gegen Vieh; aber vertauscht nicht Völker. Ihr vernichtet dadurch den Grundstein jeder Verfassung, die aufrichtige Zuneigung der Staatsbürger gegen ihre Regierungen.““ Indem die Deutschen das repräsentative System begehren, verlangen sie das Erbe ihrer Urältern, ihr Eigenthum, die alte germanische Freyheit zurück.“ Ähnliche Stellen voll Freymuth und Ernst stehen S. 9. 13. 16 u. f. Im *ersten Abschnitt* wird Alles erörtert, was zum Volksschulwesen gehört, aber freylich nur flüchtig, oft einseitig und nach Grundsätzen, die nicht zu billigen sind. Der Vf. spaltet die Schulen zu sehr, und hat Verwahrschulen, Übungsschulen, Vorbereitungsschulen, Elementarschulen für Knaben und Mädchen, polytechnische Schulen, will einen anderen Unterricht für die dienende Classe, für Handwerker, für Kaufleute, Krieger u. s. w. Das heisst eben alle Nationalerziehung zerstören, den Gemeingeist verscheuchen und einen Castengeist dafür ansiedeln, über den künftigen Bürger den Menschen vergessen, und mit geistigen Dingen ein Monopol treiben — was Alles mit der in der Einleitung aufgestellten liberalen Gesinnung des Vfs. streitet. Der *zweyte Abschnitt* beschäftigt sich mit den Anstalten der höheren Bildung durch Wissenschaften und Künste, und verweilt ganz im Allgemeinen bey den Universitäten, Akademieen, Arzneyschulen, Anstalten für Theater, Landwirthschaft u. s. w., bey Seminarien, Bibliotheken, Kunst- und Naturalien-Sammlungen — Alles ziemlich flach und unbestimmt, hie und da auch wohl paradox und wunderlich. — Ausser der Unbeholfenheit und Incorrectheit der Sprache in diesen fünf Bänden müssen wir uns auch über den höchst fahrlässigen, oft Sinn entstellenden Druck beklagen.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. 1) *Jena*, b. Cröker: *Vertheidigung meiner Lehre von der Sinnesanschauung gegen die Angriffe des Hn. Dr. Ernst Reinhold.* Von J. F. *Fries.* 1819. 24 S. 8. (3 gr.)

2) *Leipzig*, b. Hartmann: *Berichtigung einiger Missverständnisse, welche in des Hn. Hofrath Fries Vertheidigung seiner Lehre von der Sinnenanschauung gegen meine Angriffe sich eingeschlichen haben.* Von *Ernst Reinhold*, Dr. d. Philosophie. 1820. 26 S. 8. (4 gr.)

Die von Hn. *Reinhold* verfasste Recension von des Hn. *Fries* System der Logik enthält Einwendungen gegen des Letzteren Lehre von der Sinnesanschauung, die Hr. *Fries Angriffe* nennt, welche aber dem gegenwärtigen Rec. scharfsinnig und treffend zu seyn, und darzuthun scheinen, dass die Annahme, jede Sinnesanschauung gebe uns unmittelbar die Erscheinung von Beschaffenheiten eines gegenwärtig existirenden Gegenstandes, von *Fr.* nicht gerechtfertigt sey. Hr. *Fr.* aber sucht nun in No. 1 darzuthun, dass *R.* in der Hauptsache mit ihm einverstanden sey, ihn nur nicht recht gefasst habe, und lässt sich auf die von *R.* vorgetragenen eigenthümlichen Ideen ein. Dagegen klagt Hr. *R.* in No. 2, von seinem Gegner gänzlich missverstanden zu seyn, und setzt den Unterschied seiner Ansicht von der *Fr.*'schen aus einander, oder lässt ihn vielmehr von zwey Jünglingen entwickeln, die seine Vorträge hörten. Die Nachweisung der Missverständnisse möchte wohl mehr befriedigen, als die Theorie, die Hr. *R.* aufstellt. Rec. ist wenigstens der Meinung, dass auch Hr. *R.* noch nicht *erwiesen* habe, die sinnliche Vorstellung sey mehr als Modification in uns. Der Verstand befolgt, sagt er, in der Anerkennung der Existenz der sinnlich vorgestellten Dinge ein Denkgesetz. Diess sollen die Philosophen bisher verkannt haben. Aber wie mag uns ein Denkgesetz zur Erkenntniss eines über das Denken hinaus und ausser uns liegenden Gegenstandes führen? Da liegt die Schwierigkeit. Hr. *R.* wird sie in dem Systeme zu lösen suchen, das nächstens erscheinen soll, es wäre denn, dass er nach reiferer Überlegung gerathener fände, mit dem Ausbaue desselben sich nicht zu übereilen, und erst recht viele Vorarbeiten der Herausgabe eines Systems voraufgehen zu lassen.

Ἀττικλ.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

PÄDAGOGIK.

Über die Lancaster'sche Lehrmethode.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Essen u. Duisburg, b. Bädecker: *Andreas Bell und Joseph Lancaster.* Bemerkungen über die von denselben eingeführte Schuleinrichtung, Schulzucht und Lehrart. Von *B. C. L. Natorp.* 1817. VI u. 136 S. kl. 8. (14 gr.)

Der würdige *Natorp*, ein Pädagog von ächt deutscher Art, ruhig, besonnen und voll Liebe für seinen grossen Beruf, Alles erfassend in seiner Tiefe und das anwendbar Gefundene klar, anschaulich und lebendig darstellend, hatte schon im J. 1808 in Verbindung mit seinem Freunde *Tilgenkamp* (Pfarrer zu Gartrop bey Wesel), die beiden Hauptschriften von Dr. *Bell* und *Lancaster* über ihre Lehrweise ins Deutsche übersetzt, welche Schriften auch in unserer A. L. Z. 1809. No. 108 S. 249 f. angezeigt und beurtheilt worden sind. Da dieselben im Buchhandel vergriffen waren: so liess der Vf. vorliegende Schrift an die Stelle derselben treten. Von den Anmerkungen, mit welchen er damals dieses Werk begleitete, hat er hier einige wieder mit aufgenommen. Wo er unser deutsches Volksschulwesen mit dem neuen brittischen vergleichen musste, ist er den Ideen gefolgt, die er in seinem *Briefwechsel einiger Schullehrer und Schulfreunde* (6ter und 7ter Brief) ausgeführt hat, weil in diesem Buche der gegenwärtige Zustand unseres Volksschulwesens und der Gang, den man zur ferneren Veredlung desselben eingeschlagen hat, dargestellt steht. Nach den bitteren Klagen der pädagogischen National-Societät zu London und nach den kecken Anfällen der pariser Vereine für die neuen Volksschulen sollte man uns Deutsche entweder für zu gleichgültig und gefühllos gegen den sinnreichen Lehrmechanismus, oder für zu versessen im alten hergebrachten Schlendrian halten. „Aber — antwortet darauf unser würdiger Chorführer — das Lancaster-Bell'sche Schuleinrichtungssystem ist den Pädagogen und einem grossen Theile der Volksschullehrer in Deutschland nicht fremd geblieben; sie haben sich mit demselben bekannt gemacht; sie haben es geprüft; sie haben das, was sie als gut und zweckmässig darin erkannten, nach Gutbefinden benutzt; sie haben auch manche Anordnung und Einrichtung, welche darin als eine neue Erfindung der Britten gepriesen wird, schon längst, als ein Erbstück von ihren Vorfahren aus uralten Zeiten, gekannt; sie haben schon für und wider dieses System mündlich und schriftlich gestritten; sie haben die Grundsätze, worauf dieses System gebaut ist, und die in demselben aufgestellten Lehrmethoden mit denen der *Basedow-Wolke*'schen, der *Rochow*'schen und der *Pestalozzi*'schen Schule in Vergleichung gestellt; sie haben mit ihren Augen und Ohren sogar den Dr. *Bell* auf seiner neulichen Reise nach Yverdün zu *Pestalozzi* theilnehmend begleitet, und von seinen dasigen Äusserungen, ertheilten Anweisungen, vorgezeigten Lehrmitteln und gegebenen Probelectionen Kenntniss genommen; ja sie wissen durch anderweitige Erfahrungen von der Angelegenheit noch mehr, als in den gedruckten Schriften darüber zu lesen ist." S. 22 und 23. Nach einer kurzen Geschichte der Lancaster-Bell'schen Schulen giebt der Vf. eine anschauliche, gemeinfassliche Beschreibung von der Einrichtung, Disciplin und Lehrart derselben. Er lässt dem thätigen Eifer und den vielfachen Verdiensten der beiden brittischen Schulreformatoren alle Gerechtigkeit widerfahren, beurtheilt ihr Schulsystem mit Unbefangenheit und Umsicht, und weist den wesentlichen Unterschied zwischen dem englischen und deutschen Volksschulwesen nach. Das Resultat seiner Untersuchungen trifft ganz mit dem unserigen zusammen, und wir müssen ihm in allen Entscheidungen beytreten. Wir wollen dieselben hier kurz neben einander stellen, und benutzen dabey einen Aufsatz des um das deutsche Schulwesen hochverdienten Kanzlers *Niemeyer*, den er nach seiner Rückkehr von London über die Volksschulen in England, nach der Lehrart Bells und Lancasters, im hallischen Wochenblatte hat abdrucken lassen. 1) In England bekümmert sich die Regierung um die Volksschulen gar nicht; sie überlässt diese der Fürsorge derer, welche durch Privatinteresse oder durch patriotischen und religiösen Eifer sich berufen fühlen, derselben sich anzunehmen. Tausend und aber Tausend sind ohne die allergeringste Unterweisung aufgewachsen, und in Irland gehen noch jetzt zwey Drittel von den armen Kindern ohne Schulunterricht umher. Ob wohl der Gegenstand zuweilen im Parlament zur Sprache gekommen ist: so hat man ihn doch entweder bald fallen lassen, oder es bedenklich gefunden, gewisse Kenntnisse und Fertigkeiten zum Gemeingut zu machen, und sich dagegen erklärt. Hier, sowie in allen Ländern, wo der Volksunterricht ganz vergessen und ver-

stimmt ist, musste eine Schul- und Lehr-Weise willkommen seyn, durch welche mit einem geringen Aufwand von Geld und Kräften einem so dringenden Bedürfniss abgeholfen werden konnte. Ganz anders verhält es sich hiemit in Deutschland, wo die Volksschulen, zwar ursprünglich aus der Kirche hervorgegangen, doch bald eine Angelegenheit des Staats geworden sind. Überall sorgt die Regierung für die Verbesserung des Schulwesens, und bestimmt dazu mehr oder weniger bedeutende Summen. In den Gesetzbüchern hat die Verwaltung des öffentlichen Schulwesens ihren eigenen Titel, jeder deutsche Staat hat seine eigenen Schulgesetze und Schulverordnungen. Wenige neuangebaute oder erst seit Kurzem stärker bevölkerte Gegenden ausgenommen, findet man überall, in den Städten wie auf dem platten Lande, allgemeine Volksschulen, und es möchte wohl nur an wenigen Orten nöthig und nützlich seyn, neben den vorhandenen Schulen neue anzulegen. 2) Die in England, Frankreich, Italien u. s. w. neu errichteten Volksschulen sind nur auf die Jugend der niederen Stände (*for the lower orders of youth*) berechnet. Bey uns sind solche Volksschulen nicht für die verwahrloste Jugend aus den gemeinsten Classen der Nation, sondern für die Jugend aus der Gesammtheit des Volks ohne Unterschied des Standes und des künftigen Berufs bestimmt. Alle üben ihre Kräfte und bilden sich an einem und demselben Elementarunterrichte. Diese Einrichtung hat die über Alles heilsame Folge gehabt, dass weniger Pöbel unter uns aufwachsen kann, und dass die gemeiner erzogene Jugend an der besser erzogenen sich veredelt. Sollten wir diess erfreuliche Zusammenleben zerstören, und die arme Jugend in eigene Schulen verweisen? 3) In allen Staaten, wo bisher für die Schulen schlecht gesorgt war, muss man es schon für einen grossen Gewinn achten, wenn die hunderttausend in der Irre herumschweifenden oder ganz elend unterrichteten Kinder nur wenigstens in einige Zucht und Ordnung gebracht und ihnen die allereinfachsten Mittel der weiteren Geistesbildung verschafft werden. Bey uns dagegen bezweckt das Verbesserungssystem des Jugendunterrichts eine wahrhafte Bildung des Geistes, Erleuchtung des Verstandes und Erhebung des inneren Menschen. Das ist bey so überfüllten Schulen, wie die Lancasterschen sind, nicht möglich. Der Lehrer kann das einzelne Kind, wie es sich gebührt, nicht ins Auge fassen; er kann es nicht nach seiner Eigenthümlichkeit behandeln; er kann seinem Gemüthe nicht nahe kommen, nicht jedes einzelnen Kindes freundlicher Pflegevater werden; ja er kann, wegen der vielen Classenabtheilungen, die er zu machen nothgedrungen ist, nicht einmal ein ächt methodisches Verfahren bey der Unterweisung in den einzelnen Lehrfächern anwenden. Er muss sich damit begnügen, seinen Schulstaat durch eine künstlich zusammengesetzte Disciplin zu regieren, und alles Lehren und Lernen muss zu einem mechanischen Vormachen und zu einem mechanischen Nachmachen herabsinken. Wollen wir an die Stelle eines pädagogischen Geistes einen todten Mechanismus, an die Stelle des älterlichen Sinnes eine strenge Polizeyordnung, an die Stelle des kindlichen Gehorsams militärische Zucht setzen? 4) Einer der Hauptvorzüge der Lancasterschen Schuleinrichtung wird in den Gebrauch gesetzt, den man von angestellten Schulgehülfen macht. Die Schüler sind in bestimmte, scharf abgegrenzte Classen abgetheilt, deren jede auch ihre eigenen Sitze und Tische hat. An der Spitze jeder Classe sitzt ein geübterer Schüler, als Schulgehülfe oder Monitor, der theils zur Handhabung der äusseren Ordnung, theils zur Mithülfe beym Unterricht dient. In zahlreichen Schulen giebt es Ober- und Unter-Gehülfen, General- und Special-Monitors. In diese Anordnung setzt die Bell-Lancastersche Pädagogik das Kunststück, die Schule vermittelst der Schüler selbst zu halten, und mit einem möglichst geringen Kostenaufwande eine grosse Anzahl von Schülern in Einem Lehrzimmer unter Einem Lehrmeister zu gleicher Zeit mit dem besten Erfolge zu unterrichten. Es lässt sich nicht leugnen, dass in dieser Einrichtung viel Empfehlenswerthes liegt. Durch solche Schulgehülfen kann die pünctlichste äussere Ordnung in allen Angelegenheiten der Schule erhalten und dem Lehrer der kleine Dienst sehr erleichtert werden. Die Schüler lernen ihre Schule als einen kleinen Staat betrachten, welcher durch Vorsteher regiert und nach bestimmten Gesetzen in Ordnung gehalten werden muss — eine einflussreiche Vorbereitung und Erziehung zu ihrem späteren häuslichen und bürgerlichen Leben. Obgleich in mehreren Schulen Deutschlands ähnliche Einrichtungen Statt finden (Rec. ist selbst in einer Elementarschule gebildet, in welcher es Lese-, Schreibe- und Rechen-Adjuvanten, Vertraute und Aufseher über den Lehrapparat gab): so wäre doch zu wünschen, dass die Gehülfen verfassungsmässig zum Personale der Schulverwaltung gehörten. Nur können sie eben so wenig zum eigentlichen Lehren und Unterrichten, als zum Abrichten und Einexerciren gebraucht werden, und müssen den erziehenden und bildenden Geist des Schullehrers nicht hemmen noch hindern. Man sah auch wohl in den englischen Schulen ein, dass selbst fähige Schüler zum Lehren und Unterrichten *im höheren Sinne* des Wortes noch nicht geschickt seyn könnten. Aber zum *Anlernen* und *Abrichten* fand man sie vollkommen brauchbar. Gerade diess aber hielt man in den *ersten* Jahren für hinreichend. Die höhere Verstandesentwickelung glaubte man der *späteren Zeit* überlassen zu können, wie man denn überhaupt in England zur Bildung und Übung des Denkvermögens mehr auf *die Schule des Lebens* rechnet, als auf die Lehrschulen, und sich daher schwerlich von dem Nutzen unserer sogenannten *Denkübungen* (zumal wie sie in manchen Schulen höchst verkehrt getrieben werden) überzeugen würde. Wo es darauf ankommt, etwas vom Lehrer Vorgemachtes nachzumachen, um gewisse technische Fertigkeiten hervorzubringen, mag ein geübterer Schüler die Stelle des Lehrers vertreten. Wo hingegen Verstandesbegriffe entwickelt, Grundsätze und Regeln deutlich gemacht, die Urtheilskraft geübt, die Phantasie belebt, das Gefühl geweckt, das Herz gebildet, Kenntnisse mitgetheilt werden sollen, da kann nicht der unmündige Schüler als Lehrer auftre-

ten. Das will [illegible] Schule nicht, und sie erscheint desshalb höchst einseitig und dürftig. So besteht namentlich der Religionsunterricht im Lesen und Auswendiglernen theils des Landeskatechismus, theils biblischer Stellen und Abschnitte. Auch hier geschieht Alles durch abgerichtete Schüler, ohne dass sich der Lehrer einmischt. 5) Eine Anstalt, welche so erhebliche Zwecke und einen so entscheidenden Einfluss auf das Leben hat, wie die Schule, ist unstreitig eine Anstalt von grosser Wichtigkeit und Bedeutung, und eine Gemeinde, welche eine solche Anstalt in ihrer Mitte hat, ist unstreitig eben so sehr verpflichtet als befugt, dieselbe zu einem Gegenstande ihrer angelegentlichsten Fürsorge zu machen. Aber die Oberaufsicht über die Schulen und deren Lehrer gebührt dem Staat, welcher dieselbe durch sachkundige Behörden verwaltet. So gestaltet sich das rechte Verhältniss, in welchem die Volksschule zu der Gemeinde und zum Staate stehen muss. Bey der Stiftung der brittischen Volksschulen ist dieses Verhältniss gar nicht in Betrachtung gekommen. Der Staat bekümmert sich um die Schulen gar nicht, und überlässt sie ganz der Willkühr der Gemeinden und des Einzelnen. Was Bell und Lancaster und ihre pädagogischen Vereine thun, ist nichts als Privatsache; ihre neugestifteten Schulen sind weder Anstalten der Gemeinden, noch des Staats; das Bestehen derselben ist nicht gesichert, weil es auf freywillige Gaben wohlthätiger Schulfreunde gegründet ist; sie stehen nicht unter der Aufsicht und Leitung einer verfassungsmässig angestellten Behörde, sondern werden nach dem Willen und den Ansichten derer gemodelt und verwaltet, welche sie zu errichten für gut befunden. Lösen sich diese Gesellschaften auf, gehen die Privatschulhalter davon, zieht der Unternehmer sich zurück: so sind die Schulen verschwunden, und die Jugend ist ohne Unterrichtsanstalt. Die Errichtung brittischer Schulen in Deutschland wäre also ein grosser Rückschritt in der Ausbildung des Volksschulwesens, und würde sehr viel Nachtheil für unsere Jugend, wie für den Staat bringen. 6) *Niemeyer*, der sowohl die beiden grossen Centralschulen in London, als auch diejenigen zu Harwich und in anderen kleinen Städten Englands besucht hat, fällt folgendes Endurtheil: „Die Kinder leisteten in jeder Classe das, was die Bestimmung der Classe war. Sie lasen vernehmlich und richtig, in der obersten Classe selbst mit Ausdruck. Sie schrieben auf ihren kleinen Schiefertafeln (in den Nationalschulen sogar ohne Tische zu haben) auf der Hand sehr deutlich, meist orthographisch richtig, was man dictirte, und viele lernen schon eine schöne Hand. Ihr Gedächtniss war sicher. Die kleinen Monitors versahen ihr Amt mit grosser Pünctlichkeit und einer Strenge, die ihrem Gesicht fast die Miene der Barschheit gab. Wie weit die Kinder in der Verstandesbildung vorgerückt sind, kann ich freylich nicht beurtheilen: denn Alles, was ich von ihnen sah und hörte, war angelernt. Das aber weiss ich gewiss, dass man in sehr viele unserer Land- und kleinen Stadt-Schulen kommen kann, wo man die gleichen Kinder in den genannten Gegenständen, die doch auch bey uns den Elementarunterricht ausmachen, nicht halb so weit finden wird, als jene sind. Auch das weiss ich, dass man einer jeden Schule den Geist der Ordnung, der Pünctlichkeit, des aufs Wort merkenden Gehorsams wünschen muss, der jene Anstalten auszeichnet; daneben aber auch den Bürgern aller Städte das Interesse an der Sache des Volksunterrichts, das man in England antrifft. Hieraus folgt aber noch keinesweges, dass das Heil unserer vaterländischen Volksschulen nur von einer unbedingten Nachahmung und Aufnahme des *Bell-Lancasterschen Systems* zu erwarten sey. Wo tüchtige Schullehrer vorhanden und die Schulen nicht mit Kindern überladen sind, wo die Grundsätze unserer besten Volkspädagogen, wie *Natorp*, *Dünzel*, *Wilmsen*, *Zerrenner* u. A. vollständig befolgt werden, da sind wir entschieden weiter, und das, was bey allem Volksunterrichte mechanisch seyn muss, ist in unseren besseren Volksschulen glücklich mit der Entwickelung und Bildung der höheren Geisteskräfte verbunden. Sind wir im Mechanischen und Disciplinarischen zurück: so brauchen wir deshalb weder Lehrer nach England zu schicken, um es abzusehen, noch Lehrer zu verschreiben, um es uns zu lehren. Es ist vollkommen aus *Hamel*, *Natorp* und anderen deutschen Schriften zu lernen. Was aber die Hauptsache ist, unter uns wirkt der rechte Lehrer auf das Gemüth der Kinder, tritt jedem Einzelnen näher, beachtet die Anlagen in jedem. Der Unterricht wird zugleich erziehend. Wollten wir in unseren Schullehrerseminarien es nur darauf anlegen, Lancastersche Methodiker zu erziehen: so würden wir leichter hundert tüchtige Exerciermeister bekommen, als *einen* tüchtigen *Lehrer* im edelsten Sinne des Wortes. Ein wahrer Rückschritt wäre diess, und nur zu bald würde Alles in einen todten Mechanismus zurücksinken, wozu ohnehin die Menschen bey der ihnen einwohnenden *vis inertiae* so geneigt sind.“

PARIS, b. Didot, u. LEIPZIG, b. Barth: *Der gegenseitige Unterricht; Geschichte seiner Einführung und Ausbreitung durch Dr. A. Bell, J. Lancaster u. A.;* Ausführliche Beschreibung seiner Anwendung in den englischen und französischen Elementarschulen, sowie auch in einigen höheren Lehranstalten, von *Joseph Hamel*, Russ. Kaiserl. Hofrath; Dr. der Arzneykunde; Correspondenten der kaiserl. Akademie der Wissenschaften u. s. w. Mit XII Kupfern und den Bildnissen von Bell und Lancaster in Steindruck. Auf Befehl Sr. Russisch-Kaiserl. Majestät. 1818. XII u. 275 S. gr. 8. (3 Rthlr.)

Im Jahre 1813 wurde Hr. *H.*, ein junger Arzt, von der russischen Regierung zu seiner weiteren wissenschaftlichen Ausbildung nach England geschickt. Bald nach seiner Ankunft in London lernte er den berühmten Chemiker *William Allen* als einen eifrigen Philanthropen kennen und schätzen. Hr. *H.* rühmt von ihm, dass es wohl in England wenig Wohlthätigkeitsanstalten gebe, bey denen Hr. *Allen* nicht thätiger Mitarbeiter sey. Dieser ausgezeichnete Mann wusste ihn für das neue brittische Unterrichtswesen sehr einzu-

nehmen, und führte ihn oft in die Lancasterschen Schulen. Hr. H. suchte sich mit denselben recht genau bekannt zu machen, setzte eine vollständige Beschreibung der neuen Lehrweise auf, und übersandte sie dem Minister des Inneren, der sie seinem Kaiser vorlegte. Dieser befahl, die Hamel'sche Schrift in russischer und deutscher Sprache drucken zu lassen, und zur Einführung der Lancasterschen Methode in die Volksschulen des russischen Reichs Anstalten zu treffen. Wir haben dadurch vorliegendes interessante Werk erhalten, welches uns die Methode des gegenseitigen Unterrichts vollständig, gründlich und anschaulich darstellt. In der Einleitung beantwortet der Vf. die Frage, die zwar in Deutschland längst entschieden, aber doch der steten Anregung bedürftig ist: ob eine allgemeine Volksbildung rathsam und nützlich sey. Der Vf. weist alle Anklagen gegen eine gründliche und vernünftige Aufklärung siegreich zurück. Folgende beherzigenswerthe Stellen mögen den Geist des Ganzen bezeichnen. „Kein redlich denkender Mann kann jetzt mehr zweifeln, ob Aufklärung der Unwissenheit, ob Licht der Finsterniss und ob Wahrheit dem Irrthum vorzuziehen sey. Die finstere Wolke selbstsüchtiger Hierarchie ist zertheilt, und die Strahlen einer wohlthätigen Aufklärung beleuchten schon einen ansehnlichen Theil unserer Erde. Unter allen Planen, welche menschliche Weisheit zur Erhebung eines Staats und zur Beglückung seiner Bürger ersonnen, verdient in den Augen ächter Patrioten, Menschenfreunde und Christen der für die Volksbildung eine der ersten Stellen. Der Staatsmann weiss, dass der Flor eines Reiches immer mit dem Grade der Aufklärung seiner Bürger in gleichem Verhältniss steht, und dass die Stärke und der wahre innere Gehalt eines Landes nicht sowohl in der Ausgedehntheit seiner Grenzen oder in der Zahl der Köpfe in demselben, als in der geistigen und sittlichen Bildung des Volkes bestehe. Das Materielle ohne Intellectuelles hat keinen grossen Werth, *Wissen ist Kraft* — sagt Baco." — „Da Tugend ohne Religion schwankend ist, ja durch sie erst wahre Tugend wird: so muss die religiöse Bildung das höchste Ziel aller Erziehung seyn." — „Die Völkergeschichte lehrt zur Überzeugung, dass Ignoranz die erbärmlichste Stütze einer Regierung, ja der ärgste Feind innerer Ordnung und Ruhe eines Staats sey. Aufklärung mag sich wohl bisweilen täuschen, Unwissenheit aber ist nie fähig, richtig zu urtheilen. Sie hat keine Richtschnur zu ihren Handlungen; daher erscheint sie heute wohl als kriechender Sclave, und morgen wieder als wüthender Rebell." — Hierauf folgt die Geschichte der Einführung und Ausbreitung des neuen Unterrichtssystems, die um so anziehender ist, da Hr. Corston, Lancasters frühester Freund und Unterstützer, dem Vf. die ganze Correspondenz zwischen den Freunden des neuen Schulwesens zur Durchsicht und Benutzung mitgetheilt hatte. Es wird durch dieselbe recht einleuchtend, dass das neue brittische Schulwesen zwar zunächst dem dringenden Bedürfniss von wohlfeilen Volksschulen, aber besonders dem Parteyenkampf zwischen den Ministeriellen und der Opposition sein Daseyn zu verdanken hat. Lancaster war ein Quäker, gehörte zur Presbyterialkirche, und fand mit seinen menschenfreundlichen Bemühungen besonders bey der Opposition Beyfall und Unterstützung. Der reiche Herzog von Bedford, die Herzoge von Kent und Sussex, Lord Sommerville und andere angesehene Männer der Opposition nahmen sich der Sache eifrig an. Lancaster nahm Kinder von allen christlichen Glaubensbekenntnissen auf, und liess zur Gottseligkeit bloss ausgewählte Stellen der Bibel lesen. Die Geistlichen der herrschenden Kirche aber wollten den Katechismus als Grundlage des Unterrichts zur Gottseligkeit in den Volksschulen behandelt wissen, besonders da man bemerkt hatte, dass die meisten Kinder aus Lancasters Schule von der Episkopalkirche abfielen und zur Presbyterialkirche übergingen. Darüber erhoben die Geistlichen der hohen Kirche ein gewaltiges Geschrey, warnten in Predigten und in Schriften vor dem arglosen Mann, als einen Verführer des Volks und einen für den Staat gefährlichen Menschen, und erklärten, dass die Kirche in Gefahr sey. Die Minister machten mit ihnen gemeinschaftliche Sache, beriefen Bell 1807 nach London, um Schulen nach der Lehre der bischöflichen Kirche anzulegen, unterstützten ihn auf eine glänzende Weise, und suchten die Bell'sche Schuleinrichtung über ganz Grossbrittannien zu verbreiten. Lancasters Eifer wurde durch diese Verfolgungen bis zum Enthusiasmus gehoben; er sparte keine Kosten, reiste im Lande umher, hielt Vorlesungen zur Verbreitung seiner Lehrweise, und veranlasste dadurch die Errichtung von mehreren Schulen, für die er in seiner Anstalt zu London Lehrer zuzog. Endlich gerieth er in Schulden und nach den englischen Gesetzen in Gefahr, seiner Freyheit beraubt zu werden. Verhaftet war er schon; da rettete ihn der Edelmuth einiger, für die Sache des Armenunterrichts erwärmter und vom kirchlichen Sectengeist nicht befangener Männer. Allmählich bildete sich eine Gesellschaft unter dem Namen des *brittischen und ausländischen Schulvereins (British and Foreign School Society)*, durch dessen rastlose, sehr ins Grosse gehende Thätigkeit die Methode in zahllosen Schulen verbreitet ward. Für die Mädchenschulen ward ein Frauenverein errichtet. Die Centralschule für alle diese Anstalten blieb in London. Das Ganze stand unter Curatoren, und Anfangs blieb auch Lancaster Oberaufseher über die Knabenanstalt und das Seminar mit einem Gehalt von 365 Guineen. Aber an ein unabhängiges Wirken gewöhnt, unruhiger Gemüthsart und unzufrieden mit manchen Einrichtungen, verlangte er seine Entlassung am 6 April 1814. Er legte hierauf wieder ein eigenes Institut an, machte aber bald Bankerott, reiste in Schottland und Irland umher, hielt öffentliche Vorlesungen, und liess 1816 eine Schrift *gegen* den Verein für sein eigenes Schulwesen drucken. Da man hierin den leidenschaftlichen und eitlen Mann nicht verkennen konnte: so verlor er fast alle Achtung, und lebt jetzt abgeschieden und unbemerkt in Manchester, wo er mit Noth und Armuth zu kämpfen hat.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

PÄDAGOGIK.

Über die Lancaster'sche Lehrmethode.

Paris, b. Didot, u. Leipzig, b. Barth: *Der gegenseitige Unterricht; Geschichte seiner Einführung und Ausbreitung durch Dr. A. Bell, J. Lancaster u. A.* — von *Joseph Hamel* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Indess mögen sich wohl die Schulen beider Parteyen in Absicht der Ausdehnung gleich seyn, auch wohl in gleichem Verhältniss zunehmen. Nach dem *Edinburgh Review* 1821. No. 67 befinden sich jetzt in England 1806 Bell-Lancaster-Schulen, in welchen 478800 Kinder unterrichtet werden. Man hat die Methode bereits auf die alten Sprachen angewandt. Man scheint auch in England eine durchgreifende Reform des Volksschulwesens von Seiten des Staats ernstlich zu beabsichtigen. Der berühmte Parlamentsredner Brougham legte vor Kurzem dem Unterhause einen Plan zur Verbesserung desselben vor, welcher sich auf die von der *Education Committee* eingezogenen Nachrichten über den gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts gründet. Die Bill, welche den Vorschlag zum Gesetz erheben sollte, ist bereits zwey Mal verlesen, und sie ist nur aus dem Grunde bey Seite gelegt, damit die ganze Nation den Plan prüfe und reiflich erwäge. In No. 67. Aug. 1820. S. 215 — 254 hat diess der *Edinburgh Review* gethan. Die seit zwey Jahren von allen Pfarrern in England und Walis mit der grössten Sorgfalt eingezogenen Nachrichten über die Schulen sowohl der bischöflichen Kirche, als bey den Dissenters, sind in 3 starken Bänden gedruckt. Danach hatte *England* im J. 1819, 4164 öffentliche, mit einem Einkommen von 300,525 Pf. Sterl. und einer Schülerzahl von 165,435 Kindern, worunter 145,952 Freyschüler. Ausserdem wurden 14,282 Privatschulen von 478,849 Kindern (worunter 168,064 Freyschüler) besucht. Mithin war die Zahl aller Schüler in England 644,282, worunter 321,764 bezahlende und 322,518 Frey-Schüler, für welche das Schulgeld durch freywillige Beyträge zusammengebracht wurde. In *Schottland* befanden sich in 1144 dotirten Schulen (mit Einschluss der Kirchspielschulen) 65,533 Kinder, in 2412 Privatschulen 110,770 Schüler, überhaupt also in 3556 Schulen 176,303 Kinder.

Die *Hamel*'sche Schrift giebt von S. 94 an 1) eine genaue Beschreibung der Schulen des zu London bestehenden Nationalvereins, in welchen Dr. *Bells* Methode angenommen ist, und zwar nach dem allgemeinen Schulmethodus, nach den Unterrichtsmethoden für die einzelnen Lehrfächer und nach dem Monitorialsystem. Hinzugefügt ist eine Beschreibung der Centralschule des Nationalvereins zu London und des Geschäftsganges in derselben. 2) Die vollständige Beschreibung der Schulen der brittisch-ausländischen Schulgesellschaft, in welchen *Lancasters* Plan befolgt, nach der vorhin angegebenen Ordnung. 3) Beschreibung der neuen Elementarschulen nach dem Grundsatze des gegenseitigen Unterrichts in Frankreich. (Im November 1818 war die Zahl der Schulen im Seine-Departement auf 67 gestiegen, in denen 6579 Schüler unterrichtet wurden: im übrigen Frankreich zählte man 1819 über 1000 Schulen, die 123,000 Schüler aufnehmen konnten, aber nur 80,000 zählten. Die Kosten eines Schülers berechnete man in Paris jährlich auf 12 Franken und in den Departements auf 9 Franken. Nach Ludwigs XVIII zweyter Rückkehr wurden die protestantischen Lehrer an diesen Schulen durch katholische ersetzt. Die Angriffe, welche diese Lehranstalten neuerdings haben erfahren müssen, sind bekannt.) 4) Anwendung des gegenseitigen Unterrichts auf höhere Lehrgegenstände. Im Anhange befinden sich interessante Nachrichten über die Schulen für Erwachsene (*Adult schools*) und über die wandernden Schulen (*Ambulatory or circulating schools*). Einen Auszug aus der Schrift zu liefern, ist nicht wohl thunlich; wir bemerken daher nur im Allgemeinen, dass die Beschreibung der Schulen und ihrer Lehrweisen klar, verständlich, genau und vollständig ist. Die lithographischen Bildnisse von Bell und Lancaster sind sehr schön, und die 12 Kupfertafeln, welche zur Erläuterung und Veranschaulichung der gegebenen Beschreibungen dienen, sehr sorgfältig gearbeitet. Als deutsches Buch in Paris gedruckt kann es in Rücksicht seiner Correctheit deutschen Officinen zur Beschämung und Nacheiferung dienen. Hr. Colas, Verleger der Schriften der Pariser Schulgesellschaft, hat eine französische Übersetzung dieses Werkes veranlasst.

Wien, b. Gerold: *Bell und Lancaster und ihre Methode.* 1819. VI u. 77 S. gr. 8. (12 gr.)

Mit einem ruhigen, unparteyischen Blicke prüft der unbekannte Vf. dieser Schrift die neue Lehrweise.

Er erkennt das Gute und Beyfallswerthe derselben, warnt aber aus guten Gründen vor Überschätzung, einseitiger Nachahmung und leichtsinniger Wegwerfung des Besseren. Auch sieht man aus den literarischen Nachweisungen, dass er mit der Geschichte des deutschen Schulwesens nicht unbekannt ist. Was über Belohnung und Strafen, über Arbeitsschulen und über den Unterricht in der Musik gesagt ist, zeigt von einem guten pädagogischen Sinne, obgleich es sich nur auf das Allgemeine bezieht, und von der Oberfläche geschöpft ist. Die Lancastersche Methode wird Niemand aus dem Büchlein kennen lernen, weil es mehr Raisonnement, als Beschreibung enthält. Was von Lancasters Disciplin gesagt ist, passt jetzt nicht mehr, und die angegebenen Strafmittel sind längst aus seinen Schulen verbannt.

Kaschau, b. Wiegand: *Der wechselseitige Unterricht nach der Bell-Lancasterschen Methode.* Zur näheren Kenntniss und Beherzigung, mit besonderer Rücksicht für die Provinzen der österreichischen Monarchie dargestellt von *F. F. Grafen von Karaczay*, Sr. k. k. apost. Majest. wirkl. Kämmerer, Ritter des russ. kaiserl. St. Wladimir-, königl. preuss. *pour le merite-* und herzogl. parmaischen Constantinianischen St. Georgs-Orden, Premier-Rittmeister und Escadrons-Commandanten im k. k. Sr. Majestät Namen führenden Uhlanen-Regimente No. 4. 1819. VIII u. 101 S. 8.

Diese Schrift des Hn. Rittmeister *v. K.* ist im Ton der höchsten Bewunderung geschrieben. Er meint, es sey die höchste Zeit, dass diese, für die National-Erziehung so ungemein grosse Vortheile hervorbringende, bereits in allen Welttheilen in Ausübung gebrachte Lehrmethode auch in der grossen österreichischen Monarchie angenommen werde. Desshalb will er die Aufmerksamkeit seiner Nation auf diesen grossen und wichtigen Gegenstand hinleiten, und alle Menschenfreunde für die heilige Sache der Volksbildung begeistern. Durch diesen dürftigen und mageren Auszug aus den planlos compilirten *Schulen der Menschheit* aber möchte ihm diess schwerlich gelingen. „Wir wissen wohl, dass sich das Volksschulwesen in der österreichischen Monarchie in einem traurigen Zustande befindet, besonders in Ungarn, Siebenbürgen, Slavonien, Croatien, Dalmatien und Gallizien, und darum wären dort Lancastersche Schulen wohl recht wünschenswerth, aber doch immer nur als Übergangsschulen, in Ermangelung besserer. Übrigens hat der Vf. durch diese Methode seinen Uhlanen zu den nothdürftigsten Elementarkenntnissen zu verhelfen gesucht. Dasselbe ist durch den Feldmarschall Bianchi und den Herzog von Casa-Lanza bey den in Wien stationirten Regimentern geschehen. Auch mehrere öffentliche Unterrichtsanstalten hatten die englische Lehrweise angenommen. So viel wir aber wissen, hat ein kaiserl. Mandat den gegenseitigen Unterricht wieder von der Armee verbannt. Auch beym dänischen Heer ist man davon zurück gekommen. Bey mehreren französischen Regimentern hatte man ebenfalls Lancastersche Schulen eingerichtet. Colonel Lasteyrie machte hiemit im J. 1817 bey der unter seinem Commando stehenden *Legion de la Nièvre* den Anfang. Doch haben auch hier diese Schulen keinen rechten Fortgang gewinnen können. Bey mehreren russischen Regimentern, die sich nach dem Feldzug von 1815 in Frankreich befanden, sind Soldatenschulen nach dem Princip des gegenseitigen Unterrichts eingerichtet worden, und viele Unterofficiere mussten sich dazu in Paris abrichten lassen.

Breslau, b. Grass, Barth u. Comp.: *Ausführliche Darstellung und Beurtheilung des Bell-Lancasterschen Schulwesens in England und Frankreich.* Nach *Hamel* bearbeitet von Dr. *W. Harnisch.* 1819. 82 S. gr. 8. (8 gr.)

Da das *Hamel*'sche Werk kostspielig ist, der Vf. desselben den Standpunct des deutschen Schulwesens gar nicht kannte, und es doch zur genaueren Beurtheilung der ganzen Angelegenheit nothwendig ist, Vergleichungen damit anzustellen: so entschloss sich der Hr. D. *Harnisch*, einen sächlichen Auszug aus jener Schrift für den Erziehungs- und Schul-Rath (dessen Beendigung wir recht sehr beklagen) zu veranstalten, die Hauptpuncte gehörig hervorzuheben und das eigene Urtheil hinzuzufügen. Vorliegende Schrift ist nun ein besonderer Abdruck aus dem 18ten Hefte vorgenannter Zeitschrift. Der Vf. ist dem neuen Schulwesen nicht zu nahe getreten, aber er hat auch dem in Deutschland bestehenden Schulwesen nichts vergeben. Seine Bemerkungen, Urtheile und Vorschläge bezeichnen den gesunden, kräftigen und klaren deutschen Schulmann. Nur *eine* Bemerkung als Andeutung des Ganzen: „Die neue Schuleinrichtung verdankt ihre Vorzüglichkeit demselben Grundsatz, welcher in England den Grund zur Vortrefflichkeit aller Gewerbe ausmacht, nämlich *Vertheilung der Arbeit.* Dieser Grundsatz bringt eben so viel Unsegen als Segen; man bekommt durch seine Ausführung wohlfeile Manchester, Kattune u. s. w., aber schlechte, verkrüppelte und rohe Menschen. Die Arbeit ist aber eigentlich nicht da zur Erhaltung der Leute, sondern zu ihrer Ausbildung."

L. Th.

LITERATURGESCHICHTE.

Paris, b. Renouard, u. Dijon, b. Lagier: *Traité du choix des livres, par Gabriel Peignot.* 1817. XX u. 295 S. 8. (4 Francs.)

Obgleich der Vf. bey diesem Buche nur die Neigungen und Bedürfnisse seiner Landsleute im Auge gehabt hat: so bietet seine Arbeit doch auch dem Ausländer einzelne interessante Notizen dar, und ein ungefähr in demselben Plane mit den nöthigen Modificationen für Deutschland gearbeitetes Handbuch würde für den täglichen und gewöhnlichen Bedarf etwas recht Brauchbares seyn. Es sind nämlich nicht die Bedürfnisse des Gelehrten von Profession oder des kunstgerechten Samm-

lers, sondern die des unbefangenen Freundes der Literatur, denen der Vf. hier entgegen zu kommen sucht. Deſshalb beschränkt er sich, mit Übergehung aller Facultätswissenschaften, auf dasjenige, was die Franzosen unter dem Namen der *Littérature* begreifen, d. h. auf die besten Dichterwerke und auf diejenigen prosaischen Werke, welche sich durch Stil und Darstellung auszeichnen, und er giebt an, welche dieser Werke und welche Ausgaben derselben in eine auserlesene Handbibliothek aufzunehmen sind. Dem Franzosen ist es allerdings bey der Normalität seiner Literatur und bey der vielfache typographische Speculationen so sehr begünstigenden Verfassung seines Buchhandels leichter als dem Deutschen, hier eine allgemein ansprechende und zugleich geschmackvolle Auswahl zu treffen, und wir zweifeln nicht, daſs Hn. *Peignots* Schrift in ihrem Vaterlande eine gute Aufnahme finden werde, deren sie allerdings würdig ist. Nur ist es genau die Hälfte des Buches, welche wir, als völlig entbehrlich, weg wünschten. Die Schrift zerfällt nämlich in vier Abschnitte, in deren erstem (S. 1 — 13) sehr seicht über die allgemeinen Rücksichten declamirt wird, welche man bey der Auswahl der Bücher zu nehmen habe, und völlig ungehörig erscheint uns der zweyte Abschnitt (S. 14 — 207), in welchem diejenigen Werke aufgeführt werden, für welche die ausgezeichnetsten Männer aller Zeiten eine besondere Vorliebe gehabt haben. Zu dieser Vorliebe haben oft Individualitäten und Zufälligkeiten so sehr beygetragen, daſs sich daraus gar nichts oder nur sehr wenig für allgemeinere Vorschriften und Grundsätze abnehmen läſst, und überdieſs hat der Vf. diesen Abschnitt durch Einmengung ganz unpassender Dinge unverhältnisſsmäſsig angeschwellt. Daſs Thucydides bey Anhörung der Geschichte des Herodotus vor Freuden weinte, und Aristophanes von Byzanz Verfasser des Canons der griechischen Classiker ist, war doch immer kein zureichender Grund, sie eben hier aufzuführen, und wenn sich der Vf. dabey in weitschweifige und nur das Allgemeinste wiederholende Digressionen über diejenigen Verfasser verliert, deren Werke eine solche Auszeichnung gefunden haben (wie dieſs z. B. S. 18 — 26 der Fall mit Homer ist, über dessen Lebensumstände und Inhalt und Plan seiner Gedichte man hier das Allbekannte lesen muſs): so dürfte wohl die Geduld der meisten Leser frühzeitig genug zu Ende seyn. Der wirklich brauchbare Theil des Buches beginnt erst mit dem dritten Abschnitte (S. 207), welcher ein Verzeichniſs der correctesten und schönsten Ausgaben der Musterwerke der griechischen, lateinischen, französischen und ausländischen Literatur (letztere doch meist nur in Übersetzungen) liefert. Von den Ausgaben der alten Classiker sind hier ganz zweckmäſsig nur die aufgeführt, welche sich mehr mit Exegese beschäftigen. Beygegeben ist die Anzeige einiger Werke über Bücherkunde (S. 262), und ein Verzeichniſs derjenigen französischen Werke über alle Theile der Geschichte, welche in gleichem Format (klein 8. 12.) und erschienen sind, und daher eine besondere Sammlung für den Liebhaber bilden können. Der vierte und letzte Abschnitt (S. 273 ff.) giebt einige Vorschriften über die Art der Aufstellung einer Bibliothek und die Einrichtung und Verzierung der Bücherschränke, über Einbände, gute Erhaltung und Formate der Bücher, und über die systematische Anordnung derselben. Auf ein gefälliges und geschmackvolles Äuſsere ihrer Sammlungen sind aber die Franzosen von jeher mit solchem Eifer und Glücke bedacht gewesen, daſs dieser letzte Abschnitt mit Recht einer allgemeinen Beherzigung empfohlen werden darf.

SF.

Zürich, ohne Verleger: *Einige Erinnerungen aus dem Leben des seligen Herrn Oberst Joh. Jacob Meyer, von Zürich.* Seinen Freunden gewidmet. Im May 1820. VIII u. 146 S. 12. (Mit dem Bildniſs des Verstorbenen.)

Rec. bedauert, daſs diese mit Leben und Geist verfaſste Schrift, eine dem Bildniſs beygelegte und den Freunden des Verstorbenen gewidmete literarische Zeichnung desselben, nicht in den Buchhandel gekommen, weiter verbreitet, und vielen herangewachsenen Jünglingen in die Hände gegeben worden ist, auf daſs sie einen Spiegel hätten, wie der freysinnige, vaterländische, gemeinnützige Mann in allen Drangsalen, Wirrwarr und Veränderungen zum Besten des gemeinen Wesens wirken und handeln müsse. Es wäre solches um so eher zu wünschen gewesen, da diese Schrift Meyern vornehmlich schildert in seinem Wirkungskreise als Officier der Vertheidigungsanstalten seines Vaterlandes, welche einen jeden Jüngling und Mann des schweizerischen gemeinen Wesens in Anspruch nehmen, vielen aber nur darum erwünscht sind, weil sie in Friedenszeiten die Mittel an die Hand geben, kleinliches Formenspiel, eitle Groſshanserey und hochfahrendes Befehlen zu üben, und sich dabey zu dünken, als wäre man Etwas. Es könnten hier Manche lernen, daſs nicht Säbelgeklirre, Achseltroddeln und übermüthiges Vornehmthun gegen den Mitbürger, der für die Stunden, da er den Soldatenrock trägt, Untergeordneter ist, Haupteigenschaften des Officiers eines zu Vertheidigung der Landmarchen aufgestellten Bürgerheeres seyen; die Oberen aber könnten sich daraus merken, daſs nicht flimmernde Knöpfe und all die bunten Spielereyen, woran oftmals der Tand groſser Herren zeitvertreibend sich vergnügt, den tüchtigen Vaterlandsvertheidiger ausmachen, und daſs von Oben herab Geist müsse eingeflöſst werden, indem je tiefer desto dichter die Materie werde. Vieles aus der allgemeinen Geschichte der Vaterstadt des Verstorbenen, da er in den meisten Begebenheiten der thatenreichen Zeit als mitwirkender, oft einer der ersten Theilnehmer der Angelegenheiten verflochten gewesen, ist eben so angenehm, als lehrreich beygebracht, und das Bild erscheint um so viel getroffener und lebendiger, als es in vielfacher Umgebung und Berührung steht. Daſs sich die Schweizer einer verhaſsten, volkswidrigen, aufgedrungenen Regierung im J. 1802 entledigten, hätten wir nicht Insurrection nennen mögen. Das Urtheil

Die Israeliten konnten ja zweyerley Gomer haben, ausser dem alten kanaanitischen auch das ägyptische. Oder es konnte die Bemerkung über die Grösse des Gomer einen legislativen Zweck haben. — Exod. VI, 26. 27 macht nach unserem Vf. einen Übergang, der zugleich auf das Frühere zurückweist, und der Sinn ist: „Das sind also ihrer Abstammung nach Aaron und Mose, zu denen der Herr (Cap. III) gesprochen hatte u. s. w., und die mit Pharao geredet (Cap. V).“ Hierauf kehrt Mose (V. 28) zu dem eigentlichen Puncte der Erzählung zurück, auf dem er sie V. 13 verlassen hatte, und noch immer knüpft er wiederholend an. Auch für die Zweckmässigkeit und mosaische Weise der eingeschalteten Genealogie sagt Hr. *K.* manches Scharfsinnige. Die übrigen Bemerkungen müssen wir hier übergehen. — Der folgende Aufsatz hat die Überschrift: *Der Pfahl im Fleische.* Anfechtungen der höheren Art werden hier verstanden. Σκολοψ stehe bey den altteftamentlichen Hellenisten öfter für *Dorn.* Der Dorn der Anfechtung ist der Stachel, der wach und wacker (im Gebet ohne Unterlass) erhält. Eine Anhäufung von etymologischen Vergleichungen soll hier beweisen, dass die frühere Sprache sehr geistig gewesen, und den Urvätern grosses Licht zu Theil geworden sey, das sich aber später in Finsterniss verwandelt habe. — Der nächste Aufsatz betrifft den *Eingang zu Moseh Segen über die Stämme Israels*, Deut. XXXIII, 1 — 5. Auch hier viel Etymologie. Die Hauptidee des Vfs. ist diese: „Das Vorbild von Christo und seiner Gemeinde war an Jakob und an jeden seiner Söhne vertheilt. Ehe daher Mose den Segen über jeden der von ihnen entsprungenen 12 Stämme einzeln spricht, erscheinen sie ihm zusammen als die zukünftige Gemeinde des Herrn, also nicht mehr dem Vorbilde, sondern der Erfüllung nach. Aber Vorbild und Erfüllung sind in seinem prophetischen Gesichte noch unzertrennlich bey einander, indem ihm der Schauplatz der zukünftigen Offenbarungen kein anderer ist, als derjenige, auf dem Gott sich den 12 Stämmen 40 Jahre hindurch als den Führer seiner Gemeinde bewiesen hatte; wie es denn überhaupt Geist der Weissagung ist, dass das Zukünftige in dem Bilde des Gegenwärtigen als seinem Vorbilde, und in jenem wieder auch die noch fernere Zukunft sich darstellt. Darum kommt nun Jehovah vom Sinai, geht ihnen als Sonne auf vom Seir, und erscheint in seinem Lichte vom Paran. ... Dreymal auch wurde in der Zeit der Erfüllung ein Berg die Stätte, wo das Wichtige geschah. Auf einem hohen Berge ward Christus vom Satan versucht, ihn anzubeten; auf dem Tabor ward er verklärt, auf Golgatha starb er. .. Das Zukünftige aber ist hier nicht die Gemeinde und das Reich Christi auf ihren ersten Stufen seit ihrer Begründung: denn auf diesen umfassen sie ja nur Wenige aus dem alten Israel, über dessen Stämme der Prophet hier den Segen spricht; sondern es ist diejenige Zukunft, da das ganze Judenthum nebst den Heiden in die Gemeinde des Herrn eingehen, und den Mittelpunct der Christenheit bilden wird. Weil diess aber geschehen wird bey der Wiederkunft des Herrn auf Erden: so ist diese gemeint mit Jehovahs Kommen, Aufgehen und im Lichte erscheinen von den drey Bergen. . Das neue Reich Christi auf Erden ist aber nur eine Vorbereitung auf das grössere, herrlichere, umfassendere, das dem zweyten Gerichte, dem Gerichte des jüngsten Tages folgt u. s. w. Allein in der Weissagung fliesst abermals das nähere und das fernere Zukünftige, das Vollkommnere und das Vollkommenste, in Eine Zukunft zusammen, wie in des Herrn Prophezeyung (Matth. XXV) sogar die allernächste Zukunft mit der allerfernsten, dem jüngsten Gerichte.“ In Absicht der weiteren Ausführung müssen wir die Leser auf das Buch verweisen, und bemerken nur noch, dass es uns vorkommt, als könne man nach den Grundsätzen und der Auslegungsart, die Hr. *K.* hier anwendet, aus Allem Weissagungen und aus jeder Weissagung Alles machen. — *Zwey Beyspiele göttlicher Erziehungsweise.* Wenn durch das Gesetz Exod. XXIII, 17 der Gedanke erregt werden musste, der Feind könne jährlich dreymal in das von aller wehrhaften Mannschaft entblösste Land einbrechen: so sollte der Israelit sich die Antwort geben: Der Herr hats gesagt, und so wirs thun, wird er auch stark genug seyn, uns vor den Feinden nicht zu Schanden werden zu lassen. Er sollte also *glauben* lernen. So sollte auch durch den Befehl Gen. VI, 19. 20 bey Noah der Gedanke entstehen, woher er denn nach der Fluth geistliche und leibliche Nothdurft befriedigen werde, der dann auch zum Vertrauen führen sollte, Gott werde wissen, wie es mit Allem ginge. Darauf erst, als Noah alle Thiere in den Kasten gethan hatte, und die Sündfluth nahe war, machte Gott den Zusatz: aus reinem Vieh nimm dir je sieben u. s. w. Auf gleiche Weise ward auch zu jenem mosaischen Gesetze Ex. XXXIV, 23. 24 ein Zusatz gemacht. Zugleich findet Hr. *K.*, mit D. *J. Köppen*, hier einen Beweis, dass Moses unmöglich ein bloss menschlicher Gesetzgeber gewesen sey. Wenn *Michaelis* nicht wagen will, Moses Worte so auszulegen, als hätte er ein periodisches Wunderwerk Gottes verheissen (*Mos. Recht*, 1 Th. §. 65): so ruft Hr. *K.* aus: „Verdienstvoller Mann, der du so viele Hauptsachen festhieltest, die Andere um das Linsengericht des Ruhmes der Helldenkerey, der bey deutschen Bibliotheken zu erkaufen war, so leichtsinnig fahren liessen, — dir gebrach auch hier zu deinem mosaischen Rechte das mosaische und evangelische Licht! Warum sollten wir nicht wagen, so auszulegen?“ Und nachher heisst es: „Gott thäte gern nichts, als lauter Wunder an uns, und es schmerzt Ihn, sie nicht thun zu können. Denn das Verhältniss zwischen Ihm und uns, das Ihn daran hindert, ist in Beziehung auf ihn und auf den Menschen ein höchst *widernatürliches*, Ihn schmerzendes und uns in der Gefangenschaft haltendes. Dass es wieder in das *natürliche* und ursprüngliche umgewandelt werde, dazu ist allein der Glaube der Weg. So oft wir glauben, muss der Feind zwischen Gott und uns zurücktreten, und wir fangen in dem Augenblicke an, in die uns natürliche Gemeinschaft mit Ihm zurückzukehren, in welcher dann an uns geistlich oder leiblich Etwas geschieht, was wir Wunder nen-

men, aber nicht so nennen sollten, weil in diesem Verhältnisse nun einmal nichts Anderes geschehen kann, als was geschieht, nichts als was nothwendiger, mithin natürlicher Erfolg desselben ist. Denn der Glaube erzwingt ein Wunder: ein äusserliches, wo es nöthig ist; das grössere innerliche *allezeit*. Wer dem Himmelreich Gewalt anthut, der reisset es an sich." — *Zacharias, Barachiä Sohn*. Er war kein anderer, als der 2 Chron. XXIV, 20. 21 vorkommende Sohn Jojada's. Jojada kann auch den Namen Berechjah gehabt haben. Vielleicht nahm Berechjah den Namen Jojada als beliebten Priesternamen an; jener Name aber war seinen Zeitgenossen vielleicht der gewöhnlichere, und erhielt sich in der Überlieferung. Nach Hn. *K.* spricht auch eine Analogie dafür, dass Jojada zuerst Berechjah geheissen habe. „Es pflegen, schreibt er, in den Genealogieen gewisse Namen öfter bey einander zu seyn, als Namen für Vater und Sohn, oder Grossvater und Enkel, Bruder und Bruder, und diess ist nun der Fall mit den Namen Berechjah (Segen Jehovah's) und Sacharja (Jehovah gedenkt)." Dieser Grund möchte wohl nicht viel bedeuten. — *Mehrfacher Sinn in Worten und Namen*. Hr. *K.* behauptet, dass in der Sprache des Geistes Worte und Namen oft einen mehrfachen Sinn haben, wobey er als Grundsatz festsetzt, dass sie ohne Puncte angenommen worden seyn. Unter den Stellen, auf welche Hr. *K.* hier seine Vorstellungsart anwendet, zeichnen wir nur Gen. II, 21 aus, die so ausgelegt wird: „Gott verschloss das Fleisch an der Rippe Stelle. *Das* Fleisch müsste nach der Regel *habbasar* heissen, aber weil die Stelle Vorbild und Weissagung auf Christum enthält: so ist, als wäre mit der Sache auch das äussere Wort prophetisch, der Artikel weggelassen. Gerade das Wort *basar* nämlich spricht diese Prophezeyung aus: denn es kann auch Evangelium, fröhliche Botschaft bedeuten, und so ist der typische Sinn des Satzes: Und Gott verschloss d. h. versiegelte an ihrer Stätte ein Evangelium, das einst wieder eröffnet und entsiegelt werden sollte, wenn die Seite des anderen Adam geöffnet würde, wie jetzt die des ersten es gewesen war. Der Lanzenstich in die Seite des Gekreuzigten überzeugte seine Mörder und seine Gläubigen von seinem Tode, sein Tod allein aber brachte uns das Evangelium; das Siegel der Verheissung wurde also durch den Lanzenstich gleichsam entsiegelt." In welche Finsterniss will der Mann uns wieder zurückbringen! — *Prophetische Namen mit umgekehrt gestellten Nominibus des Genitivverhältnisses*. Solche anzunehmen zwingt uns, meint der Vf., der Name *Reuben*, der einen Sohn des gnädigen Ansehens Gottes bedeute. Wenn hiegegen auch nichts einzuwenden wäre: so ist doch von dem, was sonst hier vorkommt, wenigstens das Meiste unerwiesen. So soll Golgatha von den Evangelisten nur nach seiner exoterischen Bedeutung erklärt, in seiner prophetischen Bedeutung aber abzuleiten seyn von גת, *Kelter*, und גאל von גָאַל, *retten, befreyen*, folglich die *Kelter der Erlösung* heissen; da aber גאל auch *beflecken* heisst: so kann Golgatha auch Kelter der *Befleckung*, d. i. Sündenkelter bedeuten; und diese Bedeutung hängt dazu genau zusammen mit der des *Befreyens*, nämlich durch die zwischen beiden vermittelnde des *Blutvergiessens*. — Die beiden letzten Nummern dieses Theiles geben *vermischte Bemerkungen* und *Zusätze* zu beiden Theilen. Zu S. 289 f. bemerkt Rec., ein Schüler von *Michaelis*, noch, dass die Gedanken, die dieser bey Gen. VIII, 22 versprach, anderswo auszuführen, gewiss keine anderen waren, als die in der Or. Bibl. XVIII S. 49 f. angedeuteten.

Ἀντιλλ.

KURZE ANZEIGEN.

Theologie. *Heidelberg*, b. Mohr u. Winter: *Curae criticae in historiam textus Evangeliorum*, commentationibus duabus Bibliothecae Reg. Paris. Codices N. T. complures, specistim vero Cyprium describentibus, exhibitae a *Jo. M. Aug. Scholz*, Theol. Dr. 1820. 90 S. 4. (20 gr.)

Beide hier gegebenen Abhandlungen beziehen sich auf verschiedene Gegenstände der neutestamentlichen Kritik. Die *erste*, zum Theil im Allgemeinen, handelt *de Critica Novi Testamenti generatim, inprimis vero de studio hoc critico e Codicibus Bibl. Reg. Paris. adjuvando*, S. 5 — 52. Die *zweyte* beschränkt sich bloss auf die kritische Beschreibung und Untersuchung einer einzelnen pariser Handschrift, des bekannten *Codex K.* S. 53 — 90. Eine ausführlichere Bearbeitung der neutestam. kritischen Hülfsmittel dieser Bibliothek verspricht der Vf. später, wovon hier die ersten Proben. Eine neue kritische Ausgabe des neutestam. Textes soll ihm am besten Gelegenheit geben zur öffentlichen Bekanntmachung aller neu gefundenen kritischen Entdeckungen und Observationen, die, ausser dem zweyten Theil der apostolischen Bücher, auch die Handschriften der alten Versionen und patristischen Katenen angehen werden (S. 8). Es ist billig, dass wir uns etwas genauer mit Inhalt und Art der Bearbeitung beider gegenwärtigen Untersuchungen bekannt machen, um daraus im Voraus den Werth der kritischen Entdeckungen unseres Vfs. zu berechnen.

Dieser geht hier nun von der sehr richtigen Bemerkung aus (S. 7), dass für das kritische Studium des neutestamentlichen Textes in seinem ganzen Umfange es durchaus keinen anderen Weg, kein anderes erstes Hülfsmittel gebe, als Vergleichung der vorhandenen Handschriften, desshalb, weil ja Alles auf der Absonderung der guten Lesarten von den schlechten beruhe. Von ihm sey daher die günstige, durch Liberalität seiner Verwandten erhaltene Erlaubniss, zwey Jahr in der Pariser Bibliothek verweilen zu dürfen, sowie die dort bey deren Vorstehern gefundene gütige Aufnahme und Mittheilung alles Vorhandenen, nur zur Vergleichung solcher neutestamentlichen Handschriften benutzt worden, wovon er uns hier das Verzeichniss einrückt. Sie betreffen alle nur den Evangelientext, sind der Zahl nach 17 ganz verglichene, 51 nur zum Theil, und diess Letztere zwar dann, sobald sie früher entweder sorgfältige Collationen schon erfahren, oder umgekehrt, durch hinreichende Zeichen und andere Zeugnisse sich als gemeinen Text verrathen. Ob sie früher schon im Register der *Griesbach*'schen Collation vor-

kommen, oder hier zum erstenmal von unserem Vf. durchgesehen werden, ist bey jedem besonders mit angezeigt worden. Er hoffte dadurch zugleich die sicherste und nothwendige richtige Schätzung dieser Handschriften zu erhalten, so wie sie einer ächten Kritik ganz unentbehrlich sey, und damit am besten die, so lange neutestamentliche Kritik ist, auch mit deren Ausübung und Anwendung ganz unabweisbare, immer zuerst zu erläuternde Streitfrage hier vorzunehmen, über den Ursprung dieser Varianten, aus welchen der Charakter der Ächtheit immer nur Einer zugestanden werden darf, deren Entstehung also in ihren vielfachen Quellen wahrzunehmen, immer am besten als Hülfsmittel zur Bestimmung des ächten Textes dienen muss. Darauf nach literarischer Erwähnung der Personen, die über diesen Gegenstand gearbeitet, eines *Mill's*, *Wettstein's*, *Bengel's*, *Semler's*, *Marsh*, bis auf die letzten Bemühungen eines *Griesbachs* und *Hug's*, die zugleich die von dieser vorhandenen Lesartenfülle in Handschriften am besten erkennbare Verschiedenheit der mehrfachen kritischen Recensionen und Familientexte einer sorgfältigen kritischen Erläuterung gewürdigt haben, bemerkt unser Vf. höchst bescheiden, für das Erste, den vorhandenen Lesartenapparat, wolle er aus den von ihm verglichenen Hülfsmitteln von Handschriften und Kirchenvätern Alles liefern, was entweder neue Entdeckungen gewähre, oder älteren zur Bestätigung diene; für das Zweyte, die kritische Textesverschiedenheit in den vorhandenen kritischen Zeugen, verspricht er gleichfalls ein Doppeltes, einmal die Erforschung über den Ursprung der Varianten, und das Daseyn der davon abhängigen mehreren Familientexte; zweytens die Nachweisung dieser letzteren in den gesammten kritischen Zeugen, so weit sie ihm bey seinen Bearbeitungen derselben bekannt geworden. Er geht dabey von den ursprünglichen Originalen der neutestamentlichen Texte, als Papierschriften, aus, die erst mit der späteren Verbreitung des öffentlichen Gebrauchs in den Kirchen auf Pergament Abschriften erhielten, bemerkt den nothwendigen, frühen Untergang derselben in dieser Gestalt, deren erste Abschriften schon häufige Entstellungen enthalten mussten, so weit sie aus falsch verstandenen Worten des Vorlesers, oder aus anderer Unwissenheit des Abschreibers, oder aus fehlerhaften Verhältnissen der Urtexte, oder am meisten aus der kritischen Änderungsfreyheit sogenannter Grammatiker in Zusätzen, Auslassungen, Verwechselungen ihren Ursprung erhalten. Dazu noch die bey Orthodoxen und Häretikern vorgefallenen Textesveränderungen aus dogmatischem Interesse (§. 2. 3), wofür durchgängig die alten Übersetzungen die besten Zeugnisse ablegen (§. 4), sowie die Anführungen der ältesten griechischen Kirchenväter, die zum Theil ausdrücklich über diese Textesneuerer Klagen führen (§. 5). Der Vf. bemerkt darauf den in der früheren Zeit noch fehlenden kanonischen Text in den Kirchen, die an seiner Stelle noch vorhandenen, unter Orthodoxen und Irrlehrern ausgebreiteten anderen Evangelienbücher, mit und ohne apostolischen Namen, deren Vergleichung so manche falsche Lesart in Text und Randnoten zur Entstehung brachte; den bey diesem Geschäfte in Asien und Ägypten entstandenen doppelten Familientext, welchen Namen er der Benennung Recension vorzieht (§. 6); darauf den Einfluss der Festsetzung des Kanons in der katholischen Kirche auf die kritische Gestalt des Textes: die bisherigen Änderungen wagte man nicht mehr, vielmehr versuchte man Änderungen anderer Art, die nicht minder kritische Correctionen enthalten, wiewohl nur auf verschiedenem Wege eingesammelt, entweder durch Vergleichung mit dem Urtexte selbst, oder durch Collation mehrerer Handschriften (§. 7). Endlich giebt er Kunde von den historisch-literarischen Notizen über diese ältesten Kritiker, so weit sie uns erhalten worden (§. 8), und deren Vertheilung in den verschiedenen Ländern, aus welchen nachher die verschiedenen Familientexte hervorgingen (§. 9). Diese letzten führt er auf *vier* verschiedene Classen zurück, und giebt von jeder einzelnen, nach einer kurzen kritischen Beschreibung ihres Charakters, ihrer Eigenthümlichkeiten und anderer äusserer Verhältnisse, die vorhandenen Zeugen in Handschriften, Übersetzungen und Kirchenvätern an. Es sind diess folgende: die erste, die *Alexandrinische;* die zweyte, die *Abendländische*, welche ersten beiden ihm auch die doppelte *Ägyptische* Ausgabe heissen, wegen des gleichen Vaterlandes, woraus sie ihren Ursprung haben; darauf die dritte, die *Asiatische*, in den Kirchen von Palästina und Syrien, sowie in den Arabischen und Persischen Versionen meist entstanden; zuletzt die vierte, die *Byzantinische* oder *Constantinopolitanische*, beide von hoher Textesverwandtschaft; und daher von Manchen für Einen Text genommen, dem indess unser Vf. nicht beystimmen konnte wegen der sichtbar höheren Vorzüglichkeit der dritten vor der vierten in Bestimmung der ächten Texteslesart. Darauf ihr Verhältniss zu den früheren beiden, der Abendländischen und der Alexandrinischen, wobey das Bekenntniss von der ausgemachten, höheren Textesreinheit dieser Asiatischen und der von ihr abhängigen Constantinopolitanischen vor den früheren, Ägyptischen und Abendländischen vorkommt, obschon nicht mit seinen Gründen unterstützt wird, welche der Vf. an einem anderen Ort, in einem zweyten Theile dieser Untersuchung zu liefern verspricht, der, wie dieser den Evangelientext behandelt, es mit Apostelgeschichte und Briefen ausmachen soll. Zuletzt noch eine Bemerkung über die Handschriften, die einen doppelten Familientext liefern, bald des Alexandrinischen, bald des Constantinopolitanischen Eigenthümlichkeiten (§. 17).

Diess ist genug, um auf das Schätzbare dieser kritischen Arbeit aufmerksam zu machen. Die zweyte Abhandlung, nur beschreibenden Inhalts, kann hier keine Beurtheilung finden, lässt aber ähnliche Bemühungen über andere gleich schätzbare Zeugen von unserem Vf. erwarten.

P. L.

SCHÖNE KÜNSTE. *Leipzig*, b. Brockhaus: *La Rime di Francesco Petrarca: Franzesko Petrarcus italiänische Gedichte*, übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von *Karl Förster*, Prof. an der K. Ritterakademie zu Dresden. *Zweyter Theil.* 1819. 512 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Gern lässt Rec. dem Fleisse und der Anstrengung des Hn. Förster bey dieser Übertragung Gerechtigkeit widerfahren, wiewohl er der Meinung ist, dass Petrarca nicht übersetzbar sey. Denn ohne der reichen, blühenden Phantasie dieses Dichters zu nahe zu treten, die, nächst der Correctheit, sein grösstes Verdienst ausmacht, müssen wir doch anerkennen, dass ein grosser Theil seiner Schönheiten in den Witzspielen, in der Harmonie des Versbaues, in dem Wohllaute der Sprache und in der unendlichen Sorgfalt beruht, die er auf die Rundung und Vollendung seiner Gedichte verwendet hat. Alles diess geht bey einer deutschen Übertragung grösstentheils verloren, und die höchste Anstrengung, die tiefste Sprachkenntniss kann diess, zumal bey dem Zwange des Reims, unmöglich erringen; und so muss denn so manches Bild, so manche Empfindung, deren Darstellung im Original so lieblich und anmuthig klingt, durch Härten und Schiefheit im Deutschen um so mehr auffallen, als die den Italiänern ohnehin eigenen *Concettis*, sentimentalen und witzigen Wortspiele, auch bey Petrarca nicht selten anzutreffen sind. Wir überlassen den Lesern, die Anwendung von diesen Bemerkungen auf Hn. *F's* Übersetzung zu machen, welcher wir viele Theilnahme wünschen.

B. K. H.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

TECHNOLOGIE.

DUISBURG u. ESSEN, b. Bädeker und Kürzel: *Über Papier und einige andere Gegenstände der Technologie und Industrie*, von *Johann Adolph Engels*, Papierfabrikanten zu Werden. Mit einem (Titel-) Kupfer und 12 Mustern von neuen Papiersorten. 1808. 234 S. 8. (1 Rthlr. 10 gr.)

Erst spät kommt obige Schrift zur Anzeige in die Hände des Rec., der sich beeilt, die Leser damit näher bekannt zu machen: denn gewiss wird sie Jeder, den sie näher angeht, gern lesen, da sie von einem sachverständigen Praktiker herrührt, welchen im Haupttheile derselben, der von der Fabrication des Papiers handelt, die Erfahrung leitet. Das Ganze besteht aus 42 kleinen Abhandlungen, Aufsätzen, und zum Theil gutachtlichen Briefen. Alle, bis auf den letzten, sind technologischen Inhalts, und betreffen von I bis XXXIII allerley Gegenstände der Papierfabrication.

I. *Über das Leinenpapier*, ist meist historischen Inhalts, wobey *Wehrs* und *Beckmann* benutzt worden. — II enthält den *Versuch einer Beurtheilung des von dem Hn. Pred. Senger gethanen Vorschlags, Papier aus Conferva (Wasserwolle) zu verfertigen.* Hr. *E.* lobt zwar den Eifer des Hn. *S.*, aber für die Wasserwolle stimmt er nicht. Er bemerkt richtig, dass schon von Anderen, nämlich von *Guethard*, *Schöfer* (soll heissen *Guetard*, *Schäffer*) und *Wehrs*, diese nebst anderen Pflanzenstoffen zum Papiermachen vorgeschlagen worden sey, und stellt den 3 Behauptungen des Hn. Pred. *Senger* seine Gründe entgegen. Jene und diese hier aufzustellen würde zu weit führen. So sehr Rec. dafür stimmt, das, was die Natur bietet, mit Vernunft anzunehmen; so sehr er daher für auch die Conferva stimmte, als sie sich ihm im vergangenen Sommer zur Ansicht in Menge darbot, und so Manches sich auch gegen diesen und jenen Grund des Hn. *E.* als Bedenklichkeit aufstellen liesse: so muss er doch im Ganzen demselben beypflichten. Zwar nicht darin, dass Hr. *E.* die erste Probe des Conferva-Papiers wohl zu scharf beurtheilte, und aus der unleugbaren Unvollkommenheit dieser ersten, viel zu rohen Probe zu streng auf die Untauglichkeit der Wasserwolle schloss: denn wie mag wohl die erste Papierprobe aus Lumpen beschaffen gewesen seyn? — auch nicht darum, weil die Wasserwolle nicht in allen Gegenden in hinlänglicher Menge zu finden seyn möchte u. dgl., sondern vorzüglich darum, weil er ganz gut den Beweis führt, dass es an dem besseren Stoffe, nämlich den Lumpen, keineswegs fehlt. Diess bestätigt weiterhin der damalige Minister von Struensee in seinem Antwortschreiben an Hn. *E.* S. 36. Der Vf. nimmt an, dass jeder Mensch jährlich 3 ℔ Lumpen giebt. Damals hatte der preussische Staat 8 Millionen Einwohner, und die ganze Masse der Lumpen war daher auf 24 Millionen ℔ zu rechnen. Hieraus hätte für 2,045000 Rthlr. Papier gemacht werden können. Die ganze Berechnung ist in einer Tabelle von dem Vf. aufgestellt. Aber nach Herzberg waren im preuss. Staate im J. 1785 nur 800 Arbeiter in den Papierfabriken beschäftigt, und man lieferte nur für 800000 Rthlr. Papier. Welche Menge von Lumpen blieb da nicht in allen denjenigen Provinzen unbenutzt, wo keine oder zu wenige Fabriken waren? Allein aus dem einst Statt findenden Reichthum an Lumpen lässt sich ja nicht auf immerwährenden schliessen. Der Papierverbrauch ist schon seit der damaligen Zeit sehr gestiegen. Es können Zeiten kommen, wo man auf Lumpensurrogate gedrängt wird, wie schon längst auf Kaffeesurrogate. Wenn daher der Vf. auch für seine Zeit über die Conferva zeitgemäss richtig urtheilte: so könnte es doch seyn, dass er über dieselbe als Papierstoff überhaupt nach der Probe des Hn. *Senger* vorgeurtheilt hätte. Wir selbst erkennen in diesem Stoffe zwar die Schwäche seiner Faser, wir glauben, dass er für sich allein, ohne Leinenlumpen vielleicht ein zu lockeres, zu unhaltbares Papier liefern dürfte; allein könnte diese Faser durch den Leim nicht an Stärke gewinnen? Eben darum können wir nicht geradezu in die Verwerflichkeit, die der Vf. und der Fabricant *Ebart* S. 55 ff. über die Conferva aussprechen, für jetzt und folgende Zeiten einstimmen. Was *Schäffern*, *Guetard*, *Sengern* und Anderen nicht glückte, bringt vielleicht ein Anderer zu Stande. Wir wollen damit jedoch weiter nichts sagen, als dass über diesen Stoff — sowie über manchen anderen — die Acten noch nicht geschlossen seyn dürften.

In dem Aufsatze III werden *Vorschläge* aufgestellt *zur Hebung der Papierfabriken in dem preuss. Staate*. Da sich seit der Zeit, in welcher er geschrieben wurde, sehr viel im Fabrikwesen und der Papierfabrication geändert hat: so können wir ihn füglich übergehen. III ist ein *Promemoria* des Vfs. über *wasserdichte Tücher und Papiere* an das Fabrikdepartement zu Berlin

gerichtet. Der Vf. hatte den Versuch gemacht, mittelst Hausenblase und Alaun Papier und Tuch wasserdicht zu machen. Ohne selbst sonderlichen Werth auf die Sache zu legen, theilte er seine Versuche dem Fabrikdepartement mit. Die Antwort des Ministers, und die Gutachten des Manufactur-Collegiums und der technischen Deputation desselben sind unter IV und VI mitgetheilt. Die Meynung war nicht beyfällig; Struensee selbst glaubte, die ganze Erfindung, das Tuch wasserdicht zu machen, welche in jener Zeit von mehreren Seiten her angegeben wurde, würde nicht Stich halten. Diess ist eingetroffen, und die Sache längst vergessen. Dagegen wurde die Meinung des Hn. *E.* über die Conserva, welche er der Behörde durch Beylage der obigen Abhandlung II zugleich vorlegte, allgemein als treffend anerkannt, und bestätigt durch einen älteren Bericht des Manufacturcollegii über denselben Gegenstand, der unter V mitgetheilt ist. Des Vfs. *Bemerkungen VII über gewisse Puncte dieses Berichtes* müssen wir übergehen, um nicht zu weitläufig zu werden. VIII. *Über englisches Packpapier.* Die Engländer gebrauchen bekanntlich schon längst Schiffstaue zu dergleichen Papier. Hr. *E.* machte denselben Versuch, und kaufte dazu allerley altes Seilwerk auf. Das Papier wurde fest und stark; ja es wurde *rostfrey*, da es ohne alle Säure bereitet wurde, und schickte sich daher sehr gut zum Einpacken der Stahlwaaren. Der Verfertiger erhielt darüber Belobung von dem damaligen Kriegsrath Eversmann zu Hagen u. s. w. — Die folgende No. X giebt *Bemerkungen über die Verfertigung des, den Rost abhaltenden Nähnadelpapiers.* Die Ursache des Rostens wird allein in dem Alaun gefunden, der durchs Leimen ins Papier kommt: dieser sey daher zu vermeiden, sowie jedes saure Salz. — XI. *Über Strohpapier.* Schon vor vielen Jahren machte der Prediger *Schäffer* zu Regensburg Versuche, aus Stroh Papier zu verfertigen. Die Engländer haben es gleichfalls dazu angewandt. In der Meinung, dass es Lumpen genug gebe, verwirft er die Anwendung des Strohes, die auch dem Landbau sehr nachtheilig werden könnte. XII und XIII betreffen eine *Papiermacher-Ordnung*, die wir übergehen. Der Aufsatz XIV enthält *Bemerkungen über das Rosten des Stahls, und Vorschläge zur Anwendung einer neuen Art von Papier, nämlich des Wachspapiers für feine Stahlwaaren.* Er sandte diesen Aufsatz an den Staatsminister *von Stein*, der damals Chef des Fabrikdepartements war. Die bis dahin gebrauchten Papierarten für Stahlwaaren waren solche, die bloss an und für sich selbst keinen Rost verursachen, weil sie frey von Alaun sind und ohne alle Säuren gefärbt werden. Da diese Papiere die Feuchtigkeit der Luft nicht abhalten, und darum vor dem Rosten nicht ganz schützen können: so dachte Hr. *E.* auf eine neue Art von Papier, der er die Farbe durch Eisen und durch ein mineralisches Alkali gab, und die er Anfangs mit Terpentin, Talg und Wasserbley überzog, in der Folge aber mit Leimfarbe — da der Leim Feuchtigkeit anzieht: so würden wir keine Leimfarbe genommen haben — über welche dann ein Anstrich von Leinölfirniss, Harz und Terpentin gesetzt wurde. Er sandte davon dem preuss. Fabrikdepartement Proben. Dieser stellte angelegentlich, und zum Vergleich mit mehreren anderen Papiersorten, Versuche mit dem rostfreyen und dem Wachspapiere des Hn. *E.* an. Das *Antwortschreiben des Ministers* ist XV mitgetheilt, die Angabe der mit diesen Papieren gemachten Versuche, die *Hermbstädt* und *May* veranstaltet hatten, folgt unter No. XVI, und der Bericht der *technischen Deputation* unter XVII. Es wurden Nähnadeln in diese und andere Papiere gethan und in einen feuchten Keller gelegt. Das Wachspapier fand man nach 8 Tagen von Feuchtigkeit durchdrungen und angeschwollen, die Nadeln zeigten Rost; das englische Taupapier war gleichfalls angeschwollen, aber die Nadeln waren ohne Rost, und so war es derselbe Fall mit gewöhnlichem Löschpapier und Maculatur, mit dem gewöhnlichen Nähnadel-, dem holländischen Stahl-Papier u. s. w. *Engels* Wachspapier konnte daher weder als vor Rost noch vor Wasser schützend befunden werden. In dem Berichte der Deputation werden die Ursachen des Erfolgs recht gut angegeben. Das Wachspapier war bloss mit einem harzigen Firniss überzogen, nicht davon durchdrungen, die innere Seite zog daher Feuchtigkeit an. Nach der Meinung des Rec. lag das Hauptversehen in dem Überzuge mit Leimfarbe, wie schon oben bemerkt worden. Diesen hatte Hr. *E.* gewiss darum gewählt, um das Einziehen des Ölfirnisses zu hindern, aber gerade das hätte nicht gehindert werden sollen. — XVIII enthält einige *Bemerkungen über das Wachspapier* von dem Vf. XIX ist überschrieben: *Von dem Papinianischen Topfe zum Gebrauch für Papierfabricanten.* Dieser Aufsatz steht schon im Westphälischen Anzeiger 1800. Wir bemerken dabey nur, dass unter dem Papinianischen Topfe hier die Vorrichtung verstanden wird, mittelst Wasserdämpfen zu heitzen, was in der Papiermühle zu Gladbach ausgeführt würde, so dass daselbst durch die Dampfröhren 2 Bütten und verschiedene Arbeitsstuben gewärmt wurden. XX. *Technologische Anfragen* von einem Ungenannten (schon zuvor abgedruckt im Journal für Fabrik, Manufactur u. s. w.), und XXI. *Beantwortungen.* Es würde zu weitläufig seyn, diese Gegenstände hier näher zu berühren.

Die folgenden Aufsätze, Briefe und Gutachten betreffen *das Kupferstich-Papier.* Man sieht aus diesen Verhandlungen, die unter XXII bis XXXIV mitgetheilt werden, wie die preuss. Regierung sichs angelegen seyn liess, die schönen Papiere dieser Art, wie sie schon damals in der Schweitz und in Frankreich gemacht wurden, in ihrer ganzen Vollkommenheit im preuss. Staate einheimisch zu machen. Der Minister von Hardenberg, damals an der Spitze des Curatoriums der bildenden Künste und mechanischen Wissenschaften, betrieb es, die Fabriken der Grafschaft Mark, die sich durch die Güte ihres Papiers auszeichneten, zur Verfertigung genannter Papierart aufzumuntern. *Engels* erlangte durch die eingesandten Proben den Beyfall der Berliner Sachkenner, eines *Berger*, *Friedhoff*, *Sotzmann.* Die Fortschritte in der Papierfabrication sind binnen der letzten 20 Jahre in manchen Gegenden Deutschlands, und namentlich in der Gegend des Hn.

Engels sehr bedeutend. Erst vor wenigen Tagen erhielt Rec. aus derselben eine kleine Druckschrift, die sich durch treffliches Velin und schönen Druck auszeichnete; aber warum hört man immer noch nicht auf, in der Wassermarke mit dem Namen *Whatman* ein englisches Schild auszuhängen? — Der Aufsatz XXXIV betrifft *die Geschichte der Ruhrschifffahrt*; er ist sehr anziehend, kann aber hier, aus Mangel an Raum, nicht im Auszuge mitgetheilt werden. Nur so viel wollen wir bemerken, dass ein Tuchfabrikant, Namens *Hermann Wilh. Engels*, der Urheber derselben war, und ums J. 1769 dafür zu wirken begann. Der erste Plan bezog sich auf die Steinkohlenbergwerke und den Steinkohlenhandel in der damaligen Abtey Werden. Eben so anziehend ist die unter XXXV gegebene *Darstellung der Ruhr und der auf ihr Statt findenden Schifffahrt*. Der Fluss hat 16 Schleusen, es fuhren damals (1799) auf ihm 200 bis 250 Schiffe. Davon konnten bey vollem Wasser täglich 30 bis 40 durch die Schleusen gelassen werden. Nur im Sommer bey kleinem Wasser und bey anhaltendem Frost ist Stillstand. Die grossen Schiffe laden 150 bis 200000 ℔ bey vollem Wasser, bey seichterem die Hälfte. Damals gingen jährlich 200 Mill. ℔ Steinkohlen den Strom hinab, jedes Schiff im Durchschnitt 70000 ℔ gerechnet, und jedes Schiff Kohlen kostete mit sämmtlichen Kosten und Abgaben bis Ruhrort 100 Rthlr. Von 1770 bis 1803 betrug die ganze Steinkohlenmasse, die den Strom hinabging, nach des Vfs. Berechnung 5000 Mill. ℔ oder für 6 Mill. Rthlr.

Die Aufsätze XXXVI von Hn. *Eversmann*, enthaltend *Vorschläge zur Anlegung neuer Fabriken in der Grafschaft Mark*; XXXVII *zum Lobe der deutschen Industrie*, und XXXVIII *Patriotischer Vorschlag an alle Fabrikanten u. s. w. des damaligen Grossherzogthums Berg, eine Societät zum Besten der Industrie zu schliessen*, ferner XXXIX *über die Zünfte im Amte Werden*, müssen hier übergangen werden, da die Zeit in Hinsicht der meisten grosse Veränderungen hervorgebracht hat. Dagegen möchte auch noch jetzt für Manche der Aufsatz XL *über Fruchtessig-Brauerey* praktisches Interesse haben. Nähere Angaben müssen wir indess vermeiden. — XLI *Über den Tabak*, mit Angabe einiger Tabaksbeizen, und XLII *Vorschläge über Verbesserung des Landbaues durch Einführung der Stallfütterung im Herzogth. Berg*. Zeitgemäss mögen diese Abhandlungen gewesen seyn, wiewohl die Verbesserungen des Landbaues, soll sie der Bauer unternehmen, am sichersten durch Beyspiel gepredigt werden. — Dem Vf. gebührt das Lob eines sehr thätigen und patriotisch gesinnten Bürgers. Seine Aufsätze sind hell und bündig gedacht, und selbst der Vortrag ist besser, als man ihn von einem Geschäftsmanne gewöhnlich erwartet.

YB.

Berlin, b. Amelang: *Chemische Grundsätze der Kunst, Bier zu brauen*; oder Anleitung zur theoretisch praktischen Kenntniss und Beurtheilung der neuesten und wichtigsten Entdeckungen und Verbesserungen in der Bierbrauerey; nebst einer Anweisung zur praktischen Darstellung der wichtigsten engländischen und deutschen Biere, sowie einiger ganz neuer Arten derselben. Von *Sigismund Friedrich Hermbstädt*. Mit 2 Kpf. 1814. XVI u. 367 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Der Vf. hat sich durch die Herausgabe dieses Werkes ein wahres Verdienst um die Bierbrauerey erworben: denn wenn wir gleich eine grosse Anzahl ähnlicher Lehrbücher besitzen: so ist doch vielleicht kein einziges derselben diesem an Einfachheit der Darstellung, Gründlichkeit des theoretischen und praktischen Theils der Bierbrauerey, und an Umfassung der dahin gehörigen Gegenstände gleich zu setzen. Zwar können wir, was die Theorie anlangt, dem Vf. nicht in allen Stücken beypflichten, da seine Ansichten nicht immer auf Erfahrung zu beruhen scheinen, zwar dürfte manche Vorschrift zur Bereitung dieser oder jener Biersorte eine Verbesserung erleiden; allein demungeachtet behält das Ganze einen entschiedenen Werth, und die Ingredienzien, deren sich die Brauherrn zur Fabrication dieser und jener Biersorten bedienen, sind selbst in verschiedenen Brauereyen quantitativen und qualitativen Abweichungen unterworfen. Übrigens sind die gegebenen Vorschriften theils aus den bewährtesten hieher gehörigen Schriften genommen, theils von dem Vf. durch Versuche aufgefunden, oder auch verbessert. Das ganze Werk zerfällt in 18 *Abschnitte*, deren Inhalt folgender ist: I. Von den in der Bierbrauerey wirkenden chemischen Elementen und ihren Eigenschaften; nämlich Wärmestoff (Thermometer), Lichtstoff, Sauerstoff, Stickstoff, atmosphärische Luft, Kohlenstoff und dessen Verbindungen, Wasserstoff, Schwefel und dessen Verbindungen, Phosphor und dessen Verbindungen. — Neu und unstatthaft ist die Benennung Oxydule zur Bezeichnung der näheren Pflanzenbestandtheile, wohin der Vf. auch Hefe, Bier, saures Bier und Wein rechnet; die letzten erhalten aber ihre saure Eigenschaft durch wirkliche Säuren, und die näheren Pflanzenbestandtheile gehen nicht stufenweise Verbindungen mit dem Sauerstoff ein, wie die wahren Oxydule. Auch könnte das Wasser, S. 29, davon nicht ausgeschlossen werden. — S. 34 wird bemerkt, dass sich 18 Theile Kohlenstoff mit 82 Th. Sauerstoff zu Kohlensäure vereinigen, und S. 35 heisst es wieder: „100 Theile kohlensaures Gas enthalten 22 Th. Kohlenstoff, 64 Th. Sauerstoff und 14 Th. Wassers," welches zwey sehr verschiedene und unrichtige Angaben sind. S. 37 liest man; „das kohlensaure Gas kann in der Gährung, wo selbiges entwickelt wird, für das Leben der Arbeiter sehr nachtheilig werden." Ausser, dass sich der Vf. hier etwas undeutlich ausgedrückt hat, ist zu bemerken, dass kohlensaures Gas nur dann nachtheilig wirkt, wenn es sich in so grosser Menge ansammelt, dass es die atmosphärische Luft ganz verdrängt. — S. 39 beym Wasserstoffgas wird bloss bemerkt, dass sich dasselbe, wenn es mit Sauerstoffgas vermischt ist, entzünden lässt, ohne der explodirenden Eigenschaft

zu gedenken. — Beym Malzen des Getreides soll sich Wasserstoffgas (S. 40) entwickeln; allein solche Annahmen bedürfen wohl der Beweise. — Ob Schwefel und Phosphor, S. 42. 44, im nicht oxydirten Zustande in die Mischung der Gewächse eingehen, ist ebenfalls wohl noch erst auszumachen: denn die Entwickelung beider durch die faule Gährung beweist diess nicht. — Der II Abschnitt handelt von dem Wasser und seiner Anwendung in der Bierbrauerey. — Im III Abschnitt handelt der Vf. von den in der Bierbrauerey gebräuchlichen Getreidearten; im IV Abschn. vom Malzen desselben und den dabey obwaltenden Ursachen, den Bestandtheilen des Malzes u. s. w.; im V Abschn. vom Einmaischen des Malzes und der Erzeugung der Würze. — Die Mischung des Weizenbrands (nicht Branndt) ist sehr unvollständig angegeben, obgleich *Fourcroy* und *Vauquelin* genauere Versuche darüber bekannt gemacht haben. — S. 79 wird behauptet, dass das Getreide Eyweissstoff von Beschaffenheit des Hühnereyweisses enthalte, und S. 85, dass die Hülsen des Getreides freye Phosphorsäure enthalten, welches beides unrichtig ist. — Auch die Theorie vom Malzen ist sehr hypothetisch, und die Annahme, dass der Kleber des Korns zur Wurzelfaser werde, nicht erwiesen. — Der VI Abschn. handelt vom Hopfen, von der Natur und Beschaffenheit desselben, von seinen Stellvertretern und anderen Materialien, welche dem Biere zugesetzt werden. Mit Recht bemerkt der Vf. hier, dass ungeachtet Enzianwurzeln, Bitterklee, Schaafgarbe, Tausendgüldenkraut, Kardobenedictenkraut, Spanischer Hopfen, Quassienholz, Wermuth u. a. S. das Bittere des Hopfens zum Theil ersetzen, sie dem Biere doch nie das dem Hopfenöl eigenthümliche Aromatische ertheilen können, und dass das Hopfenextract am füglichsten in einer Blase mit dem Helm bereitet werde. Unter den giftigen Stoffen, S. 126, welche dem Biere zuweilen hinzugefügt werden, hätte noch des Opiums Erwähnung geschehen können, dessen man sich in England früher bediente. — VII. Von der Würze, deren Klärung und Versetzung mit Hopfenextract. — VIII. Von der Hefe und deren künstlichen Erzeugung. Wenn Hr. *H.* S. 147 bemerkt, die Hefe sey eigentlich ein in voller Fermentation befindliches Bier mit überaus reichem Gehalte an Kohlensäure, und S. 149, dass man solche auch in trockener Form darstellen könne: so ist diess ein offenbarer Widerspruch und das Erste ganz falsch. — S. 150 folgt die Mischung nach *Westrumbs* Angabe, welcher der Vf. nach eigener Erfahrung noch Phosphorsäure hinzufügt, deren Gegenwart im freyen Zustande sehr zu bezweifeln ist. Eben so wird S. 191 behauptet, dass gutes Bier immer freye Phosphorsäure enthalte. *Westrumbs* künstliche Hefe hat Hr. *H.* sehr vervollkommnet, wovon §. 300 handelt. — IX. Vom Abkühlen der Würze und dem Stellen derselben mit der Hefe. — X. Von der Gährung der Würze und dem Übergang derselben in Bier. — XI. Von der Pflege und Wartung des Bieres. — XII. Von den Zufällen, welchen das Bier unterworfen ist, von deren Ursachen und von deren Verbesserung. — Schaal gewordenes Bier räth Hr. *H.* durch ein richtiges Verhältniss von Kreide und Weinsteinsäure wieder herzustellen, welches, da die Verbindung des Kalks und der Weinsteinsäure unauflöslich ist und sich zu Boden schlägt, wohl sehr zweckmässig seyn dürfte; doch wird ein kleiner Zusatz von gutem Weingeist dem Zweck noch mehr entsprechen. — XIII — XV wird, mit grosser Ausführlichkeit von den in den Brauereyen nöthigen Geräthschaften, der Malzdarre, den Brennmaterialien u. s. w. gehandelt. — Im XVI Abschnitte folgt eine schätzbare Anweisung zur Bereitung aller vorzüglichen und gebräuchlichen ausländischen und inländischen Biere, um deren Veredlung sich der Vf. ein wahres Verdienst erworben hat. — Sehr zweckmässig sind diesem Werke noch zwey Abschnitte hinzugefügt, in welchen die zu Versuchen über Bierbrauerey im Kleinen erfoderlichen Apparate, die Verhältnissmengen der zur Fabrication der Biere erfoderlichen Materialien, und überhaupt vollkommene Anweisungen zur Fabrication derselben gegeben werden. Ein Anhang über die von Bierbrauerey handelnden wichtigen Schriften beschliesst endlich dieses nützliche Werk.

J. A.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Eisenberg*, auf Kosten des Vfs. und in der Schöne'schen Buchhandl.: *Allgemeine Feuer-Lösch- und Rettungs-Anstalt* für mittlere und kleine Städte, Flecken und Dorfschaften. Von *Anton Geyer*. 1817. VI u. 72 S. 8. (4 gr.)

Alle Vorschläge, die der Vf. thut, um Feuerschäden zu verhüten, und wenn sie wirklich entstanden sind, zu mindern, sind sehr gut; nur möchte es der Ausführung derselben sehr hinderlich seyn, dass sie alle zu sehr zusammengesetzt und künstlich sind. Je einfacher solche Anordnungen, besonders auf Dörfern, sind, desto eher und pünctlicher werden sie ausgeführt. Rittergutsbesitzer, Gerichtsdirectoren, Pfarrer, Schulmeister und Richter können bey solchen Gelegenheiten unendlich viel wirken. Vor allen Dingen führe jeder Familienvater in seinem Hause eine Feuerordnung ein, d. h. er gebe jedem Familiengliede seine Anweisung, was es bey einem entstehenden Feuer zu thun habe. Die schwächeren Familiengliedern bestimme man zur Bewachung der geretteten Sachen, den Dienstboten trage man die Rettung derjenigen Gegenstände auf, die ihnen anvertraut waren, alsdann wird man bey entstehendem Brandunglück das Meiste erhalten. Übrigens ist der grössere Theil der in diesem Büchlein enthaltenen Vorschriften bereits in mehreren Feuerordnungen ganzer Länder und einzelner Städte zu finden.

dy.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

GESCHICHTE.

Schmalkalden, b. Polster: *Die sechs Kantone der vormaligen Herrschaft Schmalkalden*, in historischer, topographischer und statistischer Hinsicht, von *Johann Reinhard Häfner*, Pfarrer in Berchteld. *Erstes Bändchen.* 1808. 171 S. 8. *Zweytes Bändchen.* 1810. 209 S. 8. *Drittes Bändchen*, unter dem veränderten Titel: *Die Herrschaft Schmalkalden, in historischer u. s. w. Hinsicht.* (Mit verändertem Verlagsorte: *Meiningen*, b. Hartmann.) 1820. 449 S. 8.

Die Anzeige dieser schätzbaren Sammlung von historischen, topographischen und statistischen Notizen zur genaueren Kenntniss der Herrschaft *Schmalkalden*, eines nicht ganz unbedeutenden, zu Kurhessen gehörigen Landesbezirks, ist durch zufällige Ursachen verspätet worden. Der Titel der beiden ersten Bändchen trägt das Gepräge der damaligen Zeit, als diese Herrschaft einen Theil des wieder aufgelösten Königreichs Westphalen ausmachte, und das *vormalige* fällt nun auch wieder weg, da dieser Bezirk gegenwärtig, wie ehemals, eine eigene Herrschaft ausmacht, deren Hauptort, die Stadt *Schmalkalden*, von der deutschen Geschichte in einigen wichtigen Perioden — besonders der Reformationsperiode — genannt wird. Der wackere Vf. (dessen Selbstbiographie man im 18ten Bande der von *Justi* herausgegebenen *hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte* von *Starke* findet) benutzte bey seiner verdienstlichen Arbeit nicht nur die gedruckten Schriften rühmlich bekannter thüringischer, hennebergischer und hessischer Geschichtsforscher, sondern auch mehrere ungedruckte Urkunden und handschriftliche Chroniken, und diese verschiedenartigen Nachrichten sind alle auf das sorgfältigste von ihm gebraucht worden. Stil und Einkleidung sind einfach und klar. Die Resultate gehen natürlich aus den Erzählungen selbst hervor, ohne Einmischung des eigenen Urtheils des Vfs.

Das *erste* Bändchen beginnt mit einigen allgemeinen Bemerkungen über die Herrschaft Schmalkalden, ihre Lage, Grenzen und Grösse, Gebirge und Thäler; unter den Bergen zeichnet sich besonders der *Inselberg* aus; — Hauptfluss (die Werra), ihre Bäche, ihr Klima — grösstentheils rauh und kalt — über ihren Boden, ihre Producte, Abstammung und Anzahl ihrer Bewohner, deren Charakter und Religion. Die Schmalkalder reden in einer übeltönenden fränkischen Mundart, aber Biederkeit, Gastfreundschaft, Arbeitsamkeit, altdeutsche Redlichkeit und Zutraulichkeit sind Hauptzüge ihres Nationalcharakters; weniger bekannt sind ihnen seine Modesitten; altes Herkommen nehmen sie gern in Schutz. Die christlichen Confessionen theilen sich in *Lutheraner* und *Reformirte*, und obgleich die letzteren in der Stadt Schmalkalden nur ein Fünftheil der Einwohner, und in den übrigen Districten nicht einmal so viel, ausmachen: so lenken doch bis auf diesen Tag gewisse *Vorrechte* das Übergewicht auf die Seite der Reformirten. — Schmalkalden war bey seinem Entstehen eine Pertinenz des Gaues Grabfeld, und wurde im J. 1039 ein Allodium von Thüringen. In einer Urkunde vom J. 874 kommt der Name *Schmalkalden* zuerst vor. — Dieser ganze interessante Abschnitt verdient mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden, und ist keines Auszugs fähig. Das Augustinerkloster zu Schmalkalden existirte schon im J. 1205. Der *dritte Abschnitt* berichtet, wie die Herrschaft Schmalkalden in dem thüringischen Erbfolgekriege (1262) dem Grafen Hermann I (II) von Henneberg als Eigenthum, und im J. 1291 dem markgräflichen Hause Brandenburg als Erbe zugefallen sey. Von der städtischen Obrigkeit in Schmalkalden entdecken uns die ersten Spuren die Urkunden des 13ten Jahrhunderts. Es geschieht eines Vogts (*advocatus*), eines Schultheissen (*scultetus*) und der Rathsmeister (*consules*) Erwähnung. Der Parochie Schmalkalden wird zuerst in einer Urkunde vom J. 1308 gedacht. Im 4ten *Abschn.* wird erzählt, wie die Herrschaft Schmalkalden von dem Grafen Berthold VII (X) zwar wieder mit dem Hause Henneberg in der Eigenschaft eines Weiberlehns vereinigt (1312), in der Folge aber dem Burggrafen Albrecht von Nürnberg als Erbe zugetheilt worden sey (1353). Lesenswerth sind unter anderen des Vfs. Bemerkungen über Stadtökonomie, Justiz- und Polizey-Verfassung der Schmalkalder, S. 125 f. Die Parochie Schmalkalden war in dieser Periode eine der wichtigsten und einträglichsten in dem hennebergischen Landesbezirke. Man schätzte sie so hoch, dass man sie selbst *Grafen aus dem hennebergischen Hause* verlieh. So bekleidete im J. 1339 der Graf Ludwig I (II) von Henneberg das dortige Pfarramt. In Urkunden schrieb er sich: „Küster des Stifts Bawenberge und Pfarrherr zu Schmalkalden.“ Dass in frü-

heren Jahrhunderten, wo der geistliche Stand mehr geachtet war, als jetzt, wo die weltlichen Behörden sich noch nicht in alles Kirchliche und Religiöse einmischten, und wo ein Pfarrer, ohne eigenes Vermögen zu haben, sich weder der Schriftstellerey, noch der Ökonomie zu ergeben brauchte, um leben zu können, sondern, wie es sich geziemte, anständig besoldet war; dass früherhin sich auch Männer aus den höheren, gebildeteren Ständen dem geistlichen Berufe widmeten, davon kann Rec. noch einige andere Beyspiele anführen. So findet man unter den Pfarrern der Landstadt Gemünden an der Wohra in Oberhessen in früheren Jahrhunderten einen Grafen Johann von Ziegenhayn, einen Freyherrn von Linsingen, und erst nach der Reformation in dem Dorfe Ober-Weimar in Oberhessen einen Ludwig Schenk zu Schweinsberg, aus einer alten freyherrlichen Familie, den der Senior dieser Familie, in einer Urkunde, „meinen lieben Vetter" nennt. — Diesem *ersten* Bändchen sind 11 Beylagen beygefügt, welche theils Stammtafeln, theils Urkunden enthalten. Unter anderen verbietet Graf Berthold VII (X) von Henneberg, in einer Urkunde von 1333, die Eingriffe des Adels in bürgerliche Gewerbe, und verordnet, dass weder ein Edelmann, noch ein Geistlicher zu Schmalkalden Schaafheerden halten solle.

Der *fünfte* Abschnitt, womit das *zweyte* Bändchen beginnt, berichtet, wie die fürstlichen Häuser Henneberg-Schleusingen und Hessen die Herrschaft Schmalkalden im J. 1360 gekauft haben. Die Gräfin Elisabeth von Henneberg-Schleusingen trat nämlich, zur Bestreitung des Kaufpreises, mit dem Landgrafen Heinrich II von Hessen und dessen Sohne Otto dem Schützen in Verbindung; der Kaufpreis der ganzen Herrschaft wurde zu 40,000 Gulden bestimmt, die Landgrafen von Hessen trugen die Hälfte der Summe, und besassen von nun an mit dem gefürsteten Hause Henneberg-Schleusingen das erkaufte Gebiet gemeinschaftlich. Im J. 1375 begab sich Graf Berthold XII (XV) der Regierung, zum Besten seines Bruders Heinrich, wählte den geistlichen Stand, und liess sich die *Pfarrey zu Schmalkalden* übertragen. Als einen vorzüglichen Beweis des Wohlwollens sicherte Graf Heinrich XI (XIII) dem Stadtrathe und der Bürgerschaft zu Schmalkalden *ein jährliches Hirschessen* zu, und ertheilte ihnen darüber im J. 1379 einen förmlichen Lehnbrief. Die Mahlzeit war ein öffentliches Bürgerfest, und ihre Beschreibung verdient, als charakteristisch für jenes Zeitalter, beym Vf. nachgelesen zu werden. Auch in der hierauf folgenden Regierungsgeschichte finden sich einige merkwürdige Züge. — Auf eine Klage des Grafen Berthold XIII (XV) von Henneberg, ehemals Pfarrers zu Schmalkalden, wurde diese Stadt von dem Kaiser Ruprecht mit der Reichsacht bestraft. Nicht nur gegen den Stadtrath und die Bürgerschaft, sondern auch gegen alle Jünglinge bis zum 14jährigen Alter war der kaiserliche Achtsbrief gerichtet, den *Justi*, in seinen hessischen Denkwürdigkeiten, Th. III S. 357 zuerst mitgetheilt hat. Der gemeinschaftliche Besitz des Schmalkaldischen Landesdistricts veranlasste zwischen Hessens und Hennebergs Fürsten vieljährige Streitigkeiten. Unter den statistischen Notizen dieses Abschnittes findet man manches Lesenswerthe. Aus dem schon erwähnten Achtsbriefe lernt man mehrere Handwerke des 15ten Jahrhunderts zu Schmalkalden kennen; namentlich wird darin auch schon der Stahlschmiede erwähnt. Ein Product, womit man schon frühzeitig Handel trieb, ist der Wein. In dem ergiebigen Weinjahre 1395 kostete ein ganzes Mass nicht mehr als einen Pfennig. Doch mag man bald die Erfahrung gemacht haben, dass der Getreidebau für die Schmalkalder Gegend vortheilhafter sey, als der Weinbau: denn von nun an verlieren sich auch wieder alle Nachrichten vom Schmalkalder Weine auf immer. Vorzüglich aber machten damals Tücher, Eisen und Stahl, roh und verarbeitet, die wichtigsten Gegenstände des Handels aus. Im J. 1417 herrschte die drückendste Armuth unter den Schmalkaldern. Die Gerichtsgebühren waren äusserst gering; der Kläger zahlte vor Eröffnung des Gerichts jedem Schöpfen 1 Gnaden, und dem Gerichtsschreiber 2 Pfennige. Beym Obergerichte zu Schleusingen fanden die Ordalien noch Statt. Die damaligen Vögte, grösstentheils mannhafte Edelleute, verstanden sich besser auf Führung der Lanze und des Schwerdes, als auf die Verwaltung der Justiz. Sie waren noch eben so, wie vorher, geharnischte Ritter. Zu ihrem Geschäftskreise gehörte unter anderem auch die Vertheidigung der ihnen übergebenen Burgen. Der Stadtschreiber zu Schmalkalden bekam im J. 1466 zum erstenmale *drey* Gulden für *Kleidung*. Einige interessante kirchliche Nachrichten beschliessen diesen Abschnitt. Unter den Pfarrern zu Schmalkalden finden sich in dieser Periode *zwey Grafen von Henneberg*. Mehrere Missbräuche schlichen sich ein. Die Pfarrer verpachteten gewöhnlich den Genuss ihrer Pfründe einem Vicar, welcher auch alle Amtsgeschäfte besorgte. Ein Vicar verschob, aus Bequemlichkeit, alle in der Woche vorfallenden Leichenbegängnisse auf den nächstkommenden Sonntag. Die Regenten von Hessen und Henneberg wollten dieser Unordnung steuern. Sie versuchten diess aber ohne Zuziehung des Diöcesans zu Würzburg; daher wurde ihre wohlthätige Absicht vereitelt. Die Sonntagsleichen wurden, nach langen Untersuchungen, von dem Pfarrer durch bischöflichen Gerichtszwang dennoch wieder eingeführt. Die Capelle zum heiligen Grabe zwischen Schmalkalden und Asbach — der Andacht wallfahrender Pilger gewidmet — hatte im 14 Jahrhunderte ihr Daseyn erhalten. Der Bischof Albrecht zu Würzburg bestätigte sie im J. 1365 zu einem Gotteshause. Unbekannt ist der Stifter dieses schwärmerischen Abrisses von Jesu Grabe. — Der *sechste* Abschnitt des 2ten Bändchens erzählt *die Erbverbrüderung zwischen Hessen und Henneberg* 1521. Der Bericht der vorhergegangenen weitläuftigen Streitigkeiten leidet keinen Auszug, und wir verweisen diejenigen, welche die Sache interessirt, an den Vf. selbst. Im J. 1575 wurde eine schriftliche Urkunde über den zuletzt geschlossenen Verein errichtet. Im J. 1583 starb zu Henneberg Graf Georg Ernst, der letzte

Fürst des hennebergischen Stammes, ein würdiger Regent, der, bey einer erschöpften Schatzkammer, sein Leben dennoch mit väterlichem Wohlwollen gegen sein Land, mit wahrer Liebe zur Religion und zu den Wissenschaften, und mit besonderer Sorgfalt für die Bildung der Jugend, rühmlichst bezeichnet hatte. Angehängt sind einige Nachrichten von dem Schloss Hallenberg, Schloss Wallenburg, Todtenwert und der alten Burg zu Barchfeld. Auch diesem zweyten Bändchen sind 30 Beylagen, Urkunden und Stammtafeln, beygefügt worden, die man als eine schätzbare Zugabe anzusehen hat. Unter anderen enthält die 29 Beylage: „Einige Artikel, die Polizey zu Schmalkalden betreffend," 1486, die zu manchen Vergleichungen Anlass giebt.

Der *siebente* Abschnitt, womit das *dritte* Bändchen beginnt, liefert noch einige statistische und kirchliche Notizen aus dem 16 Jahrhunderte. Auch die Schmalkalder wurden in den unseligen Bauernkrieg verwickelt, den Eigennutz, Stolz und Rohheit der Sitten auf der einen, aufgeregte Rachsucht und Berauschung in der Hoffnung einer zu erringenden rechtmässigen Freyheit auf der anderen Seite erregt hatten. Die Folgen dieser Verirrung werden hier anschaulich geschildert; doch bewirkten sie auch einiges Gute, nämlich gewisse statutarische Gesetze, die unter dem Namen der *neuen Stadt-Reformations-Puncte* bekannt sind; auch erhielt die Justiz von nun an eine bessere Verfassung. Der Vf. giebt sodann Nachricht von den Versammlungen der evangelischen Reichsstände in Schmalkalden, wodurch der Name dieser Stadt so berühmt geworden ist. Billig aber hätte ein gedrängtes Gemälde der Art und Weise, wie die Reformation in Schmalkalden vorbereitet und eingeführt wurde, die Angabe der dabey thätigsten Männer, die Stimmung der dortigen Bürger u. s. w. voraus gehen sollen; der Vf. setzt hier Vieles voraus, was in einem so speciellen Werke nicht vorausgesetzt werden durfte, und Manches wird in späteren Abschnitten erst nachgeholt. Übrigens enthalten die Nachrichten von diesen Zusammenkünften in Schmalkalden manchen interessanten Zug. Von der 7ten, der glänzendsten von allen Zusammenkünften, gehalten den 7 Febr. 1537, wobey ausser den Fürsten und Gesandten, auch D. Luther, Melanchthon, D. Justus Jonas, D. Joh. Bugenhagen, D. Caspar Cruciger, Joh. Agricola u. A. gegenwärtig waren, findet man S. 33 f. Nachrichten. Unter dem Gefolge des Landgrafen Philipp des Grossmüthigen war auch der geistvolle hessische Dichter *Hel. Eobanus Hessus*. Anziehend ist das, was von seiner Zusammenkunft mit einem jungen Dichter, *Johann Stigel*, erzählt wird. Überhaupt war dieser Congress nicht nur für die Geschichte der Reformation, sondern auch insbesondere für die Geschichte der Stadt Schmalkalden, höchst merkwürdig. *Pallavizin*, ein katholischer Schriftsteller jener Zeit, scheint ihr diese Auszeichnung nicht gegönnt zu haben: denn er nannte die Stadt, dieser glänzenden Versammlung wegen, *einen Sitz der Bestien*. *Seckendorf* macht darüber folgende Bemerkung: „die Protestanten hätten diesen Namen verdient, wenn sie jenem Fuchs oder Affen, der von Rom wäre geschickt worden, geglaubt hätten." Die 9te und letzte Zusammenkunft zu Schmalkalden nahm den 25 Jun. des J. 1543 ihren Anfang. Der Vf. macht uns sodann mit einigen Kunstproducten Schmalkaldens in der damaligen Periode bekannt, mit den bedeutenden Stahl- und Eisen-Bergwerken; eben so wurde im 16 Jahrhunderte auch nach edleren Metallen gegraben. Über den Gang der Handlung in diesem Jahrhunderte beobachten die Chronisten ein tiefes Schweigen. Häufige Räubereyen machten damals die Ausfuhr der Natur- und Kunst-Producte gefährlich. Man findet hier ferner: Preise der Nahrungsbedürfnisse, der Güter und Wohnhäuser, Renten und Utilien, Stadtärar u. s. w. Im J. 1582 kostete 1 Mass Wein 1 Gr. 10 Pf., 1 Malter Roggen 4 Gulden. Das Stadtärar befand sich in dieser Periode in der besten Verfassung. Die Einnahme betrug gewöhnlich 2747 Gulden, und beynah eben so stark war auch die Ausgabe. In manchen Jahren belief sich auch die Einnahme höher, und dann behielt die Casse einen beträchtlichen Überschuss. Von diesem gutverwalteten Gemeindefonds liess sich nun auch manches Gute zum Wohl der Stadt unternehmen und ausführen, was denn auch wirklich geschah. Es wurde für das Wohl der Flecken und Dörfer gesorgt. Der Stadtrath bestand, wie früherhin, aus 12 Mitgliedern. Wir theilen hier eine Anekdote aus jener Periode mit. „Des Schultheissen von hennebergischer Seite, Elss Schleichers, Magd gebar im J. 1524 ein uneheliches Kind, ersäufte es, und flüchtete nach Jüchsen zu ihren Ältern. Der Arm der Justiz erreichte sie zu Themar, und liess sie, nach 25tägigem Arreste, — *lebendig begraben*, Schmalkalden musste 52 *fl. Unkosten erlegen*. Den Schultheissen hatte sie als Vater des gemordeten Kindes zwar angegeben, aber vor dem peinlichen Gerichte zu Schmalkalden leugnete er die That, und rettete sich durch die Flucht aus dem Gefängnisse" (S. 86, 87). In zweifelhaften Criminalfällen nahm man auch noch seine Zuflucht zu den Ordalien. Diess geschah z. B. noch im J. 1541, obgleich Landgraf Philipp der Grossmüthige schon im J. 1535 in seinen Staaten eine neue Polizey, und peinliche Halsgerichts-Ordnung eingeführt hatte. Die hessischen Amtmänner in den Jahren 1500 — 1570, die man hier verzeichnet findet, waren meist Edelleute aus alten angesehenen Familien. Die Kriegsverfassung, worüber man S. 101 f. interessante Nachrichten findet, erhielt in dieser Periode eine grosse Umwandlung. Nicht mehr die Reiterey, sondern das Fussvolk machte jetzt die Hauptmacht eines Heeres aus. Manche bessere Einrichtung wurde getroffen. Die Bürger übten sich in den Waffen. Der Anführer war bey jedem Feldzuge eine Person aus dem Stadtrathe. Die waffenfähigen Männer, welche bey einem vom Fürsten ergangenen Aufgebote nicht selbst folgen wollten, hatten die Erlaubniss, Söldner zu stellen. Dieses thaten unter anderen manche, als sie im J. 1542 mit den Kriegsvölkern L. Philipps des Grossmüthigen in das Braunschweigische einrücken sollten. *Für 2 Gulden, und noch einen Gulden zum Abzuge, war ein solcher Söldner zu haben*: denn es gab damals

viele Leute, welche sich bloss der Kriegskunst widmeten, und dann, wenn sie nach geendigtem Kriege wieder abgedankt wurden, dem Lande durch Rauben und Plündern nicht selten zur Last fielen. Es folgen Nachrichten von einigen Gewohnheiten und Gebräuchen der damaligen Zeit, von Versorgungsanstalten; — Krankheiten, Pest, der St. Veitstanz u. a. Übel richteten grosse Verheerungen an. Der Vf. giebt sodann einige lesenswerthe kirchliche Notizen von der Abtey Herrenbreitungen, dem Collegiatstifte zu Schmalkalden, das durch die Ausschweifungen seiner Priester den Unwillen der Laien erregte, und die Kirchenreformation beschleunigte. Der vorletzte Dechant war *Georg Zitterkopf*, der ein sehr geschickter Maler gewesen seyn soll. *Heinrich Ulrici* war der letzte katholische Pfarrer zu Schmalkalden. Nachrichten von einigen auswärtigen Parochieen, Fambach, Broterode u. a. Schändliche Missbräuche der Strafe des Bannes S. 139 f. Erst S. 142 f. findet man einige Nachrichten von der Einführung der Reformation in Schmalkalden nachgeholt, obgleich schon im Anfange dieses Abschnittes von den Schmalkaldischen Versammlungen, Luthers Anwesenheit in der Stadt u. dgl. die Rede gewesen war. Billig hätte der Vf. mit der Einführung der Kirchenverbesserung diesen Abschnitt beginnen müssen. Im J. 1528 nahm die Reformation in der Pfarrkirche zu Schmalkalden ihren Anfang. Den M. *Wolfgang Gräff* von Hildburghausen stellte der Landgraf als evangelischen Prediger daselbst an. Graf Wilhelm von Henneberg war, als eifriger Anhänger seiner väterlichen Religion, sehr missvergnügt über diese Veränderung, und verbot, nach einer beygefügten Urkunde, die neuen Gebräuche in der Kirche. Auch der damals noch lebende katholische Pfarrer *Ulrici* widersetzte sich, wiewohl vergeblich, dem Vorhaben des Landgrafen. Besonders trugen die Religionslehrer der protestirenden Fürsten auf den Zusammenkünften zu Schmalkalden zur weiteren Verbreitung der Lehre Luthers sehr Vieles bey. Alle Tage predigten sie, während ihrer Anwesenheit, in der Stadtkirche. Unter anderen predigte Luther zweymal *von der Versuchung Christi und seiner Kirche*. Unser Vf. hat alle einzelnen Tage und Prediger besonders verzeichnet, S. 144 — 149. Im J. 1545 wurde auch das bis dahin noch katholisch gebliebene Collegiatstift zu Schmalkalden säcularisirt. Sobald die Canonici die vorhabende Reformation bemerkten, beraubten sie das Stift seiner Kostbarkeiten und Schätze, verkauften oder verschenkten das Entwendete an andere Klöster und Stifter, und gingen zum Theil heimlich davon. Die Chorherren bekamen, bis auf die drey ältesten, ihre Dimission. Diese aber, welche dem Grabe schon nahe waren, erhielten aus den Stiftseinkünften ihre Pflege. Das allzutrauliche Verhältniss der Stiftsgeistlichen mit ihren Köchinnen hatte der Welt manches Kind der Liebe gegeben. Dr. *Forster*, welcher das Reformationsgeschäft im hennebergischen Landesdistricte übernommen hatte, gab mit den übrigen Visitatoren dem Domcapitel im Namen des Grafen den Befehl, „dass die Stiftsherren ihre Köchinnen zu ehelichen gehalten seyn, und wo dieses nicht geschehe, alle ungeehelichte Köchinnen mit der Landesverweisung bestraft werden sollen.“ Dagegen erklärte Graf Georg Ernst die unehelichen Kinder aller der Chorherren, welche mit den Müttern derselben wirklich in die Ehe traten, für legitim, setzte sie in den vollen Genuss der bürgerlichen Vorrechte, bewog auch den Landgrafen von Hessen, eine gleiche Verfügung zum ferneren Fortkommen der Pfaffensprösslinge zu treffen. Die Handwerker legten ihnen jedoch bey der Aufnahme in ihre Innungen mancherley Schwierigkeiten in den Weg. Dem Grafen Georg Ernst von Henneberg gereicht es (S. 157) zum besonderen Ruhme, unter allen protestantischen Fürsten der erste gewesen zu seyn, welcher die Austreibung des Teufels bey der Taufe in seinem Lande abschaffte, so laut dieses Unternehmen auch fast von allen hennebergischen Geistlichen getadelt wurde. Nur ein einziger Pfarrer — der Stiftspfarrer M. *Alexander Utzinger* zu Schmalkalden — erklärte sich freymüthig für des Grafen neue Agende. Dankenswerth sind die Nachrichten, die der Vf. S. 158 f. von den Dekanen und Pfarrern an der Stadtkirche zu Schmalkalden mittheilt; besonders die von M. *Caspar Aquila* (*Adler*), der einen grossen Antheil an Luthers Bibelübersetzung hat. Der Vf. berichtet sodann die Säcularisation des Augustiner-Mönchsklosters zu Schmalkalden, des Klosters Herrenbreitungen, beschreibt den evangelischen Cultus zu Herrenbreitungen, nennt die hennebergischen Hofprediger daselbst, handelt sodann von Fambach, Drusen, Broterode, Steinbach-Hallenberg, — unter den Pfarrern zu Drusen ist besonders *Johannes Matthäus* merkwürdig, von dem man hier sorgfältig gesammelte Nachrichten findet. Sowohl die Stadt- als Stifts-Schule zu Schmalkalden wurde bey der Reformation verbessert, und jede mit einem eigenen Rector versehen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

Magdeburg, b. Creutz: *Übungen im Declamiren für Knaben und Jünglinge: bestehend in einer Sammlung deutscher Gedichte, nebst einigen prosaischen Aufsätzen mit voraufgeschickten und begleitenden Hülfsregeln versehen* von *Wilhelm Julius Wiedemann*, Rector zu Neuhaldensleben. Erstes Bändchen. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 1816. 366 S. 8. (21 gr.) Die erste Auflage dieses brauchbaren Buches erschien 1799.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 3.

GESCHICHTE.

Schmalkalden, b. Pöller: *Die sechs Kantone der vormaligen Herrschaft Schmalkalden*, in historischer, topographischer und statistischer Hinsicht, von *Johann Reinhard Häfner* u. s. w. I — III Bändchen.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Der achte Abschnitt umfasst die Regierungsperiode der hessischen Landgrafen Wilhelms IV des Weisen und seines Sohnes, Moritz des Gelehrten, und dieser Abschnitt ist merkwürdig in mehr als einer Hinsicht. Noch am Todestage des hennebergischen Grafen Georg Ernst (den 27 Dec. 1583) liess L. Wilhelm IV von Hessen den hennebergischen Landesantheil der Herrschaft Schmalkalden in Besitz nehmen. Das Recht hiezu gründen die hessischen Geschichtschreiber *Estor*, *Engelhard*, *Teuthorn*, *Curtius* u. A. auf die *Erbverbrüderung der hennebergischen Grafen mit dem sächsischen Fürstenhause Koburg*, vom J. 1554. Unser Vf. erklärt ihr Vorgeben für falsch, und giebt, mit Beziehung auf den hennebergischen Historiographen *Schultes*, S. 212 f. andere und genügendere Quellen dieses hessischen Successionsrechtes an. Übrigens hätte wohl Landgraf Wilhelm der Weise, einer der edelsten Fürsten seiner Zeit (welchem *Justi*, in der bekannten Zeitschrift: *Für müssige Stunden*, 2 Bändchen (1817) S. 133 — 226 ein biographisches Denkmal gestiftet hat), eine sorgfältigere Berücksichtigung verdient, als ihm Hr. *H.* geschenkt hat: denn Wilhelms Einfluss war auch in religiöser und kirchlicher Hinsicht wohlthätig und bedeutend. Sein Sohn, der gelehrte Landgraf Moritz, der ihm in der Regierung folgte, hatte nicht des Vaters liberale Ansichten, nicht dessen ächt duldsame Gesinnungen. Die von ihm versuchte gewaltsame Einführung der sogenannten *vier Verbesserungspuncte*, welche die Annahme der Lehre und Religionsgebräuche der reformirten Kirche geboten, erregte heftige Bewegungen in Schmalkalden, sowie eben diese kirchliche Umwandlung in dem geerbten Theile von Oberhessen grosse Unruhen verursachte, und den Landgrafen um den Besitz der ganzen Herrschaft Schmalkalden brachte. Der Vf. erzählt diese widrigen Auftritte, durch welche alle lutherische Prediger des Oberfürstenthums und sämmtliche Mitglieder der theologischen Facultät zu Marburg, denen ihr Gewissen nicht erlaubte, den reformirten Cultus anzunehmen, ihrer Stellen entsetzt wurden, ausführlich. Für Moritz hatte die von ihm willkührlich vorgenommene Veränderung die nachtheiligsten Folgen. Nach einem kaiserlichen Urtheile von 1623 wurde sein Verfahren für dem Testamente seines Oheims, L. Ludwigs IV zuwider erklärt, der ganze oberhessische Erbantheil ihm abgesprochen, dem Darmstädtischen Prinzen zuerkannt, dem Landgrafen Moritz zur Pflicht gemacht, die genossenen oberhessischen Einkünfte zu ersetzen, und den beiden Kurfürsten von Cöln und Sachsen die Vollziehung des kaiserlichen Ausspruchs übertragen. Der Betrag des gezogenen Nutzens wurde auf 1,357,154 Gulden angeschlagen. Die weiteren nachtheiligen Folgen dieser gewaltsamen Vereinigungsversuche für das Land und den Fürsten leiden keinen Auszug, und sind auch aus anderen Schriften bekannt. Der Vf. liefert noch einige statistische Nachrichten und manche Notizen, die Familie *Wolf von Todenwart* betreffend, unter welchen man besonders die von *Johann Jacob Wolf* mit Interesse liest. Die Münzhütte blieb unter der Regierung des Landgrafen Moritz unausgesetzt zu Schmalkalden. Die Stadtökonomie daselbst befand sich fortdauernd in einer guten Verfassung. Unter den Stadtschultheissen dieser Periode zeichnet sich Vinzent Marold aus. Der Amtmann Hermann von Wersabe wollte die sogenannten Verbesserungspuncte des Landgrafen Moritz nicht annehmen, und wurde daher am 26 Jan. 1608 seiner Stelle entsetzt. Von der Zeit an lebte er auf seinem Rittergute zu Herteshausen, bis ihn im J. 1626 die Darmstädtische Pfandschafts-Commission wieder in sein voriges Amt einsetzte. Nach der Darmstädtischen Pfandschaftsperiode wurde er 1636 zum zweytenmale dimittirt: denn die Gewissensruhe der Unterthanen hing damals grossentheils von der Confession ihrer Fürsten ab (S. 267). Über die damalige Kriegsverfassung und über die schrecklichen Drangsale jener Gegend in dem barbarischen 30jährigen Kriege findet man S. 269 f. manche interessante Notizen. Eine feindliche Streifpartie übertraf die andere immer noch an Unmenschlichkeit. Am grausamsten wüthete im J. 1626 der Herzog von Holstein im Schmalkalder Bezirke. Unter an-

deren liess er einen Bauer viertheilen, und den zerstückten Rumpf in vier Strassen aufhängen. Grosse Unruhen erregte der vom Landgr. Moritz mit stürmender Hand eingeführte reformirte Cultus. Eine aus fürstlichen Räthen und dem Superintendenten zu Eschwege bestehende Commission des Landgrafen berief unter anderen die Zünfte zu Schmalkalden zusammen, und legte ihnen allerley Fragen vor, die Abschaffung der Bilder in der Kirche, die Ergänzung der 10 Gebote, das Brodbrechen beym Abendmahl u. s. w. betreffend, und unter anderen auch die dogmatische Frage: „ob man von der Person Christi nicht besser *in concreto*, als *in abstracto* rede?" Die Bürger äusserten (sehr vernünftig): „das sey über ihre Begriffe, folglich könnten sie nicht darüber entscheiden." Der Diakonus *Niklas Merkel*, welcher in öffentlichen Predigten freymüthig vor diesen Neuerungen warnte, wurde seines Amtes entsetzt. Dagegen liess sich der Pfarrer M. *Sebastian Herrnschwager* desto bereitwilliger zu Annahme und Empfehlung der Verbesserungspuncte finden. Über eine von ihm gehaltene Predigt entstand ein tumultuarischer Auflauf. Die Commission, welche die Bürger zur gewaltsamen Wegräumung der Kirchenbilder zwingen wollte, gerieth in Gefahr, und bat sich 60 Mann militärischer Bedeckung zu ihrem Schutze aus. Man war so sehr in Angst, dass man von den Zünften verlangte, zwey Personen zu wählen, die zur Wegräumung der Bilder in den Kirchen behülflich wären, und zwey Magistratspersonen, zwey Gemeindevormünder, zwey Zunftgenossen als Geiseln nach Vacha (zum Landgrafen) zu senden, damit diese sogleich könnten nach Cassel gebracht, *und in die Eisen geschlagen werden*, wenn den, sich für den reformirten Cultus interessirenden Predigern Gewalt angethan werden sollte. Niemand wollte in diese Foderungen willigen. Einige liessen sich vielmehr verlauten: „wer verschulde, der möge auch büssen; man habe es ja nicht mit *Feinden* zu thun." — Der gegen die sogenannten Verbesserungspuncte eifernde Diakonus *Merkel* wurde in einen verdeckten Wagen gesetzt, und nach Cassel, *in die Lichtkammer* gebracht. Ein ganzes Jahr musste er in diesem Gefängnisse die Strafe seines Eifers für die lutherische Lehre büssen! Nach seiner Rückkehr blieb er entsetzt, und musste das Pfarrhaus räumen; nach seinem überstandenen Elende raubte ihm ein apoplektischer Zufall die Sprache, und nach einem Jahre befreyte ihn der Tod von seinen vielfachen Leiden. Die Bürgerschaft zu Schmalkalden wurde vorher entwaffnet, als man zur gewaltsamen Wegräumung der Bilder aus den Kirchen schreiten wollte. Am 9 Dec. 1608 wurde muthig zur Ausführung des Werkes geschritten. Der Marktmeister, die Nachtwächter und etliche Zimmerleute vom Lande mussten alle Gemälde aus der Kirche entfernen, die unmittelbar an die inneren und äusseren Wände aufgetragenen mit Kalk und Gips überziehen, ja sogar der *Epitaphien* durften sie nicht schonen! Die Erben der Verstorbenen mussten sie wieder zurücknehmen! — Das Nähere dieser und anderer Massregeln, deren traurige Folgen, die Bestrafung der wiederspenstigen Bürger, die der Stimme ihres Gewissens zu folgen glaubten, kann man nicht ohne widrige Gefühle lesen. Welchen moralischen oder religiösen Segen können solche gewaltsame Massregeln wohl bewirken? — Ein alter Löffelschmidt, welcher sich widerspenstig bezeigt hatte, wurde in Ketten gelegt, und nicht eher losgelassen, bis er Bürgen gestellt und Besserung gelobt hatte. Am Weihnachtstage wurde das Abendmahl mit der Ceremonie des *Brodbrechens* gefeyert. Es communicirten 50 Personen, unter ihnen auch, um sich die Gunst des Hofes zu erwerben, 5 Magistratspersonen und 5 Beamten. Eine fürstliche Verordnung gebot unter anderen: „alle Glocken sollten an den Hof des Landgrafen geschickt, die steinernen Altäre abgerissen, ein hölzerner Tisch mit schwarzer, und bey dem Abendmahle mit weisser Leinwand bedeckt, an ihre Stelle gesetzt, die Hostien abgeschafft, die goldenen Becher ebenfalls dem Hofe des Landgrafen überliefert, die Verbeugung und das Niederknien der Communicanten unterlassen werden, — — die Krankencommunion sollte abgestellt, die Taufsteine niedergerissen, die in den Kirchen befindlichen Bilder, Epitaphien und Crucifixe verbrannt, die 10 Gebote ergänzt, der heiligen Dreyfaltigkeit gar nicht mehr gedacht werden" u. s. w. Niemand, der sich dieser kirchlichen Veränderung widersetzte, durfte sich zu einem öffentlichen Amte Hoffnung machen. — Der grössere Theil des gemeinen Haufens sah die Verbesserungspuncte als Gewissenszwang an, und entzog sich dem öffentlichen Religionscultus entweder ganz, oder besuchte, besonders wenn er das Abendmahl geniessen wollte, benachbarte lutherische Gemeinden. — Noch folgt ein genaues Verzeichniss der Pfarrer zu Schmalkalden und in einigen benachbarten Ortschaften. Der Pfarrer *Joh. Georg Habermann* zu Drusen (von 1582 — 1609) suchte sich einst die Ausspendung des Abendmahls bey einer zahlreichen Communion dadurch zu erleichtern, dass ihm der *Forstknecht Hans Herrgott* aus Drusen als Diakonus assistiren, und den Communicanten den Kelch darreichen musste, wobey dieser die Worte gebraucht haben soll: „*Hat man gegessen: so trinkt man auch.*" Ein andermal musste dieses Geschäft der Schultheiss *Friedrich Kirscht* aus Aue Wallenburg übernehmen. Sowohl dieser *Habermann*, als sein Nachfolger *Joh. Habermann* waren übrigens grosse Vertheidiger der Verbesserungspuncte. Der letztere wurde 1627 von der Darmstädtischen Pfandschafts-Commission cassirt, und starb dienstlos, 45 Jahre alt, in der grössten Armuth.

Dieses dritte Bändchen enthält 45, zum Theil sehr interessante Beylagen, Urkunden, Geschlechtsregister, merkwürdige Verordnungen u. s. w. Viele haben freylich mehr locales, als allgemeines Interesse; manche aber charakterisiren ihr Zeitalter so treffend, dass sie die Aufmerksamkeit jedes Geschichtsfreundes verdienen. Charakteristisch ist unter anderem die 18te Beylage: „Puncte, so Landgraf Moritz zu Hessen mit den Dienern göttlichen Wortes zu reden." Die 20ste Bey-

lage? „Hessische Kirchenordnungs-Puncte Anno 1529 denen zu Schmalkalden zugeschrieben.“ No. 4 heisst es z. B.: „Anstatt der güldenen Becher soll man einen *hölzernen gedrehten* Becher (beym Abendmahle) haben, *und die güldenen nach Hofe schicken.*“ No. 9: „Vor dem Tisch (sonst Altar) soll man sich nicht mehr neigen, als ob Christus vorhanden wäre.“ No. 13: „Die Priester sollen nicht mehr vor dem Tische stehen, *und den Leuten den Hintern kehren.*“ No. 15: Wenn man den Namen Jesus nennt, *soll man kein Knie beugen, noch Hut abziehen: denn es ist Abgötterey.*“ No. 17: „Die Communion bey den Kranken soll man gar unterlassen: denn es ist gefährlich, sonderlich zur Pestilenz-Zeit.“ No. 18: „Die Taufsteine sollen von Grund abgerissen, und dagegen messingene Becken gebraucht werden.“ No. 19: „Die Bilder, Epitaphia, *Crucifixe* sollen aus den Kirchen gerissen und *Verbrand werden.*“ No. 20: „Im Katechismo soll man die X Gebote ergänzen mit dem Gebot von Bildern, und das 9te und 10te zusammen gethan werden.“ No. 22. „Der heiligen Dreyfaltigkeit soll keineswegs mehr gedacht oder genannt werden.“ In der 41 Beylage verbietet Graf Wilhelm von Henneberg die vorgenommenen neuen Gebräuche in der Kirche zu Schmalkalden, 1528. (Was Landgr. Philipp der Grossm. geboten und befohlen hatte, das wurde von dem Grafen von Henneberg streng untersagt.) Merkwürdig ist noch die Beylage 42, ein *Intercessionsschreiben der Herzogin Elisabeth von Sachsen, geb. Gräfin von Mansfeld*, vom J. 1594, bey M. *Kaspar Herrnschwager*, fürstl. hess. Pfarrer zu Schmalkalden, für den M. *Valentin Kehr.* Das Decanat (Diakonat) zu Schmalkalden war gerade erledigt, und da legt die Fürstin eine Fürbitte für den „Welgelarten M. Kher, Pfarher zu Firnau,“ ein, „der sich (wie es hier heisst) *mit vnnserer Cammermegdtlein einem, ehelichinn versprochenn*, und wir denn vernommen, dass dieser *sein itziger Dhienst am der Besoldung etwas gering, darauf sich mit noth zu behelffen sein soll;*“ — — Am Ende sind noch folgende Worte mit eigener Hand von der Herzogin hinzugefügt: „Lieber Ern Caspar, wenn euch vnd eurer lieben Hausfrauwen noch wohl ginge, hörtten wir herzlich gerne, grüsset vns mutter Hausfraue vnd wir thun ir hiermitt ein Stücklein wiltpert vbersenden, das wöllt vnsererwegen gesund verzehrn, vnd vnser derbei gedenken.“ —

Wenn nun gleich diese Geschichte der Herrschaft Schmalkalden, wie aus unserer Anzeige hervorgehen wird, nicht auf den Namen einer künstlerischen historischen Composition Anspruch macht, auch der Stil hie und da etwas gedrängter seyn könnte: so gebührt dem wackeren Vf. doch für diese, von eben so viel Fleisse als Sachkenntniss, Unparteylichkeit und unbefangenem Forschungsgeiste zeugende Arbeit der warme Dank aller Geschichtsfreunde, und Rec. sieht dem vierten und letzten Bändchen mit Verlangen entgegen.

Kw.

MATHEMATIK.

Berlin, b. Nicolai: *Zur Berechnung und Geschichte des jüdischen Kalenders*, aus den Quellen geschöpft von *Lazarus Bendavid.* 1817. 100 S. 8. (12 gr.)

Zuerst eine feste Definition der Begriffe, auf welchen der jüdische Kalender beruht. Alsdann die Erläuterung der Bedingungen, von denen die Länge eines gegebenen Jahres abhängt, nämlich die Erklärungen über die Ausnahmen wegen *Jach, adu, Jachadu, Gatrad* und *Btuthakpat*, mit Exempeln für die einzelnen Fälle. Hierauf die Auflösung der allgemeinen Aufgabe, die Länge irgend eines jüdischen Jahres P. zu finden. Ferner von den *Kebioth* (Elementen zur Bestimmung des Jahres). Endlich von den *Thekuphot* oder Anfängen des Jahres, dann von der Verwandlung jüdischer Zeitpuncte in julianische, und zum Schluss ein *Calendarium perpetuum* mit dem Schlüssel und der Gebrauchsanleitung dazu.

Diess der Inhalt dieser kleinen Schrift, welche die mathematischen und chronologischen Bestimmungen des jüdischen Kalenders vollkommen erschöpft, an historischen Erörterungen über den Gegenstand sehr reich ist, mehrere Fehlgriffe früherer Chronologen berichtigt, und nebenbey viele Einzelheiten der jüdischen Antiquitäten berührt. Der mathematische Theil ist, der hergebrachten Weise gemäss, in Buchstabenformeln ausgedrückt, die durch die supplirten Selbstlauter in Werte verwandelt werden. Im historischen Theile zeigt sich eine vorurtheilsfreye Forschung. Die Berichtigungen betreffen hauptsächlich Sätze, die in *Wolfs Elementis chronologiae* vorkommen, unter anderen die irrige Ansicht von den ungleichen jüdischen Stunden.

Eine Berichtigung, welche *Wasern* betrifft, kann Rec. nicht unterschreiben. Dieser sah sich zu der Hypothese bewogen, dass die neueren Juden den Meridian von Jerusalem bey mehreren Kalenderbestimmungen zum Grund legen müssten. Diess scheint allerdings nöthig, weil einige Stunden mehr oder weniger, in welchen *Moled Tischri* eintritt, einen Einfluss auf die Bestimmung des Jahresanfanges von zwey Tagen haben kann. Da nun die Zeit der ☌☽ nach einem bestimmten Meridian angegeben werden muss: so ist allerdings die Annahme eines Kalendermeridians erfoderlich, wenn nicht abweichende Jahresanfänge erfolgen sollen. Richtig ist es freylich, dass ein am Ganges verfertigter Kalendar für die Juden am Missisippi brauchbar ist, allein es muss doch erst die Regel da seyn, dass der Kalender der Juden auf die Meridianzeit des Ganges gegründet werden soll. Begreiflich käme die ganze Frage nicht vor, wenn die Juden ein Vaterland hätten.

Dem Chronologen werden auch diejenigen Erörterungen nützlich seyn, die für die Elemente des jetzi-

gen jüdischen Kalenders entbehrlich sind, weil es öfters darauf ankommt, einen Tag des jüdischen Kalenders in einen julianischen zu verwandeln. Dem Theologen ist aber die Schrift in Bezug auf das Studium der Bibel wichtig.

— s —

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. Mainz, b. Kupferberg: *Über die Arithmetik der Griechen.* Aus dem Französischen des Hn. *Delambre* übersetzt, mit einigen Verbesserungen und einer Tabelle versehen, von *Joh. Jos. Ign. Hoffmann*, königl. baier. Schulrathe, Director des Lyceums zu Aschaffenburg, Prof. der Logik, Mathematik und Physik. 1817. XVIII u. 40 S. 4. nebst 1 Tabelle. (12 gr.)

Wiewohl wir unstreitig den Griechen in der höheren Mathematik, namentlich in der Arithmetik, überlegen sind, und selbst unsere Art, die Zahlen zu bezeichnen, weit vorzüglicher ist, als die ihrige: so bleibt dennoch das, was sie in der Arithmetik geleistet haben, immer sehr beachtenswerth, nicht nur in geschichtlicher, sondern auch in wissenschaftlicher Hinsicht; und auch in Beziehung auf die Erläuterung einzelner Stellen griechischer Autoren und ganzer Schriften derselben muss eine genauere Kenntniss ihres arithmetischen Systems und ihrer arithmetischen Kunstausdrücke von Wichtigkeit seyn. Es war daher ein glücklicher Gedanke des französischen Gelehrten *Delambre*, eine gedrängte Übersicht der Arithmetik der Griechen zu geben, da in dieser Art noch nichts vorhanden war, und der Übersetzer hat sich unstreitig durch die Verdeutschung dieser Abhandlung ein Verdienst erworben, da sie nicht einzeln zu haben, sondern als Anhang eines grösseren und ziemlich theueren Werkes, nämlich der *französischen Ausgabe der Werke des Archimedes* von *Peyrard*, Paris, 1807, erschienen ist. Er hat überdiess, als Einleitung, einen lehrreichen Aufsatz aus *Klügels* mathematischem Wörterbuche, welcher eine kurze Übersicht der *Geschichte der Arithmetik* enthält, vorangestellt, und eine Tabelle über die bey den Griechen gewöhnliche Bezeichnung der Zahlen hinzugefügt. Allerdings kann es auffallend scheinen, wie der Übersetzer in der Vorrede bemerkt, dass die scharfsinnigen griechischen Mathematiker nicht auf unser dekadisches Zahlenzeichensystem gekommen sind, was die Rechnung so sehr erleichtert; indess bemerkt man, dass sie ihm wenigstens sehr nahe gekommen sind, und sehr anziehend ist es, zu sehen, wie sie sich bey ihrem mangelhaften Systeme geholfen haben. — Dass sie auch grössere und verwickeltere Rechnungen auszuführen im Stande waren, beweisen uns die noch vorhandenen Schriften des Archimedes, besonders seine *Sandrechnung* — des Ptolemäus (nicht Ptolomäus, wie überall im Buche gedruckt ist) und seiner Commentatoren Eutokios und Theon, des Diophantos, Apollonios und Pappos. Wie sie dabey verfahren sind, hat der Vf. in der That recht deutlich gemacht, der, wie er selbst im Eingange seiner Schrift bemerkt, nicht nur die vorhandenen arithmetischen griechischen Schriften und andere, worin er etwas für seinen Zweck zu finden glaubte, durchging, sondern auch eine grosse Menge dahin einschlagender Manuscripte der königl. Bibliothek in Paris untersuchte, ohne jedoch in diesen eine grosse Ausbeute zu finden. Er zeigt dann zuerst, wie die Griechen die Zahlen bezeichneten, die einfachen sowohl als die Zehner, Hunderter und Tausenden, ferner die Zehntausender oder Myriaden, letztere nicht durch einen Strich, wie in einigen Wörterbüchern angegeben ist, sondern durch ein untergesetztes *M*, oder die beiden vorgesetzten Anfangsbuchstaben *Mυ*, auch durch einen blossen Punct statt derselben. Sie gingen im Allgemeinen nicht weiter, als bis zu 100 Millionen, oder bis zum Quadrat der Myriade. Archimedes, der grösserer Zahlen bedurfte, um die Menge der Sandkörnchen anzugeben, die den Weltraum erfüllen würden, nahm dieses Quadrat als eine neue Einheit an, und nannte die daraus gebildeten Zahlen *Zahlen der zweyten Ordnung*, und so schuf er sich, indem er auf diese Art weiter fortging bis zur *achten Ordnung*, ein eigenes Zahlensystem zu seinem Behuf, mittelst dessen er eine Zahl bestimmt angeben konnte, die wir durch die Einheit mit 64 Nullen bezeichnen, ohne dass jedoch diese Bezeichnung irgend eine allgemeine Anwendung gefunden zu haben scheint. Der Vf. stellt das ganze Verfahren des Archimedes ausführlich dar, bemerkt, wie nahe der scharfsinnige Mann unserem dekadischen Zahlenbezeichnungssystem kam, und dass sogar die *Null* bey den Griechen vorkomme, namentlich bey Ptolemäus, zur Ausfüllung einer fehlenden Zahlenordnung (eigentlich das *ο μικρον*, als Zahlzeichen = 70) jedoch nicht ganz so gebraucht, wie bey uns, indem dieses Zeichen nie mit einer Zahl verbunden erscheine, sondern immer allein stehe. Hierauf wird noch gezeigt, wie die Griechen die *Brüche* schrieben, und dann folgen die einzelnen 4 bekannten Rechnungsarten, in ganzen und gebrochenen Zahlen, durch Beyspiele aus den alten Mathematikern selbst, namentlich aus Eutokios und Theon (aus dessen noch ungedrucktem Commentar zum Almagest) hinlänglich erläutert. Zuletzt zeigt der Vf., wie die Griechen bey dem *Ausziehen der Quadratwurzel* verfahren sind, woraus erhellt, dass ihr Verfahren mit dem jetzt gebräuchlichen übereinkam. Es geht aus dieser Darstellung nach den Alten hervor, dass ihre Bezeichnungsart der Zahlen derjenigen ähnlich war, deren wir uns bey den *benannten Zahlen* bedienen, dass sie Zahlen höherer Ordnungen durch Striche und Puncte andeuteten, und dass ihr ganzes Verfahren bey dem Rechnen viel Ähnliches mit dem unsrigen hatte, obwohl nicht ganz dieselbe Einfachheit und Bequemlichkeit. Mit einer kurzen Wiederholung und Zusammenstellung des Vorgetragenen, den Hauptpuncten nach, schliesst der Vf. diese Untersuchungen, der sich in der That dadurch ein nicht unbedeutendes Verdienst um die genauere Kenntniss der alten Arithmetik erworben hat. Es ist zu wünschen, dass ein Gelehrter, der die nöthigen Kenntnisse besitzt, und dem die erfoderlichen Hülfsmittel zu Gebote stehen, diese Untersuchungen fortsetze und ergänze. Gewiss würden diese Bemühungen auch dem Philologen von Nutzen seyn, da sich mehrere Stellen in nicht mathematischen Schriften der Alten, namentlich bey Platon, finden, deren Erläuterung einer genauen Kenntniss der alten Mathematik, besonders auch der Arithmetik, und ihrer Kunstausdrücke bedarf, und wo die Bemerkungen der Commentatoren nicht befriedigend sind.

S. P.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STUTTGARDT, b. Metzler: *Voss und Stolberg, oder der Kampf des Zeitalters zwischen Licht und Verdunkelung.* Eine nöthige Sammlung von Belegen zur Beurtheilung des dritten Heftes des Sophronizon und des richtigen Unterschiedes zwischen Katholicismus und Papstthum. In Gesprächen. Herausgegeben von Dr. *C. F. A. Schott.* 1820. XII u. 446 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Von der *Vossischen* Enthüllung der geheimeren Ursachen des *Stolbergischen* Übertrittes zum Papismus versuchten die, welche gern im Dunkel der Erblehren und Erbverdienste immer dunkeler fortwirken möchten, die Aufmerksamkeit der Lesewelt auch durch das Vorgeben abzulenken, dass das Meiste auf kleinlichen Persönlichkeiten und Privatanekdoten, auf einzelnen Rückerinnerungen, welche dem Dritten unverständlich seyen, ja auf Verhältnissen zwischen Freunden beruhe, welche nicht für die Öffentlichkeit gehörten. — Je mehr Umnebelungen, desto hellere Lichtstrahlen müssen hineinfallen, um die Verdunkelung zu zerstreuen. Man ist allerdings viel zu unbekümmert um das genauere Andenken an jene geistesthätigere Bildungsperiode des deutschen Gedankenverkehrs, in welcher dieser durch Männer des Geschmacks, des Selbstdenkens, des auf den Sachinhalt eindringenden Sprachstudiums, in Kurzem über eine Menge veralteter Vorurtheile erhoben, und das Klarsehen dessen, was seyn sollte und könnte, so leicht gemacht worden ist, dass schon von Manchen in den nächsten Generationen — weil es ihnen fast ohne Mühe entgegen kommt — das mehr ererbte, als erkämpfte Wahre bey Weitem nicht theuer genug geachtet wird. Schon dadurch muss jene inhaltreiche Schrift *über den Kampf unseres Zeitalters* allgemein ansprechen, dass sie die Entstehung des späteren Guten und Schlimmen durch authentische Erinnerungen an *Lavater*, *Gassner*, an die einst verschrieene Jesuitenriecherey, an die Empfindeley für katholische Kirchenceremonieen u. dgl. beleuchtet. *Voss* und *Stolberg* besonders werden durch ihren ganzen Lebensgang, Letzterer sogar auch physiognomisch durch *Lavater* selbst geschildert. Mehrere Briefe, auch von *Fr. Jacobi*, vergegenwärtigen den, der nun vom Schauplatz abgetreten ist. Mehreres in der *Vossischen* Schrift nur Angedeutete wird hier ausführlich belegt; fast jeder Angriff auf dieselbe erhält seine bald ernste, bald komische Abfertigung vom Grafen Christian herab bis auf den Hn. *Perthes.* Das Wichtigste aber ist eine eigentlich *actenmässige und diplomatisch überweisende Zusammenstellung des Systems von Grundsätzen und Gesinnungen, welche der Papismus ununterbrochen gehegt, in der neuesten Zeit aber auf das Auffallendste erneuert hat.* Durch diese für die Zeitgeschichte der Kirche und der Staaten äusserst denkwürdige und mittelst der Gesprächform allgemein verständlich gemachte Schilderung jener im Grossen auftretenden Ansprüche auf Wiederherstellung der papistischen Mittelaltersmacht, wird auch dem Blinden sichtbar, wie das, was *Voss* an einem einzelnen merkwürdigen Beyspiele durch das gegen alles Ableugnen sich selbst schützende, und daher unentbehrliche Detailliren ans Licht gezogen hatte, mit dem grossen weit greifenden System zusammenhänge, welches nur durch das Hemmen und Zurückdrängen aller Geistesthätigkeit und Wissenschaftlichkeit sich als blosse Meinungsmacht halten könnte, und desswegen eher das Stillstehen der ganzen Erde gebietet, als eine Selbstverbesserung zulässt, da es neben freyer Wahrheitsforschung in seiner durch Infallibilität beharrlichen Imperfectibilität nicht bestehen kann. Alles dieses wird selbst dem Blinden um so einleuchtender, weil durchgängig die eigensten Worte der Urkunden angegeben und durch den Dialog erläutert sind. Luthers Wort war: *Pestis eram vivus, moriens ero mors tua, Papa!*

Wir eilen, unsere Leser nun mit dem Inhalte etwas bekannter zu machen, durch dessen öffentliche Mittheilung der auch aus den Würtembergischen ständischen Verhandlungen rühmlich bekannte Herausgeber seine Verdienste um Publicität und Nationalität um Vieles vermehrt hat.

I *Unterredung.* Ein in Landshut ausgeflogenes Volksbüchlein lockt die protestantisch-theologische, zum höchsten Beweise ächt evangelischer Toleranz, mit einer katholischen verbundene Facultät in Tübingen, und durch sie eine Million dortiger Protestanten zur kirchlichen Verähnlichung mit ihren 300,000 katholischen Mitbürgern zurück, d. h. es muthet ihr zu, die aus gewissenhafter Untersuchungsfreyheit entsprungene Selbstüberzeugungspflicht mit dem bindenden Gebot, dass, was einmal von der Kirche eines gewissen Zeitalters als Glaube festgesetzt worden sey, von allen Zeitaltern geglaubt werden müsse, krebsgängig zu vertau-

ſchen. Den Staatsregierungen will dieſer Convertiſenmacher eine ſolche Hingebung der Denkfreyheit unbedenklich machen, weil ja dennoch ſeit Leo X den Anmaſsungen der römiſchen Curie mit Kraft begegnet ſey, und ſchon das Beyſpiel Venedigs zeige, wie der Regent, auch mit Aufgebung des Kirchenverbeſſerungsrechtes, ſein Hoheitsrecht bewahren könne. Ein ſolches Zurücktreten in den alten Mutterſchooſs könne nunmehr gar keinen Anſtand haben, wegen der jetzigen *Aufklärung* (d. h. wegen des immer mehr überhand nehmenden Glaubens an die lichtvollſte, über alle Aufklärung erhabene Zeit zwiſchen dem 4ten und 16ten Jahrhunderte); wegen der Tradition, die mit jedem Jahrhunderte mehr als vorher Glaubensregel war, tradirend dennoch von ſich ſelbſt das Zeugniſs der unabänderlichſten Trefflichkeit, endlich — wegen der faſt zur Gewiſsheit erhobenen Wahrſcheinlichkeit, das unabſehbare Unheil der Reformen Luthers, der mit Milde entſchuldigt wird, ſey aus deſſen *periodiſcher Verrücktheit* hervorgegangen; zunächſt aber, weil „*alle* transcendentalen ſchönen Geiſter Norddeutſchlands" (nämlich *Fritz Stolberg*, *Fr. Schlegel*, *Werner* und die *Schlöſſer* (*ſic!*) in den Schooſs der Kirche *zurückgekehrt* ſeyen. Was ſoll der Proteſtant, der ſich gegen Katholiken ſolcher Proſelytenmacherey ohne Bibelgründe, ohne Vernunftgründe, ohne hiſtoriſche Erfahrungsgründe nie erlaubt hat, was ſoll er thun bey ſolchen Zudringlichkeiten? — Nach der Beſtimmung, was ächte Duldung ſey, „daſs man nämlich die Selbſtüberzeugungspflicht, und damit auch das immerwährende Prüfungsrecht, in Anderen eben ſo heilig achte, als die Wahrheit, die man ſelbſt bereits gefunden zu haben ſich überzeugt," erklären ſich die drey ſich unterredenden Freunde für den Wahlſpruch: „durchaus tolerant gegen Tolerante, gegen alles Intolerante aber, gegen alle Nichtachtung gleicher Wahrheitspflichten und Wahrheitsrechte, durch die entſcheidendſten Gegengründe recht intolerant und unverträglich zu ſeyn."

II *Unterredung*. Zu dem katholiſchen Autoritätsglauben zieht Manchen ein abentheuerlicher Flug der Phantaſie, ein dunkeles Gefühl, das ſich in prunkenden Andachtsgeberden gefällt, und wo es tiefer eingeht, die Zurechnung fremden Verdienſtes für ſelbſteigenes Miſsverdienſt in behaglicher Demuth hinnimmt. Andere werden verlockt durch eine Schaar paradoxer Kunſtmyſtiker und Literatur-Uſurpatoren, die da ſchreyen: „Von Allem das Gegentheil behaupten, dieſs ſoll uns über Alle heben!" und deſswegen Alles auf den Kopf ſtellend auch den Papismus nach jenen Glaubenslichtern des Mittelalters, als das ächte Mittel zur Geiſteserhebung anpreiſen. Die Wenigſten aber von den Anſtaunern dieſer Transcendenten wiſſen *chriſtlich apoſtoliſche Religion* von dem älteren *katholiſchen* und deſſen Ultra, dem *römiſch hierarchiſchen Kirchenglauben*, nach ſpäterer Dogmatik und unächt kanoniſchem Rechte zu unterſcheiden; die Wenigſten wiſſen, daſs, wenn ſie Obedienz nicht der katholiſchen Kirche überhaupt, ſondern einem Theile derſelben, der Kirche zu Rom, die der Ganzen Meiſterin ſeyn will, zuſchwören, eben dieſe Kirche zu Rom Niemand anders iſt, als der Papſt und das Collegium der Cardinäle, daſs alſo Obedienz gegen die römiſche Kirche nichts iſt, als eine mildklingende Formel für: Gehorſam gegen den Papſt, den Metropolitan der Mutterkirche, als angeblichen Univerſal-Biſchof und Kirchenmonarchen. Darum thut Noth eine genaue Kenntniſs der *Profeſſio fidei* von Papſt Pius IV, die von S. 32 authentiſch vorgelegt und beleuchtet wird. Die Beylage nach dem II Geſpräche zeigt, daſs dieſer alleinſeligmachende Papismus das ſchwere Gewicht aller ſeit dem 9ten Jahrhunderte anmaſslich errungenen und ſelbſt genommenen Vorrechte den geduldigen deutſchen Völkern aufbürde, den ruſſiſchen Griechen aber gern erlaſſen würde, falls ſie zu einer Union mit ihm ſich bereden lieſsen. „Wer viel duldet, leidet viel!"

III *Unterredung*. Das Abſchwören des Proteſtantismus will nichts angelegentlicher, als das Zuſchwören zum nachſprechenden Autoritätsglauben, „zur blinden Annahme deſſen, was die *heiligen Väter* (die meiſt „in auffallendem Grade Ignoranten waren," S. 37) nach „einmüthiger Zuſammenſtimmung" (die faſt nirgends nachzuweiſen), was das *hochheilige Concilium Tridentinum* (welches ſo ganz von römiſcher Inſpiration abhing), was die römiſche Kirche als „Meiſterin aller Kirchen" (ſo verfälſcht man den Ehrennamen, nach welchem ſie, *Lehrerin*, *Magiſtra*, der abendländiſchen Kirchen zu nennen wäre), als Richtſchnur des Glaubens anbefohlen. Eben dieſen Schwur that *St.*, nach ſiebenjähriger Prüfung, und, „was das Schlimmſte," er beſchwur ſogar, allen Fleiſs anzuwenden, daſs dieſer wahre römiſch-katholiſche Glaube („auſser welchem, S. 51, kein Heil zu finden") von ſeinen Untergebenen, und jenen, die ſeiner Aufſicht anvertraut worden, gehalten, gelehrt und geprediget werde. Wie aber konnte er das, da er erſt noch in den letzten zweyen dieſer Prüfungsjahre als ſogenannter evangeliſcher Kirchſpielsvogt gegen *Bernſtorfs* Kirchenagende, die ihm nicht übereinſtimmend genug mit der *augsburgiſchen Confeſſion* und alſo eine Abweichung von der Glaubensautorität dünkte, ganz Holſtein in Bewegung zu verſetzen geſucht hatte? Woher die leidenſchaftliche Heftigkeit des damals ſchon mehr als halb Abgetretenen, ſeine proteſtantiſchen Brüder nicht bloſs an die Formeln des Herkömmlich-Lutheriſchen zu binden, ſondern ſogar an den daraus hergeleiteten Aberglauben? *St.* befolgte den papiſtiſch-ariſtokratiſchen Grundſatz: „So lange du ſelbſt nicht abgeſchworen, magſt du Andere drängen, von ihren Glaubensformeln nicht in irgend einer Anwendung zu weichen. Auch ſie ſollen Feſſeln zu tragen nicht verlernen dürfen. Sobald du aber ſelbſt abſchwörſt, iſt es geſchworen, auch Andere, wie wenn ſie dir *Geiſteigene* ſeyn müſsten, dir folgen und nur das Deinige als wahr feſthalten zu machen. Nun ſollen, wo möglich, Alle nur die von dir gewählten Feſſeln, nur die Gewöhnung an Erblehre annehmen." — *Stolbergs* ferneres planvolles Proſelytenmachen ward immer gefahrdrohender für Denkfreyheit und ächten Wahrheitsſinn; Noth that die „*Voſſiſche* Kraftſtimme," die „von Herzen geſprochen, zu Herzen gehen muſste." Einige Erläuterungen der

Vossischen Schrift folgen, besonders für jüngere Leser, denen das aus der Vorzeit zu kurz Angedeutete unverständlich seyn kann. Ins Licht gestellt und dadurch als Schattenwerk gezeigt wird *St's.* Declamation gegen die *Vossische Warnungsode*, deren schnöde Verketzerung in der Vorrede zur Religionsgeschichte *Fr. Stolberg* stillschweigend einräumt, Graf *Christian* aber durch lächerliche Verdrehungen von seinem Bruder abzuwälzen sucht. — Die Beylage rügt die Unduldsamkeit der papistischen Kirche, welche die anderen Kirchen für bloss „Tolerirte" erklärt, und die Mitglieder derselben mit den „Banden des Bannes" behaftet haben will. Wer sich in die Mutterkirche zurückschwört, muss am Altare die protestandische Ketzerey verfluchen. „Was *Voss* in seiner Schrift Hartes gegen *St.* und seinen Glauben gesagt haben mag, kann es in Vergleich kommen mit dem was *St.* an *geweihter Stätte* und in einem feyerlichen Augenblicke ausgesprochen hat?"

IV *Unterredung.* Um solche Convertiten zu erhalten, muss nun für möglichstes Verfinstern und Dummmachen, für möglichstes Hemmen aller durch Selbstdenken fortschreitenden Kenntnisse gesorgt werden. — Um das Jahr 750, „in jener grossfinnigen Zeit der Ignoranz," liess der Papst einen Mönch, Virgilius, der gegen die Bibelvorstellung die Erde als Kugel, und auf derselben Gegenfüssler sich dachte, wegen solcher „perversen" und unrichtigen „Lehre," durch den heil. Bonifacius von der Kirche vertreiben und der Ehre des Priesterthums berauben. — Im J. 1619, ein volles Jahrhundert nach der Reformation, schrieb Galiläi seine unsterblichen vier Gespräche über die ptolemäische und copernicanische Weltordnung, mit Vorsicht für die Dummen den Unparteyischen spielend, was ihm auch in Rom und Florenz das Imprimatur erwarb, und nur den Klügern seine Anhänglichkeit an Copernicus' Vorstellung verrieth. Nach der Erscheinung des Werkes ward Papst Urban, ehemals, als Privatmann, Gastfreund und poetischer Lobredner Galiläis, jetzt von listigen Mönchen aufgeregt, sein grausamster Verfolger. Im Kerker der Inquisition musste nun der Greis Galiläi mehrere Wintermonate hindurch schmachten, und darauf vor Mönchen seine seynsollenden ketzerischen Irrthümer öffentlich abschwören, verfluchen, verabscheuen. — Und noch vor ganz Kurzem ward in Rom dem Astronomen *Sattele* der Druck seiner astronomischen Vorlesungen nach Copernicus Lehre vom Censor untersagt. Zeitmeinungen sollen für Religionslehren gelten, und der Papst, dessen Glauben (nach seltsamer Auslegung von Luc. XXII, 32) nicht aufhören könne, der rechte zu seyn, soll als unfehlbares Orakel in der Auslegung erkannt werden. „Dieser Traditionsglaube, sagt einer der Freunde, hat — gegen Gott und sich selbst entscheidend — die Wissenschaft Jahrhunderte lang für viele Tausende zurückgedrückt! Jener Anspruch der Unwissenheit auf Untrüglichkeit lohnt die Entdecker und Freunde der Wahrheit lieber mit Inquisitionskerkern und Martern, als dass sie selbst die Schrift verstehen lernen und der Rechthaberey entsagen will."

V *Unterredung.* Stände die Sonne still, wie Copernicus lehrt, welch ein Riss in die allgemeine Schriftauslegungstradition! „Wenn hier die heiligen Väter irrten, wer mag ihnen über das Übersinnliche trauen?" Nicht geduldet also darf werden, dass die Jugend die Bibel durch reine Sprach- und Sach-Kenntniss und schlichten Verstand verstehen lerne. Auch würde sie bald gewahr werden, wie es um Roms Supremat, und die „auf Gewissensschwäche berechnete römisch-kirchliche Obedienz" stehe. Also die Kunst des Dummmachens geübt! Und dieser dienen besonders drey Geheimnisse: 1) Ja kein Bibellesen ohne die Brille vorgeschriebener Auslegungen. 2) Durchaus keine Auslegungswissenschaft! (Auch die Classiker, nach Jesuitenart, nur „*dialektisch und mechanisch*" erklärt! 3) Verstossung der Vernunft, welcher nur ein paar Magddienste, um die Tradition zu verstehen u. s. w., verstattet seyen. Ein wahrer Greuel, wenn einmal die Philosophie unter die Rechtgläubigen fährt, das Beyspiel eines Franz Ludwig zu Würzburg lehrt das! Aber gesegnet für Obedienz und geistliches Seelenheil ein Mann, wie der münstersche Generalvicar *von Droste*, der Erwecker des Trappistenwesens, dieser „empörenden Menschenscharfrichterey," der im Merz 1820, wie ein unabhängiger Kirchenregent, alle seine „Untergebene" *allein an die zu Münster gangbare Theologie* zu binden, und Jedem, der eine andere (*von seiner Regierung besetzte*) katholische Universität besuche, seine weihenden Hände zu versagen wagte. „Möchten doch (sagt nach so drängenden, neuen Warnungsbeyspielen einer der Freunde) alle unsere redlich gesinnten katholischen Deutschen über den Unterschied des papistischen Römerthums vom besseren alten Katholicismus *selbst zu denken* sich ermannen!"

VI *Unterredung.* „Was ist *Voss*, der Enthüller dieses Führens und Verführens *nach der Entwickelung seines Lebens?*" Bekämpft wird die deutsche Unart, lieber verdächtig zu machen, als zu vertheidigen, und gezeigt, dass *V.* in seinen sogenannten Federkriegen immer der Angegriffene, der Beleidigte war, und dass er in seinen Kämpfen für freyes, aber nie willkührliches Selbstüberzeugungsrecht immer im Ernst fragte: Was ist Wahrheit? nicht wie der vornehmere Pilatus, mit allbezweifelnder Ironie.

VII *Unterredung.* *St's.* unselbstständige „Rebennatur" gesellt zu etwas phaetontischem Phantasieflugе. Sonderbare Zumuthung an eine gerade Ulme, sich *krumm* zu machen, um solches vornehmen und kraftlosen Hinaufrankens und Schwebens willen.

VIII *Unterredung.* *Stolberg*, Anstauner *Lavaters*, zu der Zeit, als *Lavater* selbst noch Anstauner *Gassners* und anderer Schwärmer und Schwärmereyen war. — *Lavater* kam allmählich ins Klare, und setzte Wahrheit über Erblehre und Erbverdienste, während *St.* sich immer mehr verdunkelte.

IX *Unterredung.* *St's.* aristokratisch-illuminatische Satiren in den Jahren 1783 und 84, d. h. *St.* gegen sich selbst; desselben Ansichten über Regierungsformen.

X *Unterredung.* Voreinweihung zur *siebenjährigen Prüfung* auf der Reise nach Italien.

XI *Unterredung.* *St's.* volksempörende Kirchspielvogtsschrift für unprotestantische Lehrformular-Erbschaft, gegen die, für religiöse Selbstüberzeugung arbeitende, dänische Regierung gerichtet.

XII *Unterredung*. *Jacobi's* Briefe über den von „Weib zu gegängelten, Rauchfasschwingenden Salomon," stärker als Alles, was je *Voss* über *Stolberg* ausgesprochen! Er sagt unter Anderem: „Es wird dringend, der Partey der Vernunfthasser, welche blinder Unterwürfigkeit und allen Geistesfesseln das Wort reden — — —, die Stirne zu bieten, sich ihnen einmüthig zu widersetzen, und es nicht zuzulassen, dass Barbarey und Tyranney als ein verlorenes Kleinod mit Wuth und Gewalt wieder herbeygeschafft, und als das einzige Rettungsmittel der Menschheit schamlos angepriesen werde."

XIII *Unterredung*. Der sterbende *Lavater* an *Stolberg*, gegen Papismus und Unfehlbarkeit der Alleinkirche. — *St's*. Antwort.

XIV *Unterredung*. Selbsterklärung des neuesten Papismus gegen die „Verläumdung," als dulde er, ausser der römischen Confession, auch die anderen Arten staatsrechtlich aufgenommener christlicher Gottesverehrungen. *St*. dagegen (für den man das tridentinische *anathema haereticis* bey seinem Übertritt in ein *anathema haeresibus* listig umgedreht haben muss) glaubt, noch in seinem Briefe an *Lavater*, von der Toleranz der papist. Kirche überzeugt seyn zu dürfen; ist indess intolerant genug, den ewig und in eins fort protestirenden Protestantismus des Endigens in Atheisterey zu beschuldigen, deren tüchtiger Diener und Herold — *Kant* geworden sey. Kurze Lösung des psychologischen Räthsels. *St's*. Vorliebe zum Erbglauben, um der Sündenvergebung willen u. s. w. Ferner Beytrag zu dem von Tübingen damals erhaltenen Doctordiplom des zu bekannten Werken aus Berlin (wo er mit Unehre entlassen war) nach Kiel berufenen Chr. Dan. Hermes. — Noch immer in Holstein spuckender Verfinsterungsgeist u. s. w.

XV *Unterredung*. Abwehr des Wahnes, die religiöse Denkfreyheit, weil sie Vernunft und Verstand obenan stelle, nicht aber die Einbildungskraft, habe eine Religion ohne Begeisterung. „Pflicht und Vernunftideale haben ihre eigene, sie haben die einzig wahre Begeisterung in sich — die *ausdauernde*." — Hypertoleranz. — Vertheidigung gegen den Vorwurf, *V*. habe ganze Stände gereizt. *V*. unterscheidet durchgängig den edlen Adelichen von dem geadelten Junker, welcher zum Staatsamte, zum Richteramte, zur Präsidentschaft über die, welche arbeiten gelernt haben, geboren zu seyn sich einbildet, er unterscheidet überall den katholischen Christen von dem römischen Kirchgläubigen, und die Sache, sie sey gut oder schlecht, von der Person. — Schande genug für den Adel überhaupt, wenn *Einige* seiner Classe aus dem Grundirrthum handeln, dass *ihre Rechte* nur in der Verdunkelung neben dem Glaubenszwang zu erhalten seyen. Das Wort, welches die ganze Welt adelte, ist das Wort: Es werde Licht! was als rechtlich bestehen will, muss mit diesem *Uradel* der Menschheit in lichter Harmonie stehen wollen." — Öffentliche Urtheile über *V's*. Warnungsschrift, aus Zeitungen. — *St's*. Abfertigungsschrift. — Des Bruders Christian, des *ci devant* Dichters, kentaurischer Zusatz im Kentaurenstil; — dessen physiognomische und pathognomische Schilderung von *Lavater*, nebst einer ergötzlichen Selbstschilderung in der weissen Frau, dem ehemaligen Kebsweibe eines seiner 1000jährigen Ahnen. — Zum Schluss noch Etwas über Hn. *Perthes*, „den Verleger des bändereichen *Stolbergischen* Legendenbuchs über Religionsgeschichte."

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Jena*, b. Schreiber u. Comp.: *Der Verein unter den Landgeistlichen*. Ein treffliches Mittel, die Fortbildung derselben zu befördern und zu erleichtern. Neun Vorlesungen von *Wilhelm Schröter*, Licent. d. Theol. u. Pfarrer zu Gross-Schwabhausen. 1818. XII u. 162 S. 8. (16 gr.)

Der Geist, der sich in den Begebenheiten des J. 1815 f. kund gethan hatte, „der durch den Glauben an Gott innig belebte, von dem Gefühl für Wahrheit, Recht und Tugend durchglühte, und in diesem Glauben und Gefühle handelnde religiöse Menschengeist, der, weil er sich nicht nur in einzelnen Auserwählten, sondern in ganzen Heeren von allerley Zungen und von der verschiedensten Bildung offenbaret, als ein seltsam grosser, in seinen Wirkungen wunderbarer — als ein göttlicher — erschien," — musste den besseren Geistlichen überzeugen, dass der Sinn für Religion in der menschlichen Natur unvertilgbar gegründet, und der geistliche Beruf kein entbehrlich gewordener sey; er musste ihn aber auch auffodern, auf eine, die menschliche Natur in ihrem Innersten und Heiligsten ergreifende Weise zu wirken zu einem Zwecke, der jedoch verlangt, dass in dem ganzen geistlichen Stande sich eine Kraft bilde, durch welche er fähig werde, in dem religiösen Glauben und Leben anderen Ständen zum Muster zu dienen, und die Überzeugungen, Gefühle, Grundsätze u. dgl., worin zusammen jene Kraft besteht, mit vorsichtiger Klugheit mitzutheilen. Dazu kann nach des Vfs. Urtheil nichts Zweckmässigeres geschehen, als wenn überall die Geistlichen in einzelne Gesellschaften zusammentreten, von denen jede auf die ihr durch besondere Zwecke und Verhältnisse vorgeschriebene Weise den allgemeinen grossen Zweck zu erreichen suchte. Er benutzte also sein Verhältniss, da er zum Director einer theolog. Lesegesellschaft erwählt war, diese Verbindung nach jener Idee einzurichten. Die vor uns liegenden Vorlesungen wurden ausgearbeitet, um die Mitglieder der Gesellschaft mit seinen Wünschen bekannt zu machen.

Wie der Landgeistliche selbst ein guter Christ und ein würdiges Mitglied der christlichen Kirche seyn, wie er das Landvolk überhaupt und die ihm anvertraute Gemeinde insonderheit genau kennen, wie er im Besitze aller der Kenntnisse seyn müsse, durch welche die Landleute zu guten Christen erzogen werden können, und wie er die Geschicklichkeit besitzen müsse, diese Kenntnisse zu diesem allgemeinen Zwecke, wie zu jedem durch ihn bestimmten besonderen, anzuwenden, was Alles dazu gehöre, und wie die Fortbildung in diesen Rücksichten durch Vereine der Geistlichen gefördert werden könne, darüber spricht der Vf. ausführlich, und verbreitet sich dabey über die Pflichten und Beschäftigungen und Verhältnisse des Predigers mit so vieler Wärme und Einsicht, dass diese Vorlesungen von allen Geistlichen nicht nur, sondern auch von denen, die auf geistliche Angelegenheiten Einfluss haben, gelesen und erwogen zu werden verdienen, und dass Niemand, dem es nicht selbst an Werthe fehlt, oder den Vorurtheile nicht blenden, sie ohne Achtung gegen den Vf. aus der Hand legen wird.

HIKL.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STUTTGARDT, b. Metzler: *Voss und Stolberg, oder der Kampf des Zeitalters zwischen Licht und Verfinsterung.* — — Herausgegeben von D. C. F. *Schott* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Zweyter Hauptabschnitt. XVI *Unterredung.* Alle bisherigen, wie sehr auch dem Scheine nach bloss zerstreuten Einzelnheiten, und Eigenheiten sind Folgen und Ergebnisse von weitwirkenden, fortdauernden, auch die neueste Zeit umgarnenden Grundsätzen, an deren Spitze das päpstliche vorgeschriebene Glaubens- und Gehorsams-Bekenntniss sammt der Verpflichtung zum Proselytenmachen und zur Unverträglichkeit mit allen von Rom aus verabscheuten christlichen Nebenculten steht; hieran schliesst sich desswegen eine der Religionsgeschichte und Kirchenstatistik unentbehrliche actenmässige Selbstschilderung dessen, was bis in die neuesten Zeiten herab der Papismus ist und seyn will. Die sich Unterredenden debattiren über folgende Hauptmomente: A. *Des Papstes Ansprüche auf allgemeine Kirchenmonarchie* sind zwar zur Zeit gehemmt durch das mit der Reformation erwachte Protestiren der Selbstüberzeugung bey Protestanten und Katholiken; aber aufgegeben hat die infallible oder wenigstens irreformable Meinungsmacht jene Ansprüche nicht, und das Trachten der geheimen Convertiten geht dahin, durch Sprengung der hemmenden Denkfreyheit den Weg zum gesegneten Mittelalter wieder frey zu machen. Der Papismus will, neben den obrigkeitlichen Monarchieen jedes Landes, allgemeine Monarchie und Herrschaft durch das Gewissen seyn; er will, als innere Macht, welche die Gewissen bindet und löset, alle äussere Macht überbieten, er will universelle Jurisdiction über Glauben und Sitten, d. h. über Alles, und Alles aus Auftrag des Sohnes Gottes, wie *St.* gewöhnlich sich ausdrückt, ausüben. Nicht einmal der Grundsatz einer durch bischöfliche Aristokratie gemässigten Kirchenmonarchie, welche die Untergebenen, Erzbischöfe u. s. w. fodern, soll ausgesprochen werden. (S. die Briefe des Kurfürsten und Erzbischofs Clemens Wenzeslaus von Trier an den päpstlichen Nuntius.) — B. Der neueste Papismus thut späteren Einspruch gegen die, zugleich mit dem Concordat von 1801 in Frankreich zum Staatsgesetz erhobenen, und damals von ihm aus Noth zugegebenen organischen Artikel, welche doch nichts Anderes, als was Staatsregierungen festhalten müssen; 1) die ausdrückliche Autorisation der Regierung zur Bekanntmachung der *Bullen*, selbst der *dogmatischen*, mit Ausnahme der *Bussbreven*, fodern, und 2) festsetzen, dass ohne förmliches Gutheissen der Regierung kein Legat, Nuntius oder Abgeordneter des heiligen Stuhls in Frankreich von einer Vollmacht Gebrauch machen könne. Enthalten doch diese Artikel nichts, als was Österreich und andere Staaten als Pflicht und Recht der Regierung (als *Placitum regium*) festhalten. — C. Beschwerde des neuesten Papismus gegen noch andere Artikel. — D. Während aller dieser Protestationen gegen das staatsrechtlich Nothwendige ist die neueste Papstmacht schwankend zwischen staatswidrigen Grundsätzen. Als Beleg hiezu wird das, anfänglich (seit dem Concordat von 1801) für Napoleon höchst günstige, parteyische, doch späterhin gegen ihn gar sehr veränderte, feindliche, aber endlich, nach Massgabe der Umstände, wieder ganz umgewandelte, schmeichelnde Benehmen Sr. Heiligkeit angeführt. — E. Gleichwohl beharrt die Papstmacht, wenn sie auch nothgedrungen nachgiebt, mit eiserner Unverbesserlichkeit auf ihren Grundsätzen. Sie nimmt keine Übereilung, kein Unrecht, keine Fehlschlüsse, keine Unwissenheitssünde anerkennend zurück, nicht einmal die Bulle, dass die Erhebung des unkatholischen Preussens zum Königreich eine Injurie gegen die Rechte des römischen Stuhles seyn solle. — F. Ehen mit Protestanten erklärt die neueste Papstmacht noch immer für einen Greuel. Merkwürdige, zu Freyburg 1816 vertheidigte Probeschrift, welche die Ehe zwischen ungleichen Glaubensgenossen an sich für höchst unerlaubt, gottlos, verabscheuungswürdig, und nur in dem Falle für — *gültig* erklärt, wenn die moralische Gewissheit vorhanden sey, der katholische Theil werde den ketzerischen den Klauen des höllischen Feindes entreissen. So beharrlich in ausschliessender Rechthaberey ist der römische Clerus, immer geheim auf Einen Punct fortarbeitend, indess in Deutschland protestantische Regenten und Völker überall die katholischen Mitunterthanen in ganz gleiche Rechte aufnehmen, und starre Verabscheuung mit thätiger Liebe erwiedern. Um den wichtigen Punct ungehemmter Eheverbindungen (deren Hinderung auch ein wichtiger Einwurf gegen Gleichstellung der Judenschaft ist) auch in sich selbst aufzuhellen, kommen hinzu Betrachtun

gen über die Nothwendigkeit der Duldsamkeit und Liebe in gemischten Ehen, besonders berechnet auf den durch seine geographische Lage so sehr vereinzelten preussischen Staat. „Es bieten sich doppelte Rücksichten dar; einmal muss der Staat dafür sorgen, dass auch wirklich *jeder* einzelnen Gemeinde, welches Glaubens sie sey, ihre gleichen Rechte unversehrt erhalten werden; dann aber muss er auch besonders dahin streben, zwischen seinen verschiedenartigen Bestandtheilen ein festes Band zu knüpfen, und so durch Einheit mehr Kraft zu gewinnen.“ „Offenbar führen gemischte Ehen nur dann zu diesem grossen Zweck, wenn die Kinder nach Verschiedenheit des Geschlechts im Glauben des Vaters und der Mutter erzogen werden, und so die Verträglichkeit und Annäherung zwischen beiden Parteyen *nicht bloss durch die eheliche, sondern auch durch die längere geschwisterliche Liebe* befördert wird.“ Zeitbedürfniss ist, dass der König den römischen Stuhl bewege, den Katholiken die Ehe mit Protestanten unter den Bestimmungen des preussischen Landrechtes nicht zu erschweren, und zu wünschen ist, er werde nicht länger hartnäckig auf einem Gewissensdrucke bestehen, „der am Ende zu neuem Hader und Verderben führen, und so Gottes Fluch nach sich ziehen würde“ u. s. w. — G. Die neueste Papstmacht fodert neben dem Binde- und Löse-Schlüssel, ausschliessliche Jurisdiction über die Ehen. Sie weiss zu gut, dass, wer sich alle Familienbande in die Hände zu spielen weiss, mehr als zur Hälfte die Weltherrschaft im Stillen fortsetzt. — H. Sie hört ferner nicht auf, alle anderen christlichen Cultus für proscribirte zu erklären. — I. Sie will immer noch, dass in allen Wissenschaften, selbst in der Lehre vom Stillstehen der Erde, man lieber stillstehe, als von Etwas, worin sie einst gröblich geirrt, und die Bibel bis zur Lächerlichkeit falsch ausgelegt hat, nach der Wahrheit öffentlich sich ausspreche. — Daher sie denn auch: K. Alles Lesen von Bibelübersetzungen ohne Begleitung kirchenväterlicher, die Vorurtheile einschiebender Anmerkungen als seelenverderblich schildert und verbietet; ja sogar den Ihrigen den Unsinn aufnöthigt, nur eine Übersetzung aus einer Übersetzung, nicht aber eine unmittelbare Übersetzung aus dem Urtexte, zur Führerin über den Sinn und Willen Gottes u. s. w. annehmen zu dürfen. Die Unterredung schliesst mit den Worten: „Der dunkle Körper der Erde war es, dessen Stillstehen die Papstmacht als Bibellehre behaupten wollte. Aber das Sonnenlicht ist, was feststeht, und die dunkeln Körper müssen sich um dasselbe drehen, oder in ihrer Obscurantennacht erstarren.“

XVII *Unterredung.* Während Alles umher fortschreitend neu wird, glaubt die neueste Papstmacht, vermöge des Princips der Unfehlbarkeit und Unverbesserlichkeit, die Alte bleiben zu *müssen* und zu *können*. Welch ein Widerspruch aber in der päpstlichen Infallibilität zwischen 1814 und 1773, als Clemens XIV aus derselben apostolischen Machtvollkommenheit und auf ewige Zeiten vernichtete, was sein Nachfolger Pius VII für ewige Zeiten wieder herzustellen trachtete! Die Hauptstellen der Clementinischen *Dominus noster ac Redemtor*-Bulle von 1773 werden authentisch mitgetheilt. Sie zeigt das Entstehen und durch die milden Verordnungen mehrerer Päpste allmähliche Gedeihen und Fortwachsen der Jesuiten. — Fernere Geschichte der Jesuiten, Klage über ihre Lehren, als wider die Rechtgläubigkeit und die guten Sitten streitend, über ihre unersättliche Begierde nach irdischen Gütern, über Streitigkeiten und Hadersucht, welche von der Gesellschaft gegen die Bischöfe, gegen die regulären Orden, frommen Stiftungen und Brüderschaften von allerley Art, in Europa, Asien und Amerika erregt worden, und wie dadurch mehrere Könige sich genöthigt gesehen, die Jesuiten aus ihren Reichen zu vertreiben, bis endlich Clemens XIV, damit nicht aller Friede aus der christlichen Kirche verbannt würde, sich gedrungen gefühlt, den Orden von Grund aus aufzuheben und zu vernichten. Wunderbar contrastirt dagegen die *Sollicitudo omnium*-Bulle vom Papst Pius VII, die nach Anpreisung des Jesuitenordens, dessen Wiederherstellung allen Staaten gebietet. — Gegen die päpstliche Zuversicht, dass durch diese jesuitische Todtenerweckung das Heil Spaniens begründet seyn werde (s. das Schreiben Sr. Heiligkeit an Ferdinand VII), ist verglichen Kaiser Alexanders milder und doch kraftvoll motivirter Vertreibungsbefehl der Jesuiten vom 31 März 1820, deren Gesellschaft sich in die Stellen der russischen Ordens- und Welt-Geistlichen zu drängen gesucht, durch Proselyten- und Partey-Machen den Frieden des Reichs gestört, die keckßten Ansprüche gemacht, unter Niemand als sich selbst, nicht einmal unter dem, allen Katholiken in Russland vorgesetzten Metropolitan-Erzbischof von Mohilow, zu stehen; die mit Einem Wort sich unmittelbar unter die Papstmacht desswegen stellen wollten, „um den fremden Gewissensgebieter überall, unter seinem Namen aber sich selbst einzumischen.“ — Auch die schleunige Wiederherstellung des heimlichen Tribunals der Jesuiten sollte die Herrschsucht der Papstmacht fördern, der Inquisition! die in Spanien seit 1481 bis 1808 — 32,382 Menschen lebendig verbrannte, 291,450 einkerkerte und ihrer Güter beraubte — und das im Namen der Religion! Endlich wird der grosse Schlussstein von Allem, die Wiederfoderung des seit dem 9ten Jahrhundert allem Staats- und Völker-Rechte entgegenstrebenden Papstrechts bey jeder Gelegenheit ins Andenken gebracht. Nicht nur durch die Nullitätserklärung gegen den westphälischen Frieden, nicht nur durch neueres Beharren auf dessen Unverbindlichkeit für Katholiken in Deutschland, nicht nicht nur durch das Protestiren gegen die Wiener Congressacte, sondern auch durch die aus der Instruction an einen Nuntius bekannt gewordene, entsetzliche Behauptung, es sey eine Erniedrigung der Kirche, die heiligsten Maximen, nach welchen Ketzer ihre Güter verlieren, und Unterthanen ketzerischer Fürsten von aller Treue losgesprochen werden sollten, nicht ausüben zu können. Daher das so drängende, Alles mit einem Mal umfassende Beharren der Concordate auf der Foderung, dass die *jetzt bestehenden*, d. i. die im Mittelalter *gewordenen Canones* heilig zu halten seyen.

Resultat. Aus diesem Abschnitte stehe hier Fol-

gendes? „*Stolberg*, und wer ihm gleich wird, verbindet, was das Mittelalter im *Staate* hervorgebracht hat, mit dem, was eben dasselbe *in der Kirche* hervorbrachte. *Erbverdienst* scheint ihm mehr gesichert, wenn auch an Erblehre geglaubt wird. Beide sollen als alterthümlich, als Tradition anerkannt werden. Die Alterthümlichkeit bey den Traditionen geht aber nicht höher hinauf als ins Dunkel des Mittelalters." „*Stolberg* und jeder ähnliche Proselyte, welcher zur *Professio fidei* des P. Pius IV schwört, ist nicht zu jener Katholicität übergegangen, welche zwischen dem 3ten und 9ten Jahrhundert sich, mit allmählich steigender Anerkennung des bischöflichen *Primats* von Rom, durch Vereinigung aller Episkopen unter der Form eines allgemeinen Episkopats bildete. Das Glaubensbekenntniss *dieses* älteren Katholicismus ist (s. Unterredung III. IV) in dem ersten Theile der *Professio* enthalten. Das Übrige ist *die römische Glaubenszugabe, welche das Mittelalter allmählich hinzufügte.*" — *Schlusswort*. Ein Zurückgehen ist nöthig, aber nicht ins *Mittelalter*, sondern zum Urchristenthum, zu der Gesinnungsreligion Jesu und der Seinigen; welche das Handeln nach Überzeugungstreue als das allgemeine Beseligungsmittel zeigte, also auch das Suchen der möglichst besten Überzeugung, dieses sicherste, allgemeinste Culturmittel, zur Pflicht gegen Gott und Menschen erhebt.

So viel vom Inhalte dieser für die „Sache der europäischen Cultur, also der Menschheit in ihrer edelsten Entwickelung" so merkwürdigen Schrift. Sie liess uns nach dem Lesen die freudige Überzeugung zurück, dass kein Lichtverbot Kraft hat gegen die innere Macht der freyen Untersuchung und Aufklärung. Die Sonne durchbricht das Nebelgewölk und strahlt in majestätischer Glorie.

Z. W — Y.

HAMM, b. Schulz und Wundermann: *Protestantismus und Katholicismus*, oder *Kampf über Voss und Stolberg in Westphalen.* Eine Reihe von Streitschriften für und wider, gesammelt von Dr. *H. Schulz*, Herausgeber des Rheinisch-westphälischen Anzeigers. 1820. 88 S. 8. (6 gr.)

Das Gesammelte besteht eigentlich nicht aus *Streitschriften*, sondern nur aus fliegenden Blättern und kleinen Aufsätzen, welche theils für den westphälischen Anzeiger bestimmt, theils darin schon abgedruckt waren. — Es war zwar billig, dass der westphäl. Anzeiger beiden Theilen Raum gab, ihre Ansichten gegen einander auszusprechen; doch scheint er der allein Recht habenden, folglich zudränglicheren Partey sich, nach Localumständen, mehr accommodirt zu haben. Es ist daher sehr gut, dass seine Gegend besonders jetzt das Nähere Für und Wider beysammen erhält, und es nun um so besser mit einander vergleichen kann, da nach S. III der Vorrede in derselben „eine wunderbare Mischung, in welcher Katholiken und Protestanten durch einander wohnen und leben, und eine an sich schon reizbare, durch mehrere (!!) neue Vorfälle von Neuem gereizte Stimmung herrscht." Auch genoss *Stolberg* bey seinen Glaubensgenossen eine höhere, fast an das Religiöse streifende Verehrung. „Mögen nun Alle, welche besser als latrappisch nachdenken können, ihn und den Gang seines Gemüthes bis zum Übertritt in die päpstliche Kirche, und die Art oder vielmehr Unart, wie er sich vor und nach demselben gegen alle Andersdenkende betrug, nebst seinem wohlbefolgten Schwur zur Proselytenmacherey, sowie dessen eigenes Bekenntniss, ein gar grosser Sünder, und also nichts weniger, als ein Heiliger gewesen zu seyn, auch aus dieser Sammlung und aus seinem Büchlein von der Liebe kennen lernen." — Es war von jeher weniger davon die Rede, *dass* er übertrat, sondern vielmehr von der Denkart, mit welcher er übergetreten ist, und von der Art, in welcher er als ein Übergetretener immerfort in aufbrausender Allein-Rechthaberey zelotisch sich geberdete und handelte, und Andere zu handeln unablässig nöthigen wollte; *das* wird gerügt, und ist bleibenden Tadels werth.

Das Denkwürdigste in den hier abgedruckten Fragmenten ist die *Absolutionsformel*, mit welcher ein solcher convertirter Ketzer *enthetzert* wird. Hier wird er förmlich genannt und behandelt als ein *haereticus toleratus in partibus Germaniae.* Uns Nichtkatholische Alle erklärt also der fremde Universalregent in Rom für nur — in Deutschland Tolerirte, während alle protestantischen deutschen Staaten die katholischen Mitbürger in gleiche Rechte mit den (tolerirten, intoleranten) protestantischen aufgenommen haben. Weil aber der Conversus doch ein in *Theilen* von Deutschland tolerirter *haereticus* gewesen sey: so sollen, heisst es weiter, andere Ceremonieen, wie namentlich der „Verberation" mit ihm nicht vorgenommen werden, zu welcher Schonung ihm gewiss die Tolerirten, auch als Übertretenden, aus Toleranz und Mitleiden Glück wünschen. Sich noch früher, als im Fegfeuer, verberiren zu lassen, möchte freylich auch dem Gr. *St.* abschreckend gewesen seyn. Dagegen musste er die *Professio Fidei*, wie Papst Pius IV sie vorgeschrieben, ablegen. Diese besteht zuerst in dem als apostolisch angenommenen Symbolum, welches ganz angeführt ist, und also das, was, ungefähr um das Ende des V Jahrhunderts, die ältere *regula fidei* und die *Tradition* gewesen war, enthält und angiebt. Recht deutlich und handgreiflich davon geschieden und folglich, als das in der Urüberlieferung noch nicht Enthaltene anerkannt, werden hierauf dem alten Symbole eine Menge späterer Sätze angehängt und doch der früheren Traditionsformel gleichgestellt. Erst in diesen Zusätzen kommen dann Anfangs die Unterscheidungslehren der *sancta catholica ecclesia* hervor, bis endlich diese *catholica* mit der *romana ecclesia* und dem *romanus pontifex* in Eins zusammengebracht und identificirt wird. Dann erst, am Ende, folgt die so weit vom *Symbolum apostolicum* abgehende, hier zum Schlussstein gemachte Formel: „*Sanctam catholicam et apostolicam romanam ecclesiam, omnium ecclesiarum matrem et magistram agnosco, romanoque pontifici, b. Petri, apostolorum principis, successori ac Jesu Christi vicario, veram obedientiam* (nicht einmal

mit Einschränkung auf *Spiritualia*) *spondeo et juro.*" Aber wie weit läßt sich dieß vermöge seiner Unbestimmtheit nicht ausdehnen! Zunächst schon dahin, daß der Entketzerte nicht bloß die Lehre, sondern Alles, was vom *Concil. Trident. tradirt* sey, *indubitanter* annehme, und alle *contraria* (also auch die gewöhnliche, nur den aufgeklärten und gelehrten Katholiken stillschweigend nachgesehene Nothhülfe, daß man nur die Lehre, nicht gerade auch die Disciplin des Concils anzunehmen habe), sowie alle und jede von der römischen Kirche verdammte, verworfene Ketzereyen gleichfalls damnire, rejicire und anathematicire. — Dieses Alles erkennt dann sogleich der Übertredende und Abschwörende förmlich und wörtlich als den *wahren* katholischen Glauben, außer welchem Niemand selig seyn kann; „*hanc veram catholicam fidem, extra quam nemo salvus esse potest, quam in praesenti sponte profiteor ac veraciter teneo;*" — und alle gutgemeinten oder verschönernden Wendungen vermögen nichts dagegen, daß diese römische *ecclesia* und Papst Pius IV Allen, die nicht seiner *romana omnium magistra* und ihm, dem *romano pontifici*, in wahrer Obedienz angehören, das Seligseyn, *salvum esse*, absprache. — Für eben diese einzig seligmachende *Fides* aber muß dann der Abschwörende sogleich auch geloben und schwören, aus allen Kräften zu sorgen, daß sie auch von allen seinen Untergebenen und seiner Fürsorge Anvertrauten festgehalten werde. — Kann man dieß anders verstehen, als daß sich auch *Stolberg* zum eifrigsten Bekehrer und Proselytenmacher für die Obedienz gegen die römische Kirche und den Vicarius Jesu Christi schwörend verpflichtet habe? Und diesen Schwur hielt er allerdings, und hielt ihn gern, weil er ihm der Erblehre, zu Unterstützung auch der geerbten und erblichen Verdienste, *gern* geschworen hatte. Die Worte des Schwures sind: *eandem (hanc veram, catholicam fidem, extra quam nemo salvus esse potest) integram et inviolatam* [d. i. auch ohne die mildernden, lockenden Auslegungsversuche] *usque ad extremum vitae spiritum constantissime, Deo adjuvante, retinere et confiteri atque a meis subditis vel illis, quorum cura ad me munere meo spectabit, teneri, doceri et praedicari, quantum in me erit, curaturum ego idem N. spondeo, voveo ac juro. Sic me Deus adjuvet et haec sancta evangelia.* — Wenn nun dennoch, Dank sey es der seit der Reformation unabwendbaren Aufhellung zur Selbstüberzeugung, von vielleicht den meisten Mitgliedern der deutschen katholischen Kirche nicht mehr zu befürchten ist, daß sie bey ihren Untergebenen und Pflegebefohlenen zum Halten an jenen Glaubensartikeln möglichst zu wirken suchen: so ist klar, daß sie sich dadurch mehr apostolich-katholisch, als römischkatholisch und päpstlich bezeigen. — Der Schluß der Formel ist eine vollständige Absolution von allen bis dahin begangenen Sünden, so daß sich der Abschwörende dann wenigstens nicht mehr wegen der *ante acta* für einen großen Sünder zu achten und vor den göttlichen Zorngerichten zu zittern brauchte.

Über den Inhalt der Für und Wider urtheile Jeder selbst. Nur eine historische Bemerkung. Der sich so nennende westphäl. *Eremita*, ein Hr. *Sommer*, Vf. der Schrift von der „Kirche in unseren Tagen" (S. 56), giebt sich zweymal vergebliche Mühe, die *Vossische* Enthüllung in eine gehässige Beziehung auf andere Zeitbegebenheiten hineinzurücken. S. 54 schreibt er: die Schrift von *Voss* ist eine Folge des 20 Sept. 1819, und schon S. 25 deutet er an, daß, weil man jetzt in der Politik den modernen Chorus geschweigt habe, dieser durch kirchliche Polemik das *vacuum* zu füllen suche. Aber Hr. *Sommer* giebt sich selbst so weit für einen Bekannten des verstorbenen Grafen an, daß er, so sehr er auch nur als Eremite erscheinen will, gewiß erfahren konnte, die *V'sche* Schrift sey lange vor dem 20 Sept. 1819 bearbeitet, und bereits, ehe jene Beschlüsse bekannt wurden, im Drucke gewesen. Eine gute Zeit früher hatte *Voss* den Söhnen *Stolbergs* selbst seinen Entschluß offen mitgetheilt, und der Hr. Graf versuchte, lange vor dem 20 Sept., durch Fürbitte der Frau *Voss*, des ihm bekannten kräftigen Beurtheilers Leuchte von sich und seinen Umtrieben abzulenken. Gehörte es nun etwa auch zu den Eremitenkünsten, Alles dieses zu ignoriren, die Zeitverhältnisse zu verdrehen, das *Vossische* reine Opfer der Wahrhaftigkeit mit sykophantischem Gifte zu bestreuen, und ganz entschieden in eine Beziehung zu stellen, an welche dabey noch nicht gedacht seyn konnte? Heiligt auch *diesem* Eremiten der Zweck die Mittel? — Hassenswerth, schreibt S. 52 dieser neue *St. Antonius e diserto*, hassenswerth müßte *Voss* jedem Katholiken erscheinen! und so will ihn also dieser Hasser sogleich auch in politische Verdächtigkeit hineinlügen. — *Er* nennt Andere Fanatiker; aber die meisten Fanatiker hatte man immer unter den Eremiten.

Obige Sammlung sehen wir auch herausgegeben unter dem Titel: *Voss und Stolberg*. Eine Reihe von Streitschriften, gesammelt von Dr. *H. Schulz*; und können daher nicht umhin, hier dem Hn. Grafen *Stolberg*, welcher in seinen Schriften gar oft und sehr zu bitten pflegte, man möge doch ja nicht etwa den einen heil. Kirchenlehrer mit seinem Namensverwandten (an welchen vielleicht ohnehin kein Leser gedacht hätte) verwechseln, nachzuahmen, und unsere Leser zu bitten, diese *westphäl. Voss und Stolberg* ja nicht zu verwechseln, und wohl zu unterscheiden von den zu Stuttgardt von Dr. *Schott* herausgegebenen „*Voss und Stolberg, oder der Kampf des Zeitalters zwischen Licht und Verdunkelung*," einer Schrift, die vorher angezeigt worden.

Es ist zu erwarten, daß selbst die Abfertigungen der Hnn. Grafen, *Fritz* und *Christian v. Stolberg* gegen *Voss* bis auf den absichtlichen Schreibfehler des Hn. *Perthes* herab eine Art von *Unvergeßlichkeit* erhalten werden, da sie hier mit Hauptangelegenheiten des Zeitalters, wenigstens wie Folien (*feuilles?* oder *folies?*) in Verbindung gesetzt sind, während zugleich manches fast Vergessene von *Lavater*, von *Fr. Jacobi*, auch von *Claudius*, Hn. v. *Saalbader* u. A. unvergeßlicher (oder unvergeßbarer?) gemacht wird.

D. A.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1821.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Franz: *Der Zweck Jesu, geschichtlich und seelkundlich dargestellt.* Ein Versuch von einem innigen Freunde Jesu und seines heiligen Werkes. 1816. XVI u. 193 S. 8. (18 gr.)

Seit der Erscheinung des *Reinhard*'schen Versuchs über den Plan Jesu haben es mehrere Schriftsteller unternommen, den Zweck Jesu genauer zu erforschen und darzustellen. Zuletzt thaten diess *Märtens* in seiner lesenswerthen Schrift: Jesus auf dem Gipfel seines irdischen Lebens, und *Greiling* in seinem Leben Jesu von Nazareth. Rec. fand sich veranlasst, gegenwärtige Schrift zunächst mit der *Greiling*'schen zu vergleichen, weil der Vf. erklärt, dass, wenn sein Versuch bey der Erscheinung des *Greiling*'schen Buches nicht schon vollendet gewesen wäre, er vielleicht ungeschrieben geblieben seyn würde. Nach seiner Ansicht war eine mit frommer Liebe zu Jesu bearbeitete Geschichte seines Wirkens, welche sich den herrschend werdenden Vorstellungen der deutschen Christen mehr näherte, als die älteren Arbeiten dieser Art, und doch frey wäre von den meisten leichtsinnigen Ansichten des Unglaubens, ein wichtiges Bedürfniss unserer Zeit; und dieses bestimmte ihn zu der gegenwärtigen Arbeit. Ob nun gleich das *Greiling*'sche Werk einem solchen Bedürfnisse einigermaßen abgeholfen hatte: so wollte doch der Vf. seine Darstellung nicht zurückhalten, zumal da er hie und da von Hn. *Gr.* abweicht. Die Schrift besteht aus neun Abschnitten. Im 1sten wird der Zustand des israelitischen Volkes zur Zeit der Geburt Jesu bis zu seinem öffentlichen Auftreten geschildert, der 2te enthält die Geburts- und Jugend-Geschichte Jesu, der 3te handelt von den Lehr- und Erziehungs-Anstalten unter den Israeliten zur Zeit Jesu, der 4te von Johannes dem Täufer, der 5te von der Wahl des Berufskreises Jesu, der 6te von der Wahl und Bildung der Apostel; im 7ten wird gezeigt, wie Jesus seine Absichten auch Fremden und dem gesammten Volke vorlegt; der 8te enthält einige Worte über die Heilungen Jesu, der letzte die Geschichte der letzten Wochen des Lebens Jesu. Bey dem damaligen Zustande des israelitischen Volkes, sagt der Vf., musste nothwendig in einem von Vaterlandsliebe glühenden und die hohe Würde seines Volks fühlenden Israeliten tiefer Schmerz sich regen, und bey der gewissen Überzeugung, dieses Volk sey dem Untergange nahe, und mit diesem Untergange werde auch die Kirche Israels in den Strudel der Vernichtung sinken, der Entschluss entstehen, diess Heiligthum der Menschheit zu retten, wenn auch das Volk nicht zu retten wäre. Dieser Entschluss musste reifen und zur That werden, wenn er bedachte, er stamme aus königlichem Geblüte ab, und gehöre einer Familie an, welche einst den Wohlstand seines Volkes begründete, wenn er sichs vorstellte, diese Familie sey von Gott auserseben, dem Volke einen Retter zu geben, er selbst aber vielleicht dazu berufen, dieser Retter zu werden, wenn er endlich erwog, was die Hirten, was die morgenländischen Gelehrten, was Simeon und Hanna gesprochen, und welche herrliche Gedanken voll Hoffnung und Glaubens sich in dem Herzen seiner Mutter befestigt hatten. Bey der Entstehung und Geburt Jesu sucht der Vf. das Übernatürliche, das man gewöhnlich in der evangelischen Geschichte findet, zu entfernen. Die wunderbare Engelserscheinung, welche Maria hatte, erklärt er für Wirkung des bey ihr zur fixen Idee gewordenen Gedankens, *sie* könne wohl die Mutter des grossen Nationalretters werden. Um die Entstehung Jesu ganz natürlich zu erklären, nimmt der Vf. an, dass Maria schon, ehe Joseph mit ihr bekannt worden sey, in einer rechtlichen ehelichen Verbindung gelebt, aber ihren Gatten entweder durch den Tod oder durch einen Scheidebrief schnell verloren habe, dass dieser Umstand dem Joseph dann erst kund gethan worden sey, als die nicht vermuthete Schwangerschaft dazu nöthigte, damit der Schein der Unzüchtigkeit entfernt würde, und dass Joseph der Maria darum treu geblieben sey, weil sie in Ehren, *mit frommen Sinn ein hartes Schicksal tragend* (mit heiligem Geiste) schwanger geworden war. Indem nun bey Jesu durch seine Mutter der Gedanke angeregt und unterhalten worden war, er sey zum Herold der Wahrheit erkoren, wusste er gewiss als Knabe und Jüngling und in den vieljährigen Festreisen mancherley Quellen der Einsicht und des Forschens sich zu eröffnen, und liess die philosophisch-religiösen Schulen der Israeliten nicht unbenutzt. Insonderheit erklärt der Vf. sich für die Behauptung, Jesus sey mit der Verfassung und mit den Grundsätzen der Essäer genau bekannt gewesen, und habe Vieles davon gebilligt, aber auch das Engherzige und Geistesschwächende dieser Gesellschaft erkannt, und daher den Entschluss gefasst, in einer neuen Form etwas Ähnliches hervorzurufen. Als Retter der Kirche Israels

muſste er in der Eigenſchaft des Religionslehrers und Propheten wirken; aber da Lehren allein kein volles Thun iſt: ſo wollte er die ächten Israeliten in eine enge, feſte Verbindung verſammeln, und die Kirche Israels auf eine ſichtbare Weiſe darſtellen, einen ſichtbaren Kirchenſtaat unter den Juden gründen. Von dieſem idealen Kirchenſtaate ſollten die erwählten Apoſtel der Kern ſeyn; daher widmete Jeſus ihrer Bildung einen groſsen Theil ſeiner Zeit und ſeiner Kräfte, und ſtrebte, ihnen einen freyen, über alle Liebe zum Irdiſchen erhabenen Sinn einzuflöſsen, unterrichtete ſie auch in der Heilkunde. Und weil er wohl ſein Endſchickſal vorausſah, und gut wuſste, daſs es mit den Erwartungen des Volkes in Widerſpruch ſtehen würde: ſo machte er zuvörderſt ſeine Jünger damit bekannt, und ſuchte bey ihnen treue Anhänglichkeit an ſeine Perſon und Entſchloſſenheit, für ſeine Sache aus Liebe zu ihm Alles zu wagen und zu dulden, feſt zu gründen. Aber er legte auch ſpäter ſeine Abſichten Fremden und dem geſammten Volke öffentlich dar, aus den brauchbaren Beſtandtheilen der alten Kirche Israels und dem von ihm hinzuzufügenden Beſſeren eine neue Kirche zu erbauen. Doch bald erkannte er auch, daſs auf die Menge ſeiner Zeit nicht zu wirken ſey, und ſo hielt ſich ſein Glaube nur an die Zukunft, und ſein Blick richtete ſich auf ſeine Jünger, er ſelbſt aber konnte ſeinem unvermeidlichen Tode ruhig entgegenſchauen. Ohne es ſich zum Zweck gemacht zu haben, wurde er durch das Zuſammentreffen der Umſtände der Mittelpunct einer neuen Zeit, in welcher alle Strahlen einer höheren Bildung unſeres Geſchlechts zuſammenlaufen, um welchen ſich ein ganz neuer Zuſtand der Erde geſtaltet hat, und geſtalten wird, ſo lange ſie ſteht. Vergleichen wir nun gegenwärtige Schrift mit der des Hn. *Greiling*: ſo finden wir an beiden Vff. eine gleich ſtarke Hochachtung gegen Jeſum, eine gleich ſtarke Liebe und Verehrung, ein gleich ſtarkes Beſtreben, eben dieſe Gefühle bey Anderen zu beleben und zu erhöhen; wir bemerken, daſs beide in der Abſicht des Zweckes Jeſu der Hauptſache nach übereinſtimmen, und zu verſtehen geben, es habe nicht im Plan Jeſu gelegen, eine Univerſalreligion zu ſtiften; daſs ferner beide die Bildung Jeſu von Innen heraus leiten, und ſie nicht als ein Wunder betrachten, ſondern auch die äuſseren Bildungsmittel nachweiſen, durch deren Benutzung Jeſus allmählich zu dem groſsen Manne reifte, der er ward. Beide kommen endlich auch darin überein, daſs ſie Jeſum für einen allgemeinen Wohlthäter und Retter der Menſchheit anſehen, und meinen, er ſey das nicht abſichtlich, ſondern durch ein beſonderes Zuſammentreffen vieler Umſtände geworden. Am meiſten unterſcheidet ſich unſer Vf. von *Greiling* darin, daſs er alles Wunderbare in den Schickſalen und Thaten Jeſu natürlich zu erklären ſucht, und weniger zwiſchen Rationalismus und Supernaturalismus ſchwankt, als dieſer. Um z. B. die Heilungen, welche Jeſus vornahm, begreiflich zu machen, nimmt er an, die Geneſung der Kranken möge wohl nicht von Dauer, ſondern nur ſehr temporär geweſen ſeyn; auch dürfe man die Zahl der Geheilten in den drey Jahren der Wirkſamkeit Jeſu höchſtens auf dreyſsig ſetzen. Aber für das Erſte findet man in den evangeliſchen Erzählungen gar keinen Grund, und das Letzte läſst ſich wohl darum nicht beſtimmt behaupten, weil wir nicht wiſſen können, ob die Geſchichtſchreiber Jeſu alle ſeine Handlungen dieſer Art aufgezeichnet, oder ſich nur auf einige beſchränkt haben. Eben ſo wenig genügt uns die Ausflucht zur natürlichen Erklärung der Entſtehung Jeſu, daſs Maria vorher verheirathet geweſen ſey. Wie konnte ſie dann fragen: wie ſoll das zugehen, ſintemal ich von keinem Manne weiſs? Sehr gezwungen ſcheint auch die Erklärung der Worte: πνεῦμα ἅγιον ἐπελεύσεται u. ſ. w., wenn der Vf. meint, Maria ſey mit heiligem Geiſte, d. h. in Ehren, mit frommen Sinn ein hartes Schickſal tragend, ſchwanger geworden. Es wird in dieſen Worten offenbar die übernatürliche göttliche Kraft als wirkende Urſache bey der Schwangerſchaft der Maria angegeben, aber nichts davon, auch nur leiſe angedeutet, daſs der heilige Geiſt einen frommen Sinn in der Maria gewirkt habe. Wir begnügen uns mit dieſen wenigen Bemerkungen, und müſſen dem Vf. das Zeugniſs geben, daſs er mit vielem Scharfſinn und mit lebhaftem Gefühl für Jeſum und ſeine Sache gearbeitet, und manche exegetiſche und hiſtoriſche Schwierigkeit glücklich gelöſt habe. Auch ſind wir ganz der Meinung des Vfs. und Hn. *Greilings*, daſs es wohl nicht in dem urſprünglichen Plane Jeſu gelegen habe, eine Univerſalreligion zu ſtiften, ſondern daſs er ſich Anfangs nur auf ſeine Nation beſchränken wollte, aber durch die Umſtände der Stifter eines allgemeinen moraliſchen Reiches Gottes auf Erden wurde. Ob übrigens dieſe Schrift auch für Nichttheologen, und beſonders für Ungelehrte, lesbar ſey, möchten wir doch bezweifeln.

7. 4. 5.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

FRANKFURT a. M., b. den Gebr. Wilmanns: *Aureliens Stunden der Andacht.* Ein Erbauungsbuch für Töchter aus den gebildeten Ständen, von *Jakob Glatz*, kaiſerl. königl. Conſiſtorialrath in Wien. 1820. VI u. 469 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der als aſcetiſcher und pädagogiſcher Schriftſteller rühmlich bekannte Vf. dieſer Andachten liefert hier ein Erbauungsbuch, das bey der ziemlich bedeutenden Anzahl von ähnlichen Büchern, die in den letzten Jahren erſchienen und zum Theil ſehr empfehlungswerth ſind, keinesweges als überflüſſig zu betrachten iſt. Er hat dabey die Abſicht vor Augen, zunächſt der reiferen weiblichen Jugend eine Reihe moraliſch-religiöſer Betrachtungen darzubieten, durch dieſelben ihren Geiſt und ihr Herz zu höheren Regionen empor zu heben, und zu ihrer ſittlich-religiöſen Bildung und Veredlung mitzuwirken. Rec. iſt überzeugt, daſs bey zweckmäſsigem Gebrauche dieſes Erbauungsbuches die Abſicht des Vfs. gewiſs werde erreicht werden. In allen einzelnen Betrachtungen wehet ein frommer ſittlicher Geiſt, der das zarte weibliche Gemüth ſehr wohlthätig anſpre-

chen muss. Der Vf. redet vom Heiligen heilig und würdig, edel und doch fasslich, erschöpfend und doch nicht ermüdend. Das Ganze besteht aus 39 Betrachtungen, die meistentheils mit passenden Versen durchflochten sind. Sie führen folgende Überschriften: Die Stunden heiliger Stille und Andacht — Hinblick auf die Schöpfung — die Sonne — der Mond — der gestirnte Himmel — der Mensch — Gott — Gott, der höchste Geist — Gottes Grösse und Allmacht — Gott, die höchste Weisheit — des Höchsten Allgegenwart — Gottes Allwissenheit — Gott, die höchste Liebe — Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes — Gottes Unveränderlichkeit und Ewigkeit — Göttliche Vorsehung — Verehrung Gottes im Geist und in der Wahrheit — Hoher Beruf des Menschen — Unsterblichkeit — Weiblicher Beruf und Wirkungskreis — Pflichten in Beziehung auf den Körper — Bildung des Geistes — Veredlung des Herzens — Religiöser Sinn — Edlere Weiblichkeit — Wahres Lebensglück — Häusliches Leben und häusliches Glück — Zufriedenheit und heiterer Sinn — Freundschaft und Liebe — Tage der Prüfung — Jesus — Am Tage der Ablegung des öffentlichen Glaubensbekenntnisses — Am Tage der Abendmahlsfeyer — Selbstprüfung — Frühlingsbetrachtung — Am Geburtstage — Morgenbetrachtung — Abendbetrachtung — Am Neujahrstage. — Hierauf folgt eine Auswahl religiöser Gesänge von fremden Verfassern. — So sittlich-religiös der Geist ist, welcher in diesen Betrachtungen athmet: so vermisst Rec. doch ungern in den meisten den biblischen und besonders christlichen Geist. Das an lehrreichen und erwecklichen Auftritten so reiche Leben und Wirken Jesu hätte wohl noch zu wenigstens einigen anderen Betrachtungen herrlichen Stoff dargeboten, als die wenigen sind, welche die Überschriften führen: Jesus — Am Tage der Ablegung des Glaubensbekenntnisses — Am Tage der Abendmahlsfeyer — Selbstprüfung. Wären diese nicht eingeschaltet: so könnte man das Ganze beynah für ein bloss naturreligiöses Erbauungsbuch halten: denn sehr selten wird ein Ausspruch Jesu angeführt. Eben so ungern vermisst Rec. passende Betrachtungen für individuelle und besondere Lagen und Ereignisse des Lebens, z. B. beym Tod eines geliebten Familiengliedes, eines Vaters, einer Mutter, einer Schwester — in Krankheit — bey schmerzlichen Trennungen u. s. w. Auch wären wohl Betrachtungen an den wichtigsten christlichen Festen nicht am unrechten Orte gewesen, wenn der Vf. dergleichen hier mit aufgenommen und dadurch das Buch mehr zu einem christlichen Erbauungsbuche erhoben hätte.

7. 4. 5.

Leipzig, b. Hartmann: *Praktische Erklärung der Sonn- und Festtags-Perikopen für Lehrer in Elementarschulen*, von *Johann Friedrich Gottlob Löser*, Superintendenten zu Jessen. 1819. 318 S. 8. (20 gr.)

Dem Titel nach erwartet man eine Erklärung der Evangelien und Episteln. Allein dieses nützliche Buch verbreitet sich nur über die Evangelien. Mit Recht lobt der Vf. die Einrichtung, dass in vielen Landschulen die Sonn- und Festtags-Evangelien besonders gelesen und erklärt werden, und seine Absicht bey der gegenwärtigen Schrift geht dahin, den Schullehrern ein Buch in die Hände zu geben, dessen sie sich als Hülfsbuch zur praktischen Anwendung der Evangelien bedienen können. Er hat zu dem Ende den Text erklärt, indem er ihn bald umschrieb, bald zusammenzog, bald Wort für Wort übersetzte, sowie es seine Absicht, praktische Regeln aus demselben herzuleiten, erfoderte. Er hat sodann diesen Text mit Anmerkungen versehen, bey welchen Alles übergangen ist, was unfruchtbar für das Herz ist und bloss Gelehrte interessiren kann. Auch bey schweren, mehr als Eine Auslegung zulassenden Stellen hat er sich nur an das Praktische gehalten. Die vorausgeschickte Einleitung in die Evangelien ist zweckmässig, und die Bearbeitung der Evangelien selbst als sehr brauchbar für Schullehrer zu empfehlen. Der Vf. hat die im Königreich Sachsen auf einige Sonntage veränderten Evangelien bearbeitet. Es wäre jedoch zu wünschen, dass er auch die älteren berücksichtigt hätte, weil doch nicht in allen Ländern diese Veränderung gemacht worden ist. Eine ähnliche Bearbeitung der epistolischen Perikopen würde gleichfalls nützlich und willkommen seyn, wenn der Vf. sich darauf einlassen wollte.

7. 4. 5.

Gotha, in der Reiher'schen Buchhandl., u. Leipzig, b. Steinacker: *Predigten und Wanderungen durch das Gebiet der Menschheit und Religion*, ein Haus- und Lebens-Buch für alle deutsche Familien, von *Joh. Friedr. Weingart*, Rector zu Herbsleben im Gothaischen. 1819. 204 S. 8. (12 gr.)

Der Titel hat bey Rec. eben kein gutes Vorurtheil für diese Schrift erregt. Denn was soll man sich Bestimmtes unter Wanderungen durch das Gebiet der Menschheit und Religion denken? Und wenn das Büchlein ein Haus- und Lebens-Buch für alle deutschen Familien genannt wird: so glaubt man darin bald eine Anmassung zu finden, der man nicht hold seyn kann. Nachdem Rec. sich hinlänglich mit dem Werke bekannt gemacht hat, muss er auch urtheilen, dass dieses Lob demselben nur gegeben ist, um viele Käufer anzulocken. Nützlich kann allerdings diese Sammlung von 11 Predigten und 16 kurzen Aufsätzen religiösen Inhalts, gleich unzähligen anderen ascetischen Schriften, in christlichen Familien werden; aber so ausgezeichnet vor vielen, dass sie ein Haus- und Lebens-Buch für sie heissen könnte, ist sie nicht. Der Ausdruck ist mehrentheils gut, oft schön, aber doch auch zuweilen zu hoch und selbst etwas schwer zu verstehen. Der Inhalt ist erbaulich, aber das ist auch alles Gute, das man davon sagen kann: denn was die Predigten anlangt: so sind die Themata gewöhnlich, und die Ausführung ist fast nie kunstgemäss. Denn wie kann z. B. gleich das Thema der ersten Predigt: In was für grossen Beziehungen das Fest der Menschwerdung Jesu zu dem Menschenleben steht, gut ausgeführt werden, wenn darin 1) gezeigt

wird (oder werden soll), dass es zu einer frommen Begeisterung erhebt, 2) den seligsten Frieden in des Menschen Brust senkt, 3) uns mit sanfter, lieblicher Tröstung erfreut, und 4) zu den frohesten Hoffnungen erhebt! In der zweyten, wo über die grosse Wahrheit, dass über den Menschen herrsche und walte ein gerechter Gott, gepredigt werden soll, wird erstlich die Gerechtigkeit selbst beschrieben und zu ihr ermahnt, und dann gezeigt, dass wir, wenn wir Gerechtigkeit lieb haben, Vertrauen zu Gott wegen seiner Gerechtigkeit fassen, auch ein ewiges Leben hoffen können. An andere Proben der göttlichen Gerechtigkeit, als die im Gewissen (das doch auch schlafen, ja sich verstocken kann) und nach dem Tode, denkt der Vf. dabey nicht. In der vierten: der Christ unter allen Umständen ein Segner und Beglücker der Menschheit, wird man erwarten, dass auf *das in allen Umständen* besondere Rücksicht genommen werde, aber man findet im ersten Theil, dass der Christ Tugend besonders befördern und uneigennützig seyn müsse, und im zweyten, dass er alsdann sein eigenes Leben heiligen werde, der Gnade Gottes sich erfreuen dürfe, und in den Tagen des Unglücks sein Haupt emporheben könne. In der fünften soll der Herbst 1) als sanftes Bild des Todes, dann 2) als ernster Wink der Belehrung dargestellt werden; aber ist er das Zweyte nicht schon durch Erste, und kommen nicht auch im ersten Theile Belehrungen vor? So könnte Rec. alle Predigten durchgehen, und fast in allen Verstösse wider die Richtigkeit der Disposition auffinden. Bey der sechsten will Rec. nur noch bemerken, dass der Vf., wie so viele Homileten, lehrt, die Leiden befördern die Tugend, da er doch sagen sollte, sie können, sie sollen sie befördern. Selbst bey dem besten Christen haben sie nicht immer diese Wirkung, bey manchen Menschen wirken sie gewiss sehr schädlich, und werden Versuchungen. Auch hier erwartete man nach dem Thema: der Christ im Kampfe mit dem Unglück, die Beschreibung, wie er sich dabey verhalte, nicht so sehr, welchen Nutzen er daraus ziehe, oder Beides. Die angehängten kurzen Aufsätze sind theils eine Sammlung von einigen Sentenzen, von denen mehrere gut ausgedrückt sind, theils Ergiessungen religiöser Gefühle, die, wenn man hie und da eine etwas gekünstelte Sprache übersieht, wohlthätig werden können.

Dsr.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. 1) *Baireuth*: *Antrittspredigt*, gehalten den 14 Jun. 1812 zu St. Georgen b. Baireuth von D. *J. G. Reuter*, Pfarrer. 18 S. 8.

2) *Burg Friedberg*, gedr. b. Feudtner: *Antrittspredigt* über Apostelgesch. 4, 32 — 33. am Sonnt. Miser. Dom. 1817. Von *Ludw. Güffell*, Stadtpfarrer in Friedberg. 15 S. 8.

3) *St. Gallen*, b. Zollikofer: *Zwey Predigten* am Tage der *Wahl* und beym *Antritt* der Pfarrstelle — am 6 und 20 Hornung 1814 von *Siegm. Scheler*, Pf. zu Kirchberg. 1814. 45 S. 8. (4 gr.)

4) Ebendaselbst: *Des Vaterlandes Freude bey der glücklichen Heimkehr seiner Söhne aus dem Felde.* Predigt am 3 Dec. 1815 gehalten von demselben. 1815. 15 S. 8. (2 gr.)

In No. 1 wird nach Apostelgesch. 20, 28 *die hohe Würde und Wichtigkeit des Berufs eines christlichen Predigers* aus einander gesetzt. Der Eingang, in welchem der Vf. ganz von sich und dem Gange seines Schicksals redet, ist vielleicht das Beste der Predigt. In den Theilen ist übrigens ein grosses Missverhältniss, indem der erste allein um ein Drittel länger ist, als beide andere zusammen. Der Vf. scheint gegen das Ende selbst gefühlt zu haben, dass er ein grosses Werk unternommen habe, einen Gegenstand von *solchem* Umfange in einem kurzen Vortrage abhandeln zu wollen. Er bricht darum schnell ab. Das etwas steife Schlussgebet endet mit der abgenutzten, aber durchaus tadelhaften Wendung: „*Hast du noch einen Segen, o so segne auch mich und die Meinen*“ u. s. w.

Der Vf. von No. 2 ist noch nicht in dem rechten Ton. Das Anfangsgebet hebt also an: „Von den Empfindungen meines Herzens überwältigt, falle ich nieder vor deinem Thron und bete. *Nur so kann ich mich jetzt aussprechen; nur da oben aus deinen Höhen, kann ich holen, was ich jetzt brauche.* Diese Gemeinde hast du mir gegeben“ u. s. w. So wenig eine so abgerissene, fast gemeine Weise mit dem *würdigen* Gebetstone in Übereinstimmung zu bringen ist: eben so fällt man bey anderen Stellen des Vortrags an (der ganz allgemein *über das Verhältniss, in welches wir heute treten*, redet), wo ebenfalls jenes, wir möchten es nennen, *Voreilige* der Manier, dem Vf. schadet. Da er von der schönen Kirche, in welcher er auftritt, spricht, heisst es: „wie sinnvoll schmücken diese brennenden Kerzen das Bild unseres Erlösers auf dem Altar; o gewiss, *da muss sich in wahrer Seligkeit das Abendmahl feyern lassen*“ — und ein andermal, wo er über den Geist des Zeitalters klagt, sagt er: „statt den reinen Geist des Evangeliums festzuhalten, legte man *die oft so erbärmlichen Erklärungen der Schule* unter.“ Der Vf. scheint es gut zu meinen: aber das Ruhige und Gehaltene eines religiösen Vortrags wird noch sehr seine Aufgabe seyn müssen.

Der gutmüthige Vf. von No. 3 und 4 durfte nicht erst selbst versichern, dass er „ein 22jähriger Jüngling, seine Schwachheit erkennend“ sey. Die Vorträge verrathen es durch den Mangel an Gediegenheit in der Anordnung, durch einen übergrossen Fluss der Rede, woraus leicht Redseligkeit wird, und durch eine Menge von Gemeinplätzen, z. B. „ohne sie (die Religion), diese Tochter des Himmels, ist die Erde dem Menschen ein Jammerthal und das Leben eine Qual, mit ihr verwandelt sich für ihm das ganze Weltall in ein Paradies“ u. s. w. Naiv genug giebt er in der ersten Predigt den Wählern zuerst den Rath, dass sie nicht durch das Äussere sich blenden lassen, sondern *Kopf und Herz* dessen zugleich *prüfen* müssten, den sie zu ihren Lehrer haben wollten, um zu erforschen, ob beide vereint auf gleich hoher Stufe der Wahrheit und Sittlichkeit (*sic!*) stehen,“ und sagt dann doch ehrlich *sich* anbietend: „Seyd ihr von der Leitung der ewigen Vorsehung *eben so durchdrungen, wie ich selbst*, dann Freunde! bin ich euer, dann scheid' ich nicht aus eurer Mitte.“

Wir haben diese Stellen als homiletische Merkwürdigkeiten ausziehen zu müssen geglaubt, wollen jedoch den Vf. von künftigen auch allenfalls gedruckten Predigtversuchen nicht ganz abschrecken. Nur dass er damit sparsam hervorgehe und mit der unschonendsten Kritik gegen sich selbst verfahre. Er kann ein *herzlicher* Prediger werden, aber das gründliche Studium der heil. Schrift und eine strenge und consequente Meditation muss ihn vor der Klippe des Selbstgefallens und der Leerheit bewahren. (Rec. glaubt ihm durch diesen wohlgemeinten Rath den besten Beweis seiner Theilnahme zu geben. Die neuere *patriotische* Predigt desselben Vfs. ist schon durch das besser gehaltene Mass lobenswerth.

m.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

JURISPRUDENZ.

Landshut, b. Hagen: *Europäisches Gesandtschafts-Recht.* Von *Franz von Moshamm*, der Philos. u. der Rechte Dr. u. s. w. 1806. 467 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Der Vf. sagt in der Vorrede: er habe sich durch das Studium der Schriften über das Gesandtschaftsrecht überzeugt, dass die älteren Schriftsteller die Rechte und Pflichten der Gesandten aus unbrauchbaren Quellen erläuterten, und die neueren mehr die politischen als rechtlichen Verhältnisse derselben entwickelten, folglich eine neue vollständige Darstellung der Vorrechte, Functionen und Pflichten der Gesandten, in *rechtlicher* Hinsicht, eine sehr fruchtbare Arbeit seyn würde.

So einverstanden wir nun hierüber mit dem Vf. sind, und so sehr wir die bekannten Verdienste des Hn. v. *M.* ehren: so müssen wir doch mit Bedauern bekennen, dass uns gerade sein Werk diesen anerkannten Zweck nicht zu erfüllen scheint. Hr. *v. M.* sagt zwar, dass er von dem deutschen Gesandtschaftsrechte um desswillen nur das Nothwendige anführe, weil er das deutsche Gesandtschaftsrecht in einer eigenen Abhandlung zu bearbeiten gedenke. Allein so wie wir überhaupt, zumal seit dem Untergange des deutschen Reichs, von einem eigenen *deutschen* Gesandtschaftsrechte keinen Begriff haben können, da dieses Recht im Allgemeinen auf völkerrechtlichen Grundsätzen beruht, und diese wieder auf das Staats-Natur-Recht gegründet seyn müssen: so vermissen wir in diesem Werke grösstentheils dasjenige, was es enthalten *soll*, nämlich das, was nach philosophischen Grundsätzen in Absicht der Gesandtschaften Rechtens seyn *muss*, also das abstrahirte Princip, und treffen dafür meist nur auf *factische* Anführungen.

Da aber der Vf., nach der Vorrede S. VII, dieses Werk bey seinen akademischen Vorlesungen zum Grunde legen will, und es also als Lehrbuch, als Compendium, gelten soll: so sind wir um so mehr der Meinung, dass hier Alles auf *Principe* hätte zurück-, dass hier *nur* die *Principe* hätten angeführt, die historischen Data dagegen, oder das, was wirklich *geschehen ist*, oft aber als principlos und inconsequent erscheint, lediglich der mündlichen Erläuterung hätte vorbehalten werden sollen.

Gerade die Feststellung reiner, unwandelbarer Grundsätze über das Gesandtschaftsrecht that uns Noth, und Hr. *v. M.* war der Mann, der uns bey seinen vielseitigen Kenntnissen ein solches Werk allerdings hätte liefern können.

So können wir ferner auch die Abtheilung in einen *theoretischen* und einen *praktischen* Theil, in *dem* Sinne des Vfs., nicht richtig finden. Es sollte wohl eine Abtheilung in die *Materie* und *Form* heissen: denn das Theoretische und Praktische ist im ersten Theile keinesweges schon bestimmt geschieden, das *erste* oft ganz vernachlässigt, oder allzu oberflächlich behandelt, das *zweyte* aber mit dem ersten, mehr als zweckmässig war, vermischt.

Wir gehen nun zur Rechtfertigung unseres Urtheils über, so weit der Raum dieser Blätter sie gestattet. S. 10 wird behauptet, dass, wenn schon im J. 1309 von Nuntien der Reichsstädte erzählt werde, man diese in den damaligen Zeiten nicht als *wirkliche Gesandte*, sondern nur für Stellvertreter oder Deputirte erklären könne. Allein wenn der angeführte *Albertus Argentinensis* von *Civitatum Nuntiis*, neben den *principibus Electoribus etc.* spricht: so ist diess ganz natürlich zu erklären, weil damals die Kurfürsten und Fürsten die Reichstage *persönlich* besuchten, die Reichsstädte als Communitäten aber nothwendig Repräsentanten senden mussten; sie waren aber im philosophischen Sinne allerdings *Gesandte* (Repräsentanten), wenn schon deren Gesandtschaftsrecht, im eigentlichen Sinne, sich mit deren, sowie aller Reichsstände, *Landeshoheits*rechte erst durch den westphälischen Frieden entwickelte und ausbildete. Dem schadet nicht, dass ihnen bis auf die neuesten Zeiten zwar das Gesandtschaftsrecht nicht streitig gemacht, aber ihre Repräsentanten im Range, sowie die gräflichen und neufürstlichen den kurfürstlichen und altfürstlichen, nachgesetzt, und diese nicht *Gesandte*, sondern nur *Abgeordnete*, *Deputirte* genannt wurden, wie die Reichs- und Kreis-Tags-Acten beweisen. Eben so müssen wir der Ansicht S. 12 widersprechen: dass jedes Volk (Staat) ein *eigenes* Gesandtschaftsrecht haben könne. Denn *materiell muss* das Gesandtschaftsrecht allgemein seyn, in der Form können abweichende einzelne Bestimmungen und Observanzen bestehen; aber schon das *Princip* der Gesandtschaften, als Resultat des *Weltverbandes*, begründet die Einheit und Allgemeinheit eines Gesandtschafts*rechts*.

Auch glauben wir nicht mit dem Vf. S. 19, dass ein *einziger* Fall zu Begründung eines *Herkommens* im

Gesandtschaftsrechte hinreiche; *factisch* mag es wohl seyn, dass ein Staat sich auf einen solchen Fall bezieht, aber zum *Recht* kann er nicht anders werden, als nach den allgemeinen Rechtsgrundsätzen der Observanzen, und *auch dann* nicht, wenn er gegen völkerrechtliche Principien streitet. Die S. 29 aufgestellten Sätze vom *Zweck* der Staatsnegotiationen, nämlich dem Betruge und der Überlistung, müssen wir zwar leider! als *factisch* anerkennen, aber zum Gesandtschaftsrechte gehören sie nicht; und eben dahin möchten wir auch die S. 30 f. aufgestellten Grundsätze, von der Kunst, geschickt zu negotiiren, rechnen. Das, was der Vf. S. 32 und 38 von der Wahl des Gesandten in Hinsicht des Hofes, *an* den er gesandt wird, anführt, und mit dem Beyspiele des schönen Grafen Lynar belegt, mag wohl auch factisch wahr seyn, ist aber durchaus ausser dem Kreise des Gesandtschafts*rechts*.

Ganz zweckmässig ist wohl das, was Hr. *v. M.* von den nöthigen diplomatischen, historischen und Sprach-Kenntnissen, von Verschlossenheit und Verschwiegenheit als nothwendigen Eigenschaften eines Gesandten S. 44 f. anführt; aber unmöglich können wir ihm beystimmen, wenn er nach S. 50 will, dass sich der Gesandte zum kriechenden Schmeichler erniedrigen soll. Kriecherey und Duplicität kann nur bey höchst schwachen Regenten von Vortheil seyn; den Ministern aber, von denen doch grossentheils diplomatische Negotiationen abhängen, wird sie wohl schwerlich imponiren. Vielmehr wird Geradheit und Festigkeit, mit Anstand und Bescheidenheit verbunden, bey diesen sich geltend machen. Nur ein höchst schwachsinniges Ministerium wird nicht in Kurzem die Duplicität eines solchen, servilen Höflings durchsehen. Der Meinung (S. 52), dass der *Aufwand* ein *wesentliches* Erfoderniss der Gesandtschaften sey, können wir ebenfalls nicht beypflichten. Eine drückende Last der Völker ist wohl dieser diplomatische Aufwand, aber nothwendig ist er durchaus nicht. Die Haltung des Regenten, seines Ministeriums und die Einsicht des Gesandten ist es, worauf es ankommt, sich an fremden Höfen Achtung zu verschaffen. Friedrich der Grosse bezahlte seine Gesandten sehr schlecht, doch ward er gut bedient, sowie geachtet und gefürchtet. Das Ceremoniell S. 55 ist nur in sofern wichtig, als der Gesandte, als Repräsentant seines Regenten, dessen Rang und Würde zu behaupten hat. Das lässt sich aber ohne kleinliche Pedanterey vollbringen, welche gewöhnlich der Grund solcher Ceremoniell-Streitigkeiten ist.

Ganz Recht hat wohl der Vf., wenn er S. 55 bedauert, dass die Gesandten jetzt gewöhnlich zu Maschinen herabgewürdigt werden. *Daran* ist die den Ministern eigene Krankheit der Eifersucht auf ihre *Allein*macht und *Allein*herrschaft Schuld. In neueren Zeiten sind die Gesandten oft nicht viel mehr, als Boten und Briefträger; ob aber dadurch die Verhältnisse der Staaten gegen einander und das Wohl der Nationen gewinne, ist eine andere Frage. Der schwerfällige Gang der Negotiationen hat schon Millionen Unglückliche gemacht.

Mit der vom Vf. S. 64 aufgestellten Eintheilung in *allgemeines* und *positives* Gesandtschaftsrecht, wovon das *erste* so lange für alle Staaten und Gesandte verbindlich seyn soll, bis durch besondere Verträge oder rechtsgültiges Herkommen andere Bestimmungen gemacht werden, das *positive* aber diese Bestimmungen enthalten soll, können wir uns nicht vereinigen. Es kann nur Ein auf Völkerrecht, d. h. auf Vernunftgrundsätze gebautes Gesandtschaftsrecht geben. Das, was der Vf. *positives* nennt, sind bloss conventionelle Modificationen in Absicht der *Formen*.

Auch des Vfs. Classification der Gesandten S. 69 ist nicht richtig; die höchste Classe derselben, die eigentlichen Botschafter, ist ganz übergangen; die *Gentilshommes — Envoyes* — sind ganz und gar obsolet. Der grosse Unterschied zwischen bevollmächtigtem Minister, Minister-Resident und *Chargé d'affaires* ist durchaus nicht richtig aus einander gesetzt. Letztere haben gar keinen repräsentativen Charakter, also auch auf alle Resultate desselben keinen Anspruch, und über die Folgen dieser Classification sind die europäischen Höfe längst einig, sowohl was den Rang als die Legationsrechte betrifft. Die Deputirten derjenigen, welchen kein Recht zu Gesandtschaften zukommt (S. 75), gehören gar nicht in ein Gesandtschaftsrecht; aber der Hauptgrundsatz, aus welchem das Gesandtschaftsrecht fliesst, nämlich die Staats-Souveränität, d. h. die Staats-Unabhängigkeit und Selbstständigkeit, wird nicht angegeben. Dass *geheime* Gesandte *alle* Rechte öffentlicher Gesandten fodern können (S. 75), glauben wir nicht; höchstens können sie auf die Unverletzlichkeit Anspruch machen; alles Übrige streitet ja an sich schon mit ihrer *geheimen* Eigenschaft. Ganz falsch ist es, wenn der Vf. S. 58 behauptet, dass ein Legationssecretär seine Berichte ohne Theilnahme des Gesandten an den Hof einschicken könne. Der Legationssecretär ist dem Gesandten schlechterdings subordinirt. Nur im Fall der Abwesenheit, oder eines plötzlichen Todes des Gesandten, oder bey einer ausdrücklichen temporellen Substitution ist er dazu berechtigt.

Nicht die erste Audienz, wie S. 89 angeführt wird, sondern die Übergabe und Annahme des Creditivs verleiht die Gesandtschaftsrechte.

Dass, wenn *eine Nation* eine förmliche Staatsverfassung hergestellt hat, keine andere Nation ein Recht habe, sich in ihre innere Verfassung zu mischen, also fodern könne, dass diese ihre Gesandten anerkenne (S. 90), ist ein von den Verfechtern der Legitimität überhaupt, und neuerlich, bey Gelegenheit der neapolitanischen Revolution, sehr bestrittener Satz. Man müsste wohl erst *darüber* einig seyn, ob in Staaten, wo eine Dynastie eben durch die Staatsgrundverfassung zur Ausübung der Herrschergewalt auch berechtigt ist, der Nation das Recht zustehe, die Staatsverfassung eigenmächtig abzuändern.

Alles, was nun in der Folge, von S. 93 an, über die Competenz zum Gesandtschaftsrechte gesagt wird, besteht bloss in *factischen* Anführungen. Es ist aber wohl nicht folgerecht, wenn der Vf. S. 99 behauptet, der, welcher die Hoheitsrechte auszuüben *berechtigt* sey, habe auch das Recht, Gesandte zu senden; ent-

letzte oder gefangene Regenten könnten also nur *Titular*-Gesandte senden. Es kommt ja Alles *darauf* an, ob der fremde Staat die *Entsetzung* anerkannt habe; und die Gefangenschaft raubt die Regentenrechte keinesweges. Ganz falsch ist es, wenn der Vf. S. 101 behauptet, die niederländischen Stände hätten die Grenzen ihrer Macht überschritten, als sie Gesandte an den Tyrannen Philipp II schickten. Philipps Herrschaft beruhte bekanntlich auf Verträgen, die dieser freventlich verletzte; die Stände des Reichs waren also ihrer Verpflichtung ledig, und wohl berechtigt, ihm durch abgeordnete Repräsentanten Vorstellungen machen zu lassen, ehe sie zu den Waffen griffen.

Was der Vf. S. 120 von den zur Absendung der Gesandten ersten Ranges berechtigten Herrschern anführt, ist seit dem Umsturze der deutschen Reichsverfassung gar nicht mehr anwendbar; dieses Recht ist ein Ausfluss der Souveränität; Ritterorden aber, welche das Recht hätten, Gesandte zu senden, existiren seit dem Untergange des Maltheserordens als Staat nicht mehr.

Auch können wir mit dem Vf. keineswegs übereinstimmen, wenn er S. 237 zu behaupten scheint, der Staat könne einen Gesandten, welcher ein Criminalverbrechen beging, nicht verhaften lassen. *Dazu* berechtigt ihn die Pflicht der allgemeinen öffentlichen Sicherheit. Er kann und darf ihn allerdings verhaften lassen, muss ihn aber dann an *den* Staat, von dem er gesandt ist, zur Untersuchung und Bestrafung ausliefern.

S. 247 f. führt der Vf. den Anspruch der Gesandten auf die Criminalgerichtsbarkeit über ihr Gefolge an, ohne sich jedoch darüber zu äussern; er hätte bemerken sollen, dass und warum dieser Anspruch durchaus unrechtlich ist. Der Gesandte kann nichts weiter, als die Requisition verlangen. Auch der Anspruch der Gesandten auf Zollbefreyung (S. 278) hätte nicht bloss historisch angeführt, sondern aus rechtlichen Grundsätzen entwickelt werden sollen. S. 294 sieht man nicht ein, wie einem Gesandten sein *Privat-Gottesdienst* selbst in *dem* Falle verwehrt werden könne, wenn sich Kirchen dieses Glaubens im Staate befinden. Was Joseph II gethan haben soll, ist factisch; was der Vf. aber S. 197 behauptet, dass der Gesandte berechtigt sey, auch die Unterthanen des Staats an diesem Gottesdienste Theil nehmen zu lassen, überschreitet offenbar die Grenzen des Gesandtschaftsrechtes.

S. 303. Nicht bloss *wichtige*, sondern jedes Geschenk ist der Gesandte schuldig, *seinem* Herrn anzuzeigen und dessen Genehmigung einzuholen; allein der Begriff von *Wichtigkeit* ist sehr relativ. S. 313 sind wir *Schröders* und nicht des Vfs. Meinung. Das allgemeine Völkerband sichert dem Gesandten auch in Staaten, *durch* die er reist, die Unverletzlichkeit, wenn er seinen Charakter entfaltet, und es ist daher auch unrichtig, wenn S. 318 behauptet wird, dass den Gesandten keine Freyheit von Abgaben für ihr transitirendes Gut zugestanden werde.

Von S. 355 beginnt nun der *zweyte* Theil, die von dem Vf. sogenannte Staats *Praxis* enthaltend. Hier folgen bis S. 382 lauter Dinge, die einem Gesandtschafts*rechte* fremd sind. Von da an handelt dann das Werk von Creditiven, Rappellschreiben u. s. w., was am wenigsten mit Gesandtschaften in Beziehung steht. Unter den Chiffern (S. 420 f.) ist gerade die wichtigste vergessen. Die vom Vf. angeführten sind sämmtlich sehr leicht durch Combination zu dechiffriren.

Zu S. 449 müssen wir bemerken, dass wenn ein Hof alle Gesandten zu irgend einer öffentlichen Festlichkeit einladen lässt, und einen einzelnen übergeht, dieser allerdings diess als eine Beleidigung anzusehen habe.

S. 450 sind die Ehrenwachen und die mannichfaltigen Grade der militärischen Ehrenbezeugungen, z. B. das Ausrücken der Wache mit der Fahne, Trommeln u. s. w., nicht berührt. Die Materie über den Rang der Gesandten erster Classe ist S. 465 f. sehr oberflächlich behandelt. Ein Gesandter kann, unbeschadet seines repräsentirenden Charakters, nie vor dem Prinzen des Hauses, am allerwenigsten vor dem Regenten, *an* den er gesandt ist, den Rang fodern.

Das Werk des Hn. *v. M.* enthält allerdings manche schätzbare Materialien *zu* einem Gesandtschaftsrechte; aber durchaus keine systematische, vollständige und gründliche Zurückführung dieses Rechts auf das Princip, welches das allgemeine Völkerrecht dictirt, und von dem Observanzen und Specialverträge zwar einzelne Abweichungen hervorbringen, aber das Princip durchaus nicht erschüttern können. Dieses *Princip* haben wir hier beynah durchgängig vermisst.

J. — s.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Rogerii Beneventani de dissensionibus dominorum sive de controversiis veterum juris romani interpretum, qui glossatores vocantur, opusculum.* Emendatius edidit et animadversionibus et adcessionibus locupletavit D. *Christian. Gottlieb Haubold*, Eques ordin. saxon. virtut. civicae, juris in academia Lipsiensi Professor publ. ord. 1821. XXVIII u. 44 S. 8.

Diese Schrift theilt uns ein nur selten gedrucktes, in den Händen Weniger befindliches Werk mit, welches in den neueren Zeiten Gegenstand der Aufmerksamkeit Mehrerer geworden ist. Vorausgeschickt sind dem Werke Bemerkungen über dessen Geschichte. Angehängt sind Auszüge aus *Sarti, de claris archigymnasii Bononiensis professoribus*, welche über die Schrift des *Rogerius* überhaupt, und über die Glossatoren *Jacobus, Bulgarus* und *Martinus*, deren Dissensionen *Rogerius* vorzugsweise abhandelt, Aufklärung gewähren.

Die Geschichte des Werkes hat der Herausgeber mit jener literarischen Genauigkeit entwickelt, welche seine Schriften anerkannter Weise auf das rühmlichste auszeichnet. Hauptquelle für die Geschichte ist auch hier Sarti. Rogerius lebte im 12 Jahrhundert. Das Alter der Schrift desselben suchte bereits *Wenck* in seinem *Magister Vacarius* (Leipz. 1820. 8. S. 157 u. 160) zwischen die Jahre 1127 und 1158 zu setzen. Dass die Schrift nach 1127 geschrieben worden sey, bestreitet auch der Herausgeber nicht. Allein, wenn auch C. 1. X. *de juram. calumniae* von Rogerius angeführt, und diese Stelle der Decretalen gewöhnlich in das J. 1127

gesetzt wird: so unterliegt doch diese Jahrzahl für das erwähnte Cap. 1 nach den Varianten, wie sie in *Bernardi praepositi Papiensis Breviarium Extravagantium cum Gregorii IX P. Decretalium collectione ad harmoniam revocatum, cura J. A. Riegderi.* P. I. Friburgi 1779. 4. p. 447 — 451 ersichtlich sind, bedeutenden Zweifeln. Den *terminus ad quem*, das J. 1158, möchte Rec., obgleich selbst der Herausgeber anderer Meinung ist, noch für den richtigsten halten. Er ruht nämlich darauf, dass Rogerius die 1158 erlassene *auth. sacramenta puberum* Friedrichs I mit Stillschweigen übergeht, da doch bey §. 57 des Werkes hinlängliche Veranlassung gewesen wäre, sie zu erwähnen. Zwar meint der Herausgeber, dass Rogerius auch sonst die dem Codex inserirten Authentiken nicht erwähne, obgleich er dazu bey §. 56. 54 und 81 seiner Schrift Veranlassung gehabt hätte; allein, wenn wir auch nicht mit *Wenck* (a. a. O. S. 170) annehmen wollen, dass in §. 81 wirklich eine Authentike erwähnt sey, indem die Authentike wohl anders angeführt worden wäre, als die Novelle selbst, aus der sie genommen ist, und weil die bezüglichen Worte des Rogerius, wie Rec. seine auf noch unbenutzte handschriftliche Quellen gegründeten Forschungen über Authentiken zeigen, eben sowohl aus einer Novellenglosse, als aus der dem Codex inserirten Authentike genommen seyn können: so muss doch sonder Zweifel zwischen der Insertion der Authentiken der Kaiser Friedrich I und Friedrich II in den Justinianischen Codex, und der Insertion der aus den Novellen genommenen Authentiken unterschieden werden. Die Unterlassung der Benutzung der Authentiken aus den Novellen, als blosser Privatexcerpte, ist auf jeden Fall leichter erklärbar, als die der Fridericianischen Authentiken. Die vom Herausgeber in Betreff der §§. 56. 54 und 81 erwähnten Authentiken sind aber Authentiken aus den Novellen. Bey diesen letzten selbst scheint auch wohl Manches wieder getrennt werden zu müssen. Gerade die Authentiken aus den Novellen, welche Rogerius hätte anführen können, sind in einer, viele Authentiken von Martinus u. A. enthaltenden, aus der Zeit nach Azo und vor Accursius herrührenden, und folglich offenbar nach Rogerius geschriebenen, Handschrift, welche Rec. benutzte, gar nicht befindlich.

Gedruckt ist das Werk des Rogerius als Anhang von Schriften des Placentinus und anderer Schriften des Rogerius dreymal, und zwar zu Mainz 1530, 1531 und 1537 Fol. Der Herausgeber hat noch zwey Ausgaben von *Placentini summa institutionum, Moguntiae* 1535 Fol. und *Lugduni* 1536. 8., jedoch ohne mit Gewissheit versichern zu können, ob sie den Rogerius enthalten, angeführt. Über die erste Ausgabe vermag Rec. die Gewissheit zu geben, dass sie den Rogerius nicht enthält. Der Titel derselben ist: *Placentini jurisconsulti vetustissimi, in summam institutionum sive elementorum D. Justiniani sacratissimi principis, nunc primum in lucem aediti. Libri IIII. Ejusdem de varietate actionum libri VI. Moguntiae anno XXXV. Cum gratia et privilegio imperiali. Fol.* Am Ende steht: *impressum Moguntiae per Ivonem Schoeffer mense septembri. anno XXXV.* Das Ganze enthält 158 Seiten. Herausgeber ist Nicol. Rhedius, dessen Dedication an den Kurfürsten von Trier, Johann von Metzenhausen, vom Sept. 1535, nebst den *Indicibus* der Placentinischen Schriften, voraussteht. Des Rogerius geschieht darin nirgends Erwähnung.

Was das mitgetheilte Werk des Rogerius selbst betrifft: so umfasst dasselbe 92 juristische Controversen, meistens zwischen Jacobus, Martinus und Bulgarus. Einigemal wird dabey des Irnerius gedacht. Auch werden allgemein *alii dissentientes* häufig angeführt. Die Behandlung der Controversen ist erzählend, bald blosse Berührung derselben, bald kürzere, bald weitschweifige Darlegung. Der Text des Werkes ist theilweise lückenhaft und voll Fehler, von dem Herausgeber aber mit möglichster Sorgfalt verbessert und brauchbar gemacht.

Mag auch die richtige Entwickelung der Bestimmungen des römischen Rechts durch die uns durch die Bemühungen des Herausgebers allgemeiner gewordene Kenntniss der Meinungen der früheren Glossatoren, wie sie Rogerius darlegt, kaum etwas gewinnen: so lässt sich doch nicht bezweifeln, dass die Schrift des Rogerius einen sehr schätzbaren Beytrag für die Geschichte der Wissenschaft des römischen Rechts in einer nicht allzuhellen Zeit des Mittelalters enthält. Wir glauben den historischen Werth dieser Schrift nicht bloss dahin, dass sie uns die Meinungen früherer Glossatoren an und für sich vor Augen legt, sondern insbesondere auch dahin, dass sie uns über das Verhältniss der eben sowohl historisch als praktisch bedeutenden Compilation der *glossa ordinaria* von Accursius zu den voraccursischen Ansichten Aufklärung giebt, bezeichnen zu können.

O.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERDBESCHREIBUNG. *St. Petersburg*, b. Mayer, u. *Halle*, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Reise zum Flusse Pascha*, aus dem Russischen des Grafen Chewstow. 1819. 1½ Bogen 8.

Eine ganz kurze Schilderung einer Spatzierfahrt von St. Petersburg über Neu-Ladoga bis zum Flusse Pascha, an dessen holzreichen Ufern viele Kauffartheyschiffe erbaut werden. Dieses Fragment ist aus einem russischen Journal entlehnt, wurde ohne Zweifel nur für die Freunde des Vfs. in St. Petersburg niedergeschrieben, und kann auch nur für diese Interesse haben. Daher erscheint es sonderbar, dass die deutsche Übersetzung daraus ein eigenes Buch machte, dessen Titel ein Zwölftheil des Ganzen beträgt.

⊙

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

MEDICIN.

Karlsruhe, b. Maklot: *Magazin für theoretische und praktische Thierheilkunde und th. Polizey.* Herausgegeben von Dr. *F. S. Teuffel.* 1 B. 1 Heft. 1811. 2 Heft. 1812. 3 Heft. 1813. 400 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Es ist sehr zu bedauern, dass diese Zeitschrift nicht fortgesetzt worden ist, und mit mehreren anderen, vor welchen sie sich gleichwohl durch Reichhaltigkeit ihres Inhaltes so vortheilhaft auszeichnete, dass sie in der Literatur der Veterinärkunde eine Lücke ausgefüllt haben würde, wahrscheinlich wegen Mangel an Beyträgen, das Schicksal hatte, eingehen zu müssen. Gerade für eine Wissenschaft, wie die Thierheilkunde, für welche noch so viele Materialien zu sammeln, für welche noch so viel Factisches gehörig aufzustellen und zu erklären ist, wie dieses die Wahrnehmungen des durch reife Erfahrungen und richtige Deutung derselben sich eben so sehr über die Stubengelehrten, als über die nur sehenden, aber nicht beobachtenden Thierärzte erhebenden *Waldingers* beweisen, ist es nothwendig, eine Zeitschrift zu haben, in welcher die Bemerkungen auch solcher Thierärzte aufgenommen werden können, welche selbst vielleicht nicht im Stande sind, eine an sich schätzbare Erfahrung so einzukleiden, dass sie der Lesewelt übergeben zu werden verdient, wo alsdann ein sachverständiger Redacteur selbst am besten im Stande ist, dem Stile, unbeschadet des Inhaltes, nachzuhelfen, und so die gute Frucht geniessbar zu machen, welche sonst für die Welt verloren gewesen wäre.

Das Vorwort vom Herausgeber giebt als den Zweck dieses Journals an: Beschreibung der Beobachtungen aus allen Theilen der Thierarzneykunde, mit Ausnahme der Anatomie der Hausthiere, abgesehen von dem kranken Zustande derselben; die Bekanntmachung des deutschen thierärztlichen Publicums mit den Arbeiten der Engländer, Franzosen u. A., entweder ganz oder im Auszuge; ferner die Mittheilung der Gesetze und Verordnungen, welche in verschiedenen Ländern in Bezug auf thierärztliche Gegenstände von Zeit zu Zeit erlassen worden, welches Beides sehr löblich ist, da ausländische Werke bey uns Deutschen so oft ohne alle Auswahl übersetzt werden, und daher nicht selten unter vielem Gemeinen und Unbedeutenden nur wenig für den deutschen Thierarzt Wichtiges enthalten. In ausländischen periodischen Schriften zerstreute Aufsätze sind diesem ganz unzugänglich, und verdienen daher, wenn sie gehaltvoll sind, eine vorzügliche Berücksichtigung. Jedes Heft zerfällt in Originalabhandlungen, Übersetzungen und Auszüge, Polizeyverordnungen und Miscellen.

Von den ersten finden wir im ersten Hefte folgende. I. *Über die Natur des Milzbrandes*, ohne Angabe des Vfs. Eine Abhandlung, welche das Bekannte über die Ätiologie dieser furchtbaren Krankheit, wie sie *Rausch* besonders aus einander gesetzt hat, heraushebt, gegen diesen Schriftsteller aber streitet, wenn er Störung der Lungenfunction, Lungenbrand als die nächste Ursache der Krankheit, und des durch sie erfolgenden Todes annimmt. Eigentlicher Lungenbrand findet sich keinesweges bey allen am Milzbrande gestorbenen Thieren, wohl aber ist bey ihnen die Unmöglichkeit vorhanden, durch das Geschäft der Respiration den überhandnehmenden phlogistischen Zustand, die Überladung des Blutes mit einem Kohlenhydrate auszugleichen. Der Vf. dieses Aufsatzes aber legt ein zu grosses Gewicht auf unterdrückte Hautfunction, welche zwar manchmal bey Entstehung des Milzbrandes nachzuweisen ist, wenn nach grosser Hitze plötzlich Regen und schaurige Tage eintreten, oft aber kaum die Krankheit veranlasst haben kann, wenn sie die Thiere mitten in einer trocken-heissen Periode befällt. Auch fragt es sich, warum gerade das nicht schwitzende Rindvieh der Krankheit so häufig unterworfen ist. — Zu weit geht auch der Vf., wenn er die Carbunkelbeulen immer als kritisch betrachtet. Obgleich nicht zu leugnen ist, dass mehr milzbrandkranke Thiere ohne dieselben, als mit denselben daraufgehen, so sehen wir dennoch auf der anderen Seite Fälle von der schlimmsten und fast unheilbaren Art des Milzbrandes, von welchen das *mors ante morbum* gilt, und bey welchen nichts desto weniger Geschwülste von der Grösse eines Menschenkopfes in Zeit von wenigen Viertelstunden hervortraten. II. *Über die Kolik oder Darmgicht bey Pferden*, von Hn. Prof. *Schmidmair* zu Freyburg. Ein im Ganzen praktisch sehr brauchbarer und von vieljähriger Erfahrung und Sachkenntniss zeugender Aufsatz. So richtig aber der Vf. auch hier bemerkt, dass nicht in jedem Falle einer bey Pferden vorkommenden Kolik mit völliger Bestimmtheit, besonders im Anfange der Krankheit, gesagt werden könne, zu welcher der verschiedenen Arten dieselbe gehöre; und so lobenswerth es ist, dass er die sowohl von Empirikern, als von anderen sachkundigen Männern zu

sehr vernachlässigte antiphlogistische Methode vorzüglich empfiehlt: so findet doch Rec., dass seit den von *Waldinger* aufgestellten diagnostischen Kennzeichen die verschiedenen Arten der Krankheit leichter erkannt, und mithin das Verfahren zum Vortheile des kranken Thieres modificirt werden kann. Wenige Thierärzte werden sich aber mit dem Vf. rühmen können, nie ein Pferd durch diese Krankheit verloren zu haben. Wenn unser Vf. innerlich bloss ölich-schleimige Mittel angewendet wissen will, und den Gebrauch der Salze, sowie der Seifenklystiere verwirft; wenn er sich von der derivirenden Wirkung scharfer und flüchtiger Einreibungen, namentlich des Terpentinöls auf den Unterleib, wenig verspricht: so kann Rec. ihm unmöglich beypflichten, da ihm dieses Mittel bey Entzündungs und Krampf-Kolik so unendlich Viel leistete; sowie es auch nach der humanisirenden Thierheilkunde der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts schmeckt, wenn bey einem grossen, starken Pferde das Maximum der Blutausleerung auf $2\frac{1}{2}$ — 3 Pfund Blut bestimmt ward, da gerade bey heftigen Entzündungskoliken starke Blutausleerungen das einzige Rettungsmittel sind. Alles Wesentliche aus diesem gehaltvollen Aufsatze anzuführen, erlaubt der Raum nicht; Rec. bemerkt daher nur noch, dass die Erfahrungen des Vfs., die Seltenheit der Kolik von Würmern und den Umstand betreffend, dass grosse Darmsteine oft keine Koliken veranlassen, ganz mit den seinigen übereinstimmen. Als neu verdient die Beobachtung angeführt zu werden, nach welcher auch der fortgesetzte Gebrauch des Arseniks, wie ihn diebische Pferdewärter oftmals in kleinen Gaben reichen, um die durch Entziehung des Futters entstehende Abmagerung unter der durch den Arsenik veranlassten Hautwassersucht zu verstecken, endlich tödtliche Vergiftungskoliken veranlasst, wobey aber die verschiedenen Erscheinungen derselben, namentlich der Umstand, dass die kranken Pferde sich nicht niederwerfen und auf dem Boden wälzen, hätten angegeben werden sollen. Wie der Vf. das Erbrechen bey kolikkranken Pferden noch leugnen kann, ist kaum begreiflich. Rec. sind vor einiger Zeit hievon zwey Fälle vorgekommen, welche von glücklichem Erfolge waren. III. *Über die Natur der Rehekrankheit bey Pferden*, von *Tscheulin*, grossherzogl. bad. Hofpferdearzte. In diesem Aufsatze findet noch immer die alte Verwechselung des Rheumatismus mit der Hufentzündung Statt, welche jedoch um so verzeihlicher war, je häufiger *in praxi* die Fälle sind, in welchen beide Zustände in Einem Subjecte zusammen vorkommen, wie dieses auch nach der Ätiologie dieser Krankheit so leicht ist. Dasselbe Pferd, dessen Hufe sich in Folge eines harten Rittes entzünden, kann sich dabey erkälten und rheumatische Schmerzen in den Muskeln erhalten, wobey das hinzukommende Fieber eine Folge beider Zustände ist. So wie man in älteren Zeiten das Leiden der Füsse zu sehr übersah: so ist man in neueren Zeiten hierin zum Theil zu weit gegangen, wenn man die rheumatischen Affectionen ganz und gar leugnet. Etwas Neues über diese Krankheit enthält dieser Aufsatz nicht.

B. Übersetzungen und Auszüge. I. *Über die Erkenntniss und Heilung eines bey Zugochsen häufig vorkommenden, bisher grösstentheils noch unbekannten innerlichen Bruches.* Eine freye Übersetzung der zu wenig verbreiteten, im J. 1808 unter des sel. *Ploucquet* Vorsitze und Mitwirkung in Tübingen erschienenen Inauguraldissertation des Licentiaten *Oesterlein*, welche eine wahre Bereicherung der vergleichenden Pathologie enthält. Bey castrirten Zugochsen ereignet es sich nicht selten, dass ein Theil der dicken Gedärme, welche, wie bekannt, in der rechten Lendengegend liegen, ungefähr in der Grösse einer Männerfaust in den Zwischenraum eindringen, welcher durch Zusammenschrumpfung des *vasis deferentis* zwischen demselben, dem Mastdarme und dem Heiligenbeine entsteht, hier eingeklemmt werden und ihrerseits wieder den freyen Durchgang des Kothes durch den Mastdarm, in welchem der Bruch auf der genannten Seite als eine runde Geschwulst fühlbar wird, hemmt. Die Diagnose dieses Falles, welcher mit Trommelsucht und Darmentzündung verwechselt werden kann, wird hier ausführlich angegeben, sowie auch die Operation, vermittelst welcher die Aufhebung der Einklemmung und auch die Radicalcur erlangt wird, beschrieben. Es werden die äusseren Integumente, Bauchmuskeln und Bauchfell, in der rechten sogenannten Hungergrube, ungefähr an der Stelle, wo auf der linken der Troikar bey der Tympanitis eingestochen wird, durchschnitten (die Beschreibung der auch zu diesem Ende vor dem Werfen des Thieres zu ziehenden Linien ist etwas undeutlich), und hierauf durch die von innen nach aussen erweiterte Wunde die Hand eingebracht, mit welcher man den Saamenstrang fasst, und so lange an sich zieht, bis sein abgeschnittenes Ende frey wird. Hierauf erfolgt die Reposition des eingeklemmten Darmstückes entweder von selbst, oder indem ein wenig mit der Hand nachgeholfen wird. Die Heilung der Bauchwunde wird dadurch beschleunigt, dass das Bauchfell (doch wohl mit den Bauchmuskeln) und die äussere Haut einzeln durch die Kürschnernath vereinigt werden, welche doppelten Näthe uns aber überflüssig und unbequem scheinen, so wie wir auch in diesem Falle die Knopfnath oder auch die leider in Vergessenheit gerathene Zapfennath vorziehen würden. So vortrefflich die ganze Arbeit des Hn. O. in pathologischer und namentlich in diagnostischer Hinsicht ist, und so gut das Verfahren bey dieser allein Rettung bringenden Operation auch scheint: so bleibt es dennoch gewiss, dass dieselbe nur alsdann vernünftiger Weise dem Eigenthümer angerathen werden darf, wenn der an diesem Bruche leidende Zugochse ganz mager, mithin ohne Werth für die Schlachtbank wäre, da es bey der Gefahr der Bauchwunden, nachdem man sich bey den ersten Zufällen durch Exploration im Mastdarme von dem Daseyn eines solchen Bruches überzeugt hat, immer gerathener ist, das kranke Thier sogleich zu schlachten. II. *Über die Natur und Behandlung der Schaafraude*, von *G. H. Walz*, würtemberg. Landthierarzte u. s. w. Stuttgardt, b. Steinkopf, 1819. Ein sehr vollständiger Auszug aus einer rühmlichst bekannten Schrift, welche keinem Thierarzte, keinem gerichtlichen oder Staats-Arzte unbekannt seyn sollte.

C. Polizey-Verordnungen. Zwey Verordnungen der königl. baier. Generalcommissariate des Lechkreises vom 1 Jul. 1809 und des Mainkreises vom 10 Jun. d. J., die Maul- und Klauen-Seuche betreffend, enthalten das Bekannte über diese häufig vorkommende, im Ganzen sehr unbedeutende Krankheit, welche nur für Weide- und für schweres Mast-Vieh durch Abmagerung, als Folge der Schmerzen an den Füssen und im Maule, schädlich wird. Der Genuss der Milch (nach der zweyten Verordnung auch der Butter) wird mit Recht, aber ohne Angabe des Grundes, verboten. Rec. hat bey der Epizootie (Oct. 1820) nicht allein die Erfahrung gemacht, dass der Genuss einer solchen Milch mit Fieber verbundene Aphthen hervorbrachte, sondern auch auf officiellem Wege die Nachricht erhalten, dass eine Frau, welcher beym Öffnen der Zungenpustel ihrer Kuh die in derselben enthaltene Feuchtigkeit in das Gesicht spritzte, eine Anschwellung desselben mit Pusteln erhielt. Dass diese Krankheit, welche man mit Unrecht Maul- und Klauen-Seuche nennt, mitunter wohl gar als solche trennt, nach Rec. Vorgange aber das epizootische Blasenfieber (*Febris bullosa epizootica seu veterinorum*) nennen sollte, auf den Menschen übergeht, ist mithin keinem Zweifel mehr unterworfen, und *Waldingers*, durch Mehrerer, und namentlich durch *Glasers* Beobachtung, nach welcher Milzbrand und Blasenfieber in einem Jahre vorkamen, bestätigte Vermuthung, dass beide Krankheiten in einer gewissen Verbindung mit einander stehen, gewinnt dadurch an Wahrscheinlichkeit. Auf die von *Viborg* u. A. geleugnete Ansteckungsfähigkeit ist in beiden Verordnungen Rücksicht genommen, sowie auch in der zweyten auf die Affectionen der Euter und Striche, welche Rec. besonders in der Epizootie des Jahres 1808 in Russland sehr häufig mit Pusteln besetzt, und stark geschwollen fand. Auch am After und den Geschlechtstheilen entstehen dergleichen Blasen, welche, wie Rec. Fälle aus der Epizootie des Jahres 1817 bekannt sind, sich, wiewohl sehr selten, bey Rindern über den ganzen Körper erstrecken. An den behaarten Theilen der Hinterschenkel sah Rec. dieselben noch kürzlich bey Schweinen. Die in beiden Verordnungen anbefohlenen Polizeymassregeln sind streng, vielleicht etwas zu streng, wenn man bedenkt, dass die Krankheit nicht allein durch Ansteckung, sondern auch durch allgemein verbreitete Ursachen entsteht, und daher so drückende Massregeln, wie die Aufhebung des Verkehrs zwischen den angesteckten und benachbarten Orten, letztere nicht einmal immer vor der Seuche schützen können.

D. Miscellen. 1) *Erfahrungsmässige Schilderung des Ausbruchs und Verlaufs der Tollheit der Hunde*, von einem grossen Beobachter dieser Thiere, Hn. *Meynel* (nicht *Menel*). Aus dem Englischen übersetzt. Diese Bemerkungen enthalten manches Gute und Brauchbare, erschöpfen aber den Gegenstand keinesweges, und stehen dem weit nach, was *Delabere Blaine* in seiner vor Kurzem übersetzten *Canine Pathology*, Lond. 1817, darüber gesagt hat. Richtig ist die leider noch von so Vielen übersehene Bemerkung, dass die meisten Hunde (Rec. möchte nicht mit diesen beiden Engländern diess von *allen* Hunden sagen) keinen Abscheu vor dem Wasser und anderen Flüssigkeiten haben, sondern durch dasselbe waten und schwimmen, ja es auch schlürfen, wenn sie gleich (ob immer?) wegen des Krampfes der Schlingwerkzeuge es zu verschlucken nicht im Stande sind. Grundfalsch aber ist *Meynels* Bemerkung, dass tolle Hunde nimmer bellen sollen; im Gegentheil wird ein ganz eigenes Bellen in kurzen und abgebrochenen Tönen sehr häufig von ihnen im Anfange der Krankheit gehört, welches nachher in einen eigenen, zwischen Heulen und Bellen die Mitte haltenden Laut übergeht. Die alte Eintheilung in Raserey, die überhaupt bey tollen Hunden höchst selten vorkam, und stille Wuth, welche *M.* noch annimmt, ist durchaus unstatthaft, und desshalb kann auch das gegen Ende der Krankheit so häufig vorkommende Herabhängen des Unterkiefers nicht als Zeichen der sogenannten stillen Wuth gelten. 2) *Etwas über Transfusion oder Bluttausch.* Der bekannte an dem Wettrenner Eklipse, wie man sagt, mit gutem Erfolge angestellte Versuch, ohne Angabe der englischen Schrift, aus welcher er entlehnt ist. Die physiologische Wichtigkeit des Falles sollte zu ähnlichen Versuchen auffodern. Wenn der Übersetzer hier von Biscuite spricht, welchen das alte Pferd nach der Operation mit Madeirawein zur alleinigen Nahrung erhalten haben soll: so ist diess wohl dahin zu berichtigen, dass unter diesem Biscuit — Zwieback, nicht aber das bekannte Gebackene zu verstehen ist. 5) *Über die Einimpfung des Zungenkrebses beym Rindvieh und der Pocken bey den Schaafen.* Wie der Herausgeber im J. 1811 noch von der letzteren als einer neuen Sache reden, und nur des unsterblichen *Pessinas* Bemühungen für diese, vielleicht für den Nationalreichthum wichtigste Erfindung der Veterinärkunde mit Übergehung der Arbeiten *Sicks*, *Meckels* u. A. m. anführen kann, ist kaum begreiflich. Die Inoculation des Zungenkrebses scheint hier die des Blasenfiebers (der Maul- und der Klauen-Seuche) zu seyn, welche Krankheit oft mit Einem Namen genannt wird, der nur derjenigen Form des Milzbrandes bleiben sollte, bey welchem die Zunge angegriffen wird, und welche kein vernünftiger Thierarzt je einzuimpfen den Einfall haben kann. Der Herausgeber ist sehr gegen diese Inoculation eingenommen, und führt Beyspiele von den in Frankreich angestellten Versuchen an, dass geimpfte Kühe die Krankheit wieder erhalten haben. So wenig dieses Rec. zu leugnen im Stande ist, so folgt daraus dennoch nicht die Verwerflichkeit der Operation, wodurch, wie eigene Erfahrungen ihn lehrten, wenn in die Ohren inoculirt wird, das Übel vom Maule und von den Klauen, deren Leiden die an sich unschuldige Krankheit so lästig macht, entfernt gehalten werden kann. Es ist freylich übel, dass man bey Impfungen im Grossen selten im Anfange der Seuche genug Materie aus nicht zu alten Klauengeschwüren nehmen kann, um viele Subjecte impfen zu können, und dass, wenn man bey einer Heerde so lange wartet, bis man Materie von einer hinlänglichen Anzahl von Subjecten nehmen könnte, dann die natürliche Ansteckung gewöhnlich zu weit fortgeschritten ist, so dass die Impfung dann keinen Vortheil mehr gewährt.

Mit der Lymphe der Mundgeschwüre zu impfen, ist wegen der Beymischung des Speichels sehr unsicher, und war Ursache, dass *Viborg* und **Havemann** die Ansteckung überhaupt leugneten.

Zweytes Heft. A. **Originalabhandlungen.** I. Bemerkungen über Gegenstände der praktischen Thierheilkunde. 1) *Äusserst merkwürdige Heilung einer beträchtlichen Verletzung der Gelenkfügung zwischen dem Huf und Kronbeine*, durch Hrn. Medicinal-Rath, Dr. *Will*, Professor an der Königlich Baierschen Veterinair-Schule zu München; dargestellt von einem Veterinaireleven. Der ziemlich gut erzählte Fall ist darum merkwürdig, weil die Wegnahme der halben Sohle der äussern Hornwand und des äussern Hufknorpels noch Hülfe schafften, nachdem in Folge eines Nageltritts am linken Hinterfusse und einer unzweckmässigen Behandlung, während welcher das Pferd von Linz nach München transportirt und dadurch entkräftet und abgemagert wurde, ein Theil der Fleischsohle, die äussere Fleischwand und der Hufknorpel nebst der Kapsel des Kron-Hufbeingelenks durch Ulceration bedeutende Zerstörungen erlitten hatten. Ob das Hufbein, und besonders das Seitenband des genannten Gelenkes, was sehr wahrscheinlich ist, angegriffen gewesen, wird nicht gesagt. Ungeachtet des Zustandes der Entkräftung wurde das heftig werdende Wundfieber antiphlogistisch behandelt; ein Verfahren, welches der treffliche *Rust*, trotz der Einwendungen mancher Ärzte dagegen, durch theoretische und aus seiner reichhaltigen Erfahrung entlehnte Gründe vor Kurzem so kräftig vertheidigt hat. Eine in diesem Fall angewendete Salbe aus Kampfer mit etwas Alcohol, zur Consistenz eines dünnen Schleims abgerieben und mit einigen Tropfen peruvianischen Balsam vermischt, bewies sich sehr heilsam, und verdient bey Gelenkwunden empfohlen zu werden. Im Verlaufe der Behandlung entzündete sich die Fleischsohle des rechten Hinterfusses (wie dieses so häufig mit den gesunden Füssen der entgegengesetzten Seite bey langwierigen Fussschäden der Fall ist) in einem solchen Grade, dass wegen entstandener Eiterung die Hornsohle weggenommen werden musste. 2) *Beobachtungen des schädlichen Einflusses giftiger Pflanzen auf eine Heerde Ziegenböcke.* Von dem Veterinair-Candidaten *Weidenkeller* zu Kempten. Diese Vergiftung soll durch den Genuss des gemeinen Waldmeisters (*Asperula odorata*) und des stänglichten Hahnenfusses (*Ranunculus acris?*) veranlasst seyn, wenigstens waren die Magen und der Darmkanal, so weit diese Kräuter gekommen, bey den daran crepirten Böcken entzündet. Die übrigen wurden, nachdem Hr. *W.* erst, wie leicht einzusehen, Pfeffer und Wachholderbranntwein *vergeblich* eingegeben hatte, durch den Gebrauch von Milch und Baumöl (denn die 9 Tropfen Laudanum haben wohl nichts geleistet) gerettet. 3) *Krankheit einer Kuh, welche bey der Öffnung eine Stecknadel im Herzen hatte.* Beobachtet vom Königl. Baierschen Thierarzte *F. Gebhard* zu Immenstadt. Wie bekannt, kommen diese Fälle sehr häufig vor. Die Nadeln oder andere schneidende und stechende Körper bahnen sich aus der Haube einen Weg durch das Zwergfell und den Herzbeutel in das Herz. Im vorliegenden Falle hatte die Nadel nicht allein die Wand der rechten Kammer nach der Spitze des Herzens zu durchbohrt, sondern war auch durch die Kammer in das *septum cordis* eingedrungen. Ein gänzlich unfühlbarer Herzschlag mit einem weichen und schnellen Pulse während der zehnmonatlichen Krankheit möchte wohl unter allen Symptomen dasjenige seyn, welches die meiste Berücksichtigung verdient. *Greves* Behauptung, nach welcher wässerichte Geschwülste am Halse und der Brust bey den auf diese Weise leidenden Rindern nicht fehlen sollen, wird durch diese, so wie durch mehrere von uns gemachte Beobachtungen widerlegt. 4) *Beobachtung einer besonderen Drüsenkrankheit unter den Ochsen in dem baierschen Dorfe Ebersberg.* Vom Kön. baier. Thierarzte *Frommel* zu Landshut. Eine eigene Krankheit, bey welcher die Ochsen eine grosse Neigung zeigten, Erde, Schweine- oder Schafmist zu verschlingen, wackelnde Zähne erhielten und bis zum Tode abmagerten. Nach demselben fanden sich die Drüsen der Schleimhaut des Nahrungskanals aufgetrieben und verhärtet. Salze, bittere Mittel und darauf letzte mit geschwefeltem Spiessglanze gereicht, bewiesen sich heilsam in dieser merkwürdigen Krankheit, deren Ätiologie, und wäre sie auch nur auf Vermuthungen gegründet, wir ungern vermissen. 5) *Beobachtung einer sonderbaren, über den ganzen Körper verbreiteten Windgeschwulst bey einer Kuh.* Von Hn. *Fr. Huh*, practicirendem Thierarzte zu Coswig im Herzogth. Anhalt-Bernburg. Diese Windgeschwülste sind beym Rindviehe gar nicht selten. Dass aber nach des Vfs. Meinung die Luft, wenn sie nicht in brandigen Geschwüren erzeugt wird, im Darmkanal hervorgebracht werde, und durch das Zellgewebe der Häute desselben in das des übrigen Körpers austrete, ist nicht richtig. Rec. sah dergleichen *Emphyseme* bey sehr verschiedenen Krankheiten entstehen, und glaubt, dass sie einem veränderten Vegetationsprocesse im Zellgewebe, in welches statt der dunstförmigen gasartige Stoffe (deren chemische Untersuchung der Mühe werth wäre), ausgehaucht werden, ihren Ursprung verdanken. Warum aber gerade das Rind diesen Windgeschwülsten unterworfen ist, bleibt eine Frage. 6) *Drey merkwürdige Geburtsfälle*, beobachtet von Hn. *Hördt*, prakt. Thierarzte zu Rastadt. Erlauben keinen Auszug, verdienten aber allerdings bekannt gemacht zu werden, da gerade, wie auch der Herausgeber bemerkt, die thierärztliche Geburtshülfe noch so sehr zurück ist.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

MEDICIN.

Karlsruhe, b. Maklot: *Magazin für theoretische und praktische Thierheilkunde und th. Pelizey.* Herausgegeben von Dr. *F. S. Teuffel* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

II. *Über die Natur der Drehkrankheit bey Schaafen.* Vom Grossherzoglich Badischen Leibchirurgus *Gebhard*, öffentlichem ordentlichem Lehrer der Thierheilkunde an der Veterinairschule zu Karlsruhe. Das Bekannte ist hier recht gut vorgetragen. Allein die Meinung des Vf., dass niedrige, dunstige Ställe diese Krankheit vorzüglich hervorbringen, hat zwar eine auffallende, von ihm gemachte Erfahrung für sich, nach welcher die Schaafe einer Schäferey, welche feuchte Triften, aber gut gebauete Ställe hatte, nicht von der Drehkrankheit litten, während andere bey gebirgigen Weiden, aber niedrigen Ställen, unter ihren Jährlingen beständig Dreher zählten, erklärt aber die Entstehung derselben keineswegs. Warum bemerken wir in gewissen, übrigens gesunden Jahren, an einigen Orten eine auffallende Anzahl Drehlinge, während die Schaafe mehrere Jahre darauf wieder verschont bleiben? Wir müssen gestehen, dass wir über die Ursachen der Entstehung des Wurms (*Coenurus cerebralis*, nicht *Taenia vesicularis*, wie ihn der Vf. noch nennt) noch wenig wissen, glauben aber berechtigt zu seyn, alle schwächende Ursachen überhaupt unter dieselben zählen zu dürfen sollten sie auch vielleicht schon vor der Geburt, noch im Mutterleibe, auf das junge Thier eingewirkt haben. Mit Recht hält der Vf. nicht viel vom Gebrauche des Troikars und Trepans bey der Drehkrankheit.

B. Übersetzungen. I. *Erfahrungen über die innere Wirkung des Eisenvitriols bey unseren Hausthieren.* Von Prof. *Erich Viborg.* (In dänischer Sprache vorgelesen in der medicinischen Societät zu Kopenhagen und in das Deutsche übersetzt von dem Vf.) Welchem Arzte und Thierarzte sollten *Viborgs* vortreffliche Untersuchungen über Heilmittel und Gifte unbekannt seyn, zu welchen er hier und in den folgenden Aufsätzen neue schätzbare Beyträge liefert? Der grüne Vitriol bewies sich ihm als ein nützliches, zusammenziehendes Mittel. Eine Kuh, die lange an einer habituellen Diarrhöe litt, bey welcher der Alaun, täglich zu 24 Loth wahrscheinlich aus dem Grunde ohne Erfolg angewendet worden, weil derselbe in kleinen Gaben adstringirend, in grossen aber eröffnend wirkt, wurde durch 6 Loth Eisenvitriol auf einmal davon befreyt. Auch wurde derselbe gegen das Blutharnen zu ℥iß — ℥ij *pro dosi* mit Öl gegeben, worauf die erwünschteste Wirkung erfolgte. Pferde, welche die Harnruhr oder den Lauterstall hatten, und ihn täglich einmal zu einem Lothe mit bitteren Mitteln erhielten, wurden gleichfalls hergestellt. Für ziemlich grosse Hunde wurde, die Dosis beym Durchfalle auf ʒij festgesetzt. Versuchsweise wurde auch die wässerige Auflösung des Eisenvitriols gesunden Pferden in die Venen eingespritzt, worauf der Mist, ebenfalls wie nach der Eingabe durch den Mund, schwärzlich wurde; gerade so wie Sublimatauflösung, durch Einspritzung in die Blutmasse gebracht, dieselbe specifische Entzündung der Schleimhaut des Darmcanals mit erhabenen rothen Flecken hervorbringt, als wenn er unmittelbar auf denselben gewirkt hätte. II. *Über die urintreibende Wirkung des Harzes bey Pferden.* Von *Demselben.* Das gelbe Harz wirkt zu einer Unze stark urintreibend, wozu es nicht bloss *Erxleben* (wie der Vf. meint), sondern lange vor diesem schon *Gibson*, welcher es vorzüglich bey der Maucke anwendete, empfahl. Colophonium wirkt weniger kräftig. Das Harz hat vor dem Terpentine als *diureticum* den Vorzug, dass es sicherer wirkt und leichter beyzubringen ist. Dass Letztes, sowie auch das Terpentinöl, die Verdauung störe, scheint Rec., welcher beide häufig reicht, sehr unwahrscheinlich. III. *Über die Natur und Behandlung des bösartigen Entzündungsfiebers.* Von *Demselben.* Nach der Beschreibung ein im Anfange entzündliches Nervenfieber, gegen welches Begiessungen mit kaltem Wasser und Behängen mit nassen Decken nach dem Aderlasse Hülfe brachten. Auffallend ist es, dass der Vf. innerlich Essig und andere Pflanzensäuren empfiehlt, da er doch selbst die verdächtigen und schädlichen Eigenschaften der Buttermilch für das Pferd nachgewiesen hat. IV. *Über die Heilung des Wurms bey Pferden.* Von *Demselben.* Eine halbe Drachme Sublimat, von welcher man bis zu einer Drachme täglich steigt, mit Mehl und Wasser in Pillenform gebraucht, bewirkte bey 5 Pferden, von denen jedoch keines die so übelen Wurmgeschwülste an den Beinen hatte, eine dem Anscheine nach voll-

kommene Heilung, nachdem eine Unze von diesem Mittel verbraucht war. Bey einem sechsten wurden $2\frac{1}{2}$ Unzen gegeben, weſswegen man, um dem Speichelflusse, von welchem es auch, sowie die übrigen, befreyt blieb, vorzubeugen, etwas Kampher zusetzte, ehe es hergestellt wurde. Mit Recht erinnert indeſs der Vf., daſs man diesem, sowie allen anderen Mitteln gegen den Wurm (dessen Identität mit dem Rotze, als veränderte Form desselben, er zuerst so gründlich nachwies) nicht zu sehr vertrauen darf. V. *Von der vermeintlichen Schädlichkeit des Farrenkraut fürs Pferd und Rindvieh.* Von *Demselben.* Der Vf. sah die kranken Thiere, welche nach dem Genusse der *Pteris aquilina*, von welcher und deren Wurzel viel in ihrem Heu und Heckselstrohe befindlich war, vorzüglich an beschwerlichem Schlingen litten und nicht selten starben, nicht selbst, fodert aber mit Recht dazu auf, bey vorkommenden Gelegenheiten auf diese Pflanze aufmerksam zu seyn.

C. Auszüge und Recensionen. I. *Anleitung zur Kenntniſs und Behandlung der wichtigsten Seuchen unter dem Rindvieh und den Pferden,* von *L. Bojanus,* Doct. med. et chirurg., ruſs. kaiserl. Hofr. und Prof. an der Universität zu Willna. Riga, in Commiss. b. Deubner und Treuy. Ein vollständiger Auszug aus dieser bekannten gehaltvollen Schrift, in welchem aber die übersaure Salzsäure (Chlorine) für rauchende, welche *Pessina* wirklich mit Eisen anwendete, gerade wie im Originale, ungerügt stehen geblieben ist. Vier Pfund mit Chlorine angeschwängerten Wassers werden ja nicht 1 Quentchen Eisenfeile auflösen, dieſs hätte Hn. *B.* als Lehrer der Chemie, nicht entgehen sollen. Auch raucht ein solches Wasser nicht. Übrigens wird Hr. Ref. bey mehr Erfahrung seinen, auf *Pessinas* Autorität gestützten Ausspruch, daſs der Gebrauch der eisenhaltigen Salzsäure ¾ der pestkranken Rinder rettet, zurücknehmen, indem dieſs nur bey sehr gutartigen Epizootieen der Fall ist. II. *Einige Bemerkungen über die Lehre vom Exterieur des Pferdes.* Von *K. L. Schwab.* München, 1809. Der Auszug aus dieser kleinen, leider nicht genug bekannt gewordenen Schrift ist keines Auszugs fähig. III. *Über den Rotz der Pferde, und die mit gutem Erfolge dagegen angewandten Mittel, nebst mehreren Beobachtungen über dessen Heilung.* Von *G. F. Tscheulin,* groſsherzogl. bad. Hofthierarzte und Lehrer der Thierheilkunde. Karlsruhe, 1812. Der Vf. dieser Schrift glaubt noch an Mittel, durch welche jene Krankheit geheilt werden soll; allein Rec. kommt immer mehr von diesem Glauben zurück, seitdem er die Überzeugung gewonnen, daſs die Zahl derjenigen rotzigen Pferde, welche ohne Mittel genasen, nicht geringer sey, als die der angeblich durch ärztliche Behandlung geheilten, von welcher letzteren noch viele abzurechnen sind, bey welchen der wiederkehrende Rotz nur zu deutlich bewies, daſs die Heilung nur palliativ und temporär gewesen war. Er glaubt daher, daſs der Rotz bey denjenigen Pferden, bey welchen er nach Anwendung von Mitteln verschwand, und nicht wiederkehrte, auch ohne die Mittel aufgehört haben würde. Der Umstand, daſs dasselbe Mittel, welches bey einem Subjecte so auſserordentlich hülfreich zu seyn schien, bey vielen anderen, *ceteris paribus,* gar keine Wirkung hervorbringt, spricht für diese Meinung.

D. Polizeyverordnungen. Verordnung des Sanitätscollegii des Kantons Zürich, vom J. 1809, den daselbst hie und da herrschenden Zungenkrebs betreffend, mit vorausgeschickter Anleitung zur Erkenntniſs und Heilung dieser Krankheit bey Pferden und Hornvieh. Verdiente hier keinen Platz, weil man es ihr auf den ersten Überblick ansieht, daſs sie von Ärzten verfaſst ist, welche die Thierkrankheiten bloſs aus Büchern kennen. Beständig wird die gewöhnliche Maul- und Klauen-Seuche, welche damals herrschte, mit dem Zungenkrebse (*Glossanthrax*) verwechselt. Das therapeutische Verfahren, welches hier angerathen wird, ist zwar im Ganzen nicht übel, zeugt aber demungeachtet von einer undeutlichen Kenntniſs der Krankheit. Die Polizeymaſsregeln sind aus eben dieser Ursache zu streng ausgefallen.

C. Miscellen. 1) *Bemerkungen über den bisherigen Winter-Hufbeschlag der Pferde, nebst Beschreibung eines neu erfundenen, und Abbildung desselben in Steindruck.* Von Hn. Hofpferdarzt *Tscheulin.* Er verwirft die gewöhnlichen Schraubeisen, weil die Stollen leicht abbrechen oder sich ausschrauben sollen, welches jedoch nicht der Fall ist, wenn sie gut gemacht sind. Er schlägt ein Eisen vor, an welchem die Schrauben am Arme des Eisens und die Mutter am Stollen, mithin in horizentaler Richtung befindlich sind. Aber dieſs möchte wohl noch weniger, als jenes von jedem Schmide verfertigt werden können. — 2) *Neue Impfungsmethode der Schaafpocken* (von dem ruſs. kaiserl. Hofrathe *Brodsky*), einen mit in Wasser aufgelöster Pockenmaterie benetzten Faden durch das Ohr zu ziehen. Nicht empfehlenswerth, wenn sie gleich ihrem Erfinder zur Empfehlung diente, um Ritter (nicht Rector, wie dort wahrscheinlich als Druckfehler steht) des Wladimirordens zu werden. 3) *Zwey merkwürdige Abweichungen vom natürlichen Zustande bey neugeborenen Schweinen,* beobachtet von dem praktischen Thierarzte *Hördt* in Rastadt. Bey dem einen von männlichem Geschlechte, bey welchem man die fehlende Öffnung des Mastdarms künstlich zu machen vergebens gesucht hatte, fand sich das Ende desselben blind und mit 2 kurzen starken Bändern am Schambeine befestigt; bey dem anderen, weiblichen Geschlechts, fehlten die äuſseren Geburtstheile, und nachdem ein vergeblicher Versuch gemacht war, dem Urin durch einen Schnitt einen Ausweg zu verschaffen, sah man nach dem Tode, daſs der Blasenhals sich in zwey Röhren spaltete, welche zu beiden Seiten der beynahe leeren Harnblase gegen die Nieren sich in schlangenförmigen Windungen hinaufzogen, um sich in dieselben neben dem Anfange der Ureteren einzusenken. 4) *Der Lungenblutsturz beym Pferde, durch essigsaure Dämpfe gehoben.* Vom Pr. *Viborg.* Man hält den an dieser gefährlichen Krankheit leidenden Pferden eine warme, nicht glühende Feuerschaufel unter die Nase, und gieſst recht sauern Essig auf dieselbe. Durch Einathmung der entstehenden Dämpfe wurden solche gerettet, welche nicht mehr aufstehen konnten.

Eine wenig nährende Diät, und bittere, zusammenziehende Mittel, mit Eisenvitriol oder Alaun, machen die Nachcur aus. 5) *Anzeige herrschender Thierkrankheiten.* Eine von *Tscheulin* im Februar 1812 beobachtete Strengelepizootie, nicht näher beschrieben. 6) *Nachrichten von gemeinnützigen thierärztlichen Anstalten.* a) Verzeichniss der Vorlesungen an der grossherzogl. bad. Thierarzneyschule zu Karlsruhe für das Sommerhalbejahr 1812. b) Errichtung einer Veterinärgesellschaft zu Kopenhagen.

Drittes Heft. *Beytrag zur Beschreibung und Heilung der Zungen-Krebsseuche.* Vom Dr. *Lappe*, Privatdocenten (jetzt Professor) der Thierheilkunde auf der Universität zu Göttingen. Eine gute Darstellung dieser Form des Milzbrandes, wobey auch das Unterscheidende vom Maulweh (Blasenfieber) berührt worden ist. Den Mehlthau verwirft der Vf. als Ursache des Zungenkrebses wohl mit Recht. Warum aber in gewissen Jahren die Zunge der Sitz des Milzbrandcarbunkels werde, während sie es in anderen Epizootien nicht ist, erklärt der Vf. eben so wenig, als einer der vielen Schriftsteller, welche über diesen Gegenstand geschrieben. Sein Heilverfahren bestehet in Brennen der Zungengeschwüre und im Gebrauche der Schwefelsäure. Des Aderlasses erwähnt er durchaus nicht, obgleich er bey zeitiger Entdeckung der Krankheit gewiss eben so hülfreich ist, als beym gewöhnlichen Milzbrande. II. *Beschreibung einer Lungenseuche in der Schweiz, nebst Behandlung derselben.* Vom Bezirksthierarzte *Iten.* Dem Vf. gebührt, so viel Rec. weiss, die Ehre, zuerst die Möglichkeit der Ansteckung dieser seit einigen Jahren sogar an Orten, wo sie ehemals selten oder gar nicht gefunden wurde, häufig vorkommenden Krankheit mit Recht behauptet zu haben. Auch sieht er sie vom Anfange der Natur gemäss als entzündlich an. Er empfiehlt neben dem Aderlassen Laxanzen aus Bittersalz, Weinstein und Aloe, auf welche ihn die Überfüllung des Pfortadersystems mit einem sehr plastischen Blute leitete. Das versüsste Quecksilber wurde nur in einigen Fällen von ihm versucht, entsprach aber seiner Erwartung so vollkommen, dass er es mit Recht für das Hauptmittel gegen diese Krankheit hält. III. *Beobachtung der Behandlung des Milzbrandes in der Schweiz.* Von *Dems.* Obgleich dieser Aufsatz eigentlich in ätiologischer Hinsicht nichts Neues enthält, so ist er doch darum merkwürdig, weil er das Vorkommen dieser Krankheit in der Schweiz, und zwar auf den schönsten gesundesten Alpen, woselbst sie *Bermet* oder Angriff genannt und von der Gewalt des Teufels hergeleitet wird, darthut, worüber wohl Mehrere, welche nur zu sehr geneigt sind, den Milzbrand von schlechter, verdorbener Weide herzuleiten sich verwundern werden. Sehr auffallend aber ist es, wenn der Vf. bey Gelegenheit einer am Milzbrand gefallenen, von ihm secirten Kuh sagt: „Da nun der allgemeine Glaube diese Krankheit dem Teufel auf Rechnung schreibt, so fällt es Niemanden ein, etwas von diesem sonst schön aussehenden Fleische zu geniessen.“ Geschieht denn dieses sonst auf den Alpen bey dem Vieh, welches an andern Krankheiten crepirt ist? — Der innerliche Gebrauch des Theriaks und Hirschhorngeistes mit Essig (wodurch ein brenzliger Mindererischer Geist erzeugt wird), soll nach dem Aderlasse sehr gute Wirkung gethan haben. Wir möchten aber doch die Säure nicht bey Seite setzen. IV. *Von den Würmern im Auge der Pferde, nebst Abbildung eines solchen.* Von d. Professor *Laubender* in München. Nach Aufzählung mehrerer Fälle, welche von Schriftstellern von solchen Würmern verzeichnet sind, erzählt er einen sehr lehrreichen, welcher im Frühjahre 1803 in München beobachtet wurde. Hr. Prof. *Will* übernahm die nicht leichte Aufgabe, den Wurm durch die Punction der Hornhaut in der Gegend des äussern Augenwinkels zu entfernen, welches nach einem misslungenen Versuche, bey welchem der *humor aqueus* sich so schnell entleerte, dass man nicht bestimmen konnte, ob der in der That zurückgebliebene Wurm mit herausgekommen sey oder nicht, endlich gelang, nachdem der Operateur 4—5 Stunden knieend vor dem geworfenen Pferde zugebracht hatte, um den glücklichen Moment zu erwarten, in welchem das Auge die gehörige Ruhe haben würde. Der mit der Pincette vollends hervorgezogene Wurm ist auch vergrössert abgebildet, allein auf eine Weise, welche wohl kaum die gewöhnliche *filaria papillosa* erkennen lassen möchte. Die Heilung der Hornhautwunde erfolgte sehr leicht, so wie auch die durch den Wurm verursachte Augenentzündung wegblieb. V. *Beschreibung eines bösartigen, galligt nervosen Fiebers 1810 im Breisgau* vom praktischen Th. Hrn. *Fiener*, beobachtet. Enthält nichts Neues über diesen Gegenstand, als die glückliche Anwendung des Glüheisens in der Gegend der falschen Rippen. Die häufige Anwendung des Weines passt in Hinsicht der Wohlfeilheit dieses Mittels für jene Gegenden, dürfte aber immer nur mit Behutsamkeit angewendet werden, weil er so leicht auf Thiere überreizend wirkt. VI. *Beschreibung einer merkwürdigen Missgeburt beym Rind*, vom Dr. *Grieslich* in Resheim. Eine Hautwassersucht (wie hier behauptet wird) im eigentlichsten Sinne, indem die *cutis* selbst aufgelockert und mit Sulze und Wasser angefüllt gewesen seyn soll, gaben diesem bey der gewaltsamen Geburt zerissenen Geschöpfe sonderbar genug das Ansehen eines dicken, kurzschnauzigen Kettenhundes. Ein solcher sollte die Kuh, während sie besprungen worden, fortdauernd angebellt und erschreckt haben.

B. Übersetzungen. I. *Über die Wirkung der Spiessglanzmittel bey den Hausthieren*, von Prof. Em. *Viborg.* Diese, von dem verdienten Vf. in der K. medicin. Societät zu Kopenhagen vorgelesene und von ihm selbst in das Deutsche übersetzte Abhandlung erschöpft, wie die meisten desselben, ihren Gegenstand, indem die Erfahrungen Anderer mit eigenen, auf zahlreiche Versuche gegründeten Beobachtungen verbunden, zu einem richtigen, in der veterinärischen Pharmakologie so schwer zu erhaltenden Resultat erforderlich sind. Die Abhandlung ist keines vollständigen Auszugs fähig, und muss selbst nachgelesen werden. Als allgemeines Resultat geht aus derselben hervor,

dass die Spiessglanzmittel als die Thätigkeit der Capillargefässe, und namentlich der Haut- und Schleimhäute, so wie verschiedener Absonderungen vermehrend, bey mangelnder vegetativen Thätigkeit sehr brauchbar sind. Für die Praxis ist noch der hier ausgemittelte Unterschied merkwürdig, welcher in Hinsicht der Dosis zwischen dem aufgelösten und dem trocknen Brechweinsteine in Lattwergen- und Pillen-Form Statt findet. Ersterer darf, wie bekannt, Pferden höchstens bis zu ʒij. gereicht werden, da von letztem bis ℥ß. gegeben werden kann; es wurde sogar eine Unze gereicht, ohne dass sie etwas mehr, als einen schnellern Puls und häufigeren Abgang des Kothes, wobey Fress- und Trink-Lust vermehrt zu seyn schienen, verursachte, während eine halbe Unze in $41\frac{1}{2}$ Unzen Wasser aufgelöset, bey einem gesunden zweyjährigen Pferde am dritten Tage nach der Eingabe eine Lungenentzündung hervorbrachte, welche am 6ten durch Ergiessung und Ausschwitzung tödlich wurde. Eine Unze Mineralkermesin, mit Wasser gegeben, brachte ähnliche Zufälle und den Tod am 13ten Tage hervor, während ein anderes Pferd 2 Unzen von diesem Mittel, in Pillen gegeben, sehr gut vertrug.

B. Auszüge und Recensionen. I. *Memorabilien der Heilkunde, Staatsarzneywissenschaft und Thierheilkunst*, herausgegeben von *J. J. Kausch*, Dr. Med. etc. Züllichau 1813. Ein Auszug aus der bekannten actenmässigen Geschichte der Rinderpest, welche 1811 in Schlesien herrschte, und wodurch die Vorzüge des Todtschlagens gegen das Separationssystem des Hrn. Prof. *Sick* in ein so helles Licht gesetzet wurden, dass erstes wieder in dem Preussischen durch eine Verordnung anbefohlen wurde. Die Erosionen hatten sich nützlich bewiesen, die Krankheit frühzeitig zu erkennen; indessen giebt *Kausch* selbst die Fälle zu, wo sie fehlen können, wie dieses Rec. selbst beobachtet hat. In einzelnen Fällen hat man diese Mundaffectionen schon so heftig werden sehen, dass daraus Verwechselungen mit der sogenannten Maulseuche entstanden sind. Auch neue Erfahrungen haben den von *Kausch* gegen *Sick* aufgestellten Satz bewiesen, dass schon die ersten Äusserungen des Ausbruchsfiebers bey noch ungestörter Fresslust das angesteckte Thier fähig machen, seine Nachbarn anzustecken; dagegen die andere, höchst wichtige Behauptung von *Kausch*, dass angesteckte Rinder auch vor dem Ausbruche der Krankheit Andere anstecken können, grosse Berücksichtigung verdient, uns aber noch einiger Bestätigungen zu bedürfen scheint. II. *Über eine Thierseuche, welche im Jahre 1797 in Friaul herrschte*, von Hrn. J. D. *Larrey*, aus dessen bekannten Denkwürdigkeiten. Oberflächlich, wie Alles, was der berühmte Vf. über Gegenstände geschrieben, welche nicht zu seinem eigentlichen Fache, der Chirurgie, unter deren Bearbeitern er mit Recht eine so ehrenvolle Stelle einnimmt, gehören. Es scheint die Rindviehpest mit intercurrirendem Milzbrande gewesen zu seyn. Merkwürdig wäre die Beobachtung, wenn das Haus eines Landmanns in der Nähe zweyer eisen- und schwefelhaltiger Quellen wirklich aus dieser Ursache von der Seuche verschont geblieben wäre. Unter anderen Mitteln schlägt L. auch das Trepaniren der Hörner an mehreren Stellen vor. Der ganze Aufsatz hätte aber unübersetzt bleiben können.

D. Polizeyverordnungen. Gesetz wegen Bestimmung der Hauptmängel. Als Hauptmängel bey Pferden werden ausser dem gewöhnlichen Dampf noch alle Arten von Engbrüstigkeiten und Lungensuchten und sogar die Krätze angegeben. Was letzte betrifft, so ist zwar nicht zu leugnen, dass sie, nicht gehörig geheilt, leicht wiederkehrt, und ein krätziges Pferd nicht als gesund verkauft werden kann; allein dieses Gesetz kann auch zu vielen Missbräuchen Veranlassung geben, da in 6 Wochen Zeit genug vorhanden ist, um einem Pferde, welches man wieder los seyn wollte, die Krätze zu impfen oder durch scharfe Mittel Hautflecken hervorzubringen, welche Unerfahrene für Krätze halten könnten. Unter den Hauptmängeln des Rindviehes wird auch die Sturmkrankheit (?), die Fallsucht und der Tippel angeführt. Letztere Benennung erhalten im Schwäbischen die vom Blasenbandwurm hervorgebrachten Zufälle. II. *Verordnung für Thierärzte des Kantons St. Gallen.* Es ist sehr gut, dass angestellte Thierärzte verpflichtet werden, Alles zur Anzeige zu bringen, was ihnen ausserhalb der Grenzen ihres Landes in Betreff ansteckender Seuchen vorkommt.

C. Miscellen. I. *Beobachtung über die Wirkung des mechanischen Druckes bey schwammigten Auswüchsen am Hufe.* Vom herzogl. Anhalt-Bernburgischen Thierarzte Hn. *Fr. Huth* zu Coswig. Eine gute Beobachtung, wie ein solcher Schwamm bloss durch den Druck, welchen graduirte Compressen von Werg auf denselben machten, zum Absterben gebracht wurde, worauf der Schade nach Anwendung trocknender Mittel sehr leicht heilte. Rec. sah Feigwarzen und Krebs am Strahle dadurch heilen, dass ein damit behaftetes Pferd eine Reise von beynah 400 Meilen auf sandigem Boden barfuss machen musste. II. *Beobachtung über die Unschädlichkeit der spanischen Fliegen für Truthühner.* Von *Demselben.* Eine bekannte Sache. III. *Beobachtung über eine neue Art Kuhpocken.*, Vom Prof. *Viborg.* Er nennt dieselben flechtenartige, weil sie ein bösartiges Geschwür, einer Flechte ähnlich, verursachten. Dergleichen Geschwüre kommen bey Kindern bisweilen an der Impfstelle vor. Dass diese nicht anstecken, giebt keinen Grund, sie zu trennen. IV. *Erfindung eines neuen Wirkmessers.*

R.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

ERDBESCHREIBUNG.

Zürich, b. Orell, Füssli u. Comp.: *Die Badenfahrt*. Von *David Hess*. 1818. X u. 585 S. 8. Mit vielen Kupfern und Vignetten. (3 Rthlr. 12 gr.)

Rec. möchte dieses Buch ein Panorama von Baden nennen, worin alles in Raum und Zeit Bemerkenswerthe vereinigt vor Augen tritt. Natur und Geschichte, Vergangenes und Gegenwärtiges, Leben und Kunst, Ernst Scherz, Wahrheit und Dichtung kommen, weilen, gehen in mannichfaltigem Wechsel, wie die bunte, lebenslustige, zwanglose Gesellschaft eines Badeortes, und bald ist es diese, bald jene Gestalt, welche unsere Aufmerksamkeit fesselt, zu freundlichem Gespräche uns einladet, neben uns auf- und abwandelnd die flüchtigen Augenblicke festhält, verkürzt, erheitert. Doppelten Genuss gewährt, wie leicht zu erachten, das Buch an Ort und Stelle, und wer auch nur einigermassen durch Gesundheit Herr seines Körpers und seiner Zeit ist, wird darin einen gefälligen Lehrer und Führer finden, dem er zu dem Nützlichen seines Aufenthaltes auch das Angenehme verdankt. Der Reichthum der Umgebung, verbunden mit dem vielen geschichtlich Merkwürdigen, foderte auch einen Solchen, weil sonst Manches, was Beachtung verdient, leicht übersehen werden konnte. Ein Auszug des Buches ist nicht möglich, sein Inhalt ist zu mannichfaltig. Schon zu den Vorbereitungen auf die Reise begleitet uns der Vf., dann auf der Wasserfahrt von Zürich aus, bey der Ankunft und Einrichtung des Aufenthalts, ins Bad, zur Toilette, zu Vormittagsbesuchen, auf die Matte, zur Mittagsmahlzeit, die ganze Curzeit hindurch, bis zu der Abreise, und öffnet als ein sachverständiger Führer überall den reichen Vorrath seiner Kenntnisse, mit Anekdoten, Witz und munteren Einfällen gewürzt. Des Nachmittags unterhält er uns von dem Leben und Sitten derer, welche in vergangenen Jahrhunderten an eben diesem Orte, wie jetzt wir, Gesundheit und Ergötzen suchten; wie sie bey *Poggio* allzu leichtfertig erscheinen, *Pantaleon* ernst und mit deutscher Umständlichkeit sie beschrieb, *Montaigne* in treuherziger Naivetät davon erzählte, die Regierung von Zürich mit altbürgerlicher Ehrenfestigkeit darauf einwirkte, der muthwillige *Merveilleux* etwas hämisch sie schilderte, die spiessbürgerliche Gravität der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sie in Formen, Ceremonieen und Etikette bannte, endlich die jetzige Zeit, in Allem freyer und beweglicher, als jene, sie löste; so gehen vier Jahrhunderte wie in einem Zauberspiegel an uns vorüber, bis wir uns selbst erblicken, und, je nach Gemüthsstimmung und Weltansicht, in uns entweder die allervorzüglichsten oder die armseligsten Gestalten zu sehen wähnen. An den heiteren Abenden durchziehen wir mit unserem kenntnissreichen, wohlgelaunten Führer die Gegend, welche einen grossen Reichthum von Naturmerkwürdigkeiten, Fernsichten und malerischen Standpuncten in sich schliesst, und wenn Regen oder körperliche Unbehaglichkeit uns aufs Zimmer bannt: so hören wir an, was er uns aus der Geschichte dieses von jeher wichtigen Punctes aus der Römer Zeit, vom Mittelalter her, unter eidgenössischer Beherrschung, bey verschiedenen Kriegen, vornehmlich dem Zwölferkrieg (an dem die Stadt Baden thätigeren Antheil nahm, als eine richtige Würdigung ihrer Verhältnisse hätte gestatten sollen) bis auf die allgemeine Staatsumwälzung zu berichten weiss. Mit einem Blick auf die Naturrevolutionen und einem Besuch in der Stadt Baden (die Bäder liegen etwa 10 Minuten weit davon entfernt) sowie in dem nahe gelegenen Cisterzienserkloster Wettingen, scheiden wir nach vollendeter Cur, stark am Körper, froh im Herzen, erleichtert — wenigstens im Beutel (vgl. S. 585 *Rabelais* verwünschte Viertelstunde).

Das Bild im Verenabad ist gegen *Altmann* und *Ebel* (der noch behauptet, es sey eine Isis) mit Sachkenntniss als h. Verena vindicirt (S. 52). Rec. hat auch die Bemerkung (S. 460) über die Kapuziner zu Baden gefreut. Über die bekannten Würfel, welche zu Anfang des vorigen Jahrhunderts einen lebhaften Schriftenwechsel zwischen schweizerischen Gelehrten veranlassten, und die *Ebel* noch für römische Alterthümer zu halten scheint (Anleitung u. s. w. s. v. Baden), giebt der Vf. den richtigen Aufschluss, dass sie von Speculanten seyen vergraben worden, um sie nachher zu finden und Liebhabern von Alterthümern zu verkaufen. Anmuthig ist in den Beylagen die Bittschrift, welche im J. 1516 „alle schwanger und ander ersam Frowen zu Baden im Aergöw" an die VIII regierenden Stände der Grafschaft Baden zu Gunsten des, politischer Umtriebe wegen zur Verbannung verurtheilten Arztes Alexander Sytz erliessen, und versprechen, mit ihm zu reden, „damit er fürohin sölicher vnnd annder Handlungen müssig stande vnd siner sach der artzny wartte vnd acht habe." „Dann unns zwingt unnser blödi vnd arbeitse-

ligkeit, so wir frowen liden müsen uss schuld unnser aller Mutter Eva, üwern gnaden also zu schriben vnd unns zu beclagen, ein sölichen nutzlichen vnd kunstrichen gelerten man also usser der eydgnoschaft ze lassen, sonnder bedunkte unns, besser ze sin, ime hain ze kouffen." Der Abt zu Wettingen besiegelte diesen Brief. — Von den poetischen Zugaben haben Rec. besonders die Bad-Epigramme angesprochen. Eines davon zur Probe:

Spielend lieg' ich im Schooss der Nymphe, die liebevoll lispelnd,
Warm und vertraut mich umfängt ... Regt sich die Eifersucht schon?
Ruhig, Liebchen! Die Nymph', unsterblich, sendet, mit neuen
Leben durchströmet, dir bald deinen Getreuen zurück.

Die Kupfer und Vignetten dienen dem Buch zu wahrer Zierde.

P. T.

Zürich, b. Erni: *Memorabilia Tigurina*. Neue Chronik oder fortgesetzte Merkwürdigkeiten der Stadt und Landschaft Zürich. Mit Kupfern und einer Landcharte. 1820. 366 S. 4.

Rec. hält es immerdar für ein verdienstliches Werk, die Sammlungen eines Früheren durch spätere Beyträge zu vermehren, zu vervollständigen, fortzusetzen. Ohne diess veralten dieselben, verlieren allgemach ihren Werth und bleiben nur für Wenige noch brauchbar, so aber erneut sich immerwährend das Interesse daran; und die kommenden Geschlechter finden darin für Alles noch gleiche befriedigende Aufschlüsse, wie die vorangegangenen, und das Bemühen des Ersten bleibt in dankbarem Andenken. Während die meisten Unternehmungen solcher Art entweder ins Stocken gerathen, oder nach dem Tode desjenigen, der sich zuerst daran gemacht, unbeachtet bleiben, hat sich das Werk des *Hans Heinrich Bluntschli* über die Merk- und Denkwürdigkeiten (Choro-, Topo- und Chronographie) der Stadt und des Cantons Zürich einer seltenen Gunst des Schicksals zu erfreuen gehabt. Die erste im J. 1704 in 12. erschienene Ausgabe konnte der Vf. selbst noch im J. 1741 verbessert, und zu einem Quartanten vermehrt, herausgeben; die Ereignisse von 40 folgenden Jahren sammt vielen anderen Nachträgen, Erweiterungen und Berichtigungen lieferte *Antonius Werdmüller* aus Ellg in zwey Bänden (Zürich, 1780. 1790. 4.) nach, und die vielen Veränderungen anderer thatenreicher 40 Jahre sind in vorliegender Fortsetzung mitgetheilt. Der Fortsetzer (der Vorrede zufolge *J. H. Erni* — also der Verleger selbst) hat die Einrichtung seiner Vorgänger beybehalten, und die einzelnen Gegenstände unter Rubriken, die in alphabetischer Ordnung gereiht sind, abgehandelt. Die einzelnen Artikel konnten in *solche* getheilt werden, welche gemeineydgenössische, solche, welche Cantonal, und solche, welche die Stadt Zürich allein angehende Sachen berühren. Der Buchstabe *A* handelt von den Ansässen, beschreibt das Arbeitshaus im Oberamt Regensperg, und theilt die Aussteuerungsurkunde für die Stadt Zürich mit. *B* enthält: öffentliche Bauten, Beleuchtung der Stadt, Besoldung der Regierungsbehörden des Cantons Zürich, Bevölkerung, deren Fluthen innerhalb des letzten Jahrhunders besonders merkwürdig ist: die Stadt zählte im J. 1557 — 12376 — 1467 — 5050 und 1809 — 10591 Einwohner; im J. 1410 — 1345. 1809 — 1135 Wohnhäuser). Blinden-Institut — Brandassecuranz (erst seit 1808 auf den ganzen Canton ausgedehnt). — Brunnquelle bey der Wasserkirche — Bundesvertrag und Bundeseid der Eidgenossenschaft — Bürgerrecht (in welches, ungeachtet des hohen Preises desselben, 2500 Zürchergulden für einen Landesfremden — die persönlichen Dienste des Mittelalters werden nun durch Geld ersetzt — dennoch seit 1805 viele Familien sich haben aufnehmen lassen) — Bürgerbibliothek (mager, im Vergleich der Vorgänger), diess die Rubriken der beiden ersten Buchstaben als Muster. Bey den Feueranstalten hat Rec. besonders die Einrichtung beym „Flöchnen" aus den Häusern zweckmässig gefunden. Unter den Feuersbrünsten hätten die im Krieg und Aufruhr (1799. 1804) veranlassten auch sollen angeführt werden, da man sie jetzt unter dieser Rubrik vergeblich sucht. Die Übergabsurkunde des Fraumünsters erscheint hier zum erstenmal gedruckt. Kaiser Constantin würde doch noch mit mehr Rechte von Priestern „der Grosse," als die Äbtissin von Zimmern von dem Vf. die „*edle* Fürstin" genannt. S. 80 werden die Kriegskosten für den Kanton Zürich in den Jahren 1798 und 1799 zu 14,561,485 Schweizerfranken angeschlagen; welche Summe ergäbe sich demnach von 1795 — 1815 in allen Landen? „Der Ursprung des Limmat ist 7 Meilen oberhalb Zürich" S. 93 sollte wohl heissen: oberhalb des Züricherses. — Unter Grenzbesetzung hätte nicht nur die von 1813 und 1815, sondern auch die früheren seit 1792 (welche nur unter „Kriegsgeschichten" vorkommen) sollen aufgezählt werden. Bey Anlass der Legende von Felix und Regula sagt der Vf. S. 109: „Wer solche für ein Mährchen halten will, der mag es zwar ohne Verlust seiner Seligkeit thun: denn es ist eben kein Glaubensartikel; doch, wenn er nur das glauben will, was er gern glaubt: so dürfte er noch viel Wichtigeres bald auch wegleugnen, oder wenigstens in Zweifel ziehen." Der Artikel über die säcularisirten Klöster hätte, da er bey *Bluntschli* und *Werdmüller* vollständiger und besser ist, wegbleiben mögen. Aus den weitläuftigen Artikeln „Kriegsgeschichten" und „politische Veränderungen" zeichnet Rec. die freymüthigen Nachrichten über die Unruhen zu Stäfa im J. 1795, die Belagerung der Stadt Zürich im J. 1802 und die Ausbrüche zu Horgen im J. 1804 aus. Was über den Krieg der Österreicher, Russen und Franzosen im J. 1799 gesagt wird, verliert sich oft im allzukleinlichen Detail, wie Änderungen der Cantonnirungen, Wohnungen der Generale, Kleidungen der Grenadire u. s. w.; eine gedrängte Schilderung wäre zweckmässiger gewesen. S. 184 ff. ist zu bemerken, wie seit der Mitte des 17 Jahrhunderts die Stadtbürger von der Landwirthschaft immer mehr abgekommen, und viele in den der Stadt nahe gelegenen Dörfern besessene Liegenschaften allmählich verkauft haben, wodurch der

Wohlstand der Bürger sich mehrte, ohne dass dadurch, bey steigendem Gewerbe, Verkehr und Handel, der Handel der Stadt abgenommen hätte; vielmehr gewann er, indem die Bürger mehr Musse zu demselben erlangten. Die Übersicht der von der Stadt Zürich von 1358 bis 1770 gekauften Herrschaften und Besitzungen nach jetzigem Geldwerth berechnet, ist ein Beleg: *quid virtus, quid sapientia possit.* — Schade, dass die alte handschriftliche Nachricht über die Mordnacht nur ein Fragment ist. Die „Ortsbeschreibung der im Kanton Zürich gelegenen Städte, Dörfer und Höfe" hätte füglich (sowie mancher kleine Artikel, z. B. Ötenbach, St. Peterskirche u. a.) S. 212 — 281 wegbleiben können. *Bluntschli* und *Werdmüller* haben das Alles umständlicher gegeben, und solche compendiarische Wiederholungen dienen zu gar nichts; — denn als für sich bestehendes, von seinen Vorgängern getrenntes Werk leistet das vorliegende doch nicht allen Foderungen Genüge. Der katholische Pfarrer in Zürich steht nicht unter dem Bischof von Constanz; die Schweiz ist ja seit 1815 von dessen Sprengel getrennt. Die Staatsverfassung findet hier eher ihren Platz, als Zwingli's 67 Thesen, die hier ganz überflüssig sind. Der Artikel „Sehenswürdigkeiten" ist zum Theil nach *Ebel*, wo er aber vollständiger zu finden ist. S. 316 steht XVI statt XIV. Dem Spital wurden in 180 Jahren 241,094 Gl. Züricher Währung nur von Stadtbürgern vermacht; überhaupt sind wohlthätige Anstalten eine herrliche Zierde jeder Republik, Zürichs aber insbesondere, dessen Wohlthätigkeit auch durch die namhaften Liebessteuern 334 — 338 beurkundet wird. Billig ist der Theurung von 1817 ein eigener Artikel gewidmet. Seltsam ist das Schicksal und Ende des Eisengrimms — eines alten geschichtlichen Symbols. S. 350 wird St. Goar noch zu Frankreich gezählt. Das in Zürich noch blühende Geschlecht Zwingli stammt nach S. 357 nicht von dem Reformator, sondern aus Ellg, einem Dorfe des Kantons, ab.

P. T.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Heidelberg, b. Mohr u. Winter: *Die Nothwendigkeit einer strengeren Kirchendisciplin und Sonntagsfeyer freymüthig erörtert.* Der Kirche und dem Vaterlande geweiht *von einigen protestantischen Geistlichen im Grossherzogthum Hessen.* 1821. IV u. 45 S. gr. 8. (6 gr.)

Was in unseren Tagen *einzelne* würdige Männer in gehaltvollen Schriften über den Zustand der kirchlichen Verfassung bey den Protestanten zur Sprache gebracht haben, das tragen hier — wenigstens angeblich — *einige* Geistliche dieser Confession aus einem ansehnlichen deutschen Lande vor. Um des letzteren Umstandes willen glaubt Rec. etwas länger bey diesen Bogen stehen bleiben zu müssen, als er aussedem gethan haben würde. Die vereinte Stimme mehrerer Männer hat zu allen Zeiten dem, was sie wollten, einen stärkeren Nachdruck gegeben, als sonst die siegreichsten Gründe vermocht haben würden; besonders aber legen unsere Tage ein — oft wohl zu grosses — Gewicht auf jedes gemeinschaftliche Sprechen und Handeln. Aufmerksame Ohren dürfen sich daher die protestantischen Geistlichen gewiss versprechen, die vereint hier ihre Klagen über die verfallene Kirchenzucht, sowie ihre Wünsche zu einer Neugestaltung des protestantischen Kirchenwesens, *der Kirche und dem Vaterlande* vorlegen.

Wo Schäden aufzudecken und zu heilen sind, da gilt vor allen Dingen der Glaube an die erfoderliche Geschicklichkeit der Heilkünstler, und dann die Freymüthigkeit derselben. Wenden wir dieses auf die Vff. der vorliegenden Schrift an: so müssen wir ihnen in beiderley Rücksicht ein gutes Zeugniss geben. Sie wissen, was dem protestantischen Kirchenwesen Noth thut, und gehen bey der Mittheilung ihrer Ansichten darüber mit einer wahrhaft männlichen, jedoch nicht die gehörige Umsicht verschmähenden Offenheit zu Werke. Sie antworten S. 28 auf die Frage: *Was muss am Ende aus unserer Kirche werden?* „Wir haben keine Hoffnung, sondern müssen das Schlimmste fürchten. Doch vertrauen wir noch auf unseren edelgesinnten Fürsten und sein weises Ministerium, sowie auf unsere gute Sache selbst."

Die Schrift enthält Wahrheiten, die höchst beherzigungswerth sind, und die nicht oft genug wiederholt werden können. Ihre Darstellung ist aus tiefbewegten Gemüthern geflossen, und wird darum des Eindruckes nicht verfehlen. Es thut Rec. Leid, hier nur eines der wahren und kräftigen Worte ausheben zu können, die fast auf allen Seiten reichlich ausgestreut sind, nämlich S. 29: „Wir wissen es, die Freunde des laxen Zeitgeistes hoffen, die Schulen sollen die Kirche ersetzen. Darum sollen die Schulen von der Kirche geschieden werden; darum will man die Volksschullehrer zum gelehrten Stande heranbilden. Allein es hilft nichts zur Moralität, dass ihr die Kinder besser lesen, schreiben und rechnen lehrt, und es trägt nichts zur Religiösität des Volks bey, dass ihr die Schulmeister zu Gelehrten, oder die Pfarrer zu Schulmeistern macht. Durch die Scheidung der Volksschulen von der Kirche werdet ihr einen Antagonismus in der religiösen Volksbildung hervorbringen, der schon die offenbarsten traurigen Folgen in den höheren Ständen hervorgebracht hat. Statt dem Verderben des Volkes zu steuern, werdet ihr dasselbe desto gewisser und schneller durch diese Scheidung befördern. Trennt ihr die Schule von der Kirche, so zerstört ihr noch gewaltsamer das Band des kirchlichen Lebens, das den Protestanten von der Wiege bis zu seinem Grabe umschlang" u. s. w.

Den traurigen Zustand der protestantischen Kirche leiten die Vff. einzig von dem Verfalle der *häuslichen, bürgerlichen* und *Kirchen-Zucht* her, der mit der Verdrängung der *Leibnitz-Wolfischen* Philosophie anfängt, welche die Religion und Sittlichkeit auch von Seiten der Vernunft mit deutschem Tiefsinne vertheidigt hatte, und an deren Stelle theils ein irreligiöser Skepticismus von England her, theils ein leichtsinniger Materialismus sich von den Höfen über die Katheder, und von den Kathedern über alle Landescollegien erstreckte. Jetzt berechnete die Kammer (S. 10) den grossen Schaden, welchen die Feyertage der Nation

Ökonomie brächten, und sie wurden abgeschafft; jetzt überzeugte sich die Regierung von der Barbarey der Kirchenbussen, und sie wurden aufgehoben; jetzt erklärte sich zuerst das Militär gegen die verhassten Fornicationsstrafen u. s. w. Dazu kam noch ein militärisch-politischer Geist, der an den Sonntagen das männliche Volk mit Trommeln und Pfeifen zu den Waffen rief" u. s. f.

„Um den Mängeln unserer Kirche abzuhelfen, fahren die Vff. S. 41 fort, müssen wir *vor allen Dingen* wünschen und bitten, dass unsere *Presbyterien, Convente* und *Synoden wieder hergestellt werden:* diese Institute haben ihrer Natur nach nur den Endzweck, dass sie, als die lebendigen Organe der Kirche, Sittlichkeit und Religiösität besonders unter den Geistlichen selbst aufrecht erhalten sollen. Sie bedürfen keiner anderen Gewalt als der, dass jeder Geladene vor ihnen erscheinen muss. In dem Glauben und Gewissen jedes Christen liegt ihre Macht verborgen; darum vermag das Schwerdt des Glaubens mehr, als das Schwerdt der Strafgerechtigkeit, welches nicht einmal den Sinn der Gerechtigkeit hervorbringen kann, dess sind unsere Rügegerichte Zeuge!" — „Unsere *zweyte* Bitte ist dann, dass *die Kirche sich selbst eine Kirchenordnung und Disciplin verschreiben dürfe.* Was würde die Jurisprudenz und jede andere Facultät davon halten, wenn die Theologie einer derselben ihre Ordnung vorschreiben wollte?" Diese Disciplin muss sich zunächst auf eine strenge Sonntagsfeyer erstrecken, wozu die Vff. S. 45 die Grundlinien zeichnen.

Nachdem wir dem Büchlein viel Gutes nachgerühmt haben, dürfen wir auch seine Fehler nicht verschweigen. Sie bestehen darin, dass es einer strengen logischen Ordnung, und sogar oft, was hier unverzeihlich ist, der Sorgfalt eines richtigen Ausdruckes entbehrt. Gleich die ersten Worte der Schrift fallen sehr auf: „*Um mit uns selbst über die Natur und Nothwendigkeit einer protestantischen Sonntagsfeyer und Kirchendisciplin einig zu werden, müssen wir* — was erwarten hier wohl die Leser? — *nicht nur die Gegenwart, sondern auch die Vergangenheit* (überhaupt? oder welche?) *und Zukunft um Rath fragen.*" S. 15 steht: „*Auf unserer strengen Sonntagsfeyer beruht das Wesen des praktischen Protestantismus.*"

Druck und Papier sind schön, ersterer aber sehr incorrect.

Xμς.

STUTTGARDT, b. Löflund: *Gamm's Aschenfunken, eine Schmähschrift vom Jahr 1817 gegen das Würtembergische Consistorium und Cultministerium,* aus den sichersten Quellen mit ruhiger Wahrheitsliebe beleuchtet von M. *Günzler*, Pfarrer in Steinenberg, Schorndorfer Diöcese. 1819. 157 S. 8. (12 gr.)

Gamm beklagte sich über eine Verfügung, durch welche ihm der Druck einer Geschichte des Separatismus in Würtemberg, oder Würtembergische Kirchen- und Ketzer-Geschichte verboten sey, und seine damit zusammenhängende Versetzung von der Stelle eines Hofcaplans in Stuttgardt auf die Dorfpfarrey Öschelbronn, und behauptete, dass die Geistesdespotie, welche Würtemberg in den finstersten Zeiten gedrückt habe, noch jetzt auf ihm liege, und namentlich von dem Consistorium ausgehe. Hr. *Günzler* hielt es der Mühe werth, die zuverlässigsten Quellen aufzusuchen, aus welchen *Gamm's* Angaben berichtigt werden konnten, und erhielt die Originalacten, die er hier benutzt. Daraus geht denn nun wohl hervor, dass *Gamm* in mancher Hinsicht die Sache unrichtig vorgestellt und sich Abweichungen von der Wahrheit erlaubt habe, welches freylich die höchste Missbilligung verdient. Doch geht auch Hr. *Günzler* in seinem Eifer zu weit, und verräth zu sichtbar das Bestreben, Jenem in keinem Stücke Recht zu lassen. Namentlich muss man es für einen Beweis dieses Bestrebens oder einer mangelhaften Einsicht in die lateinische Sprache halten, wenn aus dem *Responsum* der Heidelbergischen Universität bewiesen werden soll, *Gamm* habe dieselbe um Ertheilung der Doctorwürde ersucht. *Gamm* hat den einzig möglichen Sinn, den die, freylich von dem Minister schon falsch ausgelegte Stelle haben kann, recht angedeutet, wenn auch nicht aufs Beste ausgedrückt und erwiesen. Nach dem *Resp.* fragte G., ob er, nach dem beygelegten Werke, der theologischen Doctorwürde *dignus* sey oder nicht. Da schon von Helmstädt aus ihm dieselbe ertheilt war: so giebt die Heidelberger Facultät zunächst zu erkennen, dass ihr die Entscheidung über einen, von einer anderen Universität Beehrten eigentlich gar nicht zustehe. Um jedoch dem Fragenden zu willfahren, setze sie den Fall, G. sey noch nicht Doctor der Theologie, wie er doch sey, und verlange von Heidelberg die Würde, und erklärt, dass sie ihn dann dazu ernennen würde, aber nicht verlangen könnte, es müsse ihm gestattet werden, in seinem Vaterlande Gebrauch davon zu machen.

J. C. F. D.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Berlin*, b. Brüschke: *Morbi caerulei exemplum memorabile.* Dissertatio inaug. med. quam palam defendit auctor *Guil. Franc. Ignatius Marx*, Heiligenstadiensis. 1820. 24 S. 8. (4 gr.)

Das Kind, dessen Krankheitsgeschichte hier erzählt wird, erreichte nur das Alter von zwey Jahren. Erst im eilften Monate entwickelten sich die Zufälle der Blausucht, auf einen heftigen Schlag. Bey der Section fand sich der Botallische Gang noch offen. Die Scheidewand der Herzhöhlen fehlte ganz, statt ihrer hing nur eine weisse dicke Membran von der Basis des Herzens in die Höhle desselben herab. Auch von der Scheidewand der Vorkammern war nur noch eine Falte übrig. Die *Venae cavae* öffneten sich zwar in das rechte Herz, aber von der *Valvula Eustachii* war keine Spur zu sehen.

Eine, jedoch kürzere Nachricht von dieser pathologischen Seltenheit findet sich auch in *Hufelands* Journ. der prakt. Heilk. Januarheft 1821.

Hp.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1821.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

QUEDLINBURG u. LEIPZIG, b. Basse: *Geschichte der Erfindungen in allen Theilen der Wissenschaften und Künste von der ältesten bis auf die gegenwärtige Zeit. In alphabetischer Ordnung.* Von *J. A. Donndorf*, Burgermeister u. Inspect. des Gymnasiums zu Quedlinburg, Mitgl. u. Corresp. mehrerer gelehrt. Gesellsch. *Erster Band.* A — F. 1817. XXVI u. 412 S. *Zweyter Band.* G — L. 1817. 385 S. *Dritter Band.* M — R. 1817. 413 S. *Vierter Band.* S — Z. 1817. 452 S. gr. 8. *Erster Supplem. Band.* A — Z. oder *Fünfter Band.* 1818. XXXIV u. 582 S. *Zweyter Supplem. Band.* A — Z oder *Sechster Band.* 1821. XII u. 523 S. gr. 8. (10 Rthlr. 20 gr.)

Die Geschichte der Künste und Wissenschaften ist, wie die darin von jeher gemachten Entdeckungen und Erfindungen, seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften und deren Vervollkommnung in Europa von vielen Gelehrten und Geschichtsforschern, in und ausserhalb Deutschland, sowohl einzeln, als im Zusammenhange mehrerer verwandter Zweige, theils systematisch, theils fragmentarisch, in den vornehmsten alten und neuen Sprachen, mit abwechselndem Erfolge, bis auf die neueren Zeiten beschrieben worden. Aber an die lexikographische Darstellung einer streng gebildeten Geschichte *aller Erfindungen* u. s. w. wurde vor dem Zeitpuncte der encyklopädischen Lehrart mehrerer Wissenschaften und Künste noch nicht gedacht. *Krünitz's* bekannte *Encyklopädie*, die sich über alle Theile der Kunstgeschichte und Wissenschaftslehre verbreiten zu wollen schien; *Beckmanns* treffliche Schriften, besonders dessen *Beytr. zur Gesch. d. Erfind.*, und mehrere andere der Art, legten, mit Zuziehung einiger geschichtlicher Real-Wörterbücher in deutscher und mehreren ausländischen Sprachen, den Grund zur Bearbeitung einer alphabetisch geordneten, anfänglich sehr dürftigen Geschichte der Erfindungen, wobey sich *Busch* und *Vollbeding* dennoch vortheilhaft auszeichneten. Mit welchem Beyfall *Busch's* Handb. der Erfind. aufgenommen worden, davon zeugt die dritte sehr verbesserte Ausgabe dieses Werkes, welches noch immer bedeutende Mängel hat, deren Erörterung nicht hieher gehört. Ungefähr nach diesem Muster hat Hr. *D.* den Plan seines Werkes eingerichtet; allein dessen Ausführung ist oft wesentlich von jenem verschieden. Diess war auch des Vfs. ausdrückliche Absicht, über deren Veranlassung und Zweck er sich besonders erklärt. Wir führen diese zuvor noch im Allgemeinen an, erwähnen die mitunter sehr derb ausgedrückte Verschiedenheit, und was Hn. *D.* bewogen, von dem Plane und der Ausführung seines Vorgängers *B.* abzuweichen, und gehen dann zur Würdigung des Ganzen und einiger einzelner Theile der vorliegenden Bände über.

Weit entfernt, dass *Busch's* Handb. der Erfind. unbedingt befriedigen, oder auf Vollständigkeit Anspruch machen könnte, hat es dennoch bey seinen häufigen Auswüchsen und Mängeln das eigene Gute, dass es immer auf Quellen, die zwar bisweilen unrichtig angegeben, mitunter, wie es scheint, gar nicht nachgeschlagen, oder doch häufig missverstanden worden, historisch zurückweist, dem abgehandelten Gegenstande von seinem Ursprunge an bis zur bekannten Entwickelung desselben nachspürt, und ihn im Wesentlichen darstellt, folglich den Leser in den Stand setzt, sich einen historisch-encyklopädischen Überblick von demjenigen zu verschaffen, was er im Allgemeinen davon zu wissen verlangt. An eine systematische Form und Ordnung kann und darf man hier eben so wenig denken, als solche in dergleichen lexikographischen Werken erwartet wird; nur eine historisch-chronologische Vervollkommnung dieser oder jener wissenschaftlichen Erfindung befriedigt den grössten Theil der Leser. Diese Behandlungsart der Materien vermissen wir zum Theil in dem Werke des Hn. *D.*, der weder die Urquellen der Geschichte, noch die vorzüglichsten classischen Hülfsmittel der Partialgeschichte dieser oder jener Kunst und Wissenschaft — ausser *Goguet* (deutsche Ausgabe), *Krünitz* (dem auch nicht immer zu trauen ist), *Juvenal de Carlencas* (der selten die vorgetragenen Gegenstände historisch erschöpft hat), *Beckmann* und einigen Neueren — citirt, noch sich im Allgemeinen — ausser einigen wenigen Artikeln — mit hinlänglicher Ausführlichkeit und kritischer Schärfe verbreitet. Gegen einen solchen Einwurf hat sich nun Hr. *D.* ausdrücklich verwahrt, und erklärt sich im Gegentheil darüber, warum er Solches absichtlich beseitigt, in seiner Vorrede zum Hauptwerke (1 — 4 Band) mit vieler Bescheidenheit; aber ungeachtet er daselbst den Verdiensten seines Vorgängers *B.* Gerechtigkeit widerfahren lässt, ist er doch mitunter (I B. S. XVI f.) bemüht, dem Handb. der Erfind. Weitschweifigkeit,

unnütze Ausdehnung, Einmischung fremdartiger Dinge, die gar nicht dahin gehörten, oder doch in möglichster Kürze hätten behandelt werden können, oder billig hätten wegbleiben sollen, — unnöthige Steigerung des voluminösen Zustandes des schon zu 10 Bänden angewachsenen Werkes, das kaum die Hälfte seiner Vollendung erreicht habe, und wovon viele Besitzer desselben das Ende nicht erleben würden, — nicht nur vorzuwerfen, sondern seinem Vorgänger die a. a. O. oft vorkommenden Beschreibungen, Erklärungen, theoretischen Auseinandersetzungen mehrerer Gegenstände der Physik, Naturgeschichte, Chemie, Technologie u. s. w. für entbehrlich zu erklären, indem dadurch bey vielen Artikeln (die in der Folge namhaft gemacht werden) die Grenzen der Gemeinnützigkeit überschritten würden. Dass Hr. *D.* dagegen in seinem Werke bloss den historischen Theil der Erfindung, Entdeckung, Entstehung, nach und nach geschehenen Vervollkommnung dieser oder jener Wissenschaft und Kunst darzustellen bemüht ist, billigen wir ganz; dass er aus Mangel an Urquellen, weil er (S. XI) keine öffentliche Bibliothek benutzen konnte, sondern sich mit brauchbaren, aber bey Weitem zu einem literarischen Unternehmen, wie dieses, durchaus unzulänglichen Hülfsmitteln behelfen musste, und dennoch sehr viel Gutes geleistet hat, verdient alle Aufmerksamkeit und dankbare Anerkennung; dass er sogar manchen lehrreichen Artikel geliefert hat, den wir bey *B.* vermissen, sowie umgekehrt bey Letztem Gegenstände vorkommen, die bey Hn. *D.* nicht angetroffen werden, liegt in der Natur der Sache, und bedarf keiner weiteren Erörterung; dass aber endlich unser Vf. 1 B. S. XXV mit einer an Eigendünkel grenzenden Selbstgenügsamkeit, anzunehmen scheint, dass der Besitz dieser, „obgleich in gedrängter Kürze verfassten, doch möglichst vollständigen Geschichte der Erfindungen im Wesentlichen die Wissbegierde nie unbefriedigt lassen würde,“ — können wir eben so wenig unbedingt annehmen, als den literarischen Kampf billigen, in welchen Hr. *D.*; auf seine Veranlassung, mit Hn. *B.* seit ein paar Jahren, wegen der beiderseits sich einander streitig gemachten Vorzüge ihrer gleichartigen Werke, verwickelt worden ist. Bey solchen, vorhin erwähnten Äusserungen eines Gelehrten über das Werk eines anderen gleichzeitigen Schriftstellers, der doch jenem gleichsam vorgearbeitet hat, sieht sich Rec., der weder Hn. *D.* noch Hn. *B.* zu kennen die Ehre hat, noch je mit einem von beiden in irgend einem schriftlichen Verkehre stand, und dem während seines 20jährigen Recensentenamtes dergleichen Ausbrüche der Leidenschaftlichkeit kaum vorgekommen sind; — aus moralischem Pflichtgefühl zu der Frage veranlasst: wer hat Hn. *D.* das Recht gegeben, seinen Vorgänger, ohne dass ihm dieser dazu unmittelbar Veranlassung darbot, und dessen Werk, auf welches er jedoch sehr häufig Bezug nimmt, zu bekritteln? Gehört das zu der Humanität eines feinfühlenden Gelehrten, der den ersten Grundsatz des grossen Meisters der erhabensten Sittenlehre: Alles, was du wünschest, dass Andere dir thun sollen, das lasse du ihnen selbst widerfahren, — so sichtbar aus den Augen setzt? Hr. *D.* geht noch weiter, indem er in der Vorrede zum ersten Supplementbande (V B.) S. VI — XXX Gelegenheit nimmt, den Fehdehandschuh gegen Hn. *B.* von Neuem aufzuheben, und den Plan seines Gegners, wie dessen Ausführung, mit geschärfteren Waffen zu bekämpfen. Dabey bleibt es nicht. Hr. *Poppe* hat in seinem *Handb. der Erfind.* u. s. w. (Hannov. 1818. 8.) beide Werke von Hn. *D.* und *B.* im Allgemeinen ganz richtig gewürdigt. Damit scheint aber Hr. *D.* gar nicht einverstanden zu seyn, und findet daher für nöthig, dasjenige zu bemerken, was er in der Vorrede zum zweiten Supplementbande (VI B.) S. VI — XII folgen lässt. Dadurch tritt er auch hier wieder in die Schranken, ohne auf eine billige, ausser seinem Wirkungskreise liegende Kritik im Mindesten zu achten, oder von ihr eine gewahrsame Nutzanwendung zu machen. Dergleichen literarische Klopffechtereyen, die leider an den Klotzischen Kampf vor mehr als 50 Jahren erinnern, führen zu nichts weiter, als zu gegenseitigen Erbitterungen, wobey zu leicht der moralische Standpunct des belehren wollenden Schriftstellers verrückt, und die Achtung gegen das lesende Publicum, durch individuelle Ansichten anderer Verfasser, aus den Augen gesetzt wird. Nicht die Person, sondern das Buch und dessen Ausführung ist der Gegenstand, den eine leidenschaftslose Kritik der billigen Prüfung zu unterwerfen berechtigt ist. In dieser Hinsicht haben wir den Lesern unserer Blätter zuvörderst im Allgemeinen eine Schilderung von diesem wirklich interessanten Werke, das ungemein viel Gutes enthält, vorlegen wollen. Wir wenden uns nun zur praktischen Darstellung desselben, wobey wir uns jedoch nur auf einige wenige Artikel, die wir entweder auszuheben, oder zu berühren gedenken, einschränken dürfen, um in möglichster Kürze ihre Ausführung, Begründung oder etwanige Berichtigung durch Einschaltungen anschaulich zu machen.

I B. S. 8 f. *Accise*, im Wesentlichen und in den Citaten mit *B.* Handb. 1 Th. S. 11 f. gleich. (In der Mark Brandenburg nahm die Consumtions-Accise schon 1467 unter Kurfürst Friedrich II ihren Anfang. Erst im J. 1641 wurde dieselbe von den Landständen der Kurmark dem Kurf. Friedrich Wilhelm als eine Abgabe bewilligt. Durch die Accise- und Steuer-Ordnung vom 30 Jul. 1641 ward dieselbe zu einem förmlichen System der Staatswirthschaft erhoben. S. *Mylius Corp. const. March.* IV Thl. III Abth. 2 Cap. No. 1 Col. 77 ff. und VI Th. I Abth. No. 106. Col. 575 f. Im J. 1680 den 27 May wurde die Accise in allen Städten der Mark Brandenburg eingeführt, s. *Mylius* a. a. O. IV Th. III Abth. 2 Cap. No. 9 Col. 101 — 118, und in der Folge durch die *General-Steuer- und Consumpt. Ordn.* vom 2 Jan. 1684 völlig consolidirt, s. *Mylius* l. c. No. 17 Col. 135 — 174. Im J. 1820 ist in der preuss. Monarchie die *Accise* gesetzlich abgeschafft.) S. 10. *Admiral.* Von Wort zu Wort mit *B.* S. 32 übereinstimmend. Beide scheinen keine andere Quelle, als das seichte Hülfsmittel von *J. Chr. Schedels* allgem. Chron. zu kennen. Der ganze Artikel, der nur vom ersten Admiral in Frankreich handelt (welches *Florent de Verenne* war),

ist noch keine 5 Zeilen lang. (Hier und in mehreren anderen Artikeln hätte von dem classischen Werke von *J. H. Röding: Allgem. Wörterb. der Marine*, 1 B., woselbst S. 52 — 65 von dem Ursprunge des Wortes *Admiral*; von der ältesten Einführung dieser obersten Befehlshaberstelle über eine Flotte bey den älteren Griechen, Römern, bey den Griechen zur Zeit des Kaiserthums, den Venetianern, Genuesern, Spaniern, Portugiesen, Franzosen, Engländern, Holländern u. s. w. historisch und sachkundig gehandelt wird, sowie besonders in Ansehung der Holländer von dem *Nederlandsch Placaat en Rechtskundig Woordenboek*, I Deel. p. 22 — 58. Amst. 1791, gr. 4., ein lehrreicher Gebrauch gemacht werden können.) Der Art. *Ackerbau*, der mit den Citaten 10 Zeilen lang ist, befriedigt in keiner Hinsicht. Es wird daher auf die deutsche Ausgabe von *Goguet*, *Busch* und *Fabricius* verwiesen. Dagegen ist der Art. *Ärzte* S. 17 — 22 gründlicher bearbeitet; einige Stellen der heiligen Bücher abgerechnet ist auf keine einzige Stelle der Alten verwiesen; zu Ende desselben werden mehrere Hülfsmittel der Neueren angeführt. S. 31 — 34. *Algebra*, scheint ein gedrängter kurzer Auszug aus *Busch* Handb. I. 81 — 96 zu seyn. Die historische Darstellung ist nach *Montucla (Hist. des mathemat.* Tom. I p. 315 — 25 u. m. a. O. das. vgl. *Essai sur l'hist. génér. des mathemat.* par *Charl. Bossut*. Vol. I Chap. 1 p. 24) größtentheils vorgetragen, ohne dieses Werk urschriftlich dabey zu benutzen, dessen sich aber spätere Schriftsteller bedienten, auf welche hier Bezug genommen wird. — S. 36. *Almagestum*, nach *Vollbeding* bearbeitet. (Vgl. *Busch* I, 260, ungleich gründlicher über *Ptolemäus* Almagest, dessen Übersetzung und Ausgaben, s. *Montucla* a. a. O. I, 304, und *Bossut* Vers. einer allgem. Gesch. der Mathem., übers. von *N. Th. Reimer*, I B. S. 250). S. 42. *Analysis*. Davon heisst es: „die geometrische Analysis erfand Plato (richtig). Aber Eratosthenes zu Alexandrien bearbeitete sie mehr." (Wahr; aber nicht dieser allein, sondern mehrere griechische Mathematiker, wie z. B. Archimed, Pappus, Euklid, Apollonius von Perga, Aristäus und Diophant, haben sich derselben bedient. Letzter wird ganz übergangen, weil er nicht in *Rosenthals* Encykl. der mathemat. Wissensch. I, 84 — 95 vorkommt; allein *Busch* Handb. I, 139 f. führt Diophants Verdienste um die Analysis kurz und gründlich an. Ausführlich hätte sich darüber Hr. *D.* in *Wallisii op. mathemat.* Vol. II p. 4 sq. und in *John Kersey Elem. of Algebra*, Book III p. 1 — 154. Lond. 1674. Fol. belehren, und falls ihm diese, einem Privat-Gelehrten in Deutschland selten zu Gebote stehenden Werke abgingen, in *Montucla hist. des mathemat.* Vol. I, 315 — 321, erste Ausg., und in *Bossuts* Vers. einer Gesch. der Mathem. übers. von *Reimer*, 1 B. S. 26 f. u. 54 — 59 vollständige Nachrichten einziehen können. Schon in *Heilbronners Hist. mathes. univ.*, die mehr eine historisch-chronologische Literatur der Mathematik, als eine Geschichte derselben ist, kommen p. 845 — 873, 45 verschiedene Aufgaben des Diophants aus der griechischen Anthologie vor, die weder *Montucla*, noch *Bossut* alle aufzählen.) Hr. *D.* sagt a. a. O.: „Die *Analysis Infinitorum* verdankt wahrscheinlich ihre Entstehung den Engländern *Wallis* und *Barrow*." (Das wohl nicht; aber Beide erweiterten sie. Früher als diese bereicherte *Franz Vieta* († 1603) in der zweyten Hälfte des XVI. Jahrhunderts die Analysis mit den herrlichsten Entdeckungen, die *Montucla*, auf Kosten des Jeltanz *Wallis*, mit der grössten Parteylichkeit für seinen Landsmann schildert. S. *Hist. des mathemat.* Vol. I, 488 — 500; vgl. *Bossut* Vers. einer Gesch. der Mathem. 2 B. S. 7 ff. — Wer die Elzevirsche Ausg. von *Franc. Vietae Op. mathematica; op. et stud. Franc. à Schooten*; Lugd. Bat. 1646. Fol., besonders die 5 ersten Tractate p. 1 — 228, studirt, und sie mit der Geschichte der Analysis vergleicht, wird finden, dass *Vieta's* Entdeckungen früher, als die von *Wallis* sind. Eher lässt sich dieses von dem Engländer *Thom. Harriot* behaupten, der ungefähr 10 Jahre später als *Vieta* schrieb, aber nichts herausgab. Denn seine *Artis analyticae praxis*, Lond. 1634. VI et 180 pag. Fol., erschien erst 10 Jahre nach seinem Tode. *Wallisius* Verdienste um die Analysis des Unendlichen findet man in dessen *Op. Mathemat.* Vol. II. p. 1 — 601. Oxon. 1695. Fol.) — S. 50. *Anker*. Ganz nach *Goguet*, der auch angeführt wird. Um zu zeigen, mit welcher Behutsamkeit selbst die besten Hülfsmittel gebraucht werden müssen, wollen wir nur eine einzige Stelle ausheben, und sie mit dem Führer vergleichen. Hr. *D.* sagt a. a. O. „Nach Diodor waren die ersten *Anker* nicht von Eisen, sondern von Steinen (Stein), oder gar von Holz, welche letzte man mit Bley schwer machte." Die Stelle Diodor's wird, wie gewöhnlich, nicht angegeben; desto richtiger kommt sie in *Goguet* vor. Allein dieser Gelehrte, der gewiss sehr gut griechisch verstand, sagt dies nicht ganz bestimmt von Diodor, sondern man schliesst es aus dem, was er vorher aus dem Stephan von Byzanz und dem Arrian geschöpft hat. Was er den Diodor davon erzählen lässt, ist ganz die Sprache des griechischen Urtextes (vergl. *Goguet's* von dem Urspr. d. Ges., Künste und Wiss., v. *G. Ch. Hamberger* 1r Th. S. 301). Vergleicht man damit, was *Busch* Handb. I. 173 diesen Griechen sagen lässt, so geräth man in Versuchung zu zweifeln, dass jener den Diodor in der sehr richtig angeführten Stelle entweder nicht gelesen, oder missverstanden habe. *B.* erzählt im Namen jenes Griechen, „dass sich die Phönizier bey ihrer Fahrt nach Spanien *hölzerner Anker* bedienten, die sie mit Silber beschwerten." Diodor spricht in dem von jenen nach der *Wessel.* Ausg. Amsterd. 1745 Fol. angeführten Orte (L. V. C. 35; Tom. III. p. 327 seq. ed. *Bip.*) mit keinem Worte von hölzernen Ankern; er bemerkt im Gegentheil, dass, wenn die Phöniker ihre Schiffe voll Silber geladen hatten, und noch viel Silber vorhanden gewesen, sie das Bley von den Ankern abgeschlagen, und die Stelle desselben mit Silber ersetzt hätten. Mehrere missverstandene Stellen müssen wir der Kürze wegen übergehen. — Die Art. *Arithmetik* und *Assecuranz* sind zu dürftig gerathen; auch dabey nur *unzureichende* Hülfsmittel benutzt, obgleich gegen deren Vollgültigkeit (*Goguet*,

ttérer und *Beckmann*) nichts einzuwenden ist. Un-
ich besser und vollständiger ist S. 65—68 *Astrono-*
e, wenn auch nicht auf die Urquellen, noch auf die
ten Hülfsmittel (ausser *Goguet*) Rücksicht genom-
n wird. Gerade diese haben den Verf. wahrschein-
h verleitet, in vollem Ernste zu sagen: Zu den Zei-
Hiob's habe man *Himmelscharten* gemacht. Das
Keiner von den Alten, noch auch die mathemati-
en Geschichtschreiber von *Blancanus* an bis auf
stner und dem deutschen Übers. von *Bossut* behaup-
Bailly, der den Atlantiden grosse Verdienste um
Sternkunde der Alten beylegt, würde die Mythe
elche schon *Diod. Sic.* (L. III. C. 59; Tom. II. p.
9; cf. *Wessel.* Note p. 549.) erklärt, dass *Atlas* die
mmelskugel erfunden und gezeichnet habe, ganz ge-
s zu jenem Zwecke ausgeschmückt, und bis zum
italter Hiobs hinaufgerückt haben, hätte er nur ent-
nt dazu einen historischen Grund finden können. —
73 fg. *Ausmessung des Umfangs der Erde.* Ein dürf-
er Auszug aus *Busch* Handb., welcher nicht einmal
französ. Gradmessung von *Mechain* und *de Lambre*
rührt, deren doch *Busch* gedenkt. Ungeachtet dieser,
il der 1ste Bd. schon 1802 herauskam, der weiteren
rtsetzung jener Meridiansmessung bis Formentera,
in England durch *de Roy*, in Schweden durch
anberg, im Englisch. Indien durch *W. Lambton*,
a. m. nicht erwähnen konnte, so hätte Hr. D. die-
gegen 1816 ergänzen können, welches aber nicht
chehen ist. — S. 85. *Ballistik*; äusserst dürftig, und
magerer Auszug von 5 Zeilen aus B. und *Voll-*
d. Jener hat Quellen, besonders den *Polyb.* und *Ve-*
t. zweckmässig gebraucht. Wollte das unser Verf.
cht, so standen ihm *Follard*, *Guischard*, *Hoyer*, u.
a. Erklärer der griechischen Kriegeskunst und me-
anischen Wissenschaften zu Gebote. — Der Art. *Bank*
iro-, Leih- oder Zettel-Banken), der aus *Busch*
d *Vollbed.* im kurz. Auszug zusammen gesetzt wor-
n, erwähnt nicht einmal der ält. Französ., von *Law*
stiftete, geschweige die neuere Französische Bank,
zwar nicht von *Busch*, aber durch *van Martens*
lomatisch beschrieben ist. Der neueren Russ. Bank,
d der vielen neueren Banken in England und in den
rd-Amerik. Freystaaten nicht zu gedenken. S.
5 fg. *Baumwollen-Papier*, ganz im Auszuge nach
, der auch, wie *Breithopf*, angeführt wird. Jener
rt mehrere in- und ausländische Quellen und Hülfs-
ttel, nur den ältern *Meermann* nicht, der doch viel
eher gehöriges Brauchbare enthält. Die Art. *Berg-*
u-Bergwerke haben, wie so viele andere, das
mliche Sachverhältniss zum Gepräge; *von Launey's*
Mineralog. d. Alt. 3 Theile, vermissen wir hier. Der
Art. *Blumen* S. 140 fg. ist gut ausgeführt, und in Anse-
hung der Blumenliebhaberey besser, wie von seinem Vor-
gänger B., der derselben gar nicht erwähnt, ungeachtet
er solche aus *Beckmann* hätte lernen können. (*Wage-*
naar beschreibt sogar den Blumen-Markt in Amster-
dam, woselbst seit 160 Jahren die Blumenhändler von
Haarlem und anderwärts zusammen kommen, um mit
Blumenzwiebeln bedeutend grosse Geschäfte zu treiben,
welche aber in späteren Jahren im ehemaligen Preise
sehr gesunken sind. s. *Amsterd. oper. Aanw. en Ge-*
schied. IX. D. p. 50 fg. Amst. 1764. gr. 8.) *Börse*, S.
144 im gedrängten Auszug von *Busch*, ohne ihn zu
nennen. Was von dem Ursprunge der Börse zu Brügge
nach *Jablonskie* (nicht *Jablosky*) angeführt wird, hat
Guicciardini vor mehr als 150 Jahren erzählt. Eine
der ältesten, berühmtesten und schönsten Börsen ist die
zu Antwerpen, welche im J. 1531 erbaut ward, wo-
von *Anderson* nach *Guicciardini* sogar die Aufschrift
liefert (Gesch. d. Hand, 3r Bd. S. 540 fg.). Die älteste
Börse in London wurde 1567 von der Königin *Elisa-*
beth eingeweiht (*Anderson* a. a. O. 4r Bd. S. 111 fg.),
und die zu Amsterdam im J. 1607 gestiftet, *Jan Wage-*
naar's, Amsterd. Opkomst enz. IV. D. p. 153; V. D. p.
239. VII. D. p. 89—98. und XII. D. p. 282 seq.). Die
älteste Börse in Frankreich ist die von Toulouse, wel-
che 1549 gestiftet und am 24. May 1551 von *Heinrich*
II. bestätiget wurde; die von Rouen ward 1566 nach
dem Muster der von Toulouse eingerichtet. Mehrere
dergleichen Sammelplätze für Kaufleute werden in
dem *Diction. encyclop. du Comm.* Tom. I. p. 294—298
(à Par. 1789. gr. 4.) beschrieben, und die Errichtung
einer Börse in Paris durch das *Arrêt du Conseil* v. 24.
Septbr. 1724 bestätigt. (Vergl. v. *Martens* Gesch. und
Verordn. üb. Handl., Schiff. und Assecur. 1r Th. S. 445
zu unt.). In den neuesten Zeiten haben fast alle Haupt-
städte des französischen Reichs im J. 1812, eine Börse
bekommen, wovon man, auf den Grund des Gesetzes
v. 28. Ventose, IX J. ein langes alphabet. Verzeichniss
im *Almanach impérial, pour l'an.* 1813; p. 696—
704. antrifft. Die neue Pariser Börse, deren auch Hr.
D. erwähnt, und B. *Handb.* II. S. 111. auf das Ansehn
vom *Journ. f. Fabr.* etc. 1801; August, ausführlicher
beschreibt, ist durch das *Arrêté du Gouvernem. du* 27.
Prair. An X. gegründet worden, (s. *Almanach — An*
1813; p. 848—850). Von dem Allen kommt so wenig
bey D. als bey B. das Mindeste vor. Auf mehrere Er-
gänzungen dieses Gegenstandes dürfen wir uns, des
Raums wegen, nicht einlassen).

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Öhmigke: *Lateinische Vorschule oder neuer gehender Lateiner.* Ein grammatisches Lesebuch der la- nischen Sprache nebst Wörterbuch und Grammatik für die teren Schulclassen bearbeitet von D. *Theod. Heinsius*, Prof. Berlinischen Gymnasium. Dritte verbesserte u. vermehr- Auflage. 1821. 156 S. 8. (6 gr.)

Wir empfehlen dieses Buch (s. J. A. L. Z. 1810. No. 160) auch in dieser neuen, mit vielen Beyspielen vermehrten Auflage den beiden untersten Classen deutscher Schulanstalten. Die Brauchbarkeit desselben wird sich auch ferner bewähren.

M. G.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

QUEDLINBURG u. LEIPZIG, b. Basse: *Geschichte der Erfindungen in allen Theilen der Wissenschaften und Künste von der ältesten bis auf die gegenwärtige Zeit. In alphabetischer Ordnung.* Von *J. A. Donndorf* u. s. w. I — VI Band.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

S. 280. *Buchhalten*. Sehr dürftig und bey grosser Kürze, im engsten Sinne des Worts, auch unvollständig. Der Verf. hat Recht, sich hiebey auf seinen Vorgänger B. (I. 338 — 345) nicht zu berufen, weil dieser sich mehr um das Wesen der Buchhaltung, als um deren Geschichte bekümmert. Ein desto sicherer Führer ist *Beckmann*, den Hr. D. benutzt hat. Unrichtig ist es aber, dass *Lukas von Burgo* gegen das Ende des XV. Jahrh. ein Werk über die Doppelbuchhaltung herausgegeben habe. Seine italiänisch geschriebene: *Arithm., geometr., proportioni e proportionalita*; Venet. 1494. Fol., beschäftigt sich häufig mit algebraischen Gleichungen, welche die etwa späteren Lehrbücher des doppelten italiänischen Buchhaltens als Sinnbild anführten, um die Geschäftsgegenstände in den Büchern, so wohl in einzelnen Posten, als auf jedem Personal- oder leblosem Conto, durch Doppelbuchung auszugleichen, und dadurch eine Verwandtschaft mit der Algebra anzudeuten. Daran hat aber weder Hr. D. noch B. gedacht, noch das, was sie ihren Hülfsmitteln ohne Sachkenntniss nachschrieben, gehörig mit den Quellen verglichen. Das hätte aber unser Vf. schon aus *Berghaus* Anl. z. landwirthsch. Rechnungswesen S. 105 — 119. Braunschw. 1796. gr. 8., und aus dessen Encykl. der Handlungswissensch. 1 B. Art. *Buchhalten* ersehen können. (Vgl. *Joh. Meermann Aanmerk. op de Vergelyk. der gemeenebesten door Hugo de Groot.* 3 Deel. p. 514 f. Haarl. 1801. gr 8.) Auch ist es ein Schreib- oder Druck-Fehler bey Hn. *D.* a. a. O., wenn *James Peele* Lehre vom Doppel-Buchhalten in das J. 1519 gesetzt wird. Diess Werk erschien zuerst 1569, wie der Engländer *A. Anderson* bezeugt: Gesch. der Handl. 4 B. S. 122. — S. 205. *Caper*, in 8 Zeilen abgefasst; diess ist wahrlich zu sehr mit dem Raume, zum Nachtheile des Gemeinnützigen, gegeizt. Nicht einmal der Namensursprung eines Caperschiffes ist erwähnt, der doch in der angeführten Schrift des *v. Martens* Vers. über Caper, S. 18 f. Not. b) erklärt wird; des Geschichtlichen nicht einmal zu gedenken. Bey dem *Coloss* zu Rhodus S. 240 Z. 5 f. hätte doch Plinius und sein Erklärer Harduin ad Lib. XXXIV. C. 7 Sect. 18 Tom. II p. 647 Not. 10, sowie Dionys. Perieg. V. 505 und sein Scholiast daselbst p. 71 sq. ed. Steph. zu Rathe gezogen werden sollen. — S. 255. *Dämme*, ein gedrängter Auszug nach *B.* III. 2 Abth. S. 14, ohne ihn zu nennen, doch Beide aus gemeinschaftlicher, sehr dürftiger Quelle: *Rössigs* Gesch. der Ökon., welche nur bis auf Alexander den Macedonier reicht. Daraus muss man billig schliessen, dass seitdem in der Damm- und Deich-Baukunde keine neuen Erfindungen gemacht worden seyen. Der Gegenstand ist aber zu wichtig, und zu wenig von Anderen bearbeitet worden, als dass dieser Artikel nicht eine gedrängte Berichtigung verdient hätte. Wie wenig man sich um die Urquellen bekümmert hat, geht daraus hervor, dass man den Herodot sagen lässt, der Euphrat sey in der Gegend von Babylon auf beiden Ufern mit *Dämmen* und *Schleusen* versehen gewesen. Der Dämme gedenkt er (Herod. I, 184 u. 185), der Schleusen aber nicht. Eben jene Anführung wird auf Kosten des Herodots auch von den Ägyptern erwähnt; aber Keines von Beiden wird (II, 19) so wenig, als ihres Urhebers (Osiris) gedacht. Auch Diodor von Sicilien weiss von den Ägyptern weiter nichts, als dass sie, zur Zeit der Überschwemmung des Nils, auf Erfodern die kleinen Dämme durchstachen, welche die beiden Nilufer einschlossen, um die Befruchtung des Bodens zu befördern. (Diod. Sic. I C. 36 Tom. I p. 105, u. Wessel. Not. p. 366 ed. Eyr.). Strabo, den weder Hr. *D.* noch sein Vorgänger anführt, erwähnt zwar der *Schleusen*, nur nicht geradezu der Dämme. Allein jene können nicht angebracht werden, wenn diese nicht schon technisch bestehen (vgl. Strabo L. XVII p. 804 et 810 in fine sq. ed. Casaub.). Inzwischen scheint das griechische Wort τειχος — die *Wand*, bey den griechischen Schriftstellern von den *Dämmen* oder *Deichen* gebraucht zu seyn, wie das lateinische *agger* einen Wall oder *Erddamm* bezeichnete, wovon man in *Virg. Georg.* II, 25; *Caes. Bell. civ.* II, 1. 5, und *Bell. gall.* VII, 68 sq. et 72 sqq., und bey Anderen Spuren findet. So viel ist gewiss, dass in Italien und besonders im Königreich der Niederlande der *Damm-* und *Deich-Bau* schon früh in Ausübung gebracht, und von Zeit zu Zeit mit den wichtigsten Entdeckungen bereichert wurde. Diess bezeugen alle als classisch anerkannten Geschichtschreiber der Niederlande, z. B. *Adr. Junius*, welcher mit Recht

von einer Menge holländischer Städte, die an verschiedenen merkwürdigen Dämmen an den Flüssen u. s. w. erbaut wurden, ihren Namensursprung hieran herleitet. (S. *Batav. histor.* C. XVI p. 392 sq. et 410 — 13. Dortr. 1652. 12.) Auch *Hugo de Groot* führt das Alter der Strom- und See-Dämme sehr hoch hinauf (s. *Parallel. Rerumpublic.* L. III C. 33 p. 4 — 9. ed. *Meerm.*) Der gelehrte *J. Meermann* nimmt daher Gelegenheit, dieses in den Anmerkungen zu *Hugo Groot* T. III p. 166 — 170 et 302 sq. zu erläutern. Schon im J. 1165 wurde von Kais. Friedrich verordnet, dass, um den Verwüstungen des Rheins vorzubeugen, der Rheindamm bey Swadenburg durchgestochen werden sollte (*v. Mieris Groot Charterboek*, 1 Deel. p. 108 — 110. Leyd. 1753. gr. Fol.). Der Ruhm der Holländer, Dämme und Seedeiche anzulegen und zu vollenden, hatte sich damals in allen benachbarten Ländern so verbreitet, dass sie sogar, wie *Meyer* in den Jahrbüchern von Flandern bezeugt, im J. 1180 nach Flandern berufen wurden, um den berühmten Seedeich von Damme nach Sluis zu verfertigen. Graf Florus gab am 15 Apr. 1280 eine neue Damm- oder Deich-Ordnung heraus, wie die Dämme zwischen dem Leck und der Merwede im Stande gehalten werden sollten. (*v. Mieris* l. c. I, 403 sq.) Eine ähnliche Ordnung für den Seedeich von Westfriesland erschien im J. 1339 (*v. Mieris* l. c. II, 614), und Herzog Albrecht verordnete am 15 Jul. 1387, dass die Damm- oder Deich-Verwaltung einer eigenen, von der Landesregierung abhängenden Deich-Grafenschaft administrirt werden sollte. (*v. Mieris* l. c. III, 465 sq.). Sogar *Wagenaar* bezeugt, dass diese westfriesischen Seedämme im J. 1466 mit Balken, Planken-Staak- und Pack-Werken wären verstärkt worden. (*Vaderl. Geschied.* IV D. p. 90.) Anderer historisch-diplomatischer Nachrichten über die Geschichte der Dämme in Holland und dessen Umgegend nicht zu gedenken, die man bey *J. Pantanus*, *S. v. Leeuwen*, *A. v. Schlichtenhorst*, *Jan in de Betouw*, *van Spaen*, *van Wyn*, *van Hasselt* u. m. a. classischen Schriftstellern darüber antrifft. — Die Artikel *Epacten*, *Erdmesskunst*, *Exponentialrechnung* u. a. sind sehr dürftig; dagegen das *Fernrohr* S. 373 — 76 zweckmässig.

II Band. S. 20. *Geld*, mehr hypothetisch als historisch-kritisch bearbeitet. S. 29 f. *Geschütz* wird mit dem Citat von *Sprengel* mit 6 Zeilen abgefertigt, und enthält im Ganzen so viel als nichts. S. 41 f. Der Art. *Gewicht* schränkt sich bloss auf das Alttestamentliche ein, von dem der anderen berühmten Völkern des Alterthums kommt kein Wort vor. S. 52. *Gleichung* (algebraische), ein gedrängter Auszug von B. V, 262 — 65, der das Meiste davon aus dem seichten Hülfsmittel: *Nachr. v. d. Leben u. d. Erf. der berühmtest. Mathem.* 2 Th. (Münst. 1788. 508 S. kl. 8.) ohne alle Quellen geschöpft hat. S. 65. *Goldprobe*; die Erfindung wird richtig dem Archimed zugeschrieben, aber als Quelle das *Wittenb. Wochenbl.* angeführt. Welchem Gelehrten ist nicht bekannt, dass Vitruv (L. IX. C. 3) diese Erfindung und die Veranlassung dazu ausführlich erzählt hat? Mehrere Erklärer dieses lateinischen Baumeisters haben diese Stelle erläutert; nur Hr. *Rode* nicht; s. dessen deutsche Übersetzung des Vitruv. 2 B. S. 188 — 190. Leipz. 1796. gr. 4. — S. 83 f. *Gulden*, aus dem ersten Abschn. von *B.* (V, 349 — 351) excerpirt, ohne diese Quelle zu nennen. Hier stand eine grosse Menge zuverlässiger in- und ausländischer Schriftsteller zu Gebote, die auch der Vf. des *Handb.* nicht gekannt zu haben scheint. Was Hr. *D.* über diesen Gegenstand vorträgt, ist so viel als nichts. S. 101 — 103. *Hanse*; nach *Jägers* Zeitungslex. und der A. L. Z. 1787. bearbeitet. Standen hier nicht eine Menge classischer Hülfsmittel, besonders *Sartorius* Gesch des Hanseat. Bundes, zu Gebote? — S. 157. *Hydrotechnik*. Ganz von Wort zu Wort, bis auf die Namen der neueren Hydrotechniker, aus *B.* (VI, 157 f.) abgeschrieben. Indem weder bey *B.* noch bey *D.* ein Wort von den Erfindungen in der Wasserbaukunst vorkommt, welche seit Jahrtausenden gemacht worden sind, dass die morgenländischen Völker des Alterthums diese Kenntniss praktisch auszubilden den Anfang machten, bis *Silberschlag* diese Kunst als Wissenschaft vortrug, scheint es, als wären hierin bey den abendländischen Völkern keine neuen Entdeckungen gemacht worden. — *Infinitisemal-* und *Integral-Rechnung* S. 177 — 180, statt nach *Montucla*, *Bossut* und *Kästner*, nach *Vollbedings* Archiv mit wenigen Zeilen abgefertigt; desto besser ist S. 205 — 207 der *Kalender* nach *Beckmann*; aber dürftiger ist S. 241 der Art. *Kipper* und *Wipper*, wogegen S. 288 — 290 der Art. *Krieg* zweckmässig bearbeitet ist. Eben so auch S. 344 — 246 *Leihehaus*, nach *Beckmann*, deren mehrere in diesem Bande folgen. Im III und IV Bande zeichnen sich folgende, Aufmerksamkeit verdienende, mitunter recht gut bearbeitete Artikel aus: *Malerey*; *Mahlzeiten*; *Metalle*; *Mikroskop*; *Mühlen*; *Musivische Malerey*; *Name*; *Naturgeschichte*; *Nordlicht*; *Obelisken*; *Oblatensiegel*; *Öl*; *Orden*; *Orgel*; *Papier und dessen Erfindung*; *Perücke*; *Pendel*; *Pergament*; *Petschaft*; *Post*; *Räderuhren*; *Rechenmaschinen*; *Regenbogen*; *Reitkunst*; *Schall*; *Schreibkunst*; *Spielkarten*; *Strumpfstrickerey* und *Strumpfweberstuhl*; *Taback*; *Taschenuhren*; *Tempel*; *Thurmuhren*; *Uniform*; *Ventilator*; *Waisenhäuser*; *Wasseruhr*; *Windmühlen*; *Zahlenlotterie*; *Zeitungen*; *Zinn*; *Zunft* u. a. m.; dagegen sind oft sehr mangelhaft bearbeitet, und zu berichtigen die Artikel: *Mass*; *Markbriefe*; *Mathematik*; *Meile*; *Mètre* (äusserst dürftig und im Grunde gar nichts); *Münzfuss*; *Nachtgleichen*; *Numismatik*; *Observatorium*; *Papiergeld* (unter aller Kritik); *Patent*; *Periode*; *Pyramiden*; *Quadrant*; *Quadratur des Cirkels*; *Rechenkunst*; *Schachspiel*; *Schifffahrt*; *Seecompas*; *Seecharte*; *Sonnenbahn* bis *Spiegelteleskop*; *Sternbilder* und *Sternwarte* (*Steuermannskunst* fehlt ganz); *Trauermusik*; *Uranus* und dessen *Trabanten*; *Völkerrecht*; *Vorrücken der Nachtgleichen*; *Wasserschraube*; *Wechselcours* und *Wechselwesen*; *Zahlreihen*; *Zauber-Quadrat*; *Zeit zur See zu finden*; *Zodiakallicht* u. a. m. Beiderseitiges Werthverhältniss der Ausarbeitung findet auch bey den meisten Artikeln in den beiden Supplementbänden Statt, wiewohl auch manche Ergänzungen zum Hauptwerke darin vorkommen, die den Dank der Leser verdienen.

Aus Achtung für dieses Werk, das durch die Voll-

ständigkeit des Alphabetes gewissermaßsen vor dem Handbuche des Hn. B. noch zur Zeit einen Vorsprung hat, hat Rec. sich die Mühe gegeben, dasselbe mit vieler Sorgfalt und Genauigkeit durchzugehen; nur wünscht er, dass Hr. D. die ihm in einer redlichen Absicht, zur Vervollständigung seines, im Ganzen wirklich brauchbaren Werkes, hier ertheilten Winke nicht so ansehen möge, als wollte Rec. nur ihn belehren: denn dadurch würde der Zweck, Mängel zu verbessern, verloren gehen. Eine Menge aufgezeichneter Druckfehler müssen wir, des Raumes wegen, zurücklassen.

B — s.

SPRACHKUNDE.

Frankfurt a. M. b. Brönner: *Über den Ursprung und die verschiedenartige Verwandtschaft der europäischen Sprachen.* Nach Anleitung des russischen allgemeinen vergleichenden Wörterbuchs. Von *Christian Gottlieb von Arndt*, kaiserl. russ. Hofrath, Ritter des Wladimir-Ordens. Herausgegeben von Dr. *Joh. Ludwig Klüber*. 1818. XVI u. 393. 8. (2 Thlr.)

Ein sehr schätzenswerther Beytrag zu der allgemeinen vergleichenden Sprachkunde, für dessen Bekanntmachung gewiss jeder Freund sprachlicher Untersuchungen dem Herausgeber wie dem Vf. aufrichtig danken wird. Das Werk wurde bereits vor einigen zwanzig Jahren in französischer Sprache zunächst für die Kaiserin Katharine geschrieben, und enthält die Resultate mühsamer Forschungen, zu welchen Hn. v. *Arndt* die Theilnahme an der Herausgabe des allgemeinen vergleichenden Wörterbuchs führte, wozu die große Kaiserin selbst den Gedanken gefasst, und für dessen Ausführung sie sogar eigenhändig eine Art Instruction aufgesetzt hatte. Gesundheitsumstände, und späterhin der Tod *Pallas*, der das Manuscript zur Herausgabe sich hatte zusenden lassen, verhinderten den früheren Druck des Werkes, das vielleicht nie ans Licht gekommen seyn würde, wenn nicht ein günstiger Zufall es dem Herausgeber in die Hände geführt, und dieser — „die Schuld der öffentlichen Bekanntmachung auch vor den Augen des Publikums auf sich zu nehmen —" bey den Bedenklichkeiten des Vfs. bereitwillig gewesen wäre. Nun würde zwar eine nochmalige Überarbeitung des Werkes demselben allerdings mehr Bequemlichkeit zum Gebrauch gegeben, und manche kleine Flecken, Wiederholungen und Zerstreuungen des Zusammengehörigen haben verwischen können; allein dazu konnte sich der Vf. in seinem hohen Alter nicht mehr entschliessen, und in der That wird jeder dankbare Leser auch diese kleinen Wünschenswürdigkeiten über dem, was ihm geboten wird, leicht und gern vergessen. In der Einleitung zeigt der Vf. gegen *Court de Gebelin*, dass es ein durchaus vergebliches Unternehmen seyn würde, alle bestehenden und abgestorbenen Sprachen, die wir kennen, auf eine einzige Ursprache zurückzuführen, so wie man die Quelle in dem Tropfen nicht mehr nachweisen könne, den man aus irgend einem Strom schöpfe. In der That scheint es auch ein völlig vergebliches Bestreben zu seyn, die Urquelle oder Mutter aller Sprachen in der Geschichte oder in den Tochtersprachen aufzusuchen, so wie man eben so wenig aus den vorhandenen Menschenformen ein Bild von dem Stammvater des menschlichen Geschlechts zu combiniren im Stande seyn würde. Es geht auch hier, wie mit dem Schematisiren und Systematisiren der Natur und mit dem Aufsuchen des höchsten Princips in der Philosophie. Auf jeden Fall haben Wanderungen, Kriege, Mischungen, Lokale und klimatische Einflüsse, Kunstbildung und Wissenschaft, bisweilen wohl selbst der Zufall, so viel an den Sprachen verändert, dass an die Aufsuchung ihrer Urformen nicht mehr zu denken ist. Dankbarer und anziehender würden die fortgesetzten Untersuchungen über den Zusammenhang der Laute und Mitlaute und ihrer Verbindung in Worten mit dem Begriff, den sie bezeichnen sollen, seyn, und ohne Zweifel tiefe Blicke in die geheime Werkstatt unserer Gedanken und Empfindungen uns thun lassen. Denn mit *Grotefends* Behauptung: dass die *wesentliche* Bedeutung eines Wortes im dem Anfangsbuchstaben, die *sprachliche* in dem Selbstlaut und die *denkliche* Abschattung des Begriffs im Endlaute liege, ist die Sache noch nicht abgemacht, wenn sie auch für einzelne Silben einen richtig leitenden Fingerzeig giebt. — Abgesehen hievon begnügt sich der Vf., die europäischen Sprachen auf folgende zehn Stämme zurück zu führen: 1) die *keltischen Sprachen.* Hierunter rechnet er namentlich die baskische, die ersische und irische, die wälische und niederbretanische (*le bas Breton*), und die albanische oder arnautische Sprache; — 2) die *romanischen* oder neulateinischen Sprachen, worunter er auch die noch wenig bekannte walachische Sprache zählt; — 3) die *griechische* Sprache; — 4) die *slawischen* Sprachen; — 5) die *lettischen* Sprachen, d. h. die eigentlich lettische in Liefland und Kurland, und die litauische; — 6) die *germanischen Sprachen;* — 7) die *tschudischen* oder *finnischen* Sprachen, wozu namentlich auch die ungarische oder mayiarische Sprache gezählt wird; — 8) die samojedische; 9) die turkischen oder tatarischen Sprachen; 10) die maltesische Sprache. Alle diese mit ihren mannichfaltigen Verzweigungen werden jedoch weiterhin auf folgende drey Hauptklassen zurückgeführt: die keltischen, germanischen und slawischen, und die tschudischen Sprachen. — Den Ausdruck keltische Sprachen scheint der Vf. mehr deswegen beybehalten zu haben, weil er einmal gebräuchlich ist, als um einen bestimmten Sprachstamm damit anzudeuten; denn er selbst zeigt in den Anmerkungen, dass man unter dieser Benennung kaum etwas mehr, als alteuropäisch verstehen könne, und stellt sogar die baskische und altgallische Sprache darunter zusammen, die schon deswegen nicht wohl zusammen gerechnet werden können, weil jene, so wie auch nach den gegebenen Proben die arnautische, mehrsylbige Stammwörter, diese aber nur einsylbige hat. — Sehr interessant ist die Verwandtschaft, welche der Vf. zwischen der germanischen, slawischen, der altrömischen und griechischen Sprache, sowie

in einzelnen Worten als auch in den Formen, nachweist, so wie überhaupt alle aus dem grossen vergleichenden Wörterbuche gegebenen Auszüge höchst dankenswerth und anziehend sind. — In den tschudischen oder finnischen Völkerschaften findet der Vf. die Reste des verschwundenen Volkes der Scythen wieder, die durch die grossen Völkerwanderungen und Völkerstürme aus ihren Ursitzen in den Niederungen am Uralsee, am caspischen und schwarzen Meere verdrängt, sich theils mit andern Völkern vermischt und so dem Namen nach verloren haben, theils noch in den finnischen Völkern im Norden von Europa und Asien wieder finden. Der Vf. leitet den Namen Tschuden nicht wie *Ritter*, Erdkunde I 549., von dem russischen Worte *czud*, fremd, ab, sondern von dem finnischen Worte *schuo*, Sumpf, was sich im Tatarischen, Mongolischen, und selbst im Sinesischen und Tangutischen in den Formen *su*, *schu*, *schui*, *tschu*, *tschui* = Wasser wieder findet. Sie selbst nennen sich *Suomaleine*, das ist Wasser- oder Sumpf-Bewohner, und bauen sich noch heutiges Tages vorzugsweise am Wasser und mitten in sumpfigen Gegenden an. In ähnlichen Gegenden müssen auch die Scythen gesessen haben, die nach der bekannten Anekdote den Cyrus warnen liessen, dass, wenn er nicht wie ein Frosch schwimmen könne, er sie nicht verfolgen möchte.

Mehrere ähnliche lehrreiche Bemerkungen, die sich überall zerstreut finden, müssen wir übergehen, und wünschen, dass diese Anzeige recht viele Leser aufmerksam darauf machen möge, welcher Schatz von Ansichten, Bemerkungen und Auszügen hier niedergelegt ist. In dem Anhang liefert der Vf. noch als Zugabe die Worte: Wasser, Feuer, Erde, Sonne, Mond, Stern, Gott, Mensch, Augen, Kopf, Hand, Fuss, Essen, Trinken, Schlafen in 201 Sprachen. Druck und Papier machen dem Verleger Ehre.

F. S.

Reutlingen u. Leipzig, im literarischen Comtoir: *Nachricht von der sogenannten romanischen Sprache in Graubünden.* Von M. *Wilhelm Ludwig Chrismann*, Pfarrer in Gruibingen bey Göppingen. 1819. 68 S. 8. (8 gr.)

Umsonst würde man in dieser originellen, humoristischen Schrift, die recht ergötzend eine Menge literarischer und etymologischer Kenntnisse in manchen witzigen Zusammenstellungen in sich fasst, strengwissenschaftliche, linguistisch-grammatische Forschungen über die in Rede stehende Sprache suchen; also weniger über den inneren Bau derselben, als Andeutungen ihres Ursprunges, ihrer Zusammensetzung, Verwandtschaft, was dem geist- und kenntnisreichen Vf., der Limesinensange gelauscht, „auch bisweilen selber ein baskisch Lied versucht," Anlass giebt, über manche andere Gegenstände oft treffliche Worte zu sprechen, wie über Missionen und Heidenbekehrungen, politische Verhältnisse Frankreichs und Deutschlands, über die Poesie der Provenzalen am Hofe der Berengare, über Runensteine, älteste Denkmäler, Geschichtszeugnisse in Stein und die grössere Wichtigkeit derselben im Süden als im Norden. „Der Marmorgranit von Paros ist eine griechische Rune. Man kann mit Wahrheit sagen, dass dieser Marmorjuwel an dem Fingerreife der Geschichtsmuse gleich einem herrlichen Solitäre strahlt, und überhaupt also schon ein einziger arundelischer Stein jene Tausende von Runen Scandiens niederblitzt." Über die romanische Sprache war eine Übersetzung des N. T. seine einzige Quelle, Kenntniss verwandter Dialekte und Scharfsinn ersetzten ihm die Hülfsmittel. Als Probe mag seine etymologische Deutung des *mar cotschna* (rothes Meer) gelten. Der romanische Text des N. T. ist äusserst genau und pünctlich, oft treffender und genauer bezeichnend, als Luthers Übersetzung; die angeführten Stellen haben dem Vf. Gelegenheit geboten, seine Kenntnisse darzulegen. Die Sprache selbst kann man den vierten uncultivirten (ja missbildeten!) Seitenzweig zu den anderen drey romanischen Hauptsprachen nennen; flüchtige Thuscier haben die Wurzeln der lateinischen Bestandtheile dieser Sprache, welche aber schon zu Livius Zeiten verdorben waren, nach Rhätien gebracht, in die sich dann von dem 5ten Jahrhundert an bey der nahen Angrenzung viel Alemannisches mischte. „Rhätiens Sprache gleicht (daher) einem Janus, der mit einem Gesichte nach Norden, mit seinem zweyten nach Süden schaut, ein Gleichniss, das auch von den beiden Religionen des Landes gilt. — indem sich die eine nach Zwingli, die andere nach dem römischen Pontifex kehrt."

P. T.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Luzern*, b. Anich: *Aufgefangene Geistesfunken* von *Joseph Propst*. 1820. X u. 143 S. Taschenformat.

Wie jeder Mensch gewiss einmal in seinem Leben einen witzigen Gedanken hat, so hat auch jeder, der nicht von Gott verlassen ist, bisweilen einen guten, einen lichtvollen Gedanken. Wer dann jedesmal, so oft es bey ihm wetterleuchtet, die Schreibtafel in der Nähe findet, und, was er dachte, aufzeichnet, thut wohl; wer dasselbe bey vorkommender Gelegenheit benutzt und schicklich anbringt, thut noch besser; wer aber solche Einfälle sammelt, in der Absicht, dieselben in der Form abgerissener Sätze herauszugeben, der wird leicht verführt, auf Gedanken Jagd zu machen, wodurch unter Tiefgedachtes, Wahres, Leuchtendes, Überraschendes auch manches Oberflächliche, Halbwahre, Schimmernde, Spielende, Witzelnde sich mischt. Neben Letzten hat Rec. in diesen „Geistesfunken," die in 4 Abschnitte, 1) religiösen und moralischen, 2) philosophischen und ästhetischen, 3) pädagogischen Inhalts, 4) Allerley — getheilt sind, des Ersten weit mehr gefunden, Manches, das gut gedacht und schön gesagt ist. Zu der letzten Classe mögen gehören I, 13. 23. 25. II, 19. III, 16. IV, 30, als Beweis des Ersten mag man bezeichnen I, 30. 40. 53. II, 7. 54. III, 22. 24. IV, 9, 21. „Wenn Grosse, sagt der Vf. in diesem Satz, vom allgemeinen *Wohl* sprechen, ist *wohl* nicht zu vergessen, dass sie oft nur das ihrige darunter verstehen;" und der gleich darauf folgende: „Gewiss ists, wenn die Zeit, in der man über das Böse und Mangelhafte der wirklichen Welt klagt, jammert, seufzt, zu ihrer Verbesserung angewendet würde, es besser um uns stünde."

P. T.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

GESCHICHTE.

Basel, in der Schweighäuser'schen Buchhandl.: *Geschichte der Stadt und Landschaft Basel*, von *Peter Ochs*, Oberstzunftmeister. 1796. Dritter Band. 1819. 610 S. Vierter Band. 1819. 795 S. Fünfter Band. 1821. 755 S. 8.

Die Bücher, in welchen die Geschichten von Ländern, Völkern, grösseren oder kleineren Menschenvereinen aufgezeichnet sind, lassen sich in drey Arten theilen: 1) In Chroniken, Jahrbücher, die sich meistentheils nur an die äussere Erscheinung halten, der Zeitfolge nach getreu berichten, was sich zugetragen, ohne den Vorhang zu lüften, hinter welchem die bewegenden Kräfte ihr Spiel treiben, und anstatt das Homogene zu vereinen, Tage und Jahre zu dem Faden machen, an welchen sie Alles, was ihnen bemerkenswerth schien, anreihen. 2) In Materialien zu einer Geschichte, welche zwar dasselbe leisten, was die Chroniken, dann aber noch einen Schritt weiter gehen, und die einzelnen Räder, aus denen die Maschine bestand, welche zum Theil die Erscheinungen veranlasste, aufsuchen, zusammentragen, doch ohne das Alles in einander zu fügen, herzustellen, aufzuziehen, dass neues Leben und Regsamkeit das Ganze wieder durchdringe. 3) In eigentliche Geschichtswerke, welche die zusammengetragenen Materialien sichten, verarbeiten, zu einem Ganzen ordnen, dass daraus nicht allein das *Was*, sondern auch das Wie, Warum, Wozu erscheine, die Ursachen des Wachsens, Blühens, Welkens der Staaten anschaulich hervortrete, und nicht bloss *eine* Erscheinungsform der Gesammtheit, sondern jede, die ihrem Wesen oder ihrer Wirkung nach derselben angehört, beobachtet werde. Rec. trägt kein Bedenken, dieser Geschichte des Kantons Basel den Rang einer vorzüglichen Materialiensammlung anzuweisen, deren reichhaltiger Stoff für den Geschichtschreiber von grossem Werthe seyn muss. Um diese Classification zu rechtfertigen, mag man nur unseren Vf. über den Zug des französischen Dauphins gegen die Eidgenossen mit dem *Geschichtschreiber Joh. v. Müller* vergleichen. Als Materialiensammler durfte er auch Bundesverträge, polizeyliche Verordnungen, Actenstücke jeder Art, vollständig oder in weitläuftigen Auszügen, interessant, wie die umständliche Erzählung des Stadtschreibers von Karl des Kühnen Aufenthalt im Elsass (IV, 230), fremdartig, wie Oekolampads Streitschrift über das Nachtmahl (V, 594), die Ordnung über den Gottesdienst (V, 686), selbst manches Kleinliche, wie in den Capiteln „Nachlese," aufnehmen.

Im J. 1786 erschien der erste Theil dieses Werkes, der zweyte 1792. Diese beiden Bände, als längst bekannt, und über die Periode unserer A. L. Z. hinausliegend, berührt Rec. nicht. Die Hoffnung, eine Fortsetzung zu erhalten, war fast allgemein aufgegeben, als die Ankündigung derselben angenehm überraschte. Aus der auf dem Titel angegebenen Jahrzahl, sowie aus der Stelle, in welcher der Vf. erscheint, bemerkt man, dass diese Bände schon vor der helvetischen Staatsumwälzung zum Drucke bereit lagen, wahrscheinlich aber durch diese ihre Herausgabe verhindert wurde; der aufmerksame Leser wird dabey wahrnehmen, dass sie erschienen sind, wie sie damals mögen gefertigt worden seyn, mithin das *nonum prematur in annum* ihnen keinen Gewinn gebracht habe. Auch lässt sich aus vielen Stellen (z. B. III, 183. IV, 280. 536. V, 130) darthun, dass die Handschrift abgedruckt wurde, wie sie im J. 1796 ausgearbeitet war; erst die letzte Hälfte des 5 Bandes trägt Spuren einer späteren Vollendung, S. 549. 561, wo seit Kurzem erschienene Schriften erwähnt sind.

Der dritte Band, von 1401 bis zum Schluss des Conciliums (1448), enthält die X und XI Periode der baselschen Geschichte, jene — *Zeitraum der versäumten Gebietserweiterung*, diese — *Zeitraum des Conciliums* betitelt. Die erste dieser beiden Perioden hat ihre Benennung daher erhalten, weil die Basler, in früherer Zeit oft im Streit mit Österreich, während des Constanzer Conciliums aber mit demselben im Bunde, den vom Kaiser Sigismund gemachten Antrag: die zwischen Schaffhausen und Basel gelegenen und von dem Kaiser eingenommenen österreichischen Besitzungen pfandsweise zu erwerben, damals ausschlugen, was sie jedoch späterhin nicht ohne Ursache bereuten. Uns ziemt es aber, hierin den redlichen Sinn der Alten zu ehren, die lieber zum kleinen Besitz allmählich und auf rechtlichem Wege gelangen, als grosses Gut ohne Mühe erwerben wollten, wenn der Makel der Ungerechtigkeit daran haftete. Daher blieben in der Eidgenossenschaft so viele fremde Rechte unangetastet. Vornehmlich aber bemerken wir jenen Sinn in der allmählichen Befreyung der Basler von der bischöflichen Oberherrschaft, von welcher die Gemeinde ein Stück nach dem anderen, sowie manche Güter

und Besitzungen in der Nähe, durch Darlehen (freylich auch wohl in bestimmter Absicht, zu einem Besitz zu gelangen, V, 338), Pfandschaften (deren bisweilen erfolgende Erlösung lästig war, aber gegen Lösung sicherte, zumal als der Rath die wohlberechnete Bedingung hinzugefügt hatte, dass sie nicht mehr vereinzelt, sondern nur insgesammt durften gelöst werden), und Kauf (III, 23) an sich brachte. Es war minder schwer, von geistlichen Fürsten etwas zu erwerben; die Ursachen sind begreiflich, die Stadt St. Gallen giebt hievon das anschaulichste Bild. Während daher die Basler jenes Anerbieten des Kaisers ausschlugen, erwarben sie mit grossem Aufwand kleine Theile ihres Gebietes. Dieses, kleine Fehden mit dem Adel oder mit Österreich, und einige Schritte zur inneren Entwickelung sind die Hauptmomente des 11ten Zeitraums ihrer Geschichte. Wir heben noch Einiges von der Gesetzgebung aus, welcher, wie dem Verkehr, den Sitten u. a., am Schlusse jeder Periode einige meistens sehr interessante Capitel gewidmet sind. Wer zu spät in den Rath kam, musste Strafe zahlen; in ein sogenanntes Todtenbuch wurde verzeichnet, wer um irgend einer Ursache willen für bürgerlich todt erachtet wurde; eigen war (III, 180) die Ordnung im Liestaller Amt; der Schultheiss (*sic*) „soll jährlich vor Fasnacht, als man gewöhnlich zur heiligen Ehe greiffet, besehen, welche Knaben und Töchtern zu dem Alter seyen, dass sie billig Weiber oder Männer nehmen sollen, dass er dann Weib oder Mann gebe jedem seiner Genossen.“ S. 186: Wer behauptet, dass er in seinem Hause des Nachts gesucht worden, und kein Gesinde habe, so er zu Zeugen anrufen könnte, der mag seinen etwan habenden Hund an einem Seil, oder eine Katze oder einen Hahn auf dem Sedel, wie auch drey Halme vom Dache nehmen, vor den Richter bringen und schwören.“ Für den Landbau, für unverfälschte Erzeugnisse, die Vollkommenheit der Handwerksgegenstände, Ächtheit des Weines, den man nicht „verschränken,“ noch weniger „arznen“ durfte, für gesunde Beschaffenheit der Esswaaren (schlechte wurden in den Rhein geworfen) sorgte eine Polizey, die in dieser Hinsicht jeder neueren an die Seite treten dürfte. Niemand konnte Doctor und Apotheker zugleich seyn; wer Gift haben wollte, musste zwey Bürgen stellen, die *Materia medica* war äusserst arm. Noch führen wir an als Beweis wohlfeiler Vollziehung der Criminalsentenzen die Besoldung des Nachrichters S. 170. „Dem Nachrichter und *Lictori* alle Wuchen 3 ß. oder 8 ß. so er nicht *Spiel* hat. Ausser 10 ß. frohnfastentlich nur Holz, etwas Rockengeld, und Haus und Hof ohne seinen Schaden. Hat er aber Spiel, so giebt man ihm von dem Rade 1 ₶, vom Sieden 1 ₶, von Pfählen 1 ₶, von Brennen 1 ₶, vom Houpte 10 ß, vom Henken 10 ß, von einem zu vertiertheilen 2 ₶, die Viertheile ze führen und ufzerichten 16 ß, vom Ertränken 10 ß, von Blenden 5 ß, von Ohren abzehauen 5 ß, eine Hand abzeschlagen 5 ß, Einen, der sich selbs ertödtet, in ein Fass ze spahen und in den Rhin ze werfen 10 ß. Einen ze swemmen 5 ß und die Zunge ufszeschniden 5 ß.“ — Des Conciliums geschieht nach richtigem Tact des Vfs. nur in so weit Erwähnung, als es auf die Entwickelung des staatsrechtlichen oder bürgerlichen Zustandes der Stadt einen Einfluss übt. Das kluge Verfahren des Rathes in Festsetzung seiner Stellung zu dem Concilium und Behauptung seiner Rechte verdient ehrenvolle Erwähnung. Man wird am Schlusse dieses Bandes die Nachrichten über die *Acta Concilii* und die vor etwa 100 Jahren von Preussen, Österreich, endlich Frankreich mit dem Rath von Basel gepflogenen Unterhandlungen wegen Abschrift derselben mit Vergnügen lesen. Die Entwendung eines Bandes dieser Acten im J. 1719 machte grosses Aufsehen, man glaubte die reformirte Religion gefährdet; eines Abends fand man denselben vor die Thüre des Rathsschreibers gelegt. Der Vf. hat Acten gebraucht, die bis dahin unbenutzt waren. S. 491 das „*soll*“ bey Erwähnung eines Buches, das sich auf der Bibliothek zu Basel befindet, ist uns unerklärlich. — In diesen Zeitraum fällt auch der Zug des französischen Dauphins gegen die Schweizer und die denkwürdige Schlacht von St. Jacob, über welche der Vf., was er in Urkunden und Handschriften auftreiben konnte, mittheilt. Basels Schreiben an den Dauphin war *Müllern* nicht bekannt. — Einige andere Bemerkungen: der den Beginen (ihrer waren im J. 1329 — 1500 in Basel) gegebene Spitzname Kabisköpfe — auch in anderen Schweizerchroniken vorkommend — ist von Kapuze herzuleiten; noch wird in Schweizerstädten eine Kopfbedeckung der Bürgersweiber Beginen genannt. Die beste Bezahlung in jener Zeit scheint der Büchsenmeister gezogen zu haben. Während 60 Jahre später ein Professor der Theologie an der hohen Schule jährlich 80 erhielt, gab man *Jenem* im Anfange des 15 Jahrhunderts jährlich „65 rhein. Gulden, 10 Viertel Korn, ein halbes Fuder Wein, 8 Ellen Tuch, als man den vier Rathsknechten gibt, mit Pelz gefüttert — Wenn er in der Stadt dem Büchsenzeug Rath thut und daran werket (arbeitet), so viel zum Taglohn, als der Stadtwerkmeister bekommt, wenn er für die Stadt werket; freye Wohnung, das Bürgerrecht.“ S. 38. In der Anmerkung S. 132 vermuthen wir einen Irrthum; unmöglich konnte der Zoll auf jedes Vardel zwey *Liv. turn.* betragen. (Vgl. die Zollregister V, 101. 103, und das von Rotenburg in *Balthasars* Denkwürdigkeiten von Luzern.) *Thurnuss* muss eine kleinere Münze seyn. Sollte S. 78 nicht statt *Thun Thann* stehen? Polizey- und Justiz-Beamte werden sich die bey Anlass der Zigeuner gemachte Eintheilung in 24 Arten verschiedener Betrüger und ihr eigenthümliches Rothwälsch (ausführlicher in *Brukners* Merkwürdigkeiten) merken; fänden sich etwa in „*Falkenbergs* Versuch einer Darstellung der verschiedenen Classen von Räubern, Dieben u. s. w. Berlin, 1816“ noch Spuren aus jener Zeit. Warum schreibt der Vf. immer Senis für Siena und Gostniz für Constanz? Im J. 1433 kam Kaiser Sigismund zu Wasser in Basel an; „da er aus dem Schiff treten sollte, hatte er keine Schuhe anzulegen, und bat die Räthe, ihm zwey Schuhe zu bringen, legte einen an, und ging eines Wegs in das Münster.“ S. 257. Der in der Beschreibung des Todtentanzes S. 283 not. 1 dem Vf. unverständliche *Kiebepfeifer* sollte heissen *Kilbepfeifer* — Spielmann bey einer Kirchweih. Burgo

S. 359 ist wirklich Burkhard. Des Dauphins Ansprüche an Basel und an das Elsafs zeigen die späteren Reunionskammern und die neueren Einverleibungen schon *in nuce*. Die S. 407 Not. 3 angeführten Stellen sind nicht aus Kirchenliedern, sondern aus der h. Schrift selbst. Wie kann dem Vf. der Satz S. 511 unverständlich seyn? Der Kaiser feyerte den Belehnungsact. Was ist S. 570 Bündten? Unter den Polizeygesetzen zur Zeit des Conciliums war auch eines wider das Gallopiren der bischöflichen Diener durch die Strafsen der Stadt. S. 607. Das S. 608 unrecht geschriebene Riſſion (statt Riffion — Hurenwirthschaft — ein damals allgemein übliches Wort) hat den Vf. zu einer falschen Auslegung verleitet.

Im zweyten Band, die Ereignisse von 1448—1501 erzählend, ragen über Alles drey Hauptbegebenheiten hervor: Die Stiftung der hohen Schule; die Burgundischen Zeiten; der Schwabenkrieg und die daraus erfolgte Aufnahme Basels in den eidgenossischen Bund. — Der Vf. läfst uns Anfangs im Dunkeln, von Wem der Gedanke, eine hohe Schule zu stiften, ausgegangen sey; er meint (S. 70), das Triebrad dieser Stiftung sey der damalige Bischof Johann von Venningen gewesen, der durch die ihm übertragene Kanzlerstelle und die Privilegien der Akademie sich in der Stadt eine kleine besondere Republik habe verschaffen wollen. Aus den angeführten Bullen erhellet aber, dafs der Rath sich im Jahr 1459 an den Papst Pius II. (Äneas Sylvius) wendete, der Wissenschaft liebte und der Stadt von der Zeit der Kirchenversammlung — wo er während der Pest schon die letzte Ölung empfangen hatte — wohlwollend zugethan war. Die Freunde dieser Unternehmung berechneten den Gewinn durch den vermehrten Geldumlauf (jeder Student mufste jährlich wenigstens 20 Gulden verzehren, also 1,000 Personen 20,000 fl.), die Erleichterung für die an Leuten und Vermögen heruntergekommene Stadt, den Schaden, wenn in dem benachbarten Freyburg eine hohe Schule sollte eröffnet werden. Man kann freylich eher solche Speculationen, als höhere Beweggründe erwarten von Leuten, welche Äneas Sylvius schilderte: *Scientias non affectant, neque peritiam gentilium litterarum, ut nec Ciceronem, nec alium quemvis Oratorem nominari audiverint.* Fand doch Petrarca ein Jahrhundert früher in Lüttich nur mit Mühe Dinte, um zwey Reden des Ciceros abschreiben zu können. Die Gegner besorgten Untreue in Kriegszeiten; meinten die Unkosten der Errichtung seyen gewifs, der Gewinn ungewifs, leicht möchten Ruhe und Sicherheit gestört werden, wenn etwa eines Fürsten, Grafen oder Herrn Sohn oder Freund beleidigt würde. Die Besorgnifs, dafs man auch kaiserlicher Bestätigung bedürfte, „welches (S. 60) nach dem Wesen und Regiment der kaiserlichen Kanzley grofs Gut kosten werde," ward niedergeschlagen durch die Bemerkung: „die päpstliche Gewalt, Schulen zu stiften und zu geben, die so alt ist, als Niemand es fürdenken mag, sey über die kaiserliche Gewalt." Nach mancherley Rathschlagung „uff und abe" siegte endlich die gute Sache, und es wurde beschlossen, von der päpstlichen Begünstigung Gebrauch zu machen. Die jährlichen Besoldungen wurden also ausgesetzt: dem Gottesgelahrten 80 fl., den 3 Juristen für deren Anstellung 80 fl., dann dem ersten für seine Besoldung 50 fl., dem 2ten 60 fl. den 3ten auch 60 fl. nebst den Accidenzien; dem Arzt 60 fl., den 6 Lehrern der freyen Künste, jedem 30 fl. und dem Pedelle 20 fl. zu seinen Accidenzien." In Allem 590 fl., wozu der Papst Pfründen mehrerer benachbarter Stifter anwies. Nach der feyerlichen Einsegnung der Universität liefs der Rath die Freyheiten derselben (zugleich die Polizeyordnung) verlesen, zu deren Handhabung er sich eidlich verpflichtete. Mit freundlicher Liebe wurde das neue Pflegkind besorgt; grofse Privilegien wurden allen akademischen Bürgern ertheilt, Juden und Würfelspiel verboten, aber auch, dafs die öffentliche Sicherheit der Stadt (damals die höchste und allgemeinste Fürsorge) nicht gefährdet und durch zügellosen Muthwillen die bürgerliche Ordnung und die Ruhe nicht gestört werde, fleifsig beachtet. Die Freyheiten der hohen Schule, zu welchen gehörte, dafs die Studenten bey der Wahl des Rectors mitstimmten, mufsten selbst von Todtengräbern, Nachrichter, Nunnenmachern (Schweinverschneidern) beschworen werden, ja sogar fremde Flüchtlinge wurden (S. 179) vereidet, „der Schule Freyheiten zu halten." Die Errichtung der Universität kostete die Stadt 2847 Pf. 12 ß. 2 d., wovon 399 Pf. für die päpstlichen Bullen ausgegeben wurden. Vieles wurde in den folgenden Jahren verwendet. Schon in den ersten 6 Monaten zählte sie über 100 Angehörige. Aber sie verfiel bald, und schon im Jahr 1494 (V. 238) sollte man zu einer Reform schreiten, damit sie in gutes Wesen gebracht werde." Man dachte aber erst 1501 daran, und setzte eine Commission nieder, die 1503 ein (V. 240 ff. lesenswerthes) Gutachten übergab, worin — Salomo spricht: es geschieht nichts Neues unter der Sonne — auffallende Kleidung und Messertragen verboten wurde. — Der Rheinfelder Krieg war der letzte, welchen Basel mit dem benachbarten Adel unmittelbar führte: das Übergewicht einer mächtigen Landesherrschaft werde immer grölser, Freyherren und Städte geriethen je mehr und mehr in Abhängigkeit. Das Bemühen, den mächtigen und länderfüchtigen Karl den Kühnen aus der Nachbarschaft zu entfernen, beweist, dafs die Basler den Zug der Zeit bald erkannt hatten; ohne die eidgenossischen Siege wäre es ihnen aber unmöglich gewesen, sich lange gegen seine Macht zu halten. Was aus den burgundischen Kriegen die gesammte Schweiz betrifft, ist hier mit Recht übergangen, dafür Manches mitgetheilt, was Basel besonders angeht. Kurz und klar spricht der Vf. S. 340 über die nächsten Folgen der burgundischen Kriege. Den härtesten Stand hatte B. zu bestehen während des Schwabenkrieges, und es bedurfte der umsichtigsten Sorgfalt, das schwankende Schiff durch die tobenden Fluthen wohlbehalten durchzulenken; nur temporisiren — dem Drang entweichen und die Gelegenheit ergreifen, was man nicht in der Stube und aus Theorien lernt, konnte B., wie so manches gemeine Wesen jener Zeit, durch drohende Gefahren

zum Vollgenuss der Freyheit bringen. Als der Schwabenkrieg ausbrach, suchten beide Parteyen sich B's zu versichern. Die Eidgenossen baten als Verbündete um getreues Aufsehen, der König, als Oberlandesherr, foderte Hülfe und freyen Durchzug. Diesem schrieb man S. 502: „Wir werden nicht zu Felde ziehen, weil wir lieber vermitteln," und an die Eidgenossen: „machet bald Friede, so brauchet ihr unser getreues Aufsehen nicht." Der Reichskrieg wurde verkündet; der niedere Verein, dessen Glied B. war, hielt öftere Zusammenkünfte; von den österreichischen Feldherren, und vom König Maximilian selbst gemahnt, neigte derselbe auf Österreichs Seite und entschloss sich, auf dem Tage zu Kolmar dem König zu Hülfe zu ziehen. Basel nahm keinen Theil, konnte aber dabey dem Nachbar von Solothurn nicht wohl trauen; österreichisch Gesinnte sasen im Rath, die Bürgerschaft theilte sich, die Metzger waren *für*, die Bäcker *gegen* die Eidgenossen (S. 604), von der Landschaft der grössere Theil schweizerisch; selbst Beamtete machten Vorwürfe, warum man zögere, sich zu erklären; die Verlegenheit war misslicher, als der Krieg, an dem Ausgange des Treffens im Bruderholze hing Basels Schicksal. Es erklärte sich neutral und musste Schmach und Vorwürfe von beiden Theilen dulden, doch wollte keiner durch gewaltsame Maassregeln die Stadt auf Seite des Feindes drängen. Je mehr sich der Kriegsschauplatz in Basels Nähe zog, desto bedenklicher ward natürlich die Lage. Österreich bot schützende Besatzung und zog mit aller Macht bis auf eine Stunde heran, die Eidgenossen foderten bis zum 26 April eine bestimmte Erklärung und lagerten sich in Dörfern des baselschen Gebietes, und die Solothurner bewährten durch Verläumdungen den früher gefassten Groll. Der Rath beflies sich immerfort freundlicher Reden gegen beide Parteyen, suchte sie zu begütigen, einen Entschluss zu meiden. Er klagte vor österr. Richtern über die Bedrückungen durch die Kriegsvölker, und liess die Stimmung der Gemeinde für die Eidgenossen durchblicken; bey diesen beschwerte er sich ebenfalls, und erregte die Vermuthung, die Bürger möchten für Österreich geneigter seyn; eigentlich aber wünschten diese grösstentheils den Eidgenossen den Sieg (S. 625); daher auch das Gerücht, Basler hätten beiden Theilen geholfen. Die Warnung S. 652 konnte kaum von Basel kommen, und in Betreff des Rathsausschusses hält es Rec. mit dem Verfasser des Schweizermuseums. Doch wurden nach der Schlacht bey Dornach beide Bürgermeister wegen entdeckten Einverständnisses mit den Österreichern abgesetzt. Warum die in der Schlacht vor Dornach Gefallenen so lange (5 Tage im Julius!) unbeerdigt blieben, erhellet erst aus dem Schreiben S. 647. Nach dem Ausgange der Schlacht lagen noch beide Theile mit ihrem Interesse der Stadt an. Basel hielt so lange zum Reich, bis die Unfugen der kaiserl. Kriegsvölker schnöder und häufiger wurden, und die Regierung keine Hülfe gewährte. In der Friedensunterhandlung der Eidgenossen und Österreichs wusste der Rath noch immer Stellung zwischen beiden Theilen zu behaupten, und sich seiner „subtilen Vernunft" und „vernünftigen Subtilität" zu rühmen. Nach hergestelltem Frieden war Österreich noch weniger geneigt, die vielen Beschwerden über Bedrängnisse abzustellen. Sie gingen ins Unglaubliche, wie das Beyspiel S. 720 zeigt. Daher herrschten in Basel bis zu seiner Aufnahme in den Schweizerbund allerley Unruhen; im Inneren und von Aussen war die Gefahr so gross, dass sich Niemand sicher aus den Mauern wagen durfte. Dadurch reifte der Entschluss, in den eidgenossischen Bund zu treten, worüber 1501 Unterhandlungen angeknüpft wurden, während deren man S. 749 alle auswärtigen Tage, Zusammenkünfte und Geschäfte von der Hand wies oder ausstellte. (Auffallend ist es, dass die Tagsatzungsabschiede von diesem Jahr im Baselschen Protocoll weggerissen sind.) Nach der Bundesbeschwörung hoben die eidgenossischen Gesandten das erste Kind aus der Taufe, welches nach beendigter Feyerlichkeit das Licht erblickte. Es hiess Hieronymus Frobenius. Man trug es, als den erstgeborenen Eidgenoss von Basel, mit Trommeln und Pfeifen zur Taufe. S. 757. Wo unter Eidgenossen ein rechter Sinn obwaltete, wäre die Anmerkung S. 779 überflüssig. Mit der Aufnahme in den eidgenossischen Bund wurde die Gewalt des Bischofs über die Stadt völlig beschränkt, weil zugleich in dem Bunde die Garantie gegen unbillige Anmasungen desselben lag. Denn *das* thut sich neben der Verwahrung der Unabhängigkeit von Aussen als stete Tendenz des baselschen Freystaates in dieser Zeit dar: sich von allem Einfluss des Bischofs und des Capitels so viel als möglich los zu machen; daher der öftere Conflict zwischen bischöflichen und städtischen Rechtsamen (S. 52), der Entschluss, bey Streitigkeiten sich in keine gütliche Verhandlung mehr einzulassen (S. 407), und die Veränderung der Anrede aus „unserem gnädigen Herrn" in „dem hochwürdigen Fürsten und Herrn von Basel." Im J. 1521 erschien die merkwürdige Regimentsordnung (V, 347), deren erster Artikel festsetzte, dass keiner vom weltlichen Stande hinfüro die Pflichten beschwören oder leisten solle, die man bisher jährlich gegen den Bischof und das Capitel auf den Tag der Rathsbesetzung beschwor, und ein anderer: „dass weder in den Churen, noch auf dem Petersplatz, noch auf den Zünften des Bischofs von Basel noch seines Stiftes ganz mizit gedacht werde, in teure Weise."

Der Kieferknecht S. 189 war eigentlich ein Müllerknecht. S. 51 hätte Nicolaus V als Papst sollen genannt werden. Dass Finanzkünsteley auch jener Zeit nicht fremd war, beweist die Errichtung einer Lotterie, an welcher Theil nehmen „Obenthuren" (*courir l'avanture*) hiess. S. 240 sollte man meinen, der Herzog von Burgund hätte mit der Gräfin von Thengen Hochzeit gefeyert; es war Hagenbach. „Unterstanden" Not. 2 S. 241 ist falsch erklärt: es heisst nicht versuchen, sondern sich beygehen lassen. Was ist S. 575 argulisten Observanz? Der Bischof Angelus von Suessa sprach den Bann über die Stadt am 6 Jan. 1483 aus, nach der Disputation vom 18 Dec. 1482; natürlicher! Über Crainas Tod können durch *Ochs*, *Müller* und *Stumpf* die Sagen vereinigt werden.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

GESCHICHTE.

Basel, in der Schweighäuser'schen Buchhandl.: *Geschichte der Stadt und Landschaft Basel*, von *Peter Ochs* u. s. w. III — V Band.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Abweichung der Schriftsteller in der Zeitbestimmung des französischen Bündnisses (1499) kommt vielleicht daher, weil schon im Februar die ersten Anträge gemacht worden. Sollte *Appellatio de male informato — ad melius informandum* — nicht eine damals allgemein übliche Protestationsformel gewesen seyn? Woher weiss der Vf. die Verbrennung des Städtchens Neukirch? *Gluz* u. A. kennen nur seine Einnahme. Das kaiserl. Mandat S. 575 ist zum Theil schon abgedruckt im Schweizerischen Museum 1783, aber an beiden Orten nicht vollständig. Sinnbezeichnender, als kein Sprachreiniger es im Stande wäre, übersetzen die eidgenossischen Hauptleute das im Staatsrecht der Eidgenossenschaft eine so grosse Rolle spielende *ad referendum* — ein Hintersichbringen. S. 712 weiss der Vf. genau alle Schliche des Macchiavellismus aufzuzählen. Der Ausdruck S. 739 Not. 1 scheint uns gar nicht zweydeutig. S. 802 sollte statt Wuhe und Waide stehen Wunn u. W., das ist die actenmäfsige Benennung. Rec. hat (in dem sonst fehlerfrey gedruckten Buche) manche verunstaltete Eigennamen bemerkt. S. 213 Not. Hundorf f. Heudorf; 590 Oelberg f. Olsberg; 484 Halsberg f. Heilsberg; 485 Sengen f. Singen; 486 Wichs f. Wiechs; 487 Tüngen f. Tniengen; 566 Asmaz f. Azmoos; Valduz f. Vaduz; 567 Mennebach f. Mannebach; Blumfelden f. Blumenfeld.

Der fünfte Band enthält bis S. 209 über Verfassung, Gesetze, Kriegswesen, Gewerbe, Sitten viel Merkwürdiges, noch zu der im vorigen Bande abgehandelten Periode gehörend, und zur Charakteristik jener Zeit und des darin wirkenden Geschlechtes beytragend. — Der Stadtschreiber musste das geheime Siegel allezeit bey sich auf dem Leibe tragen; vielleicht war das auch Satzung anderer Städte: denn der von St. Gallen flüchtige Stadtschreiber Varnbühler warf das Siegel seiner Stadt auf der Überfahrt in den Bodensee. In der Gesetzgebung gewannen richtigere Grundsätze die Oberhand (z. B. S. 874 u. a. a. O.). Manche jetzt noch bestehende Gerichtsstelle hat ihren Ursprung in dieser Zeit; weit älter ist der noch immer in Basel merkwürdige Bannritt; das Sacrament wurde ehedem dabey vorgetragen. Die Alten wussten besser, als wir, die Religion mit allen Handlungen des öffentlichen Lebens in Verbindung zu setzen! Das Koblinberger Gericht mit seinen Freyheiten, Rechten und Formen ist eine der vielen Eigenthümlichkeiten des Mittelalters, das sich in Sinnbildern, phantastischen Gestalten und einem reichen Wechsel der Erscheinungen des Lebens gefiel. „Es sassen in jenem Gericht (S. 76) sieben, der Älteste unter ihnen auf dem mittleren Stuhle allein als Richter, die sechs anderen als Beysitzer auf zwey Stühlen neben dem Richter, drey auf jeder Seite. Der Richter hatte einen Staab in der Hand und den rechten Fuss und das Bein bis unter dem Knie entblösst in einem neuen Zuber (jeden Gerichtstag musste ein neuer Zuber angeschafft werden) mit Wasser. Die Beysitzer sassen mit entblösstem rechten Schenkel." — Die Polizey, in so weit sie zur Sicherung der Ordnung und des Eigenthums gehört, mag immer (Beyspiele sind oben schon angeführt) so gut gewesen seyn, als in unseren Tagen; an Rede- und Gedanken-Spionerey und das Thun und Lassen eines Jeden zu controlliren, konnte damals noch nicht gedacht werden. Das Kriegswesen foderte die meiste Aufmerksamkeit städtischer Vorsteher. (In Hamburg ward um jene Zeit verordnet, dass Keiner ohne Schein des Drillmeisters sollte zum Bürger aufgenommen werden.) Die Erklärung S. 88 der Armbrust passte allenfalls in einen *Orbis pictus*, aber nicht hieher. Der Gebrauch, Hosen als Preis der besten Schüsse zu geben, hat sich in der Schweiz hie und da bis in die neueren Zeiten erhalten, und als Geld an die Stelle der Hosen trat, blieb doch die alte Benennung. Wenn der Thürmer eines Stadtthores einen Reiter erblickte, der gegen die Stadt zuritt, musste er eine Glocke anschlagen — man wollte gegen Überfälle unausgesetzt auf der Hut seyn; solches ist in kleinen Städten lange fortgeübt worden, ohne dass nur eine Kenntniss der Ursache geblieben wäre. Die Zolltariffe (S. 100) lehren die Gegenstände des damaligen Verkehrs; der höchste Zoll lag auf den Juden: „ein lebendiger Jude zahlte 5 Schilling und 3 Würfel, ein todter zweymal so viel;" — „ein Hymelrich (wir haben in unserer Jugend den Tempel Salomonis in solcher Art gesehen), oder

sonst fremde Wunder (noch nennt das Volk jede zur Schau herumgetragene Natur- oder Kunst-Seltenheit ein *Wunderspiel*) 6 Du. Handwerk und Handelschaft durfte Niemand zugleich treiben; möglichste Vertheilung des Gewerbes ist noch jetzt die Grundlage, auf welcher ein grosser Theil des städtischen Zunftwesens kleiner oder mittlerer Ortschaften beruht. Seit 1464 wurde die Papierfabrication, später der Buchhandel (S. 762), ein beträchtlicher Artikel des Verkehrs; von 1473 wurden viele fremde Buchdrucker und Buchbinder zu Bürgern angenommen, und Erste durch Gesetze besonders begünstigt (393). Der Pariser Rector, oder eigentlich Prior der Sorbonne, *Jean la Pierre*, ist bekannter unter dem Namen *Joh. a Lapide* — oder *Joh. Steinlin de Lapide*. Die harte Kritik über Herzogs *Athenae Rauricae* fällt auf. Wir sehen nach Errichtung der baselschen Hochschule mehrere Domherren als Professoren verschiedener Wissenschaften, was Rec. denen zu lieb bemerkt, welche den geistlichen Stand in jener Zeit nicht unwissend genug schildern zu können meinen. Im J. 1494 nahm der Rath den bekannten Sebastian Brand zum Professor an, mit dem Auftrag, *in Poesi* zu lesen. Die Erklärung von *Burse* S. 159 ist nicht vollkommen richtig. Bey den freyen Sitten der Zeit war für Findlinge wahrscheinlich besser gesorgt, als heutzutage. Der Umstand, dass im 15 Jahrh. eine Glocke getauft wurde, kann ihr keine besondere Berühmtheit geben, weil das allgemeiner Gebrauch jener Zeit war. Die S. 212 angeführten Naturereignisse lassen fast grössere Wärme und Fruchtbarkeit vermuthen, als jetzt. „Im J. 1484 wurde neuer roher Baselwein um Gottes und guter Gesellen willen durch die Stadt ausgerufen."

Die XIII Periode von 1501 — 1521 ist an Ereignissen, die Basel insbesondere angehen, eben nicht reich, so sehr sie es für die Schweiz insgemein war, wegen der italiänischen Feldzüge. Die gänzliche Befreyung von der letzten Spur der bischöflichen Gewalt und der Sieg der Bürgerschaft über den Adel sind die Hauptresultate derselben. Ohne diesen letzten wäre Basel weder zum Frieden gekommen, noch geworden, was es jetzt ist. Der Sinn des Adels gegen den Bürgerstand war immer der gleiche, nur durch den Zeitgeist modificirt. — Der Gesandte Basels an die wegen des Zuges gegen Bellenz gehaltene Tagsatzung hatte den Auftrag, den drey Orten zu sagen: „ihre Sache sey unsre Sache und unsre Sache ihre Sache." Hätte man in der Eidgenossenschaft immer nach diesem Grundsatz gehandelt: so wäre in neuerer und neuester Zeit Manches anders gegangen. Das Gemälde S. 275 ist so besonders merkwürdig nicht: es war ein lustiger Muthwille, den keine Censur lähmte, in jener Zeit nicht selten, wie z. B. in dem Basrelief über der Hauptkirche zu Bern. Frankreich erscheint in alter Zeit, wie in neuer, nie ängstlich in der Wahl seiner Mittel, so dass auf Tagsatzungen geklagt wurde, „dass der König von Frankreich ab allen Tagen aber unseren Handlungen Bericht und Wissen habe in gar kurzer Zeit." Er gab (S. 364) Jedem vom kleinen Rath zu Basel jährlich 15 Kronen, Jedem vom grossen Rath 6 Kronen, die, welche die Tagsatzungen besuchten, erhielten heimlich noch mehr." Diese schnöde Feilheit scheint aber dem Volk gar nicht angenehm gewesen zu seyn, S. 411, doch gewann sie dem König Kriegsknechte, und obrigkeitliche Personen in fremdem Sold konnten wohl wider das Reislaufen Gesetze erlassen, nicht aber handhaben, wie denn dieselben öfters erneuert, immer aber umgangen wurden. „Es kamen uns, sagt eine gleichzeitige Chronik bey Erwähnung der Schlacht von Pavia, viele gute Bürger um, die durch das böse Geld verführt wurden. Gott verzeihe ihnen allen!" Gern wird man S. 327 ff. lesen, wie die Schweizerkantone über Karls V Bewerbung um die Kaiserkrone sich geäussert; sie waren nicht für Frankreich, scheinen auch Franz I von seinem Begehren abgemahnt zu haben, der übrigens in seiner Antwort an die Eidgenossen die wahren Ansichten von dem Kaiserthume und seiner Bedeutung äusserte. Wie doch vornehme Weisheit das Einfachste missdeuten kann! Die Inschrift S. 401 deutet auf den Lehr-, Wehr- und Nahr-Stand.

Die XIV Periode handelt die Reformation ab. So unbefangen, unparteyisch und rücksichtslos haben noch wenige Schriftsteller über diesen grossen Umschwung geschrieben und geurtheilt. Ohne Hass und ohne Vorliebe bringt der Vf. Missgriffe, Fehler, Inconsequenzen und Härten beider Parteyen zur Sprache, gleich als gehörte er keiner. „Es ist ein blinder und kurzsichtiger Eifer, sagt er S. 527, der die Katholiken glauben machen will, als wenn Alle die, so die Reformation annahmen, es aus reinen Trieben und aus erklärter Überzeugung thaten. Es geschah bey der Reformation, wie bey den politischen Revolutionen: Mancher suchte im Trüben sein Hauswesen zu verbessern." Schon mehrere Jahre zuvor (S. 357) hatte ein unruhiger Kopf, Wilhelm Roblin, den vergeblichen Versuch einer Reformation gemacht; es war Oecolampadius vorbehalten, der, einer alten Handschrift zufolge, dieselbe erst dann anfing, als er unter den Bürgern Neigung dafür merkte. Das Bestreben, den Einfluss des Bischofs völlig zu vernichten, verschaffte derselben leichteren Eingang. Indess bey vorgenommenen Veränderungen einerseits ausgestreut wurde, sie geschähen mit Bewilligung des Papstes und des Kaisers (574), erzähte man andererseits aller Orten den Ausspruch Karls V: „Gefallen lasse er sich manche Abänderung, nur nicht an der Messe, die Messe sey sein Herz" (589 not.). Der Fortgang der Reformation scheint Anfangs viel davon abgehangen zu haben, wer Bürgermeister war. Missverstandener Ultraliberalismus brachte auch im Kanton Basel die Bauern in Harnisch; indess die Regierung nach dem geistlichen Gut trachtete (aus S. 575 not. lässt sich schliessen, dass viele Klostergüter zu Staatszwecken verwendet wurden), wollten auch jene ihren Gewinn haben in Vernichtung dessen, was *ihnen* lästig schien; überhaupt sollte man es dem gemeinen Manne nicht allzuhoch anrechnen, wenn er in Zeiten der Gährung denen nachtritt, die er immer vorangehen zu sehen gewohnt war, dann aber aus Unbehülflichkeit etwa einen Misstritt thut. Aber in der Erleichterungsurkunde für die Ämter finden wir vor Allem die ferner zu entrichtenden Abgaben sorgfältigst ausbedungen, und

später in der Ordnung des baselschen Kirchenwesens schweren Bann ausgesprochen über diejenigen, welche sich freventlich weigern würden, Zehenten, Zinse und Zölle zu geben. Das Urtheil des Vfs. über die Vorkehrungen gegen die Wiedertäufer ist nach Rec. Ermessen gerecht und wahr. In der Übergangsperiode vom alten zum neuen Glauben zeigt sich ein seltsames Gewirre, ein lustiger Widerspruch zwischen dem Haschen nach Neuem und der Unmöglichkeit, von Ideen, die bisher tief ins Leben geflochten waren, sich los zu winden; indess man schon Vieles geändert, Festtage abgeschafft, am Charfreytage geläutet, Kelche, Monstranzen und Kirchenzierden zu obrigkeitlichen Handen gezogen hatte, schwur man noch im J. 1527 bey den Heiligen, hielt die Fasten, und es ward selbst später durch die Ordnung des Gottesdienstes Strafe an Leib, Leben und Gut gesetzt gegen Alle, „welche die ewige, reine, auserwählte Königin, die gebenedeyte Jungfrau Mariam, oder andere geliebte Gottesheiligen verachten, schänden oder schmähen.“ Wie aber immer die Menschen Gott zu ihrem Parteygänger machen wollen, legten beide Theile Donner und furchtbaren Hagel, Erdbeben und andere Unglücksfälle als Zeichen des göttlichen Zorns über Abfall oder über Verstockung aus. Klosterleuten, die austraten und sich verehlichten, ward das Bürgerrecht zu erwerben und ein Gewerbe zu treiben verboten; *Jenes*, sagte der Rath, sey etwas *Unerhörtes* (und hatten sich doch schon 1524 mit seiner Genehmigung Nonnen verheirathet, und fanden die Reformatoren das päpstliche Eheverbot unevangelisch, ja satanisch!), und bey diesem sey zu besorgen, „dass die Bürger und Bürgersöhne an ihren Handwerken und Nahrung hinterstellig gemacht, die Fremden also sie vertreiben würden“ 580. „Man wollte, sagt unser freymüthiger Vf., zwar das Vermögen der Klöster, man wollte aber nicht die Klosterleute zu nützlichen Berufen gelangen lassen“ (579). Schade, dass es nicht bey der Erkenntniss vom J. 1527 blieb: „dass männiglich der Religion halber frey seyn solle; ein Jeder das glauben, wessen er in seinem Gewissen überzeugt seye“ (592). Die Bürgerschaft, für die Neuerung mehr gestimmt, als der Rath, überwältigte diesen, und die 600 Katholiken (S. 627) mussten gegen 2500 den Kürzeren ziehen. „Sie sprachen von Gewissensfreyheit und verfolgten die älteren Besitzer ihrer Kirchen“ (613). „Wie überhaupt viel Menschliches von beiden Seiten unterlief, mag S. 619 not. zeigen. Als am Ende der Rath zu lange zauderte, setzte das Volk seinen Willen mit gewaffneter Hand durch. Sofort der Rath erstürmt war, gings hinter die Bilder, wenn sie nicht (650) zu hoch standen. Der Maler Herbster nahm sich die Worte: „Du sollt dir kein Bildniss machen,“ so zu Herzen, dass er seinen Pinsel niederlegte, und fortan mit seinen Töchtern seinem Sohne und Bruder zur Last fiel. Am Tage nach dem ersten Sturm zogen 400 Mann, der Henker (!) voran, in das Münster, zerschlugen alle „noch übrigbleibende (übriggebliebenen) Bilder, Gemälde und Altäre; trugen Alles zur Kirche hinaus auf die Pfalz, und machten bey fünf Feuer und verbrannten Alles da“ (65?). Oecolampadius meldete in einem jubelnden Briefe d[ie]sen Vorgang. „Die Abschaffung, sagt unser Vf. S. 6?0, der Bilder und der Messe wurde auch auf der Landschaft befohlen, und die Unterthanen wurden alle Reformirte, weil ein Theil der Bürgerschaft der Hauptstadt es nun so haben wollte; gleichwie einige Jahre vorher sie Alle Messe anhören mussten, weil es damals einem Theil des Raths also gefiel.“ Die Kleinbasler, der Neuerung weit abgeneigter, verbargen ihre Bilder auf die Bühnen der Kirchen, aber ein Haufe Grossbasler rannte in heiligem Eifer über die Brücke, und nöthigte sie, dieselben zu verbrennen. Die Anhänger der alten Lehre verloren das Bürger- und Aufenthalts-Recht. Welchen von Beiden lernt man aus Oecolampads Urtheil über Glarean S. 665 besser kennen? Der Vf. fragt am Schluss: „Woher kommt es, dass die Reformatoren nie wider die Leibeigenschaft geeifert haben? Woher kommt es, dass die Reformatoren uns nicht wider die Folter den gerechtesten Abscheu eingeflösst haben?

Einungen S. 21 sind nicht Bünde, sondern Geldbussen (als Wiedervereinigung mit dem Gesetz) worauf schon die Zusammenstellung dieses Wortes mit Finanzgegenständen gedeutet hätte. Sollte S. 28 nicht stehen statt Revolutionsrath, Reformationsrath, eine in mehreren Schweizerstädten bekannte Benennung. Im J. 1524 wurde zu Basel die Censur für die Presse eingeführt; der Rath verordnete S. 467: „Die Buchdrucker sollen nichts drucken lassen, oder selber drucken, weder latein, hebräisch, griechisch noch deutsch, es sey denn zuvor durch die Herren besichtigt und zugelassen worden, welche je zu Zeiten durch einen ehrsamen Rath dazu verordnet worden. Was ihnen von denselben zu drucken vergünstigt wird, dazu sollen sie ihren Namen drucken.“ — Wünschenswerth wäre die Bekanntmachung der oft angeführten Chronik des Karthäusers, welche vornehmlich über die Reformation viel Licht verbreitet. — Die Erklärung über das Wort Leutpriester S. 698 ist falsch.

Am Schluss dieser Recension über ein Geschichtswerk, welches das letzte Jahrhundert des Mittelalters umfasst, stellt Rec. noch einige Züge zusammen, als Beytrag zu einer Charakteristik dieser Zeit. Die Blüthe des Mittelalters hatte schon lange angefangen zu welken, und der Geist, welcher dieselbe getrieben, war gewichen, und machte unreineren Elementen Platz, wie dieses bey der Neige eines grossen Zeitabschnittes gewöhnlich ist. Darum muss man behutsam seyn, und ein den Zeiten des Verfalles entnommenes Urtheil nicht auf den ganzen Zeitraum anwenden wollen. Wie jedes Volk, so hat jedes Zeitalter seine eigenthümlichen Tugenden und Laster, und nicht nach der *Art*, sondern nach dem *Verhältnisse* beider sind sie zu schätzen. Zuerst die Lichtseite, aber kurz, weil Jahrbücher weniger gewohnt sind, die stillen Tugenden eines Zeitalters, einer Bürgerschaft oder von Individuen aufzuzeichnen, als was durch Gewalt und Unrecht die Ordnung stört und zu Ereignissen Anlass giebt. Da sehen wir die Men-

schen noch in Liebe oder Hass, in Freundschaft oder Hader, offen, schnell, keck, beharrlich, in den Künsten schmeichelnder List oder tückischer Verstellung weniger bewandert, als vielleicht heutzutage. Die Bürgerschaften waren tapfere, ehrenwerthe Genossenschaften, rührig, bieder, fromm, wohlgeordnet in ihrem Inneren, ihrem höchsten Bestreben, Bewahrung und Erweiterung wohlerworbener Rechte und theuer errungener Selbstständigkeit, festen Schrittes entgegen schreitend; gegen fremden Übermuth und Gewaltthätigkeit entschlossen (IV, 261) und gewappnet. Darum unterzogen sie sich ohne Unwillen Lasten, die man jetzt für unerträglich erklären würde, und opferten dem gemeinen Wesen freudiger Gut und Blut, als in unseren Tagen Einer nur seine müssige Zeit oder seine Talente. Dieses Leben erhielt sich, so lange die Städte nicht abgeschlossene, unzugängliche Vereine waren, sondern dem Talent, dem Muth, geleisteten Diensten (V, 426) offen standen, auch Fremde zu Stellen gelangen konnten (III, 157. V, 415), und das immerwährende Zuströmen neuer Kräfte unveralteten Sinn bewahrte. In der Gesetzgebung vertrat eine praktische Tüchtigkeit und Erfahrung die Stelle von speculativen Theorieen und sogenannten Principien, und sie wusste Selbstständigkeit, Rechte und Freyheiten trefflich zu schützen. Diese hohe Achtung für Alles, was urkundliches Recht hiess, neben dem wilden Wüthen schrankenloser Willkühr, ist ein hervorstechender Zug im Charakter des Mittelalters. In den Verbindungen der Städte zu Freud und Leid, zu Schutz und Trutz — eine Folge des Faustrechts — waltete ein schöner Geist, der sie wie Palmeninseln der Wüste aus dem Toben des Adels, den Bedrückungen der Landesherrschaft und der Knechtschaft der Bauern hervorheb, und Wissenschaft, Kunst und Verkehr in ihnen gedeihen liess. In ihren gegenseitigen Besuchen, Freudenzügen, Gesellenschiessen, Bewirthungen und Festen, lag eine Lebenslustigkeit, eine Herzlichkeit und ein offenes Wesen, denen unsere Abgeschliffenheit nicht gewachsen wäre. Auf der anderen Seite müssen wir uns den unsicheren, gefahrvollen Zustand der Städte mitten unter ergrimmtem, raubgierigem, herrschsüchtigem, fehdelustigem Adel, dessen höchstes Gesetz sein Wille, dessen immer bereites Werkzeug sein Schwerd war, nicht verhehlen. Er blieb ihr unversöhnlicher Feind; jeder Anlass zum Überfall ward benutzt, dazu waren oft noch die reichsten Städte am erbittertesten gegen einander. Absagebriefe, selbst von gemeinen Leuten, sogar von Räubern und Verwiesenen (III, 52. 121) mussten immer besorgt werden; der Besitzer von Blamont nannte in einem Fehdebriefe unter seinen Helfern auch seinen Hund, und diesen Hund hiess er überdiess Delphin (IV, 16). Daher die Städte allstets kampfgerüstet, mit Fruchtvorräthen, entweder vom Rath (III, 38), oder von den Zünften, nach Massgabe ihrer Bevölkerung (III, 131) angeschafft, immer versehen seyn mussten. Es war bey den öfteren Drohungen oder Erfahrungen von Mord, Brand (III, 12. IV, 14. 164), Verheerungen und Raub, selbst bey fröhlichen Anlässen des Lebens (IV, 164), nothwendig, im Frieden zu wachen (IV, 711), die Ernte mit gewaffneter Hand zu schneiden (IV, 177) und einzusammeln (III, 450), das Vieh durch Reisige zu hüten (IV, 169), und des Rathschreibers Tochter lief selbst zwey Stücken Viehes nach, welche Kriegsknechte ihrem Vater geraubt hatten.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Luzern*, b. Anich: *Schreiben des Herrn Karl Ludwig von Haller*, ehemaligen Mitglieds des souveränen Raths zu Bern, *an seine Familie, worin er ihr seinen Übertritt zu der katholisch-apostolisch-römischen Kirche erklärt.* Aus dem Französischen übersetzt. 1821. 43 S. 8.

Ein öffentliches Actenstück, nicht ein literarisches Erzeugniss, daher weder in Stoff noch in Form Gegenstand einer Beurtheilung, wenigstens nicht dieses Instituts. Wie sich die politischen Tagblätter über *Haller*, den Staatsrechtslehrer, erklärt haben, so werden es die theologischen Monatsschriften mit *Haller*, dem Convertiten, aufnehmen, und wir freuen uns schon zum Voraus auf die umständlichen, gründlichen, nüchternen und — wie es ja der Geist des Protestantismus nicht anders zulässt — liebreichen und schonungsvollen Erörterungen, Zurechtweisungen und Belehrungen über *Hallers* irrige theologische Meinungen und verkehrte Ansichten von beiden Kirchen, die wir nun zu lesen bekommen werden. Dennoch würde es eine Lücke bleiben, wenn wir einer so merkwürdigen Schrift, deren erster Abdruck, zu 10000 Exemplaren, in unglaublicher Kürze vergriffen war, die darauf neu aufgelegt, sogleich in verschiedene Sprachen Europas übersetzt, in Deutschland an verschiedenen Orten gedruckt, nachgedruckt, überall verbreitet worden ist, die, wie seit langen Jahren keine, Liebe und Hass gleich stark aufgeregt, und lauten Tadel, wie ungemessenen Beyfall gefunden hat, nicht wenigstens erwähnen wollten. Übrigens ersieht man aus dem Briefe, wie Anfangs dunkeles Verlangen, dann Umgang, Studien, selbst politische Grundsätze Hn. *v. Haller* allmählich stimmten, so dass der endliche Übergang als Folge eines inneren Bedürfnisses erscheinen musste.

P. T.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

GESCHICHTE.

Basel, in der Schweighäuser'schen Buchhandl.: *Geschichte der Stadt und Landschaft Basel*, von *Peter Ochs* u. s. w. III — V Band.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Bey der Nothwendigkeit, jedem Fremdling, der einen Kriegszug mitgemacht hatte, das Bürgerrecht zu ertheilen, (z. B. an 380 im Lager vor Idstein III, 56. 455, in der Fahrt gegen Blauenstein, Fürstenstein und Neuenstein III, 94, vor Elicourt 124. III, 157. 93, im Zug gegen Ortenstein, von denen aber Jeder, weil die Fahrt nicht vollendet wurde, noch 2 Gulden erlegen musste, vom J. 1478 — 1490 — aus welcher Zeit erst verordnet ward, dass Keiner zwey Bürgerrechte zugleich haben dürfe — 430) schlichen sich oft gefährliches Gesindel, Ächter, öde Buben, Müssiggänger, in die Städte, wurden auch oft absichtlich hineingeschickt, wobey diese, da noch Verbindung des Adels innerhalb der Mauern mit denjenigen ausserhalb derselben hinzukamen, in steter Furcht vor Verrath schwebten (IV, 37). Daher die Bürger allein der Hut ihrer Stadt und allen Zügen gegen Feinde nicht immer gewachsen, und — zumal wenn, wie im J. 1445, dem Stadtbanner 5000 Mann folgten — genöthigt waren, Fremde zu hohem Sold in ihren Dienst zu nehmen (III, 61), Geübtere für lange Zeit (IV, 54), Andere nur für die dringendste Nothdurft. „Es wurde damals ein Todsold, ein Hermannssold, ein Vor- und Nach-Sold bezahlt. Der Todsold wurde zur Ausrüstung, der Hermannssold auf dem Schlachtfeld und der Vor- und Nach-Sold vor und nach der Anwerbung gegeben" (III, 131). Diese Kriege (der gegen Österreich im J. 1409. 1410 kostete 10008 ℔. III, 62), der Erkauf der Herrschaften, der Loskauf von lästigen Rechten, die Römerzüge (der mit Friedrich III kostete Basel 3928 Pf. 7 ß. 3 D. IV, 40, und ein halbes Jahr hindurch 15 Mann zu Pferd und 45 zu Fuss im Felde zu halten, erlegte es später 1950 fl.), die Besuche der Reichsoberhaupte (der von Friedrich III im J. 1473 kostete die Stadt bey 4000 fl. — 50000 nach jetzigem Geldwerth — IV, 222), andere Beschwerungen von der kaiserlichen Kammer (IV, 414) brachten Schulden, deren Zinsen (diese betrugen im J. 1452 11714 Pfund, IV, 140, 1475 10305 Pf., nach jetzigem Geldwerth das Zehnfache, IV, 260 — doch beweist der Zinsfuss zu fünf vom Hundert, und selbst darunter, offenen Credit) durch schwere Auflagen aller Art (III, 10. 12. 151. IV, 33. 40. 300), die mit der grössten Strenge herbeygetrieben wurden (III, 204), sogar durch erzwungene Anleihen (III, 448) gedeckt werden mussten. Der Oberstzunftmeister Andreas Ospernell, damals der reichste Bürger in Basel, zahlte im J. 1452 27 Gulden Vermögensteuer, und besass also, wenn nach dem Massstab IV, 441 eingezogen wurde, grösseren Reichthum, als 40 Jahre später Bürgermeister Waldmann in Zürich, den man für den reichsten Eidgenossen seiner Zeit hielt. Viele, besonders vom Adel, gaben der Steuern wegen ihr Bürgerrecht auf (IV, 41), daher man in der Folge sich genöthigt sah, von Jedem zuvor seinen Theil an den rückständigen Kriegskosten zu fodern (IV, 298). Bey Allem dem gab doch der Rath im J. 1476 das (damals wenigstens!) unerhörte Beyspiel, seine Zahlungen einstellen zu müssen (IV, 313), weil die Auflagen nicht einmal für die verfallenen Zinsen hinreichten. Die Noth der Zeit, deren Geist sonst offenes, unverstelltes Leben war, nöthigte den sogenannten Häling einzuführen („man soll schwören, ewiglich zu hälen — verhehlen — was in Raths Weise geredt oder angerathen wird, und wie reich oder nöthig die Stadt" IV, 105. V, 16, weil leicht dem Feinde Plane verrathen werden, oder beym Bekanntwerden grösseren Reichthums die Kaufspreise für Güter, Herrschaften und Rechte gesteigert werden konnten), und heimlicher mit grösserer Gewalt zu seyn (IV, 177); was aber in einer Zeit Schaden abzuwenden vermag, kann ihn in anderer herbeyführen, und die Machthaber wissen wohl, warum sie sich jetzt so an den Häling klammern. In bürgerlichen Dingen hinderten die durch einander laufenden Rechte und Befugnisse, oft eitle Ansprachen, die mancherley sich kreuzenden Herrschaften, auch Gewaltthätigkeit (IV, 210), einen festen sachgemässen Rechtsgang (III, 122. 133). Wegelagerung, Strassenraub an Vorüberziehenden (III, 418), selbst durch den hohen Adel (IV, 425), bey Krieg Vieh wegtreiben, Dörfer verbrennen, Gefangene tödten, friedliche Einwohner verstümmeln, Verheerung aller Art (IV, 183), übertriebene Brandschatzungen (IV, 675), Verrath (IV, 6) waren oft vorkommende Ereignisse. Bey der Rohheit des Adels (IV, 81. 177), wovon statt aller Beyspiele Hagenbachs Betragen, dem Leben der Mönche und Nonnen (IV, 382. V, 177, die Frauen in Klingenthal vertheidigten sich sogar thätlich gegen eine einzuführende päpstliche Re-

form, IV, 375), und den viehischen Ausschweifungen der Kriegsknechte (IV, 235) kann man auch keine milden Sitten in den Städten erwarten, und die Klage einer Chronik aus der Mitte des 15 Jahrhunderts: „es war ganz keine Gehorsamigkeit," charakterisirt mit Einem Zuge die Zeit. Im Übrigen ist allgemein bekannt, wie neben der Milde auch die Lauterkeit fehlte. Der Unzucht, des Nothzwangs wurden selbst richterliche Personen beschuldigt (IV, 265); für üppige Frauen mussten obrigkeitliche Richtungen und Ordnungen gemacht werden, denen zufolge Wirthe sie wohl übernacht behalten mochten, „aber dermaßen lägern mussten, dass sie ihre *Bubercye* nicht treiben konnten." Von Männern und Frauen wurde die Ehe vielfältig gebrochen, oder leichtfertig aufgehoben (V, 186), gleich als herrsche damals schon der feine Ton des 19 Jahrhunderts. Würfel- und Karten-Spiele mancherley Gattung waren im Schwang (V, 188), aber eine Unmenschlichkeit, wie die V, 228, würden sich in unseren Tagen auch die Rohesten nicht zu Schulden kommen lassen.

Dem Vernehmen nach haben wir von diesem Werke noch drey Bände zu erwarten. Möge der Vf. dafür sorgen, dass am Ende durch eine fleissige Hand ein recht umständliches Register angefertigt, und der Werth seiner mit Emsigkeit und Kenntnissen ausgeführten Sammlung durch ihre Brauchbarkeit für den Geschichtsforscher erhöht werde.

P. T.

SCHÖNE KÜNSTE.

DRESDEN, in der Arnoldischen Buchhandl.: *Erzählungen* von *C. W. Contessa.* Erster Theil. 179 S. Zweyter Theil. 196 S. 1819. 8. (2 Rthlr.)

Der Erzählungen im ersten Theile sind drey, die alle, wie wir glauben, schon irgendwo einzeln gedruckt standen, die aber theils wegen ihres Inhaltes, theils wegen ihres poetischen Werthes, einer Erneuerung und besonderen Aufbewahrung wohl würdig sind. Am bekanntesten und berühmtesten ist die erste: *Meister Dietrich*, die man classisch nennen kann, und deren Vollgehalt schon längst ihre Würdigung gefunden, und allgemein anerkannt worden ist, so dass eine Prüfung ihres Werthes und ein Urtheil darüber zu spät kommen und nur eine Wiederholung des schon Gesagten seyn würde. Aufgefallen ist uns bey der zweyten Lectüre desselben, dass der Dichter das zu befürchtende Unheil und Unglück in bangen Ahnungen und grauenvollen Andeutungen stärker gezeichnet hat, als die Anreizung zur bösen Lust und den allmählichen Übergang zum Bösen, der mit den inneren Verwandlungen des Gemüths wohl noch Manches der Phantasie zu ergänzen übrig lässt. Am vortrefflichsten scheint uns in künstlerischer Hinsicht die behutsame Haltung des Graurocks, der Teufel und Mensch, Symbol des Bösen und mithandelnde Person zugleich ist. Der glänzendste Punct im Gange der Geschichte dünkt uns, wie der Maler das Böse in sich durch Reue und Busse abgethan hat, und durch das ruhige Fortmalen am heiligen Bilde die Läuterung seines Gemüthes und die Wiederkehr zur ewigen Klarheit offenbart. Hiemit geht das Schreckliche und Traurige zum ächt Tragischen über. Das Ganze umfasst das vollständige innere Leben eines Sünders, der verführt aus menschlicher Schwäche fällt. — Die zweyte Erzählung ist: *Der schwarze See*, ein Nachtstück. Es behandelt das Capitel der Verführung und der Schuld aufs Neue, aber nur mit wenigen schroffen Zügen im düsteren Elemente der Verwirrung, so dass Unglück und böse Reizung sich mit dem Glauben an die Hülfe böser Mächte vermischt. Des Schaudervollen, besonders in äusseren Erscheinungen, ist hier fast zu viel gehäuft, in sofern sie nämlich mehr an einander gereiht, als fortwachsend vom Grund zur Folge in eine steigende Verbindung gesetzt sind. Auch verwebt sich das Schicksal des Verirrten nicht genug mit dem Schicksal der übrigen Personen, die sich daher am Ende auch von selbst von ihm abstreifen. Besser wäre das Ganze vielleicht mehr als Volkssage behandelt, so dass die Phantasie auf das Räthselhafte des *schwarzen Sees* gerichtet bliebe, und das Schicksal der Handelnden weniger in die Wirklichkeit träte. — Den Beschluss macht *Manon*, die kurze Geschichte zweyer Unglücklichen aus der Zeit der französischen Revolution, mit schrecklichen und edlen Zügen die lebhafteste Theilnahme erweckend, als Dichtung betrachtet nur eine Skizze.

Der zweyte Theil enthält zwey Erzählungen. Die erste, *der Instinct*, wäre recht unterhaltend, wenn sie nur nicht allzu flüchtig bearbeitet und gehörig ausgeführt wäre. Zwey Zwillingsschwestern knüpfen die Intrike. Sie erscheinen bald als herumziehende Harfnerinnen, bald als Schauspielerinnen, bald in Begleitung eines S. 5 geschilderten sonderbaren Mannes, einer ältlichen Frau und eines Knaben, bald wieder allein, und diess ihr Herumirren stimmt wieder mit der Entwickelung und Amaliens, ihrer Mutter, Erklärung S. 88 nicht überein. Alles diess schwächt das Interesse an dieser übrigens so anmuthig vorgetragenen Erzählung, die Hr. *C.* wohl einer neuen Überarbeitung würdigen sollte. — Gediegen und sehr anziehend ist die zweyte Erzählung: *Und vergieb uns unsere Schuld:* aus dem Zeitpuncte der Tilly'schen Eroberung von Magdeburg.

Wir sehen der Fortsetzung dieser Sammlung von dem trefflichen Dichter des *Räthsels* mit Vergnügen entgegen.

T. Z. J. S.

BERLIN, in der Maurer'schen Buchhandl.: *Satyrischer Zeitspiegel.* — Eine Erbauungsschrift in zwanglosen Heften für Freunde des Witzes und lachenden Scherzes. Herausgegeben von *F. H. Friedrich*, Vf. der satyrischen Feldzüge. Mit artigen Kupferstichen. 1816. I. 110 S. II. 124 S. III. 136 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Das *obstupet ipsa sibi*, die Spiegelvignette in weiland klotzischen Witzboldereyen, möchte Rec., wenn nicht auf den Vf., obgleich er es etwas verdien-

te, da er sich in dem früheren Kreise seiner Empfindungen und Ansichten, ohne ihn zu verlassen, herumdreht, doch wenigstens auf das Zeitalter anwenden, wie es der Vf. als passend zu diesem Spiegel darstellt. Soll der Titel der Herold des Inhaltes seyn: so scheinen die satirischen Feldzüge sich in den Gefilden des Friedens behaglicher niederzulassen, und die ernste in die lachende Satire sich umzuwandeln; aber, so wie in die satirischen Feldzüge wohl ein erheiternder Strahl des Friedens, so fällt in den Zeitspiegel wohl eine platzende Bombe des Kriegs. In dem *Vorschlage zu einem Volksdenkmale der Deutschen* (I H. S. 1 — 64), worin es so ernstlich auf Frieden abgesehen seyn sollte, fahren schmetternde Schläge nach allen Seiten; z. B. wenn Archimedes seine Entwürfe zu den zerstörenden Brennspiegeln, Columb einen Vermessungsplan der neuen Welt mit dem Kostenbetrage einreicht: so giebt ihnen der Vf. im Sinne der Kammern den Bescheid: den Bittstellern kann aus dem Staatsaerario die nachgesuchte Unterstützung nicht bewilligt werden, weil kein Fonds zu dergleichen excentrischen und poetischen Experimenten vorhanden ist — ein Fonds, den man vielmehr zu dem neuen Plus verwenden muss, das aus den Gedärmen der Unterthanen herauszupressen ist; eben deswegen räth er auch nur zu einem provisorischen Denkmale, besonders auch darum, weil Alles bey uns die Natur des provisorischen Zustandes angenommen hätte, als Kleidung, Landesgrenzen, Verfassung, Bundestag u. s. w. — Allein allen diesen Schlägen hat der Vf. das anhängende Wasser zum Leiter gegeben; die Darstellung löst sich in einen Schluss, der für den lachenden Scherz zu ernst gehalten, und für den ernsten Scherz zu flach ist. *Friedrichs des Grossen Krücke*, oder *die unsichtbare Geissel* (II H. S. 1 — 76), die auf den Rücken aller Staatsgauner, ehe sie's vermuthen, zur Zeit ihrer scheinbar gesicherten Selbstsucht, herumtanzt, und der *botanische Abstecher in die Insel Kutiku*, und *Nachricht von einigen dort wachsenden seltsamen Blumen und Pilzen* (III H. S. 1 — 46) — beide, die grösseren Aufsätze dieser Sammlung, liessen sich fast aus seinen früheren Schriften zusammensetzen; der botanische Abstecher wendet einen grossen Theil des Pflanzenreichs auf die Menschen an, wie sie sind. So nennt er unter den Pilzen den Goldpilz, wozu er den neuen Patricier (*Boletus superbus*), den grossen Lieferanten (*Boletus Vampyr*), den Hofpilz (*Agaricus aulicus*) mit den Hofschranzen, den Hofpoeten (*Agaricus Camerarius et panegyricus*) rechnet; dann die Glückspilze mit den Maulhelden (*Agaricus bramarbas*), dem Tintenpilz (*Merulius atramentarius*), dem Fuchsschwänzer, dem Nepoten, dem Jaherrn (*Pagoda*), dem Schürzenpilz (*Phallus vel Priapus*) u. s. w. So wenig man hierin eine Ähnlichkeit verkennen kann, so sehr fehlt es aber an dem Talent, die Ähnlichkeit durch den Witz anzuhauchen und zu beleben; *Borns* Monachologie in zoologischer Hinsicht verband weit glücklicher Ernst und Scherz. Die kleineren Aufsätze, *satirische Zeitung*, durch alle drey Hefte durchgeführt, der *Meister Vocativus, oder der Schuh- und Staats-Reformator*, *Peter, oder das Glück der Dummheit*, *zehn unerhörte Dinge in Räthseln* (III Heft) erinnern zwar auch in Hinsicht der früheren Ergüsse an das Buch der Geburt (Abraham zeugte Isaak); allein sie sind, wie alle kleineren Aufsätze, gewürzter. *Beati ridentes* ist des Vfs. Motto, und vielleicht wird in Berlin, dem Schauplatze verständlicher Beziehungen, mehr, als in der Entfernung dieser Zweck erreicht.

D. n. m.

BERLIN, b. Hitzig: *Kleine Romane von Friedrich Baron de la Motte Fouqué.* Dritter Theil. 1814. 304 S. 8. Vierter Theil. 1816. b. Dümmler. 302 S. 8.

Auch unter dem Titel: *Neue Erzählungen* von u. s. w. I u. II Theil. (2 Rthlr. 20 gr.)

Auch in diesen kleinen Erzählungen führt der Vf. die abentheuerliche, wundersam gestaltete Spuk- und Geister-Welt in vielfachen, stets neu bleibenden Verschlingungen vor den Augen des Lesers vorüber. Der Reigen, welcher zum Theil *seine* grauenvolle Natur noch durch die Schrecknisse der erstarrenden Eisluft Norwegs oder Eislands erhöht, wie z. B. in der Erzählung Adler und Löwe, oder die Ungethüme der Afrikanischen Wüsten, wie in eben dieser Sage, mit der nordischen Mitgards-Schlange, mit dem furchtbaren abtrünnigen Asagotte Loki und ähnlichen Nordlandsgebilden zusammenstellt, um des Lesers Gemüth mit Schauder und Graus zu erfüllen, der Reigen aller dieser wunderlichen Gestaltungen ist mit wunderbarer Kunst verkettet. Was *diesen* Erzählungen den bedeutendsten Vorzug gewährt, ist das reine moralische Princip, welches aus allen hervorleuchtet, und die von dem Treiben der Dämonenwelt erschütterte Seele durch den Gegensatz: wie der ruhige, christliche, fromme Sinn, „*der ächte Davidsmuth*,“ durch alle diese Schreckphantome glücklich durchführt, und alle Gaukelspiele der Hölle vor ihm zu nichte werden, wieder mächtig versöhnt, und gewiss zu edleren Gefühlen — wenn auch bey Manchen nur für Augenblicke — unwillkührlich hinreisst. Dass nicht alle in den vorliegenden zwey Bänden aufgestellten Stücke von gleichem Werthe seyn können, bedarf keiner Erwähnung; aber die ungemeine, selten zu Spielereyen sich herabwürdigende Phantasie des Vfs. leiht auch dem minder Bedeutenden einen gewissen Zauber.

Der *erste Theil* enthält: 1) *Die Köhlerfamilie.* Das Grundprincip dieser Erzählung ist die Veredlung des Bösen durch den täglichen Umgang mit dem Guten, und wie Eine Anreizung zum Laster die jahrelangen Früchte des guten Beyspiels wieder vernichten könne, das aber endlich doch den Sieg davon trage, wie hier bey dem bösen Geiste in des frommen Köhlers Behausung. Denn statt der früheren wilden Tracht und Gestaltung, leuchtete am Ende während des Gebets nur ein milder Licht durch die Stube hin, „und ein Klang erhob sich, wie wenn man mit benetztem Finger auf schön gestimmten Gläsern streicht.“ — „Das ist der Hausgeist,“ sagte der Köhler zum wiederbesuchenden Berthold, der ihn früher durch seine wilde Habgier

wieder zum Bösen gereizt; „anders giebt er sich nun uns nicht mehr kund. Aber wir haben auch angehalten mit Gebet und *mit treuem Wachen über die Reinigkeit unseres Gemüths.*" — Und wie Berthold, der es fühlte, dass er noch nicht werth sey, da zu bleiben, von dannen zog, streifte ein schönes Licht vor ihm hin, und verklärte Kräuter und Sträuche des Gebirgwaldes mit unbeschreiblich lieblichem Glanze. 2) *Ixion.* Eine Novelle. Sehr gut gehalten, und ein ansprechendes Bild übertriebener Schwärmerey in der Liebe, wie in dem Drang nach Idealität auf dieser so durchaus unidealen sublolarischen Welt. 3) *Der unbekannte Kranke.* Eine der gelungensten Erzählungen in dieser Sammlung, und wenn es auch nur um des ehrenvesten Arztes, Meister Helfrad, willen wäre, der so recht in geziemender altdeutscher Berufstreue seinen Weg wandelt, und sich wenig um allen Geisterspuk kümmert, mächtig vertrauend auf seinen Gott und das kräftigende Gefühl erfüllter Pflicht. 4) *Das Galgenmännlein.* Recht ergötzlich; doch fühlt man inniges Mitleiden mit dem geplagten Reichard, dem man seine endliche Erlösung von dem Formosanischen Teufelchen recht von Herzen gönnt, und dem man, aller dummen und lockeren Streiche ungeachtet, doch nicht gram werden konnte. 5) *Das Schauerfeld.* Eine Rübezahlsgeschichte, worin der Rübezahl sogar zum Bauernknecht wird, und seinem gestrengen Herrn recht treu dient, bis denn endlich die wilde Natur wieder durchbricht, er aber von dem Brodherrn auch sogleich des Hauses auf eine fühlbare Weise verwiesen wird, welchemnächst er ihn ungeneckt gelassen auf dem Schauerfelde sein Lebenlang, wodurch denn die hartherzigen Vettern, die durch das verrufene Schauerfeld seine Gattin zu verderben gedachten, später zur Einsicht gelangten, wie thöricht sie gethan, einen so einträglichen Strich Landes zu vergaben. 6) *Die Laterne im Schlosshofe.* Wild und schauerlich, ohne Versöhnung. 7) *Olafs Sage.* 8) *Die Heilung.* Eine französische Geschichte aus den Zeiten Ludwigs XIV. Ergreifend, wie die schmetternden Trompeten von St. Mérans Regimente, ob welchen er sich aus dem blöden Wahnsinn freudig und stolz emporrichtete, einem erwachenden Adler gleich, und der kühne Geist wieder in seiner angeborenen Kraft zu wirken begann. 9) *Der Statthalter und sein Nachfolger.* Nicht Muth, nicht seltene Kenntnisse, nur das kindliche Vertrauen führt zum Siege: das ist die Tendenz dieser Schilderung, die ihren Ursprung wohl in den grossen Ereignissen unserer Tage mag gefunden haben, die jene Wahrheit so herrlich bewährten. Doch möchte Rec. etwas an der wunderthätigen Kraft des *ächten Davidsmuthes* zweifeln, wenn ihm nicht der eisenfeste, in allen Gefahren sich gleich bleibende Muth des Mannes, und die Geschicklichkeit, der treffende Überblick des bewährten Feldherrn zur Seite stehen.

Der *zweyte Theil* umfasst 11 Erzählungen. 1) *Rose.* Rührend und mit zarter Hand gedichtet. 2) *Der Andreasabend.* Hochmuth kommt vor dem Fall, aber auch der Fall ist versöhnend. 3) *Der Vorfechter.* Eine alt-italische Sage. Eine Heiligenlegende, wie es deren mehr giebt. 4) *Asträas Erscheinung.* Recht lustig und vergnüglich, bis gegen das Ende, wo es dem Ganzen weit besser angemessen gewesen, wenn statt der strengen Einsiedlerbusse eine glückliche Heirath den Schwank wieder gut gemacht hätte; vorzüglich da die Katastrophe der Bekehrung durch eine wahnsinnige Dame, die sich für die Asträa hielt, herbeygeführt werden, welches die Wirkung, die durch die Schilderung des Büssenden bezweckt wurde, wieder gänzlich zerstört. 5) *Adler und Löwe;* eine Nordlandssage, die zu dem Besseren gehört, was *Fouqué* in dieser Gattung geleistet. 6) *Die Geschichten vom Rübezahl.* Ein gaukelnder und ergötzlicher Schwank, der auch sonst schon gedruckt ist, namentlich in der *Thusnelda* und in *St. Schütze's* Taschenbuch. 7) *Die Kämpfer aus Trondheim.* Eine *sogenannte Idylle*, die Rec. weder als Idyll anerkennen, noch auch sonst rühmen kann. 8) *Die Rast auf der Flucht.* Möchte an kräftiger, offener, deutscher Gesinnung wohl den ersten Rang unter allen hier mitgetheilten Erzählungen behaupten. 9) *Eine Grablegung auf Island.* Nach der Egills Sage. Nicht sonderlich interessant und zu fragmentarisch. 10) *Der Künstlerbund*, eine altdeutsche Geschichte aus Albrecht Dürers Zeiten. 11) *Ein Waldabentheuer.*

Δ

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Riblingen: Standhaftes Kriegs-, Dienst- und Exercier-Reglement der Reichsstadt Riblingen,* publicirt zur Feyer des achtzehnten Octobers. Mit 5 Kupfern. 1815. 82 S. 8. (12 gr.)

Wenn Rec. diese verunglückte halbe Falstaffiade durch die angegebenen Beziehungen des Reglements durchgeführt zusammenfassen soll: so möchte er Vegetius Worte *de re militari* darauf anwenden: *nihil neque firmius neque felicius neque laudabilius est republica, in qua abundant milites eruditi,* das Wort *eruditi* mit *fatui* vertauscht; allein die unerschöpfliche Reichhaltigkeit dieses Gegenstandes, die auf allen Seiten den Witz herausfodert, hat den Vf. grösstentheils aus dem Bereich gehalten; die Kupfer ausgenommen, die das Gelungenste des Ganzen seyn möchten. Auf einem derselben wird der Bürgermeister mit der Schreckensphysiognomie des Soldaten, auf einem zweyten die Bürgermeisterin mit süssfreundlichem Gesichte präsentirt, und ein drittes, der Heldenorden der Reichsstadt Reiblingen, ist eine Uhr mit Stundenzeiger. Der achtzehnte October kann durch eine solche Posse weder geheiligt noch entweihet werden.

D. n. m.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1821.

CHEMIE.

Halle u. Berlin, in d. Buchhandl. d. Hallischen Waisenhauses: *Grundriss der Chemie.* Nach den neuesten Entdeckungen entworfen und zum Gebrauch akademischer Vorlesungen und zum Selbstunterricht eingerichtet von D. *Friedrich Albrecht Carl Gren*, und von D. *Christian Friedrich Buchholz*, als Besorger der vierten verbesserten und umgeänderten Ausgabe. I Th. 1818. XXXII u. 670 S. II Th. 1818. XVI u. 867 S. gr. 8. (4 Rthlr. 12 gr.)

[Vgl. J. A. L. Z. 1812. No. 243.]

Wenn es auf der einen Seite erfreulich ist, eine Wissenschaft durch neue Lehrbücher, welche dieselbe wesentlich erweitern, sey es hinsichtlich des Systems und der Theorie, oder sehr wichtiger und vielseitiger Erfahrungen, bereichert zu sehen: so ist es auf der anderen Seite gewiss nicht minder wichtig, wenn ein vor vielen Jahren edirtes Lehrbuch, selbst bey dem Erscheinen neuer Werke, auch nach dem Tode des Vfs. noch seinen Werth behält. Es sind dazu in der That eben so helle Einsichten in die Natur der Dinge, eben so grosse Fähigkeiten, grosse Geschicklichkeit in deutlichem Vortrage und eben so vielseitige Erfahrungen erfoderlich, als der verstorbene *Gren* besass: denn nur unter solchen Umständen kann ein Fundament begründet werden, welches der Zeit länger trotzt, als die unreifen Entwürfe, an welchen unser Zeitalter so reich ist. Alle von dem gründlichen *Gren* hinterlassenen Werke sind mehrmals neu herausgegeben worden, und bewähren schon dadurch ihre fortdauernde Brauchbarkeit. Merkwürdig aber ist es, dass die grossen Männer, ein *Karsten*, *Klaproth* und *Buchholz*, welche nach und nach *Grens* Grundriss neu herausgaben, ebenfalls so schnell nach einander der Wissenschaft durch den Tod entrissen wurden. Es war dem wackeren *Buchholz* nicht vergönnt, die letzte Hand an diese 4te Ausgabe zu legen; der Tod überraschte ihn schon bey Bearbeitung des ersten Bandes, wobey den unglücklichen Mann, der schon damals erblindet, und wenigstens für die praktische Chemie verloren war, sein Schüler, Hr. *Brandes* aus Salz-Uffeln (der Herausgeber des zweyten Bandes) unterstützte.

Der Plan des Werkes ist unverändert beybehalten, wiewohl schon *Buchholz* fühlte, dass nach dem jetzigen Standpuncte der Wissenschaft auch darin eine kleine Reform nöthig sey. Schon der Anfang giebt uns hievon einen Beweis: denn nachdem im zweyten Abschnitte Wärme, Licht und Elektricität (wo billig die Lehre vom Magnetismus nachzutragen gewesen wäre), atmosphärische Luft, Sauerstoffgas, Stickgas, kohlensaures Gas und die übrigen Oxyde des Kohlenstoffs, Wasserstoffgas und Wasser abgehandelt sind, werden im *dritten Abschnitte* die Alkalien, im vierten Abschnitte die Erden, und in dem folgenden die Säuren nebst Schwefel, Phosphor und Jodin betrachtet.

Übrigens bezweifeln wir nicht, dass auch diese Auflage, welche reich an neuen Entdeckungen ist, sich vergreifen werde. Dann aber würde es Zeit seyn, eine wesentliche Reform mit dieser Schrift vorzunehmen und die einzelnen Theile etwas gründlicher durchzuführen, als diess, besonders in Beziehung auf die organische Chemie, in dieser vierten Ausgabe geschehen ist. — So wären z. B. manche Pflanzensäuren nachzutragen. Das Schwefelwasserstoffgas, welches S. 346 und 613 als Hydrothionsäure betrachtet wird, die Salzsäure, welche als eine aus Chlorin und Wasserstoff zusammengesetzte Verbindung erscheint, lassen uns fast vermuthen, dass Hr. *Brandes* nicht immer mit *Buchholz's* Ansichten übereinstimme, da derselbe in seinen letzten Arbeiten immer der älteren, besseren Theorie zugethan war. S. 622 heisst es blos: „nach den neueren Versuchen scheint es ausgemacht zu seyn, dass die Salzsäure aus einem eigenthümlichen Stoffe und aus Wasserstoff bestehe;" allein solche Versuche sind uns nicht bekannt geworden. — Von der Jodin sind S. 661 nur zwey Säuren und unter ihnen leider ohne Noth eine Wasserstoffsäure beschrieben. — S. 567 wird die durch Destillation der Milchzuckersäure erhaltene Säure für Bernsteinsäure erklärt, obwohl *John* den Ungrund dieser Behauptung dargethan hat. — S. 657 findet man die wohlbekannte Chinasäure noch unter den zweifelhaften Säuren aufgeführt.

Im *zweyten Bande* S. 2 u. a. O. ist die Bemerkung, dass die Alkalien und Erden in den Pflanzen im metallischen Zustande vorhanden, und die auszuscheidenden Salze derselben Producte der Verbrennung seyen, entschieden unrichtig, da sich die Reaction dieser Verbindungen zum Theil schon in den frischen Säften äussert, oder letzte auch durch blosse Krystallisation oft schon darzustellen sind. S. 119. 144. 200 wären über die Bestandtheile des Orleans, der Fischmilch, der Cochenille,

u. s. w. manche Nachträge erfoderlich gewesen. — S. 152 wird *Therard's Osmazom*, eine Verbindung von Milchsäure, Alkalien und thierischem Stoffe, nicht richtig genommen. S. 184 lassen die Bemerkungen über Gichtknoten und Blasenconcretionen unbefriedigt. — In einem Anhange S. 855 beschreibt Hr. *Brandes* einige neue Stoffe, unter denen wenigstens *Vesi's* Sirium, und vielleicht auch das Wodan jetzt leider wieder als zusammengesetzte Körper bekannt geworden sind. Übrigens empfiehlt sich auch diese Ausgabe durch Druck und Papier.

J. A.

Berlin, b. Amelang: *Allgemeine Toxicologie* oder *Giftkunde*, worin die Gifte des Mineral-, Pflanzen- und Thier-Reichs aus dem physiologischen, pathologischen und medicinisch-gerichtlichen Gesichtspuncte untersucht werden. Nach dem Französischen des Herrn *M. P. Orfila*. Mit Zusätzen und Anmerkungen begleitet von Dr. *Sigism. Friedr. Hermbstädt*. Vierter Theil. 1819. VIII u. 384 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1818. No. 26.]

Dieser Band beginnt mit einer Fortsetzung der narkotisch-scharfen Gifte, und es werden hier die Pfeilgifte der Wilden, namentlich der Upas antiar, das Ticunasgift, das Woorara gift, ferner der Kampher, die Kockelskörner, die giftigen Schwämme, der Alkohol, der Äther, das kohlensaure Gas, das Kohlengas, das Mutterkorn, die Trespe, der brandige Weizen, der Mancinellenbaum, das Bingelkraut, der wilde Kerbel, das breitblätterige Merk, der myrtheblätterige Gerbestrauch und die flüchtige Materie der Pflanzen, auf eben die Weise, wie in den vorhergehenden Bänden, abgehandelt. Da die in diesem Abschnitte entwickelten Gegenstände jedoch nur als eine Zusammenstellung und Vergleichung der von anderen Schriftstellern erhaltenen, nicht immer übereinstimmenden Resultate, mit Ausnahme einiger Versuche, die unter *Orfila's* Leitung angestellt und in einer Inauguraldissertation z. B. über Kampher und Kockelskörner, beschrieben sind, betrachtet werden müssen: so glauben wir um so mehr, ihn mit Stillschweigen übergehen zu dürfen, als eine genaue Betrachtung des Einzelnen zu voluminösen Nachträgen Anlass geben dürfte. Diess gilt auch von dem Inhalte des 6ten Abschnittes S. 117 — 214, welcher von den septischen und fauligen Giften, namentlich von dem Schwefelwasserstoffgas und von den Giften giftiger Thiere handelt.

Dieses Werk, in welchem der Arzt einen wahren Schatz von Erfahrungen (jedoch mit kühnen Folgerungen und zum Theil sehr schwankenden Resultaten vermischt) findet, schliesst endlich mit einem Anhange S. 215 — 329, welcher theils Nachträge, theils eine Art Corollarium enthält. Er beginnt mit Beobachtungen über die Wirkung mineralischer Gifte und Versuchen mit Kohle, um zu zeigen, dass sie kein Gegengift derselben seyn könne. — S. 237. Über das Pfeilgift Curare, berühmt im Oronoco. Da man dem Vf. auch in Frankreich den sehr gegründeten Einwand gemacht hat, dass seine Versuche nicht immer beweisen, was er beweisen wollte, indem die Unterbindung des Schlundes bey Thieren schon an und für sich eine gefährliche Operation ist: so erzählt er S. 240 Versuche mit Hunden, denen der Schlund unterbunden und kein Gift gegeben wurde, und die innerhalb 36 Stunden starben. Indem er nun die Symptome, welche hier Statt fanden, mit denen vergleicht, welche die unter ähnlichen Verhältnissen vergifteten Hunde darboten, glaubt er jene Einwendungen vollkommen widerlegen zu können. — Hinsichtlich des übrigen Inhaltes müssen wir auf das Werk selbst verweisen.

J. A.

1) Frankfurt a. M., im Verlag der Herrmann'schen Buchhandl.: *Vom Brauen, Brennen, Essig- und Potaschen Sieden, nebst Stärkebereitung, oder praktische Anweisung, landwirthschaftliche Gewerbe zu erlernen.* Vom *schwarzen Becker*. Mit zehn Steinabdrücken. 1818. 167 S. 8. (1 Rthlr.)

2) Züllichau u. Freystadt, in der Darnmann'schen Buchhandl.: *Carl Wilhelm Schmidt's Neu verbesserter, ganz einfacher Brenn und Distillir-Apparat, durch welchen mit einem Feuer aus der Meische ganz reiner, fuselfreyer Spiritus zu 60 Richter'schen Graden gezogen und zugleich beliebig jede Sorte Liqueur, doppelte Branntweine u. s. w. gewonnen werden können; nebst einer gründlichpraktischen Belehrung zum richtigen Betrieb desselben, mit Hinsicht auf die Erreichung des Blasenzinses in den Städten und auf dem platten Lande; so wie einige Rückblicke und Vergleichungen der in den letzten Jahren neu verbesserten Brennapparate, ihren Wirkungen u. s. w., Berechnung der sicheren Ausbeute u. s. w., Güte der Producte u. s. w. Für Brennereybesitzer, Branntweinbrenner, Destillateure, Apotheker, Laboranten und Kupferarbeiter.* Mit drey Abbildungen in Steindruck. 1819. XII u. 198 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf. von No. 1 beschreibt das Brauen, Brennen, Essigmachen, Potaschensieden und die Stärkefabrication so gut, als er das auf seinen vielen Reisen Gesehene und Gehörte verdaut hat. Viel weiter bringt er die Kunst nun zwar nicht; indess wird es Manchem angenehm seyn, einige vorzüglich gelungene Anlagen in Beziehung auf die erwähnten Gegenstände kennen zu lernen, um bey neuen Anlagen Gebrauch davon zu machen. Ausdrücke, wie S. 152 und 153 gehören übrigens wohl nicht in dieses Buch.

Der Vf. von No. 2 geht mit einer Gesprächigkeit, die ihres Gleichen nicht findet, ins Detail der ganzen Brennerey. Es scheint ihm ganz gleich zu seyn, welcher Theil der wissenschaftlichen oder praktischen Brennerey an die Reihe komme, er wird nun einmal abgehandelt, und der Leser kann schon zufrieden seyn, wenn auf den grössten Theil der vorhergehenden §§ zurückgewiesen und das Ganze nicht noch einmal wiederholt wird. Dieses Streben des Vfs., Alles umfassen und sich

als einen gelehrten-Brenner produciren zu wollen, scheint uns ihm schon in sofern sehr nachtheilig zu werden, als er in Gefahr kommt, seine eigenen Ideen ebenfalls für fremde, aus Anderer Schriften entlehnte, zu halten. Er würde ungleich nützlicher werden, wenn er seine vielseitigen Erfahrungen in der Brennerey für eine, von einem verständigen Technologen redigirte Zeitschrift bestimmte, als wenn er sie immer in ganzen Lehrbüchern bekannt macht. Der hier empfohlene Apparat besteht aus einer gewöhnlichen Blase, nebst Helm, dessen Schnabel sich in einer sogenannten Klärmaschine verläuft, aus welcher die Dämpfe in ein Ey steigen, welches mit dem Vorwärmer communicirt. Dadurch wird es bekanntlich möglich, aus der Maische sogleich Spiritus zu gewinnen. Der Apparat hat aber den Nachtheil, dass er kostspielig und sehr raumerfüllend ist. Jedoch gewährt derselbe den Destillateurs den Nutzen, dass sie bey einer und derselben Arbeit zugleich Liqueurs gewinnen können.

J. A.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. dem Herausg. u. im Bureau für Literatur u. Kunst: ידידיה, *Jedidja*, eine religiöse, moralische und pädagogische Zeitschrift. Herausgegeben von *J. Heinemann*, Dr. Zweyter Jahrgang. 5578 — 79 (1818 — 19). Zweyter Band. (Der ganzen Zeitschrift 4 Band, 1. 2 Heft). 290 S. 8. (2 Rthlr.)

Die im 4 Bande gegebenen Nachrichten beweisen, dass die *Heinemann*'schen Anstalten fortdauern, und sich erweitern; der Unternehmer findet sich aber zu der Klage veranlasst, „dass nicht alle israelitischen Ältern Ausdauer genug besitzen, um ihren Kindern die zur völligen Ausbildung erfoderliche Zeit zu vergönnen.“ — *Über die Erweckung und Erhöhung des sittlichen Gefühls* sagt Hr. *Burdach* Wahrheiten, die aber nicht unbekannt sind, auch wohl die Sache nicht erschöpfen. Gegen die Behauptung eines Hanges zum Bösen in der menschlichen Natur spricht er lebhaft, hätte aber Hang von Trieb und Neigung genauer unterscheiden sollen. — Anderes Sinnes ist Hr. *von Meyer*, aus dessen *Blättern für höhere Wahrheit* hier einige Stellen ausgezogen sind, die vielleicht nicht hätten ohne beurtheilende Zusätze bleiben sollen. *Bondi* giebt Nachrichten von den beiden Ärzten und Schriftstellern *Izchak Ben Soleiman Israili* und *Hibat-Allah Ben Dschami Israili*. Des *Herausg. Antwortschreiben an einen Rabbiner in Deutschland* bezieht sich wieder auf das Religionsfest der israelitischen Jugend. Die gesammten Israeliten werden hier in 4 Classen getheilt: Strenge (brutale) Orthodoxen, (eigentliche) Indifferentisten, vernünftige Orthodoxen, und gläubige Indifferentisten. Die Eintheilung möchte wohl ihre grossen Fehler haben. Denn es kann doch auch geben und giebt ohne Zweifel solche, die zwar nicht orthodox in dem angenommenen Sinne sind, den Mosaismus nicht aus einer untrüglichen Offenbarung ableiten, dennoch aber den Namen Indifferentisten nicht verdienen. Wer einer liberalen Vernunftreligion wirklich huldigt, der kann sich nicht einfallen lassen, ihr geben oder nehmen zu dürfen, was der Augenblick, zufällige Ansicht oder Bequemlichkeit gerade verlangt. Der Vf. schliesst: „Kein Heil unseres Volkes, ohne eine oberste geistliche Behörde.“ Die *Rede bey Eröffnung der religiös-moralischen Vorlesungen für Israeliten in Prag*, von *Herz Homberg*, will, nach dem Anfange zu urtheilen, zeigen, dass zur Moralphilosophie Religion hinzukommen müsse, um häusliches und öffentliches Wohl sicher zu begründen. Jene spreche zum Geiste, diese zum Herzen; jene kläre auf, beleuchte die Begriffe, diese rühre, erwärme und veredele die Gefühle. Das ist zwar nicht unrichtig, aber doch nicht genau. Denn warum sollte nicht auch das, was Gegenstand der Moralphilosophie ist, das Herz beschäftigen können? Und hat die Religion nicht auch für den Geist Interesse, wenn dieser dem Herzen entgegengesetzt werden soll? Kaum aber hat der Vf. Moralphilosophie und Religion so entgegengesetzt: so schiebt er ihnen Vernunftmoral und geoffenbarte Moral unter, wie nachher Vernunft und Religion, die doch schwerlich logisch-richtig einander entgegengesetzt werden können. So ist in die ganze Rede, die sonst viel Gutes sagt, etwas Schwankendes und Unbefriedigendes gekommen. Auch glauben wir nicht, dass die im Talmud auf die Frage: „Welcher Weg ist der rechte, den der Mensch zu wählen hat?“ gegebene Antwort: „Der zur Verherrlichung des Schöpfers und zur Verherrlichung der Menschheit führt“ — habe die Offenbarung und die menschliche Weisheit gegen einander stellen wollen. — Des Hn. *Nagels* Abschiedsworte *über den Begriff und die Bestimmung der Bürgerschule, mit besonderer Beziehung auf ein acht Jahr geführtes Lehramt*, machen seiner Einsicht und seinem Herzen Ehre. Aus dem, wie es hier heisst, „zu erscheinenden“ (diesen Schnitzer findet man jetzt gar oft in Zeitschriften) zweyten Theile von *Beer's* Handbuche der mosaischen Religion ist ein Auszug: *über Selbstachtung und Selbstkenntniss* — mitgetheilt, sowie eine *Geschichte der Israeliten bis zur Zerstörung des Reichs Juda durch Nebukadnezar*, von *Maimon Fränkel*, als Probe eines chronologischen Abrisses der jüdischen Geschichte bis auf die gegenwärtige Zeit. *Nachrichten von den Israeliten in einzelnen Theilen Afrikas* von *James Riley*, aus dem Englischen übersetzt. In Mogador ist ihre Lage erbärmlich. Aus des Grafen *von Forbin Voyage dans le Levant* ist die Stelle über Jerusalem und Bethlehem übersetzt. *Geognostische Betrachtungen* giebt Hr. *F. G. Nagel*; *Noch Etwas von und über Mendelssohn*, aus des sel. *Prof. Müchlers* Munde, Hr. *Ch. M. Pauli*. Die *Denkschrift an die Ständeversammlung des Königreichs Baiern, die Lage der Israeliten und ihre bürgerliche Verfassung betreffend*, von *Samson Wolf Rosenfeld*, Rabbiner aus Mark Uhlfeld, ist bescheiden und gut geschrieben, und der Vf. verdient wenigstens gehört zu werden. Unter der Rubrik: *Archiv zur künftigen Geschichte der Israeliten* — sammelt der Herausgeber, was aus Zeitschriften und sonst ihm von seinen Glaubensgenossen bekannt wird, und besonders mit Liebe, was ihm auch nicht übel genommen werden darf, solche Züge, die ihnen Ehre machen. — Wir

nahen dem Herausg. noch, auf solche Stellen und Nachrichten in älteren und neueren Schriften aufmerksam zu seyn, die mit Thatsachen belegte Beschuldigungen gegen die Juden und unter ihnen herrschende Grundsätze enthalten, um sie der Wahrheit gemäss zu würdigen und aufzuhellen. Unter anderen möchten *Tychsens Abbreviaturarum hebraicar. Supplementum I* (Rost. 1768. 4) und *Hartmanns* Schrift über *Tychsen* diese Aufmerksamkeit wohl verdienen. — Unter den deutschen Gedichten, die wir hier lesen, sind recht gute Stücke; unter den hebräischen ist am merkwürdigsten die Scene aus einem von dem verstorbenen *Joseph Haltern* nachgelassenen Trauerspiele: Esther, nach *Racine* bearbeitet.

H + I + K + L.

Dorpat, ohne Angabe des Verlegers: *Inländisches Museum.* Herausgegeben von *L. C. Raupach.* Erster Band. Erstes Heft. 1820. IX u. 137 S. Zweytes Heft. 1820. 124 S. Drittes Heft. 1820. 127 S. Viertes Heft. 1821. 124 S. gr. 8. (4 Rthlr.)

Man kann diese neue Zeitschrift aus doppeltem Gesichtspuncte betrachten: was sie den deutsche Bildung geniessenden Ostseeprovinzen Russlands seyn soll und wahrscheinlich auch ist, und in wiefern die deutsche Literatur überhaupt dadurch bereichert wird. Das Erste wird man an Ort und Stelle am besten beurtheilen können, wir haben es hier nur mit dem Letzten zu thun. Nach dem Inhalte der vor uns liegenden vier Hefte zu urtheilen, theilt die Unternehmung das Schicksal fast aller übrigen ähnlichen: sparsame Gaben, vielleicht hinausschiebende Zusagen gewichtiger Männer, reichliches Darbringen jugendlicher Versuche. Den grössten Theil des Raumes nehmen *Gedichte* ein (z. B. das ganze erste Heft), wie sie nun eben auch in unseren Almanachen und Journalen gelesen werden. Wir haben einiges Geistreiche, Hoffnunggebende Anfänge, aber nichts Bedeutendes darunter gefunden. Von den Übersetzungen russischer Lieder wird bey der Anzeige der indess schon erschienenen Sammlung des Hn. *v. d. Berg* gesprochen werden. Von den prosaischen Aufsätzen wird billig zuerst der des Prof. *Morgenstern: Über das Wesen des Bildungsromans*, genannt, der, wie man es von dem Vf. schon gewohnt ist, viele treffende Bemerkungen enthält, ohne indess den Gegenstand völlig zu erschöpfen. Des Herausgebers *Wanderungen im südlichen Italien* zeigen eine gewisse Lebensfrische, vielleicht eben so sehr durch die Individualität des Vfs., wie dadurch gewonnen, dass er uns mehr Menschen als Sachen vorführt. Unter der Aufschrift: *Die Erziehung, als integrirender Theil unseres Kampfes gegen das Böse* kündigt Hr. *v. Holst* eine Schrift über diesen Gegenstand an, die wir eben so wie die Synodalvorlesung: *Worin findet ein religiöses Gemüth die Bestätigung, dass Luther auch als Bibelübersetzer unter einer höheren Begeisterung gestanden habe,* auf sich beruhen lassen müssen. Auch eine Erzählung findet sich; da sie aber schwach, und von einer Dame ist, *passons là dessus.* Sehr schätzbar müssen uns die Anzeigen neuer dort erschienener Werke seyn: eine weitere Ausdehnung des dieser Rubrik gewidmeten Raumes würde gewiss in Russland, wie in Deutschland, mit Dank aufgenommen werden. Dass auch nicht ein einziger historischer Aufsatz über das Vaterland des Museums zu finden ist (denn der über Fürst Schakowtkoi ist auch als Biographie nicht wichtig; der über Schloss Neuhausen völlig unbedeutend), scheint um so mehr zu beklagen, da diess ein solchen Instituten vorzugsweise angehörender Bezirk, und dessen fleissiger Anbau hier besonders wünschenswerth scheint.

L.

Berlin u. Posen, b. Dieterici u. Mittler: *Lustgänge in die Reiche der Natur, des menschlichen Lebens, der Geschichte und der Dichtung.* Ein Lesebuch zur Unterhaltung und Belehrung von *A. Zürnack,* Erziehungsdirector am königl. Potsdam. grossen Militärwaisenhause. Mit zwey Kupfern. 1821. VI u. 221 S. 8. (20 gr.)

Dem Vf. sind die Gegenstände in den bisherigen Lesebüchern für die heranwachsende Jugend „nicht interessant genug, oder in der Darstellung zu kurz und unbefriedigend, oder zu breit und oberflächlich, oder zu wissenschaftlich, gelehrt und trocken" vorgekommen; er glaubt diese Übelstände durch folgende Gaben zu beseitigen: *Gesellschaftliche Vereine der Bienen, Ameisen und Termiten* (das Paaren derselben ist wohl kein Gegenstand für die neugierige Jugend). Die *drey Völkerschlachten bey Chalons, Tours, Lignitz; frühreife Gelehrte* und *Legenden.* Dass dabey etwas Vorzüglicheres geleistet werde, als durch andere zweckmässige Compilationen, ist zu bezweifeln.

M.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Prag,* b. Calve: *Trost und Beruhigung in Gesängen* von *W. F. Wellcha.* Mit Titelkupfer. 1820. IV u. 172 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Es sind meist religiöse oder moralische Betrachtungen, die hier in verschiedenen poetischen Formen ausgesprochen werden, und Rec. will gern glauben, dass dadurch Gemüther, welche nicht gewohnt sind, Trost und Beruhigung in sich selbst zu suchen, Beides finden mögen. Von eigentlicher Poesie findet sich aber nur selten eine Spur, und im Allgemeinen ist auch die Form nicht gelungen zu nennen.

L.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1821.

LITERATURGESCHICHTE.

Zürich, b. Orelli, Füſsli u. Comp.: *Beyträge zur Geschichte der italiänischen Poesie* von *J. Kasp. von Orelli.* 1810. 1 Heft. 148 S. 2 Heft. 140 S. in 8.

Unter den Literaturen des neueren Europa steht die italiänische Poesie durch den Reichthum ihrer Hervorbringungen, das ferne Alter ihrer noch stets verehrten und gelesenen Gründer, die Vortrefflichkeit ihrer besten Erzeugnisse, und den reizenden Wohlklang der Sprache, in einem ausgezeichneten Glanze da. Sie ist deshalb ungemein belohnend für Jeden, der sie näher zu kennen und zu verstehen sich bemüht: und wie verbreitet die Liebe zu ihr unter den Deutschen ist, beweisen die vielen unter uns erschienenen Ausgaben und Übersetzungen italiänischer Dichter. Aber eben jener, bey Weitem noch nicht hinlänglich unter uns gekannte und gewürdigte Reichthum, neben dem der Mangel an gelungenen Werken der tragischen Muse noch eine genügende Erörterung erwartet, ist überaus einladend zu einem *näheren Studium* des Umfanges der italiänischen Dichtkunst in ihren minder bekannten Denkmalen, ihre neuesten Hervorbringungen nicht ausgeschlossen. Wer in diesem Felde der Untersuchung sich umzusehen Vergnügen findet, um das Bild zu vervollständigen, welches die Allen zugänglichen Dichter uns gewähren: der wird manches Belehrende und Unterhaltende in in den *Orelli*'schen *Beyträgen* antreffen, welche, die Spuren der schweizerischen Mundart in mehreren Sprachformen abgerechnet, durchgängig von einer gesunden Kritik und nicht oberflächlichen Kenntniſs der behandelten Gegenstände zeugen. Wir wollen diese der Reihe nach anführen, und mit einigen Bemerkungen begleiten.

I Heft. 1) *Geschichte der italiänischen Poesie von ihrem Ursprunge bis auf Dante.* Die italiänische *geschriebene* Poesie ist die jüngste aller romanischen und germanischen; der glaubwürdigen Sage (bald nach 1300) zufolge wurde sie zuerst in *Sicilien* gebildet; leider aber ist von den ältesten Sicilianischen Gesängen nichts übrig, als ein Dialog des Dichters mit der Geliebten um 1193. Zu dieser Sicilianischen Schule zählt Hr. *v. O.* S. 19 den Kaiser Friedrich II, dessen Canzone man doch wohl billig mehr der italiänischen Poesie der *Bologneser* und Toscaner zueignen würde, der ja auch die, hier gar nicht einmal erwähnten, geistlichen Minnelieder des h. Franciscus von Assisi († 1226) angehören. Der Vf. führt uns hierauf die vorzüglichsten alten Dichter vor, von 1260 — 300, die meisten ganz das, was unsere alten Minnesinger waren, wie denn die beiderseitige Homogenität in dem Geist dieser Poesie, Gefühl und Ideen Jedem auffallen muſs, der auch nur die nachher folgenden *Proben* aufmerksam liest, und der die Werke unserer Minnedichter genauer kennt. Hr. *v. O.* hat nicht bloſs diese, gewiſs einladenden Beziehungen völlig umgangen; er hat auch in den letzten Absätzen, nach unserer Meinung, ein keinesweges gerechtes Urtheil über diese ältesten italiänischen Dichter gefällt, deren einfach-schöne Lieder und Sonette, in ihnen nur „einförmige Manier" findend, er herabsetzt, um die folgenden groſsen Poeten, Dante und Petrarcha, desto mehr zu erheben, die doch ohne Jener Vorgang *das* gar nicht geworden wären. Man sieht also, daſs hier ein irriger Begriff von Originalität obwaltet, da der Vf. das wahrhaft Originale so sehr verkennt. Wir begreifen vollends nicht, wie jene Anklage zu begründen wäre S. 56: „Diese Dichter schöpften nicht aus der Natur und dem wirklichen Leben, sondern stets aus jenem künstlichen, welches die Frauen und Ritter sich geschaffen hatten, um *ihrem Treiben* einige Bedeutung zu verleihen. Nie überrascht uns ein männlicher oder tiefer Gedanke, sondern sie wiederholen selbst dieselben alltäglichen [es ist nicht die Schuld der Dichter, wenn *uns* alltäglich vorkommt, was ihnen zu denken und zu dichten das Liebste war], und drehen sich auf tausend Weisen, bis sie alle *Evidenz* und Wahrheit verlieren. Selten nur singen sie von sinnlicher Liebe: denn der herrschenden Denkart nach hätten sie damit ihre Reimen entheiligt; und eben so wenig ist es die höhere geistige Liebe der Platoniker oder Petrarcas." (Es ist eben die natürliche Liebe.) Wie kann der Vf. uns glauben machen, diese Dichter hätten „nur zu selbstgeschaffenen Phantasmen geseufzt, von deren Nichtdaseyn in der Wirklichkeit sie, gleich uns, überzeugt waren." In einer Zeit, wo noch so gar wenig geschrieben wurde, muſste es doch wohl demjenigen, der nicht des Broderwerbs, wegen oder aus bloſser Schreibsucht dichtete, Ernst mit dem seyn, was er in Versen zu sagen Vergnügen fand. Jene Verehrung gegen die Geliebten (ob Mädchen oder Frauen, gilt hier gleich) beweist hier gerade, daſs sie so verehrt wurden. Hat doch das weibliche Geschlecht nur in dem Maſse höheren Reiz und Werth, als es von den Män-

nern werth gehalten wird; wo der Mangel dieser Achtung allgemein wird, kann nie eine junge Person zu waher Liebenswürdigkeit gelangen, wobey denn natürlich *beide* Theile einbüssen. Der Vf., der hier nur Phantasmen voraussetzt, und den Werth jener ursprünglichen Einfachheit und Wahrheit, oder, richtiger noch, Feinheit der Empfindungen und Ideen verkennt, fährt fort: „auf ähnliche Weise verhält es sich mit der Verbindung und dem Gange der Gedanken; es ist durchweg ein kindisches Stammeln, dessen Sinn *nie klar wird*, und das auch nicht verdient, mühsam gedeutet zu werden." — Was der Vf. sodann über die Verskunst der altitaliänischen Poeten S. 59 vorbringt, ist sehr ungenügend, wie er denn vorher schon „jene unzähligen Künsteleyen mit Reim und Metrum" für eitles Spiel erklärt. Sonst bemerken wir zu diesem Aufsatze, dem es an anderweitigen treffenden Beziehungen nicht fehlt, noch Folgendes: S. 37. Brunetto Latini's Naturgeschichte (im *Tesoro*) „oft in sonderbarer Ordnung," ohne Zweifel der alphabetischen. S. 39. Sein *Pataffio*, bunte Reihe florentinischer Sprichwörter, soll so viel seyn, als *Epitaffio;* sehr unglaublich; was hätte dieses Wort mit jenem *Patois* zu schaffen? — 2) *Proben der Rime antiche* (als Anhang zu No. 1). Gedichte von Ciullo, Friedrich II, seinem Canzler, Petrus de Vineis, Folcacchiero, Guinicelli, Guitton d'Arezzo, Brunetto, dem trefflichen Guido Cavalcanti, Ubaldini (diese Canzone, nach Hn. *v. O.* S. 47, für das schönste Erzeugniss der altitaliänischen Poesie anzusehen, ist ein blosses Gemälde, ohne alle Beziehung auf irgend eine höhere Idee); Dante da Majano, nebst Antwort der Monna Nina, Jacopone da Todi (bey dem die vorgesetzten beiden Zeilen das sogenannte *Refloit* jeder Strophe bilden, was nicht jeder Leser von selbst bemerken wird). Über die Ausgaben dieser Gedichte folgen sodann literarische Nachweisungen, woraus jedoch ihr gegenseitiges Verhältniss nicht klar wird. Zuletzt noch: *Saggi di antichissima prosa Toscana.* In jenem Aufsatze sind einige Werkchen des Albertanus, unter Kaiser Friedrich II *Giudice di Brescia*, nicht erwähnt, die damals in das Italiänische übersetzt wurden, und uns wenigstens eben so alt zu seyn scheinen, als die Prosa des Brunetto Latini; die einzige Ausgabe 1610 ist offenbar, wie auch die Vocabularisten der Crusca angeben, willkührlich modernisirt, wie die Vergleichung des einen Tractats *de arte loquendi et tacendi* in einer sehr lacerirten Münchner Handschrift, aus dem XIII Jahrhundert zeigt, von der wir den Anfang hersetzen: „*Loncominciamento el meçço da fine del mio dire sia la gratia del s. spirito impercio che molti errano nel parlare e non e niuno chella sua lingua possa domare. Sicome testimonia messere S. iacopo apostolo che dice bestie eucelgli esserpenti si possono domare a la natura vmana essi domono. Ella lingua dell uomo pochi sone chella possano domare. Onde io albertano vna picchola dottrina sopra al tacere e sopra al parlare compresi in sei parole tauedrai figluolo mio stefano abbo procurate dinsegnare.*" Der ungebildete Charakter dieser Prose läst von selbst den Schluss auf ihr hohes Alter machen. (Rec. kann übrigens die Spur einer noch weit früheren geschriebenen italiänischen Prose nachweisen. In der Zuschrift an Arnald, Abt von Clairvaux, vor den ungedruckten Reden des Papstes Innocenz III, 1198 — 1216, findet sich folgende Stelle: — „*quosdam sermones ad clerum et populum nunc litterali nunc vulgari lingua dictavi,*" wo offenbar die literale oder lateinische Sprache der damals im Kirchenstaat gesprochenen entgegengesetzt wird.) — 3) *Kritischer Versuch über die vorgeblichen Veglie von T. Tasso.* Dieser Aufsatz erreicht ganz seinen Zweck, jene, auch verdeutschten, *Veglie* als ein untergeschobenes neueres Product zu entlarven; Rec. waren sie bey ihrer ersten Erscheinung, als eine modern-sentimentale Nachäfferey des Werther, höchst widerlich, und er konnte nicht begreifen, wie man durch derley Schreibereyen sich täuschen lassen mochte. Leichter wäre dieses bey den Poesieen der *Clotilde* möglich gewesen, deren Verfasser unter Anderem durch die Übersetzung der griechischen Ode der Sappho, von der um 1490 in Frankreich gewiss kein Mensch je gehört hatte, sich selbst sein Spiel verdarb. Beygefügt sind einige im Wahnsinn wirklich von Tasso gedichtete Sonette, und eine (unbegreiflich bis 1809 unedirte) treffliche geistliche Canzone von ihm, *La Sposa de' sacri Cantici.* — 4) *Michelangelo Buonarruoti als Dichter.* Ein kurzer Aufsatz über die Sonette u. s. w. des grossen Mannes, deren mehrere beygefügt sind, einige darunter durch eigenthümliche, erhabene Ideen von so hohem Werthe, dass Berni mit Recht den übrigen Dichtern jener Zeit zurufen konnte:

Ei dice cose, e voi dite parole.

II Heft. 1) *Leben Gius. Parini's, aus dem Ital. des Franc. Reina.* Diese biographische Schilderung, deren Übersetzung Rec. bey angestellter Vergleichung in einigen gar nicht „evidenten" Ausdrücken keinesweges ganz genügend fand (was sollen z. B. S. 44 die Worte Ökonomie, Distinkzion?), gehört ganz hieher, da sie uns mit einem Manne näher bekannt macht, dessen Einfluss auf die neuere italiänische Poesie unverkennbar ist, die seitdem statt der süsslichen Feinheit des Metastasio und der lockeren, durchsichtigen Leichtigkeit eines Casti u. A., dem Reichthum und der Bündigkeit der Gedanken, und einem kräftigen poetischen Ausdruck mit so vielem Glück nachgestrebt hat, bis dort vor wenigen Jahren die Übersetzung der dramaturgischen Vorlesungen *A. W. Schlegel's* den seltsamen Streit zwischen den Classikern und Romantikern erregte, und hier zu Tragödien ganz neuer Art Anlass gab, zu denen die französische Convenienz-Sclaverey sich bis dahin noch nicht zu erheben vermochte. — Jene schöne Biographie des achtbaren, republicanisch gesinnten, aber durchaus rechtlichen Parini, der den Plutarch „den grössten Biedermann unter den Alten" (*il più galantuomo degli antichi scrittori*) nannte, wollte Hr. *v. O.* nicht bloss als fremde Arbeit geben; er fügte S. 60 — 79 eine Reihe interessanter literarischer und kritischer Anmerkungen bey, worin die dem Schatten Parini's (st. zu Mailand 1799) von *Monti* zugelegten Worte über die nichtswürdigen Wortführer der cisalpinischen Republik, so wie Bramieri's treffendes Urtheil über den Charakter

der Parinischen Oden S. 71 uns besonders angezogen haben. (Eine Anekdote, die den persönlichen Charakter des Dichters bezeichnet, verdient hier ausgehoben zu werden. Parini, der früherhin in seinen berühmten Tagzeiten das fade, leere Treiben des Mehrtheils des italiänischen adeligen Volkes so geistreich dem Spotte bloßgestellt hatte, wurde später zum Mitgliede des republicanischen Magistrats erwählt. Damals, erzählt Reina, „*volevasi da un furibondo fargli gridare in pieno Teatro: morte agli aristocratici! ed egli: viva la republica; morte a nissuno! con voce sì terribile, che l'audace ammutolì.*") — Als Anhang auch hier einige Gedichte Parini's, worunter die Ode „*la caduta*" mit Recht nicht fehlt; statt der anderen, *La Musica* (gegen die Abscheulichkeit des Castratenziehens), wo das widerliche Thema immer nur zu dem Tone einer abhandelnden Strafrede führen kann, würde hier besser die Ode auf den braven Meister Sacchini stehen. Die gewagten Inversionen darin sucht Reina S. 36 zu rechtfertigen, als ob nicht jede geistreiche Entfernung von der Wortfolge der Prose zu den poetischen *Tugenden* gehorte, die die edle italiänische Dichtkunst auch darin über alle Französeley erheben. Sonst veranlaſst uns S. 14 die Sorgfalt, welche Parini auf die kunstgemäſse Structur der *Versi sciolti* verwandte, zu dem Wunsche, daſs doch diese Stelle von unseren vielen dramatischen Dichtern möchte beherzigt werden, die sich ihre oft elend gegliederten und ohne Haltung sich fortwindenden reimfreyen Jamben so leicht und bequem machen. Von dem bekannten Dichter Frugoni erzählt uns Reina, daſs er beym Lesen des *Morgens* (1763) ausgerufen habe: „Ist's möglich! Jetzt seh' ich, daſs ich's nie verstand, *Versi sciolti* zu machen, ob ich mir schon nicht Wenig darauf zu Gute that." Ein „merkwürdiger Briefwechsel über die Structur der *Sciolti*," der hierauf zwischen Beiden entstand, ist auch, zu *unserem* Bedauern, mit anderen Briefen Parini's durch Gott weiſs welche Barbaren (S. 14) verbrannt worden. — 3) *Versuch über den Gang der neueren lateinischen Poesie in Italien, und die Gedichte Girolamo Fracastoro's insbesondere.* Für Rec., der schon 1800 die Vertheidigung der neueren lateinischen Dichter in einer eigenen Dissertation versuchte, war dieser Aufsatz von doppeltem Interesse. Es könnte scheinen, daſs er nicht in *diese* Sammlung gehöre; allein seine Aufnahme rechtfertigt die S. 103 näher bezeichnete Einwirkung der neueren lateinischen Poesie auf die gleichzeitige italiänische, besonders der nach Leo X benannten Epoche (in ihrer Ausdehnung von 1500 — 50), welche Einwirkung in Deutschland nicht Statt finden konnte. Ganz übersehen hat der Vf. in der früheren Periode das ohne Zweifel näher liegende Verhältniſs der gereimten lateinischen Gedichte, über die Rec. nicht das von ihm S. 97 gefällte Urtheil ausdehnen möchte: daſs „im Ganzen die neue lateinische Poesie bis 1500 für uns nicht den geringsten ästhetischen Werth mehr hat." Wenn dieser bey allen, den Alten genau nachgeahmten Weisen wenigstens problematisch erscheint, da die bloſse Künstlichkeit einer nachgeahmten, fremden Bildung keinen selbständigen Werth haben kann, und deſshalb in gewisser Rücksicht immer unerfreulich seyn muſs: so möchte man dagegen fragen, ob nicht ein Gedicht, wie z. B. der Wettstreit der Phyllis und Flora, durch die künstliche Form, den reichen poetischen Ausdruck und die eingewebten bunten Blumen des Lebens des Mittelalters ganz geignet ist, in dem vorbereiteten Leser die Wirkung eines ästhetischen Products hervorzubringen. (Jener Wettstreit der beiden Fräulein über den Vorzug ihrer Geliebten — der Eine der *Ritter*, der Andere der *Clericus* — in dem Versmaſs des „*Meum est propositum*," in *v. Aretin's* Beyträgen, 1806. II, 302 — 9, hat sich vollständig nur noch in der Vaticanischen Bibliothek erhalten, wie wir erst kürzlich erfahren.) — Nachdem der Vf. uns die Reihe aller namhaften lateinischen Dichter Italiens, von dem Henricus Septimellensis (1190) bis auf Ceva's *Jesus puer* und die eleganten Übersetzer Homers und Hesiods, Cunichius und Zamagna vorübergeführt hat, wendet er sich zu dem vortrefflichen Veronesischen Arzt, Gir. Fracastoro, über dessen Leben, Studien und Gedichte, vorzüglich die Syphilis, hier näherer Bericht gegeben wird. Wie sehr die unzeitigen Einmischungen mythologischer Ideen, die bey den Alten sogleich von *Allen* verstanden wurden, bey jenen neueren Dichtern nur eine unlebendige Gelehrsamkeit, der sie selbst nicht Herr werden konnten, beurkunden — selbst Parini's Beyspiel und Monti's Fürsprache machen hier die Sache nicht besser — würde sich zeigen, wenn der Vf. auch von Fracastor einige Proben mitgetheilt hätte, z. B. die S. 131 gerühmte Epistel über den frühzeitigen Tod seiner beiden Söhne, oder die Beschreibung der ihm zugehörigen Villa am Gardasee, darin seine Beschäftigungen mit den geliebten Knaben, die er Nachts auf einem Hügel alle Gestirne kennen lehrte. In den schlecht gedruckten *Deliciae Poetarum Italorum* von *Jan. Gruter* wird wohl schwerlich jetzt Jemand diese Denkmale eines sonst so gebildeten edlen Geistes zu lesen Lust haben, dessen hohe Verehrung sich in der Epistel von Ipp. Pindemonte 1803 so warm ausspricht. Wir nehmen sie hier S. 135 um so williger auf, da für uns in jener Abhandlung ihr der beste Commentar vorangegangen ist.

Wir bedauern, unsere Anzeige schon hier abbrechen zu müssen, da es dem Vf. nicht gefallen hat, seine Beyträge seitdem weiter fortzusetzen, so einladend auch noch so mancher bis dahin unbearbeitete Stoff würde gewesen seyn, z. B. die vielen *vor* Ariosto in Italien gesungenen oder recitirten romantischen Gedichte aus dem Sagenkreise von Karl dem Gr. und seinen Paladinen, worüber wir neulich ein eigenes Werkchen von Hn. *Fr. W. V. Schmidt* erhalten haben. Mehr als eines dieser Gedichte, namentlich der Ogier von Dänemark, würde der Mühe werth seyn, in deutsche Ottaven, wo nicht ganz, doch theilweise, übersetzt zu werden, welches unstreitig ein erwünschteres Unternehmen seyn dürfte, als die Wiederübersetzung des Ariosto, die wir, bey den werthvollen Leistungen des Hn. *Gries*, für keinen so groſsen Gewinn unserer Literatur ansehen können, da schwerlich ein unparteyischer Prüfer dem neuen Orlando hinsichtlich der Nettigkeit des Ausdrucks und

des Wohlklanges der Verse den Vorzug vor *jenen* zugestehen wird. Besseres verheissen die Proben aus dem Tasso; und wer diesen uns *mit allen seinen Zierden* wieder darzustellen vermag, dessen Übersetzertalent darf es freylich verschmähen, an minder vollkommenen Werken sich zu versuchen.

B. J. D — n.

SCHÖNE KÜNSTE.

Wien, b. Wallishausser: *Turturell.* Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von *J. Ch. Baron Zedlitz.* 1821. 119 S. 8. (21 gr.)

Einzelne kleine Gedichte des Vfs., die Rec. schon anderwärts las, hatten seine Erwartungen, als er diese grössere Arbeit zur Hand nahm, einigermassen gespannt; er gesteht mit grosser Freude, dass diese Erwartungen bey Weitem übertroffen worden sind. Die Bemerkung, dass der Verfasser eines Trauerspiels wirklich *Dichter* sey, ist leider heutzutage gar nicht überflüssig, und so mag sie denn in Bezug auf das vorliegende hier stehen, durch welches der Dichter zugleich beweist, dass man sich eben nicht immer vom Schwachen oder Mittelmässigen zum Gelungenen empor zu arbeiten brauche, sondern auch gleich mit dem Trefflichen beginnen könne.

Wir wollen das Stück nicht skelettiren, sondern nur im Allgemeinen bemerken, dass der einfache, von Schicksalsspuk, wie von dem bürgerlich-traurigen Gewimmer freye Plan sehr gut zu dem „dunkelen Zeitengrund" passt, in welchen das Stück gelegt ist. Auch die Charaktere, an sich richtig gedacht und consequent durchgeführt, entsprechen ganz dem Geiste dieser Zeit, und man fühlt es deutlich, dass sie eben so seyn mussten, um hinein zu passen. Eine grosse Zierde des Stücks ist endlich die wahrhaft poetische, doch nicht mit Flitterstaat prunkende Sprache. Was man gewöhnlich *schöne Stellen* nennt, findet sich freylich nicht darin: denn das Ganze geht in gleichmässig würdiger Haltung an uns vorüber, und Rec. würde wirklich wegen der Wahl in Verlegenheit seyn, sollte er einige Stellen zur Probe ausheben. Im Einzelnen ist er nur sehr selten auf eine Wortfügung u. dgl. gestossen, die ihm missfallen hätte.

Man kann sich beym Lesen dieser Dichtung schwer einer Bemerkung über das Schicksal von Bühnenstücken enthalten; das vorliegende ist schon vor 2 Jahren im Burgtheater zu Wien, also von tüchtigen Schauspielern dargestellt worden, und die Posaune, die sonst wohl von dort herschallt, hat sich fast gar nicht vernehmen lassen. Freylich springt hier keine Dame mit Grazie ins Wasser (es wird bloss ein Mädchen ausserhalb der Scene hineingestürzt), und die Kälte der Zuschauer wird nicht durch bengalisches Feuer, sondern durch Poesie vertrieben.

Mg.

KLEINE SCHRIFTEN.

Literaturgeschichte. *Leipzig*, b. Brockhaus: *Leben des Grafen Ludwig Friedrich Victor Hans von Bülow, königl. preuss. Staats- und Handels-Ministers.* 1821. 92 S. 8. (14 gr.)

Der Graf v. Bülow gehört zu den genialesten Geschäftsmännern der neuesten Zeit; seine Wirksamkeit war, besonders in dem Königreiche Westphalen, gross; sein Sturz in demselben konnte ihm nur zur Ehre gereichen, die durch die auf ihn folgenden Verhältnisse nur noch erhöht wurde. Seine Wirksamkeit im preussischen Staate ist ebenfalls, zu verschiedenen Zeiten, nicht gering gewesen; und so gehört er gewiss zu denjenigen öffentlichen Charakteren, die einer Lebensbeschreibung wohl würdig waren, und da die gegenwärtige, dem Vernehmen nach, von dem Hn. Dr. *Cramer* zu Halberstadt abgefasste, sich durch eine weise Mässigung im Lobe des Hn. v. B. und im Tadel seiner Feinde auszeichnet, auch in jeder Hinsicht als gut gerathen angesehen werden kann: so ist kaum zu zweifeln, dass sie von den verschiedenen Parteyen, wenn auch nicht mit gleichem Wohlwollen aufgenommen, doch mit Ruhe und Interesse gelesen werden wird. — Der jetzige *Minister und Graf von Bülow* ist ein Sohn des lüneburgischen Landschaftsdirectors Friedr. Ernst v. Bülow, auf Essenrode, und einer v. Behr. Er wurde am 14 Jul. 1774 geboren. Seine erste Bildung erhielt er auf der Ritterakademie zu Lüneburg, und studirte nachher vier Jahre zu Göttingen. Er wählte den preussischen Dienst, in welchem er an dem jetzigen Staatskanzler, Fürsten v. Hardenberg einen nahen Verwandten und Beschützer hatte. Zuerst Assessor bey der bayreuthischen Cammer, avancirte er bald zum Kriegs- und Domainen-Rath bey dem Generaldirectorium zu Berlin, und wiederum nicht lange nachher (1814) zu dem bedeutenden Posten eines Präsidenten der Kriegs- und Domainen-Cammer zu Magdeburg. Er war 29 Jahre alt, als er auf diesen Posten gestellt ward. Hr. v. Bülow hatte unstreitig nicht gemeine Talente, und wandte sie auch auf eine ausgezeichnete Weise an; demungeachtet muss ein solches Avancement auffallen. Wie mancher ältere, gleich verdiente Geschäftsmann wird durch dasselbe tief gekränkt worden seyn! — Doch glücklich wäre die Menschheit, wenn Begünstigungen nur immer auf so ausgezeichnet brauchbare Männer fielen, als Hr. v. B. unstreitig war! — In wenigen Zeiten erntete er in Magdeburg Ruhm. Das Königreich Westphalen entstand. Hr. v. B. ward Staatsrath, und als Beugnot im April 1808 nach Frankreich zurückging, war die Wahl sehr schnell entschieden, wonach v. B., der das Präsidium in der Finanzsection des Staatsraths führte, zuerst vorläufig mit dem Portefeuille beauftragt, durch ein königl. Decret vom 8 May zum Minister der Finanzen, des Handels und des Schatzes ernannt wurde. Die Schwierigkeit seiner Finanzverwaltung ist bekannt, nicht weniger ist noch in dankbarem Andenken, dass deutsche Redlichkeit in ihm eine vorzügliche Stütze fand. Er war in dieser Hinsicht ein geschworener Feind der im Staatsrathe vorherrschen wollenden französischen Emporkömmlinge und ihrer unendlich weit mehr verächtlichen deutschen Anhänger. Doch diese siegten endlich bey dem schwachen, obwohl gutmüthigen Könige, zu dessen languischem Temperamente sich übrigens der Alles so ziemlich auf die leichte Achsel nehmende Finanzminister nicht übel passte, und v. B. erhielt, wie allgemein gesagt wird, unter thätiger Mitwirkung des (Rec. entscheidet nicht, ob mit Recht oder Unrecht) eben so sehr gehassten, als Bülow geliebt war, Staatsrath Malchus, seinen Abschied. B. trat in das Privatleben zurück (7 Apr. 1811). Die Cassel'schen Umtriebe, welche dieses bewirkten, sind mit Wahrheit, so viel Rec. weiss, doch vielleicht mit zu grosser Schonung, geschildert. Nun lebte v. B. auf seinem Essenrode seiner Familie, nicht ohne die Wirkung des Hasses seiner Feinde zu erfahren, bis ihn der gänzliche Umsturz der Dinge dem preussischen Staate zurückgab.

F....k.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1821.

RELIGIONSGESCHICHTE.

Hannover, in der Hahn'schen Hofbuchhandl.: *Über den Geist der Religiösität aller Zeiten und Völker* von *Johann Karl Fürchtegott Schlegel*, königl. hannöverscher (m) Rath und Consistorial-Secretär. Erster Theil. Mit einem Titelkupfer. 1819. XLIV u. 319 S. Zweyter Theil. 304 S. 8. (2 Rthlr. 18 gr.)

Eine prüfende Vergleichung der verschiedenen Religionen in Rücksicht des darin herrschenden Geistes der Religiösität, wie sie hier Hr. *Schlegel*, ein Bruder von *August Wilhelm* und *Friedrich von Schlegel*, angestellt hat, muss, wenn sie mit gehöriger Sachkenntniss und Unparteylichkeit angestellt wird, nicht bloss als Befriedigung der Wissbegierde, die an und für sich schon hinlänglicher Zweck seyn würde, sondern auch zur Erforschung und Befriedigung des ächten Geistes der Religiösität, dem Forscher um so willkommener seyn, da die Geschichte der religiösen Meinungen und des Einflusses, den sie erlangt haben, unstreitig den wichtigsten Theil der Menschheit umfasst, und bey dem weiteren Verfolge für letztere sowohl, als für die Religion selbst sehr wichtige Resultate herbeyführt. So viel hier auch im Einzelnen vorgearbeitet war: so ist doch, so viel Rec. weiss, eine solche Vergleichung noch nicht in dem Umfange angestellt worden, wie hier geschieht, und der Vf. verdient daher Dank, dass er sich einem so mühseligen, aber verdienstlichen Unternehmen mit so vielem Glücke unterzog, wobey wir ihm das Zeugniss geben müssen, dass er in dieser Schrift eine grosse Belesenheit gezeigt, mit vielem Fleisse gesammelt, mit Scharfsinn geprüft, und die Resultate seiner Prüfung mit Klarheit und Anschaulichkeit dargelegt hat. Obgleich die eigenen Ansichten des Vfs. nicht durch ihre Neuheit und Originalität überraschen, so zeichnen sie sich doch durch ein höheres Verdienst, durch ihre Richtigkeit, aus, — ein Verdienst, das in unseren Zeiten um so mehr Werth hat, da die Sucht nach Originalität so manche Hypothesen zu Tage fördert, welche vor dem Lichte der besonnenen Untersuchung nur zu bald, wie bunte Seifenblasen, zerrinnen. — Schon die reichhaltige Vorrede, in welcher der Vf. sich nicht nur über Plan und Zweck seiner Schrift weitläuftig erklärt, sondern auch über die vorhandenen Vorarbeiten, die er benutzt hat, mehr oder weniger ausführliche Nachrichten ertheilt, und manche treffliche Winke darüber giebt, wie Untersuchungen dieser Art anzustellen seyn dürften, verdient gelesen und sorgfältig geprüft zu werden. Mit patriotischer Freude es rühmend, dass unter denen, die sich das Verdienst erworben haben, über die religiösen Ideen und Gebräuche mehrerer Völker, besonders auch der ersten Urvölker, ein helleres Licht zu verbreiten, die Deutschen sich vortheilhaft auszeichneten, nennt er dankbar unter diesen auch seinen verewigten Vater, *Johann Adolph Schlegel*, und seine oben genannten Brüder. Auch Rec. würde es für einen Gewinn halten, wenn Hr. *Karl August Moritz Schlegel*, von dem sein Bruder nicht ohne Grund rühmt, dass sein ganzes Streben dahin gehe, den Zeitgeist für die Christusreligion zwar zu benutzen, aber zugleich sie vor dessen verderblichem Einflusse zu bewahren, durch den Wunsch desselben bewogen würde, eine Lücke, die dieser, sein Unvermögen bescheiden eingestehend, gelassen hat, auszufüllen, und den aus der jüdischen und christlichen Religion hervorgehenden Geist der Religiösität in allen seinen Gestalten und Zweigen darzulegen, — ein Unternehmen, wodurch er sich gewiss auf den Dank Vieler gerechte Ansprüche erwerben würde. — Die Sprache in der vorliegenden Schrift ist grösstentheils einfach und ruhig; doch zeichnet sie sich zuweilen durch eine grössere Lebhaftigkeit und durch ein blühenderes Colorit aus. Frauen, obgleich der Vf. auch für diese seine Schrift bestimmt hat, möchten wir sie jedoch nicht empfehlen; wenigstens würde uns für die Weiblichkeit der Frau bange werden, welche bey der Lectüre derselben nicht ermüdete. — Manche Spuren trägt übrigens diese Schrift, welche das Geständniss des Vfs. bestätigen, dass er nur in Nebenstunden an ihr gearbeitet habe, und durch andere Arbeiten unterbrochen worden sey, und man darf es ihm daher um so weniger zur Last legen, dass er Wiederholungen nicht immer sorgfältig genug vermieden hat. — Einige grammatikalische und orthographische Fehler, die uns vorgekommen sind, halten wir für Druckfehler, obgleich wir sie in dem angehängten Druckfehlerverzeichnisse nicht bemerkt finden.

Da die Schrift des Hn. *Schl's.* wahrscheinlich schon in den Händen vieler Leser sich befindet: so würde ein weitläuftiger Auszug aus derselben zu spät kommen, um zum Lesen derselben einzuladen, und wir begnügen uns daher damit, den Inhalt derselben kürzlich anzuzeigen, wobey es uns zugleich erlaubt seyn wird

Einiges zu berühren, worin wir mit dem Vf. nicht völlig einverstanden sind.

Erster Theil. Über den Geist der Religiösität im Allgemeinen. S. 1 — 22. Wenn der Vf. sich gegen die Behauptung von *Meiners* erklärt, dass die Menschen viel besser und glücklicher ohne alle Religion gewesen seyn würden, als mit einer unvollkommenen Religion: so möchte doch das: *Quantum religio potuit suadere malorum!* dieser Behauptung vielen Schein geben. — Sehr richtig ist die Bemerkung des Vfs., dass es Übereilung gewesen sey, wenn man behauptet habe, dass unter mehreren rohen Völkern sich keine Spur von religiösen Ideen finde; sorgfältigere Untersuchung hat noch immer das Gegentheil gezeigt, und Cicero's bekannten Ausspruch bestätigt: *Inter omnes omnium gentium constat (omnibus enim innatum est, et in animo quasi insculptum) esse Deos.* Nur bey Völkern, die zwar der Rohheit entwachsen, aber in die äusserste Verderbniss zurückgesunken sind, kann die Religiösität und der religiöse Sinn gänzlich zu verschwinden scheinen; doch lehrt auch hier die Erfahrung, dass Viele, die am hellen Tage sich mit ihrer Starkgeisterey brüsten, um Mitternacht vor Gespenstern zittern; es nimmt, wie die schon vollendete herrliche *Elisa von der Recke* sagt, der Geist auf dem Sprunge zum Unglauben, für den Fall des unvertilgbaren Bedürfnisses, einen guten Vorrath von Aberglauben mit. — *Über die Religiösität der Urvölker in ihrer ersten Rohheit, deren Entstehung, und allmähliche Entwickelung.* S. 22 — 145. Wir sind mit dem Vf. darin einverstanden, dass schon das blosse Bewusstseyn einer dem menschlichen Körper einwohnenden Seele, auf welches Bewusstseyn der Mensch vielleicht zuerst durch Träume geführt worden, auf den Glauben an die Gottheit hinleite, und zwar ohne eigentliche Speculation ganz sinnlich darauf hinleite. So mühsam auch oft dem Anscheine nach das Leben des Naturmenschen sey, so habe es doch für ihn einen eigenthümlichen Reiz, der ihn Alles dulden lehre, und der Tod müsse ihm daher um so schrecklicher seyn. Er könne sich daher nichts Anderes vorstellen, als dass die Seele nach dem Tode anders wohin gegangen, wonach bey dem rohen Naturmenschen der Glaube an Unsterblichkeit dem Glauben an die Gottheit vorangegangen sey. Auch bey dem Philosophen entwickelt sich ja, wie Rec. anderswo dargethan zu haben glaubt, erst aus dem Glauben an Unsterblichkeit der Glaube an Gott. — Dass aber, wie der Vf. behauptet, zu den Leugnern der Unsterblichkeit die Sadducäer bey den Juden gehört haben, möchte sich im Allgemeinen nicht mit Sicherheit zeigen lassen; wenigstens hatten sie ihren Stifter darin gewiss nicht zum Vorgänger. — Zur Erklärung des Trotzes der rohen Völker gegen ihre Götter, wenn diese ihre Wünsche nicht erfüllen, dem selbst etwas Religiöses zum Grunde zu liegen scheint, möchte schwerlich das von dem Vf. angeführte Beyspiel des Claudius Pulcer dienen, der die heiligen Hühner, da sie nicht fressen wollten, mit den Worten ins Wasser werfen liess: „Wenn ihr nicht fressen wollt, so sollt ihr saufen," da das Betragen des Römers wahrscheinlich aus Unglauben und Irreligiösität hervorging. Jener Trotz entsprang wohl nur aus dem Unwillen des rohen Menschen, der so leicht alle Schranken überfliegt, ohne dass er dadurch seine Religiösität im Geringsten zu gefährden glaubt, und vielleicht hofften sie auch, da sie sich ihre Götter ganz Menschen ähnlich dachten, durch Drohungen und Misshandlungen desto eher erreichen zu können, was sie durch Gebete und Opfer vergebens zu erreichen gesucht hatten. — Einverstanden sind wir auch mit dem Urtheile, welches Hr. *Schl.* über die bekannte Schrift: „*Über den Verfall des öffentlichen Religionscultus* von *Chr. Dassel*" fällt, dass sie einen allgemeinen religiösen Indifferentismus gleichsam idealisire, welches Ideal man gern China allein überlassen könne. Günstiger freylich, als Hr. *Schl.*, urtheilt über diese Schrift der Präsident eines geistlichen Consistoriums, der für die Aufrechthaltung der augsburgischen Confession, und für das Ansehn der symbolischen Bücher schrieb, in denen man schwerlich eine Rechtfertigung des Zwecks der *Dassel*'schen Schrift finden möchte. — *Über die Religiösität der Mexikaner mit Beziehung auf einige ähnliche Religionen in dem Zustande der Barbarey; besonders von Menschenopfern.* S. 143 — 181. Man findet hier viele treffliche Bemerkungen; besonders auch darüber, dass die Fortschritte der bildenden Kunst bey den Mexikanern nicht nach ihren Götterbildern, an denen keine Spur von Schönheit sichtbar gewesen sey, beurtheilt werden dürften, da ihre Religionsbegriffe ihnen nicht erlaubt hätten, hierin die geringste Änderung vorzunehmen. — Mit Recht wird die grausame Behandlung gerügt, welche die Mexikaner von ihren Überwindern erfahren haben. Jetzt dürfte hoffentlich auch über Mexiko eine neue und schönere Sonne aufgehen. — *Geist der Religiösität der alten Ägypter, sowie vom Thierdienste und den Mysterien überhaupt.* S. 182 — 262. So wenig es sich auch leugnen lässt, dass, wenn Dankbarkeit den Grund zu dem Thierdienste in Ägypten gelegt hätte, dieser Dienst zu beschränkt gewesen sey: so könnte es doch leicht seyn, dass diesem Dienste ursprünglich Dankbarkeit zum Grunde gelegen hat, und nur durch zufällige Veranlassungen die Aufmerksamkeit auf die heilig gehaltenen Thiere vorzüglich hingeleitet worden ist. — Obgleich wir eben so wenig, wie der Vf., glauben, dass durch den Apisdienst das Andenken des Patriarchen Josephs gefeyert worden sey, wegen seiner Deutung des Traumes von den sieben fetten und den sieben mageren Kühen: so lässt es sich doch wenigstens denken, dass in den ägyptischen Gebräuchen sich Beziehungen auf das Leben desselben finden, die wir nur aus Mangel an näheren Nachrichten nicht zu erklären wissen; es ist dieses sogar nicht unwahrscheinlich. — *Geist der Religiösität der alten Perser, vor und nach Zoroaster. Auch von der schwarzen und weissen Kunst.* S. 263 — 319. Der Vf. ist der Meinung, dass man nach einer Ähnlichkeit mit dem Christenthume in der Religion der Perser vergebens suchen werde, wenigstens wenn man diese Ähnlichkeit in den Lehrsätzen suche. Uns dünkt doch, dass die Lehren von der Erscheinung des Menschensohnes zum Gericht, von der Auferstehung von den Tod-

ten, von der Scheidung der Gerechten von den Sündern durch das Weltgericht, von der Vernichtung der alten Welt durch Feuer, von der Schöpfung der neuen Welt, wie auch schon vielfältig bemerkt worden ist, im Zend-Avesta aufs deutlichste dargelegt werden, und selbst die wörtliche Übereinstimmung mit den Aussprüchen des Heilandes wenigstens auffallend ist. Nach unserem Dafürhalten kann auch das Ansehen des Evangeliums und seines göttlichen Stifters nicht darunter leiden, dass man auch in anderen Religionen Spuren des göttlichen Geistes wahrnimmt, aus dem das Christenthum hervorgegangen ist. — Auch die Ähnlichkeit der Darunsfeyer mit unserem Abendmahle, worauf Hr. *Schl.* selbst aufmerksam macht, und die, so gross ist, dass beschränkte Eiferer darin eine Erfindung des Teufels sehen, um das Ansehen des Abendmahls zu verkleinern, hätte mehr hervorgehoben werden sollen. — So manche abentheuerliche Zusätze, die in den Zendbüchern dem reinen Golde beygemischt sind, machen dem uneingenommenen Forscher den hohen Segen des Christenthums sichtbar und fühlbar genug, ohne dass er nöthig hat, vor dem Golde, das sich auch in ihnen findet, seine Augen zu verschliessen. Insonderheit ist es der Glaube an Magie, den Zoroaster durch die Unterscheidung zwischen Goethie, oder verderblicher Magie, und Theurgie oder Thaumaturgie, oder der göttlichen Magie, nicht verdrängt, sondern deren Reich er dadurch noch erweitert hat, der den menschlichen Geist schwächt, ihn grausam, hartherzig und verfolgungssüchtig macht, wovon die Zendbücher mehrerere Beweise geben, und nicht nur jeder Betrügerey, sondern auch jeder Selbsttäuschung ein weites Feld öffnet.

Zweyter Theil. Geist der Religiösität der Hindu's, sowie überhaupt von der Seelenwanderung, Schwärmerey und Selbstpeinigung. S. 1 — 59. Auch wir sind der Meinung, dass die in der *Chartah Bahde* enthaltene grosse und erhabene Ansicht der Gottheit, das schöne Gebot der Menschenliebe, und selbst die zu einer heiligen Pflicht gemachte Schonung der Thiere einen religiösen, humanen und zarten Sinn einflössen müsse, so lange nur noch eine Spur von dem ächten Geiste dieser Religion übrig bleibt, und solche nicht ganz ausgeartet ist, so wie wir auch die Bemerkung sehr wichtig finden, dass nur der Geist ihrer Religion den Hindus entgegen gestanden habe, um in den bildenden Künsten zur höheren Vollendung zu gelangen, und die Kunst, da sie das Grenzenlose und Unbegreifliche darstellen wollte, in dem unmöglichen Streben untergegangen sey. — Die Schrift von *A. L. Richter: Das Christenthum oder die ältesten Religionen des Orients* (Leipz. b. Voss, 1819), nach welcher der Mosaismus in seiner reinen Urquelle zum Theil aus dem Bramaismus und Schiweismus Indiens geschöpft erscheint, und nach der Abram ein Collectivname für die gesammte Anzahl geflüchteter Brahmen, als der Bramaismus dem wilden Schiwaismus hatte weichen müssen, oder wohl gar der Gott Brama selbst seyn soll, zumal, da sich bey dem Namen seiner Gattin an Brama's Gemalin, Sarasvati, d. i. Frau Sara, denken lasse, hat Hr. *Schl.* noch nicht kennen, also auch nicht berücksichtigen können, und schwerlich würde er den kühnen, aber eben darum oft seltsamen Hypothesen dieses Vfs. beygestimmt haben, in denen Moses und die Propheten, und Jesus und die Apostel als Magnetiseurs vor uns auftreten. — Wer sollte übrigens nicht mit Hn. *Schl.* die Wehmuth über den tiefen Verfall eines Volkes theilen, das durch seine ursprüngliche Religion zu einer höheren Bestimmung berufen, und durch seine Lehren der Weisheit so hoch berühmt war, dessen Geist auf innere Beschaulichkeit und Religiösität gerichtet ist, und dessen edler und sanfter Charakter es vor so vielen anderen Nationen auszeichnet, der in seinen Dichtungen sich so anziehend offenbart! Rec. kann sich nicht der Hoffnung erwehren, dass, wie viele Hindernisse auch der verderbliche Castengeist, der diesem Volke eigen ist, dem in den Weg legen möge, das Christenthum, das ihnen jetzt durch treue Boten zugeführt wird, unter den Hindu's einen empfänglichen Boden finden werde. — *Geist der Religiösität der Chinesen und Tibethaner, besonders von den Religionen des Fohi, Fo und Lama. Schauplatz des Indifferentismus und der Hierarchie.* S. 60 — 106. Streng, aber gerecht ist das Urtheil, welches der Vf. über die Chinesen fällt, die ihm, trotz ihrer einseitigen Cultur, nur auf einer sehr niedrigen Stufe stehen. — Das Verdienst der christlichen Hierarchie um die Menschheit, wenn auch die angewandten Mittel nicht immer zu billigen seyn möchten, wird bey Gelegenheit einer Vergleichung mit der Hierarchie in der Religion der Lama's mit Einsicht und Unparteylichkeit gewürdigt, aber zugleich bemerkt, dass manches Institut, das zu seiner Zeit wahren Nutzen gestiftet hat, wenn der Zeitpunct seiner Hauptwichtigkeit einmal verflossen ist, in Ohnmacht zurücksinkt, und sein voriges Ansehn schwerlich wieder erlangt, — eine Bemerkung, die zur Beruhigung mancher ängstlichen Protestanten, bey den schlauen Bemühungen der römischen Curie in unseren Tagen, sich aufs Neue zu heben, dienen kann. — Finden wir gleich die Ähnlichkeit der lamaischen Religion mit der christlichen nicht so gross, wie man sie in neueren Zeiten gefunden hat: so hätten wir doch gewünscht, dass Hr. *Schl.* *Stäudlin's* Programm vom J. 1808 über diesen Gegenstand, das er weitläuftiger umgearbeitet im 3ten St. des 1sten Bandes des von ihm und *H. G. Tzschirner* herausgegebenen *Archivs für alte und neue Kirchengeschichte* geliefert hat, berücksichtigt hätte. — *Über den Geist der Religiösität der Griechen und Römer. Kampf der Philosophie, der Kunstvergötterung und des Aberglaubens.* S. 168 — 215. In Ansehung der Darstellung der griechischen Götterwelt begnügen wir uns, zu bemerken, dass der Vf. meistens mit *Voss* gegen *Winkelmann* und *Heyne* übereinstimmt, und erlauben uns auf die Bemerkung aufmerksam zu machen, dass der, welcher die griechischen Mythen als eine reiche Fundgrube anmuthvoller, geistiger Ideen ansieht, sicherlich sich nicht getäuscht finden wird, wohl aber der, welcher darin höhere Aufschlüsse über die Natur der Dinge aufsucht. — Wenn der Vf. äussert, dass die grössten Philosophen der Griechen, Sokrates und Plato, das Bedürfniss einer höheren Offenbarung

und die Sehnsucht danach gefühlt zu haben scheinen: so fügen wir hinzu, dass der gütige Schöpfer diese ihre Sehnsucht gewiss nicht unbefriedigt gelassen haben wird, und erblicken in ihnen heilige Seher und Propheten. — Was die Behauptung betrifft, dass die Griechen allein, ohne Beyhülfe einer höheren Offenbarung, sich zur Idee eines einzigen Gottes emporgearbeitet haben: so scheint uns aus der eigenen Darstellung des Vfs. zu erhellen, dass in mehreren Religionsbüchern der Parsen und Hindus diese Idee ebenfalls zum Grunde liegt, und mehr oder weniger deutlich ausgesprochen wird, obgleich sie bey ihnen eben so wenig, wie bey den Griechen, Volksglaube wurde, und ihr in anderen Darstellungen polytheistische Ideen beygemischt sind. — Der verschiedene Charakter der Griechen und Römer, und die daraus hervorgehende verschiedene Gestaltung ihrer religiösen Mythen und Gebräuche hätten einander mehr entgegengestellt werden sollen. Der Vf. hat freylich darauf aufmerksam gemacht, aber seine Äusserungen in dieser Rücksicht sind zu zerstreut von einander, als dass sich daraus ein Totaleindruck ergeben könnte. — Richtig ist die Bemerkung, dass die Vorliebe für Mysterien sich gewöhnlich sehr früh äussere, und selbst bey rohen Völkern vorhanden sey, wie man denn bey den Nordwestern in Nordamerika eine geheime Gesellschaft wahrgenommen hat unter dem Namen: *Wahon-kilscheva*, oder die freundschaftliche Gesellschaft des Geistes, bey welcher die Aufnehmungsgebräuche sehr feyerlich sind. — *Geist der Religiösität der Muhamedaner, und deren Werkheiligkeit, besonders in Beziehung auf die Türken.* S. 216 — 304. Dem Charakter des Muhamed lässt der Vf. alle Gerechtigkeit widerfahren; ein grosser Gedanke habe ihn ergriffen, und seine feurige Seele so mit sich fortgerissen, dass er Wahrheit und Täuschung nicht mehr zu unterscheiden vermochte. Doch würde es frevelhaft seyn, zwischen ihm und dem erhabenen Stifter der christlichen Religion in irgend einem Betracht eine Vergleichung anzustellen. — Wenn Hr. *Schl.* behauptet, dass der Islam als eine Religion von ganz eigenthümlichem Charakter erscheine, die aus sich selbst, und nicht aus dem Judenthume und Christenthume zu erklären sey, indem sie nicht nur in Ansehung ihrer Haupttendenz, sondern auch in Ansehung ihrer heiligen Sagen, Vorschriften, Gebräuche und zukünftigen Verheissungen und Androhungen gänzlich von ihnen, so wie von allen übrigen Religionen, abweiche: so begehrt er damit wohl nicht zu leugnen, dass sich in diesem Allen entfernte Ähnlichkeiten auffinden lassen, da er selbst dergleichen anführt; nur verlangt er wohl mit Recht, dass man daraus nicht sogleich auf eine gemeinschaftliche Quelle schliessen soll, da die Gesetze des menschlichen Denkens und die ähnlichen Verhältnisse zu den Aussendingen schon zur Übereinstimmung führen. — Das Vorgeben von einem von Muhamed mit den Christen abgeschlossenen Vertrage, oder der ihnen vermöge Testaments ertheilten Sicherheitsacte erklärt Hr. *Schl.* mit Recht für ein Mährchen, und wenn er sich nicht darauf einlässt, dass dieses Vorgeben, dessen Falschheit schon *Hugo Grotius* darthat, einige französische Gelehrte in neueren Zeiten wieder aufgewärmt haben: so wird man diess um so eher entschuldigen können, da ihre Gründe von der Art sind, dass sie keiner Widerlegung bedürfen.

Der Vf. schliesst seine Schrift mit folgenden Worten: „Nach einer mühsamen Wanderschaft durch die ganze Götterwelt ruhe ich hier am Grabe Muhamed's, mit heisser Sehnsucht nach ein(em) besseres (m) Land(e), den (dem) geheiligten Boden der Christenlehre hinschauend, welche als Lohn dieser langen Wanderschaft mit desto hellerem Glanze hervorstrahlt. Möge sie in ursprünglicher Reinheit auf dem ganzen Erdkreise ihren wohlthätigen Einfluss verbreiten, und ihre segensreiche Wirksamkeit nie und zu keiner Zeit gehemmt werden!"

Rec., in diesen Wunsch des Vfs. einstimmend, hofft auch da, wo er ihm nicht beystimmen konnte, und selbst, indem er die Schattenseite seiner Schrift nicht verschwieg, seine ungeheuchelte Achtung gegen ihn an den Tag gelegt, und ihm einen Beweis von der Aufmerksamkeit gegeben zu haben, mit der er seine Schrift gelesen hat. Mögen Andere ihm auf dem betretenen Wege nachfolgen, und nicht für glänzende Hypothesen die Wahrheit, die oft nur leicht verhüllt, nicht tief verborgen ist, hingeben! — Das von Hn. Rosmäsler sen. gestochene, und nach einem berühmten Gemälde des Andreas del Sarto frey bearbeitete Titelkupfer, zu dem eine Nichte des Vfs., Augusta von Buttlar, geb. Ernst in Dresden, die Idee angegeben hat, gereicht seinem Buche zur Zierde.

† — m — †

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Dresden*, in der Arnoldischen Buchhandl.: *Prinz Friedrich* von *C. F. von der Velde.* 1820. 294 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Dieser Prinz Friedrich wird als der Sohn des bekannten ephemeren korsikanischen Königs Theodor, Baron von Neuhof dargestellt. So wunderbar und abentheuerlich nun auch das ganze Gewebe dieses Romans ist: so ist doch des Vfs. Vortrag so anmuthig, der Stil so leicht und correct, dass wir ihn als eine unterhaltende Lectüre empfehlen können.

J. — P.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1821.

PHILOSOPHIE.

HEIDELBERG, b. Groos: *Propädeutik der Philosophie* von *Joseph Hillebrand*, Dr. u. ausserordentl. Prof. der Philos. an der Univers. zu Heidelberg. In zwey Abtheilungen. 1819. XII u. 600 S. 8. (3 Rthlr.) Auch unter den Titeln:

Encyklopädie der Philosophie von u. s. w. Der Propädeutik erste Abtheilung.

Geschichte und Methodologie der Philosophie von u. s. w. Der Propädeutik zweyte Abtheilung.

„Eine Propädeutik, sagt der Vf., sollte dem Studium jeder Wissenschaft vorausgehen. Ohne vorläufige Ansicht, ohne Kunde der Natur einer Wissenschaft, und der Mittel, mit ihr sich zu befreunden, bleibt man der Einseitigkeit, der Oberflächlichkeit und dem Irrthume blossgestellt. Mehr aber als bey jeder anderen Wissenschaft tritt bey der Philosophie die Nothwendigkeit einer propädeutischen Rüstung hervor. Der Gegenstand ist wichtiger, schwieriger, und nach seinen verschiedenen Richtungen mannichfaltiger, als irgend einer. Auch wird häufig diese Wissenschaft selbst noch zu unbestimmt in Absicht auf Grenzen und innere Abgeschlossenheit dargestellt. Alles dieses macht es zu einer unabweislichen Bedingung für das Gelingen des philosophischen Studiums, sich im Voraus mit der eigentlichen Art der Aufgabe, so wie mit den Gesetzen der Thätigkeit, wodurch dieselbe einzig gelöst werden kann, bekannt zu machen." Dabey aber stellt Hr. *H.* die Behauptung auf, dass eine Propädeutik nichts aufnehmen dürfe, was als ein Theil zur Wissenschaft selbst gehöre. Ohne Zweifel meint er damit, es solle in der Propädeutik keine philosophische Wissenschaft abgehandelt werden, wie er denn hinzusetzt: „daher nicht Logik oder Psychologie, wie Einige wollen." Denn dass wenigstens ein grosser Theil der Gedanken, die in eine Propädeutik gehören, in dem Gebiete der Philosophie liegen, wird Hr. *H.* nicht leugnen; er würde auch dadurch seiner eigenen Propädeutik das Verwerfungsurtheil sprechen. In der That scheint uns diese gerade dadurch fehlerhaft und unzweckmäsig, dass zu viel darin aufgenommen ist, was erst dem verständlich und nützlich seyn kann, der schon etwas tiefer in die Philosophie eingeführt ist. Nach Rec. Erachten muss der Lehrer der Propädeutik seinen Zuhörer zuerst zum klaren Bewusstseyn dessen bringen, was in dem Geiste beym Urtheilen vorgeht, ihn auf die Foderung eines zureichenden Grundes aufmerksam machen, und ihn zu der Einsicht führen, dass die Gründe der Urtheile, wie sie im Leben vorkommen, auf höhere Gründe hinweisen. Das leitet denn zu einem Begriffe von der Aufgabe der Philosophie und von dieser Wissenschaft selbst. Es soll aber jene Aufgabe hier nicht gelöst, auch von den Arten ihrer Lösung kein vollständiger Bericht gegeben werden. Jenes würde den Vortrag der Propädeutik in einen Vortrag der Philosophie selbst verwandeln; dieses würde den Zuhörer theils unverständlich seyn, theils ihn verführen können, das Studium der Philosophie mit einem Erlernen in der Philosophie vorkommender Sätze für einerley zu halten. Nur durch Philosophiren kann man zur Philosophie kommen; in der Propädeutik soll also philosophirt, und der Lehrling ins Philosophiren hineingezogen werden, so weit, dass ihm das Studium der Philosophie überhaupt, und ihrer einzelnen Disciplinen, als wichtig erscheine, und er einsehe, worauf es dabey ankomme. — Die allgemeine Einleitung in die Philosophie, welche den ersten Abschnitt der ersten Abtheilung von Hn. *H's.* Werke ausmacht, beginnt also: „In dem Augenblicke, wo der Mensch zum geistigen Leben erwacht oder das Bewusstseyn seiner selbst erhält, findet er sich als etwas Besonderes in Beziehung auf etwas Allgemeines, als ein *Fürsichseyn* im Gegensatze mit einem *Aussersichseyn*. Dieses ist für den Menschen das unmittelbarste und ursprünglichste Factum im gesammten geistigen Seyn, mit dessen Wegleugnung das Letztere selbst nothwendig aufgehoben wird. Dieses Urfactum des geistigen Lebens ist demnach Ein und dasselbe mit dem Satze: *Ich bin*, oder vielmehr der Satz: *Ich bin*, ist nur das historische Denkmal jenes Urfactums, wodurch dasselbe in dem geistigen Seyn so angehalten und aufbewahrt wird, dass es als Anfangspunct für das gesammte Geistesleben sich aufstellen lässt." Bedarf hier nicht Vieles einer sehr weitläuftigen Auseinandersetzung, wenn es dem, für den eine Propädeutik der Philosophie nöthig ist, verständlich werden soll? — Und fast auf jeder Seite kommen Sätze, Fragen und Andeutungen vor, die den Lehrer, der dieses Buch zum Grunde seiner Vorträge legt, nöthigen, tief in die Philosophie und philosophische

Untersuchungen einzugehen. Da soll geredet werden von der Unrichtigkeit eines strengen (philosophischen) Unterscheidens zwischen Sinnen- und Vernunft-Erkenntniss, von der Einseitigkeit vieler Systeme (S. 5), da soll (S. 9) eine Darstellung und Kritik der All-Einslehre nach ihren verschiedenen Erscheinungen gegeben werden, und viel dgl. mehr. Eben so geht die Encyklopädie, welche den zweyten Abschnitt ausmacht, überall weit mehr und umständlicher auf die einzelnen Lehren der philosophischen Disciplinen ein, als eine Encyklopädie darf, so fern sie ein Theil der Propädeutik ist, und der Lehrer, der alle Andeutungen der Anmerkungen berücksichtigen will, muss entweder sehr viele Sätze und Fragen aus den philosophischen Wissenschaften vollständig abhandeln, wodurch bey dem Lehrlinge leicht die Meinung, er kenne die Disciplinen schon genug, erregt, und sein Interesse an den eigentlich philosophischen Vorlesungen geschwächt werden kann, oder über Lehren und Ansichten sich kurze Entscheidungen erlauben, die zur philosophischen Bildung des Zuhörers nichts beytragen, und nur Nach- und Absprecherey befördern können. Ja der Vf. hat selbst über manche von den Meisten angenommene Bestimmungen, über Ansichten, Behauptungen und Systeme äusserst rasch abgeurtheilt. Gesetzt, er hätte auch immer in der Sache Recht: so soll doch der Lehrer der Philosophie, unseres Erachtens, nicht das Urtheil vorwegnehmen, sondern zum Abwägen und zur Vereinigung der wirklich oder scheinbar abweichenden Behauptungen anleiten. Wenn Männer, wie *Leibnitz*, *Kant* und ihnen ähnliche, Bestimmungen, Eintheilungen u. s. w. gemacht oder beybehalten haben: so müssen diese, scheint es, wenigstens eine Seite haben, sich in einem Sinne auffassen lassen, von welcher und in welchem sie philosophisch sind. Werden nun dergleichen schlechthin verworfen, und als unphilosophisch bezeichnet: so scheint darin eine Anmasung zu liegen, deren Schein der Lehrer der Philosophie schon um des verführerischen Beyspiels willen vermeiden sollte. S. 21 wird schlechthin behauptet, eine Fundamentalphilosophie aufstellen, verrathe ein Misskennen des Wesens der Philosophie, und heisse eine Philosophie vor der Philosophie geben. S. 22 wird die Ansicht, nach welcher Gedächtniss und Phantasie, auch Urtheilskraft, als besondere Vermögen aufgestellt werden, als unstatthaft verworfen, und gesagt, die letzte sey lediglich Verstand. Aber Hr. *H.* erinnert ja sonst mehrmals, dass der Geist Eins sey; und dass wir die verschiedenen sogenannten geistigen Vermögen nur in der Reflexion unterscheiden. Warum soll es nun unstatthaft seyn, genauere Unterscheidungen, als dem Vf. belieben, zu machen und zu bezeichnen? Es kommt immer nur darauf an, dass das Unterschiedene und Bezeichnete wirklich als Thätigkeit des Geistes im Bewusstseyn vorkomme. — „Eine kritische Philosophie, als Philosophie überhaupt, ist ein Widerspruch in der Sache selbst." Warum? Das finden wir bey dem Vf. nicht. — Die Eintheilung der Philosophie in theoretische und praktische wird ebenfalls verworfen. Denn das Praktische, sagt der Vf., gehört an sich nicht dem Wissen an, sondern nur nach seiner Begründung; diese aber liegt im Wissen; Fragen über die Freyheit, über das Gute und Böse u. s. w. sind keineswegs praktisch, sondern speculativ; ihre *Beantwortung* gehört in die Philosophie, nicht die danach sich modificirende *That*. Diess haben ohne Zweifel die Philosophen, die jene Eintheilung machten und beybehielten, auch gewusst; aber sie bestimmten den Begriff, den sie mit den Worten *praktisch* und *speculativ* verbanden, anders. Doch Hr. *H.* setzt hinzu: „Wie nachtheilig eine solche Unterscheidung auf die eigentliche Philosophie einwirken könne, davon giebt die kantische Lehre ein wahrhaft auffallendes Beyspiel. Denn hier steht der sogenannte theoretische Theil des Systems wie isolirt von dem praktischen, und dieser könnte füglich ohne jenen für sich betrachtet werden." Wenn dieser Vorwurf auch gegründeter wäre, als Rec. ihn finden kann, was soll doch dieses absprechende Urtheil dem, der erst zur Philosophie soll vorbereitet werden? — Was S. 40 wider die Religionsphilosophie, als Theil der Philosophie, vorkommt, hängt mit des Vfs. eigenthümlicher Ansicht von der Religion zusammen, die, nach ihm, nicht mit der Philosophie verbunden seyn kann, sondern in ihr aufgehen (der Glaube in Wissen verwandelt werden) soll. Dass *Kant*, wie S. 68 geäussert wird, zu denen gehöre, die dem Glauben den Primat vor der Vernunft zugestehen, ist unrichtig; der Glaube, auf den *K's.* Philosophie führt, ist ihm ein Erzeugniss der Vernunft. Dass übrigens diejenigen, welche ein philosophisches Wissen von den Gegenständen der Religion errungen zu haben meinen, von denen, die es nur zum Glauben bringen zu können gestehen, nicht so weit entfernt sind, als es das Ansehn hat, scheint auch aus folgender Stelle hervorzugehen: „Die Ideen Gott, Unsterblichkeit sind nur im Geist vorhanden, kommen nur mit dem Leben der Vernunft zur Offenbarung, und kündigen sich nun auch nur durch die Vernunft überall in dem Universum an. Es ist also das Bewusstseyn von deren Vorhandenseyn und Realität nicht ein Resultat des Glaubens, sondern des Wissens" (S. 69 f.). Das Wissen um die Ideen leugnen die, welchen hier der Vf. sich entgegenstellt, keineswegs; aber dass diesen Ideen Etwas ausser der Menschenvernunft entspreche, und dass die Erwartungen, welche durch jene Ideen erregt werden, nicht unbefriedigt bleiben, das ist es, was sie glauben zu dürfen, und nur glauben zu können meinen. Wenn nun die Wissenslehrer auf jene Annahme nicht Verzicht thun, oder sie nicht unvermerkt mit dem Wissen um die Ideen zusammenfliessen lassen: so bleibt immer noch die Frage: Worauf gründen sie dieselbe? „Wenn *Kant* übersinnliche Vernunfterkenntniss leugnet, die Idee des Absoluten, als ihrer (?) Realität nach, durchaus unerfassbar vorstellt: so ist er dessfalls bereits von Allen widerlegt worden, welche keine Ursache finden können, ihrer Vernunft nicht zu trauen" (S. 227). Auch *Kant* traute seiner Vernunft, aber dieses Vertrauen zu ihr hiess ihm Glaube, weil sein bestimmter Begriff des Erkennens (und Wissens) nicht darauf passt. Hr. *H.* giebt

auch zu, daſs das Abſolute nicht erkennbar ſey, und daſs Nichts von ihm könne gewuſst und ausgeſagt werden, als daſs es ſey, weil ſeine Idee im Daſeyn ſey (S. 227). Die Verſchiedenheit liegt in Abſicht dieſes Punctes mehr im Ausdrucke, als in der Lehre. — S. 115: „Erinnerung an die Lehre der kritiſchen Philoſophie über die reinen Formen der Anſchauung und die Kategorieen des Verſtandes.“ (*Erinnert* ſoll daran werden der, welcher erſt mit der Philoſophie und ihren Lehren bekannt gemacht werden ſoll?) „*Unphiloſophiſches* Verfahren, zwiſchen beiden einen Unterſchied zu machen, in ſofern man Sinnlichkeit und Verſtand als verſchiedene Erkenntniſsquellen trennt“ (!). „Prüfung und Widerlegung der Lehre, als haben jene Geſetze oder Formen nur ſubjective, nicht auch zugleich objective Bedeutung. Hängt doch im Daſeyn Geiſt und Welt (Ideales und Reales) ſo eng zuſammen, daſs die Art, *wie* die Realität erkannt wird, zur Realität ſelbſt mitgehört.“ (Irren wir nicht, ſo ſtöſst das jene Lehre nicht um.) — Hr. *H.* theilt die Philoſophie auf eine von der gewöhnlichen ſehr abweichende Art ein, beſtimmt die einzelnen Disciplinen auf eigenthümliche Weiſe, und giebt ihnen zum Theil neue Namen. Wie viel das Alles für ſich Haben mag, in einer Propädeutik hätte er ſich mehr an das Gewöhnliche halten müſſen, dem dann Erinnerungen dawider, und Verſuche und Vorſchläge zu Beſſerem hätten folgen können. Auch in der Geſchichte der Philoſophie geht der Vf. viel weiter, als in einer Propädeutik gerathen iſt.

So wenig nun, unſeres Erachtens, dieſes Werk ſeinem Zwecke durch Inhalt und Vortrag entſpricht; ſo unzweckmäſsig uns beſonders ſeine ſchneidenden Urtheile ſcheinen; ſo ſehr wir an dem Vf. die Gabe oder das Beſtreben vermiſſen, ſich auf den Geſichtspunct Anderer zu ſtellen, wo ihre Behauptungen in dem rechten Lichte erſcheinen; ſo wenig begründet uns viele Eigenthümlichkeiten ſeines Syſtems dünken, und ſo oft die ſchärfere Prüfung zu der Einſicht führt, daſs nur mit anderen Worten, oder doch mit geringer Modification der Vf. das Nämliche ſagt, was die beſtrittenen Behauptungen Anderer enthalten, oder daſs der ſcheinbar wider die Sache gerichtete Kampf im Grunde nur das Wort bekämpft: ſo geſtehen wir doch mit Vergnügen, daſs ſich der Vf. allerdings als einen ſelbſtdenkenden, fleiſsigen und gelehrten Mann zeigt, und daſs ſein Buch, abgeſehen von ſeinem eigentlichen Zwecke, viel Gutes und Prüfungswerthes enthält. Scheint er in dem Grundriſſe der Geſchichte der Philoſophie auch, in Abſicht der älteren Philoſophie, ſelten aus den Quellen eigentlich geſchöpft zu haben: ſo ſcheint er doch die von neueren Bearbeitern der Geſchichte der Philoſophie nachgewieſenen prüfend verglichen zu haben. Die Foderung, die Kritik der Syſteme durch den Fortſchritt der Geſchichte ſelbſt hervortreten zu laſſen, hat er nicht im Auge gehabt, ſondern überall die Beurtheilung aus ſeinem Standpuncte gegeben, welche, aus ſchon angedeuteten Gründen, nicht immer diejenigen befriedigen wird, die einzelnen Syſtemen ein tieferes Studium gewidmet haben, und mehr Gewandtheit beſitzen, ſich in den Gang und die Weiſe anderer Denker zu verſetzen. Doch darüber kann hier nicht ausführlicher geſprochen werden.

Nur einige kleine, mehr geſchichtliche und literariſche Erinnerungen mögen uns noch erlaubt ſeyn. Bey *Sokrates* hätte die Schrift von *Wiggers* angeführt zu werden verdient. S. 319 iſt es ein Miſsgriff in dem Ausdrucke, wenn *Wielands Ariſtipp* als *Quelle der ariſtippiſchen Lehren* gewürdigt werden ſoll. Wenn bey *Tennemann* (in der Geſchichte der Philoſophie) *Marſilius* von Ingen ein gemäſsigter Realiſt, dann aber (im Grundriſs u. ſ. w.) ein gemäſsigter Nominaliſt heiſst: ſo iſt Letztes wohl ein Schreib- oder Druck-Fehler. — Daſs *Peter d'Ailly* ſich zur Skepſis der neueren Akademie geneigt habe, wie S. 435 behauptet wird, erhellet weder aus dem hier angeführten *Brucker*, noch aus *Bayle* und dem, was *Tiedemann* aus einer ſeiner Schriften ausgezogen hat. — Nach S. 526 f. ſuchte *Descartes* „einen Satz, der unleugbar an und für ſich gewiſs ſey. Ein ſolcher war ihm dieſer: Ich denke, alſo u. ſ. w. Daher können die Sinne keine Wahrheit und philoſophiſche Gewiſsheit der Erkenntniſs gewähren, ſondern nur die Vernunft.“ Dieſes *Daher* findet ſich bey *Descartes* nicht. (Fehlerhaft iſt übrigens die Anordnung des Vfs., nach welcher von dieſem Philoſophen erſt nach *Locke* und den neueren engliſchen und franzöſiſchen Empiriſten gehandelt wird.) — *Leibnitz* ſtarb nicht 1715, ſondern 1716, und *Wolf* nicht 1744, ſondern 1754. — Die erſten Briefe *Reinhold's* über die *kantiſche* Philoſophie erſchienen ſchon 1786 (im deutſchen Mercur).

Die Methodologie des Vfs. iſt kurz. Gegen ihren Inhalt aber dürfte ſich wenig einwenden laſſen. Nur ſcheint Hr. *H.* die hier geäuſserten Grundſätze bey der Abfaſſung dieſes Buches nicht genug vor Augen gehabt zu haben.

HlKL.

JUGENDSCHRIFTEN.

FRANKFURT a. M., b. Wilmans: *Iduna.* Ein moraliſches Unterhaltungsbuch für die weibliche Jugend. Von *J. Glatz*, k. k. Conſiſt. Rathe. Mit Kupfern. Vierte verbeſſerte und vermehrte Auflage. 1821. Erſtes Bändchen. 16 u. 328 S. Zweytes Bändchen. 339 S. 8. (2 Rthlr.)

Dieſes bey höchſt eleganter Ausſtattung ziemlich wohlfeile Buch, deſſen Zweck der Titel ausſpricht, iſt in ſeiner erſten Hälfte dem jugendlichen Alter, in der zweyten dem erwachſenen Mädchen beſtimmt. Rec. geſteht, daſs er, bey aller Achtung vor dem Vf. und deſſen Verdienſten in dieſem Zweige ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit, in dem zweyten Bändchen einen unverkennbaren Mangel an Phantaſie und Erfindung unangenehm empfunden hat. Nicht, daſs er Darſtellung von Zuſtänden und Ereigniſſen wünſchte, welche die Einbildungskraft heranwachſender Jungfrauen mit nicht angemeſſenen Bildern erfüllen könnten; aber daſs die

Erzählungen ſich über das Gewöhnliche etwas erheben, iſt doch bey dem Alter der ſupponirten Leſerinnen um ſo wünſchenswerther, weil ſie die Langeweile ſonſt leicht verleiten könnte, nach mehr reizender, und vielleicht gefährlicher Koſt zu greifen, die, vermöge unſeres Leihbibliotheken-Unweſens, nur zu leicht zu haben iſt.

L.

Leipzig, b. Fr. Fleiſcher: *Unterhaltungsbuch der kleinen Familie von Grünthal.* In zwey Bänden von *Jakob Glatz*, k. k. Conſiſt. Rathe in Wien. Erſtes Bändchen. Zweyte verbeſſerte Auflage. Mit 3 Kupfern. 1821. 360 S. 8. (3 Rthlr.)

Auch dieſe Schrift zeugt von dem ausgezeichneten Talente des Vfs., ſich in die Denkweiſe der Jugend zu verſetzen, und in dieſer Sphäre durch Lehre und Warnung zu nützen. Dem Vf. ſowohl, als den Leſern muſs dieſe Schrift um ſo angenehmer ſeyn, da ſie die erſte war, mit welcher Hr. *G.* vor einem Vierteljahrhundert als Jugendſchriftſteller auftrat. Die drey Bändchen der erſten Ausgabe ſind jetzt, durch ſorgfältige Überarbeitung und Tilgung deſſen, was dem Geſchmacke nicht mehr zuſagte, zu drey Theilen zuſammengeſchmolzen. Man nimmt überall die beſſernde Hand des Vfs. mit Vergnügen wahr, und auch der Verleger hat durch ein ſehr anſtändiges Äuſsere, das er dieſem empfehlungswerthen Leſebuche gegeben, die gerechten Erwartungen erfüllt.

M. G.

1) Leipzig, b. Gerh. Fleiſcher: *Das Buch der Bilder.* Geſchichten und Lehren für Kindheit und Jugend. Von *J. A. C. Löhr.* Mit 12 illuminirten Kupfern. 320 S. 8. (2 Rthlr.)

2) Ebendaſelbſt: *Die ernſten und luſtigen Dinge in der Familie Ehrthal.* Von *J. A. C. Löhr.* Mit 10 illuminirten Kupfern. VIII u. 486 S. 8. (2 Rthlr.)

3) Ebendaſelbſt: *Menſchenleben in mancherley freudigen und traurigen Begebenheiten für Kindheit und Jugend.* Von *J. A. C. Löhr.* Mit 10 illum. Kupfern. 346 S. 8.

4) Gotha u. Erfurt, in der Hennings'ſchen Buchhandl.: *Tauſend und eine Nacht,* neu bearbeitet zur Unterhaltung für Alt und Jung. Mit (2) illum. Kupfern. 1819. 215 S. gr. 8. (20 gr.)

Der Vf. von No. 1, 2 und 3 iſt ein beliebter Kinderſchriftſteller, deſſen Manier hinlänglich bekannt iſt. *Das Buch der Bilder* enthält manches Lehrreiche und Unterhaltende; als 2ter und 3ter Theil deſſelben wird No. 2 und 3 ausgegeben. Die Bücher werden Leſer finden und verdienen ſie; indeſs läſst der Vf. ſich doch bisweilen gar zu ſehr gehen. Mehreres kann höchſtens Kindern, im engſten Sinne des Wortes, einiges Vergnügen machen; Erwachſenere werden ſich auf die Dauer bey dem Öhmken, Brunnenämken und anderen dgl. ſogenannten Kindlichkeiten langweilen.

No. 4 ſcheint ein ganz miſslungener Verſuch. Das eigentlich Poetiſche iſt von Sheherazadens Erzählungen abgeſtreift, und der Reſt möglichſt in Proſa aufgelöſt. Statt ſchöne, rein phantaſtiſche Mährchen zu hören, iſt es, als ob ein Präceptor unwahrſcheinliche Sachen trocken erzählt, die ihm denn billig Niemand glauben mag. Sind jene Mährchen, wie wir ſie nun einmal kennen, nicht für Kinder geeignet (was Rec. ſelbſt glaubt): ſo laſſe man ſie ungehudelt, und ſpanne das eigene Erfindungsvermögen an.

D.

Leipzig, b. Gerh. Fleiſcher d. J.: *Das Buch der Mährchen für Kindheit und Jugend, nebſt etzlichen Schnacken und Schnurren;* anmuthig und wahrhaftig. Von *J. A. C. Löhr.* Zweytes Bändchen. Mit 6 Kpf. II u. 470 S. 8. (3 Rthlr.)

Das erſte Bändchen iſt in unſerer A. L. Z. 1820. No. 162 von einem anderen Rec. angezeigt worden. Wer überzeugt iſt, daſs Feen- und Zauber-Mährchen, in einem halb alterthümlichen Tone erzählt, der Jugend eine lehrreiche Lectüre gewähren, dem wird dieſes Buch wegen der Mannichfaltigkeit des Inhalts, wegen der abentheuerlichen, zum Theil nicht ganz neuen Begebenheiten und der lebendigen Darſtellung ſehr willkommen ſeyn, zumal da auch die Auſsenſeite deſſelben, und beſonders die ſchönen Kupfer, alle Empfehlung verdienen. Rec. bekennt, daſs er der Jugend andere Lectüre für angemeſſener hält. Dieſs hindert aber nicht, Erwachſenen eine angenehme Zeitverkürzung durch die Leſung dieſes Mährchenbuches zu verſprechen, und Rec. geſteht gern, daſs es ihm eine ſolche in den letzten langen Winterabenden ſelbſt verſchafft hat.

M. G.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Wien u. Prag,* b. Haas: *Erwina oder Zauber, Minna, und Mutterliebe.* Ein Ritter-Roman, nach dem Franzöſiſchen der *Contes Gothiques.* 1819. 151 S. 8. (20 gr.)

Wir kennen das Original dieſes Romans nicht; indeſs iſt es eine gewöhnliche Ritter- und Liebes-Geſchichte, und zeichnet ſich weder durch Neuheit der Begebenheiten, noch durch Charakterdarſtellung aus. Auch iſt der Stil ziemlich ſteif und hölzern. Mehr läſst ſich davon nicht ſagen.

G. S.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

GESCHICHTE.

LEIPZIG u. ALTENBURG (vom Anfange des dritten Bandes an: LEIPZIG), b. Brockhaus: *Zeitgenossen, Biographieen und Charakteristiken.* 1816 — 1821. 6 Bände oder 24 Hefte. Jeder Band zu 4 Heften, in zwey Abtheilungen. (Jeder Band 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 Kr.)

Mit dem 24sten oder dem letzten Hefte des sechsten Bandes ist die erste Folge der *Zeitgenossen* geschlossen, wie der Unternehmer gleich Anfangs angekündigt hatte. Es mag so die vorliegende Sammlung als ein geschlossenes Ganzes betrachtet und als solches beurtheilt werden. Gleich zu Anfange hatten Herausgeber und Verleger (ersterer Anfangs der Prof. *Koethe* zu Jena) über Plan, Zweck und Umfang des Unternehmens Rechenschaft gegeben, und in wie weit die gegebenen Verheissungen erfüllt, und die gemachten Hoffnungen befriedigt worden, muss daher billiger Weise hier zuerst bemerkt werden, ehe wir zur Prüfung des Besonderen und Einzelnen übergehen.

Es soll das Werk „eine für die Zeitgeschichte brauchbare Sammlung von Biographieen und Charakteristiken nach Art der englischen *public characters*, sofern auch Deutschland solche haben kann, und in noch grösserer, nicht bloss auf ein Land beschränkter Ausdehnung" enthalten; das war, nach der Äusserung des Hn. Prof. *Koethe*, die erste Idee des durch seinen Unternehmungsgeist und seine Thätigkeit bekannten Verlegers. Es sollen Zeitgenossen seyn, die hier dargestellt werden, d. h. „Lebende oder Verstorbene seit dem Jahre 1789, welches man mit Recht als den Anfangspunct der neuesten Zeit angenommen hat. Nur solche, welche noch in diesem Jahre lebten und wirkten, selbst auch dann, wenn ein Theil ihres Lebens in eine frühere Periode fällt," sollen in dieser Sammlung Platz finden. Die vorzügliche Schwierigkeit müsste hier unstreitig die seyn, die gehörige Auswahl zu treffen; nur geschichtliche Personen sollten aufgenommen werden, das heisst „nur solche, die in einem öffentlichen Leben wirksam, in einem grösseren Lebenskreise hervortraten, den Geist der Zeit in einer eigenthümlichen Gestaltung an sich bewährten, und in einer sichtbar geschichtlichen Beziehung zu dieser Zeit standen." Dass es in dem einzelnen Falle oft ausserordentliche Schwierigkeiten haben, ja vielleicht unmöglich scheinen könne, genau zu bestimmen, wer nach den angegebenen Grundsätzen in eine solche Sammlung gehöre oder nicht, wird jedoch ebenfalls eingestanden, wie es denn auch freylich wohl kaum zu vermeiden ist, dass nicht manche erwartete Biographie fehlen, manche nicht gesuchte sich hier finden sollte; wiewohl in letzterer Rücksicht ausdrücklich bemerkt wird, „dass bisweilen auch ein weniger öffentliches oder weniger bekanntes Leben in den Kreis dieser Darstellungen eintreten werde, wenn das Leben der Zeit sich in ihm besonders klar ausdrücke, und in ihm ein Beytrag zur höheren Erkenntniss der Zeit zu gewinnen sey." In fünf Classen werden alle hieher gehörenden Charaktere getheilt, „theils Männer, welche die öffentlichen Angelegenheiten der Völker leiten, Fürsten und Staatsmänner; theils solche, welche die Selbstständigkeit und Freyheit der Staaten, die ruhige Entwickelung der mannichfachsten Anlagen mit den Waffen vertheidigen und beschirmen, Feldherren und ausgezeichnete Krieger; theils solche, welche die geistigen, religiösen und sittlichen Kräfte der Menschheit entwickeln und bilden, Priester der Religion, Meister in Wissenschaft und Kunst, die Tröster, Erwecker und Lehrer der Völker; theils solche, die in freyer eingreifender Thätigkeit, die Ordnung und das Recht, den Wohlstand und die Anmuth des geselligen Lebens befördern, Geschäftsmänner in den verschiedenen Zweigen der Rechtspflege, der Verwaltung, des Handels und Gewerbes; endlich auch Frauen, die ebenfalls auf einen grösseren Lebenskreis einwirkten, und eine geschichtliche Bedeutung erhielten. Dabey solle jedoch nicht sowohl auf die Menge, als auf die Treue und Bewährtheit der Geschichten gesehen werden. Dagegen aber sollen nicht allein Deutsche, sondern auch Fremde aufgenommen werden, sobald sie für die Zeitgenossen von besonderem Interesse geworden seyen." Nach Allem diesen wird alsdann als Hauptzweck des Werkes angegeben. „Vorarbeiten zur Geschichte unserer Zeit zu liefern, woneben aber auch noch andere Zwecke erreicht werden sollen: Erkenntniss und Verständniss unserer selbst in jeder Beziehung soll dadurch angeregt und befördert, höhere Lebensansichten sollen dadurch verbreitet, gerechte Würdigung der Zeit, mit Allem,

was sie Lobens- und Tadelnswerthes besitze, dadurch veranlasst werden.“ Dass nicht nur verstorbene, sondern auch noch lebende Zeitgenossen dargestellt werden, glaubt der Herausgeber damit rechtfertigen zu können, „dass ein guter, christlicher und wohlwollender Sinn in dem Werke herrsche, und die bewährte Gesinnung der Mitarbeiter alles Anstössige vermeiden werde; auch würden letztere sich grösstentheils nennen.“ Regelmässig sollten nur Originalaufsätze, zuweilen jedoch auch Übersetzungen von Biographieen, vorzüglich von Franzosen, aus der bändereichen, in Deutschland weniger bekannten und verbreiteten *Bibliothéque universelle*, so wie auch einzelne, umgearbeitete Artikel aus dem Conversationslexikon gegeben werden. Ein allgemeines Repertorium solle am Ende das Auffinden der einzelnen Abhandlungen erleichtern.“

Aus dem Angeführten ersieht man, dass die Unternehmer sich einen weiten Plan vorgesteckt hatten; es fragt sich, in wie weit sie ihr gegebenes Versprechen erfüllt haben oder nicht. Dass die Idee selbst einer Schilderung historisch merkwürdiger Zeitgenossen des In- und Auslandes den höchsten Beyfall verdiene, darin werden gewiss Alle übereinstimmen. Schon längst besassen Engländer und Franzosen dergleichen Sammlungen; nur den Deutschen fehlten dieselben noch, was freylich hauptsächlich wohl darin seinen Grund haben mochte, dass die Wirksamkeit unserer Landsleute, mit einiger Ausnahme der Gelehrten, deren Leben jedoch, abgesehen von ihren Schriften, gewöhnlich nur wenig Bemerkenswerthes darbot, bey der früher beynah allgemein vorherrschenden Art, die Staatsgeschäfte zu behandeln, in dem engen Kreise ihrer unmittelbaren Geschäfte beschränkt und verborgen blieb. Diess hat sich jedoch in neueren Zeiten auch bey uns Deutschen wesentlich geändert, und sowohl die unmittelbar aus der französischen Revolution hervorgegangenen Umwälzungen, als die in Folge derselben beynah aller Orten eingeführten, die Öffentlichkeit der Geschäftsbehandlung, und die Bildung eines regen Gemeingeistes mehr oder weniger begünstigenden Verfassungen haben auch bey uns dem Talente aus allen Classen nicht selten einen grösseren Schauplatz eröffnet, der ihm historische Wichtigkeit zu gewähren verspricht. Und so müssen denn dergleichen biographische Sammlungen nothwendig vielfachen Nutzen haben, um die Nacheiferung zu erregen, Gemeingeist allgemein zu verbreiten, und die Liebe zu dem gemeinsamen Vaterlande immer mehr zu erwecken. Dabey finden wir es zugleich sehr zweckmässig, dass sich die Herausgeber nicht allein auf Darstellungen deutscher Männer beschränkt haben; theils hat dadurch die Vielseitigkeit ...er sehr gewonnen, es ist Gelegenheit zu Vergleichungen gegeben, und grosse Muster sind zur Nacheiferung aufgestellt; theils war aber auch diese Ausdehnung des Plans nothwendig, sobald das Werk wirklich als eine Vorarbeit zur Zeitgeschichte dienen sollte. Bilden ja doch alle Theile der grossen europäischen Menschheit seit dem Jahre 1789 noch ungleich mehr, als diess je zuvor der Fall war, ein historisches Ganzes, wo die Wirksamkeit wahrhaft ausgezeichneter Männer selten auf ihr Vaterland allein beschränkt bleibt, sondern gewöhnlich, wenigstens mittelbarer Weise, auf das gesammte Europa zurückwirkt. Auch dass noch lebende Zeitgenossen aufgenommen worden, möchte sich leicht vertheidigen lassen. Rec. ist allerdings nicht unbekannt, welches Vourtheil unter uns im Allgemeinen noch gegen die Bearbeitung der Zeitgeschichte herrscht; es ist allerdings wahr, dass eine gewisse strenge Unparteylichkeit in der Beurtheilung gewöhnlich erst nach dem Tode der beurtheilten Personen eintritt; es ist eben so gewiss, dass erst dann oft manche Umstände und Thatsachen bekannt zu werden pflegen, die über die Geschichte und die Wirksamkeit grosser Männer neues Licht verbreiten: allein eben so wenig lässt sich doch auch leugnen, dass es für den Historiker nichts weniger als gleichgültig ist, den Eindruck zu kennen, den der Held in seinem Leben auf seine Zeitgenossen machte, die Ansicht, die sie von ihm auffassten, dass es zugleich höchst wahrscheinlich ist, dass eine Geschichte noch lebender Personen am ersten Berichtigung und Widerlegung finden werde; Vortheile, die man gewöhnlich grösstentheils entbehrt, wenn man nur bereits Dahingeschiedene zu beschreiben unternimmt. Überhaupt sollte man sich vor jedem allgemeinen Urtheile über den Werth oder Unwerth der Zeitgeschichtschreibung hüten, zumal in unseren Tagen, wo Einzelne, so wie ganze Völker, ungleich mehr, als diess früherhin der Fall war, selbstständig und selbstthätig, und daher auch gewöhnlich mit ungleich grösserer Öffentlichkeit auftreten. Die Zeitgeschichte, so wie die Geschichte verflossener Zeiten, zu schreiben, hat indess seine besonderen Vorzüge und Nachtheile; unbedingt dem Einen vor dem Anderen den Vorzug zu geben, wird immer von grosser Einseitigkeit und Beschränktheit zeugen.

Wenn nun aber so der Plan dieser Zeitschrift im Allgemeinen allerdings vollen Beyfall zu verdienen scheint: so möchte dagegen die Frage, in wiefern die Ausführung dem Plane entspreche, nicht gleich unbedingt beantwortet werden können. Vorläufig muss bemerkt werden, dass eine Veränderung in der Redaction während der Herausgabe vorgegangen, was jedoch von weiter keinem Einflusse auf das Werk selbst gewesen zu seyn scheint. — Die grossen Schwierigkeiten, eine Allen genügende Auswahl zu treffen, und alle Anfoderungen und Erwartungen zu befriedigen, verkennen wir nicht, so wie auch, dass es beynah unmöglich sey, sich strenge Grenzlinien bey einer solchen Arbeit zu setzen. Dennoch aber glauben wir nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, dass ein Theil der hier aufgenommenen Schilderungen von der Art ist, dass sie, nach den Worten der Vorrede selbst, durchaus gar keinen Platz in dieser Sammlung verdienten, so wie dagegen wieder andere Zeitgenossen, die meist ein Jeder hier anzutreffen glaubt, gar nicht, oder nur obenhin berührt worden sind. So muss es z. B. allerdings auffallen, dass zwey Heroen unserer Zeit, welche beide nach der oben angegebenen Definition zu den

Zeitgenossen gehören, der edle *Washington*, und der unvergessliche *Thaddäus Koseiusko*, hier vergeblich gesucht werden. Um so mehr ist diess aber zu verwundern, da hier so manche unbedeutende Person aufgeführt ist, welche in keine der von dem ersten Herausgeber zu Anfang aufgestellten Kategorieen passt, wie wir bey den einzelnen Heften zu bemerken Gelegenheit haben werden. — Dass die Bearbeitungen der einzelnen Biographieen selbst zum Theil sehr ungleich ausgefallen sind, darf um so weniger auffallen, da nicht nur dieselben von verschiedenen Verfassern herrühren, sondern auch die Verschiedenheit der darzustellenden Personen auf die Art und Weise der Darstellung natürlich nicht ohne Einfluss bleiben konnte. Den Nutzen der Einleitungen, welche der erste Herausgeber in den ersten Heften so häufig den einzelnen Biographieen vorgesetzt hat, haben wir nicht recht begreifen können. Wozu dient denn bey einer Biographie von wenigen Bogen eine Einleitung, die doch regelmässig nichts weiter giebt, als einen kurzen Auszug aus dem Inhalte der Biographie selbst? Nur einige der bemerkenswerthesten Biographieen mögen wir hier im Einzelnen anführen. Gleich in dem ersten Hefte zeichnet sich eine Parallele zwischen *Pitt* und *Fox* von dem Prof. *Hasse* sehr vortheilhaft aus, wie es von dem trefflichen Historiker nicht anders zu erwarten. Nicht leicht möchten sich aber auch wohl zwey andere Charaktere so sehr zu einer Parallele eignen, als Pitt und Fox, Beide zu gleicher Zeit wirkend in demselben Lande, beynah in denselben grossen Verhältnissen, dabey Beide in jeder Rücksicht höchst ausgezeichnet in ihrer Art, jeder für sich höchst achtungswerth, Beide das Vaterland über Alles liebend, zugleich aber auch Beide heftige politische Gegner, da der Eine mit vorherrschendem Gemüthe, der Andere mit überwiegendem Verstande die öffentlichen Geschäfte behandelte, und daher Beide nothwendig in den wichtigsten Verhältnissen oft durchaus entgegengesetzter Ansicht seyn mussten. (*Charles James Fox* war geboren zu London 1748 Jan. 18, starb zu Chiswickhouse 1806 Sept. 13; *William Pitt* war geboren 1759 May 28 zu Angers, auf einer Reise seiner Eltern in Frankreich, starb zu London 1806 Jan. 23.) — In dem zweyten Hefte hat uns die Selbstbiographie des nun verstorbenen *Carl Ludwig von Woltmann* wunderlich angesprochen. Es ist das Bild eines Mannes, dem die Aufgabe seines wissenschaftlichen Strebens nie recht klar geworden zu seyn scheint; ein Mittelding zwischen Gelehrten und Geschäftsmanne, wobey keiner gewann. Vornehmlich spricht sich wiederholt ein gewaltiger Dünkel hier recht unangenehm aus. Interessanter ist unstreitig, vorzüglich wegen der seltenen Offenherzigkeit, mit der sie zu Werke geht, die Selbstbiographie des ehemaligen westphälischen und nachmaligen würtembergischen Finanzministers *Malchus* im dritten Hefte. Dass die Darlegung der Grundsätze des Vfs. den Wenigsten genügen werden, darin stimmen wir mit dem Herausgeber vollkommen überein; der Grundsatz vorzüglich, den der Vf. hier unumwunden als den seinigen anerkennt, „sich nie durch Formen oder Formalitäten aufhalten zu lassen, dieselben zwar nicht als unwesentlich zu betrachten, jedoch als dem Zwecke selbst untergeordnet, jedesmal, wo sie mit diesem hätten collidiren, oder dessen Erreichung aufhalten können, unbedenklich bey Seite zu setzen," ist wohl bey einem praktischen Staatsmanne einer der gefährlichsten, indem er, nur versteckt, die höchste Willkühr ausspricht. Dass die Lage eines westphälischen Finanzministers, zumal zu der Zeit, als der Vf. diesen Posten übernahm, zu den schwierigsten gehört habe, verkennen wir nicht; eben so liegt aber auch am Tage, wohin in solchen Zeiten Grundsätze, wie die seinigen, führen mussten. — Die Biographie *Fouché's* in demselben Hefte führen wir nur an, da sie bereits auch in der französischen Urschrift erschienen ist. In dem 5ten Hefte ist die Biographie von *Villers* (geb. zu Belchen in Deutsch-Lothringen, 1764 Nov. 4; gest. zu Göttingen 1815 Febr. 26), nicht zu übersehen; die in demselben Hefte enthaltene Biographie *Edmund Burke's* (geb. zu Dublin 1730 Jan. 1, gest. zu Beakonsfield 1797 Jul. 8) von *Hüttner* giebt nur ein unvollkommenes Bild des grossen Mannes. Der Vf. bemerkt selbst am Schlusse, dass es bis jetzt noch an einer Lebensbeschreibung Burke's aus authentischen Quellen gebreche. — Unter den Andeutungen zu Biographieen und Charakteristiken der Zeitgenossen, die diesem Hefte beygegeben sind, haben wir mit Unwillen gelesen, was über *Heeren*, anscheinend lobend, allein mit unverkennbar hervorleuchtender Bitterkeit, gesagt ist. Dass über die Zeitgenossen gerecht, und wenn es seyn muss, streng geurtheilt werde, wird Niemand tadeln: wohl aber, wenn die Absicht zu beleidigen und zu kränken aus einem solchem Urtheile hervorgeht, wie diess hier allerdings der Fall zu seyn scheint. Die Biographie *Ludwig's Timotheus Freyherrn von Spittler* (geb. zu Stuttgardt 1752 Nov. 11, gest. ebendaselbst 1810 März 14) von *Woltmann*, hat uns nach dem, was *Heeren*, *Planck* und *Hugo* über denselben gesagt, keineswegs befriedigt; wiewohl der Vf. Manches, vorzüglich den beiden Ersten, nach einem verschiedenen historischen Standpuncte, entgegengesetzt zu haben meint. Sein Dünkel, wagt sich derselbe auch hier nicht mit gleicher Heftigkeit, als gegen *Johannes Müller*, zu äussern, tritt doch deutlich genug hervor; auch hätte man wohl erwarten sollen, dass *Spittlers* Biograph in einem fliessenden Stile würde geschrieben haben. Die Biographie *Bürgers* ist als Erinnerung an einen, freylich grösstentheils durch eigene Schuld und durch ungebändigte Sinnlichkeit vor der Zeit untergegangenen genialen Mann, den eine sorgenfreyere Lage jedoch vielleicht gerettet haben möchte, höchst anziehend. Wie mancher tüchtige Kopf geht nicht auf unseren deutschen Universitäten an ähnlichen beengenden Verhältnissen zu Grunde! — Wie die Gallerie jetzt lebender *Pariser Schauspieler* von *Sievers*, die nicht weniger als 64 Seiten des 7ten Heftes füllt, in ein Werk über geschichtlich merkwürdige Zeitgenossen gehöre, begreifen wir nicht. Dagegen haben wir uns der Biographie *Johannes von Müllers* (geb. 1752

Jan. 3, gest. 1809 May 29) von R. *von Bosse*, wahrhaft erfreut. Sie verbreitet sich zwar hauptsächlich nur über die letzten Lebensjahre des grossen Todten, über die Zeit, die er am westphälischen Hofe verlebte, während welcher der Vf. ihm in Dienstverhältnissen nahe stand: allein auch so ist sie ein höchst schätzbarer Beytrag zur Rechtfertigung des schon so oft leidenschaftlich beurtheilten und verunglimpften Mannes. Wie Menschen, bey denen das Gemüth so vorherrschend ist, als diess bey *Müller* der Fall war, oft vor der Welt mit sich selbst im Widerspruch zu seyn scheinen, dafür hat freylich die klüger berechnende Menge keinen Sinn. Auch die Biographie des bekannten *Beireis* (geb. zu Mühlhausen 1730 Febr. 28, gest. zu Helmstädt 1809 Sept. 17), von Dr. *Bücking*, wird nicht ohne lebhaftes Interesse gelesen werden, so wie, was *Koethe* im 9ten Hefte ebenfalls über *Johannes Müller* gesagt hat, obgleich grösstentheils nur sein persönliches Verhältniss zu demselben betreffend, uns dennoch als ein neuer Beytrag zur Rechtfertigung des Abgeschiedenen gefreut hat. — Mehr noch, als die Biographie des Grafen *Las Casas* im 12ten Hefte, nimmt der hier zum ersten Mal erschienene, und aus den Originalpapieren des Vfs. übersetzte Brief des Grafen an Lucian Buonaparte, über Napoleons Schicksale seit seiner Einschiffung nach St. Helena, so wie auch das ebenfalls hier zuerst erschienene Schreiben des Grafen an den Lord Bathurst, datirt aus Frankfurt a. M. Dec. 1817, die Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Biographie *Schlözer's*, im 14ten Hefte, schildert einen der Heroen unserer Literatur grösstentheils nach seinen eigenen Äusserungen. Es war wohl um so passender, an *Schlözers* Verdienste zu erinnern, je mehr dieselben gerade in der neuesten Zeit oft verkannt worden; was denn freylich wohl grösstentheils in den herrschenden politischen Parteyansichten seinen Grund hat. Die Noten zu der Biographie hätten füglich wegbleiben können. In jeder Rücksicht höchst lesenswerth ist die Lebensbeschreibung *Christian Wilhelm Lamoignon's de Malesherbes* (geb. 1721 Dec. 16, hingerichtet 1783 Apr. 22) im 17ten Hefte. Der Name des edlen Mannes reicht allein schon hin, um das ganze Interesse jedes fühlenden Menschen zu fesseln. Sonderbar genug folgt unmittelbar auf Malesherbes der dermalige Aufseher bey dem brittischen Museum, *Georg Heinrich Nöhden*; — wer hätte wohl eine solche Zusammenstellung, wer überhaupt wohl diesen Namen unter den historisch merkwürdigen Zeitgenossen zu finden erwartet? — Die Biographie der Frau *von Stael* geb. *Necker*, nach dem Französischen der Frau *von Necker de Saussure* von *Lindau*, füllt das ganze 18te, sowie die Biographie *Napoleons* nach *Jullian* (*Gallerie des contemporains*, *à Bruxelles*, 1819. Vol. 7), die übrigens nichts Neues enthält, das ganze 20ste Heft. Eine interessante Skizze der *französischen Staatsminister* seit der Rückkehr Ludwigs XVIII ist im 19ten Hefte enthalten. In *Justus Gruner* (geb. zu Osnabrück 1777 Febr. 28, gest. zu Wiesbaden 1820 Febr. 8), dessen Biographie das 21ste Heft enthält, womit der im 23sten Heft enthaltene Nachtrag und die Berichtigungen zusammen zu halten sind, erblicken wir einen kräftig aufstrebenden, was er als das Rechte und Wahre erkannt, rastlos fördernden Mann, der in den Stürmen einer unruhigen Zeit unterging. Wie man auch immer über sein Treiben urtheilen mag, dass er Grosses gewirkt und noch Grösseres gewollt, den Ruhm wird ihm, wenn einst die Stimmen aufgeregter Leidenschaften verhallt sind, Niemand streitig machen. Auch den in den nächsten Heften enthaltenen Biographieen des Staatskanzlers Fürsten *von Hardenberg* (geb. 1750 May 31), so wie des Grafen *Friedrich Leopold von Stolberg* (geb. 1750 Nov. 7, gest. 1819 Dec. 5), und des oft so hart beurtheilten *Carl Theodor von Dalberg* (im 25sten Hefte) wird, wie man auch immer über die von ihren Vff. zu Tage gelegten Ansichten urtheilen mag, das lebhafteste Interesse nicht fehlen.

A. L.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Giessen*, b. Heyer: *Über die verschiedenen Entstehungsarten der Kegelschnitte*, von Dr. *Umpfenbach*. 1821. 31 S. 8. (24 Xr.)

Der Vf. bemerkt mit Recht in der Einleitung seines Werkes, dass die vielseitige genetische Entwickelung der Lehrsätze und Begriffe sehr geeignet sey, ein helles Licht über die Wissenschaft zu verbreiten, und eine durchdringende Überzeugung hervorzubringen. Die mathematischen Deductionen, obschon sie eine unbedingte Zustimmung abzwingen, gewähren nicht immer, trotz ihrer apodiktischen Gewissheit, eine ganz deutliche Anschauung der Verhältnisse. Die Kenntniss der verschiedenen Wege, welche zu einer Wahrheit führen, hilft am sichersten diesem Mangel ab. Oft führen auch die dadurch veranlassten Forschungen zu eben so unerwarteten als wichtigen Resultaten. Diese Gründe haben den Vf. bewogen, vorliegende Schrift zu entwerfen, in welcher die Entstehung der Kegelschnitte, sowohl nach den älteren bekannten, als nach anderen analytischen Methoden, deren scharfsinnige Erfindung wir dem Vf. allein verdanken, in gedrängter Kürze und mit seltener Deutlichkeit vorgetragen ist. Ohne Zweifel wird mancher Leser mit Rec. aufrichtig bedauern, dass es nicht in dem Plane des Vfs. gelegen, auch die synthetischen Methoden in sein Werk aufzunehmen, wodurch dasselbe eine vollständige Übersicht der ganzen Lehre der Kegelschnitte geliefert, und, in dieser Beziehung, viele andere dahin einschlagende Werke entbehrlich gemacht haben würde.

P. M.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1821.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Hartmann: *Neueste Novellen von Doro Caro.* 1819. VIII u. 376 S. 8. (2 Rthlr.)

Der Vf., der eigentlich *Gerber* heisst, und bey Königsberg in Ostpreussen lebt, berichtet in der Vorrede, dass er schon vor 25 Jahren vier Bändchen Novellen herausgegeben, welche Beyfall gefunden. Diess glauben wir ihm gern, da auch die vorliegenden Novellen eine nicht gewöhnliche Beobachtungsgabe, sorgfältige Auffassung und im Ganzen eine wahrhafte Darstellung verrathen. — In der ersten Erzählung: *Die Gespensterstunde*, sind diese Eigenschaften verdunkelt durch einen etwas steifen, altväterischen Stil, öftere Weitschweifigkeit und Umständlichkeit, wozu vielleicht die darzustellenden Personen, Leute aus beschränkten bürgerlichen Verhältnissen, ihn verleitet haben; doch werden durch einen treuherzigen Ton, der den Glauben des Lesers gewinnt, diese Mängel einigermassen vergütet. Es ist eine unglückliche Liebesgeschichte, die allerdings — wie sich gegen das Ende ausweist — Verwickelung und Verknüpfung genug hat, um Theilnahme zu erwecken, wenn man nur auf einem näheren Wege dazu gelangte. — In der *schwarzen Frau am Walde* herrscht dagegen ein munterer und geschmeidiger Stil, die Aufmerksamkeit wird gleich von Anfang an gespannt, nachher durch Verwickelung beschäftigt, wenn auch ein wenig hingehalten, und endlich durch die Auflösung, obgleich diese etwas theatralisch ist, überrascht. Eigentlich kommen hier zwey Geschichten zum Vorschein: das Verhältniss der schwarzen Frau zu einem Lord; und dann: wie diese durch eine Hofintrigue zur Verbindung zweyer Liebenden (des Erbprinzen mit einer Baronesse) gebraucht worden. Eine eigene Wendung ist es, dass nach der Verlobung des Lords mit der Dame, da diese ihn in die Geheimnisse ihres Hauses einweihen will, an ihrer Statt der Vf. das Wort nimmt, und nicht bloss, wie man erwartet, das Vergangene bis zum gegenwärtigen Auftritte entwickelt, sondern ohne Weiteres gleich in der Erzählung bis ans Ende fortfährt, so dass ohne Verknüpfung die verlassenen Personen gelegentlich wieder mit auftreten, und in der zweyten Geschichte nur wie dienend erscheinen, wodurch sich diese von der ersten losreisst, und sich als etwas Selbstständiges giebt. — In der dritten Geschichte: *Das Toccadeglio*, beginnt der Vf. auch mit der dramatischen Vergegenwärtigung, fährt aber nicht darin, mit Entwickelung des Einen aus dem Anderen, fort, was in der Erzählung die beste, aber auch die schwerste Methode ist, sondern bedient sich der Bequemlichkeit, sich selbst zu unterbrechen, und die Geschichte bald bey diesem, bald bey jenem Ende zu ergreifen, etwa mit den Worten: bevor wir weiter fortfahren, wollen wir uns erst mit diesem Herrn bekannt machen. Übrigens erhalten wir hier eine drollige Geschichte mit vielen treffenden Zügen, mit Charakteren, die zum Theil Sonderlingen und närrischen Kauzen ähnlich sehen, und mit manchen schroffen, abgerissenen, unter sich contrastirenden und auf Effect gehenden Einzelnheiten, die bisweilen an das Possenhafte grenzen. Die Hauptperson ist ein alter Feldmarschall, der, am Podagra leidend, jenes bekannte Bretspiel zu seinem Zeitvertreib erwählt hat, und zu demselben die ganze Geschichte hindurch bey Gelegenheit seine Zuflucht nimmt, wovon die Erzählung selbst etwas gezwungen den Namen führt. Das Ganze ist sehr unterhaltend und anziehend, obgleich die eingeflochtene Intrigue tragischer Art zu grell gegen das Übrige absticht, und zum Ton und Inhalt des auf gut Glück hingeworfenen Gemäldes nicht passt.

T. Z.

Meissen, b. Goedsche: *Mirthe und Schwert.* Eine Erzählung aus dem letzten Freyheitskriege der Deutschen, von *Elisabeth Selbig.* 1819. 8. (1 Rthlr. 14 gr.)

Dieser Roman enthält die Liebesgeschichte eines deutschen Jünglings mit der Tochter eines französischen Emigranten, deren Schicksal mit der Unterjochung und Befreyung Deutschlands enge verflochten ist, wesshalb auch die Vfn. lange — aber viel *zu* lange bey der Schilderung der französischen Revolution und des letzten Krieges verweilt. Sie hat dazu die Briefform gewählt, was ihr vollends reichliche Gelegenheit giebt, die Liebenden sich ganz aussprechen zu lassen. Besonders steht die Erzählung von den mancherley früheren Schicksalen der Familie der Geliebten zu dem Übrigen in keinem Verhältnisse. An edlen Herzensergiessungen, schönen Gedanken und Betrachtungen fehlt es dabey nicht, und ein patriotisches Feuer durchströmt das Ganze. Demgemäss ist auch der Stil erhaben und wohlklingend, aber durch das Bestreben, *Alles* durch den

Ausdruck zu veredeln, raubt sie sich selbst das Mittel, das Wichtigere hervorzuheben, und geräth durch die strenge Haltung wider ihren Willen in das Eintönige, mitunter sogar in das Steife und Unnatürliche, z. B. wenn sie — statt: da wandelte mich die Besorgniss an, sie nie wieder zu sehen — S. 37 sagt: da stiess die *Besorgniss*, sie wie ein schönes Meteor vor meinen Augen verschwinden zu sehen, ohne ihr wieder im Leben zu begegnen, *ihren schmerzlichen Pfeil* in meine Brust. Weit mehr wird die Vfn. beym deutschen Publicum gewinnen, wenn sie ihren eigenen Gefühlen Mass und Ziel setzt, und zugleich im Ausdruck sich einer grösseren Einfachheit und Natürlichkeit überlässt, ohne zu fürchten, dass das Edle und Erhabene ihrer Gesinnung darunter leiden möchte.

T. Z.

Halberstadt, b. Helm: *Die Reise nach Aachen.* Seitenstück zu Knigge's Reise nach Braunschweig. Roman von *Carl Nicolai.* 1819. 208 S. 8. (18 gr.)

Dieses Product zeigt abermals, dass das Komische nicht in Vernichtung der menschlichen Freyheit besteht, sondern dass die Freyheit wirklich darin erscheinen und sich wirksam zeigen muss, wenn sie von dem grösseren Zusammenhange — wir mögen diesen nun Welt oder Natur nennen — soll angefochten werden. Hier erscheint sie schon so gut, als nichts, so dass sie zur Anfechtung keine Fläche und keinen Widerstand darbietet, und derselben weder würdig, noch fähig ist. Die Personen sind gleich so thöricht, so albern geschildert, dass es so viel wie nichts kostet, sie in ihrem Beginnen in Verlegenheit zu setzen, und das Eingebildete ihrer Gedanken bloss zu stellen, weshalb man auch, von keiner Seite getäuscht und zum Irrthume mit verleitet, nicht mit Grund von unerwarteten Resultaten überrascht werden, und eine Anmasung oder Einbildung der menschlichen Freyheit belachen kann. Demnach hält diess äusserst flüchtig hingeworfene Product auch der Kritik nicht Stand, so dass sich im Einzelnen ein zu Viel oder zu Wenig rügen liesse; es verdient aber keine Erörterung.

T. Z.

Dorpat, ohne Angabe des Verlegers: *Poetische Erzeugnisse der Russen.* Ein Versuch von *Karl Friedrich v. d. Borg.* Erster Band. 1820. 354 S. 8. (2 Rthlr.)

Es ist an sich schon interessant, die poetischen Erzeugnisse einer Nation kennen zu lernen, deren geistige Bestrebungen uns ziemlich unbekannt sind; die gewiss sehr mühevolle Arbeit des Hn. *v. d. Borg* wird aber dadurch noch dankenswerther, dass wir durch sie mehrere recht gelungene Poesieen kennen lernen. Man findet *Oden* und *didaktische Gedichte*, *Lieder* und *Romanzen*, *Balladen*, *Vermischte Gedichte* von folgenden Dichtern: *Bätjuschkan*, *Bogdanowitsch*, Fürst *Chowanskoi*, *Dawydow*, *Derschawin*, *Dmitriew*, Fürst *Dolgorukow*, *Karamsin*, *Kapnist*, *Lomonossow*, *Meletäkoff*, *Milonow*, *Murawjew*, *Neledinsky*, *Melezky*, *Petroff*, *Schatrow*, *Schischkow*, *Shukowsky*, Fürst *Wäsemsky*, *Wolykow* und *Wostokow*; und ausserdem 14 *Volkslieder*.

Poetischen Werth haben die meisten dieser Producte, die sich indess sehr oft zum Contemplativen hinneigen, und immer ein starkes Nationalgefühl athmen. Unter den Liedern zeichnen sich einige durch Leichtigkeit und zarte Empfindung gar sehr aus; so könnten z. B. das: *Wär es früher mir vertrauet* (S. 161), *Jeder wähle nach Gefallen* (S. 174), *Ich bin schon funfzehn Sommer alt* (S. 176), *Leichtes, leichtes Lüftchen sprich* (S. 182) u. a. m. auch in jeder deutschen Liedersammlung sich neben das Gute, ja Vollendete stellen. Unter den Balladen bemerken wir besonders *Klara* (S. 295), welche in vieler Beziehung an *Bürgers* Leonore erinnert, obwohl der russische Dichter diese nicht gekannt zu haben scheint. Er würde übrigens wahrscheinlich besseren Eindruck gemacht haben, wären die 5 letzten Strophen weggeblieben, und der Schluss jenem Gedichte ähnlicher geworden, was nicht schwer war. Die Volkslieder sind höchst charakteristisch und einfach, wir bezeichnen nur: *Hör' zu seufzen auf* (S. 259), *Auf der Höhe frey* (S. 261), *O du Seele mein* (S. 269), mit Bedauern, dass der Raum nicht gestattet, eines davon als Probe auszuheben.

Der Übersetzer versichert, die grösste Treue im Inhalt wie im Versmass erstrebt zu haben; wir können diess nicht untersuchen, müssen aber, das Gelingen vorausgesetzt, seinen Fleiss bewundern: denn wenn auch einzelne Härten vorkommen, so verräth doch die Sprache im Allgemeinen keineswegs den Kampf mit einem so fremdartigen Idiom, wie das russische ist.

L.

Elberfeld, b. Büschler: *Die Morgenröthe.* Herausgegeben von *A. Gebauer.* Mit einem Kupfer. 1819. 344 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Auf dem Titel sind noch 14 Schriftsteller und Schriftstellerinnen genannt, welche Beyträge geliefert haben, was wir der Kürze halber übergingen. Die Sammlung enthält Erzählungen, Aufsätze (*Discours*) und Gedichte; alle mehr oder weniger ins Religiöse, ja Mystische spielend. Etwas Ausgezeichnetes haben wir, trotz einiger gefeyerter Namen unter den Beyträgenden, nicht gefunden. Das Vorzüglichste scheint: *Der Weihnachtsabend*, eine Idyll von *Fouqué*. Dagegen findet sich desto mehr — Spielendes möchten wir sagen, besonders in den geistlichen Liedern; der Herausgeber selbst zeichnet sich darin aus, so wie durch eine süssliche Gemüthlichkeit in den prosaischen Aufsätzen. Entkleidet man diese von den schönklingenden Worten, so kommen in der Regel die allergewöhnlichsten Gemeinplätze zum Vorschein. Dabey fällt uns immer des Meisters Wort ein: *denn gute Reden, die so blinkend sind* u. s. w. Doch, dass diese Verirrung nicht lange Beyfall finden werde, dafür bürgt die Gediegenheit der Nation.

L.

Leipzig, b. Gleditsch: *Abendstunden.* Erste Sammlung. Mit einem Kupfer. 272 S. Zweyte Sammlung. Mit drey Kupfern. 258 S. 1820. 12. (3 Rthlr. 8 gr.)

Sammlung ungedruckter Erzählungen und Gedichte von verschiedenen Verfassern mit Almanachskupferchen nach Rambergs Zeichnungen. Das erste Bändchen bietet angenehme Mannichfaltigkeit und nichts ganz Wertbloses, wenn auch einiges Mittelmässige. Wir begnügen uns, auf das Beste darin aufmerksam zu machen: *Graf Böemund* u. s. w., von Baron *von Miltitz*, eine angenehme Erzählung, die aber dem Vf. nur gedient zu haben scheint, eine sehr wahre Idee über das ächte Ritterthum, seine Verirrungen und Gegner darzustellen, und *Bilderleben*, eine Darstellung, in welcher sich *Fr. Mosengeil* als einen phantasievollen Dichter bewährt, dessen erste Bekanntschaft wir hier mit Vergnügen machten. Das zweyte Bändchen hat Hr. *Fr. Laun* allein ausgestattet, allein Hr. *Fr. Laun* hat sich dabey nicht sonderlich exhibirt; es ist etwas schwer, zu sagen, welche der drey Erzählungen: *Die Büssenden*, *das Haupt des Holofernes*, *die unsichtbare Prinzessin*, die langweiligste sey; man entscheidet sich aber am Ende doch für die letzte, wo eine sehr abgegriffene Intrigue unendlich weit ausgesponnen ist.

Mg.

Köln, b. Du Mont-Schaumberg: *Mechtilde.* Historisch-romantisches Gemälde deutscher Vorzeit, in fünf Abtheilungen von *Th. von Haupt.* 1821. 142 S. gr. 8. (18 gr.)

Wahrscheinlich hat nur der Schluss dieses Stückes den Vf. abgehalten, es eine Tragödie zu nennen, was es eigentlich wohl ist. An Handlung fehlt es nicht, sie jagt sich beynah, nur möchte die Intrigue ein wenig abgenutzt seyn, und der Kaiser Otto erscheint gegen das Ende gar zu komödienartig, was freylich schwer zu vermeiden war. Unverkennbare Beweise poetischen Talents finden sich; und da es nicht an scenischem Pompe fehlt: so wäre es vielleicht keine üble Speculation, das Stück zur Darstellung zu bringen. Es könnte dann auch *Isabelle* oder *Bruno v. Schauenburg* heissen: denn diese Personen treten wenigstens eben so sehr hervor, als dessen Gattin Mechtilde.

D.

Jena, b. Frommann: *Der Schiffbruch* (,) ein Roman nach dem Englischen der Mrs *S. H. Burney.* 1821. 350 S. 8. (1 Rthlr. 10 gr.)

Die Idee, einer ziemlich gewöhnlichen Verwickelung durch eine Art von Robinsonade erhöhetes Interesse zu geben, ist nicht unglücklich, und hier mit vielem Geschick ausgeführt. Der Roman ist übrigens rein englisch, und Viola's Mutter bleibt auch auf der wüsten Insel eine Lady in Wort und Benehmen. Dass ihr Unglücksgefährte, Fitz Aymery Violen in ihrer Verkleidung so lange für den Seecadet hält, für den sie sich ausgiebt, ist freylich nicht recht wahrscheinlich, und nur als *licentia poetica* zu betrachten.

Das Buch bildet auch den fünften Theil der *Bilder* u. s. w.; wir können es dem zweyten Geschlechte, welchem diese Sammlung besonders gewidmet ist, vorzüglich empfehlen, doch wird es auch den Männern eine unterhaltende Lectüre gewähren.

D.

Arau, b. Sauerländer: *Allemannische Gedichte* von *J. P. Hebel.* Fünfte, vollständige Original-Ausgabe mit drey Kupfern. 1820. 336 S. 8. (2 Rthlr.)

Es hiesse Eulen nach Athen tragen, wollte man jetzt noch den Deutschen sagen, was sie an diesen allemannischen Gedichten besitzen. Dass eine fünfte Auflage davon nothwendig und mit Sehnsucht erwartet wurde, ist der beste Beweis von der allgemeinen Anerkennung, welche der Dichter in ganz Deutschland gefunden hat. Die — durch einige Gedichte vermehrte — Ausgabe ist sehr gefällig. Die Kupfer erheben sich nicht über das Mittelmässige.

D.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Hartmann: *Satyrische Erzählungen von Dr. Weidemann.* 1819. 71 S. 8. (8 gr.)

Die Form der Erzählung hat der Vf. nur als Mittel gewählt, um seine Unzufriedenheit mit manchen Staatseinrichtungen in ein gefälligeres Gewand zu kleiden; wobey es ihm aber noch nicht gelungen ist, seiner Einkleidung den Geist und die Selbstständigkeit einer wirklichen Satire zu geben. Vier Aufsätze sind es, worin er sich auslässt. Der erste: *Das Mauthhaus*, ein Spiel der Phantasie genannt, besteht in der Erzählung, dass der Vf. zum ersten May nach dem Brocken zur Hexen- und Teufels-Versammlung versetzt, und dort das *Grenzzollsystem* vorgeschlagen und angenommen sey. Die Verwerfung dieses Systems ist hier zu nackt ausgedrückt, ist zu wenig in Ironie gekleidet, oder die Ironie ist nicht täuschend genug, so dass auf eine scharfsinnige Weise das Falsche sich gehörig hinter Scheingründe versteckte, und sich zugleich dadurch verriethe. Der Tadel kann nur durch irgend eine poetische Form in Satire, und diese nur durch Berührung menschlicher Schwächen überhaupt, und durch Mitwirkung spielender Naturkräfte in Poesie übergehen, oder sich derselben nähern. — Der zweyte Aufsatz: *Der Grossinquisitor*, hat nach vielem Umschweif, der eine flüchtige Unterhaltung gewährt, einen Polizeyspion zum Gegenstande, der auf einer Maskerade aus einem Fuhrmannshute den Grund zu sonderbaren Anklagen zieht, die leider nur für den Leser keine Wahrscheinlichkeit gewinnen. — *Der Bürgerdeputirte zu Bettelstädt* enthält die Annahme, dass unsinnige Missbräuche in der Städteordnung in der That verwirklicht und eingeführt werden. Als blosser Vorschlag liesse sich solche Ironie schon

eher denken; oder die Folgen müssten einer solchen Annahme als komische Wirkungen mehr entsprechen. — *Die Huldigungsfeyer*, geschrieben im J. 1806, schliesst sich wirklichen Vorfällen mit manchen treffenden Hieben näher an; doch passt die dritte Abtheilung des Festes nicht ganz zu den anderen.

Der Vf. zeigt für einen Satiriker zu kalten Ernst, den entweder die Laune scherzhafter, oder das Gefühl kräftiger und witziger machen müsste.

T. Z.

Erbauungsschriften. 1) *Hannover*, in Commiss. b. Helwing: *Religiöses Andenken an die verewigte Königin Sophie Charlotte*, Königin des vereinigten Reichs Grossbritannien und Irland, auch Königin von Hannover u. s. w., die am 17 Nov. 1818 Ihre irdische Laufbahn vollendete. Ein Religionsvortrag über Ebr. 13 V. 1. 7. 8., gehalten in der königl. Schlosskirche zu Hannover, den 16 Dec. am letzten Busstage des Jahres 1818, von Dr. *H. P. Sextro*, erstem königl. Hofprediger u. s. w. 1819. 28 S. 4.

2) *Cassel*, b. Griesbach: *Zwey Predigten nach dem am 14 Jan. 1820 erfolgten Tode Ihrer Königl. Hoheit, der Kurfürstin von Hessen*, gehalten in der Brüderkirche zu Cassel von *C. F. W. Ernst*, erstem Prediger an dieser Kirche und Consistorialrath. Ohne Jahrzahl. 32 S. 8. (3 gr.)

3) *Helmstädt*, b. Fleckeisen: *Predigt zum Andenken* des Consistorialraths, Hofpredigers und Superintendenten, Herrn *Christian Friedrich Bonsack*, gehalten den 12 Apr. 1818, von *Wilhelm Caspar*. Ohne Jahrzahl. 16 S. 8.

4) *Stolberg*, b. Schulze: *Das Todtenfest im Jahr 1819. Eine Predigt* von D. *Johann Julius Friedrich Grützmann*, Prediger in Görsbach. Auf Verlangen in Druck gegeben. Ohne Jahrzahl. 24 S. 8.

5) *Dresden*, b. Arnold: *Worte*, auf der Anhöhe der Landstrasse nach Gorbitz gesprochen *an Werners Sarge*, in der 11ten Stunde der Nacht, zwischen dem 2ten und 3ten July 1817 von *C. A. Böttiger*. 1817. 16 S. 8. (3 gr.)

Bey No. 1 ist zu bemerken, dass durch die Verbindung der Busstags- und Gedächtniss-Feyer die Behandlung des Ganzen mehr erschwert wurde. Man sollte wünschen, dass bey so seltener Veranlassung jedem Gegenstande ein besonderer Tag gewidmet worden wäre. Sieht man, wie billig, hievon ab: so wird man den gedankenreichen Vortrag nicht ohne Beyfall lesen. Nach dem auf dem Titel angegebenen Texte wird die Frage beantwortet: *„Wozu erweckt uns die Stimme der Religion bey dem Hinscheiden edler Menschen?"* Die Disposition folgt einfach dem Spruch: *„Deren Ende schauet an, und folget nach dem Glauben!"* In der Ausarbeitung wünscht man mehr Fasslichkeit des Vortrags, und Individualisirung in den Charakterzügen der verewigten Königin zu finden. Die oft vorkommenden Ausdrücke: *moralisches Thun, Leben, — moralische Schöpfung, Ordnung* u. s. w., würde Rec. in einer religiösen Rede darum aufzunehmen Bedenken tragen, weil sie für einen grossen Theil der Zuhörer auf jeden Fall unverständlich bleiben, auch ohne Schwierigkeit zu popularisiren sind.

Hr. *Ernst* (No. 2) feyert das Andenken seiner Kurfürstin mit hörbarer eigener Bewegung über den Verlust der sehr geliebten Landesmutter. Die *erste* Predigt über Jesaias 57, 2 zeigt: *„Wie wir uns bey dem Tode guter Menschen trösten und beruhigen können.* Die *andere* nach Offenb. Joh. 14, 13 stellt einige Züge des Charakters der Verewigten auf, und zwar a) ihre *warme Liebe zur Religion*; b) *herablassende Leutseligkeit*; c) *Vaterlandsliebe*; d) *Wohlthätigkeit*. Es ergiebt sich von selbst, dass diese Züge willkührlich neben einander gestellt wurden: denn, dem Grunde nach, sind b. c. d. alle aus a. hervorgehend. Das Leutselige ist überdiess auch eine Wohlthätigkeit, nämlich im Reden, und darum hätte zum Wenigsten auf den ersten der dritte Charakterzug, dann aber der zweyte und vierte folgen sollen. In der Darlegung selbst herrscht eine prunklose Beredsamkeit, und es thut wohl, die Stimme der Wahrheit also an dem Fürstensarge zu vernehmen, wo leider nicht immer die Schmeicheley zu verstummen pflegt. Gern giebt Rec. dem Vf. das Zeugniss, dass er nirgends zu viel thue; ja es hätte der Ton wehmüthiger Empfindung in diesen Reden sich vielleicht noch stärker hörbar lassen sollen. „Des *süssen* (?) Spruch aus des Todtenrichters Munde" kann Rec. eben so wenig an sich selbst, als wegen der Reminiscenz an *Schiller*, welche hier zu vermeiden war, billigen. Die Stelle: — „bis an den Augenblick, wo der Erdkreis aufflammen wird," hätte auf jeden Fall anders ausgedrückt werden sollen. Das *„stehe einen Augenblick still, Wanderer"* u. s. w. — könnte edler gefasst seyn.

Rec. schliesst sogleich die Anzeige der Gedächtnisspredigt, auf Hn. *Bonsack* (No. 3) hier an, weil sich auch darin eine gerechte Trauer ausspricht. Der Vf. stellt in ungekünstelter Diction in dem Verstorbenen das Bild eines treuen evangelischen Predigers auf, von dessen Zügen man sich angezogen fühlt. Der vielbedeutende Text: Mal. 2, 6. wird, Glied für Glied, auf den sel. *B.* angewandt. Könnte auch der Stil hie und da gefeilter, und der Periodenbau mehr rednerisch gerundet seyn: so gebührt doch dem Vf. das Lob, dass er durchgängig als ein gerührter und würdiger Parentator erscheint. Eine kurze Biographie des Verstorbenen ist angehängt.

Die Predigt No. 4: *Das Todtenfest*, kann wohl nur von Seiten des guten Willens ihres Vfs., der darin unverkennbar ist, gelobt werden; die Foderungen der homiletischen Kunst sind unbefriedigt geblieben. Wahrscheinlich wäre mehr Eigenthümlichkeit und Kraft in den Vortrag gekommen, wenn demselben ein passender Text, und nicht das Sonntagsevangelium Matth. 9, 18 zum Grunde diente. Häufige Wiederholungen ermüden den Leser, auch stören Nachlässigkeiten des Stils (besonders die immer vorkommenden gleichen Worte und Redearten in demselben Satze). Die Einförmigkeit der Gedanken thut selbst dem, was in diesem Vortrage löblich ist, Abbruch. Folgende kurze Stelle mag in dieser Rücksicht, zugleich zum Beweise dienen, dass die Sprache nicht immer correct sey: „Rund um uns her, um diese heilige Stätte, schlummern sie im nächtlichen Dunkel des Grabes, uns so nahe, wenn wir hier versammlet sind, um den (der) beiden Welten, denen sie angehören, würdig zu leben, dass sie unser Beten, Singen und Reden hören müssten, wenn sie nicht schlummerten." Dieses *Schlummern*, das Rec. aus bekannten Gründen in dieser Verbindung kaum einmal gebrauchen möchte, kommt hier, wie in dem Vorhergehenden, und sonst, fast als Lieblingsausdruck vor.

In No. 5 feyert Hr. *B.* würdevoll und gemüthlich das Andenken des grossen und unvergesslichen Mineralogen. Auf die seltenen, vom In- und Auslande dankbar erkannten Verdienste desselben um seine Wissenschaft wird mit wenigen, aber sprechenden Zügen hingewiesen, auch die ausgezeichneten edlen Eigenschaften seines Charakters und Gemüths sind, wie es sich gebührt, mit Wärme dargestellt. Hie und da blickt die Kunst des Redners sichtbar hervor.

G. K.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1821.

ALTE LITERATUR.

Breslau, b. Korn: *Vermischte Abhandlungen und Aufsätze* von *J. C. F. Manso*. 1821. X u. 522 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Diese Sammlung besteht aus einer Reihe zum Theil bisher ungedruckter Aufsätze verschiedenen, jedoch grösstentheils philologischen Inhalts. Die drey ersten bilden Ein zusammenhängendes Ganzes, und sollen es nach der Absicht des Vfs. (Vorr. VII. VIII): 1) Über die Bildung der Rhetorik unter den Griechen; 2) über das rhetorische Gepräge der römischen Literatur; 3) über Horazens Beurtheilung der älteren Dichter der Römer. Nachdem der Vf. in einer kurzen Einleitung gezeigt hat, wie wichtig es sey, in den Zusammenhang zwischen Redekunst und Beredsamkeit einzudringen, beweist er S. 4—6 in der ersten Abhandlung, dass man vor dem Ende der Perserkriege in Athen noch keine Beredsamkeit suchen dürfe, sondern dass Perikles (S. 6. 7) als der erste Atheniensische Redner erscheine. Hingegen kannte man an anderen Orten die Redekunst schon länger, und einmüthig werden als ihre Erfinder die Sicilier Korax und Tisias (um Ol. 80) genannt. (S. 8—12.) Nach Athen brachte die Redekunst zuerst Gorgias, als Gesandter der Leontiner, Ol. 88, 1. S. 12. 13. Bey dieser Gelegenheit wird S. 14 erklärt, wie es kam, dass die Beredsamkeit in Athen von der Künstlichkeit zur Einfachheit, in Rom von der rohen zur gefälligen Darstellung überging. Doch muss Rec. hiebey bemerken, dass ihm der Unterschied in der Entwickelung der Beredsamkeit bey beiden Völkern nicht so gross erscheint, sondern dass bey beiden, nach seinem Bedünken, die ungebildete Natur durch äusseren Anstoss in Kunst, die Kunst in gebildete Natur überging, d. h. zu dem Grade der Kunst, der als Natur erscheint: nur dass in jener zweyten Entwickelungsperiode die Kunst nach der verschiedenen Stufe der Bildung und dem verschiedenen Nationalcharakter der Athenienser und Römer auch selbst einen verschiedenartigen Charakter annahm. — Um nun die Richtung der ersten Versuche in der Redekunst auszumitteln, zeigt der Vf. S. 15—17, dass sie in der Kunst zu überreden bestand. Obgleich nun diese Überredung an sich nicht unrecht ist, so gehen doch die heftigen Angriffe des Sokrates gegen die Sophisten und ihre Rhetorik nicht allein auf die unreine Moral und verfängliche Dialektik, die in die Redekunst verwebt ward, sondern auch gegen die Art des Unterrichts selbst, der nicht mehr in freundschaftlichem Umgange des Älteren und Erfahrenen mit den Jungen bestand, nicht mehr in Gesprächen, sondern in zusammenhängendem, rhetorischem Vortrage ertheilt ward (S. 18—20), so dass die Angriffe des Sokrates „nicht einzig der Philosophie, sondern zugleich der Rhetorik der Sophisten galten, und gleichsam als eine mittelbare Anklage ihrer Lehrart, und als eine versteckte Rechtfertigung der seinigen, *welche die ältere war*, angesehen werden müssen." Wenn, wie es scheint, die eigentliche Sokratische Lehrart hier älter gemacht wird, als die systematische: so dürfte diess schwer zu beweisen seyn, da theils schon die ältesten griechischen Philosophen Schulen gründeten, welches wohl nicht leicht ohne systematischen, wenigstens nicht bloss gesprächweisen, Unterricht geschehen kann, theils der Vf. selbst S. 21 sagt, dass nicht nur die älteren Eleaten, Parmenides und Xenophanes, sondern auch Empedokles in Versen philosophirten. — Von S. 20 an sucht der Vf. die Fortschritte der Rhetorik nachzuweisen. Der Vortrag der ersten Sophisten war blumenreich, S. 21. Sie führten ihre Schüler „hauptsächlich zur Bearbeitung von sogenannten Thesen und Gemeinörtern, und zur Auffindung dessen, was in jeder Sache lobens- oder tadelnswerth erschien, an." Antiphon und Lysias „erhielten sich freyer von philosophischen Spitzfindigkeiten und rhetorischen Verkehrtheiten, und nahmen überhaupt im Ganzen gewiss eine mehr praktische Richtung." S. 23. 24. Isokrates ging auf diesem Wege fort, indem er als Lehrer der Redekunst nicht spitzfindige Dialektiker, nicht Prunkredner, sondern tüchtige Staatsmänner und gerichtliche Redner zu bilden suchte, und den überflüssigen Schmuck des Ausdrucks verbannte. S. 25—31. Durch ihn wurden die Sophisten zurückgedrängt, und viele der grössten Redner Griechenlands gebildet. S. 32. Aristoteles gab der Rhetorik wissenschaftliche Form, und vereinigte alle Entdeckungen der früheren Rhetoren zu Einem Ganzen. S. 52. 53. Wenn es hier von ihm heisst: „Auch er hatte in seinem rhetorischen Unterrichte die gerichtlichen und bürgerlichen Vorträge, wie Isokrates, unbeachtet gelassen, und nur die Schönheit der Sprache und der Darstellung berücksichtigt. Da bewog ihn — der Beyfall, dessen Isokrates genoss u. s. w. zu dem Versuche, sie (die Rhetorik) vorzüglich in Beziehung auf die beiden genannten Richtungen hin fortzubilden" u. s. w.: so sieht Rec. nicht wohl, wie

sich diess mit dem Vorhergehenden verträgt, wo fast dasselbe Verdienst nach vollgültigen Zeugnissen dem Isokrates beygelegt wird. — Isokrates und Aristoteles waren für die folgenden Zeiten, in denen nach des Letzten Vorgange die Philosophen die Rhetorik in ihr Gebiet zogen, die Quellen, aus denen Alle schöpften, und es kam Nichts hinzu, als die Behandlung erdichteter Fälle. S. 33. 34. Indess bildeten sich doch nach der Verschiedenheit der philosophischen Schulen auch verschiedene Schulen in der Rhetorik. S. 34. 35. Den Beschluss dieser interessanten Abhandlung macht S. 35 — 37 der Streit über den Umfang der Rhetorik und der dem Redner nothwendigen Kenntnisse, und S. 37. 38 die als sehr schwankend dargethane Unterscheidung der Attischen, Asiatischen und Rhodischen Beredsamkeit.

Die zweyte Abhandlung, *über das rhetorische Gepräge der römischen Literatur*, S. 39 — 86, enthält viele treffende Bemerkungen, obgleich es Rec. an Vollständigkeit zu fehlen scheint. Wie der Vf. das Thema gefasst hat, ist Rec. nicht ganz klar geworden, da Einiges auf eine Darstellung der Ursachen dieses rhetorischen Gepräges hinzudeuten, und die Ausführung doch mehr eine Beschreibung desselben zu geben scheint. In der Einleitung, S. 41 ff., über die Verschiedenheit der griechischen und römischen Literatur, dürfte der Charakter der römischen Geistesbildung etwas zu einseitig aufgefasst seyn; wenn z. B. gesagt wird: „In der griechischen (Literatur) walten Unbefangenheit, Natur und Wahrheit, in der römischen Absichtlichkeit, Anstrengung und Kunst vor." Wenn diess nur Umschreibung der vom Vf. angeführten, im Ganzen sehr treffenden *Goethe*'schen Bemerkung ist, dass der Grieche auf das, was *ist*, sieht, der Römer auf das, was *wirkt*, oder wenn der Ausdruck *vorwalten* gepresst wird: so mag es mit dieser Behauptung seine Richtigkeit haben; aber man darf doch wohl den Nationalcharakter und die Originalität der Römer nicht ganz vernachlässigen, woraus sich so Vieles als Natur erklärt, was Kunst zu seyn scheint. Die Römer waren ja ein Volk, das schon bey seiner Entstehung halb gebildet war, zusammengeflossen aus mehreren Völkern verschiedenartiger Bildung, und bekannt mit fremder, griechischer, Sprache (s. *Wachsmuths* Röm. Gesch.). Gleich nach dem Ursprunge des Staats wurden sie in so mannichfaltige Kriege von Aussen und Zwiste im Inneren verflochten, dass an Fortbildung fürs Erste nicht zu denken war. Der Charakter der ersten Bildung war gemischt aus dem Geheimnissvoll-Erhabenen der Etrurier, dem Rauhen und Kräftigen der Sabiner und Latiner, mehrerer anderer Beymischungen nicht zu gedenken. Die Poesie trug denselben Charakter, wie noch die Überreste beweisen; die Geschichte bestand, wie wohl bey allen Völkern ähnlichen Charakters, in Chroniken, an die sich die erhebenden Sagen einzelner Familien anschlossen. Lange dauerte dieser Zustand, bis ein äusserer Anstoss zur Fortbildung durch die Griechen kam. Wie konnte es anders seyn, als dass man einerseits den Griechen folgte, andererseits den alten Nationalcharakter, wenigstens der Form nach, festhielt, der natürlich nun, da er als Kleid einen Körper einschloss, für den er nicht gemacht, oder vielmehr entstanden war, nachdem sich Beides wechselsweise nach einander bequemt hatte, das Ansehen eines Kunstproducts erhielt, obgleich sich bey genauer Untersuchung gerade in ihm die wahre Originalität und Natur der Römer offenbart. — S. 45 geht der Vf. zur Untersuchung der Ursachen des rhetorischen Gepräges der römischen Literatur über, die er theils in der Sprache (S. 45. 46), theils in der Herrschaft der Beredsamkeit (S. 47 ff.) findet. Um diess zu begründen, wird S. 49 ff. eine kurze Übersicht der Geschichte der römischen Beredsamkeit gegeben, der dann die Entwickelungsgeschichte der übrigen Literatur S. 55 ff. gegenüber gestellt wird. Allein S. 56. 57 muss der Vf. gestehen, dass, obgleich die Geschichte der Beredsamkeit mit der der übrigen Wissenschaften viel Ähnliches hat, doch in der *früheren* Geschichte der Einfluss jener auf diese schwer nachzuweisen, und es fast bedenklich ist, „die Richtung der letzten schon jetzt von der Richtung der ersten abhängig zu machen, da vielleicht, was beide gemein haben, sich aus der Zeit und dem Stande der Sprache hinlänglich erklären lässt." Der Vf. mag hiezu bewogen worden seyn durch den Gedanken, dass es nicht ganz richtig sey, wenn er vorher behauptet, dass die Beredsamkeit bey den Römern der Poesie und der übrigen Literatur vorangeeilt sey. Freylich gelangte jene früher zur Reife, als diese, freylich finden wir sehr früh Beredsamkeit, und schon in den ältesten Zeiten sollen sich vorzüglich einige Familien durch dieselbe ausgezeichnet haben; doch glaubt Rec., dass die ersten Anfänge der Poesie und Geschichte noch früher fallen, und dass der Vf. wohl nur an die Literatur, so weit sie aus der griechischen hervorging, gedacht hat. Übrigens ist es allerdings einleuchtend, dass, *wenn* die Beredsamkeit unter einem Volke herrscht, diess grossen Einfluss auf die Gestaltung der ganzen sonstigen Literatur haben müsse; aber diess hätte wohl kaum eines Beweises bedurft. Vielmehr hätte Rec. zu erfahren gewünscht, *wie* die Beredsamkeit zu einer solchen Herrschaft gelangt sey. Diess scheint theils in dem Nationalcharakter zu liegen, der einerseits die Sprache so formte, dass sie zu keinem anderen Gebrauche passender war, als eben hiezu, andererseits den blutigen und unblutigen Krieg auf gleiche Weise begünstigte, theils in der Verfassung, die nicht nur durch die vielfältigen Zwiste im Inneren, sondern auch durch das Bestreben der Patricier, die verlorene Macht durch Gewalt über die Gemüther zu ersetzen, und der Plebejer, durch Vorzüge die Nobilität zu erlangen, und durch die mannichfaltigen Verhältnisse der Stadt Rom zu den übrigen Staaten der alten Welt, besonders den Provinzen, beständig zur Übung dieser Kunst Veranlassung und Ermunterung gab. — Zwey andere Ursachen des sich später im rhetorischen Gepräge der ganzen Literatur aussprechenden falschen Geschmacks findet der Vf. S. 60 ff. mit Recht in dem Einflusse der ägyptischen Cultur, und darin, dass, da nicht allmählich, sondern auf einmal die Römer von der Lust zu den Studien ergriffen wurden, Gelehrte und Ungelehrte schreiben

und Kunstrichter seyn wollten. Zur Bestätigung des Ganzen folgt S. 66 ff. eine Geschichte der römischen Rhetorik, die sehr viel Interessantes enthält, und sich S. 74 — 86 mit einer Geschichte und Beschreibung der Universitäten zu Rom und Constantinopel schliesst.

In der dritten Abhandlung, *über Horazens Beurtheilung der älteren Dichter der Römer*, S. 87 ff., macht der Vf. einen sehr glücklichen Versuch, diess Urtheil des Horaz auf eine neue Art zu erklären. „Seine Ausleger, sagt er S. 90, haben es immer nur als das Urtheil eines Einzelnen angesehen, und als solches zu rechtfertigen gesucht. Er wollte, sagen sie, die früheren Dichter nicht sowohl würdigen, als die späteren gegen sie vertreten. Sein Tadel, wiewohl er sich unmittelbar gegen die Getadelten selbst wendet, galt im Grunde doch mehr ihren Vergötterern, die sie für durchaus fleckenlos und vortrefflich hielten. Ausserdem zog Horaz bey Beurtheilung seiner Vorgänger unstreitig Alles ab, was sie von den Griechen entlehnt hatten, und durfte, da die Summe ihrer Verdienste sich dadurch in seinen Augen ansehnlich verminderte, schon etwas schärfer mit ihnen verfahren, als Andere.“ Dagegen beweist der Vf. mit vielem Scharfsinne, besonders aus der Analogie der übrigen Künste und Wissenschaften, „dass sich in Ciceros Tagen zu Rom ein gelehrter Kampf, wenn nicht entschied, doch vorbereitete, in welchem nicht bloss der Einzelne gegen den Einzelnen, sondern Geschlecht gegen Geschlecht, und Zeitalter gegen Zeitalter standen; wo nicht mehr von den Vorzügen und Flecken dieses und jenes Schriftstellers, sondern von der Bedeutsamkeit und Würdigung ganzer Classen die Rede war. — Das Bestehende genügte nicht länger, und das bisher allein Gültige ward als unhaltbar verworfen.“ „Offenbar, fährt der Vf. weiter unten, S. 95, fort, stellte er (Horaz) sich ihnen nicht bloss in seiner Person, und als für sich stehender Kunstrichter, sondern als Sprecher und Wortführer der neueren Dichterschule entgegen. Wie stark oder wie schwach diese war, wissen wir freylich nicht; dass aber die ihr widerstrebende Partey keinesweges aus lauter so verächtlichen Leuten, wie uns Horaz einen Pantilius, Demetrius Fannius, und Hermogenes Tigellius schildert, zusammengesetzt war, wird theils durch die Mühe, die er sich nahm, sein Urtheil über Lucil zu rechtfertigen, und durch die Umsicht, mit der er, obgleich gereizt, diese Rechtfertigung führt, ausser Zweifel gesetzt, theils noch überdem durch eine gewiss nicht unstatthafte Vermuthung bestätigt,“ nämlich dass hauptsächlich die Grammatiker, von denen die ganze Jugend gebildet wurde, in ihren Schulen als Kunstrichter das Alte vertheidigten. S. 96. Den Beschluss macht S. 97 — 106 eine vortreffliche Darstellung des Unterschiedes der Dichterschulen und der Ursachen ihres Streits.

Den vierten Platz nimmt ein Denkmal der Freundschaft ein: *Christian Garve, nach seinem schriftstellerischen Charakter*, eine Abhandlung, die der Vf. im J. 1799 zum Behuf einer vollständigen Lebensbeschreibung dieses vortrefflichen Mannes ausarbeitete. S. 107 — 136. — Hieraufolgt S. 137 — 156: *Johannes von Müller*, eine Rede an Jünglinge, die von der Schule zur Universität übergingen, 1811, mit vielem Geist geschrieben, und voll von trefflichen Bemerkungen. — Dann S. 157 — 168: *An vere de Martino Luthero vaticinatus sit Joannes Hussus. (Ad solemnia sacrorum ante tria secula per Lutherum emendatorum indicenda)*, eine Abhandlung, in welcher diese Frage mit vieler Gelehrsamkeit verneint, und der Ursprung der Meinung erklärt wird. Das Latein ist leicht, und liest sich, einzelne kleine Unebenheiten, z. B. den häufigen Gebrauch des blossen *Infinitivus* statt des *Accusativus cum Inf.*, das *adhibere verba*, und andere Kleinigkeiten abgerechnet, sehr angenehm. — Die siebente Abhandlung, *über den Begriff der Nemesis*, S. 169 — 184, schliesst sich an *Herders*: Nemesis, ein lehrendes Sinnbild, an, und setzt eine dreyfache Bedeutung des Wortes mit vieler Gründlichkeit aus einander: I. Scheu, 1) Ehrfurcht vor Anderen, 2) Widerwillen gegen sittlich Unangenehmes (S. 175); II. Rüge, Ahndung, Rache (S. 177). „Nach den beiden ersten, sagt der Vf. S. 180, (ich möchte sie die milderen Hesiodischen und Aristotelischen nennen) ist Nemesis in Wahrheit nichts Anderes, als die zur Person erhobene heilige Scheu oder Ehrfurcht (*reverentia*) vor Göttern und Menschen, die billige Schonung aller durch Natur und Herkommen begründeten Verhältnisse, das Bestreben, Jedem die Achtung zu erweisen, die ihm gebührt, wovon eben die erste und unerlässliche Bedingung ist, sich selbst zu bewachen, und durch unzeitige Erhebung und frechen Übermuth nicht zu beleidigen.“ „Aber neben dem entworfenen Bilde, fährt er S. 181 fort, steht ein anderes, ein Wesen, gleichnamig, doch nicht dasselbe, eine Nemesis, die ich die tragische nennen möchte. — Weit gefehlt, dass sie die Beleidigung schuldiger Ehrfurcht gegen Götter und Menschen und die Verirrungen des Stolzes ausschliessend beachten sollte, zieht sie vielmehr Verbrechen und Frevel überhaupt vor ihren Richterstuhl, und wirft sich sogar zur Rächerin der Verstorbenen auf“ u. s. w. Diese Unterscheidung bestätigt der Vf. von S. 182 an auch durch die Kunstsymbole.

Die achte Abhandlung, *die Cilicischen Seeräuber*, S. 185 — 200, enthält eine überaus interessante Geschichte dieser Corsaren, und eine treffliche Auseinandersetzung der Ursachen ihrer Macht und ihres immer neuen Emporkommens. Hierauf folgt S. 201 — 216 der neunte Aufsatz, *über öffentliche Redeübungen auf Schulen*, welche nicht nur gegen manche Vorwürfe in Schutz genommen, sondern auch in ihrer Nützlichkeit, ja Nothwendigkeit dargethan werden. Der Vorschlag für passende Wahl der Gegenstände zu Schul-Reden und Aufsätzen, S. 209, dass man den Stoff aus dem Alterthum, der Geschichte und der Kritik des Schönen nehmen solle, wie auch schon bisher hie und da geschehen ist, verdient alle Beachtung. Vor allen Dingen ist es aber sehr dankenswerth, dass der Vf. S. 210 ff. auf die unbegreifliche Unbestimmtheit so vieler von den gewöhnlichen Aufgaben aufmerksam macht.

Auf diese Reihe von Abhandlungen folgen 10) *O-*

servationes in D. Junii Juvenalis satiras, zum Theil schon früher gedruckt, die Rec., obgleich er nicht in *allen* Stücken mit dem gelehrten Vf. zusammen stimmen kann, wohl für das Beste in der ganzen Sammlung halten möchte, so dass es ihm fast unbegreiflich ist, wie Hr. Generalsup. *Ruperti* so wenig Rücksicht darauf hat nehmen können. Das Einzelne durchzugehen, würde zu weit führen. Rec. begnügt sich daher damit, das zu bemerken, was ihm unrichtig scheint. Sat. III, 206 will der Vf. in den Worten: *recubans sub eodem marmore Chiron* für *Chiron* lesen *echinus*, weil ein marmorner Chiron nicht für einen so armen Mann passe, und nach der Parallelstelle Hor. Sat. I, 6. 117. Aber theils steht in der Stelle weder etwas davon, dass dieser Chiron ein *trapezophorus* seyn soll, noch dass er von Marmor war, theils möchte sich der *echinus* nicht gut mit dem *recubans* vertragen, wenn man auch auf die *species iacentis animalis* Rücksicht nimmt: denn wenn sagt man von einem Igel (denn dessen Gestalt müsste er ja gehabt haben) *recubat?* Wenigstens müsste erst genauer ausgemacht seyn, was eigentlich ein *echinus* sey. Vielleicht könnte der Chiron eine irdene Lampe in Gestalt des Chiron, wie man ja ähnliche hatte, oder ein schlechtes hölzernes Bildniss des Chiron seyn, und es würde dann zu den wenigen Büchern passen. — V. 221 erklärt der Vf. den *Persicus orborum lautissimus* von dem vorhergegangenen *Asturius* V. 212. Diese Erklärung ist so offenbar im ganzen Zusammenhange begründet, dass sie keines weiteren Beweises bedarf, und schon Farnabius sagt nach Anführung der anderen Erklärungen: *vel quod hic Asturius Persa fuerit.* Er konnte bey der Lesart *Phaecasianorum* V. 218 noch nicht bestimmter sprechen. Aber der Vf. hätte zum Beweise seiner Erklärung nicht die *Asianorum ornamenta deorum* anführen, sondern vielmehr die Lesart durch diese an sich schon offenbar richtige Erklärung rechtfertigen müssen. — V. 296 möchte Rec. fast der Erklärung des Turnebus von *proseucha etc.* den Vorzug vor der des Vfs. geben, wenigstens scheint es nicht richtig, wenn der Vf. davon sagt (S. 226): *omni argumento idoneo, et, si Judaeorum superstitionem spectamus, etiam probabilitate destituitur*, da wir wohl aus Act. App. 3, 2 schliessen dürfen, dass die Bettler sich in Jerusalem oft am Eingange des Tempels aufzuhalten pflegten, welches selbst ohne bestimmte Nachricht darüber anzunehmen wäre, woraus es wahrscheinlich wird, dass sie sich an anderen Orten am Eingange der *proseuchae* aufhielten. Doch hat auch des Vfs. Erklärung viel für sich. — Sat. VI, 114 sq. scheint Rec. keine Änderung nöthig zu seyn, wenn man nach *una*, V. 119, ein Semicolon, und nach *galero*, V. 120, ein Comma setzt. — Sat. VIII, 105 kann Rec. nicht umhin, die vortreffliche Emendation zu erwähnen, nach welcher der Vf. für: *Inde Dolabella est, atque hinc Antonius, inde etc.*, liest: *Inde Dolabellae statuae; hinc Antonius, inde etc.* — V. 108 — 114 wirft der Vf. die beiden Verse 111. 112 heraus. Lieber möchte Rec. bloss die Worte: *Haec etenim sunt Pro summis: nam sunt haec maxima*, herauswerfen, da der Vers hiedurch nicht gestört wird, und nur diese Worte eigentlich das Gepräge eines Glossems an sich tragen. — Die Worte *mariti irati*, Sat. X, 312. 313 als Genitiv zu nehmen, mit ausgelassenem *est*, scheint Rec. zu hart. Im Übrigen möchten wir dem Vf. fast durchgehends beystimmen.

S. 255 folgen: *Kritische und philologische Kleinigkeiten*, die manche interessante Bemerkungen enthalten, und deren Überschriften Rec. mittheilen will: 1) *Der Römer Verkehr mit Indien*, S. 255; 2) *ein Beytrag zur Kenntniss der römischen Finanzen*, S. 260; 3) *antiker Geschäftsstil*, S. 266; 4) *einige Bemerkungen über die Geschichtschreibung der Deutschen*, S. 296; 5) *einige Fragen zur näheren Kenntniss des Bücherwesens der Alten*, S. 274; 6) *Wer ist der Catius, den Horaz in der vierten Satire des zweyten Buches redend einführt?* S. 284. Der Vf. vermuthet sehr scharfsinnig, dass unter diesem Namen der Ritter C. Matius versteckt sey. — 7) *Über einige Stellen römischer Dichter.* Dieser Aufsatz, der einige sehr interessante Aufschlüsse enthält, beschäftigt sich mit: *Virg. Georg.* I, 71 — 83. II, 32 — 34. *Hor. Od.* III, 14. 10 — 12. Sat. I, 9, 44. 10, 23 — 30. 66. *Lucan. Phars.* VI, 702. — Den Beschluss der ganzen Sammlung macht S. 298 ff. ein Anhang einiger *Gedichte*, bey denen Rec. von der Erlaubniss (Vorr. X) Gebrauch macht, sie für den poetischen Ausdruck philosophischer Gedanken zu nehmen.

GF.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Stuhr: *Über Zufriedenheit und Lebens-Glück*, von *J. S. Bail*, königl. preuss. Ober-Consistorialrathe u. s. w. 1820. VIII u. 287 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Das Buch zerfällt in zwey Abtheilungen, eine, wenn wir so sagen dürfen, theoretische und eine praktische. In jener werden die Grundsätze entwickelt, in dieser Beyspiele aufgestellt. Der Vortrag ist durchaus populär, und berührt auch meist Sachen, durch welche sich der gewöhnliche Haufe seine Zufriedenheit verkümmert; den höheren Standpunct edlerer Gemüther, die bey aller innerer Kraft nur zu oft der Stärkung bedürfen, hat der Vf. vielleicht absichtlich unberücksichtigt gelassen, da er wahrscheinlich nur für eine bestimmte Classe von Lesern schreiben wollte, welche leider die zahlreichste ist.

L.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1821.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, in der Pauli'schen Buchhandl.: Dr. *Johann Georg Krünitz's*, *Ökonomisch-technologische Encyklopädie, oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft, und der Kunstgeschichte, in alphabetischer Ordnung*; (.) Zuerst fortgesetzt von *Friedrich Jakob Floerken*, dann von *Heinr. Gust. Flörke*, und jetzt von *Joh. Wilh. David Korth*, Doct. der Philos. *Hundert sechs und zwanzigster Theil*, von *Roche* bis *Rosconnes*; mit 11 Kupfert. 1818. XIV u. 753 S. — *Hundert sieben und zwanzigster Theil*, von *Rose* bis *Rothkehlchen*; mit 6 Kupfert. 1819. XIII u. 792 S. — *Hundert acht und zwanzigster Theil*, von *Rothkehlchenholz* bis *Rufsland*; mit 6 Kupfert. 1820. 806 S. gr. 8.

Seit mehreren Jahren haben wir in unserer A. L. Z. dieses voluminösen Werkes nicht erwähnt, welches unter fremder Zwangsherrschaft, wie so manche andere, minder wichtige, literarische Unternehmung, in und ausserhalb Deutschland, seiner Auflösung nahe war. Die glückliche Befreyung des Vaterlandes vom ausländischen Joche hat — besonders seit dem Jahre 1815 — in der deutschen Literatur überhaupt, sowie in der *Fortsetzung der* vorliegenden *Encyklopädie* ebenfalls eine Wiederherstellung bewirkt, welche dem deutschen Fleisse und Unternehmungsgeiste zur Ehre gereicht.

Bekanntlich hat der längst verstorbene Vf., Dr. *Krünitz*, diese Encyklopädie von Anfang an bis zum 73sten Theil, so viel wir wissen, ganz allein bearbeitet, und ward beym Art. *Leiche* selbst zur Leiche. Sein Nachfolger, *F. J. Floerken*, setzte dieselbe nur vom 74 — 77sten Theile fort; allein Hr. Prof. *H. G. Flörke* besorgte vom 78 — 123 Theile mit vieler Sachkenntniss und nicht geringen Einsichten die Fortsetzung davon, und kam in der Folge von manchen, Anfangs eingeleiteten Erweiterungen zurück, wodurch sich dieses interessante Werk eine fast ungetheilte Zufriedenheit erwarb. Hn. Prof. *Flörken's* Vorrede zum 123 Theile enthält eine kurze Biographie des verstorbenen Verlegers, Hn. *Pauli*, dessen Bildniss diesem Theile vorgesetzt worden, und der am 29 Dec. 1812, im 80ten Jahre seines thätigen Lebens, in das Land der Ruhe hinüberschlummerte. Beide Urheber dieses meisterhaften Werkes sind also vom Schauplatze ihres vielseitigen Wirkens abgetreten, und haben der Nachkommenschaft die Vollendung ihres rühmlichen Strebens überlassen.

Von dem 124 Theile an hat die Fr. Verlegerin die Fortsetzung und Bearbeitung dieser, dem Urplane sich nähernden *Encyklopädie* dem Hn. Dr. *Korth* übertragen. Die Veranlassung hiezu, welche in den Vorr. der in Rede stehenden Theile umständlich erwähnt wird, auch aus anderen Blättern zum Theil bekannt ist, gehört nicht zu unserer Beurtheilung. Wir untersuchen vielmehr, ob dieses schätzbare Werk durch den Wechsel seiner jüngsten Bearbeiter gewonnen habe. Folgende Darstellung der in den vorliegenden 3 Theilen vorkommenden vorzüglichsten Artikel wird dieses in möglichster Kürze unseren Lesern anschaulich machen.

CXXVI Th. S. 1 — 3. *Roche* — Figur, im Schachspiel der *Thurm* genannt —, deren abweichende Gestalt bey den Morgenländern hier beschrieben, und deren Name in mehrere europäische Sprachen übergetragen wird. (Bey den Persern und anderen Orientalen hat sich der ältere, bis zum Anfange des 15 Jahrh. hinaufsteigende Gebrauch, mit dem *Roch* ein *Schâh* zu bieten, bis in die neuesten Zeiten erhalten, daher solches *Schâh-Roch* genannt wird. *Hyde* führt von einem solchen Spiele aus der Geschichte Tamerlans eine merkwürdige Anekdote an, s. *Hyde de Shahiludio*, p. 128 — 130. Die Namensverwandtschaft des *Roch* in Europa liefert *Günther - Wahls* Gesch. des Schachsp. S. 186, und die Anwendung dieser Figur im Schachspiel, ebendas. a. a. O. S. 351 u. 358; vgl. *Roch* u. a. m.) S. 74 — 79 *Roggenkaffee* wird, in ökonomischer Hinsicht, nach den Erfahrungen des Vfs. empfohlen. (Zufolge ärztlicher Beobachtungen soll dieses Kaffeesurrogat, wie mehrere solche Stellvertreter aus dem Pflanzenreiche, der Gesundheit nachtheilig seyn, wenigstens bey Einigen Engbrüstigkeit, bey Anderen Augenschwäche, und mehrere körperliche Übel verursachen. Auch Rec. hat dieses, während der Continentalsperrung in den nordwestlichen Provinzen Deutschlands, welche ehedem mit dem französischen Kaiserreiche leider unmittelbar vereint waren, sehr häufig bey dem gemeinen Manne, der das Pfund Caffee mit 1 Thlr. 4 — 8 gr. nicht bezahlen konnte, wahrgenommen.) S. 126 im Art. *Römer* (Frankfurter Rathhaus) Z. 5, wird es vielleicht statt *vorbereitet wird — ehedem vorbereitet ward* heissen sollen, indem die frühere Veranlassung zu jener Vorbereitung bekann-

termaßen aufgehört hat. Auch gehörte jenes Rathhaus, der *Römer* genannt, vormals der Familie *Römer*, die es im J. 1405 dem Stadtmagistrate verkaufte. Vielleicht hätte dieser Art. gewonnen, wenn dabey *Goethe* und *Fabers* topogr. Beschreib. von Frankf. a. M. benutzt worden wäre. — S. 127 ist unten in der Note irrig (nach *Adelungs* G. K. W. 3r Th. S. 1155) das holländische *Roemer* (l. *Rumer*) in *Roomer*, welches kein Holländisch ist, verwandelt worden. Das holländ. *Roemer* bezeichnet im Deutschen sowohl einen *Römer* — Weinglas — als auch einen Prahler und Großsprecher; *Room* dagegen heißt *Sahne*, und hat in der holländischen Sprache keine männliche Bedeutung. — S. 127 — 129. *Römer-Monat.* Kurz und bündig abgehandelt. (Die hierin erwähnte Reichsmatrikel, von Carl V zu Worms im J. 1521 errichtet, findet sich in *Lünig's* Teutsch. Reichs-Archiv, P. Gen. S. 764 ff. — *Ribbentrop's* Archiv f. die Verwalt. des Haush. b. den europ. Kriegsh. 1 B. S. 726 *) und S. 794 ff. enthält manches hieher Gehörige.) Vollständiger ist dagegen S. 132 — 168 das *Römische Recht* abgehandelt. Schade, daß hiebey die neueren und neuesten Werke über diesen Gegenstand nicht benutzt worden. — S. 168 — 172. *Römisches Reglement — oder römische Münzordnung*; ganz nach *Nelkenbrecher*; eben so auch das *Röm. Maß- und Gewicht-System* S. 173 ff., jedoch mit dem Unterschiede, daß *Nelkenbrecher's* Procent-Vergleichungen (nach der Ausgabe von 1815) hier auf Einheiten reducirt worden. — S. 175 — 178. *Römische Wechsel-Ordnung* — ebenfalls nach *Nelkenbrecher*. (Bey diesen drey metrologischen Artt. vermissen wir die, seit dem J. 1817 von der päpstl. Regierung erlassenen Verordnungen.) Im Art. *Röthel* oder *Rothstein* S. 461 ff. finden wir das Alter des Gebrauchs der *Röthelstifte* beym Zeichnen, welches schon *Beckmann* (s. Gesch. d. Erf. 5r B. S. 252 ff.) anführt, eben so wenig; als die Berliner-Potsdamer Fabrik der besten Röthel-, Roth- oder Blutstein-Stifte, die gewiss zu den besten Producten der Art in Deutschland gehören, erwähnt. — S. 464. *Rof* (so schreibt es auch *Adelung*, 3 Th. Col. 1141, von dem auch die grammat. Not. *) entlehnt ist, welches aber eigentlich im nordwestl. Deutschland *Roof*, und am Niederrhein, wie in Holland, *Ruff* (*Roef*), die Bogendecke über den Hintertheil des Schiffes, genannt wird, und den bedeckten Raum des Schiffes — *puppis concameratio*, bezeichnet. Sowohl das *Brem. Niedersf. Wörterb.* 3 Th. S. 514, als auch *Röding* hat den Namen dieser Bedeckung in mehreren europ. Sprachen angeführt, und Letzter den Bau dieser Roof beschrieben und abgebildet im Allgem. Lex. der Mar. 2 B. S. 394 und 4 B. Tab. LXXXV Fig. 500.) Die beiden Combinativ-Artt. *Rohr* S. 515 — 549, und *Rohr* (*Bambus*) S. 549 — 563, welche naturhistorisch und technisch bearbeitet sind, enthalten nicht das Geschichtlich-Mercantilische, dem hier einige Aufmerksamkeit hätte geschenkt werden können. Hier standen, außer mehreren holländ. und engl. Werken, vorzüglich *Beckmann* zu Gebote, der, in Absicht des Alters vom Gebrauche des Schilfrohrs statt Schreibfedern, in seiner Gesch. d. Erf. 4 B. S. 239 — 298, und in Betreff der Handelsverhältnisse mit *Bambus* und sogenanntem *Span. Rohr* dazu eine classische Anleitung gegeben hat in seiner Waarenk. 1 B. S. 83 — 103; *Jakobson* u. A. nicht zu gedenken. — S. 740. *Rosconnes*, eine Gattung französ. Leinwand. (Dieser Art. scheint aus *Ludovici* Akad. d. Kaufl. von *Schedel*, 5 Th. S. 954 ff. entlehnt zu seyn; ursprünglich ist aber derselbe aus dem *Dict. encycl. du Comm.*, T. I p. 755 und T. III p. 763 suiv. à Par. 1789. gr. 4., genommen.) S. 677 wird im Art. *Rom* ganz zweckmäßig bemerkt: daß nach dem verbesserten Plane dieser *Encyklopädie*, vom 87 Theile an, alle geographischen Artikel weggefallen wären; dieserhalb sey, wie hier geschehen, wegen Gegenständen der Kunst und Literatur, der Ökonomie und Cameralistik Roms, auf frühere Theile dieses Werkes, welche solche enthielten, Bezug genommen. — Übrigens verdienen einer rühmlichen Erwähnung die Artt. *Rock* und *Rocken*, S. 4 — 72 ff.; *Rockentheil — portio cognata* — S. 80 — 98; *Röhre*, als Schneckengattung, S. 102 — 105; *Römischer Carmin*, S. 130 ff.; *Rösten*, im Hüttenbau die erste Bearbeitung der Erze, S. 185 — 212; *Röthe*, Pflanzengattung zum Rothfärben, S. 212 — 453; *Röthe — Lack und Röthel*, S. 454 — 462; *Roheisen*, S. 470 — 507; *Rohrdommel*, S. 569 — 588; *Rolle*, S. 636 — 658; *Roman*, und mehrere davon abgeleitete Gegenstände, S. 678 — 712; *Rondeletie*, eine Pflanzengattung, die in mehreren Erdtheilen angetroffen wird, u. a. m. Bey vielen ist die benutzte Literatur angehängt, bey manchen nicht, ungeachtet wir meistens die gebrauchten Hülfsmittel entdeckten, deren Anführung der Raum dieser Blätter nicht verstattet. — Der Art. *Römische Kirche* ist in drey Zeilen abgefertigt. Der Beschluss dieses Theils bezieht sich auf das Verhältniss der Fr. Verlegerin und des jetzigen Vfs. der Encyklop. zu Hn. Prof. *Flörke*, welches nur solche Leser interessiren kann, die mit der wahren Lage der Sache ganz vertraut sind.

CXXVII Th. Zu den vorzüglicheren Artt. gehöhören: *Rose*, ein Blumengeschlecht, S. 55 — 192. Davon werden 141 Gattungen namentlich aufgeführt. (*Wildenow* schränkt diese Zahl auf 39 ein; Andere bestimmen dieselbe auf 130; noch Andere erweitern solche; worüber man die Werke holländischer, französischer und mehrerer deutschen Blumisten nachsehen kann.) Hier hat der Vf., nach dem Linnéischen Systeme, mehr als 250 Arten bekannt gemacht. Als Handelsartikel sind die Rosen, besonders die von Previns in Frankreich, sogar in Indien berühmt, indem ihr Werth daselbst — für ihren Liebhaber — oft dem Golde gleich geschätzt, und ihre Stämme mit diesem edlen Metalle völlig aufgewogen werden. Schade, daß das Preiseverzeichniss von 253 Arten und Gattungen Rosensträuche, welches hier S. 114 — 125 von dem Handelsgärtner Wrede in Braunschweig vom J. 1809 vorkommt, nicht um 10 Jahre jünger ist. — *Rosenkranz*, S. 211 — 214. (Daß der Rosenkranz nicht der römisch-katholischen Kirche allein angehöre, sondern sehr wahrscheinlich durch *Dominicus de Gusmann*, der den Rosenkranz in der christlich-römischen Kirche zuerst einführte, von den Türken und anderen morgen-

ländischen Völkern, besonders von der Lamaischen Religion entlehnt wurde, wird nicht erwähnt.) *Rosenkreuzer*, S. 215, im Wesentlichen historisch wahr und richtig geschildert. (Vielleicht wäre es nicht unzweckmässig gewesen, gegen das Ende dieses Artikels zu bemerken: dass die Betrügereyen des mystischen, sogenannten Grafen Cagliostro und die des geheimnissvollen Gaukelspielers Schröpfer, dessen trauriges Ende bekannt ist, dazu Veranlassung gegeben, dass der Rosenkreuzer Thun und Treiben gegen das Ende des XVIII Jahrhund. in sein Nichts sich aufgelöst habe.) *Rosenkreuzung*, S. 215 ff. (Dieser schiffahrtskundige Ausdruck scheint wörtlich nach *Rödings* Allgem. Lex. d. Mar. 2 B. S. 395 ff., und dessen bildliche Darstellung im 4 B. Tab. CIX Fig. 698 abgefasst zu seyn, ohne dieser Quelle zu erwähnen.) *Roskolniken*, S. 294 ff. (Diese Religionssecte bildet in der russischen Kirche ein Schisma, wovon sich ihre Anhänger *Starowerzi*, d. h. *Altgläubige*, nennen. Dass diese Secte, die sich in den neuesten Zeiten unter einem grossen Theile der Bewohner Sibiriens, und auf mehrere Kosakenstämme verbreitet hat, unter Peter dem Grossen nach den heftigsten Verfolgungen endlich Religionsfreyheit erhalten haben soll, wie hier angeführt wird, finden wir in der russischen Kirchengeschichte nicht; vielmehr erhielt dieselbe solche erst unter der duldsamen Kaiserin Catharina II; eine Freyheit, die nachher Kaiser Paul und der jetzige, wahrhaft religiöse Kaiser Alexander bestätigte.) *Rosskastanien*, S. 327 — 331. Ein lehrreicher Nachtrag zum Art. *Kastanie* im 35 Theile, den wir aber nicht zur Hand haben. (In der Geschichte des Pflanzenreichs bey den Alten kommt dieser Baum, der nach *Beckmanns* Versicherung in der letzten Hälfte des XVI Jahrhunderts zu den botanischen Seltenheiten des europäischen Abendlandes gehörte, gar nicht vor, s. dessen Gesch. d. Erf. 1 B. S. 497 — 502. Dass aber die Rosskastanie eine schöne, dauerhafte Farbe auf Wolle und Seide geben soll, zeigt das Neue Journal f. Fabrik u. s. w. 1809. Januar, S. 33; so wie ihren medicinischen Gebrauch *Hufelands* Journ. der prakt. Arzneyk. XXI B. S. 188.) — *Rossmühle*, S. 332 ff. (Das hier erwähnte Alter derselben scheint uns, in geschichtlicher Hinsicht, etwas gewagt zu seyn. Weder bey den Morgenländern, noch bey den Griechen und Lateinern ist uns eine Stelle bekannt, aus welcher man mit Gewissheit auf das hohe Alter der Rossmühlen schliessen könnte. Auch *Goguet*, *Beckmann*, *von Stetten* u. a. Erklärer der historischen Technologie des Alterthums haben nicht gewagt, dieses entscheidend zu behaupten.) — *Rostrum* — Schiffsschnabel in der Marine bey den Römern des Alterthums — S. 390. Als Quellen konnten über diesen Gegenstand angeführt werden: Liv. VIII, 14 et 35. Caes. B. g. III, 13. Sil. Ital. XIV, 480. Virg. Aen. V, 142. VIII, 690. Plin. XXXIV, 5 s. 11.) Auch verdienen einer rühmlichen Erwähnung folgende, durchgängig sehr gut bearbeitete Artikel: *Rose*, Krankheit der Menschen und Thiere; S. 1 — 55; *Rosenfest*, S. 197 — 207, und *Rosenholz*, S. 208 — 211; *Rosenmantel*, oder Rosen-Espalier; S. 216 — 220; *Rosenroth*, S. 227 — 246; *Rosenverwandlung*, S. 255 — 259; *Rosenwasser*, S. 259 — 262; *Rosinen*, S. 269 — 282; *Rosmarin*, Pflanzengattung — S. 295 — 309; *Rossarzneykunde*, S. 320 — 322 (hätte verdient, durch die neuesten Erfahrungen unterstützt, mit Rücksicht auf die neuere Literatur, welche uns die letzten 6 Jahre über diesen Gegenstand geliefert, ausführlicher abgehandelt zu werden.) *Rosolli*, ein italiänischer Liqueur, S. 334 — 338, ist in chemischer Hinsicht lehrreich. Eben so auch der Art. *Rost*, S. 341 — 382, in vierfacher Hinsicht vorzüglich bearbeitet. *Rotations-Maschine*, die durch Wasserdämpfe andere Maschinen in Bewegung setzt, wird S. 420 — 430 meist nach *Geissler* beschrieben. Besonders verdienen; *Roth*, als Farbe, S. 431 — 576; *Rothauge*, S. 577 — 582; *Rothbraun*, S. 584 — 599; *Rothholz*, S. 615 — 775, und *Rothkehlchen*, S. 776 — 792, in naturhistorischer, chemischer und technischer Hinsicht alle Aufmerksamkeit. Aus dem

CXXVIII Theil heben wir aus: *Rothwälsch*, Sprache der Zigeuner, Diebe, Gauner und losen Gesindels, S. 26 — 42. (Was S. 34 angeführt wird, hat *Adelung* G. K. W. 3 Th. Col. 1179 ff. bereits aufgezeichnet. Die, von dem berüchtigten Gauner: Constanzer Hans, nach seiner Verhaftung zu Sulz am Neckar, gerichtlich eingezogenen Nachrichten und Notizen, die im J. 1791 im Druck erschienen, haben diese Gaunersprache merklich bereichert. Dahin gehören auch die Nachrichten, welche der Amtsschreiber *Mejer*, bey Einziehung und Abhörung des berüchtigten Brade, im Hannöv. Magaz. 1807. No. 32 bekannt gemacht hat. Das Ausführlichste, was wir über diese Sprache haben, hat uns D. *Pfister* in seiner actenmäss. Gesch. der Räuberbanden an den beiden Ufern des Mains u. s. w., der er eine Samml. und Verdolmetsch. jenischer Wörter angehängt hat, im J. 1812 bekannt gemacht, welche von einem Ungenannten im Allgem. Anz. d. Deutschen in den Jahren 1812 und 1813 in mehreren Nummern ergänzt und berichtigt wurden. Einen, nicht minder wichtigen Beytrag zur Kenntniss der jenischen Sprache hat uns auch Hr. Justizr. *Christensen* zu Kiel geliefert, in seinem: Alphabet. Verz. einer Anzahl von Räub., Dieben und Vagab., nach den Aussagen einer, zu Kiel 1811 u. 1812 eingezogenen Räuberbande. Hamb. 1814. 8. S. 34 — 54, woselbst sich Beyträge zu einem Diebs-Idiotikon finden, womit das hier in der Encykl. S. 36 — 42 aufgestellte alphabet. Wortregister der Kochemer-Sprache manche Ähnlichkeit hat. Nach einer, Rec. im Mon. May 1821 von einem Freunde in London mitgetheilten Nachricht sollen die Zigeuner, deren Anzahl im mittleren England etwa 18,000 Personen beträgt, und die als halbwilde Horden das Gauner- und Vagabunden-Geschäft treiben, das eigentliche Rothwälsch reden, und wenig oder gar kein Englisch verstehen. Inzwischen wären die Methodisten seit einigen Monaten damit beschäftigt, dieses Gesindel im Christenthume und in der englischen Sprache zu unterrichten. Ob diese Wesleyaner oder Whitefieldianer in diesem rühmlichen Geschäfte glücklicher seyn werden, als früherhin Deutschland und mehrere von seinen Fürsten gewesen sind, muss die Zeit lehren.) *Rotting*,

Handstöcke, Spanisch-Rohr, S. 48. (Der Name *Rotting* ist rein holländisch, nicht deutsch. — *Beckmann's* Waarenk. 1 B. S. 86 liefert über diesen Namensursprung eine gelehrte Bemerkung.) *Rottolo*, S. 48 ff. ein Gewicht, das in mehreren Handelsstädten der Levante und am mittelländischen Meere üblich ist, und dessen Verhältniss hier meist nach *Nelkenbrecher* dargestellt wird. (Dass der Cantaro der Insel Cypern, à 100 Rott. = 4 Berlin. Centner sey, würde dahin zu berichtigen seyn, dass, da der Cyprische Rotting nach *Nelkenbrecher*, 11 Ausg. S. 459, = 49800 holländ. As; nach *Kruse* aber, 2 Th. 4 Ausg. S. 427; oder 5 Ausg. S. 604; = 49492 holländ. As hält, wogegen das Berl. Pfd., welches nach dem königl. Gesetz vom 16 May 1816 in der Ges. Samml. v. J. 1816; S. 150 ff. §. 18 und 19, zwey Cölln. Mark wiegen soll, mittelst Prüfung des G. O. L. B. Dir. *Eytelwein* = 973244 holländ. As wiegt [vgl. Abhandl. der mathemat. Kb. der königl. Pr. Akad. d. Wiss. Berl. 1819. 4. S. 42 — 48]: so würden, bloss nach *Kruse* gerechnet, 100 Cypr. *Rottoli* = 506 Berl. Pfd., also 66 Pfd. mehr, als 4 Centner seyn, anderer Beyspiele nicht zu gedenken. Indess kommen 25 verschiedene Rottuli und deren Gewichtsbestimmungen nach holländ. Asen, in *Ludovici* Akad. d. Kaufl. von *Schedel*, 5 Th. Col. 987 ff. vor, die eben so mangelhaft, wie im *Nelkenbrecher* sind.) *Ruder*, in der Schifffahrt, ein Schiff mit *Rudern* forttreiben, durch *Ruderspaten*, oder *Ruderschaufeln*, zur Fortsetzung einer Fahrt in Bewegung setzen, S. 424—430. (Die aus *Adelung* entlehnte Note [3 Th. Col. 1194] über den Namensursprung der Ruder, verdiente in dem Sinne, wie die Ruderspaten in der Schiffersprache, nach dem Latein. *Remi*, holländ. *Riemen*, sowie im Ital., Span. und Portug. *Remo* genannt werden, mit *Adelung* a. a. O. Col. 1111 oben, verglichen zu werden. Schon in der Erläut. d. Schiff. u. des Seekr. S. 295 — 98, und in *Rödings* Allgem. Lex. d. Mar. 2 B. S. 582 ff. kommt unter letzter Benennung die *Ruderspate*, zum Unterschiede vom *Steuerruder*, vor. — S. 425 schreibt der Vf., Hr. D. *K.*, die Erfindung der Ruder, ohne sich auf Quellen zu beziehen, den Copäern in Böotien, und die breiten Schaufeln an denselben den Platäern zu. Dieses versichert zwar Plinius [Lib. VII C. 57 Tom. I p. 418. lin. 8. ed. Hard.], und Strabo sagt ausdrücklich: „Es ist wahrscheinlich, dass die Stadt Platäa ihren Namen von der Schaufel an den Rudern [ἀπὸ τῆς πλάτης τετυχηκεν] erhalten hat" [L. IX p. 406. ed. Cas.] Demungeachtet kann man mit historisch-kritischer Gewissheit annehmen, dass der Gebrauch der Ruderspate älterer, als griechischer Herkunft sey, und wahrscheinlich den seefahrenden Völkern Vorder-Asiens angehöre, indem diese lange zuvor schon einen beträchtlichen Seehandel trieben, bevor die Urstämme griechischer Völkerschaften sich aus ihrer wilden Rohheit zur ersten Stufe technischer Cultur emporschwangen, wie Rec. an einem anderen Orte längst gezeigt hat. Was übrigens nach Vitruv, [der zwar genannt, aber dessen Stelle nicht angeführt wird, von dem *interscalmio* vorkommt, sagt der lateinische Baumeister — welcher von dem Ebenmasse spricht, und desshalb den gleichmässigen Raum der Ruder auf einem Schiffe als Beyspiel aushebt, — Lib. I C. 2 Fol. 11 p. 2. ed. Florent. 1522. 8.; vgl. L. X C. 8., woselbst Vitruv die mechanische Kraft und Wirkung der Ruderschaufeln im Wasser beschreibt.) Was S. 426 ff. vom *Steuerruder* und den Unterabtheilungen des Art. *Ruder* bis *Ruderschiff* S. 436 erwähnt wird, dürfen wir, der Kürze wegen, nicht weiter berühren.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Meissen*, b. Goedsche: *Der freundliche Hausarzt für Alle, die an Katarrh, Schwindsucht, Gicht, Asthma, Rheuma (,) und Hämorhoidal-* (Hämorrhoidal-) *Beschwerden leiden und sich von diesen Übeln zu befreyen wünschen*, in besonderer Beziehung auf die Jugend, um den Anlagen zu diesen Krankheiten schon frühzeitig entgegen zu arbeiten, von Dr. *Karl Friedrich Lutheritz.* 1821. 69 S. 8. (8 gr.)

Rec. würde kein Bedenken tragen, diesen *freundlichen* Hausarzt in einen *feindlichen* umzutaufen, wenn er voraussetzen könnte, dass dieses unbedeutende Buch in die Hände vieler Nichtärzte käme, die sich der darin enthaltenen Rathschläge wirklich in vorkommenden Fällen bedienten. Denn abgesehen davon, dass darin Mittel empfohlen werden, welche nur den Händen des vorsichtigen Arztes überlassen bleiben dürfen, z. B. Opium, Terpentin, Bleyzucker, Eisensalz, Aderlass u. s. w.: so kommen darin so viele irrige Maximen und Grundsätze vor, welche es vollends für den beabsichtigten Zweck ganz unbrauchbar machen. Z. B. soll bey fetten, schwammigen Körpern von phlegmatischem Temperamente u. s. w. kein ächt entzündlicher Zustand vorkommen können; so soll es nur eine doppelte Art der Lungenschwindsucht geben, eine, die auf Entzündung, die andere, welche auf Eiterung der Lungen gegründet ist, als wenn die eiterige nicht auch auf einem entzündlichen Zustande beruhte So geht nach S. 24 die Lungenauszehrung nicht von Entzündung der Lungen aus, und doch heisst es S. 35, wenn bey einem eigentlichen Lungengeschwüre der Puls noch immer voll, härtlich bleibt u. s. w.: so muss man schliessen, dass noch zu viel Entzündliches vorhanden ist, also die erste Periode der entzündlichen Schwindsucht noch nicht gehoben ist. Nach S. 59 ist das Asthma nichts weiter, als nervöse Lungengicht. Doch genug!

Hp.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1821.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, in der Paulischen Buchhandl.: Dr. *Johann Georg Krünitz's Ökonomisch-technologische Encyklopädie, oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- und Land-Wirthschaft, und der Kunstgeschichte; in alphabetischer Ordnung;* (.) Zuerst fortgesetzt von *Friedr. Jakob Flörken*, dann von *Heinr. Gust. Flörke*, und jetzt von *Joh. Wilh. David Korth* u. s. w. CXXVI — CXXVIII Theil.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Rudolphinische Tafeln, S. 327 ff. (Genau genommen, gehört dieser astronomische Gegenstand nicht hieher; da aber dieser Art. als Folge des früheren, ebenfalls nicht dahin gehörigen *Planeten-Laufs* im 113 Theile, den wir nicht zur Hand haben, hier nachgetragen wird: so können wir nicht beurtheilen, ob daselbst, in geschichtlicher Hinsicht, die classischen Angaben, die man in *Weidlers Hist. astron.* p. 420 sq., *Montucla Hist. des mathemat.* Tom. II p. 215 suiv. [erste Ausg.], *Bailly Hist. de l'astron. mod.* Tom. II. p. 95 suiv. und p. 122 — 127 [zweyte Ausg.], und *Kästners* Gesch. der Mathem. 4 B. S. 290 — 299, und S. 460 ff. findet, deſshalb benutzt worden.) — *Rufpost* — bey den Alten, S. 448 ff. (Man vergleiche damit *Busch* Handb. der Erf. 4 Ausg. 10 Th. 2 Abtheil. S. 426.) — *Rummel*, S. 675 ff. (vgl. Brem. Niedersl. Wörterb. 3 Th. S. 553 ff., und *Adelung* a. a. O. 3 Th. Col. 1209.) *Routa* — *Rota Romana*, das höchste päpstliche Gericht in Rom, S. 701 — 708. (So gründlich dieser Artikel auch abgehandelt worden: so wird doch nichts von dem Ursprunge dieses Collegiums erwähnt, welches vom Papste Johannes XXII im Anfange des XIV Jahrhunderts eingeführt wurde, und von Clemens VIII viele Freyheiten erhielt. Während der französischen Revolutionsherrschaft in Rom ward dieser hohe Gerichtshof abgeschafft; allein nach der im J. 1814 erfolgten Zurückkunft des Papsts Pius VII, ward dieses Collegium zu seiner vorigen Würde erhoben, und leistet seitdem dem römischen Stuhle, im Geiste der päpstlichen Curie, alle Dienste, die dem Zwecke seiner Bestimmung entsprechen.) — *Rupie* — eine ostindische Gold- und Silber-Münze, S. 709 — 715. (Scheint nach *Ludovici* Akad. d. Kaufl. von *Schedel*, 3 Th. Col. 1044 — 1050 bearbeitet zu seyn, ungeachtet die Quelle nicht erwähnt wird. *Schedel'n* ist aber nicht immer zu trauen: *de Bazinchen Traité des Monn.* Tom. II. p. 581 — 83; *Kruse;* der ältere *Gerhard*; *Hermann*; die neuesten engl. Werke über ostindische Münzen, und besonders *Gerhard's* Taf. all. wirkl. gepr. Gold- und Silber-Münzen, S. 42 — 45 und 184 — 187, würden Manches zu berichtigen dargeboten haben.) *Russland* — besonders in naturhistorischer, landwirthschaftlicher, industriöser und mercantilischer Hinsicht — S. 744 — 806 recht gut bearbeitet. Den Beschluss dieses Art. haben wir im 129 Theile, welcher sehr wahrscheinlich in der letzten Ostermesse (1821) erschienen seyn wird, zu erwarten. Zu seiner Zeit werden wir Gelegenheit nehmen, die Fortsetzung davon anzuzeigen.

Übrigens heben wir noch folgende Artikel aus, die in vieler Hinsicht, durch Fleiss, Kritik und Sachkenntniss sich auszeichnen, und unter denen manche eigene Abhandlungen enthalten, welche gemeinnützig und lehrreich sind. Dahin gehören: *Rothschwanz*, S. 12 — 25; *Rotz* — Krankheit der Pferde und Hunde, S. 50 — 150; *Rübe*, S. 158 — 256; *Rubin*, S. 261 — 293; *Ruchgras*, S. 301 — 316; *Rücken*, — in mehrerer Beziehung S. 318 — 337 erklärt. Die davon abgeleiteten Artikel S. 338 — 415 verdienen mitunter einer rühmlichen Erwähnung. *Rüge*, *Rügen* und *Ruhe*, S. 449 — 468; — *Ruhlaer Mineralwasser* und *Ruhr*, als Krankheit bey Menschen und Thieren, S. 480 — 632, so auch *Ruhrkraut* oder *Ruhrpflanze*, S. 638 — 657, haben vielen naturhistorisch-heilkundigen Werth, und der Art. *Russ*, Rauchfangs-Substanz, S. 723 — 742, ertheilt in ökonomisch-mercantilischer Hinsicht zweckmässigen Unterricht.

Aus dieser gedrängten und dennoch möglichst genauen Darstellung des Inhalts vorliegender drey Bände dieser gemeinnützigen Encyklopädie, werden unsere Leser selbst zu beurtheilen im Stande seyn, ob dieselbe bey dem neuen Wechsel ihres Vfs. gewonnen, oder verloren habe.

B — g — s.

PHILOSOPHIE.

JENA, b. Frommann: *Erkenntnisslehre nach dem Bewusstseyn der reinen Vernunft* in ihren Grund-

zügen dargelegt von *Friedr. Eduard Beneke.* 1820. XVI u. 216 S. 8. (18 gr.)

Diese Schrift, von welcher der Vf. wünscht, dass sie die Philosophie ihrem grossen Ziele näher führen möge, beschäftigt sich eigentlich nicht durchgängig und allein mit dem auf dem Titel genannten Gegenstande. Sie zerfällt in mehrere Abschnitte, welche wahrscheinlich früher entworfene besondere Aufsätze waren, die aber der Vf. hier zu einem Ganzen verbunden hat. Die eigentliche Erkenntnisslehre geht von §. 1 bis 11. Hier fodert Hr. *B.* zuerst von seinen Lesern, dass sie ihr Inneres säubern, und rein von Allem erhalten mögen, was sie bisher gelernt haben (S. 8), damit er um so ungestörter und sicherer seinen Einzug bey ihnen halten könne. Im zweyten §. beginnt er damit, dass *alle Erkenntniss von Urtheilen* ausgehe, und legt sich dann die Fragen vor, *welches das eigenthümliche Wesen des Urtheils sey*, und was erfodert werde, damit es *apodiktisch gewiss und allgemein gültig werde.* Um eine Antwort auf diese Fragen auszumitteln, nimmt er sogleich seine Zuflucht zu dem synthetischen Urtheile: diese Lilie ist weiss, an welchem er jetzt und in der Folge seine Untersuchungen anstellt. Dieses Urtheil ist ihm apodiktisch gewiss und allgemein gültig (nämlich für die urtheilenden Subjecte). Worin aber liegt der Grund der apodiktischen Gewissheit derselben? Antw.: Das Subject *Lilie* ist eine besondere Anschauung, ebenfalls das Prädicat *weiss.* Indem wir aber jenes Urtheil vollziehen, setzen wir zwey Thätigkeiten unseres Geistes einander gleich. Sollten wir nun finden, wie es denn wirklich der Fall ist, dass wir auf ähnliche Weise bey allen unseren Urtheilen verfahren: so müssten wir zugestehen, dass alles Urtheilen in einer *Gleichsetzung gleicher Geistesthätigkeiten* bestehe, welche sich ganz oder zum Theil gleich sind (S. 20). Und in sofern wir weiter fänden, dass dasselbe bey den analytischen, wie bey den synthetischen Urtheilen Statt finde: so könnten wir ja diese ganze Eintheilung der Urtheile, wie sie *Kant* bestimmte, aus der Erkenntnisslehre verbannen, *wiewohl sie nicht grundlos ist* — (S. 17). „Der Satz (S. 42), dass die Gewissheit aller Urtheile nur dann unbezweifelt ist, wenn man sie auf die Gleichsetzung gleicher Geistesthätigkeiten zurückführen kann, ist nun zugleich die richtige Bedeutung des berühmten *Fichte*'schen Satzes: „Ich = Ich.“ Abstrahiren wir bey diesem apodiktischen Urtheile Ich = Ich von allem Stoffe: so können wir es durch die Formel A = A bezeichnen. In diesem allgemeinen Urtheile ist A ein zufälliger Inhalt. Beobachten wir es aber genauer (S. 43): so finden wir zwar, dass A keinen bestimmten Gegenstand bezeichnet; wir müssen aber doch zugeben, dass A eine Thätigkeit unseres Geistes ist, welche sich vor dem inneren Sinne A zeigte; folglich würde der angeführte Satz, völlig allgemein bezeichnet, dieser seyn: die gleiche Geistesthätigkeit kann ich in jedem Falle der gleichen gleich setzen, oder Ich = Ich, bestimmter noch Ich (x) = Ich (x)." —

Nach dieser kurzen Darstellung der eigenthümlichen Theorie des Hn. *B.*, werden wir kaum nöthig haben, unsere Leser darauf aufmerksam zu machen, dass Hr. *B.* zu Jenen gehört, welche mit aller Anstrengung zu dem Allgemeinsten sich zu erheben suchen, um von daher einen Satz, und natürlich auch eine Formel zu holen, auf welche sie ihr neues Lehrgebäude gründen können, und, wie es bey dergleichen Versuchen zu geschehen pflegt, den Satz ausser Augen lassen: *qui bene distinguit, bene docet.* Um nun von der berühmten Formel A = A anzuheben: so muss man sich wundern, dass nach so manchen wackeren Rügen des Missbrauchs, welchen die neuere Zeit damit trieb, wir hier doch einen neuen Versuch kennen lernen, aus ihr etwas herzuleiten, was bisher aus allen dergleichen allgemeinen Sätzen unmöglich schien. Aber sollte am Ende doch wohl Hr. *B.* die höhere Deutung dieser merkwürdigen Hieroglyphe gefunden haben? Wäre das, so müsste sich seiner Ansicht wenig oder nichts entgegen setzen lassen. Indess wollen wir doch einen Versuch machen, wie sie deren, beyläufig bemerkt, schon öfters früherhin gemacht worden sind, auch Hn. *B.* so viel gegen seine Theorie zu erwiedern, als es uns an diesem Platze vergönnt seyn kann.

Aus der Logik ist bekannt, dass das Urtheil A = A eigentlich nichts weiter ist, als die Formel für das *principium identitatis absolutae*, und durchaus nichts weiter sagen soll, als: das Ganze ist gleich sich selbst, oder allen seinen Merkmalen oder Theilen zusammengenommen, und umgekehrt. Als in neuerer Zeit die Kantische Schule einen neuen Pfad für die Philosophie zu lichten angefangen hatte, welchen ihr Stifter noch keinesweges völlig gereinigt und geebnet haben wollte, glaubten dennoch Einige, dass sich nun leicht und sicher bis zu dem Anfangspuncte aller Philosophie vordringen lasse, und fingen sofort an, höchst allgemeine Urtheile und Sätze aufzustellen, welche gleichsam die unerschütterlichen Träger alles Erkennens und Wissens ausmachen sollten. Wunderlicher Weise ergriff nun zu diesem Behuf *Fichte* die Identitätsformel A = A, welcher man es freylich auf den ersten Anblick nicht ansehen sollte, dass sie jemals vor seinen chemischen Zersetzungen derselben so viel Lärmens in der philosophischen Welt hätte verursachen können. Mit dieser an sich sehr unschuldigen und eingeschränkten Formel verknüpfte nun zuerst *Fichte* auf eine magische Weise unser allerwerthestes *Ich*, aber nicht das, welches man mit den Händen ergreifen kann, sondern das höchst absolute *Ich*, in welchem alle Thätigkeit des reinen Ich begründet ist, und dessen sämmtliche Zustände oder Handlungen ein völlig unbekannter Anstoss, vermöge der durch ihn bewirkten Reflexion der absoluten Thätigkeit des Ich, bedingt. Ohne darauf Rücksicht zu nehmen, dass *Fichte* sein Ich = Ich eben so wenig aus der Formel A = A zu deduciren berechtigt war, wie wenn man 20 + 5 aus a + b ableiten wollte, stellt dennoch auch Hr. *B. Fichte's* Princip an die Spitze seiner Erkenntnisslehre, nur mit der ausdrücklichen Bemerkung, dass er übrigens *Fichte's* Ausführung derselben inconsequent finde, und darum nicht befolge. Die

wahre Consequenz der Urtheile Ich = Ich und A = A glaubt nun Hr. *B.* darin gefunden zu haben, dass das Subject A durch eine Thätigkeit unseres Geistes (also unseres Ichs) erkannt werde, eben so wie das Prädicat A, folglich diese Urtheile durch eine Gleichsetzung gleicher Geistesthätigkeiten vollzogen werden; und da dieses (A = A) das absoluteste aller Urtheile sey: so müsse es somit an die Spitze jeder Erkenntnisslehre gestellt werden. Was sind nun zuerst hier Geistesthätigkeiten? Hr. *B.* giebt uns hierüber keinen Aufschluss. Im subjectiven Sinne kann er das Wort nicht genommen haben; also im objectiven. In diesem aber können Geistesthätigkeiten nur Producte unserer geistigen Kraft, oder Thatsachen unseres Geistes genannt werden. Und alles Urtheilen sollte auf einer Gleichsetzung dieser Thätigkeiten beruhen? Gewiss, diese Behauptung ist irrig. Denn erstens ist es Bedingung oder gleichsam Probe einer jeden Gleichsetzung, in der Mathematik, wie in der Philosophie, dass ich eben sowohl das zweyte mit dem ersten, wie dieses mit jenem gleich setzen kann. Wie passt denn aber diese unerlässliche Bedingung schon auf dasselbe Beyspiel, welches Hr. *B.* als das materielle Substrat seiner Untersuchung gebraucht? Kann man denn sagen: Lilie = weiss, und weiss = Lilie? Ist also wohl dieses Beyspiel, wie überhaupt alle synthetischen Urtheile, der Formel A = A so adäquat, wie Hr. *B.* glaubt? Gesetzt aber, wir wollten annehmen, Hr. *B.* nähme Geistesthätigkeiten subjectiv, wie kann demungeachtet darin, dass unser Ich sowohl die Anschauung des Subjects, als die des Prädicats in einem Urtheile vermittelt, ein gültiger Grund liegen, dass auch das Prädicat dem Subject zukommen, und dass die Verknüpfung beider zu einem Urtheile eine Gleichsetzung genannt werden könnte? Und zuletzt, wie konnte denn Hr. *B.* ausser Augen lassen, bey der Art, wie er Erkenntnisse einzig und allein nur aus dem Urtheile ableitete, dass in diesem nicht sowohl *zwey* Geistesthätigkeiten in seinem Sinne Statt finden, sondern vielmehr *drey*, nämlich a) Anschauung des Subjects, b) Anschauung des Prädicats, c) der Act unseres Geistes, wodurch beide zu einem Ganzen verknüpft werden? Ist denn letzter nicht auch eine Geistesthätigkeit? — Doch, mancher unserer Leser wird wohl schon auf die erste Bekanntschaft mit dem Princip des Hn. *B.* bemerkt haben, dass es einzig nur für die analytischen Urtheile passt, und keineswegs für die synthetischen, trotz dem, dass Hr. *B.* an einem solchen seine Theorie probirt.

Die Untersuchung dieses Gegenstandes verdiente etwas ausführlich zu seyn, aus dem Grunde, weil er den Hauptpunct des ganzen Werkchens ausmacht; und auf ihn, als eine neue Entdeckung, scheint sich denn auch Hr. *B.* am meisten zu gute zu thun. Dass es bey einem Grundsatze, welcher so wenig auf alle Fälle passt, sein schlimmes Bewenden haben muss, versteht sich von selbst. Wie Hr. *B.* zu dieser Theorie gekommen seyn mag, lehrt das Folgende, wo er sie auch auf die algebraischen und geometrischen Lehrsätze anzuwenden sucht. Nach Allem scheint er ein warmer Verehrer der Mathematik zu seyn; ob wohl daher der Gedanke ihm beykam, das Wesen aller Urtheile in einem Gleichsetzen zu finden? Wahrscheinlich ist das auch der Grund, wesshalb er auch die philosophischen Urtheile im engeren Sinne für identisch, und zu behaupten sich berechtigt glaubt (§. 6), dass wir zu allgemeinen Grundsätzen nie *a priori*, sondern nur durch Induction kommen können.

Von §. 7 an sucht Hr. *B.* die Frage zu beantworten: *wie kommen wir zu wahren Erkenntnissen?* Er hält, wie billig, die Beantwortung derselben für wichtig, und bemüht sich, dieselbe zu versuchen. Zuerst unterscheidet er Erkenntnisse von Urtheilen, wovon erste sich auf ein Seyn beziehen, letzte eigentlich nur leere Formeln sind. Zu wahren Erkenntnissen und inhaltvollen Urtheilen verhilft uns nun Wahrnehmung, welche (S. 55) mit dem Seyn auf das Innigste verbunden ist; und Induction, welche Wahrnehmungen (S. 54) zu allgemeinen Urtheilen zusammenfasst, so dass desshalb diese auf jene begründet werden können. Wäre doch Hr. *B.* bey der sehr richtigen dreyfachen Eintheilung aller Erkenntniss, nach *Kant* und seinen Nachfolgern, stehen geblieben, schwerlich würde er dann einen so beschränkten Begriff von den Erkenntnissen annehmlich gefunden haben, welche er nach Allem in keiner anderen Form zu statuiren scheint, als in der des Urtheiles. Überhaupt zeigen sich in seiner Schrift nur zu deutlich die Folgen seines Universalisirens, i. e. des fast durchgängigen Mangels an scharfen Distinctionen, worin doch eigentlich das Wesentliche wissenschaftlicher Abhandlungen besteht, vorzüglich wenn diese so viel bewirken sollen, wie Hr. *B.* beabsichtigt. Scheint ihm doch selbst jener Dualismus des *a priori* und *a posteriori*, des Idealen und Realen, des Subjectiven und Objectiven, welchen wir doch so lange anerkennen und zum Grunde legen müssen, als wir selbst zwey Welten angehören, überhaupt alle These und Antithese, hinderlich und überflüssig in der Philosophie! Wenn er auch hierin das Beyspiel der Modephilosophie für sich hat: so hätte sich doch von ihm, als einem denkenden Manne, wie er sich durch seine ganze Schrift ankündigt, etwas Besseres erwarten lassen, als die zuversichtliche Nachfolge einer solchen Philosophie. Je allgemeiner die Idee, desto inhaltsleerer ist sie; und darf man sich denn vernünftiger Weise aus einem anderen Grunde zu dem Allgemeinen erheben, als um das Besondere von einem höheren Standpuncte mit um so grösserer Ordnung überblicken zu können? Dass Hr. *B.* auch die Logik mit einer totalen Reform bedroht, wird nun wohl Niemand mehr Wunder nehmen.

Von S. 86 — 122 sucht Hr. *B.* mit mehreren einzelnen Abschweifungen zu beweisen, dass es sehr falsch sey, der Mathematik einen höheren Grad von Gewissheit beyzulegen, als der Philosophie. Auch diese, selbst die Religionslehre (§. 15), sey einer Evidenz fähig, wie nur immer die Mathematik. Fast sollten wir meinen, dass diese Behauptung keiner weiteren Widerlegung bedürfe; wir erlauben uns nur, Hn. *B.* auf die Schriften der Skeptiker, und die *anderer* Philoso-

phen, als die der *allerneuesten*, zu verweisen. Eben so wenig bedarf die Illusion einer Widerlegung, welcher sich Hr. *B.* hinsichtlich seiner mathematischen Philosophie (S. 16) überlässt. Wer es mit der wahren Philosophie ernstlich meint, wird sich schwerlich mit der Hoffnung eines goldenen Zeitalters, welches er uns von seiner mathematischen Philosophie verheisst, befreunden können. Nicht ohne Bedauern konnte aber Rec. eine Bemerkung (S. 119) lesen, wo Hr. *B.* der Philosophie allen Einfluss auf das Leben abzusprechen scheint. Das „geniale" Wort *Jacobi's*, auf welches sich Hr. *B.* beruft, dass die Philosophie nur ein Buchstabe sey, der das Leben nicht zu schaffen, nur ein logisches Kunstwerk, das den in sich gewissen Geist nicht zu vertreten vermag, hätte er billig lieber *blendend*, als *genial*, nennen sollen, wie das von so vielen Äusserungen dieses .... Philosophen gilt.

Von dem 17 S. an verbreitet sich Hr. *B.* noch über Geschichte der Philosophie, deren Studium er darum nicht hold zu seyn scheint, weil es der freyen Selbstforschung Eintrag thue. Das ist leider die Meinung, welche in unseren Tagen lauter originale Philosophen erzeugt. Glauben wir etwas Neues gefunden zu haben, sollten wir es da nicht auf das sorgfältigste gegen das Frühere abzuwägen, und so seinen wahren Werth zu bestimmen haben? Hr. *B.* geht übrigens nicht weit zurück, sondern sucht nur *Kant* und *Fries* zu widerlegen und zu berichtigen, wobey denn gelegentlich *Fichte* das Wort geredet wird. Er tadelt *Kants* Theorie von Raum und Zeit, wofür wir dem grossen Mann so vielen Dank schuldig sind, und erklärt die Idealität beider für einen Irrthum, welcher lauter Verwirrung erzeugt habe u. s. w. Bey Allem aber, was er über *Kant* sagt, geht er von der irrigen Ansicht aus, als habe *Kant* selbst geglaubt, alle Wahrheit und Philosophie gefunden zu haben. Der Tadel endlich des Hn. *Fries* betrifft auch nur den Ausdruck seiner Behauptungen, und einige zu feine Unterscheidungen, die es vorzüglich für Solche seyn mögen, welche überall nur ihr Absolutes, Allgemeines, ihr Alles über Alles sehen.

Und so schliessen wir denn unsere Kritik dieser vorgeblichen Grundlage zu einer neuen Philosophie. Ausdrücklich jedoch bemerken wir, dass wir hiemit keinesweges dem Talent des Hn. *B.* für philosophische Untersuchungen zu nahe treten wollen. Im Gegentheil verdient sein Bestreben, überall deutlich und gründlich zu seyn, alles Lob und die grösste Aufmunterung, ferner auf diese Weise, nur nicht auf demselben Wege, der Philosophie Geist und Herz zu weihen.

R † r.

KLEINE SCHRIFTEN.

Alterthumswissenschaft. *Königsberg*, b. Hartung: *De mysteriorum Graecorum argumentis*, — — scripsit C. *A. Lobeck.* Lit. ant. prof. Regiom. 1820. Diss. I. 10 S. Diss. II. 8 S. Diss. III. 20 S. 4.

In diesen drey Abhandlungen, die einen Gegensatz bilden gegen das symbolische System der Mythologie, geht der gelehrte Vf., wie man von ihm erwarten kann, den Weg der unbefangenen Geschichtsforschung, und zeigt an einem Beyspiel, wie man durch ächt philologische Behandlung der Mythologie, besonders der Lehre von den Samothracischen und Eleusinischen Mysterien (auf die hier allein Rücksicht genommen wird), auf ganz andere, als die apriorischen Resultate kommt. Geht auch vielleicht der Vf. in einigen Stücken etwas zu weit im Gegensatze, wie diess bey dem polemischen Standpuncte fast unvermeidlich ist: so verschwindet diess gegen das viele Vortreffliche, das er mit so vieler Gelehrsamkeit ausspricht. Er zeigt nämlich, dass, nach allen vorhandenen Datis, von allen geheimen Religionslehren, die jenen Mysterien beygelegt werden, sich in ihnen nichts findet. Zu dem Ende fragt er zuerst, wann man angefangen haben solle, diese in denselben zu lehren, und zeigt durch Induction der Zeugnisse nach chronologischer Folge, dass Hellanicus und Pherecydes, bey denen zuerst die Cabiren vorkommen, diese, sowie noch später Äschylus, bloss als Priester der Ceres, ohne Mysterien, kennen (Diss. I p. 5 — 8). Samothracische Mysterien mit ἱεροῖς λόγοις kommen zuerst vor beym Herodot. Hier fragt sich: was sind das für ἱεροὶ λόγοι? Es gab in der Mythologie der Griechen zweyerley λόγους: ἱεροὺς und ἐμφανεῖς (S. 9. 10). Die λόγοι ἱεροὶ brauchen nicht vom Hierophanten in einer Rede am Altare bey der Feyer der Mysterien vorgetragen zu seyn, wie man gewöhnlich glaubt, sondern es können auch Dinge seyn, die die Priester Ungeweihten zur Erklärung sagten, Diss. II p. 3. 4. Aber wäre auch jenes der Fall: so sind die ἱεροὶ λόγοι keine Religionslehren, sondern sie sind einerley mit dem μυστικὸς λόγος, der dem φυσικὸς entgegengesetzt wird, d. h. sie sind der gewöhnliche Mythus, etwa in ein Dunkel gehüllt, und mit Symbolen begleitet, an dessen Verschweigung bey *diesen* Mysterien kein Eid band. So war z. B. wenn man fragte, warum Dionysos πάρεδρος der Demeter war, der λόγος μυστικός: dass er als Ζαγρεὺς Διόνυσος Sohn der Persephone ist; der φυσικός, dass man beym Essen trinkt. S. 5 — Diss. III p. 5. Was nun die Feyer der Mysterien selbst betrifft, so besteht die Hauptsache im *Sehen* der Symbole. S. 5 — 8. Sind Religionslehren von da mitgebracht, so haben sie sich entweder bey den Zuschauern selbst in ihrer Begeisterung an die Symbole angeknüpft, oder mögen auch von den Priestern vor oder nach der Feyerlichkeit, nur nicht dabey, für *Einzelne* daran geknüpft seyn. S. 8. 9. Vieles ferner, was als heilsame Mysterienlehre angenommen wird, beruht auf Missverstand der Zeugnisse, und die ganze θεοκρασία zum Behuf einer Naturreligion ist nicht Werk dieser Mysterien, sondern theils der Philosophen, theils der Ägyptischen, Bacchischen und ähnlicher Mysterien. S. 10 — 18. — So weit gehen diese drey Abhandlungen, die noch bloss Widerlegung der gewöhnlichen Ansicht enthalten. Der Vf. verspricht eine Fortsetzung, in der er seine eigene Ansicht aufstellen will, die Rec. mit Ungeduld erwartet.

GF.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1821.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Crusius, dann b. Vogel: *M. Fabii Quintiliani de institutione oratoria libri duodecim.* Ad codicum veterum fidem recensuit et annotatione explanavit *Georg. Ludov. Spalding*, A. M. Gymnasii Berolino-Colon. Professor. Vol. I. 1798. LXXXVI u. 628 S. Vol. II. 1803. VIII u. 652 S. Vol. III. 1808. XII u. 646 S. Vol. IV. 1816. XVIII u. 718 S. 8. (9 Rthlr. 16 gr.)

Vergleichen wir das Vorzüglichste, was im Gebiete der Beredsamkeit und Rhetorik die Alten lieferten, mit dem gegenwärtigen Zustande der Eloquenz und den besten Anleitungen der Neueren zu dieser Kunst: so werden wir unschwer bemerken, dass wir den Mustern der Alten noch nicht entwachsen sind, und dass die Vernachlässigung der alten Rhetoren, namentlich Quinctilians, sich hart bestraft hat. Vermisste schon *Muretus* (*Varr. Lectt.* XVIII, 20) die Sorgfalt, mit welcher in seiner Jugend Quinctilians Anleitung erklärt wurde; um wie grössere Ursache haben *wir* zu klagen, seit jene frommen Väter aus der Gesellschaft, welche Jesus nicht hatte, uns für das ewige Feuer der Alten kümmerliche Flämmchen darboten, und seit gewöhnlich die Lehrer der Theologie zu der grossen Kunst, mit welcher vordem ausgezeichnete Geister das ganze Leben hindurch sich beschäftigten, nebenhin durch Wort und Schrift anleiteten! Unstreitig auch gebührt grossentheils den Lojolisten der unbeneidbare Dank, dass in den beiden letzten Jahrhunderten kaum so viele Ausgaben des Q. unternommen wurden, als während der wenigen Jahre von 1506 — 1535 erschienen, und, wie die Schaar nachfolgender Abdrücke lehrt, Liebhaber fanden.

Verdiente und foderte aber irgend einer der alten Rhetoren eine neue Bearbeitung, so war es unstreitig der vom verewigten *Spalding* herausgegebene Schriftsteller. Denn Q. wählte mit sorgfältigster Prüfung aus seinen fast zahllosen, uns meistens missgönnten Vorgängern die besten Vorschriften; er vermehrte das Entlehnte durch den reichen Ertrag eines langen Nachdenkens und einer vieljährigen Selbsterfahrung; und in der Darstellung mit dem Cicero wetteifernd, gab er, bey der Anleitung zur humansten Kunst, ausgezeichnete Musterstellen in verschiedenen Arten der Beredsamkeit. Immerhin mögen Ciceros Bücher vom Redner durch lebendige Darstellung und unerschöpfliche Wortfülle, durch unnachahmliche Urbanität und feste Charakterzeichnung der sich Unterredenden hervorstrahlen; in Gemüthlichkeit und Zartgefühl, in Tugendeifer und Ausdrucksbestimmtheit werden sie dem Fabius weit nachstehen. Überdiess sorgt Q. schon für den stammelnden Knaben, leitet mit väterlicher Liebe den Jüngling, ermahnt mit dem Ernste des Weisen den der Beredsamkeit geweihten Mann, und unterlässt nicht, dem feyernden Greise Beschäftigungen, welche dem vieljährigen Dienste der heiligsten Kunst entsprechend sind, freundlich anzupreisen.

Auch fehlte, als *Spalding* mit seiner Bearbeitung hervortrat, eine habhafte vollständige Ausgabe, welche auch nur die billigsten Wünsche einigermasen befriedigte. Denn *Capperonnier's* und *Burmann's* Editionen waren in Deutschland nie häufig; *Gesner's* geistvolle, aber flüchtige Ausgabe ward in den Buchläden längst vermisst; und der in Zweybrücken gelieferte Text ist bekanntlich ohne alle Ausstattung und Begründung.

Aber eine schwierige Arbeit ward von dem sel. Herausgeber übernommen, als er seine Musse dem Fabius widmete. Denn bekanntlich ist die Latinität des silbernen Zeitalters, wie sie in neuen Wörtern, Rechtschreibung, Flexion, Construction und Veränderung der Bedeutungen sich gestaltete, bisher noch nicht genug erforscht, da man engherzig und des stilistischen Bedarfs halber sich lieber zum goldenen Zeitalter hinwendet. Die Redeart des Q. insbesondere erhält dadurch manche besondere Schwierigkeit, dass er bey der Mannichfaltigkeit seines Gegenstandes oftmals in der Farbenmischung wechselt, ja bisweilen plötzlich den ruhigen didaktischen Vortrag verlässt, und sich in höhere Regionen der Darstellung erhebt, um künftigen Rednern sofort auch in dieser Gattung selbst ein Beyspiel zu seyn. So beginnt, um ein auffallendes, aber bisher unbeachtetes Beyspiel zu nennen, Q. X, 1 plötzlich, sobald er die, in stilistischer und ethischer Rücksicht vorzüglichsten Schriftsteller Griechenlands und Roms mit scharfen Umrissen zu zeichnen unternimmt, die veredelte Art des Sallustius oder Velleius. Und welche Schwierigkeiten drücken die Sacher-

klärung! — Ein grosser Umfang von literar-historischen Kenntnissen, welche in keinen *Fabrici*'schen Bibliotheken aufgeschichtet sind, und zu welcher kein *Harles* mit seinen Introductionen hinleitet, ist unentbehrlich, wenn billigen Foderungen der Leser mehr, als früherhin, genügt werden soll. — Die Rhetorik ist durch die Römer — um von den Griechen zu schweigen, deren Werke über diese Wissenschaft natürlich den Herausgeber des Q. sehr in Anspruch nehmen — mit einer Sorgfalt und Gründlichkeit bearbeitet, wie ausser der Rechtskunde kein anderer Zweig der Wissenschaft. Kaum verdankte ihnen in der Philosophie Eine Secte ein kümmerliches Daseyn: denn die Schule der Sextier folgte ihren Gründern noch schneller, als bey uns die Kantische, *quo divus Tullus et Ancus:* aber in der Rhetorik gab es Mehrere, welche mit Selbstständigkeit Schulen stifteten, und in wichtigeren Dingen, als in neuen Eintheilungen und Kunstwörtern, von einander abwichen. — Und über vieles Andere, was den nächsten Lesern schon durch die leiseste Andeutung deutlich war, hat das Schicksal durch seinen grossen Bücherraub zu tiefe Dunkelheit verbreitet, als dass ohne unermüdliches Forschen auch nur einiges Licht geschafft werden könnte.

Und ganz unglaublich ist die Verdorbenheit des Textes. Q. ward zu häufig gelesen und abgeschrieben, als dass nicht eine Fluth von Begehungs- und Unterlassungs-Sünden bald über ihn hereinbrechen musste. Nachmals, im 15 Jahrhunderte, als dieser Rhetor durch den *Poggius* in einer Handschrift zu St. Gallen gefunden war, in welcher die Sündenmenge der Abschreiber wohl der Reihenzahl gleichkommt, und *Leonardus Aretinus* die vom *Poggius* gemachte Abschrift durch einen unvollständigen Codex (denn nur unvollständig hatte man in Italien damals den Fabius) und *ex ingenio* verbessert, und bisweilen auch vervollständigt hatte, — da zeigten ausser dem *Casparinus Barzizius* noch Andere, deren Versuche zum Theil durch *Joannis Tortellii Arretini commentarii grammatici de orthographia*, und durch den *Codex Guelferbyt.* bekannt sind, eine Zenodotische Keckheit in Verrenkung und Zerfleischung eines fremden Werkes. Vergleichen wir endlich die Varianten, welche uns *Burmann*, *Gesner* und *Spalding* aus den ältesten Ausgaben darbieten: so finden wir das herbe Urtheil des *Janus Sichardus in praef. ad Q.* ganz gerecht: „*Nec enim obscurum est, quantam maximis quibusque autoribus cladem attulerit hoc emendationis genus, quod illotis quidam manibus ad autores quasi per ludum accedunt, pro libidine, quicquid in mentem venit, aut tollentes, aut ingerentes. Quae res cum caeteris fere omnibus, tum ipsi maxime Fabio obfuit, adeo, ut commemorare pigeat, quam subinde aliis atque aliis mendis sciolorum quorundam vitio velut vulneribus affectus sit, dum pro se quisque hoc sibi sumit, ut in alieno libro ingeniosus videatur. Quo factum est, ut, subdititiis quibusdam insertis, non modo praeterita sint, quae ad rem faciebant, sed, quod est multo gravissimum, coeperint interim in pretio esse et usu, sub magni scilicet nominis umbra, quae ab omni dicendi ratione longe lateque abhorreant.*“ Hätte dieser *Sichardus* den guten Codex, welcher gar aus Polen ihm geschickt wurde, sorgfältiger verglichen, und unbefangener und vorbereiteter benutzt: so ständen die Muthmassungen seiner Vorgänger längst an einem bescheideneren Plätzchen, als ihre Urheber ihnen anwiesen. Nachmals begnügte sich *Gibson*, dem Texte Varianten aus drey unverglichenen Handschriften und 8 alten Ausgaben beyzufügen, unvollständig und nachlässig. *Ulr. Obrecht* gebrauchte zwar ausser den Varianten seiner Vorgänger eine Strasburger Handschrift, welche sehr gerühmt wird; aber da er häufig mit derber Keckheit seine Muthmassungen in den Text setzt, und die Vertheidigung seiner Veränderungen zu liefern, durch den Tod verhindert wurde, ist der Gebrauch seiner Ausgabe sehr bedenklich. Hätte doch *Pet. Burmann* wenigstens die Varianten der von ihm verglichenen Handschriften mit Sorgfalt uns vorgelegt! — Doch glücklicher Weise ist sein Ruhm nicht von seiner Bearbeitung des Q. abhängig. *Claud. Capperonnerius* verdient *Burmann's* (in *ep. crit. ad Capp.* p. 79) strengen Tadel, dass er *eilf* Handschriften, welche ihm Paris darbot, fast nirgends verglich. Was heller Geist und prompte Gelehrsamkeit dem *J. M. Gesner* gestatteten, das leistete dieser Treffliche, während ihm seine *Rustici* noch mehr, als unser Rhetor, beschäftigten. Der ungebührlich von ihm gepriesene, und zum Überflusse nochmals von *Sp.* verglichene *Cod. Gothan.* — ein trugvolles Werk aus dem Ende des 15ten oder dem Anfange des 16ten Jahrhunderts — gab ihm unbedeutende Ausbeute.

„Aber in der Erklärung war vielleicht dem sel. *Sp.* mehr vorgearbeitet.“ *Raphael Regius* beendigte nicht seine *Annotationes*, und befasste sich in denselben mehr mit Kritik, als mit Erklärung. Sämmtliche Ausleger des 16ten und 17ten Jahrhunderts werden hier übergangen; ihre Manen zürnen darüber nicht. *Claud. Capperonnier*, welcher mit seinen Kenntnissen der Rhetorik sich ungebührlich gegen *Burmann* brüstet, gab zwar manches Gute aus den griechischen und lateinischen Rhetoren, überliess aber eine bedeutende Nachlese künftigen Herausgebern. *Pet. Burmann* bekennt selbst seine Unkunde der alten Rhetorik; Niemand bestreitet diess Bekenntniss. *Gedoyn* verwandte zwar wenigstens 10 Jahr auf eine französische Übersetzung; aber seine Arbeit verräth bey aller Sorgfalt, den Sinn des Originals wieder zu geben, und bey den anerkannten Vorzügen ihrer Schreibart, sehr oft, dass er unvorbereitet und in Entfernung von grossen Bibliotheken sich anstrengte. Die Übersetzung des Rollin'schen Auszugs, welche *Henke* als ganz zarter Magister lieferte, und was *Gedike* übersetzte, verdient Vergessenheit; aber den Erklärungen unseres *Gesner* gebührt ein ehrendes Andenken.

Ausser den Hülfsmitteln, welche die Vorgänger darbieten, hatte der sel. *Sp.* zunächst eine Collation der Züricher Handschrift, welche vormals ein Schatz der Abtey zu St. Gallen war. Der grosse Kritiker des Homeres und der Homeriden, durch dessen Verwendung jene

Handſchrift verglichen wurde, verdient um ſo gröſseren Dank, weil erſt hiemit der Text des Q. eine beſſere Geſtalt zu gewinnen anfangen konnte. Doch erſt vom 3ten Buche an ward eine vollſtändige Vergleichung benutzt. Geringeren Ertrag gab der *Cod. Guelferb.*, deſſen Gebrauch derſelbe Kritiker verſchaffte: denn ſeine Lesarten ſind, wenn ſie von jener Handſchrift abweichen, meiſtens nur muthmaſsliche Veränderungen. Nächſt dem Züricher hat *Cod. Florent.* — vielleicht eine Abſchrift aus jenem und ein Werk des *Poggius* — das meiſte Gewicht, da er gewöhnlich beweiſt, daſs jene Handſchrift ſorgfältig verglichen iſt, und durch eine zweyte Hand gewöhnlich das ergänzt, was wir in unſeren Texten leſen, und im Zürcher ſich nicht findet. Dieſe Handſchrift ward jedoch erſt in der zweyten Hälfte des Werkes benutzt. Auch iſt nicht unwichtig, was zwey Handſchriften der Ambroſiſchen Bibliothek zu Mailand, und eine abermalige Vergleichung des Cod. Joann. zu Cambridge darboten. Unbedeutendes, was die Gothaer und die Dieziſche Bibliothek lieferten, wurde nur angedeutet. Noch ſey bemerkt, daſs mehrere alte Edd. dem Herausgeber zur Hand waren, und Ausbeute gewährten, mehr zur Geſchichte des Textes, als zur Verbeſſerung der Lesart.

Beym Anfange der Arbeit, wo nur wenige Handſchriften dem Herausgeber geöffnet waren, beſchloſs er (ſ. Praef. ad Vol. I p. XX) eine Arbeit zu liefern für *tirones non indoctiſſimos, et viros non proprie in antiquitate explicanda occupatos*, und vertheidigt ſich, daſs er *criticae quoque rationis plerumque memor* geweſen ſey. Aber dieſen Plan (Dank ſey ihm dafür!) verlieſs er, als ein gröſserer Reichthum von kritiſchen Hülfsmitteln ihn gleichſam zwang, mit einem gröſseren Laſtſchiffe ſich in die Fluthen der Kritik zu wagen.

Wir wollen die Bearbeitung näher betrachten, und unſere Bemerkungen anſchlieſsen.

Wegen der Lebensgeſchichte des Q. verweiſt *Sp. in praef. ad Vol. p. I. XXIII* auf *Gesn. praef. Erneſti Bibl. Lat.* und die dort angeführten Schriftſteller, und begnügt ſich, Einiges ergänzend oder berichtigend beyzufügen.

Zunächſt wird von p. XXIII — XXVI unterſucht, ob *Quintilianus* zu ſchreiben ſey, oder *Quinctilianus*, und der Vf. entſcheidet ſich, wie es ſcheint, aus unzureichenden Gründen, für das Erſte. Denn iſt *Quinctilianus*, wie *Sp.* bemerkt, die ältere Schreibart, welche ſich in den *Faſtis Capitol.* und auf einer Münze des Auguſtiſchen Zeitalters finde; — bey *Seneca Controv.* V, p. 347 u. 382 *ed. Gronov. ult.* ſehen wir in allen von uns verglichenen Ausgaben dieſen Namen mit einem *c* geſchrieben; auch iſt nachzuleſen *Fea ad Horat. carm.* I, 18 — und pflegt man, wie Rec. hinzufügt, in der Rechtſchreibung ſeines Namens gern der Überlieferung zu folgen: ſo möchte Q. das *c* in ſeinem Namen nicht getilgt haben. Überdieſs achten wir als letzte Willenserklärung, nach welcher uns keine ſpätere bekannt iſt, und dürfen wir bey einem Teſtamente nicht überſehen, was in einer Clauſel verfügt ward: ſo finden wir gerade in der Stelle des Q., welche *Sp.* zur Verbannung des *c* anführt, ein Vertheidigungswort. Quinct. I, 7, 30: *ego (niſi quod conſuetudo obtinuerit) ſic ſcribendum quidque iudico, quomodo ſonat.* Was die Handſchriften in den Überſchriften der einzelnen Bücher und am Schluſſe derſelben hierüber ausſagen, werde noch unterſucht.

P. XXVII f. äuſsert ſich der ſel. *Sp.* über die von ihm befolgte Orthographie alſo: *apparebit unicuique inſpicienti, me pronunciationis et vocalitatis majorem curam habuiſſe, quam etymorum.* Verband *Sp.* mit dieſen Worten denſelben Sinn, welchen die eben angemerkte Stelle des Q. ausdrückt: ſo bleibt zunächſt dieſer Wunſch übrig, daſs dem würdigen Manne nicht die Gelegenheit fehlte, um mit jenem Grundſatz über Orthographie näher bekannt zu werden. Aber ſchon eine vollſtändige Kenntniſs der älteſten Handſchriften Q's. fehlte ihm in dieſer Rückſicht; und der erſt ſpäterhin entdeckte Fronto, und der neulich von *Titze* bekannt gemachte *Cod. Pragenſ.* des jüngeren Plinius — beide Werke ſind für die Orthographie des Q. von groſser Brauchbarkeit — konnten nicht benutzt werden. Sonſt hätte *Sp.* gewiſs nicht die Schreibart *quotidie*, *quotidianus* beybehalten; ſondern ſowohl nach dem *Cod. Turic.*, welcher X, 1, 27 u. 44 *cottidiana* ſchreibt, als nach dem *Cod. Plinii Prag.*, in welchem gewöhnlich *cottidie* und *cottidianus* ſtehet, ſelten *cotidie* und *cotidianus*, und niemals *quotidie* und *quotidianus*, auch nach Fronto, welcher *cotidie* ſchreibt, uns das Richtigere gegeben. Überdieſs miſsbilligt Q. 1, 7, 6 *quotidie.* — Die p. LXXV u. ad III, 6, 17 angeregte Frage, wie Q. den Genitiv der *Nomina propria*, welche im Nominativ auf *ius* und *ium* ſich endigen, geſchrieben habe, hätte ihrer Entſcheidung näher gebracht werden können. Denn der *Cod. Turic.* hat Lib. X, 1, wo dieſer Genitiv ſehr häufig vorkommt, ohne Ausnahme das einfache *i*; und beym Fronto und im *Cod. Plinii Prag.* iſt dieſelbe Schreibung wenigſtens nicht ſelten. Sogar liefert *Cod. Turic.* X, 1, 44 *ingeni*, was freylich beym Q. auffällt, aber beym Vellejus Paterculus nicht befremden darf, wenn wir der Handſchrift, aus welcher ihn *Rhenanus* abdruckte, ein gröſseres Gewicht beylegen, als der jetzt herrſchenden Meinung über dieſe Form; ſ. *Burerius ad Vellej.* II, 34, 4 u. *Ruhnken. ad* II, 37, 5. Hienach wird die richtige Lesart beym Vell. II, 26, 1 ſeyn: *vir animi magis, quam ingeni paterni. Multa fortiterque molitus cet.* — Wie ſchwierig es aber auch ſey, ja in mehreren Wörtern unmöglich, die richtige Schreibart dem Q. wieder zu geben; dennoch ſowohl der Kritik halber, als um die im Zeitalter Q's. beliebte Ausſprache kennen zu lernen, verdient dieſer Gegenſtand unſere Aufmerkſamkeit. So ergiebt ſich aus Q's. Schreibung der Conjunct. *cum*, daſs man nicht mit vollem Munde die Conjunction ausſprach, zum Unterſchiede von der Präpoſition. Doch die Stelle I, 7, 5, in welcher Q. hierüber ſpricht, bedarf noch der Verbeſſerung. Sie lautet, wenn wir *itemque* aus dem *Cod. Turic* aufnehmen, und dieſe Worte derſelben Handſchrift gebührend ordnen: *per c vero ſi comitem per q ac cum ...*

jectura" bezeichnet, doch schon in *edd. Basil.* 1548 und 1568, und *ed. Colon.* 1541 finden konnte, scheint nicht unbedenklich. Denn das *conferuntur* des *Turic. Flor. Alm.* läſst vermuthen auch *conferant* oder *conferunt*, oder *consecuntur*, d. i. *consequuntur*. In den besten Handschriften des Q. finden wir öfters *consecuntur* geschrieben, und dem *Cic. de N. D.* II, 6 scheint der Indicativ in „*animum denique illum spirabilem si quis quaerat, unde habemus*" nicht aus hinreichenden Gründen abgesprochen; cf. *Wopkens lectt. Tull.* p. 145; *Ruhnken. ad Rutil. Lup.* p. 98; *Heusing. ad Ovid. Her.* XV, 4.

Quod esset diligenti nobis examinandum cura, si qualibet earum rerum possemus una esse contenti. — *Diligentius* stehet durch inneres und äuſseres Zeugniſs fest, und war nicht in *diligenti* umzuändern. Das löblich aufgenommene *cura* war nicht vom folgenden Satze abzusondern; und die älteren Ausgaben, welche hinter *examinandum* das Comma setzen, waren nicht durch „*male*" abzufertigen. *Cura* in demselben Sinne, wie hier, gebraucht ja auch Q. häufig mit dem Genitiv, cf. *index Gesneri.*

§. 2. *Verum ita sunt inter se connexa et indiscreta omnia cet.* Warum ist *sint*, eine Bezeichnungsart alter Humanität, aus dem *Turic.* und *Flor.* nicht aufgenommen?

Nam neque solida atque robusta fuerit unquam eloquentia, nisi multo stilo vires acceperit: et citra lectionis exemplum labor ille, carens rectore, fluit: qui autem scierit, quo quaeque sint modo dicenda, nisi tamen in procinctu, paratamque ad omnes casus, habuerit eloquentiam, velut clausis thesauris incubabit. Bey *atque robusta* fragt *Sp.* ohne zureichenden Grund: *an fuit aut rob.?* — Bey *fluit*, wie groſsen Anstoſs es gefunden, scheint keine Änderung rathsam. Die Metapher ist entlehnt von einem Schiffe, welches, der Leitung des Steuermanns entbehrend, Wind und Wogen überlassen ist, und daher als verloren angesehen wird. Schicklich verglich *Gesner Martial.* IV, 66, 14:

Nec mersa est pelago, nec fluit ulla ratis.

Ohne Grund deutet *Sp.* dieses *fluit* auf Schiffstrümmer. Daſs *Gesner* auch in seinem *Thesaurus* nur diese Stelle des Martialis anführt, und *Forcellinus* selbst diese nicht erwähnt, hat auf unser *fluit* keinen Einfluſs. Ähnlich gebraucht dieses Wort *Cic. Tusc.* V, 25, 70: *quibus ab aeterno tempore fluentibus in aeternum, ratio tamen mensque moderatur;* Claudian. in Ruf. 1 pr.:

Saepe mihi dubiam traxit sententia mentem,
Curarent Superi terras, an nullus inesset
Rector, et incerto fluerent mortalia casu.

Sinnverwandt ist *occidere*, *labi*, Cic. Orat. 2; *cetera nasci, occidere, fluere, labi;* Senec. Consol. ad Marc. 21: *labuntur humana ac fluunt;* cf. *Ruhnk.* ad Vell. II, 16, 4 und der dort angeführte *Gronov.* ad Liv. XXVII, 17. Ovid. Metam. I, 273 gebraucht in demselben Sinne: *labor perit;* Quinctil. XII, 2, 20: *ignara hujusce doctrinae loquacitas erret necesse est, ut quae vel nullos, vel falsos duces habeat.* Die von *Sp.* aus IX, 4, 129 als ähnlicher angeführte Stelle: *namque omnia ejus* (*historiae*) *membra connexa sunt* (*lgd. sint*), *quoniam lubrica est ac fluit* — scheint nicht ähnlich genug: denn *fluit* steht dort offenbar für *effluit*. Auch durch VII praef. 3: *oratio, carens hac virtute (i. e. ordine), tumultuetur necesse est, et sine rectore fluitet* wird *Sp.* seinen Vorschlag, unser *fluit* in *fluitat* oder *fluitabit* zu ändern, nicht begründen. Denn *fluere* und *fluitare* werden in gleicher Bedeutung gebraucht: Cic. pro Sext. 20: *fluitans respublica;* Vell. 1, 16: *fluens respublica.*

Das hinter *fluit* gesetzte Colon ist wieder in ein Punctum umzuändern; bis *fluit* ist ja Alles gesagt, was in Bezug auf die vorhergehende Behauptung zu sagen war. Hiemit sey auch der Einfall verwiesen, *et qui scierit* zu lesen für *qui autem scierit*. Miſsverstand der ersten Periode erzeugte jenen Vorschlag. —

Für *scierit* verdient unbedenklich *scivit* des Turic. und Flor. Aufnahme, eine Form, welche wir, auſser beym Plaut. und Terent., auch beym Seneca finden, in Controvv. V pr. Quinctil. Declamm. II, p. 42 ed. Burm.; doch in der letzten Stelle geben viele Handschriften *sciit*. Offenbar steht das *praet. pro praes.*, wie bey Ovid. Fast. IV, 527:

Cui Dea, Duc, inquit: scisti, qua cogere posses.

Nichts zwingt uns, diese Form von *sciscere* abzuleiten: denn der aoristische Gebrauch des *Praeteriti indicat.* ist bey den Dichtern und Prosaisten der Römer häufig. Voreiligkeit hat viele Stellen dieser Art umgeändert. Beyspiele dieses Sprachgebrauchs aus Dichtern giebt *Gronov.* ad Senec. Hippol. 510; aus Prosaisten derselbe ad Senec. Epp. 14, wo jedoch *condoluit* beym Cic. Tusc. III, 3, 5 mit einem passenderen Beyspiele zu vertauschen ist. *Obrechts restitit* für *restitit* beym Q. X, 7, 14 verdiente daher nicht *Sp's. Placet*; und XII, 11, 17 war das *facimus* des *Campanus* zu berichtigen, so daſs wir nach allen Handschriften lesen: *sed breve nobis tempus nos fecimus.* Auch Seneca de brevit. vit. 1 sagt: *non accepimus brevem vitam, sed fecimus.* Das hier Bemerkte diene auch zur Vervollständigung der Note zu Q. XII, 9, 14, und der *Animadverss. Fischeri ad Weller.* II p. 260.

Für *quo sint quaeque modo dicenda* bey *Gesner* giebt *Sp. quo quaeque sint m. d.* Logisch richtiger ist die Lesart des Turic. und Flor.: *quae quoque sint m. d.* Die *inventio* schreitet natürlich der *elocutio* voraus. Nicht immer jedoch folgen in dieser Redeweise die Lateiner der logischen Ordnung; und dieſs bedachte *Sp.* nicht in seiner Anmerkung zu I, 6, 16 u. I, 8, 1.

Nisi tamen für *nisi tamquam*, und *paratamque* für *paratam quidem*, ist nach äuſserem Zeugniſs aufgenommen, und verdient Billigung.

Bey *velut clausis thesauris incubabit* finden wir des Florent. *clausos thesauros* ohne weitere Bemerkung. Hören wir daher den *Oudendorp. ad Appulej. Metamm.* p. 458: *Incubare cum Accusativo dixit noster quoque lib. IV, p. 69 folles incubabat, et p. 75 lucos incubare; ac passim apud Plin. ut docet index Harduini, et pluries in MSS. optimis.*

§. 3. *Non autem ut* *quidque praecipue necessarium est, sic ad efficiendum oratorem maximi protinus erit momenti.* Die besten Handschriften geben *quicquid;* man schreibe nach Q's. Willen I, 7, p. 85 ed. Burm. *quidquid*, und vergleiche die Bemerkungen des *Manutius* ad Cic. epp. ad famm. VI, 1, in Verr. IV, 13, pro Fontejo 7, pro Cluentio 19; *Lambinus* ad Cic. pro Fontejo 7, und ad Lucret. II, 956; *Ernesti* ad Cic. pro Cluentio 19. Bey Cic. Tusc. V, 34: *ut quidquid objectum est* wird das *quidquid* von *Bouhier* in den *Remarques* p. 478 vertheidigt gegen *Davisius*, und von *F. A. Wolf* beschützt. Dasselbe Wort werde nach dem Turic. und Flor. dem Q. X, 5, 22: *ut nec suo loco quidquid ponatur* wiedergegeben.

Nam certe cum sit in eloquendo positum oratoris officium, dicere ante omnia est; atque hinc initium ejus artis fuisse manifestum est; proximam deinde imitationem, novissimam scribendi quoque diligentiam. §. 4. *Sed ut perveniri ad summa, nisi ex principiis non potest: ita procedente jam opere minima incipiunt esse, quae prima sunt.* Um den Sinn dieser Worte richtiger zu fassen, als *Regius* und *Sp.* — jener verrieth sein Misverstehen durch das Todesurtheil über *certe*, dieser durch die unstatthafte Erklärung von *imitatio*, welches er durch *lectio* deutet — werde zunächst die Interpunction berichtigt. Nach *certe* stehe ein Comma: denn *nam certe* gehört zu *dicere ante omnia est.* Nach den zuletzt bemerkten Worten ist die *Protasis* beendigt, und es werde ein Colon gesetzt. Von *atque hinc* bis *diligentiam* ist eine Parenthese, und mit *sed*, welches daher mit einem kleinen Buchstaben anfange, beginnt der Nachsatz. Das Colon nach *non potest* werde in ein Semicolon umgeschrieben. Der mit *certe* als concessiv aufgestellte Satz hat seine Gegenbehauptung in dem mit *sed* anfangenden. In der Parenthese bemerkt Q., wie das Reden sich zur Kunst gestaltete, und stimmt überein mit Cic. de orat. I, 4, 14 sq. 33, 150 sq. *Imitatio* ist nichts Anderes, als Nachahmung des Geredeten; und so passt weder *Gesners* kurze, noch *Sp's.* lange Anmerkung zu dieser Stelle. Warum *pervenire*, welches die besten Handschriften für *perveniri* geben, und der Sprachgebrauch nicht verwirft, aus den Varianten nicht in den Text wanderte, ist nicht angegeben.

Verum nos non, quomodo instituendus orator, hoc loco dicimus: nam id quidem aut satis, aut certe uti potuimus, dictum est: sed athleta, qui omnes jam perdidicerit a praeceptore numeros, quo genere exercitationis ad certamina praeparandus sit. Igitur eum, qui res invenire et disponere sciet, verba quoque et eligendi et collocandi rationem perceperit, instruamus qua ratione, quod didicit, facere quam optime, quam facillime possit. — Dass *Sp.* nach Mss. und Edd. *sit* hinter *instituendus* ausstrich, nach handschriftlichen Spuren und einer alten Muthmassung die bisherige Lesart „*sed ut athletam, qui omnia i. p. a. p. nimirum*" änderte, aus Handschriften *igitur eum* für *ita eum* in den Text brachte, das *et* vor *quam facillime* tilgte, und in mehreren Stellen von der Interpunction seiner Vorgänger abwich — diess Alles verdient gewiss Billigung. Aber die Worte: „*instruamus, qua ratione, quod didicit,*" sind nach den Spuren der besten Handschriften vielleicht also zu verbessern: *instruamus, quo in oratione, quae didicerit.* Die besten Handschriften geben uns *qua in oratione quod* oder *quae dicere;* und auf das ursprüngliche *quae* scheint auch das *quam* des Florent. hinzuweisen. Nach diesem Vorschlage bemerkt Q.: wir wollen den künftigen Redner mit dem ausrüsten, wodurch er in einer Rede den Vorschriften der Rhetorik am besten, am leichtesten genügen könne. Fragen wir nun: was dieses sey, und geben wir zur Antwort: Reichthum an Gedanken und Wörtern: so stimmt unsere Antwort überein mit dem, was wir lesen im zunächst Folgenden.

§. 7 bemerkt Q., dass Manche gleichbedeutende Wörter auswendig lernen, damit sie, wenn sie eines gebraucht hätten, „*si breve intra spatium rursus desideraretur,*" zur Abwechselung ein anderes gleicher Bedeutung wählten. Für *spatium* giebt Turic., Flor. etc. *semet ipsum;* wir lesen daher *si brevi infra semet ipsum desideraretur.* An Veränderung des *intra* in *infra* dachte *Sp.* nicht in der kritischen Note, und so erklärte er die Lesart *semet ipsum* für eine „*mira corruptela.*"

§. 9. *Nam scriptores quidem jamborum veterisque comoediae etiam in illis* (*i. e. in verbis parum verecundis*) *saepe laudantur: sed nobis nostrum opus interim tueri sat est.* — In *iter in* des Turic., oder *item in* des Florent. finden wir *iterum*, in *veteris* eine Wiederholung aus der vorigen Zeile, in *at*, welches beide Handschriften für *sat* haben, die Note für eine andere Lesart; also in dem ganzen *iterum veteris at* ein Einschiebsel. Zwar liegt den Worten *sed nobis nostrum opus est* die Veränderung nahe: *sed nobis his non opus est;* doch genügt uns die Deutung: aber wir machen nicht Jamben und alte Komödieen, sondern Reden. Jenes Zeichen für Verschiedenheit der Lesart hat auch anderwärts Textesverderbung veranlasst; so ist X, 1, 44 in den Worten: *quosdam — alti spiritus plena capit* das von *Sp.* vermuthete und in den Text gesetzte *alti* zu tilgen, als entstanden aus *at.* Der Turic. durch sein *alia sputius*, der Flor. durch *alios spurtius* deuten genug an. Auch X, 1, 35 war kein *alio* in den Text zu bringen, so dass *vitio factum est alio oratorum* gelesen werde. Jene Handschriften machen wahrscheinlich durch *alia oratorum* bemerklich, dass in einer anderen Handschrift *rhetorum* stand. *Rhetor* und *orator* wird von den Abschreibern öfters verwechselt; s. *Pearce* ad Cic. de orat. I, 1, 62, und vom Q. kann auch *rhetorum* geschrieben seyn, da selbst Cicero bisweilen *rhetor* für *orator* gebraucht.

Bey §. 10 vermissen wir eine Erklärung von *eorum* (*verborum*) *non significationem modo, sed formas etiam mensurasque* um so mehr, da *Gesners* Anmerkung nicht befriedigt. Bey einem Worte unterscheiden wir nächst der Bedeutung die Verbindung von Tönen, oder die Gestalt, und die zur Aussprache derselben erfoderliche Zeit, oder die Quantität; und diese drey Verhältnisse werden hier bezeichnet durch *significatio*, *forma* und *mensura.* Für *forma* gebraucht Q.

fonst *figura*; welches Wort er aber hier vielleicht wegen Ähnlichkeit des Schalls mit dem nahen *mensura* vermied. *Forma* für *figura* finden wir auch beym Varro de ling. Lat. VIII, p. 131 u. IX, p. 165 ed. Bipont.; beym Gellius XII, 10; beym Priscian p. 1271 ed. Putsch. Auch verdient hier verglichen zu werden Dionyf. Halic. de composit. 25 p. 402 ed. Schaeff.: *παραφυλάττειν τὰ μήκη καὶ τοὺς χρόνους, καὶ τὰς πτώσεις τῶν ὀνομάτων, καὶ τὰς ἐγκλίσεις τῶν ῥημάτων, καὶ πάντα τὰ συμβεβηκότα τοῖς μορίοις τοῦ λόγου πολυπραγμονεῖν.*

§. 16. *Excitat, qui dicit, spiritu ipso, nec imagine et ambitu rerum, sed rebus incendit.* — *Spiritus* wird von *Sp.* richtig erklärt durch „*calor et vehementia dicentis*“ Cic. Brut. 24 bezeichnet dasselbe durch *vis et quasi flamma oratoris*; und ad Brut. 37 gebraucht er *spiritus* in derselben Bedeutung: *carent libri spiritu illo, propter quem majora eadem illa cum aguntur, quam cum leguntur, videri solent.* — *Ambitu rerum* erklärt *Gesner* durch „*descriptione s. paraphrasi.*“ *Sp.* missbilligt diese Erklärung mit Recht, und bringt, was wir nicht lesen, *habitu* in Vorschlag. Lieber war *Landsidel's* Erklärung: „*artificiosa comprehensio atque explicatio rerum ad aucupandam gratiam*“ näher zu beleuchten. Wir finden in *imagine et ambitu rerum* eine *Hendiadys*, und erklären es durch *ambitiosa imagine rerum.* Die Rede, welche gesprochen wird, strebt nämlich nach Sieg, die herausgegebene Rede hingegen nach des Lesers Beyfalle. Doch im Züricher *a pr. manu* fehlt, was vielleicht dem sel. *Sp.* entging, *et* vor *ambitu*, und diess leitet zu der Muthmassung, dass *imagine* von einem Leser zur Erklärung von *ambitu* angemerkt wurde. Wenigstens gebraucht Q. *ambitus* öfters für eine gunstsuchende Darstellung; so Declam. I, p. 1 ed. Burm., wo die Stellen beym *Schulting* zu vergleichen find.

§. 33. Nachdem Q. geurtheilt hat, dass weder die *Sallustiana brevitas*, noch *Livii lactea ubertas* für die gerichtliche Erzählung geeignet sey, fügt er nach der von *Sp.* beybehaltenen Lesart hinzu: *Adde, quod M. Tullius ne Thucydidem quidem aut Xenophontem utiles oratori putat.* Die Lesart einer Basler Ausgabe: *quod dicere fortius audeo, quid*, welche *Burmanns* Beyfall haben würde, wenn sie durch Handschriften beglaubigt wäre, ist nicht genügend von *Sp.* durch „*vid.* XII, 2, 4,“ wo nämlich, wie häufig, *adde quod* stehet, abgefertigt. Vielmehr war folgende Lesart der besten Handschriften in den Text zu setzen: *Audeo, quia M. Tullius nec Thucydidem quidem, aut Xenophontem.* Häufig wird *audere* absolute gebraucht; so beym Q. 1, 5, 72; Cic. de orat. III, 24, 94; cf. Lexica. Das *nec — quidem, aut* wird gerechtfertigt durch Cic. de finib. V, 27, 87: *negat Epicurus nec diuturnitatem quidem temporis ad beate vivendum aliquid afferre, nec minorem voluptatem percipi in brevitate temporis cet.* Cic. Acadd. II, 26, 82: *nec majorem quidem multo putat esse, vel tantum esse cet.* Zu beiden Stellen bemerkt *Goerenz*, wie *Gernhard* ad Cic. Caton. p. 50, richtig, dass in solchen Fällen *quidem* nicht mit *nec* zu verbinden sey, sondern durch *sane* erklärt werde. Über *nec, aut* cf. Tursellinus p. 518; Bentl. ad Horat. Satt. 1, 6, 68, und interpp. ad Tacit. Ann. I, 32.

§. 51. *Verum hic (Homerus) omnes sine dubio, et in omni genere eloquentiae procul a se reliquit; epicos tamen praecipue: videlicet quia clarissima in materia simili comparatio est.* Nur Turic. beschenkt uns hier mit der richtigen Lesart *durissima*, und führt uns hiemit auch zur richtigen Erklärung von *comparatio*. „Homeros hat vornämlich die Epiker weit übertroffen, weil bey ähnlichem Stoffe zu wetteifern am schwierigsten ist.“ *Durus* für *difficilis* findet sich häufig; so beym Lucret. V, 1358 und 1359: *durus labor* und *durum opus*; beym Caesar de B. G. VII, 10: *durae subvectiones*; beym Tibull. I, 9, 8: *durum opus*, und I, 4, 47: *duri labores*; beym Virgil. Georg. I, 114: *durus labor*; beym Quinctil. VII, 4, 56: *dura prima fronte quaestio.* Für *certatio* gebraucht Cic. de finib. II, 14, 44 *comparatio*; und de Off. I, 17 und I, 43 verbindet er *contentio et comparatio.* Man vergleiche auch Sueton. de Rhetorib. 6: *non audenti in comparationem se demittere*, und Cic. de orat. I, 60, 257: *illa orationis tuae cum scriptis alienis comparatio — non mediocris contentionis est.* Dass *dura bella*, *dura proelia* öfterer bey Dichtern, als Prosaisten vorkomme, bemerkt *Drakenb.* ad Liv. XL, 16.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

ÖKONOMIE. *München*, b. Fleischmann: *Von Hazzi* (Staatsrath) *über den Dünger, zugleich aber auch über das Unwesen dabey in Deutschland, besonders in der Haupt- und Residenz-Stadt München und ganz Baiern.* Vorgetragen in der öffentlichen Versammlung des landwirthschaftlichen Vereins in München. 80 S. 4. (Mit dem Grundriss der Hornviehstallung zu Hohenheim.)

Eine treffliche gedrängte Darstellung der ganzen Lehre vom Dünger, wissenschaftlich, und dann mit Rückblicken auf die wirkliche Ausübung in Baiern. Es soll der Stalldünger nach Brabanter, die Gülle nach Schweizer Art behandelt werden. Letzteres geschieht zum Theil auch schon in manchen Schwäbischen Bezirken. Auch ist wohl die Landschaft um Nürnberg, und sonst in einem Theile Frankens, in der Industrie auf den Dünger weniger zurück, als sonst die Schilderung vom inneren Baiern im Allgemeinen lautet. Die so sehr gerühmten, und gegen alle Theilung ängstlich geschützten grossen Gütermassen in Baiern, diese *Latifundia*, welche nach Plinius Zeugniss den Wirthschaftsverfall in Indien herbeygezogen, wo es früher lauter kleine Güter gegeben, sollten doch wenigstens darauf eingehen, von allen ökonomischen Verbesserungen die Muster und Bilder aufzustellen. Dann wird sichs mit der Nachfolge bald geben, und es ist uns nur zu wünschen, dass wir in dieser Beziehung recht bald auf den Mist kommen.

D. d. u. m.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Crusius, dann b. Vogel: *M. Fabii Quintiliani de institutione oratoria libri duodecim.* Ad codicum veterum fidem recensuit — — *Georg. Ludov. Spalding* etc. Vol. I — IV.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

§. 62. *Si tenuisset (Stesichorus) modum, videtur aemulari proximus Homerum potuisse.* Eine merkwürdige Construction, welche *Sp.* nicht beleuchtete! Man vergleiche X, 1, 97: *Ovidii Medea videtur mihi ostendere, quantum ille vir praestare potuerit, si ingenio suo temperare (lgd. operari), quam indulgere maluisset*; Dialog. de causis c. eloq. 17: *si eum fatum aliquod in urbem pertraxisset, idem Caesarem ipsum — audire potuit*; Curtius IV, 12, 25: *si perculsis Mazaeus supervenisset, ingens clades accipi potuit*; Seneca controvv. VII, p. 559 ed. Gronov.: *Quid enim futurum fuit, si ingenium Ciceronis triumviris libuisset proscribere*; Juvenal. X, 123: *Antoni gladios potuit contemnere, si sic Omnia dixisset.* — Den Auslegern Juvenals entging hier die Persiflage in *si sic.* — Auch steht beym Liv. II, 38: *si unum diem morati essetis, moriendum omnibus fuit.*

§. 95. *Alterum illud etiam prius satirae genus, sed non sola carminum varietate mixtum condidit Terentius Varro cet.* — Nicht haben wir mit *Gesner* in *prius* ein *posterius*, oder mit *Sp.* ein *proprium*, oder mit *Heinrich* ein *peregrinum* zu suchen: auch ist *prius* nicht, wie *Gesner* meint, durch „*praestantius*" zu deuten: sondern *etiam* wird entweder getrennt in *et jam*, oder durch „*adhuc*" erklärt. Mit *alterum genus* wird die *Satura Enniana* bezeichnet, weil von der *Satura Luciliana* schon gesprochen ist; und durch *et jam prius* oder *etiam prius* wird ausgedrückt, dass die *Satura Enniana* früher bearbeitet wurde. Die Worte: *sed non sola carminum varietate mixtum* enthalten die Bemerkung, dass Varro nicht bloss im Versmasse, wie Ennius, abwechselte, sondern auch Prosa einmischte. Über den Gebrauch von *sed* ist nachzusehen *Ruhnken.* ad Vell. II, 4, 1. Übrigens war weder §. 93, noch hier *satira* zu schreiben, sondern *satura.* Diess ist die Schreibart der besten Handschriften IX, 2, 36; IX, 3, 9; auch X, 1, 93 der Züricher *a pr. manu.*

Unter den Lyrikern, schreibt Q. im folgenden Abschnitte, verdient fast allein Horatius gelesen zu werden, und hierauf nach *Sp's.* Lesart: *Si quendam adjicere velis, is erit Caesius Bassus.* Die Züricher schreibt *si quidem*, und erläfst mit anderen Handschriften uns das *is.* Diesem Zeugnisse folgend, erklären wir *si quidem* durch „wenn nämlich, wenn anders." *Adjicere* wird auch anderwärts absolute gebraucht; so VI, 1, 29 u. X, 2, 9. Jenes *is* wird wahrlich eben so wenig vermisst, als *Sp's.* Conjectur *si quem tamen.*

Bey §. 104, in welchem Q. einen Zeitgenossen, der in der Historiographie sich auszeichnete, andeutet, führt eine lange Anmerkung nicht zum Ziele. Tacitus, welcher noch kein Geschichtswerk herausgegeben hatte, als Q. dieses Buch schrieb, kann nicht gemeint seyn. Es bleibt sogar höchst unwahrscheinlich, dass der vorsichtige Tacitus einen Theil seiner, für die Ewigkeit bestimmten Werke vorlas, während Domitianus die Stimmen der Wahrheit zu unterdrücken alle Gewalt aufbot. An den Curtius zu denken, welcher einen, in den Rhetorschulen sehr beliebten Gegenstand rhetorisch behandelte, der kriegerischen Unthätigkeit des Tiberius durch *longa pax*, Lib. IV, 4, 21, schmeichelt, den Wirrwarr in Babylon nach Alexanders Tode so beschreibt, als sollte er die Unruhe in Rom nach Caligulas Ermordung darstellen, vom blödsinnigen Aridaeus, aller Geschichte zum Trotze, X, 8, 21 schreibt: *ingentem spem indolis ante eum diem fratris claritate suppressam, ea moderata excitavit oratio* — dem blödsinnigen Claudius sollte ein Schmeichelwort gesagt seyn! — und endlich X, 9 die Nacht vom 24 Januar 41, und den Regierungsantritt des Claudius aufs kenntlichste schildert; an diesen unbedeutenden Curtius hier zu denken, ist mehr als gewagt. Auch dürfen wir nicht, wie neulich geschehen ist, hier eine Andeutung auf den Herennius Senecio finden wollen. Denn Q. spricht hier von einem Historiker, welcher damals noch lebte, und die Geschichte damaliger Zeit beschrieb; aber Herennius Senecio war schon hingerichtet, und lieferte, soviel wir wissen, nur eine Biographie des Helvidius Priscus. Nach der Erzählung des Dio Cassius p. IV. ed. Reim. war die Hinrichtung des Senecio vor der letzten Verbannung der Philosophen, oder mit derselben gleichzeitig, also entweder im J. 95 oder kurz vorher.

In §. 124 wird seit 300 Jahren ein *Plancus* erwähnt als Schriftsteller über die stoische Philosophie; aber

ohne hinreichenden Grund, wie *Sp.* genügend darthut. Dagegen zieht er aus *Plansius* des Turic. und Florent. einen *P. Faustus* hervor, von welchem er jedoch so wenig nachweist, dass er ein Stoiker war, als dass er Bücher schrieb. Wahrscheinlicher muthmasst Hr. *Buttmann* auf den *Rubellius Plautus*, welcher sich zur Stoa bekannte, und vom Tacit. Ann. XIV, 57 u. 59 erwähnt wird. Aber war dieser Plautus auch Schriftsteller? Rec. versteht hier jenen *Plautus*, welcher οὐσία durch „*essentia*" übersetzte, und vom *Q.* II, 14, 2; III, 6, 23 erwähnt wird; wenn anders das Zeugniss der besten Handschriften und ältesten Ausgaben Gehör verdient. Senec. epp. 58 bemerkt zwar, dass zuerst Cicero, und nachmals Fabianus, jenes *essentia* gebrauchten; aber diess verhindert nicht, anzunehmen, dass dieser Fabianus auch den Namen Plautus führte, und vollständiger *Papirius Fabianus Plautus* genannt wurde. Vom Papirius Fabianus spricht häufig Seneca Rhetor, wie *Schottus de claris ap. Senecam Rhetoribus* nachweist. L. Ann. Seneca rühmt ihn als Philosophen und Schriftsteller, Epp. 100; de brevit. vit. 10, und gedenkt seiner noch anderwärts, als Epp. 40, 52, 58; NN. QQ. III, 27. Auch erwähnt ihn Plinius maj. (vid. *index Harduini*), Solinus cap. 12 ed. Salmas., Charisius p. 81 u. 115 ed. Putsch., Diomedes p. 372 derselben Ausgabe. Aus keiner Stelle, welche über ihn handelt, oder aus seinen Schriften übrig ist, kann die Meinung der Gelehrten widerlegt werden, dass er der Schule des Zeno angehörte. Fälschlich nennt ihn Lipsius ad Senecae Ep. 58: *Ser. Flavius Papirius Fabianus*, und Muretus in Varr. Lectt. XV, 20: *Servius Flavius Fabianus*: denn beym Q. VIII, 3, 33 darf aus *Sergio Flavio* nicht ein *Servius Flavius* gemacht werden, da Appulejus περὶ ἑρμηνείας pr. und Fronto p. 245 ed. Francof. einen *Sergius* erwähnen. Jener bemerkt, was allein schon seinen Namen beym Q. sichern muss, dass er πρότασις durch „*effatum*" übertrug; und dieser stellt ihn dem Philosophen Seneca in der Schreibart gegenüber. Vielleicht erwähnt ihn Seneca desshalb nirgends, weil er, wie aus Fronto sich ergiebt, in der Schreibart sehr von ihm abwich. Ob Sergius Paullus, dessen Plinius in H. N. einigemal gedenkt, derselbe sey, ist noch Gegenstand der Untersuchung. Dass Majus diesen Sergius für einen Rhetor hält, ist Schuld der Ausleger Q's.

In der viel besprochenen Stelle §. 130, über den Seneca, verlangt der Text keine Veränderung, sondern nur Erklärung. *Sp.* möchte richtig *parum* in den Worten „*si parum non concupisset*" als Accusativ genommen haben; wiewohl Hr. *Buttmann* p. 712 sagt: „*sed durus est ille vocis parum usus, quem Sp. fingit.*" Stellen übergehend, wie Q. XII, 11, 28: *an parum in vita dignitatis habuerunt, parum ad posteros gloriae tradiderunt*, begnügt Rec. sich, an Sall. Jug. 31, 9: *haec talia facinora impune suscepisse, parum habuere*, und an *Corte's* Anmerkung daselbst zu erinnern. Verstehen wir unter *parum* den Beyfall der Menge: so urtheilt Q. mit dem Tacitus übereinstimmend, welcher Ann. XIII, 3 schreibt: *fuit illi viro (Senecae) ingenium amoenum, et temporibus ejus adcommodatum.* Übrigens hat es den grössten Anschein, dass Q. durch die Farbe des Ausdrucks in den Worten: *si aliqua contempsisset, si parum non concupisset, si non omnia sua amasset, si rerum pondera minutissimis sententiis non fregisset*, den Seneca persiflirt habe, welcher häufig seine Leser mit ähnlichen Stellen beschenkt, in welchen das Wort läuft, der Gedanke aber langsam hinschreitet.

Noch werde eine sehr schwierige Stelle, Lib. X, 3, 20 berührt, welche ihrer Ursprünglichkeit nicht im Mindesten näher gebracht ist, obgleich sie nach den Aussagen der Handschriften um ein Merkliches verbessert werden kann. „*At idem ille*, [*qui*] *excipit* [, *si*] *tardior* [*in scribendo*] *aut inertior* (lgd. *incertior*,) [*in legendo*] *velut offensator* (lgd. *offensatur*,) [*fuerit*, *inhibetur cursus*] *atque omnis*, *quae erat, concepta* (lgd. *conceptae*) *mentis intentio mora et interdum iracundia excutitur. Tum illa, quae altiorem animi motum* (lgd. *motum animi*) *sequuntur, quaeque ipsa animum quodammodo concitant, quorum est jactare manum, torquere vultum, simul vertere latus et interim* (*f.* lgd. *sinum et latus interim*) *objurgare* — — — *etiam ridicula sunt, nisi cum soli sumus.*" Die mit Klammern hier eingeschlossenen Wörter hält Rec. für Einschiebsel. *Qui* fehlt in den besten Handschriften. Die Worte *excipit tardior aut incertior* wurden erklärt durch „*si tardior aut incertior in scribendo et diligendo fuit*;" in den besten Handschriften steht nämlich *incertior* für *inertior*, und *fuit* für *fuerit*. Durch *inhibetur cursus* verrieth der alte Erklärer, dass er *idem ille* (nämlich *impetus*) *velut offensatur* besser verstanden habe, als alle Ausleger des Q. seit mehr als 300 Jahren. Für *concepta mentis intentio* geben alle Handschriften das von *Sp.* aus dem Text verwiesene *conceptae mentis intentio*. *Concepta* ist activisch zu nehmen, für „*quae concepit*;" so schreibt Festus s. v. Egeria: *Egeriae nymphae sacrificabant praegnantes, quod eam putabant facile conceptam alvum egerere.*" Über diese Bedeutung von *concepta* ist zu vergleichen *Muncker* ad Lactant. Placid. X, p. 860 ed. Staver.; Perizon. ad Sanct. Minerv. p. 134 ed. V; und interpp. ad Flor. II, 17, 11, p. 412 ed. Duk. — *Excutere* gebraucht vom Abtreiben der Leibesfrucht Ovid. Fast. 1, 624: *Neque daret partus, ictu temeraria caeco Visceribus crescens excutiebat onus.* Mit *intentio excutitur* ist zu vergleichen Longin. de sublim. XVI, 3: ἀνάγκη καὶ τὰ συλλαμβανόμενα ὑπὸ τῆς τούτου ψυχῆς, ἀτελῆ καὶ τυφλὰ, ὥσπερ ἀμβλοῦσθαι; Aristoph. nubes 138: — φροντίδ᾽ ἐξήμβλωκας ἐξευρημένην. — Die Worte *motum animi* sind geordnet nach dem Zeugnisse der besten Handschriften. — Für *altiorem* steht im Turic., Flor., Bern. und in ed. Camp. *aptiorem*; und diess führt zu der Lesart zurück, welche in den meisten Ausgaben angetroffen wird, *apertiorem*. *Apertus animi motus* ist „*affectus, qui se aperit, sive prodit.*" Cic. ad Attic. VIII, 3 verbindet in derselben Bedeutung *apertus* mit *dolor*. Auch beym Q. X, 1, 119 ist im Turic. für *apertus* geschrieben *aptus*. Die Muthmassung *sinum et latus interim* schliesst sich an die Lesart des Zürichers *sinti elatus interim*. — Nachträglich noch Folgendes zur Erklärung.

Excipere ist das *vocabulum proprium* vom Geschäfte der Notarii, welche daher auch *exceptores* genannt werden; s. *Bosius* ad Nep. Epam. 8; *Koppii Palaeographia critica*, I, p. 45 u. 482. Bey der Wahl des tachygraphischen Zeichens konnte bey dem Ungeübteren leicht Verlegenheit eintreten, zumal wenn er im Schreiben zu wetteifern hatte mit dem schnell Dictirenden, und nicht immer die tachygraphische Sylbenschrift gebrauchen konnte, sondern sich jener Schriftzeichen, welche Manilius IV, 197 andeutet:

Hic et scriptor erit velox, cui littera verbum est,
Quique notis linguam superet, cursimque loquentis
Excipiat longas nova per compendia voces;

cf. Martial. XIV, 202 und Auson. epigr. 146, bedienen musste.

Diese Bemerkung führt zu einer Stelle im ersten Buche, welche, richtiger verstanden als bisher, über die Tachygraphie der Römer neues Licht verbreitet. Wir finden sie 1, 28 also: „*Non est aliena res, quae fere ab honestis negligi solet, cura bene ac velociter scribendi. Nam cum sit in studiis praecipuum, quoque solo verus ille profectus, et altis radicibus nixus, paretur, scribere ipsum: tardior stilus cogitationem moratur; rudis et confusus intellectu caret: unde sequitur alter dictandi, quae ex his transferenda sunt, labor. Quare cum semper et ubique, tum praecipue in epistolis secretis et familiaribus delectabit ne hoc quidem neglectum reliquisse. Syllabis nullum compendium est: perdiscendae omnes: nec, ut fit plerumque, difficillima quaeque earum differenda, ut in nominibus scribendis deprehendantur. Quin immo ne primae quidem memoriae temere credendum: repetere, et diu inculcare, fuerit utilius; et in lectione quoque non properare ad continuandam eam vel accelerandam; nisi cum inoffensa atque indubitata literarum inter se conjunctio suppeditare sine ulla cogitandi saltem mora poterit. Tunc ipsis syllabis verba complecti, et his sermonem connectere incipiat.*“ Zunächst ist die Interpunction in diesem Abschnitte, dessen Sinn unter allen Interpreten des Q. nur von Capperonnier geahnet wird, zu verbessern. Offenbar ist von den Worten: *Nam cum sit in studiis praecipuum — scribere ipsum* nicht der Nachsatz zu finden in den zunächst folgenden Zeilen: *tardior stilus cogitationem moratur cet.*; sondern von *tardior stilus* an bis *labor* ist ein parenthetischer Satz, welcher es veranlasste, dass Q. die angefangene Construction vergass. Der im Vordersatze begonnene Gedanke wird erst mit den Worten: *quare cum semper et ubique cet.* fortgesetzt: doch nicht ohne fremde Beygabe: denn es war nur zu erwarten: *ne hoc quidem negligendum erit.* Die Worte „*tardior*“ bis „*labor*“ sind also mit Parenthesenzeichen einzuschliessen. — Für *quae ex his transferenda sunt* steht im Almelov. *q. ex t. s.*, im Guelf. *quae et t. s.*; mit der letzten Lesart würden wir uns begnügen, wenn andere Handschriften, und nicht bloss alte Ausgaben für sie sprächen. — Rec. geht zur Erklärung über. *Cura bene ac velociter scribendi* ist nicht, wie Capperonnier erklärt, καλλιγραφία καὶ ταχυγραφία: denn von der Übung in der Kalligraphie, d. i. in der Geschicklichkeit, die Majuskeln zu schreiben (s. *Koppii Palaeogr. crit.* I, p. 483), hat Q. schon vorher geredet; und offenbar enthält das Folgende die Gründe, weshalb die Tachygraphie eingeübt werden solle. Die Fertigkeit im Schreiben der schwerfälligen Majuskeln konnte wahrlich nie so bedeutend seyn, dass sie als Beförderungsmittel der Fortschritte in den Studien angepriesen zu werden verdiente. Überdiess wird *bene scribere* nachmals durch die Gegenwörter *rudis et confusus stilus*, und *velociter scribere* durch das entgegengesetzte *tardior stilus* erklärt. — *Syllabis nullum compendium est*, welches *Sp.* mit Stillschweigen übergeht, und durch seine Erklärung von *perdiscendae omnes*, „*quaecunque efficiuntur per universam linguam, varie jungendis inter se literis,*“ nicht beleuchtet, hat keinen anderen Sinn, als: „Sylben dürfen in der Tachygraphie dem Anfänger nicht erlassen werden.“ Die Tachygraphie ist nämlich ursprünglich eine Sylbenschrift, im Gegensatze der Buchstabenschrift, Kalligraphie; und allmählich vermischte sie sich mit Siglen und Wortschrift. Das hier über die ursprüngliche Sylbenschrift Bemerkte fand Rec. völlig bestätigt durch jene tachygraphische Sammlung, welche durch *Gruterus* in so wilder Unordnung bekannt gemacht ist, dass erst p. XXVI Cap. 7 die Sylbenzeichen sich finden, in welchen der Anfänger zuerst geübt wurde. — *Ut deprehendantur* ist genügend von *Sp.* erklärt, und *Burmanns* Einfall: *ne deprehendantur* mit Recht abgewiesen. Aber *nomina* wird gedeutet durch „*vocabula certae partis orationis;*“ es stehet aber, wie anderwärts, für *verba* oder *vocabula* überhaupt. So §. 84; welche Stelle *Sp.* hier sogar anführt. Überdiess stehen hier *nomina* im Gegensatze von *syllabae* §. 30. Das *scribendis* hätte nicht sollen unbeachtet bleiben, da es zum richtigeren Verständnisse der ganzen Stelle hinleiten konnte. Denn, wäre bisher nicht vom Schreiben die Rede gewesen: so stände schicklicher *legendis* oder *pronunciandis.* Mit den Worten „*quin immo*“ bis „*fuerit utilius*“ empfiehlt Q., dass die Tachygraphie recht fleissig eingeübt werde, damit ihre Züge wegen grosser Mannichfaltigkeit dem Gedächtnisse nicht leicht entfallen. Aber mit den Worten „*et in lectione quoque*“ kehrt Q. zur Übung im Lesen zurück, und, indem er mit *inoffensa atque indubitata literarum inter se conjunctio*“ das Syllabiren bezeichnet, setzt er ausser allen Zweifel, dass er im 30 §. von der tachygraphischen Sylbenschrift geredet habe. Ein Freund, welchem diese Bemerkungen mitgetheilt wurden, fand es auffallend, dass in diesem Abschnitte Q's. über Tachygraphie nicht von Buchstaben die Rede sey, da gleichwohl jene Kunst zunächst nur eine verkürzte Buchstabenschrift war. Rec. ist der Meinung, dass Q. hier nicht eine vollständige Methodik der Tachygraphie geben wollte, und die Übung in den einzelnen Bestandtheilen der Sylbenschrift deshalb nicht erwähnte, weil diese Übung zum Theil unnöthig war, da der Lernende schon in der Schreibung der Majuskeln Übung hatte. Dass aber die tachygraphischen Zeichen für die Vocale besonders eingeübt wurden, ist Rec. schon darum wahrscheinlich, weil in der Mustersammlung

das Gruterus p. XXVI die Vocalzeichen besonders aufgeführt sind. Auch ist es zu natürlich, mit diesen Zeichen anzufangen, als dass dem Q. eine Erinnerung hierüber nöthig scheinen konnte.

Noch sind hier die Verdienste zu erwähnen, welche der Hr. Dr. *Buttmann* sich um den letzten Theil der Spalding'schen Ausgabe Q's. erworben hat. Diesem Gelehrten verdanken wir, als der Tod den verewigten *Sp.* verhindert hatte, den Commentar weiter, als bis XII, 3, 6 fortzusetzen, nicht nur die Bearbeitung der letzten anderthalbhundert Seiten, sondern auch die gewiss mühevolle Überarbeitung eines literarischen Nachlasses, welcher zur öffentlichen Bekanntmachung noch nicht geeignet war. Auch sind von Hn. *Buttmann* grössere und kleinere Nachträge zu dem Abschnitte geliefert, über welchen schon *Sp.* seine Bemerkungen niedergeschrieben hatte.

Aus dem letzten Capitel des zwölften Buches werde hier Einiges herausgehoben.

§. 4. *Aut ille (senex orator) monumenta rerum posteris, aut, ut L. Crassus in libris Ciceronis destinat, jura quaerentibus tradet, cet.* Dass für das bisherige *destinabat*, *quaerentibus* die Lesart *destinat, jura q.* gegeben ist, verdient gewiss Beyfall: denn des Turic., Flor., Guelf. *destinatur a quaerentibus* enthält sichere Spuren für die aufgenommene Lesart, deren Sinn auch völlig befriedigend ist. Vorsichtig bemerkt Hr. *B.* bey: „*L. Crassus — destinat*": „*Locus autem Ciceronis esse creditur de Orat. I, 42, §. 190. Quamquam ibi de componenda juris civilis arte loquitur Crassus;*" aber das Folgende „*ut Quintilianus haec quoque memoria falsus aliquantum immutaverit*" würde anders lauten, wenn Cic. de orat. I, 45, §. 199 nachgelesen worden wäre. Nicht Q. irrte sich, sondern seine Interpreten. — Bey *quaerentibus* hätte können bemerkt werden, dass *quaerere* das *vocabulum proprium* seyn möchte für Befragen bey Rechtskundigen über Rechtssachen; cf. *Brissonius de formulis* Lib. III p. 332 ed. Mogunt. — Warum für *tradet* nicht *reddet*, bey dem vollwichtigsten Zeugnisse der Handschriften, in den Text gesetzt sey, findet Rec. keinen Grund. *Reddet* ist übrigens i. q. *explicabit*; Q. VIII, 5 ult.: *Reddam nunc — partem de tropis.* — Über das bald folgende „*pulcherrimis vitae praeceptis dignum os dabit*" war Nepos zu vergleichen Tom. II, p. 381 ed. Bardili: *ille (Cicero) enim fuit unus, qui potuerit, et etiam debuerit historiam digna voce pronunciare.*

§. 9 befürchtet Q., dass es scheinen möchte, er fodere vom künftigen Redner zu Grosses und zu Vieles, *quique haec operi nostro necessaria esse crediderint, velut moram rei perhorrescant, et desperent ante experimentum.* Hr. *B.* sucht *moram rei* durch die Bemerkung zu sichern: *sic mora passivo significatu genitivo jungitur haud raro. Cic. Verr. V, 64, cet.* Aber offenbar ist *perhorrescere* alsdann zu stark, und verlangt in ein milderes Wort geändert zu werden. Turic. und Flor. geben *velut morum rei*, und hierin liegt nicht unwahrscheinlich *velut mortem rei.* Ähnlich schreibt Ammianus XXVIII, 4: *quidam detestantes, ut venena, doctrinas.* Über die hier erwähnte Todesfurcht vergleiche man zum Überflusse Senec. Epp. 101 ult.

§. 11. *Quam (voluntatem) qui vera fide induerit, facile easdem, quae virtutem docent, artes accipiet.* Dem Herausgeber entging, dass *idem* öfters bedeutet *i. q. is ipse*, s. *Goerenz* ad Cic. de finib. II, 14, 44; — oder auch für *is* gesetzt wird, wie aus *Walchs* Bemerkung hervorgeht, in Emendatt. Liv. p. 203. Das gemuthmasste *eas, idem, quae* ist also nicht annehmlich.

§. 10. *Qui primum renuncient sibi.* Hr. *Buttm.* findet das Wort *renuncient* unsicher: *nam*, wie er hinzufügt, *aliis quoque non renunciatur, nisi quod nesciunt.* Aber durch diesen Grund scheint die Lesart nicht wankend gemacht: denn was hindert den Q., sich hier Leser vorzustellen, welche an die folgenden Bemerkungen so wenig gedacht haben, als wären sie ihnen völlig unbekannt? Ähnliche Leute dachte er sich I, 12, 2: *sed non satis perspiciunt, quantum natura humani ingenii valeat.*

§. 12. *Neque enim aut tam perplexa, aut tam numerosa sunt quae premunt, ut non paucorum admodum annorum intentione discantur.* Hr. *B.* missbilligt das von *Obrecht* in den Text gesetzte *petuntur*, und findet dem Sinne angemessener *praecipiuntur.* Wollen wir nicht lieber *promuntur*, welches der Lesart des Zürichers *premuntur* näher kommt, und für „*praecipiuntur, explicantur, in medium proferuntur*" gebraucht wird? Q. VII, 1, 3: *Quid ego sim secutus, — promam;* VIII, Procem. 32: *verba, quae sensum animi nostri optime promunt;* Vell. II, 48, 5: *rerum ordo, cum justius aliorum voluminibus promatur.* Gleichwohl bleibt der Gedanke übrig, dass *premuntur* seinen Zuwachs durch das folgende *ut* erhielt, und *premunt* die ursprüngliche Lesart sey. *Premere* bedeutet nicht selten *gravare, vexare*, und wird auch absolute gebraucht, s. *Gronov.* ad Liv. XXXIV, 31. Cic. Epp. ad famil. IX, 1, 5: *videor sperare debere, si te viderim, et ea, quae premant, et ea, quae impendeant, me facile transiturum. Quae premunt* bedeutet also, was ihnen zu lernen beschwerlich ist. Vielleicht ist auch der Einfall, *tremunt* zu lesen, nicht ganz unstatthaft: denn Q. VIII, Prooem. schreibt: *difficultate institutionis tam numerosae atque perplexae deterreri solent;* und Liv. XXII, 27: *in qua magistri equitum virgas ac secures dictatoris tremere atque horrere soliti sint.* Doch findet Rec. keinen hinlänglichen Grund, die Lesart *premunt* aufzugeben.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Crusius, dann b. Vogel: *M. Fabii Quintiliani de institutione oratoria libri duodecim.* Ad codicum veterum fidem recensuit — — *Georg. Ludov. Spalding* etc. Vol. I — IV.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Im 21 §. ist ein häfsliches Einschiebsel, welches sich eben so sehr verräth durch die Abweichungen der besten Handschriften, als weil steigendes Fortschreiten des Gedankens vermisst wird. Lassen wir, wie bisher geschah, mit *Gorgias quoque* den Nachsatz anfangen, oder verändern wir nach dem Vorschlage des Hn. *B.* die Worte und Interpunction so, dass mit *quae tandem ars* der Nachsatz anfängt: so bleibt immer die Erwähnung des Gorgias, welcher im höchsten Alter sich von jedem Fragen zur Beantwortung vorlegen liess, unstatthaft, nachdem Hippias erwähnt ist, welcher nicht nur aller Wissenschaft sich rühmte, sondern auch der Geschicklichkeit in Handwerken. Eine der vorzüglicheren Handschriften Q's., welche bisher wenig bekannt ist, und zu nicht geringem Nachtheile den Herausgebern verschlossen blieb, unterstützt jenen Verdacht völlig. Wir wollen ihre Aussage, unsere Muthmassungen zugleich anmerkend, hier mittheilen: *inlusire* (f. *inlusisse*) *tot* ..... (f. *totiens*), *quod summa senectus ht* (f. *hebet*) *universae gratiae* (f. *Graeciae*) *credimus Gorgiam, qui quaerere auditoribus, de quo quisque vellet, jubebat.* Nach derselben Handschrift ist auch *praecepta*, welches Hr. *B.* aus alten Edd. aufnahm, deren Zeugniss, wenn Beystimmung der Handschriften fehlt, beym Q. Rec. immer höchst bedenklich scheint, wieder auszustreichen, und dafür *opera perfecta* aufzunehmen. Das jener Handschrift ganz eigenthümliche *opera* konnte leicht durch die ersten Buchstaben von *perfecta* verdrängt werden. Für *ope egeret* giebt auch jene Handschrift, mit den besten fast ganz übereinstimmend, *operegeret;* wir lesen daher *opere egeret.* Mit diesen Worten beendigen wir den Vordersatz, schliessen das Einschiebsel in Klammern, und lesen die ganze Stelle also: *Ceterum ut de Homero taceam, in quo nullius non artis aut opera perfecta, aut certe non dubia vestigia reperiuntur; ut Eleum Hippiam transeam, qui non liberalium modo disciplinarum prae se scientiam tulit, sed vestem, et annulum, crepidasque, quae omnia manu sua fecerat, in usu habuit, atque ita se praeparavit, ne cujus alterius opere egeret:* [*inlusisse totiens, quod summa senectus hebet, universae Graeciae credimus Gorgiam, qui quaerere auditoribus, de quo quisque vellet, jubebat*] *quae tandem ars digna litteris Platoni defuit? quot seculis Aristoteles didicit cet.*

Derselben Handschrift verdanken wir auch im 25 §. die durch den Druck hier ausgezeichneten Wörter: *M. Censorius IGITVR Cato, IDEM SVMMVS IMPERATOR, IDEM SAPIENS, idem orator.* Liv. XXXIX, 40 bezeichnet diesen Cato mit *summus imperator;* Solin. p. 3 ed Ultraj. mit *maximus imp.;* Plin. H. N. VII, 27 mit *optimus imp.;* Cic. de orat. III, 35 mit *facile optimus imp.;* Nepos in Cat. 3 endlich als *magnus imp.* Als *sapiens* wird er oft erwähnt; f. Cic. Lael. 2 bis; Cic. Cat. 2 bis; Cic. de Off. III, 4; Liv. Epitom. 49; Quinctil. XII, 7, 4. Kein Grund aber ist denkbar, warum Q. in einer Stelle, in welcher er die vielen und grossen Vorzüge des Cato zu erwähnen beabsichtet, ihn als Feldherrn und Weisen zu rühmen unterliess. Wahrscheinlich übersah ein Abschreiber, weil das *idem* oftmals wiederkehrt, eine ganze Zeile.

§. 25. *Ante omnia sufficit ad exhortationem studiorum, non cadere in rerum naturam, ut quidquid non est factum, ne fieri quidem possit; tum omnia, quae magna sunt atque admirabilia, tempus aliquod quo primum efficerentur, habuisse.* Zwar bemerkt Hr. *B.* bey dieser Stelle: *Non capere non videtur referri posse nisi ad res nimium magnas, quod hinc alienum: nostram formam habes etiam II, 17, 34: hoc quoque in naturam rerum cadit est.:* aber lesen wir nicht beym Quinctil. Declam. XVII, 9. p. 339 ed. Burm. *Scilicet capit natura rerum, ut futurus parricida non praemiserit notas?* Dieses *capit rerum natura* ist zu vergleichen mit *δέχεται*, welches noch entsprechender beym Tertullianus in mehreren Stellen, welche der *Index ad edit. Seml.* nachweiset, durch *capit* schlechthin ausgedrückt wird. Für *ut quidquid* geben die besten Handschriften mit Auslassung des *ut*, welches durch den letzten Buchstaben von *curum* verdrängt ist, *eo quicquid.* Dieses *eo* ist ein willkommenes Geschenk, damit aus dem Ungedanken „*quidquid non est factum, fieri potest*“ ein Gedanke gemacht werde. Für *quicquid*, was in früheren Abschriften unstreitig nach dem Gebrauche Q's. *quidquid* geschrieben wurde, lesen wir mit Veränderung Eines

Buchstabens *quod quid.* — Der Einfall des *Campanus, cum omnia* in *tum omnia* umzuschreiben, verdiente wohl nicht länger im Texte zu stehen: denn weder *ante omnia* verlangt ein begleitendes *tum* (s. *Is. Vossius* ad Vell. II, 23, und *Freinsh.* Index ad Justin.), noch ist *cum habuisse* eine unerhörte Construction. Doch unnöthig ist, dem Q. diese Construction hier beyzulegen: denn *habuissent* wird öfters geschrieben *habuisse*, und findet sich mit diesem Zeichen wirklich in jener mehrmals gerühmten Handschrift.

Schon ein flüchtiger Blick auf die Varianten zwingt zu der Behauptung, dass diese Stelle im 26 §. verfälscht sey: *Quantum enim poesis ab Homero et Virgilio, tantum fastigium accepit eloquentia a Demosthene atque Cicerone.* Die eben gedachte Handschrift giebt übereinstimmend mit Turic., Flor., Alm., Guelf. und Ed. Camp. *tum et p.* für *quantum enim p.*, und überdiess *accepit aeloquentia* für *accepit eloquentia.* In *accepit aeloquentia* finden wir die richtige Lesart *accepit, ita eloquentia*, und verbessern das Ganze also: *Nam ut poesis ab Homero et Virgilio tantum fastigium accepit, ita eloquentia a D. a. C.* Die Änderung des *et* in *ut* leidet kein Bedenken; beide Wörter werden oft von den Abschreibern umgetauscht. Öfters lassen freylich die Lateiner nach *ut, sicut*, die Partikel *ita* fehlen; aber nicht in Fällen, welche dem gegenwärtigen ganz ähnlich wären; s. *Gronov.* ad Liv. XXXIX, 41 und *Torren.* ad Valer. Max. IX, 8, 1.

Im 27 §. konnten die Worte: *sed nec alii postea vicerunt* nach den Aussagen der besten Handschriften in *sed nec alii post eos vicerunt* umgeschrieben, und als eine Einwendung angesehen werden, welche eine völlig genügende Antwort erhält im folgenden: *Verum ut eos vincendi spes non sit, magna tamen est dignitas subsequendi.* Nach dem Vorgange der besten Handschriften war hier das nach *Verum* fast in alle Ausgaben eingeschlichene *ut* zu entfernen: denn häufig werden concessive Sätze durch den schlichten Conjunctiv ausgedrückt. — In dem Vorhergehenden aber bedarf *post eos* gewiss nicht der Veränderung in *postea hos.* *Post* für *postea* steht bey Virg. Aen. II, 216 vor einem anderwärts abhängigen Accusativ; so auch *ante* beym Curtius V, 7, 8: *unde tot gentes ante jura petebant*; beym Tacit. Hist. III, 6: *quanto ferocius ante se egerint.* Auch überlässt Q. I, 4, 19 es dem Leser, *post* nicht zu verbinden mit dem unmittelbar folgenden Worte *praepositiones.*

Offenbar ist eine Verfälschung im 28 §.: *Alioqui pessime de rebus humanis perductae in summum artes mererentur, si quod optimum fuisset, defuisset.* Das letzte Wort fehlt in allen Handschriften, und auch der neulichste Versuch: *si, quod optimum, idem ultimum fuisset*, scheint ungenügend; denn der Gedanke ist bey *mererentur* als völlig ausgesprochen anzusehen, sobald *alioqui* richtig erklärt wird durch „*nisi magna esset dignitas subsequendi.*" Rec. findet daher in „*si quod optimum fuisset*" eine schlechte Randerklärung von *alioqui.* — Bey dieser Gelegenheit werde noch ein widriger Einschiebsel bemerkt Lib. X, 1, 38: *et tamen de omnibus aetatis suae, quibuscum vivebat, exceptis Caesare atque Marcello, silentium egerit.* Für das mühsam gemuthmasste *quibuscum vivebat* giebt Turic. *quidque contuuebit*, d. i. *quidque conticuerit*, eine Erklärung von *silentium egerit.*

Zum Schlusse sey noch die Erinnerung vergönnt, dass im 40 §.: *Ipsam igitur orandi majestatem, qua nihil dii immortales melius homini dederunt, et qua remota muta sunt omnia, et luce praesenti ac memoria posteritatis carent, toto animo petamus cet.* — die Wörter *muta sunt* wohl eine censorische Note verdient hätten. Unter allen Paronomasieen des Q. ist durchaus keine, welche auch nur entfernt ähnlich wäre unserem oder nicht unserem *remota muta.* Nicht eben verwerflicher ist jenes, auch vom Q. IX, 4, 41 gerügte: „*O fortunatam natam.*" Und welche Übertreibung! Wenn *majestas orandi* fehlt, so ist Alles stumm? Glücklicher Weise verschont uns Flor. und Guelf. mit *muta sunt*, Turic., Alm. und andere wenigstens mit *sunt.* Der Ursprung von *muta* ist an sich klar. Hierauf ist aus dem *lucent* des Turic. und Florent. für *luce vor praesenti ac memoria* zu bilden *luce in*, und aus *praesenti ac* ein *praesentia et.*

Rec., welcher gewiss mit vielen Verehrern des Quinctilian sich über den Variantenreichthum in dem grösseren Theile dieser Ausgabe freut, fühlt sich verpflichtet, die Willfährigkeit zu rühmen, mit welcher der verewigte *Spalding* von einigen Bibliothekaren unterstützt wurde. Rühmlich gesorgt haben diese Herren für einen wichtigen Beytrag zur Geschichte des Bücherschatzes, welcher ihrer Aufsicht anvertraut ist. Denn, wie *Lessing* sagt, *bey der Geschichte einer Bibliothek kommt es hauptsächlich darauf an, dass man zeigt, wozu es der Gelehrsamkeit und den Gelehrten genutzt habe, dass so viele Bücher mit so vielen Kosten zu Hause gebracht wurden. Das allein sind die Thaten der Bibliothek; und ohne Thaten giebt es keine Geschichte.* G. S. M.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, in Commiss. b. Engelmann: *Ideale und reale Philosophie*, in einer wahren (,) merkwürdigen Begebenheit (,) und in einer Reihe dadurch veranlasster philosophischer Aufsätze und Abhandlungen (,) nach Grundsätzen seines Systems, den Edleren seiner Mitbürger zur Wahl ausgestellt (,) von *Ernst Theodor Ludwig Rambach*, Dr. d. Phil. 1821. 8.

Sicher wird Niemand, welcher mit der Sprache unserer Zeit vertraut ist, an diesem Titel Anstoss nehmen. Nicht klar denken und dunkel schreiben ist nun einmal seit einiger Zeit Mode in der Philosophie; folglich, wenn auch eben nicht zu loben, doch bey Solchen zu entschuldigen, welche der Gewalt der herrschenden Mode noch nicht zu widerstehen vermögen. Dass aber Hr. *R.* seine Leser, welche dem Titel nach gewiss alle sehr begierig eine neue gediegene Abhandlung über Idealismus und Realismus erwarten, wodurch die bekannte, nicht ganz gelungene von *Jacobi*, ergänzt oder ganz überflüssig gemacht werden könnte, so sehr

tauſcht, iſt eben nicht löblich. Die Schrift iſt nämlich rein polemiſch, und betrifft in jeder Beziehung nur eine Privatſache, welche der Vf. mit der philoſophiſchen Facultät zu Breslau öffentlich verhandelt. Wie er dieſen Gegenſtand mit dem aufgeführten Titel bezeichnen konnte, werden wir aus dem Folgenden vernehmen; jetzt zur Vorrede.

Hier erklärt Hr. *R.*, daſs er durch dieſe Schrift weder Galle noch Schadenfreude zu erregen, ſondern nur die Wahrheit oder Falſchheit der darin vorkommenden Gegenſtände durch das bedächtige Maſchinenwerk der Wiſſenſchaft ganz zu Tage zu fördern gedenke. Er appellirt auch an die Gattung von Leſern, welche Vergnügen daran finden, bey den Zügen und dem endlichen Mat eines Schachſpiels der Vernunft Zuſchauer zu ſeyn. Den Wünſchen dieſer will der Vf. reichlich entſprechen! — Die Schrift ſelbſt giebt Hr. *R.* als Begleiter einer anderen heraus, welche unter dem Titel erſcheint: *Die Philoſophie, oder die Wiſſenſchaft des Abſoluten, ſchlechthin Nothwendigen;* neu aufgefunden von *D. R.*, in welcher er der gelehrten Welt „den innerſten Kern einer neuen, von ihm durch *tiefes, unermüdetes* Nachdenken erfundenen, *ſtreng ſyſtematiſchen* Darſtellung der Philoſophie, *das Abgezogenſte, am tiefſten,* und darum von dem *gemeinen* auf der Oberfläche weilenden Verſtande *am entfernteſten liegende*, was der Menſch zu denken vermag, *unanſehnlich*, und auf engen Raum beſchränkt, überliefert (ob vielleicht auch unanſehnlich und beſchränkt in anderer, als äuſserer Hinſicht?). Unſere zu beurtheilende ſoll nun dieſes ſein Syſtem in ſeinen praktiſchen „Auszweigungen" darſtellen, und zwar nur gelegentlich eine ihm im vorigen Jahre von der Breslauiſchen philoſoph. Facultät zugefügte Behandlung betreffen — dieſes iſt aber die einzige Tendenz des ganzen Werkes. Die beygefügten Abhandlungen und Aufſätze ſollen die Grundmauer zu einem Gebäude der unbedingten Wiſſenſchaft ſeyn. — Was die Gröſse und Zuſammengeſetztheit (i. e. Schwerfälligkeit und Unbehülflichkeit) ſeiner Perioden anlange: ſo werde er das darüber wahrſcheinlich ſich erhebende Geſchrey des *gelehrten, und ungelehrten Pöbels* nicht achten, indem ein *tiefer Philoſoph* (natürlich, wie Hr. *R.*) nicht auf die Grammatik (alſo auch nicht Logik?) Rückſicht nehmen könne, ohne ſich zu ſchaden. Andere möchten für die Säuberung ſolcher Sachen aus ſeinen Werken ſorgen (Rec. dankt für die Ehre). Noch bemerkt der Vf., daſs die verſchieden lautenden Erklärungen einer und derſelben Sache in ſeinem Werke ja nicht als Inconſequenz angeſehen werden mögen, indem ihn hiebey die Abſicht geleitet habe, einerſeits *das Starrwerden* des Buchſtabens in einer Schrift über einen *geiſtigen* Gegenſtand zu vermeiden, andererſeits die weſentliche Identität verſchieden lautender Cardinal-Verſtandes-Begriffe nachzuweiſen, auf ihre Abkunft aus dem, von ihm aufgeſtellten Principe hinzuleiten, und ſo eine ächte Philoſophie der Sprache vorzubereiten!

Wir hören hier einen Philoſophen, der ſeiner Sache ſo gewiſs iſt, und ſeine Elemente und Principien für ſo einfach und richtig hält, daſs er ſie ſogar nicht einmal deutlich vortragen zu brauchen glaubt. Ein neuer σκοτεινος! Obſchon dergleichen Behauptungen ſich ſelbſt ſchon genugſam beurtheilen: ſo können wir doch nicht umhin, ihnen eine Stelle aus den *Leçons de philoſophie* von *Laromiguière* (Tom. II p. 335) an die Seite zu ſtellen, wo dieſer wackere franzöſiſche Philoſoph ſagt: „Wenig Philoſophen wiſſen ihre Anſichten mit jenem Reiz und jener Einfachheit darzuſtellen, der ihnen Eingang bey den Gemüthern verſchafft. Sie vergeſſen, was ſie niemals auſser Augen verlieren ſollten, daſs wir der Vorausſetzung nach nicht wiſſen, was ſie uns lehren wollen: denn wo wäre ſonſt ein Grund, Bücher zu ſchreiben? Sie aber meinen, man verſtehe ſie auf halbem Wege, um der Mühe überhoben zu ſeyn, welche die Klarheit des Ausdrucks erfodert. Inzwiſchen müſſen ſie bedenken, daſs die Erkenntniſs in dem Maſse wächſt, wie alle Ausdrücke durchſichtiger werden, und daſs die Evidenz ſo viel ſteigt, als man den Vortrag einfacher macht; ja, weil eine Evidenz, welche Steigerung verträgt, keine eigentliche Evidenz iſt: ſo iſt zu vermuthen, *daſs diejenigen, welche die Wahrheit nicht deutlich darzuſtellen vermögen, ſie noch nicht deutlich wahrgenommen haben.*"

Und ſomit können wir denn auch ſo ziemlich die Haltung des ganzen Werkchens beurtheilen. Hr. *R.* nämlich, von früher Kindheit dem Studium des Abſoluten in einem eminenten Grade ergeben, hatte bald den richtigen Weg durch ideale Regionen gefunden, in welchen vor ihm alle Philoſophen wie Maulwürfe im Sonnenlichte herumtappten, ſelbſt der groſse Grenzbeſtimmer — *Kant*. Als er nun in der Idealphiloſophie ſo eine weite Strecke zurückgelegt hatte (S. 3), daſs er natürlicher Weiſe unvermerkt von allen Anderen ſo weit entfernt war, daſs er ihnen ganz unverſtändlich werden muſste, faſste er den für die Welt ſo wohlthätigen Entſchluſs, aus ſeiner idealen Welt (S. 1) heraus in die praktiſche zu treten. In dieſer Abſicht nun wendete er ſich an die phil. Facultät zu Breslau (zunächſt an die Hnn. Proff. *Steffens* und *Thilo*), und ſuchte bey derſelben die Erlaubniſs nach zur Habilitation. In der ſicheren Überzeugung, daſs man ſein für die Welt ſo erſprieſsliches Anerbieten ohne Weiteres honoriren werde, muſste er zu ſeinem gröſsten Erſtaunen hören, daſs man ihm als Bedingungen derſelben (S. 48) 1) Einreichung einer *Diſſert. pro Doctoratu*, 2) ein *Colloquium*, 3) eine öffentliche Diſputation, 4) eine gedruckte Diſſertation, und 5) eine Probe-Vorleſung, eröffnete, — ihm, einem Manne, welcher dieſen Wunſch ausſprach nach Beendigung eines Werkes von *mehrjährigem* Fleiſse, der *höchſten Leiſtung* in der Wiſſenſchaft (S. 47), — ihm, welcher ſchon in ſich ſelbſt, ohne daſs es fremder Zeugniſſe bedurft hätte, die Überzeugung trug, daſs er ſeinem gelehrten Beruf vollkommen gewachſen war! Empört über einen Ausſpruch, welcher ihn, zufolge der Schlechtigkeit und Fehlerhaftigkeit vorgelegter gelehrter Arbeiten (S. 18), geradezu für ein — Nichts in der Gelehrſamkeit, ja! in der ganzen Menſchheit erklärt, ſah er ſich nun genöthigt, nach Verlauf eines Jahres, in dieſer Sache an das geſammte Publicum der gelehr-

ten und *ungelehrten* Welt zu appelliren, um sich von ihr einen gerechteren Ausspruch zu holen. Die sämmtliche Erörterung dieses Gegenstandes macht die *reale* Philosophie aus, welche er auf dem Titel seines Werkchens angiebt.

Die Principien, auf welche Hr. *R.* sein gutes Recht auf das festeste begründet zu haben meint, sind im Wesentlichen folgende. Der Zweck (S. 7) einer Rechtsverfassung im Staate ist im Allgemeinen der, dass Jeder in den Stand gesetzt werde, ungestört an der Ausführung eines allgemeinen höchsten Planes in Verbindung mit Anderen gemeinschaftlich arbeiten zu können. Nun sey er sich fest bewusst, stets nur nach dem Einen und Höchsten mit unermüdlicher Anstrengung getrachtet zu haben, *des Erfolgs stets sicher*; folglich habe er auch ein Recht, auf ein öffentliches Lehramt Anspruch zu machen, um das, was er mühsam errang, Anderen mittheilen zu können. Da sich aber die phil. Facultät zu Breslau erdreistet habe, ihm, *ihrem wissenschaftlichen Bruder* (S. 285), dieses streng bewiesene Recht zu verweigern: so habe sie sich nicht nur an ihm, sondern in *seiner Person* auch an dem *Absoluten und Höchsten*, dem er sich auf ewig geweiht habe, versündigt: und das um so mehr, je weniger sie befugt seyn könne, den Grad der Gelehrsamkeit eines Mannes für null und nichtig zu erklären, sollte dieser auch nur — Zero seyn!

Aber nicht bloss bey Aufstellung solcher Gründe in bester logischer Form bleibt Hr. *R.* stehen, sondern um gleichsam die ganze Welt, wenigstens das Vaterland, gegen die phil. Facultät zu Breslau zu alarmiren, lässt er einen förmlichen Aufruf an die Edleren in Breslau, seiner Vaterstadt, und im ganzen übrigen Deutschland ergehen, um auch diese für seine Sache zu gewinnen. Vorzüglich ermahnt er die Bewohner Breslau's, eingedenk der grossen Männer, *Wolf* und *Garve*, welche aus ihrer Mitte hervorgingen, auch *seiner* sich thätigst anzunehmen, da er seiner Vaterstadt schon jetzt nicht weniger als diese zur Zierde gereiche. Zur Rettung der Probeschrift, auf welche er die Habilitation zu erlangen suchte, hält er der Bresl. phil. Facultät in mehreren Stellen vor, dass diese ja dieselbe sey, auf welche ihm die phil. Facultät zu Jena das Doctordiplom der Philosophie zugestellt habe, und dass dieser durch seine Abweisung in Breslau zugleich mit ein übles Compliment gemacht worden sey. Hier nun kann Rec. nicht umhin, sich höchlichst zu wundern, dass Hr. *R.* auf dieselbe Schrift, zufolge welcher ihm wohl mit dem besten Rechte von der genannten Facultät das Doctorat der Philosophie zuerkannt wurde, auch sofort in Breslau ein Lehramt verlangen konnte. Eine Magisterschrift kann als solche ihren Zweck erreichen, ohne deshalb genügend zur akademischen Habilitation zu seyn. Ob aber Hr. *R.* durch einige angehängte sogenannte wissenschaftliche Abhandlungen, z. B. über die deutschen *praefixa Ant...* und *ent...*; über den Gebrauch des *V* und *B* bey den Lateinern; über Einseitigkeit in der Philosophie und Handeln; über die Befugniss und Verpflichtung eines Gelehrten zur schulgerechten Deduction des Princips, nach welchem eine obere Behörde in seiner Angelegenheit zu entscheiden habe u. dgl. m., sich bey Mit- und Nachwelt sowohl den Namen eines Philosophen, als auch eines Gelehrten und guten Staatsbürgers erwerben werde, überlassen wir wohl am schicklichsten dem weiteren Urtheile des Publicums. Was aber den eigentlichen *status causae* anlangt, weshalb diese Schrift zu Tage gefördert wurde: so kann wohl, billiger Weise, Hr. *R.* Niemand zumuthen, auf die blosse Bekanntschaft mit seiner Schrift, darüber ein Urtheil zu fällen. Gewiss aber muss man sich wundern, dass Hr. *R.*, ein Mann in der Blüthe seiner kräftigsten Jahre, der sich noch obendrein die Fähigkeit zutraut, die höchsten Regionen des menschlichen Forschens ermessen zu können, die praktische Virtuosität seiner idealen Philosophie gerade an diesem Gegenstande versuchte, welcher leicht eine gefährliche Klippe für seine Ehre werden musste.

R † z.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOLOGIE. *Wien*, b. Wolff, u. *Leipzig*, in Commiss. b. Franz: *Carmina selecta latina diversi thematis*, in usum studiosae juventutis, quae linguam colit latinam. 1818. VIII u. 159 S. 8. (12 gr.)

Darüber, dass die vorliegende Sammlung von Gedichten (welche „*ad imitationem praecipuorum poetarum*" geschrieben sind) *in usum studiosae juventutis* herausgegeben worden, sagt der Vf. in der ziemlich unlateinischen Vorrede: „*Numquid ea saltem poesi virtus inest, ut tyroni, latinitatis studioso, copiam, quam dicunt, verborum suppeditet? cum artis poeticae ignaro parca satis, at inops sit oportet latinitatis penus. — Ut nihil dicam de prosodia, quo sine tyrones nunquam recte, nunquam composite voces legere latinas, aut apte pronuntiare discent. — Quid? quod poesis ingenia acuat, et ipsis moribus mollitiem quandam afferat, et alacritatem.*" Sollte es aber wohl viele Schulmänner geben, die das hier Gerühmte eher durch das Lesen von Nachbildungen, als der Originale selbst, erreicht wissen wollen? Um übrigens die Leser selbst über den Werth der Verse urtheilen zu lassen, schreiben wir eins der kürzeren Stücke aus:

Vesper et Nox.

Jamjam summa procul villarum culmina fumant,
deque altis major montibus umbra cadit.
Jam remeant pasti nota ad praesepia tauri,
et suspensa jugo vomera portat equus.
Ite domum saturae, pastor vocat, ite capellae!
humida jam sero jugera rore madent.
Nox venit, emenso Phoebus decedit olympo,
jamque suum spargunt sidera clara jubar.
Exoptata quies serpit mortalibus aegris,
invitans placidis corpora fessa toris.
Jam volucres, pecudes, animantia cuncta quiescunt.
jam silet omne nemus, jam silet omnis ager.
At vicina tamen querulis strepit unda susurris,
inque ibi stagnanti rana coaxat aqua.
Sed semel immissum turbant nihil ista soporem,
talia nam placidus murmura somnus amat.
Este ergo procul insomnes curaeque, laborque,
nunc dulcis pascat libera corda sopor.
Aut si forte juvat, per amica silentia lunae,
nunc etiam innocuis hora sit ulla jocis.

X. X.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1821.

MEDICIN.

Leipzig, in der Dyk'schen Buchhandlung: *Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche praktischer Ärzte.* Fünf und zwanzigster Band. Erstes Stück. (Auch unter dem Titel: *Neue Sammlung* u. s. w Erster Band. Erstes Stück.) 1815. 186 S. 8. Zweytes Stück. 1815, mit fortlaufenden Seitenzahlen bis 372. Drittes Stück. 1816. bis S. 558. Viertes Stück. 1816. bis S. 722. Sechs und zwanzigster (zweyter) Band. Erstes Stück. 1816. 190 S. Zweytes Stück. 1817. bis S. 373. Drittes Stück. 1817. bis S. 582. Viertes Stück. 1817. bis S. 748. Sieben und zwanzigster (dritter) Band. Erstes Stück. 1818. 185 S. Zweytes Stück. 1818. bis S. 372. Drittes Stück. 1818. bis S. 558. Viertes Stück. 1819. bis S. 750. Acht und zwanzigster (vierter) Band. Erstes Stück. 1820. 186 S. Zweytes Stück. 1820. bis S. 394. Drittes Stück. 1820. bis S. 579. Viertes Stück. 1820. bis S. 758. Neun und zwanzigster (fünfter) Band. Erstes Stück. 1821. 186 S. Zweytes Stück. 1821. bis S. 371. Drittes Stück. 1821. bis 558. Viertes Stück. 1821. bis 756 S. (Jedes Stück 18 gr.)

Die von verschiedenen Ursachen abhängige Verspätung mancher Recensionen hat für das Publicum und die Verleger den oft nicht berücksichtigten Vortheil, dass dadurch die Aufmerksamkeit von Neuem auf Werke geleitet wird, die nur bey ihrem ersten Erscheinen Theilnehmer und Käufer fanden. Bey der grossen Bücherfluth, welche Deutschland überströmt, will das Publicum von Zeit zu Zeit an das, was nicht unbenutzt von dem Strudel mit fortgerissen werden darf, mit Ernst und Nachdruck erinnert werden. Diess zur einleitenden Anzeige einer Sammlung, bey deren sehr reichhaltigem Inhalte wir uns grösstentheils nur mit Angabe der einzelnen Artikel begnügen, und bloss hie und da Etwas, das uns einer besonderen Aufmerksamkeit werth schien, ausheben wollen.

XXV B. 1 St. *J. R. Farre, über die, sowohl in bestimmten Grenzen eingeschlossenen, als auch verbreiteten Knoten und Geschwüre der Leber.* Die *tubera circumscripta* haben vorzüglich ihren Sitz auf und in der Leber, sind von weissgelblicher, innerlich ganz weisser Farbe, und undurchsichtig, schwammig, verwachsen leicht zu mehreren unter einander, und verän-dern die ganze innere Substanz der Leber. Die *t. diffusa* trifft man auch in anderen Theilen des Körpers an. Eine eingreifende Behandlung beschleunigt das Lebensende: daher es ein wichtiger Nutzen der pathologischen Anatomie ist, dass sie uns die Grenzen kennen lehrt, innerhalb welcher die Kunst helfen kann. Der Vf. fand bey einem Patienten, dem ein Wechselfieber durch Arsenik gestopft war, in der ganzen Leber viele *tub. circumscr.*, und hält es der Untersuchung werth, „ob diese sich nicht bey mehreren von den vielen Unglücklichen finde, die Opfer dieser Curmethode geworden sind." — *Philib. Jos. Roux, über den auf die Erkennung der Brustkrankheiten angewendeten Druck auf den Unterleib.* Man unterscheidet dadurch besser, als durch das Anschlagen an den Brustkasten die Entzündung des Rippenfelles und der Lungen, die Ergiessungen in die Brusthöhle, die Herzbeutelwassersucht und die Erweiterungen des Herzens, vorzüglich nach *Bichat's* Erfahrungen. — *Fr. Sigismund Alexander, über Nervenanschwellungen.* Ihnen sind hauptsächlich die Hautnerven unterworfen, obgleich auch ihr Daseyn im inneren Köper nicht geleugnet werden kann. Ihre nächste Ursache wird einer nicht zertheilten Entzündung der Nervenscheiden zugeschrieben (auf die krankhafte Veränderung des *n. phrenicus* und *vagus* beym Keichhusten hat sich seitdem die Aufmerksamkeit der pathologischen Anatomie mehr, als ehedem gewendet). Vorbeugungscur, Wegschaffung, besser durch das Messer, wo es irgend anwendbar ist, als durch Ätzmittel. Der Übers. fügt die Geschichte einer glücklich vorgenommenen Wegnahme eines Anschwellung des mittleren Armnervens bey, welche die Grösse eines Gänseeyes erreicht hatte, und krebsartig zu werden drohte. — *Andr. Berry über die männliche Pflanze, welche die Columbo-Wurzel liefert.* Sie wächst in den dicken Wäldern, welche die Küste um Oibo und Mozambique bedecken; Hr. *B.* hat sie aber nicht an Ort und Stelle, sondern nur die, aus ihrer Grundfläche hervorgetriebenen Schösslinge untersucht. Nach den bloss männlichen Blüthen scheint sie ein Diöcist dem Habitus nach aus der natürlichen Classe der *sarmentaceae Linn.* oder *menisperma Juss.* zu seyn. Die botanische Bestimmung und die ihr beygefügte illuminirte Abbildung in den *Asiat. researches* Vol. X hat der Übers. weggelassen. — *Mothe über die Trommelsucht.* Die idiopathische entsteht von einer, in den Gedärmen durch Gährung entwickelten Luft, und kann weder durch äussere, noch

innere Mittel, sondern bloss durch Anwendung eines hiezu eigentlich beschaffenen Trokars gehoben werden, zu welcher, (obgleich an lebenden Körpern nicht versuchten) Operation hier hinlängliche Anweisung gegeben wird. — *Matth. Baillie, über ein starkes Klopfen der grossen Schlagadern in der Oberbauchsgegend.* Meist in der mittleren Lebensperiode, von längerer Dauer ohne grosse Beschwerde, nicht immer von gleicher Stärke, deutlicher in horizontaler Lage, ohne Einfluss auf den Puls, von aneurysmatischer Ausdehnung der *aorta* durch deutlich bemerkbare Umgrenzungen und natürliche Grösse der klopfenden Schlagadern zu unterscheiden. Es wird durch Verbesserung der Verdauung, mit Verminderung der zu grossen Reizbarkeit des Körpers und der Ängstlichkeit des Kranken, gehoben; Heilmittel dagegen kennt der Vf. nicht. — *Joh. Latham's Bemerkungen über einige Symptome, welche gewöhnlich, aber nicht allezeit, die Brustbräune bezeichnen.* Leber-, Milz- und Gekröse-, auch die selteneren und schwerer zu erkennenden Bauchspeicheldrüsen- und andere Unterleibs-Krankheiten können für Brustbräune genommen werden, in welche sie auch mit der Zeit, wenn ihnen nicht Einhalt geschieht, übergehen. — *Richard Powells Beobachtungen über den inneren Gebrauch des salpetersauren Silbers in gewissen krampfhaften Krankheiten.* Sowohl in Pillenform, als in einer Auflösung mit *aqua menthae viridis*, gegen den Veitstanz mit einigen Beyspielen belegt.

II St. *Alexander Monro d. j., von den Wirkungen des Arseniks, des Mohnsafts und der verstärkten Mineralsäure auf den menschlichen Körper.* Metallischer Arsenik hatte keine tödtliche Wirkung auf Hunde, das schwarze Oxyd aber heftigere, und in weit höherem Grade das weisse. Künstlicher Schwefelarsenik ist nach den angestellten Versuchen nicht tödtlich. — Gegen die Vergiftung mit Mohnsaft ist zur schleunigsten Entfernung eine Auflösung von schwefelsaurem Zink in Wasser das Wirksamste, zu deren Einbringung der Vater unseres Vfs. ein eigenes, hier beschriebenes Instrument erfunden hat, welches auch in anderen Fällen von Krämpfen und Verengerungen der Speiseröhre anwendbar ist. — *Jacob Russel's glückliche Behandlung eines Rheumatismus des Herzens.* Bey einem jungen kräftigen Manne durch dreiste, öftere Aderlässe und *tinct. digitalis*: doch waren nach zwey Jahren noch bisweilen, besonders bey ausserordentlichen Anstrengungen, Anfälle von Herzklopfen zu bemerken. — *Joh. Sherwen's Bemerkungen über die Vortheile, welche ein künstliches Hervorbringen des Scorbuts in einigen Fällen gewähren kann.* Durch reichlichen Genuss des Kochsalzes, um dadurch Concremente von gerinnbarer Lymphe im Körper aufzulösen; wovon der Vf. einen glücklichen Erfolg hofft. — *Will. Harty über den Gebrauch abführender Arzneyen in Fleckfiebern.* Bey zwey Fällen von *purpura haemorrhagica* und mehreren Fällen von fieberlosen Peteschen bewirkte Kalomel, jeden Abend gegeben, baldige Heilung; auch beym Typhus, wo Petesehen ausgebrochen waren, zeigte sich der freye Gebrauch der Abführungen hülfreich, und der Vf. hatte Grund, zu glauben, diese Curart sey *ganz besonders* durch die Gegenwart der Petesehen angezeigt. — *Edward Percival, über den inneren Gebrauch des Terpentinöls in der Fallsucht.* Bey drey erwachsenen Weibspersonen wurde dadurch mehr oder weniger Erleichterung geschafft, ohne dass jedoch die Krankheit völlig gehoben worden wäre. Bey darauf erfolgten Anfällen von Tobsucht leistete der wässerige Aufguss des Fingerhuts gar nichts. *Latham* bestätigt dasselbe in zwey angehängten Briefen an den Vf. — *Zwey Fälle der zuckerartigen Harnruhr, mit Mohnsaft behandelt von Pelham Warren.* Zwey Fälle liefern einen sehr losen Grund, um eine praktische Behauptung darauf zu bauen, und es sind daher noch mehrere Erfahrungen nöthig, zu denen die Erzählung derselben allerdings ermuntern kann. Der erste Kranke entzog sich, nachdem der Harn seine krankhafte Beschaffenheit verloren hatte, der ferneren Behandlung; der zweyte hatte schon während derselben schwindsüchtige Zufälle, die in der Folge durch schnelle Zunahme den Tod herbeyführten. — *Alphabetisches Verzeichniss der indischen Medicinalpflanzen und Droguen, von Joh. Flemming. Asclepias asthmatica*, von *König* statt der Ipecacuanha empfohlen. *Boswellia thurifera Roxb.* liefert nach *Colebrooke* das Olibanum. Die Samen der *Caesalpinia Bonducella* in Verbindung mit dem Absude der *Gentiana Cherayita Roxb.* (von gleichen, aber stärkeren Eigenschaften, als *G. lutea*), als Surrogat der China in Wechselfiebern. Die Milch aus den Früchten der *Carica Papaya* auf Isle de France und Bourbon, ein Wärmmittel. Der ausgepresste Saft der Blätter der *Cassia alata*, mit Kochsalz vermischt, als Mittel gegen die Flechten von öfters täuschendem Erfolge. Die Rinde der *Cedrela Tuna* im Pulver und Extracte, sehr wirksam bey Fiebern, auch Ersteres äusserlich bey verschiedenen Arten von Geschwüren. *Datura Metel*, wahrscheinlich von einerley Wirkung mit *D. Stramonium Hyperanthera. Morungo*, an Blüthen und Blättern essbar, und besonders die Wurzel ein vollkommenes Surrogat des Meerrettigs in der Küche und Medicin; das ausgepresste Öl der Samen (*oleum been*), äusserlich gebraucht, lindert die Gelenkschmerzen beym Podagra und bey dem hitzigen Rheumatismus. *Justicia paniculata* theilt ihre ausnehmende Bitterkeit wässerigen, weinigen und geistigen Auflösungsmitteln mit, und wird von den Eingeborenen in Fiebern und der Ruhr häufig gebraucht. Der Javesamen kömmt vom *Ligusticum ajanain Roxb.* Die Blätter der *Melia azedarachta* und *sempervirens* im Aufgusse als rein bittere Mittel, auch äusserlich als Bähungen oder Umschläge anwendbar. *Menispermum verrucosum Roxb.* als Surrogat der Chinarinde empfohlen. *Mirabilis julappa* von unzuverlässiger Wirkung, nicht mit der des *Convolv. jal.* zu vergleichen. Die Samen des *Ocimum pilosum Roxb.* mit kaltem Wasser aufgegossen, liefern einen demulcirenden Schleim, wie mit kochendem die Samen von *Plantago Ispagul Roxb.* gleich dem von *Pl. psyllium. Humbago rosea*, an Schärfe der *Pl. europaea* völlig gleich, und daher zu Versuchen gegen den Krebs em-

pfohlen. Die frische Rinde der Wurzel von *Punica granatum* im Absude gegen den Bandwurm. *Rubia Manjit'h Roxb.* zum Färben statt der *R. tinct.* angewandt, und deshalb nach Europa versandt, wegen welcher Ähnlichkeit auch bey ihr die nämlichen Arzneykräfte vermuthet werden. Über die mancherley Varietäten der *Terminalia Chebula* oder der schwarzen Myrobalanen. Die Blätter von *Vitex Negundo* über dem Feuer erhitzt, als Umschläge zur Zertheilung entzündeter Geschwülste der Gelenke bey hitzigem Rheumatismus und der Hoden, nach unterdrücktem Tripper äusserst wirksam. Sehr leichte Art der Eingeborenen, den künstlichen Zinnober (*Shengerf*) zu bereiten; seine Anwendung in Räucherungen ist unzuverlässig. Ein anderes Mittel, *Rascapur*, zwischen dem ätzenden Sublimat und dem Kalomel mitten inne. *Bit-laban* oder *Bit-noben*, ein durch Schmelzen der Frucht des *Phyllanthus emblica* mit gegrabenem Kochsalze erhaltenes Präparat, welches bey den Hindu und muhamedanischen Ärzten in grossem Ansehen steht; *Accum* hat es analysirt, und darin schwarzes Eisenoxyd, Schwefel, salzsaure Kalkerde und Kochsalz gefunden. Das Copal nennt man Bernstein, wegen seiner Ähnlichkeit mit demselben; nach des Vfs. Meinung kömmt es von der *Vateria indica*. — *Alex. Monro d. j., von der milchähnlichen Geschwulst der Schleimhäute.* Der Vf. nennt sie so wegen ihrer Ähnlichkeit mit der Milch von Fischen, und unterscheidet sie von einigen anderen Arten ähnlicher Geschwülste (mit denen sie indess vielleicht theils ihrer Veranlassungen, theils ihrer Beschaffenheit wegen, mehr verwandt zu seyn scheint, worunter besonders der neuerlich öfter beobachtete Blutschwamm — *Wardrop* am Schlusse dieses Bandes — gehören möchte). Zwey Fälle davon, auf der sammtartigen Haut des Magens, umständlich erzählt; ein paar ähnliche, deren Sitz in der Harnblase war, und eine, von der Beschaffenheit eines Speckgewächses, welche den ganzen Rachen und Schlund anfüllte, und mit ihren Wurzeln sich zwischen die darunter liegenden Theile festgesetzt, und dieselben zum Theil zerstört hatte. — *Ebenderselbe, von den Polypen.* Seltene Beyspiele davon im Magen und in den Gedärmen. Glückliche Wegnahme eines Polypen im Mastdarme durch Unterbindung, welcher, wie ähnliche in anderen Theilen, beweist, dass er eine bloss örtliche Krankheit sey.

III St. *J. R. Farre über die Missbildung des menschlichen Herzens, nebst einigen Bemerkungen über die Art, den diagnostischen Theil der Arzneykunst zu vervollkommnen.* Folgendes ist die von unserem Vf. aufgestellte Eintheilung der Missbildungen des Herzens und seiner Schlagadern: I. Wodurch schwarzes mit rothem Blute vermischt: 1) — *a*) zwey Lungenschlagadern aus der grossen Schlagader; *b*) eine Lungenschlagader, die aus der Aorta entsprang; *c*) veränderte Lage des Herzens, wobey die Aorta und die Lungenschlagader aus einem gemeinschaftlichen Stamme entstanden; 2) ein unvollkommenes doppeltes Herz: *a*) ein unverschlossenes, eyrundes Loch; *b*) erweitertes eyrundes Loch, oder unvollkommene Scheidewand der Herzohren; *c*) Erweiterung des eyrunden Loches, mit einem offenen arteriösen Gange; *d*) Verbindung der Mündung der Lungenschlagader mit beiden Herzhöhlen; *e*) erweitertes eyrundes Loch und zusammengezogene Mündung der Lungenschlagader; *f*) erweitertes eyrundes Loch, mit einem offen gebliebenen arteriösen Canale und verschlossener Mündung der Lungenschlagader; *g*) Durchbohrung der Scheidewand der Herzhöhlen; *h*) Mündung der Aorta, die aus beiden Herzhöhlen entsteht; *i*) Versetzung der Lage und der Entstehung von der Aorta und der Lungenschlagader. II. Missbildung des Herzens oder seiner Schlagadern, die bloss den Umlauf des Blutes verhindern: *a*) Zusammenziehung der Mündung der linken Herzhöhle und Steifigkeit der mützenförmigen Klappe der linken Herzhöhle; *b*) Verengerung der Mündung der Aorta, die davon herrührt, dass sie statt drey halbmondförmiger Klappen nur zwey hat. — Diese, unter den Schriften über die Krankheiten des Herzens keinen unbeträchtlichen Platz einnehmende Abhandlung ist hier noch nicht völlig geendigt, sondern bey Anwendung der, dieselben wenigstens erleichternden Mittel unterbrochen. — *Beobachtung von Entzündung und Aufschwellung des Kehldeckels, von Eberhardt Home.* Eine seltene Krankheit, wovon dem Vf. drey Fälle vorkamen, deren keiner schnell tödtlich ablief, wie drey andere von *Matth. Baillie* erzählte, welcher, wenn starke Blutentleerungen und Opiate nicht bald Hülfe leisten, die Bronchotomie, vorschlägt. — *Patrick Macgregor, über eine im J. 1804 im Militär-Asyl herrschende Augenentzündung.* Diese Krankheit wurde (wie in der Folge auf dem festen Lande) durch die aus Ägypten zurückkehrenden Soldaten und Matrosen mitgebracht, und auch unter den Einwohnern durch Ansteckung verbreitet, wobey der Einfluss der Atmosphäre nicht zu verkennen war. Sie nahm ihren Anfang und ihr Ende augenscheinlich in den Augenliedern, und dauerte während der folgenden Jahre, vorzüglich im Winter, fort. Einige Kranke verloren den Gebrauch des Gesichts gänzlich auf einem oder beiden Augen. Durch sorgfältige Absonderung der gesunden Kinder von den kranken waren im Febr. 1811 nur noch 5 krank. Unter den Truppen hat diese Krankheit sehr Viele zum Dienste unfähig gemacht. Sie scheint durch die eiterige Materie eines kranken Auges mitgetheilt zu werden, und in der Art ihrer Mittheilung und ihrer Zufälle, so wie in ihrer Behandlungsart, mit der venerischen Gonorrhöe so überein zu kommen, dass Viele beide Krankheiten für eine und dieselbe gehalten haben. Zuweilen ist wegen vermehrter Absonderung der wässerigen Feuchtigkeit der Hornhautstich nothwendig und grösstentheils von glücklichen Folgen. In den letzten Zeiträumen der eiterigen Augenentzündung hat der Vf. von keinem Mittel grössere Hülfe erfahren, als Tropfen, Morgens und Abends einige Zeit lang ins Auge gebrachter Auflösung des salpetersauren Silbers, zu 1 und nach und nach bis 2 Gran auf 1 Unze destillirten Wassers. — *Eberhard Home's Beobachtungen*

über die bisweilige Verbreitung von der harten Hirnhaut bis zum Beinhäutchen des Hirnschädels. Die meisten Kranken hatten vorher viel Queckfilber gebraucht; bey Knochengeschwülsten des Schädels wurde die aufgetriebene Knochenhaut zerschnitten, und in dem einen Falle ein Knochenstück durch den Trepan weggenommen, welches dicker, als gewöhnlich, und ungemein gefäfsreich war; die Operation hob meist die von Gehirnleiden zeugenden Zufälle, die bisweilen gar nicht wiederkehrten. Eine örtliche Entzündung der harten Hirnhaut scheint die erste Veranlassung gewesen zu seyn.

IV St. *Über Rheumatismus des Herzens.* Von *William Charles Wells.* 14 gröfstentheils von dem Vf. selbst beobachtete Fälle von ungleichem Ausgange: Rec. scheint der letzte, wegen mancherley damit complicirter Zufälle, der merkwürdigste zu seyn. — *Bemerkungen über Lungensucht und Wechselfieber, besonders als einander entgegengesetzte Krankheiten; nebst einem Versuche, einige andere Krankheiten nach der Verbindung oder dem Gegensatze, welche zwischen ihnen und der einen oder anderen der oben angeführten Statt finden, zu ordnen.* Von *Ebendemselben.* Nach einer weitläuftigen Abhandlung über die Unzuverlässigkeit der Londoner Todtenlisten, werden Beyspiele von den, in mehreren Gegenden der Welt häufiger oder seltener vorkommenden Krankheiten, mit sehr interessanten, darauf gegründeten Betrachtungen durchwebt, mitgetheilt. Übergang zu den übrigen, ausser dem Wechselfieber verwandten Unterleibskrankheiten, der Wassersucht, Ruhr u. s. w., und Brust- und anderen Entzündungen, Bräune, Gicht. — Als Vorbauungsmittel gegen die Schwindsucht wird zeitiges Verschicken der Kinder in sumpfige Gegenden vorgeschlagen. Über die zur Heilung dieser Krankheit anzustellende Reise in wärmere Länder; Schwäche des Einwurfs, dass solche Kranke leicht von Wechselfiebern befallen werden könnten; Bestimmung solcher Reisen auf das Stadium der Krankheit, die Jahreszeit u. s. w. — *Einige Thatsachen und Beobachtungen, die Ansteckung betreffend.* Von *Gilbert Blane.* Unter den Fällen ansteckender Krankheiten, die dem Vf., während er Oberarzt der Flotte war, vorkamen, sind einige sehr merkwürdig. Über die eigentliche Natur der Ansteckungen bleibt immer noch Vieles unerklärlich, und wird es wahrscheinlich bleiben. — *James Wardrop's Bemerkungen über den Fungus haematodes in Vergleichung mit dem Krebse.* (Schon im Auszuge mit einigen Anmerkungen begleitet von *Krukenberg* in *Horns* Archiv über med. Erf. Jahrg. 1816. 5 Heft. Sept. und Oct. S. 876.)

XXVI B. I St. *Ed. Phillips, über eine Mundsperre, welche durch ein Klystier von Terpentinöl geheilt wurde. Heinr. Earle, von dem Gebrauche des Tabaks bey Harnverhaltung.* Drey Fälle, wo ein Absud desselben von einem Quentchen in acht Unzen Wasser die Zufälle bald hob. Beygefügt ist die Erzählung eines tödtlich abgelaufenen Tetanus, wo dieses Mittel unter anderen auch versucht worden war, und nebst häufigen angewandten Aderlässen viel Hülfe zu versprechen schien, welche aber von keiner Dauer war. In wiedervorkommenden Fällen der Harnverhaltung, oder bey der Wasserscheu, ist der Vf. geneigt, ein Stuhlzäpfchen aus dem Dicksafte des Tabaks anzuwenden. — *Joh. Hyslop, von einem neunjährigen unwillkührlichen Harnabgange, welcher durch äusseren Druck geheilt worden ist.* Der 15jährige Kranke wurde in drey Tagen dadurch geheilt, dass der Vf. die Harnröhre mit einer Kerze ausfüllte, und davon ein $2\frac{1}{2}$ bis 3 Zoll langes Stück an die untere Seite des männlichen Gliedes mit der Harnröhre parallel und ein wenig über die Eichel hervorragend anlegte, und von der Eichel bis zum Ende des Kerzenstücks Klebpflasterstreifen umlegte; nach einigen Stunden wurde, wegen des Dranges zum Harnlassen, der Verband weggenommen und erneuert. — *Wilhelm Lawrence, von einigen Krankheiten des Luftröhrenkopfs, welche den Luftröhrenschnitt nöthig machen.* Diese, so zeitig als möglich angewandte Operation ist und bleibt das einzige, in den meisten Fällen glückliche, Heilmittel; der Schnitt durch den Schildknorpel ist am wenigsten brauchbar. — *F. Gumbrecht, über den Gebrauch des Giftlattichs beym Keichhusten.* Nach der Analogie seiner guten Wirkungen beym beschwerlichen Athmen, bey der Brustwassersucht und in der krampfhaften Engbrüstigkeit überhaupt; wenn nämlich der entzündliche Zeitraum vorüber, und der krampfige eingetreten ist. — *Jak Watson Roberts, von einem glücklich behandelten Falle einer angina laryngea.* Der Kranke war 46 Jahr alt; die Krankheit wurde durch reichliche Anwendung der entzündungswidrigen Methode glücklich bis auf zurückbleibende Heiserkeit und die Empfindung einer Haut in der Kehle gehoben. Nach 14 Jahren starb er an einem zweyten, anderswo (*Transact. of a Soc. for the Improv. of med. and chir. knowl.* Vol. III) beschriebenen Anfalle; welchem *Heinr. Cline* im folgenden Aufsatze *Bemerkungen* beyfügt: selteneres Vorkommen derselben in Vergleichung mit anderen Arten der Cynanche; Vorzug gröfserer, von dem Sitze der Krankheit entfernter Blasenpflaster vor kleineren in deren Nahe; Anwendung der Opiate nicht eher, als nach völlig gehobener Entzündung. — *Thom. Chevalier's Erzählung eines Falls von Croup, wo der Luftröhrenschnitt mit glücklichem Erfolge angewendet wurde.* Der Vf. glaubt, die Erstickung erfolge mehr von dem angehäuften Schleime, als ausschwitzender Lymphe, und hält daher das Einbringen eines Röhrchens für unnöthig, oder wegen des dadurch erregten Reizes wohl gar für schädlich.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

MEDICIN.

LEIPZIG, in der Dyk'schen Buchhandl.: *Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche praktischer Ärzte* u. s. w. 25 — 29 Band.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Andr. Marshal's Geschichte zweyer Fälle von Hundswuth, nebst Beobachtungen über den Sitz und die Natur der Krankheit. Sie kamen bey einem 14jährigen Knaben und einem 21jährigen Mädchen (das einige Wochen vor dem Ausbruche einen nicht für toll gehaltenen, aber hernach bey sich zeigender Wuth getödteten Hund gewartet hatte) vor, werden umständlich erzählt, und sowohl in ihren Erscheinungen, als dem Leichenbefunde mit einander verglichen, nebst daraus gezogenen praktischen Folgerungen. Die Fortsetzung dieses Aufsatzes in der Urschrift (*The morbid anatomy of the brain in mania and hydrophobia, with the pathology of these two disenses*) enthält der folgende: *S. Sawrey, über die Wasserscheu.* Sieben Kinder wurden auf einmal gebissen, von denen drey an der ausbrechenden Wasserscheu starben, deren eines, $3\frac{1}{2}$ Jahr alt, von beiden Vff. behandelt wurde. Das Mädchen war am 28 Aug. unter dem Rande der linken Augenhöhle gebissen worden, welche Wunde nach oberflächlicher Behandlung und Eintauchen ins Meer (doch mit zurückbleibender Härte auf der Grundfläche) schnell geheilt wurde; am 4 Oct. wurde es wieder krank, und die am 8 herbeygerufenen Vff. konnten über die Krankheit gar nicht zweifelhaft seyn. Ein Klystier von Tabaksaufgusse, Blutigel an die Kehle, und Quecksilbereinreibungen wurden zugleich angewandt; nach fürchterlichen Äusserungen von Unruhe wurde es am 10 Abends ruhig, und schien kurz vor dem Tode (gegen 7 Uhr) in etwas zu Verstande zu kommen, und mit geringerer Beschwerde zu sprechen. Das Gehirn war sehr entzündet, und in den doch nicht ausgedehnten Höhlen ein guter Theil Wasser; die inneren Theile des Mundes waren etwas entzündet, und zum Theil mit gelb und braun gefärbtem Schleime bedeckt; der Kehldeckel ungewöhnlich aufrecht; die den Luftröhrenkopf auskleidende Haut dunkelroth; der Schlundkopf nicht sichtbar verändert; die vordere Höhle des rundlichen Herzens ungewöhnlich weich; die hintere beträchtlich fest; in den Säcken der Brusthaut einige Unzen blutiges Wasser, und ein Riss, durch welchen die hintere Seite des mittleren rechten Lungenlappens gedrungen war; im Magen ungefähr 3 Unzen einer braunen Flüssigkeit, mit einer brockenweise darin schwimmenden dunkelen Masse; die Därme sehr von Luft angefüllt; der Grimmdarm auf der linken Seite sehr zusammengezogen, sowie die ganz leere Harnblase.

II St. *J. R. Farre, über die Abänderungen der verbreiteten und Geschwülste der Leber* (aus dem 2ten Theile des im vorigen Bande im Auszuge mitgetheilten Werkes). Sie sind bisweilen primär, bisweilen secundär (nach Entstehung ähnlicher an anderen Theilen des Körpers, z. B. den sogenannten *Bragichten Hoden*) entstanden. Es werden davon vier Abänderungen angeführt, und nach ihren Kennzeichen beschrieben, die aber grösstentheils erst durch die Leichenöffnungen bestimmt werden können, und auf die Behandlungsart im Leben keine wirklich nützliche Andeutung gewähren. — *Jam. Wardrop, über einige Krankheiten der Zehen und Finger, nebst Beobachtungen über deren Behandlung.* Bey dem sogenannten Wachsen des Nagels ins Fleisch muss der Nagel selbst geschont, und zur Beseitigung der Geschwulst der nahen weichen Theile angemessener Gebrauch von Höllenstein oder gebranntem Alaun, bisweilen nach vorhergegangenen Breyumschlägen, gemacht werden. Die Verschwärung der Nagelwurzel (*onychia maligna*) hat der Vf. sehr glücklich mit dem inneren Gebrauche des Quecksilbers, und bey beginnender Vereiterung durch eine schwache Auflösung des salpetersauren Quecksilbers und Ätzmittel behandelt. Anwendung der letzteren gegen Leichdornen; der Kantharidentinctur mit 6 Theilen Seifenliniment gegen Frostbeulen. — *T. Bateman, von einem blüthchenähnlichen (tubercular) Ausschlage von syphilitischem Ansehen, der ohne Quecksilber geheilt wurde.* — *W. Sommerville, über die harntreibenden Kräfte der pyrola umbellata, aus einem Briefe an Walth. Farquhar.* Diese Pflanze, von den Indianern *paigné*, von den Kanadiern *herbe à pisser* genannt, wächst häufig in den Fichtenwäldern von Nordamerika, im Schatten der Bäume, in einem trockenen, sandigen, von abgefallenen Blättern gedüngten Boden. Sie ist stärker in der Abkochung, als im Aufgusse; auch das davon bereitete Extract ist wirksam. Der Vorzug dieses Mittels vor anderen harntreibenden besteht darin, dass es dem Magen nicht nachtheilig, sondern vielmehr angenehm, auch von den übrigen schäd-

lichen Eigenschaften der kräftigsten Mittel gänzlich frey ist. Auch in Steinbeschwerden wird es von den Eingeborenen gewöhnlich gebraucht. — *Heinrich Earle, über die Contracturen nach Verbrennungen oder ausgedehnten Verschwärungen.* Der Vf. schnitt eine, durch Verbrennung am Ober- und Vorder-Arme eines 6jährigen Knabens erzeugte harte Narbe durch, erhielt die Wunde noch geraume Zeit ausgedehnt, und vollendete dadurch in einigen Wochen die Heilung. — *Thom. Wilson, über einen Fall der Kehlkopf-Entzündung.* Frühzeitiges Blutlassen ist hülfreich, späteres unnütz oder wohl gar schädlich, wogegen denn die Blasenpflaster nützlich sind. Auf Abführmittel, wenn sie hinunter geschlungen werden können, setzt der Vf, sowie bey anderen Entzündungskrankheiten des Halses und der Schleimhaut der Luftröhre und ihrer Äste, grosses Vertrauen. — *Joh. Clark, über einen Fall von knorpelichten Körpern, welche aus der Kniegelenkhöhle glücklich herausgezogen worden sind.* Drey von der Grösse einer Erbse bis zu einer Bohne, die frey in der Höhle schwebten, kamen zu verschiedenen Zeiten durch die gemachten Einschnitte heraus, und der völlig wieder hergestellte Kranke trat seine Kriegsdienste wieder an. — *Jak. Millmann Coley, über das Herausziehen eines frey in der Höhle des Gelenks liegenden Körpers, welcher zum Theil aus Knochen, zum Theil aus Knorpel bestand.* Der Sitz war im Ellenbogengelenke; die Gestalt war flach, und genau von der Grösse und Gestalt einer Brechnuss, mit zahlreichen haarähnlichen Fäden an der einen Seite befestigt, der Rand glatt, und in der Mitte zwischen beiden eine schwache Vertiefung; die Substanz bestand aus zerbrechlichem, mit Knorpel überzogenem Knochen. Von dem Ursprunge dieses, seit ungefähr 7 Jahren gefühlten Übels wusste die 30jährige Kranke nichts (der Kranke des vorigen Falles schreibt die Entstehung des seinigen einem, ungefähr 2 Jahre zuvor überstandenen, hitzigen Rheumatismus zu). — *James Wardrop, über einen Fall, wo ein Haarseil zwischen die Enden eines zerbrochenen Schenkelknochens, welche sich auf die gewöhnliche Weise nicht wieder vereinigen wollten, gebracht wurde, nebst einigen Beobachtungen über die Methoden, welche man versucht hat, um zerbrochene Knochen wieder zusammen zu heilen.* Der Vf. erreichte in den beiden von ihm behandelten Fällen seine Absicht nicht völlig. Der Aufsatz des D. *Physik*, worin er diese seine Erfindung bekannt machte, wird wörtlich mitgetheilt, und ein Zusatz von *B. C. Brodie* beygefügt, welcher die Erzählung eines Falles der Anwendung dieser Methode bey einem Schenkelbruche enthält. — *Josias Stanfield, über einen, durch ein Haarseil glücklich geheilten Bruch des Oberarmknochens.* — *J. C. Hutchinson, von der Behandlung der Rose durch Einschnitte.* Der Vf. hat sie nur in der entzündlichen Rose der äusseren Gliedmassen angewandt, räth aber, man solle dabey die Richtung unbedeckter Schlagadern oder grösserer Saugadern vermeiden; auch würden dieselben das Gesicht entstellen. — *Smith Barton's Beobachtungen über die medicinischen Kräfte der pyrola umbellata und der Bärentraube.* Vergleichung der Wirkungen beider Pflanzen. Von beiden hat man den Abgang eines schwarzen Harnes bemerkt, ohne dass die Kranken bey dem Gebrauche dieser Mittel Eisen genommen, oder im Harne sich von demselben eine Spur gezeigt hätte. — *Franz Brodie, über eine, das Schlingen verhindernde Verknöcherung und Knochengeschwulst der Knorpel des Luftröhrenkopfs.* Man leitete das Hinderniss von einer vergrösserten Mandel ab, und erblickte erst nach deren Ausrottung den wahren Sitz, der nach 14 Tagen mit dem Tode endete. — *J. A. Albers, über eine Veränderung der Hautfarbe, welche durch den inneren Gebrauch des salpetersauren Silbers verursacht worden ist;* nebst einem Zusatze von *P. M. Roget.*

III. St. *Hippolyt Ruiz, über die Ratensiawurzel, ihr Wachsthum ihre arzneylichen Kräfte* u. s. w. Eine schätzbare Monographie dieses, nun auch bey uns nach Verdienste bekannten Mittels, gegen Blutungen und Krankheiten aus Schwäche; die Art, es im Extracte aus den Wurzeln, und in anderen Präparaten anzuwenden; vollständige botanische Beschreibung der Mutterpflanze (*Krameria triandra*). *Andr. Mathias, über die Geschichte und Behandlung der Quecksilberkrankheit.* Ziemlich umständlich, aber hin und wieder auf einige, nicht immer beobachtete, Massregeln in Bestimmung und Unterscheidung der mancherley Arten von Geschwüren und der zur befolgenden Heilplane aufmerksam machend. *B. C. Brodie's Beobachtungen über die Behandlung der Krampfadern an den untern Gliedmassen.* Ätzen des Kali brachte durch einen, in der Haut und den darüber liegenden Krampfadern erzeugten Scherf die Heilung zuwege; wegen des heftigen, damit verbundenen Schmerzes wurden beide durch ein Scalpell zerschnitten, wofür der Vf. nun mittelst eines schmalen, scharf zugespitzten, etwas gekrümmten, und auf der auswärts gebogenen Seite schneidenden Bistouris einen Stich durch die Haut an der einen Seite der Krampfader macht, und die Spitze des Bistouris, mit der einen breiten Fläche aufwärts gekehrt, zwischen der Haut und der Ader durch, den schneidenden Rand des Messers rückwärts führt, und es herauszieht. Die Heilung der solchergestalt geschnittenen Wunde, wenn Alles gehörig beobachtet wird, erfolgt meist durch unmittelbare Vereinigung, und einige bisweilen entstehende Folgen sind leicht zu beseitigen. Doch passt diese Heilart nicht auf alle Fälle, sondern man muss dabey die besonderen Umstände berücksichtigen. *Foyer, von einer Ergiessung der Galle in die Bauchhöhle nach einer Zerreissung der Leber oder der Gallenblase.* Ein 13 jährigen Knabe bekam einen Stoss in der Lebergegend, worauf nach vorhergegangenen andern Zufällen eine Bauchgeschwulst erfolgte, aus welcher in vier Operationen 47 Nössel für *reine Galle* gehaltene Flüssigkeit abgezogen wurden, worauf die Genesung sehr schnell erfolgte. Der Übersetzer theilt gegen die Identität dieser Flüssigkeit mit der Galle einige wohl zu beherzigende Zweifel mit. *Jos. Adams, über die erblichen Krankheiten und die Mittel, die Ausartung der Art zu verhüten.* Ein Gegenstand,

auf dessen Bearbeitung der Vf. vielen Fleifs verwandet, der aber doch immer viel Dunkles behält, und die Nothwendigkeit zeigt, Familieneigenheiten genau zu beobachten und mit Schonung aufzunehmen, die dem oben angezeigten Zwecke angemessen ist. *Jak. Wardrop, über die Wirkung der Ausleerung der wässerigen Feuchtigkeit bey Augenentzündungen und in einigen Krankheiten der durchsichtigen Hornhaut.* Der Vf. beschreibt diese zuerst von *Ware* empfohlene, keines besonderen Instruments bedürfende, leicht zu bewerkstelligende und gefahrlose Operation mit Hinzufügung einiger, dabey nützlich zu beobachtender Umstände, bey der eiterigen Augenentzündung, sowohl bey Erwachsenen, als bey Kindern; bey Entzündung der Capsel der Linse; bey Eitersammlung in der vorderen Augenkammer; bey dem Traubenauge; bey dem Vorfalle der Regenbogenhaut (doch nicht aus eigener Erfahrung); bey Beschädigungen des Augapfels; bey Verdunkelungen der Hornhaut; bey Geschwüren in derselben.

IV. St. *B. C. Brodie's pathologische Untersuchungen über die Krankheiten der Gelenke.* Von der Entzündung der Synovialhaut (die häufiger die langwierige Form annimmt, und dann sehr oft mit der weissen Geschwulst verwechselt wird); von der Verschwärung derselben; von krankhaften Veränderungen des Baues derselben; von der Verschwärung der Gelenkeknorpel in den oberflächigen Gelenken (weisse Geschwulst, im Hüftgelenke, *morbus coxarius*, scrofulöser Hüfte, scrofulöser Beinfrass des Hüftgelenks); von dem scrofulösen Leiden der Gelenke; von einigen andern Zufällen derselben, z. B. Bildung eines falschen Gelenkes durch neu erzeugte Knochenmaterie; zufolge einer Entzündung und Verknöcherung des Beinhäutchens; Absterben und Abblätterung des Schienbeinkopfs, und daraus entstehende Zerstörung des Kniegelenks; die in einem Gelenke anzutreffenden losen Körper; Wirkungen der Gicht auf die Gelenke. Die häufigen, in dieser Abhandlung angeführten Fälle sind fast alle sehr merkwürdig; dienen aber auch zur Bestätigung des am Ende aufgestellten Grundsatzes: es sey unmöglich, die Pathologie zu demjenigen Grade von Vollkommenheit zu bringen, welcher in andern Zweigen des menschlichen Wissens erreicht worden ist. *Fernere Bemerkungen über die Krankheiten der Synovialhäute, von* **B. C. Brodie.** Von den Ursachen und Zufällen der Entzündung derselben; von der Behandlung derselben; von den Zufällen, wenn die Synovialhaut eine krankhafte Veränderung ihres Baues erlitten hat. *B. C. Brodie's fernere Bemerk. über die Verschwärung der Gelenkknorpel.* Zum Offenhalten künstlicher Geschwüre wendet der Vf. statt der eingelegten Bohnen wöchentlich 2 bis 3 mal das Reiben mit ätzender Potasche oder schwefelsaurem Kupfer an. Vorzüge eines, in den Weichen angebrachten Haarseils vor einem Ätzmittel. (*) *Alex. Fraser's Beobachtungen über die Kehlkopf-Entzündung, durch Krankengeschichten erläutert.* Wiederholte Bestätigung der Nothwendigkeit kräftiger, so viel als möglich anzuwendender Blutentziehungen und damit zu verbindender grosser Blasenpflaster auf die Brust und zwischen den Schultern, und Ekel erregender Gaben des mit einem Mittelsalze versetzten Brechweinsteins.

XXVII. B. I. St. *Alibert, über die Flechten.* Das Werk, wovon in diesem, und dem III Stücke ein Auszug geliefert wird, ist wie das grösere des nämlichen Vfs. sowohl in, als ausser seinem Vaterlande schon so bekannt, und nach Verdienste geschätzt, dass eine weitläufige Anzeige davon unnöthig seyn würde. Hier wird nun der erste Abschnitt geliefert, welcher die verschiedenen Arten der *Fl.* mit deren Abarten darstellt, und durch viele Thatsachen erläutert: 1) kleyenartige, a) kleyenart. wandernde. *Fl. Furfuraceus volitans*; b) kreisförmige, *Fl. circinatus*. 2) Schuppige Fl. a) feuchte, schwammige, *F. squamosus madidans*; b) schuppige, zirkelförmige, *F. sq. orbicularis*; c) schuppige, sich nach aussen verbreitende, *F. squam. centrifugus*; d) schuppige, lichenenartige. *F. squam. lichenoides*, 3) schorfige Fl. a) gelbliche, *F. crustaceus, flavescens*; b) Stalaktitenförmige, *F. cr. stalactiformis*. 4) Fressende. Fl. a) idiopathische, *F. exedens idiopath.* b) scrophulöse, *F. ex. scrophulosus*; c) venerische, *F. ex. syphiliticus*. 5) blatternartige Fl. a) am Kinne, *F. pustulosus mentagra*; b) Kupfrige, *F. pust. gutta rosea*; c) hirsenkörnerähnliche, *F. pust. miliaris*; d) Zerstreute, *H. pust. disseminatus*. 6) Wasserblasenähnliche Fl. a) zusammenfliessende, *Fl. phlyctaenoides confluens*; b) gürtelförmige, *F. phl. zonaeformis* (mit mehrerem Rechte hieher, als unter die Rose zu rechnen). 7) Erythemartige Fl. — *W. Sweeting, von den guten Wirkungen des Blutlassens in der Fallsucht.* Drey Fälle, wo dem einen Kranken in kurzer Zeit 96, einem andern 60, und einer im letzten Monate Schwangeren 37 Unzen Blut entzogen wurden. *Marshall Hall's Beyträge zur Diagnose.* Dauernde krankhafte Zusammenziehung der Gesichtsmuskeln auf der einen Seite. Bemerkungen über den Charakter und die Cur der Sykosis (s. *Pittschaft*, in *Hufeland's* Journal der pr. Heilkunde, 6. St. Jun. 1821. S. 15). Beschreibung eines besonderen, an der Nase befindlichen Geschwürs. Vorschlag zu einer Bereitungsweise von Mitteln aus dem Pflanzenreiche: die frischen, trocknen Pflanzentheile fein gestossen oder gerieben, mit trockner Seife bis zu einer hinlänglich festen Masse vermischt. *H. Scott, über den innern und äussern Gebrauch des Königswassers in der Cur von Krankheiten.* Der Vf. gab es in Ostindien erst in dem Verhältnisse von 3 Theilen Salpeter, zu 1 Theile Kochsalzsäure, sodann aber zu gleichen Theilen. Da nur Wenige lange genug oder in hinreichender Menge den innerlichen Gebrauch vertragen können: so versuchte er es äusserlich, mit Wasser verdünnt, als Bad, und wandte es dann sowohl dort, als nachmals in London, bey Kranken an, gemeiniglich so stark, dass es wie sehr schwacher Weinessig schmeckte. Das Waschen der Haut mit einem

(*) (Man sehe *Brodie's* pathol. und chir. Beobb. über die Krankheiten der Gelenke. A. d. Engl. übersetzt und mit Bemerkk. begleitet vom Hof-Chir. Dr. *G. P. Holscher.* Mit 6 Kupf. Hannover, 1821. gr. 8.)

darein getauchten Schwamme that eben die Dienste. Greift es den Körper stark an, so entsteht bisweilen ein Gefühl von Schwäche, Nervenreizung und Unruhe, metallischer Geschmack, Wundseyn des Mundes und Speichelfluss, aber nicht so, wie vom Quecksilber. Wo Bereitungen aus diesem angezeigt sind, kann man es als nützlich annehmen; nicht so in Entzündungskrankheiten, gewisse Fieber und Leberentzündungen von jedem Charakter ausgenommen. Sein Nutzen in Gallenkrankheiten. Auch innerlich ist dieses Mittel unter gehöriger Vorsicht anwendbar, besonders bey einigen Zuständen der Unverdaulichkeit, und wenn wir allmähliche und unmerkliche Wirkungen hervorzubringen wünschen. Eine verdünnte Auflösung der Chlorine in Wasser thut völlig das Nämliche. — *Karl Todd's Geschichte einer merkwürdigen Erweiterung des gemeinschaftlichen Gallenganges.* Bey einem 14jährigen, abgezehrten, gelb- und wassersüchtigen Mädchen wurde eine sehr aufgetriebene Gallenblase für eine Eitersammlung in der Leber gehalten, und geöffnet; nach dem am Abende des folgenden Tages erfolgten Tode fand man das Bauchfell an verschiedenen Stellen entzündet, und mit Flocken von geronnener Lymphe bedeckt, dergleichen auch in der Flüssigkeit der Bauchhöhle schwammen; die Leber vollkommen gut; die Gallenblase leer; den Lebergang mit seinen Zweigen und den gemeinschaftliche Gallengang sehr weit, mit mehr, als 1 Quart der durch die Operation ausgeleerten gleichen Galle angefüllt, und einen Sack bildend, der sich hinter dem Gallendarme, der nebst dem, da herum befindlichen Zellenstoffe und den Lymphdrüsen sehr verhärteten Bauchspeicheldrüse und der Wurzel des Gekröses, quer über die vordere Oberfläche der rechten und den grösseren Theil der linken Niere erstreckte; das Ende des gemeinschaftlichen Gallenganges in den Darm war nicht zu entdecken; der Ausführungsgang der Bauchspeicheldrüse sehr eng, und nahe am Darme verwachsen; der Gallengang sehr verdickt, und inwendig mit einem sandigen Niederschlage überzogen; die Häute des Magens und der Därme ungewöhnlich dick, ohne eine Spur von Galle.

II St. *Eduard Stanley, Esq., über den Hirnbruch.* — *John Baron's Geschichte einer Zerreissung des Gehirns und seiner Häute, als Folge einer Anhäufung von Flüssigkeiten, in einem Falle eines inneren Wasserkopfes.* Merkwürdig! Das mit dem Wasserkopfe und einer Geschwulst über der hinteren Fontenelle, die nach beynahe 3 Monaten auf häufigen Harnabgang sich verringerte, aber nach dessen Abnahme wieder bis zum Tode schnell anwuchs, geborene Kind wurde fast ein halb Jahr alt. — *John Howship, Esq., Beobachtungen über den krankhaften Bau der Knochen, und Versuch, die Krankheiten derselben zu ordnen,* aus dem 8 Bande der *medico-chir. Trans. publ. by the med. and chir. Soc. of London;* die Fortsetzung der im 6 und 7 Bande befindlichen Abhandlung. Widerlegung der Meinung *Russet's*, die Auflösung des abgestorbenen Knochens werde durch die schmelzende Kraft des ihn umgebenden Eiters sehr beschleunigt; die Ursache liegt vielmehr in der einsaugenden Kraft der Häute der in der Länge laufenden Gänge. Der Zweck unseres Instituts erlaubt keine ausführliche Darstellung der mit vielen Anmerkungen und Beyspielen ausgestatteten Classification der Knochenkrankheiten. — *John Crampton, von Zerreissung des Magens und Austreten des darin Enthaltenen in die Bauchhöhle.* Diesem in 12 Stunden tödtlichen Falle von einer, einer Erbse grossen, kreisrunden Öffnung an der vorderen Magenfläche, die wahrscheinlich nach vorhergegangener Entzündung entstanden war, fügt *Benj. Travers*, Esq., noch zwey andere, und noch eine unvollkommene Erzählung bey. — *John Pearson's*, Esq., *Erzählung einiger merkwürdiger Zufälle einer schmerzhaften Krankheit der Spitze des linken Daumens, nebst ihrer Behandlung.* Sie entstand plötzlich, nahm nach und nach alle Beugemuskeln der Hand ein, und zog sich bis ins Ellenbogengelenke. Man konnte keine äusserliche Ursache auffinden. Nach einer, mehrere Monate fortgesetzten, fruchtlosen Anwendung mancherley Mittel, erregte der Vf. durch Einreibung eines reizenden Liniments in den Oberarm eine, mit einem Blasenausschlage verbundene Entzündung, und bewirkte dadurch die Heilung. Ein ähnliches Verfahren werde, wie er vermuthet, vielleicht auch beym Gesichtsschmerz mit mehrerem Nutzen, als das Durchschneiden des Nerven, angewandt werden können. — *George Langstaff*, Esq., *über Fälle vom Blutschwamme.* Erzählung eines Falles am Schienbeine, und einiger anderer an innerer Theilen, denen *Will. Lawrence*, Esq., noch zwey Beyspiele beyfügt, eines in der Achselgrube und an den Schenkeln, mit mehreren krankhaften Veränderungen der Brust- und Bauch-Eingeweide, und das andere von einem gänzlich zerstörten Hoden, mit beträchtlichen Veränderungen der Eingeweide des Unterleibes und der Lungen. — *James Wardrop, Erzählung eines nach einer Stichwunde im Finger entstandenen wichtigen Nervenleidens, welches durch die Amputation glücklich geheilt wurde.* Bey Verletzung eines Gliedes, worauf ein allgemeines Nervenleiden folgt, müsse man lieber das Glied ablösen, als das Leben durch einfaches Durchschneiden des verletzten Nerven zu retten suchen. — *Charles Lane, Geschichte eines bösartigen, und mit Arsenik glücklich behandelten Zungengeschwürs.* Alle 8 Stunden die Arsenikauflösung von 8 bis zu 17 Tropfen, mit leichten Pflanzen- und mehligen Speisen und Milch, und bisweilen kleine Gaben von schwefelsaurer Magnesia zur Erhaltung der Leibesöffnung, und täglich zweymal eine Ausspritzung mit etwas weniger der Flüssigkeit zugesetzter Auflösung, bewirkte, auch da bey vernachlässigtem Verhalten die Krankheit einen Rückfall machte, die Heilung, worauf die zusammengesetzte Stahltinctur die Kräfte wieder herstellte.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1821.

MEDICIN.

Leipzig, in der Dyk'schen Buchhandl.: *Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauch praktischer Ärzte* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

III St. *Alibert, über die Flechten*, zur Fortsetzung von St. I. Allgemeine Erzählungen, welche den Gang der Flechten bezeichnen; Ähnlichkeiten zwischen ihnen und anderen Krankheiten; Versetzungen der Flechten; organische Ursachen ihrer Entwickelung; äussere Ursachen, die man zu deren Entwickelung für geschickt hält; verschiedener Sitz der verschiedenen Arten; Folgerungen aus den Leichenöffnungen derer, welche dem Flechtenübel untergelegen haben, oder während dieser Krankheit gestorben sind; chemische Zergliederung der Flechtenschuppen und Schorfe; Betrachtungen über die gegen die Flechten angewandten Heilmethoden, sowie die folgenden dieser Abschnitte, bey aller Weitschweifigkeit des Vfs. und öfteren Wiederholungen sehr reichhaltig an praktischen Winken, deren Mittheilung hier aber unmöglich ist; innere und äussere Behandlung derselben; Mittel, deren Heilung dauerhaft zu machen — *Henry Holland, über das Pellagra, eine in der Lombardie vorherrschende Krankheit.* Über die Möglichkeit der erblichen Fortpflanzung einer, zufällig in einer einzelnen Gegend hervorgebrachten Krankheitsform. Ob der übertriebene Genuss des Mais und Reises für die Hauptursache dieser Krankheit zu halten sey. Die Insolation, als die nicht einzige bey erregende Ursache. Die von *Frapolli* angeführten Beyspiele bewirkter Heilungen scheinen bey den ihm folgenden Ärzten nicht viel Glauben gefunden zu haben. Unter den Schriftstellern über diese Krankheit enthält vielleicht *Fanzago* die schätzbarsten Beyträge zur Geschichte derselben. — *J. H. James, über einige Fälle von Herzkrankheiten, nebst einer Untersuchung über deren Natur und Ursachen.* Es sind deren neun, umständlich erzählt und mit dazwischen eingestreuten Bemerkungen versehen, aber keines Auszugs fähig. — *Rich. Blayden*, Esq., *über eine tödtliche, durch Ausziehen eines Zahnes veranlasste Verblutung.* Ein Mann von 27 Jahren, der schon in seiner Jugend von einem ausgezogenen Zahne einen, 21 Tage dauernden Blutfluss erfahren, und seitdem bey jeder leichten Verletzung viel Blut verloren hatte, entschloss sich nach langem Zögern zum Ausziehen eines cariösen, an seiner Wurzel einen Abscess habenden, Backzahns, bey welcher Operation abermals eine heftige, durch nichts, selbst nicht durch Unterbindung der Kopfschlagader, zu stillende Blutung entstand, welche nach Verlauf einer Woche den Tod brachte. Man fand auf der äusseren Oberfläche der inneren Haut der Kopfschlagader einige grosse, undurchsichtige Ablagerungen, gleich denen, die vor Verknöcherungen hergehen, und die Schläfeschlagader und einige andere Äste der äusseren Kopfschlagader schienen in ihren Häuten ungewöhnlich dünn und fast durchsichtig zu seyn.

IV St. *John Howship, über Nierenentzündungen als Vorläufer anderer Krankheiten.* Gicht nach vorhergegangenen Nierenleiden. Über Reiz und Abscesse in den Nieren. Nierenabscess, der sich in den Unterleib geöffnet hatte. Abscess in der Niere, der sich hinter dem Bauchfelle entleerte. Reizung der Blase von Gries und Krebs in derselben. Reizung der Blase von einem Steine. Reiz derselben von Mitleidenheiten mit den benachbarten Theilen. Über das Verschwinden der Zufälle des Steines, die Bildung kleiner Säcke in der Blase, und die Wirkungsart der Alkalien im lebenden Körper (durch ihre Einwirkung auf den gallert- oder faserigen Theil des Blutes, und in der Folge auf die Häute der Blase, wodurch nach und nach um den Stein sich ein Sack bildet, und ihn verhindert, die Blase ferner zu reizen). Von der Lähmung der Blase. Von anhängenden Steinen, Blutschwamm in der Blase. Über die Folgen der Harnabsonderung. Krankhafte Vorsteherdrüse. Krankhaft veränderte Vorsteherdrüse und Harnblase. Krampf des Harnschnellers von angegriffener Vorsteherdrüse. Fälle von krampfhafter Verengerung der Harnröhre. Verengerung in der Harnröhre, mit Blasenreize (eine besonders merkwürdige Erzählung!). Zusammenschnürung in der Harnblase und Blasenreiz. — *Ant. Portal, über den Zustand der Leber in gichtischen, rheumatischen Krankheiten, und die ihnen oft folgende Leberschwindsucht.* Eine Reihe Fälle von theils tödtlichem, theils glücklichem Ausgange (S. 684 ist die Formel unrichtig angegeben; der Fall ist übrigens sehr merkwürdig). Am Ende noch etwas von der schädlichen Vernachlässigung der Blutentziehungen bey metastatischen Leberentzündungen, und den Folgen der erst nach dem Tode entdeckten gichtischen Stoffe auf die Verdauungswerkzeuge. —

Eduard Percival's kurze Nachrichten von den schädlichen und heilsamen Wirkungen des grünen Thees. Ein gesättigter Aufguss wirkt betäubend, ein milderer in hohem Grade beruhigend bey Eiterungs- und Entzündungs-Krankheiten. In Wassersuchten versichert der Vf. mit einiger Zuversicht, nützliche Dienste von dem häufigen Genusse desselben gesehen zu haben. Bey Blutungen vermuthet er ebendasselbe. Mit Vorsicht räth er ihn in der Brustwassersucht. Auch gegen die Vergiftungen mit Opium wirkt er, wie der Kaffee. — *Philipp Crampton, über die Entzündung des Knochenhäutchens.* Es gebe vielleicht keine Krankheit, zu deren Erleichterung die Kunst soviel, und die Natur so wenig beytragen könne, als den Fingerwurm. Unterschied des Ausganges der verschiedenen Arten der Knochenhäutchenentzündung, hauptsächlich auf den Typus der Entzündung gegründet. Über den Unterschied zwischen der Ansaugung der Oberfläche eines Knochens und dem Beinfrasse. Äussere Beschädigungen seyen häufiger eine erregende Ursache der Beinhautentzündungen, als man gemeiniglich vermuthe. Dass man bey chronischen Entzündungen des Beinhäutchens nicht bloss auf Verbesserung der Verdauungswerkzeuge, sondern der allgemeinen Gesundheit, Rücksicht nehmen müsse, wozu besonders der Einfluss der Landluft und des Seebades gehören. — *D. Badeley, über die Wirkungen des salzsauren Silbers auf den menschlichen Körper.* Ein junger Mensch wurde nach fruchtloser Anwendung vieler anderer Mittel durch den *alleinigen* Gebrauch desselben in Gaben von 1 bis $1\frac{1}{2}$ Gran, dreymal täglich, mit Brodkrume zu Pillen gemacht, nach anderthalb Jahren geheilt. Nach einigen Monaten erst stellte sich die dunkele Hautfarbe ein, und dauert seit vollen zwey Jahren, mit verschiedenen Abänderungen, auf verschiedenen Stellen fort; Stellen, wo zum Versuche Blasenpflaster gelegt worden waren, wurden, wie bey den Negern, weiss. In vier anderen Fällen, wo die Kopfleiden einige Ähnlichkeit mit der Fallsucht zu haben schienen, wirkte es mit meist glücklichem Erfolge auf den Darmkanal. Am Ende noch die Frage, ob es nicht in einigen Hautkrankheiten nützlich seyn, oder durch Verbindung ein Leiter von einigen noch wirksameren Arzneyen werden könne, wie z. B. Terpentin die schädlichen Wirkungen des Bleykalks schnell fortleitet, und auf gleiche Weise als heilsamer Leiter von Quecksilberoxyden anwendbar sey.

XXVIII B. I St. *Thom. Young, über die verschiedenen Arten der Schwindsucht.* Der Vf. hat in einem Alter von 15 Jahren alle, gewöhnlich die Bildung von Lungenknoten begleitenden, doch nie den Zeitraum der Eiterung erreichenden, Zufälle gehabt; die vom älteren *Dimsdale* und *Brocklesby* dagegen angewandte Heilart führt er im Einzelnen bey Aufzählung und Beurtheilung der Mittel gegen die Schwindsucht auf. In diesem Aufsatze handelt er zuerst von dem, von den Schriftstellern angenommenen Unterschiede zwischen Zehrfieber, Abzehrung und Schwindsucht, den krankhaften Erscheinungen bey derselben, deren Ursachen und Behandlung, worin sowohl die Theorie, als das Heilverfahren vieler anderen Ärzte untersucht wird, und dabey hin und wieder eigene Bemerkungen eingestreut sind, worauf wir aber, besonders in der letzten Abtheilung, uns nicht einlassen können, ohne zu weitläuftig zu werden, besonders da viele Mittel bloss der empirischen Anwendung überlassen zu seyn scheinen. Bey Betrachtung der Veränderung des Klima, als Vorbauungsmittels, bricht der Vf. ab, und der Faden wird im 5 St. dieses Bandes wieder aufgenommen. — *Über die Behandlung der Mercurialkrankheit.* Von *Andreas Mathias.* Die Fortsetzung der im 26 Bande angefangenen Abhandlung. Bey heftigem Reize in örtlicher und allgemeiner Krankheit muss, nachdem aller Gebrauch des Quecksilbers ausgesetzt worden ist, ein, den Kräften des Kranken und der Stärke der Entzündung angemessener Aderlass am Arme und ausleerende und entzündungswidrige Mittel vorausgehen, ehe man zur Dämpfung der specifischen Mercurialreizung selbst durch Sarsaparilleabkochungen und Schierlingspillen schreiten kann. Bey schon sehr geschwächten Kranken fällt natürlich die antiphlogistische Methode weg, und sie müssen mit Wein, nährender Diät, und stärkenden, mit obigen verbundenen, Mitteln behandelt werden. Verhütung der Rückfälle vom Wechsel der Witterung. Der Mohnsaft ersetzt den Schierling nicht völlig, und wird nicht so gut vom Magen vertragen, wenn man ihn nicht mit einem Balsam oder wesentlichem Öle giebt. — *Johann Bostock's Fall, wo die Kraft der dem Willen unterworfenen Muskeln verloren gegangen war.* Ein in jeder Rücksicht gesunder Mann, in seinen besten Jahren, wurde von einem Schmerze über dem Kniee befallen, wovon er keine Ursache, als allenfalls einen, vor einigen Monaten rückwärts eine Treppe herunter gethanen Fall anzugeben wusste, welcher aber allmählich in eine völlige Beraubung des Gebrauchs aller willkührlichen Muskeln, sogar der zum Sprechen dienenden, überging — ein trauriges Gemälde dieses Zustandes, der nach Verlaufe mehrerer Monate übers Jahr sich unter einem Anfalle von Steifigkeit des ganzen Körpers endigte. Bey sehr genauer Untersuchung des Gehirns, der Grundfläche des Schädels und der Halswirbel, glaubte man nur genau an der Stelle, wo das Rückenmark unter dem Ringe des Atlas weggeht, welche ein wenig dicker und gelblich schien, eine kleine, querlaufende Rinde am Rückenmarke wahrzunehmen, als wenn dasselbe durch Unterbindung zusammengeschnürt worden wäre. — *A. B. Granville, über den inneren Gebrauch der Blausäure in Lungenbeschwerden, chronischen Katarrhen, krampfhaftem Husten, Engbrüstigkeit, Keichhusten und einigen anderen Krankheiten.* Der Vf. betrachtet die nach *Vauquelin* verfertigte (man vergleiche damit die von *Harless* in den rhein. Jahrb. B. 3 St. 2 mitgetheilte *Kellersche* Bereitungsart) als ausnehmend beruhigend, worin sie selbst den Mohnsaft übertreffe, und niemals Kopfweh und Betäubung, wie dieser, noch Zittern und Herzklopfen, wie das Bilsenkraut, oder Trockenheit des Mundes und gereizten Zustand der Brust, wie der Fingerhut, errege, dabey Anfangs gelinde auf den Darmkanal wirke, und in der Folge des-

fen trägen Zustande abhelfe, wenn man fie mit den mildenten, dahin abzweckenden Mitteln verbinde. Über die Art, die Blaufäure zu verschreiben. Die Ammonia fey als ein fehr unzuverläffiges Mittel gegen deren zu heftige Wirkung anzufehen. Ihre Verbindung mit kohlenfaurem Kali ist fehr erfolgreich im Krampfe und Keichhuften. Einige, in einem Briefe von *Anton Todd Thomfon* an den Vf. erzählte Fälle beftätigen die Wirkfamkeit diefes Mittels, welches, „wenn fein Gebrauch mit Einficht und Verftand geleitet wird, als eine wichtige Bereicherung des Arzneymittelvorraths angefehen werden muss." — *Ludw. Cerutti's Nachtrag zu vorftehender Abhandlung*, worin der Vf. ebenfalls einige Beyfpiele von Anwendung desfelben anführt, aber fich nicht zu entfcheiden getraut, woher die, in ganz gleichen Fällen fo gänzlich verfchiedene Wirkung komme. — *D. F. Martin's Befchreibung eines erblichen, Fifchfchuppen-ähnlichen Hautausfchlags.* Ein Mädchen von 5 Jahren bekam, da es 5 Monate alt war, ihn zuerft um die Gelenke und auf den Fussfohlen; er verbreitete fich fodann weiter, blofs das Geficht ausgenommen, und befteht aus, an verfchiedenen Stellen des Körpers an Gröfse, Geftalt und Farbe von einander abweichenden kleinen, langen und flachen, wo fie nicht gedrückt worden, gerade ftehenden Schuppen oder vielmehr borften- oder warzenähnlichen Hervorragungen, welche fich leicht ablöfen laffen. Die Mutter hat an dem gröfsten Theile ihres Körpers einen faft ähnlichen Ausfchlag.

II St. *Georg Langftaff's*, Efq., *Fälle über den Blutfchwamm, den Krebs und die knotige Fleifchgefchwulft, nebft Bemerkungen.* Fortf. der Abhandlung im II St. des XXVII B. Blutfchwamm in der Lunge; defsgleichen in der Leber, ohne (gegen *Wardrop's* Beobachtungen) Mitleidenheit anderer Theile dabey; ein anderer an den äufseren Theilen des Körpers und auch in den meiften Organen der Bruft und des Unterleibes; eine Gefchwulft an dem Vorderarme eines Kindes, die in ungefähr 19 Monaten fehr gewachfen war, und nun deutliches Schweppern verrieth, bey der gemachten Öffnung aber ungefähr eine halbe Unze dickes dunkeles Blut hergab, und ihre Elafticität nicht verlor, worauf ein fo fchnell wachfender Schwamm zum Vorfchein kam, dafs am vierten Tage der Arm abgenommen wurde; der Stumpf heilte langfam, und der Kranke ftarb faft 4 Monate nach der Amputation, nachdem ungefähr 1 Monat nach derfelben über dem Schlüffelbeine und in der Achfelhöhle, wie verhärtete Lymphdrüfen entftanden und gröfser geworden waren, wobey zuletzt auch die Lungen angegriffen wurden, welche beiderfeits fehr, die linke in eine dichte, markähnliche Subftanz verändert, die rechte auf ihrer Oberfläche mit Gewächfen von verfchiedener Gröfse, und meiftentheils der Markfubftanz des Gehirns gleich, befetzt hatte. Blutfchwamm an den äufseren Theilen des Körpers und in den Lungen. Von einem Blutfchwamme, welcher durch Krebs am Hodenfacke entftand; von einem Blutfchwamme, welcher durch eine krebsartige Eiterung des männlichen Gliedes entftand; von einem Bruftkrebfe, mit markartigen Gefchwülften in den Lungen, der Leber und den Eyerftöcken; von einem Bruftkrebfe mit Markgefchwülften in den Lungen, der Leber u. f. w.; von knotiger Fleifchgefchwulft (*tuberculated farcoma Abern.*) in dem Zellgewebe der Haut, an verfchiedenen Stellen des Körpers, in den Eingeweiden der Bauch- und Bruft-Höhle, fo dafs blofs die Milz davon frey geblieben war; dergleichen allgemeiner, über die Oberfläche des Körpers verbreitet, die Brüfte in knorpelartige Subftanz verwandelt, und mit unzähligen, den in der Haut befindlichen ähnlichen, Gefchwülften befetzt, die Leber aufserordentlich grofs und fkirrhös, das Bauchfell und Netz eben fo mit Gefchwülften befetzt, die Milz nicht krankhaft, aber ums doppelte vergröfsert, die Eyerftöcke fehr grofs und aufserordentlich feft, in den Lungen auch eine Anzahl kleiner, mit fchwärzlicher Flüffigkeit angefüllter Gefchwülfte. Krebs und Blutfchwamm find keine örtlichen, fondern conftitutionelle Übel, und, wie Scrofeln, für angeboren zu halten, und erfodern zu ihrem Wachsthume und ihrer Schädlichkeit nur einen befonderen Krankheitsreiz. Auch Thiere, und zwar häufiger die Hausthiere, als die in der Wildnifs lebenden, find dem Blutfchwamme unterworfen, wie die Affen und Schweine der Scrofelkrankheit. Über die Verwandtfchaft des Krebfes mit dem Blutfchwamme. — *John Howfhip's Verfuche und Beobachtungen über die Vereinigung gebrochener Knochen* (in Bezug auf den oben B. XXVII St. III mitgetheilten Auffatz). Verfuche an Caninchen, deren gebrochene Knochen nach ihrer Heilung, zu befferer Unterfuchung der neuen Bildung, calcinirt, und der Feile und dem Sonnenmikrofkope unterworfen wurden. *Haller's* unrichtige, *Hunter's* der Natur gemäfsere Meinung von Erzeugung der Beinnarbe. Unterfchied der Vereinigung der Bruchränder bey geraden, fchiefen und complicirten Brüchen. — *G. Brefchet, über die Entzündung der zurückführenden Blutadern.* Die auf eine Aderlaffe ift gegen die bisherige Meinung keine Folge einer Verletzung eines Nervenäftchens, fondern der inneren Venenhaut, wie *Hunter* zuerft erwiefen hat. Entzündung der Venen, welche durch ihre Unterbindung auf das Ausfchneiden von Krampfadern verurfacht wird; nach Gliederabfetzungen. Dafs die Venen weniger Anlage zur ausfchwitzenden Entzündung haben, als die Schlagadern (gegen *Bichat*). Die Entzündung, welche mit Schwärung der Wundränder verbunden ift, zerftört den Apparat für die Wiedervereinigung, und macht den Blutklumpen gewiffermafsen zu einem fremden Körper, welcher folglich die innere Haut reizt; auch hindert die Unvollkommenheit der Wiedervereinigung nach deren mannichfaltigen Veranlaffungen die Heilung, und verurfacht die nachmals eintretenden gefährlichen Zufälle (alles nach *Travers's* Erklärung). Entzündung der Venen nach Unterbindung des Nabelftranges. Entzündung der Schenkelnerven nach dem Wochenbette; der Venen des Fruchthalters und der Eyerftöcke nach einer frühzeitigen Geburt; Entzündung der Venen durch ih-

re unmittelbare Verbindung oder ihre Berührung mit anderen krankhaften Geweben; durch Metaſtaſen; durch mechaniſche oder chemiſche Urſachen, Gegenwart von Würmern u. ſ. w. Allgemeine Beſchreibung der Venenentzündung. Phyſiologiſche Kennzeichen derſelben. Anatomiſche: die ausſchwitzende, eiternde, ſchwärende, brandige, und wegſchaffende Behandlung. — *Fall von einem Waſſerkopfe, welcher durch die Entfernung des Waſſers durch Operation glücklich geheilt wurde.* Von *James Boſſe.* Das 7 Wochen alte Kind wurde vom 12 Jul. bis zum 29 Aug. viermal operirt, wodurch ihm ungefähr 52 Unzen entzogen wurden, und kurz darauf ging viel Waſſer durch den Stuhl ab, wie dieſes ſchon nach der erſten Operation, obgleich weniger reichlich, geſchehen war. Die Verknöcherung erfolgte ſchnell, und ein Vierteljahr darauf befand ſich das Kind in jeder Rückſicht völlig wohl, hatte auch ſeit der erſten Operation keine Zuckungen, wie zuvor, gehabt. Die ärztliche Behandlung hatte ſich bloſs auf Unterhaltung der Thätigkeit des Darmcanals durch kleine Gaben Queckſilber beſchränkt. Nach der erſten Operation glich das Waſſer einem einfachen, ſehr dünnen Schleime, mit kaum ſichtbarer Spur von Eyweiſsſtoff, welcher aber in der Folge deutlicher wurde. — *Thom. Young's Verſuch über die medicinischen Wirkungen der Erdſtriche.* Fortſetzung der im I St. abgebrochenen Abhandlung.

III St. *Über die ſkirrhöſen Ausartungen des Magens*, von *Friedrich Chardel.* Beyſpiele von ſkirrhöſer Ausartung der Cardia; des Körper des Magens; des Pförtners; Bemerkungen über die ſkirrhöſen Ausartungen der Gewebe des Magens (beyläufig ein ſeltener Fall einer, auf der harten Hirnhaut ſitzenden, ein Hühnerey groſsen Geſchwulſt, die den, häufig in der Leber anzutreffenden, ſehr ähnlich war); tödtliches Blutſpeyen von Zerfreſſung der inneren Magenhäute. Von den ſkirrhöſen Ausartungen des Magens im Allgemeinen, im Zeitraume ihrer Entſtehung, Ausbildung und Verſchwärung; über die Schwierigkeit, krampfhaftes Erbrechen, Gekrösdrüſengeſchwulſt und Abſceſſe im Netze, auch bloſs einfache Nervenleiden vom Magenſkirrhus zu unterſcheiden; Erbrechen aus anderen Urſachen; chroniſche Entzündung des Magens. Allgemeine Betrachtungen über die Behandlung der ſkirrhöſen Ausartungen des Magens. — *Eilf auserleſene Fälle aus Dr. Andr. Duncan's d. j. Klinik in Edinburg, mit Beyfügung der Sectionsberichte* (letztere unſtreitig weit intereſſanter, als erſtere). — *Laennec's neue Methode, die Bruſtkrankheiten mittelſt verſchiedener akuſtiſcher Inſtrumente zu erkennen und zu unterſcheiden.* Ein Auszug aus deſſen bekanntem, 1819 zu Paris herausgekommenem Werke, welcher im

IV St. fortgeſetzt wird. — *Betrachtungen über die von ſelbſt erfolgende Zerfreſſung und Durchbohrung des Magens, in medicinisch-gerichtlicher Hinſicht.* Von *G. Laisné.* Sie entſteht aus einer krankhaften Thätigkeit der feſten Theile, wie dieſes, auf den Magen angewandt, von *Chauſſier* ſehr genügend dargethan iſt; woraus zugleich die Schwierigkeit erhellt, dieſe Krankheit vor der Leichenöffnung zu erkennen. Wie der Verdacht einer Vergiftung auszumitteln ſey: etwas umſtändlich, aber ohne neue Anſichten. — *C. H. Todd, über ſolche Zufälle des männlichen Gliedes, welche allgemein als urſprüngliche Symptome der Luſtſeuche angeſehen werden; nebſt den im Richmonds-Hoſpitale dagegen gebräuchlichen Heilmethoden.* Entzündung des männlichen Gliedes, in den Hoſpitälern ſehr gemein und ſchnell vorſchreitend, und daher vom Anfange aufs wirkſamſte zu behandeln. Vorurtheile gegen die Blutigel, als ſeyen ihre Biſſe geneigt, in veneriſche Geſchwüre auszuarten; gehöriges Maſs in Aufſchlitzung der Vorhaut; nöthiger Gebrauch innerlicher Mittel bey nicht bloſs von örtlichen Urſachen abhängendem krankhaftem Zuſtande der Vorhaut. Auch gegen chroniſche Entzündungen anderer Theile wird das Kalomel in dieſem Hoſpitale angewandt. Spaniſcher Kragen: die Verſuche zur Zurückbringung ſind immer dem Meſſer nachzuſetzen; bey heftigen Graden derſelben entzündungswidrige Behandlung. Die Roſe am männlichen Gliede iſt ſelten veneriſch, ob ſie gleich durch Chanker erregt werden kann; genaue Unterſuchung der Harnröhre iſt dabey nöthig, weil dieſes Leiden immer von Infiltration des Harns begleitet wird. Gangrän des männlichen Gliedes. Kann man bey Blutungen aus der Eichel oder den ſchwammigen Körpern die Quellen derſelben nicht entdecken: ſo muſs man die auf den Rücken des männlichen Gliedes laufenden Schlagadern nahe bey der Schamgegend mit einander durchſchneiden und unterbinden. Über eine Art Gangrän bey alten und geſchwächten Männern von allgemeiner Schwäche, welche allgemeine Wiederherſtellung und Unterſtützung der Kräfte und Opium, nebſt richtiger Anwendung örtlicher paſſender Mittel erfodert, China aber nicht verträgt. Allgemeine Bemerkungen über die Geſchwüre an den männlichen Zeugungsgliedern; über das Zweydeutige in der Diagnoſe derſelben, wovon in der Folge weitläuftiger gehandelt werden ſoll; Ort des Geſchwürs und Structur des angegriffenen Theils; Art der Anſteckung; Alter und körperliche Beſchaffenheit des Kranken; Beſchaffenheit der Krankheit im weiblichen Körper, wodurch die Anſteckung mitgetheilt worden ſey (ein paar Fälle von Anſteckung durch bloſse Wartung veneriſcher Kinder); über die doppelte Wirkung des Queckſilbers, eine heilſame und eine krankhafte, und deren oft nach langer Zeit wieder erſcheinende Rückkehr; Warnung vor dem unbedingten und unvorſichtigen Gebrauche deſſelben.

(Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

MEDICIN.

Leipzig, in der Dyk'schen Buchhandlung: *Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche praktischer Ärzte.* 25 — 29 Band.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Ein Fall eines Aneurysma der Schenkelschlagader, welches durch Unterbindung der äusseren Darmbeinschlagader geheilt wurde. Von *Samuel Wilmot.* Der Vf. hält diese gut erzählte Operation nicht für schwierig und gefahrvoll, und nicht für unwahrscheinlich, dass in Kurzem bey Kniekehlenaneurysmen das Aufheben der Darmbeinschlagader dem der Schenkelschlagader werde vorgezogen werden. — *Ein Fall eines Schlagflusses, wo der fleischige Theil des Herzens in Fett verwandelt war.* Von *J. Cheyne.* Ein Mann von 60 Jahren, der bey einer sitzenden Lebensart sich immer den Schwelgereyen der Tafel hingegeben hatte, bekam einen Anfall vom Schlage, der zwar dieses Mal nicht tödtete, aber nach eingetretener Wassersucht nach ein paar Monaten wiederkam, und in einigen Tagen dem Leben ein Ende machte. Das Herz war ungefähr dreymal so gross, als natürlich; der untere Theil der rechten Höhle war in eine weiche, fettartige Substanz verwandelt, der obere beträchtlich dünn, und gradweise in die nämliche Substanz ausgeartet; die linke sehr vergrössert, und ganz, mit Ausnahme der inneren netzförmigen Structur und der Fleischhäute, in Fett verwandelt; die Klappen gesund; die Aorta mit fleckartigen (?) und erdigten Concretionen vollgepfropft. — *Über die Hundswuth, nebst einem neuen Verwahrungsmittel gegen dieselbe.* Von *Delabere Blaine.* Über die schädlichen Volksvorurtheile, die Gegenwart oder Abwesenheit der Krankheit müsse bloss dadurch bestimmt werden, ob der Hund saufe, oder nicht; das Ausschneiden des Tollwurms; die wirkliche Gegenwart der Tollheit; die von selbst entstehende Krankheit, ohne Ansteckung; dass die Tollheit öfter im Sommer, als im Winter, herrsche. Beschreibung der Krankheit unter ihren verschiedenen Gestalten, von dem Alter der Hunde, den hauptsächlich angegriffenen Theilen (den Verdauungs- und Respirations-Werkzeugen, dem Gehirne), der Dauer. Resultate der Zergliederung: ein nie fehlendes, charakteristisches Kennzeichen ist eine besondere entzündete Stelle tief im Rachen, eine grosse Menge unverdaulicher Stoffe im Magen, dessen Entzündung sowohl, als die der Gedärme, für specifischer Art erkannt werden muss. Die Krankheit ist ohne Ausnahme tödtlich, wenn sie ausgebrochen ist. Die zu gehöriger Zeit angewandte Ausrottung der gebissenen Stellen schlägt nie fehl: wo sie aber nicht Statt findet, empfiehlt der Vf. einen Trank aus frischen Buchsbaum-, frischen Rauten-Blättern, jedes 4 Loth, und Salbey (blättern), 2 Loth, fein zerschnitten, mit 1 Kanne Milch auf die Hälfte eingekocht und durchgeseiht, dann zerquetscht wieder mit 1 Kanne frisch gemolkener Milch gekocht, ebenfalls bis zur Hälfte eingesotten und durchgeseiht; beide Abkochungen zusammengemischt, und Menschen jeden Morgen nüchtern einen Theil, Pferden oder Kühen doppelt so viel, einem grossen Hunde, Kälbern, Schaafen oder Schweinen $\frac{3}{4}$, Hunden von mittlerer Grösse $\frac{1}{2}$, kleineren $\frac{1}{4}$ zu geben; doch ist es sicherer, mit kleineren Gaben anzufangen, und jeden Morgen damit, vielleicht bis zu fünf Gaben, zu steigen. Bey einer beträchtlichen Anzahl von Fällen war das Mittel hülfreich, und schlug nur selten bey schon deutlich ausgebrochener Wuth fehl; bey Menschen wandte der Vf. meist zugleich das glühende Eisen und das Messer an, und gesteht frey seine Meinung, „das Mittel müsse in seinem Rufe viel begründeter seyn, bevor es einem Menschen erlaubt seyn dürfte, sich denselbem allein zu vertrauen.“ Bey seiner ausgebreiteten Erfahrung beweist er, dass die Ausrottung des gebissenen Theils auch noch nach 1 — 3 Wochen Statt finde, wofern es nur vor der nachfolgenden zweyten Entzündung geschehen kann. Die Sicherheit der Operation bestehe nicht in der unmittelbaren Verhütung der Einsaugung des Giftes, welches, wenn es wirksam seyn solle, erst zu der anfänglich verletzten Stelle zurückkehren, und daselbst eine neue, wahrscheinlich specifische, Entzündung bewirke, wodurch irgend ein activer Stoff erzeugt werde, der die Wuth oder Wasserscheu hervorbringt. — *Ein plötzlicher, durch Kleesäure veranlasster Tod:* erzählt von *John Motlan.* Zwey Unzen davon für Epsomsalz genommen, von deren Auflösung aber 2 — 3 Quentchen zurückgeblieben waren, tödteten in ungefähr 28 Minuten eine 42jährige Frau, die vor einigen Tagen Schaden auf der linken Seite der Brust erlitten hatte, und in gesunden Tagen bisweilen dem Herzklopfen unterworfen gewesen war. Die Section zeigte in den Lungen Spuren einer innerlichen Entzündung; im Herzbeutel unge-

führ zwey Unzen Flüssigkeit; aus dem beträchtlich ausgedehnten rechten Herzen drang bey einem Stiche in die Vorkammer eine Menge geruchlose Luft heraus, worauf das Herz zusammenfiel; das darin enthaltene Blut war dunkel und flüssig, und auf seiner Oberfläche schwammen viele Luftbläschen; das linke Herz war zusammengezogen. Die Speiseröhre hatte Spuren von Entzündung, der Magen von anfangender Fäulniss, und enthielt ungefähr acht Unzen einer dunkelbraunen Flüssigkeit; die Schleimhaut war verdickt, und grösstentheils dunkelbraun oder schwärzlich buntscheckig, die Zwischenräume aber, besonders bey der grosen Krümmung, fein ausgespritzt; die Schleimhaut des Zwölffingerdarms bis zu dessen zweyter Krümmung wie die des Magens, aber nicht so stark bezeichnet; die übrigen Theile unverändert, auser dass der Grimmdarm an einigen Stellen sehr ausgedehnt, an anderen enger, als die dünnen Gedärme war.

XXIX B. I St. *Laennec's neue Methode* u. s. w. Fortsetzung des im IV St. des vorigen Bandes abgebrochenen Auszuges. Zweyte Abtheilung. Von der Untersuchung des Athemholens im Allgemeinen. Lungenentzündung. Brand der Lunge. Emphysem der Lunge, eine bisher fast unbekannte, obgleich, nach des Vfs. Dafürhalten, sehr häufig vorkommende Krankheit, anatomischen Untersuchungen beynahe gänzlich entgangen, weil sie gewissermasen blos eine Steigerung des natürlichen Zustandes der Lunge ist (hiebey auch Winke über die schnelle Wirkung mephitischer Gasarten auf das Athemholen und Leben). Untersuchung der Tuberkeln durchs Athemholen; ein paar Worte über die Geschwülste im Zellgewebe des Mittelfelles. — *Einige Bemerkungen über die Art und Weise, an reizbaren Kranken Operationen zu verrichten* u. s. w. — von *James Wandrop*, Esq. Eine Weibsperson von kräftigem Körperbau hatte eine, auf dem Stirnbeine über der Augenhöhle fest aufsitzende Geschwulst, vor deren, obgleich selbst gewünschter, Ausrottung sie sich fürchtete; man liess ihr daher in einem sehr warmen Zimmer, worin 7 Menschen waren, bey verschlossenen Thüren und Fenstern, in aufrecht sitzender Lage, aus einer grosen Ader 50 Unzen Blut weg, bis völlige Ohnmacht eintrat, während welcher die Operation gemacht wurde; die Genesung erfolgte über Erwarten schnell. Auffallend war es, dass nach der Schlacht bey Waterloo die, erst am vierten bis fünften Tage vom Schlachtfelde in die Hospitäler gebrachten Verwundeten am ersten genasen. — *Geschichte einer, am Kopfe einer Weibsperson glücklich weggenommenen Knochengeschwulst.* Von *Robert Keate*, Esq. Die Kranke war 18 Jahr alt, als sie wegen einer, vor 6 Jahren einer Haselnuss grosen, über der linken Augenbraune zuerst bemerkten Geschwulst, welche in den letzten 3 Jahren schnell die Gröse einer grosen Pomeranze erreicht hatte, und nun über der linken Augenhöhle aufsass, sich zum Theil über den inneren Winkel der rechten Augenhöhle erstreckte, und den grösten Theil der linken Hälfte des Stirnbeins einnahm, Hülfe suchte. Anfangs fühlte sie nur um die Grundfläche der Geschwulst ein Hämmern, jetzt aber Symptome eines innerlichen Druckes. Man durchschnitt die Haut, sägte ein Stück der oberen Knochentafel ab, und fand darunter einen häutigen Balg, der beym Eröffnen nach Ausflusse einer Flüssigkeit zusammenfiel, und unter welchem man ein Klopfen, wie von Gefäsen der harten Hirnhaut bemerkte, ohne eine Communication mit derselben entdecken zu können. Man beförderte durch fortgesetzte Anwendung des reinen Kali die Abblätterung des Knochens, wobey die Granulation zur Heilung der Wunde sehr viel beytrug; im fünften Monate nach der Operation trat rosenartige Geschwulst ein, worauf man das Ätzmittel weg-, und das Übrige der Natur überliess. Beynahe zwey Jahre nach der Operation war die Geschwulst bis über den Knochen herausgetreten, und nach einem Einstiche und darauf angewandtem Ätzmittel kam mit der Flüssigkeit eine Wasserblase heraus, und man entdeckte eine Menge, die Hohlung überkleidende Bälge, welche mehrere Monate hindurch mit mancherley Ätzmitteln, dem glühenden Eisen und Arsenik, ohne wesentlichen Erfolg behandelt wurden; endlich, nachdem inzwischen die Kranke eine Brustentzündung überstanden hatte, sägte man nach zurückgelegten Hautbedeckungen den ganzen knöchernen Ring dicht an der gesunden Oberfläche des umgebenden Knochens durch, und fand darin mit Wasserblasenbälgen angefüllte Zellen; die Wunde heilte nach und nach, nachdem von Zeit zu Zeit noch Knochenstücke herausgegangen waren, und 3½ Jahre nach der ersten Operation war die Cur gänzlich vollendet. — *Einige Nachricht über einen Fall eines hartnäckigen Erbrechens, wobey man einen Versuch machte, das Leben durch Einspritzung von Blut in die Venen zu verlängern.* Von *James Blundell*, *in Verbindung mit Dr. Haighton.* Der Kranke litt am Skirrhus des Pförtners, und war aus Mangel an Blute so erschöpft, dass man seinen Tod stündlich erwartete. Durch einen, über dem Ellenbogen in die blossgelegte rechte *vena cephal.*, unter welcher eine Sonde durchgeführt worden war, gemachten, ungefähr 1 Linie langen Einschnitt, spritzte man in gradweise verstärktem Strome zu wiederholten Malen, jedesmal ungefähr anderthalb Unzen, frischgelassenes Blut ein, so dass das Ganze im Verlaufe von 30 — 40 Minuten zwischen 12 und 14 Unzen betrug. Das eingeführte Röhrchen wurde, damit keine Luft hineindringen konnte, mit Wasser angefüllt, an der oberen Öffnung mit der Spitze eines Fingers verschlossen, und in dem Gefäse blos durch den Druck des Fingers festgehalten. Während der Operation spürte man keine sehr auffallende Veränderung, aber nach einigen Stunden hob sich der Puls, der Körper wurde wärmer, die Theile des Gesichts röther, der Kranke munterer, und versicherte, obgleich mit leiser Sprache, sich viel besser zu befinden. Diese scheinbare Besserung dauerte bis zum Abende des folgenden Tages, in welcher Zeit er von selbst Öffnung hatte, Esslust bezeigte, und mitunter Porter trank; aber in der Nacht verschlimmerte sich Alles, und ungefähr 56 Stunden nach der Einspritzung starb er völlig erschöpft. Die Vene erschien bey der Section über und unter dem Einschnitte völlig ge-

fund, nur war die innere Membran ungefähr ½ Zoll über, und 1 — 2 Linien unter der Wunde dunkelroth gefärbt. In einer Anmerkung werden zwey Fälle von starken Landleuten angeführt, denen wegen Brustentzung innerhalb 5 Tagen zu wiederholten Malen mehr als anderthalb Gallonen Blut mit glücklichem Erfolge weggelassen wurden. — *Einige Bemerkungen über die Umkehrung des Fruchthalters, nebst einem Falle einer glücklich abgelaufenen Ausrottung dieses Gebildes.* Von *John Windsor.* Die Operation geschah durch Wegschneidung eines noch rückständigen kleinen Theils der vom Darmfelle abstammenden Bekleidung mit der Scheere. Die Heilung erfolgte einige Wochen nach der Unterbindung. Die inzwischen eintretenden Symptome wurden glücklich beseitigt. Mit dem Gebrauche des Kalomels scheint der Vf. doch weiter gegangen zu seyn, als Rec. es für nöthig gehalten hätte. — *Beschreibung eines aus steinsaurer oder harnsaurer Ammonia bestehenden Blasensteins.* Von *William Prout.* — *Bemerkungen über die Erschlaffung des Mastdarms,* von *Thomas Chevalier*, Esq. In den meisten Fällen der Darmfellentzündung ist Erschlaffung der Häute des Darmcanals von unmäsiger Ausdehnung einer der am frühesten entstehenden Zufälle; sie kann aber auch ohne Entzündung eintreten, besonders im Querkrummdarme, und verursacht die Windsucht, welche zuweilen die Diagnose erschweren und zur Abzapfung verleiten könnte, die dann, wenn sie rathsam gefunden würde, mittelst behutsamer Einführung einer Lanzette durch die weisse Linie unter dem Nabel geschehen müsste. Erweiterungen in der S förmigen Biegung, deren gesackte Unterabtheilungen die gleichförmige Ausdehnung der ausgedehnten Stellen verhindern, wodurch fester Koth gebildet, und dabey erträglich regelmäsige Ausleerung erhalten wird. Auch ohne äusseren Vorfall wird der untere Theil des Mastdarms so erschlafft, dass er heraus-, und der obere Theil in ihn herunter tritt, und eine gewöhnliche Ursache hartnäckiger und habitueller Hartleibigkeit wird. Verminderte Reizbarkeit des Mastdarms und des unteren Theils des Krummdarms durch zu sehr angehäuften Koth. Vermehrte Absonderung von Schleim auf der Oberfläche des Krummdarms, welcher wohl zuweilen für Eiter gehalten wird: üble Folgen der in solchen Fällen angewandten abführenden Mittel; Nutzen des regelmäsigen Gebrauchs erst gelind eröffnender, in der Folge etwas reizender, und bey fortdauernder Ausdehnung des unteren Theils des Mastdarms zusammenziehender Klystiere. Entzündung des vorgefallenen Theils selbst durch Verwachsung der Oberfläche, fortdauernde Verengerung oder Verstopfung, oft von den traurigsten Folgen. — *Über Leiden des äusseren Gehörganges.* Von *Henry Earle*, Esq. Der Vf. fand bey einem jungen, sehr harthörigen Manne, wo kein Fehler der Nerven zu entdecken war, in beiden Ohren die, den Gehörgang und die Paukenhöhle bekleidende Haut sehr verdickt, sehr weiss, und von einem dünnen, gelabten Molken ähnlichen, Ausflusse, der auch etwas nicht unähnliche Substanz abgesetzt hatte, angefeuchtet, wogegen das Ohrenschmalz gänzlich fehlte. Er zerstörte diese Haut durch Einspritzen einer starken Auflösung von salpetersaurem Silber, und beförderte deren Auflockerung und Herauskommen durch mehrtägiges Einspritzen von warmen Wasser, und als dieser Endzweck erreicht war, liess er zur Beförderung der Absonderung des Ohrenschmalzes früh und Abends ein wenig durch Zusatz des *unguent. hydr. nitr.* reizend gemachte Salbe hinein bringen, und hinter die Ohren eine Zeit lang offen zu haltende Blasenpflaster legen: der Ausgang war völlig erwünscht. Bey einer, durch den Druck eingebrachter Instrumente veranlassten, Verengerung des Gehörganges rieth der Vf., alle Abende Pressschwamm in beide Ohren einzubringen, und bey einer, nach einem Jahre erfolgten, rosenartigen Entzündung Einspritzungen, und nach Milderung der Entzündung das Einreiben obiger Salbe. — *Fall einer Halsschlagadergeschwulst.* Von *J. P. Vincent*, Esq. Der Kranke, ein Mann von 32 Jahren, starb am Ende der dritten Woche nach der Operation, nachdem Tags vorher, bey nicht mehr eiternder Wunde, eine starke, das Schlingen, aber nicht das Athemholen angreifende, Halsgeschwulst entstanden war, aus deren Öffnung eine kleine Menge Eiter und geronnenes Blut kam, worauf unmittelbar der Tod erfolgte. Die Schlagader war unterhalb der Ligatur völlig verwachsen; ein Pfropf erstreckte sich unterwärts bis zur Theilung der ungenannten Schlagader; über der Unterbindung war sie offen und entzündet, und enthielt Eiter. Der aneurismatische Sack hatte sich an der Zertheilung der gemeinschaftlichen Halsschlagader gebildet, in ein festes Gerinnsel zusammengezogen, und seine innere Oberfläche zeigte keine Spur einer vorhergegangenen Entzündung. Die Aorta und andere grosse Schlagadern waren fast ums Doppelte erweitert; an ihrer inneren Oberfläche sah man Luftbläschen sitzen; unter der Schleimhaut des Gehirns traf man Luft an: vermuthlich war diese Luft die Ursache des schnellen Todes.

II St. *Laennec's neue Methode, die Brustkrankheiten zu erkennen.* Fortsetzung. Pleuresie: deren Kennzeichen: Verengerung der Brust in der Folge gewisser Pleuresieen. Hydropisie der Brusthöhle: Seltenheit der idiopathischen Brustwassersucht. Pneumathorax oder Luftentwickelung in der Brusthaut; dessen Zeichen. — *Über die rheumatische Augenentzündung, nebst Beobachtungen über die Behandlung dieser Krankheit.* Von *James Wardrop*, Esq. Die Ausleerung der wässerigen Feuchtigkeit ist sehr wohlthätig; hinterher sind blofs Bähungen der Theile ums Auge nöthig, und zurückbleibende Reizbarkeit des Auges verschwindet schnell auf den Gebrauch der weinigten Opiumtinctur: das einzige örtliche Mittel, welches der Vf. allezeit entschieden wohlthätig gefunden hat, aber nicht eher, als bis alle Fiebersymptome bezwungen worden sind. Allezeit muss man die Leiden der Gallenorgane berücksichtigen: in früheren Zeiträumen leistet ein Brechmittel aus ℈j Ipecacuanhawein mit ℥j Spiessglanzwein herrliche Dienste; dann ausleerende Mittel, wie es erfoderlich ist. Nach plötzlicher Erkältung wohl überdachte Anwendung schweisstrei-

bender Mittel, z. B. des Spiefsglanzes, allein oder mit Opium. Örtliche Blutentziehungen gewähren wenig Nutzen. Bleibt nach hinlänglicher Reinigung der ersten Wege die Zunge noch sehr weifs, und der Puls schneller, als natürlich: so leistet, wie beym Rheumatismus der Gelenke, die Chinarinde, allein oder in Verbindung mit Mineralsäuren, den gröſsen Nutzen, so wie die Mineralsäuren, vorzüglich die Schwefelsäure, in öfteren, aber kleinen Gaben, und sehr verdünnt; auch war zuweilen Terpentin allein, oder mit China oder Rhabarber verbunden, hülfreich. Quecksilber, bis zum Speichelflusse gegeben, ist nachtheilig. — *Abhandlung über eine neue Art, Kröpfe zu behandeln*, von *Dr. Quadri zu Neapel. Mitgetheilt in einem Briefe an Sommerville.* Mittelst eines durchgezogenen Haarseils, dessen zu langsame Wirkung in einem Falle durch Stückchen schwarze Niesewurzel befördert wurde. Bedenklichkeiten gegen die *v. Walther'*sche Operationsart. — *Fall eines Kropfs, wobey die obere Schildschlagader mit glücklichem Erfolge unterbunden.* Von *Henry Coates*, Esq. — *Bemerkungen über Zahnkrankheiten*, von *Thomas Bell*, Esq. Dafs die Zähne eigene Lebenskraft besitzen. Über die Nothwendigkeit, die Entzündung am Zahnfleische zu zertheilen, ehe sie in Eiterung übergeht. — *Über Harn- und andere krankhafte Concretionen.* Von *William Henry.* Nachträge zu des Vfs., 1807 herausgekommenen, Inauguraldissertation, und *Marcet's* bekanntes Werk. Dafs der gröfste Theil der Steine seine erste Bildung in den Nieren, nicht in der Harnblase, erhalte, meistentheils um einen, vorzüglich aus Harnsäure bestehenden, Kern. Wahrscheinlich ist die aggregative Anziehung der Bestandtheile der Harnsteine, und deren Vereinigung in eine Masse, hinreichend, ohne dafs dazu ein Kitt erfodert wird, zu dessen Auflösung man den Gebrauch von Alkalien anwandte. Täuschungen über deren vermeintliche Heilkräfte. Harnsaure Ammonia ist dem Vf. nicht als ein Bestandtheil der Harnsteine vorgekommen. Zwey Fälle ungemein häufiger Ausleerungen von Harnsäure. Fremde, mit dem Harne ausgeleerte Substanzen: Insectenlarven, Haare. Von krankhaften Concretionen aus anderen Theilen des Körpers: den Lungen; der Milz; Krystalle auf der Oberfläche eines, in Terpentingeist aufbewahrten, Krebspräparats, die in ihren Eigenschaften mit der Kampherfäure übereinkamen. — *Geschichte einer nephritis calculosa, worin die verschiedenen Zeiträume und Zufälle aufs deutlichste erläutert werden, und Nachricht von der Operation des Steinschnittes, von dem Kranken selbst mitgetheilt.* Von *Alex. Marcet. Cline* verrichtete die Operation an einem jungen, kraftvollen Manne, ungefähr 8 Jahre vor der Abfassung dieses Berichts; nach derselben gingen noch zuweilen kleine Steine mit oder ohne Blut ab, doch hörten vor ein paar Jahren die Blutungen nach einem heftigen Fieber ganz auf. Die Steine bestanden aus phosphorsaurem Kalke, womit Bittererde verbunden war, welche aber fehlte, so lange der Kranke in Wasser verdünnte Salzsäure nahm. — *Fall eines periodischen Augen- und Brust-Übels.* Von *John Bostock.* Der Vf. ist ebenfalls selbst der Kranke, jetzt 46 Jahre alt, seit dem 8 Jahre alle Jahre mehr oder weniger an den Augen, und seit dem 17 — 18 auf der Brust angegriffen. Die Anfälle kommen gewöhnlich im Junius, und dauern einige Wochen lang, so dafs täglich 2 — 3 Mal 1 — 2 Stunden die Augen sich heftig entzünden, häufig eine dicke, schleimige Flüssigkeit absondern, und meist einen Grad von Steifheit behalten. Nach 8 — 10 Tagen folgt eine Empfindung im Kopfe, wie beym Stockschnupfen; dann in unbestimmten Zeiträumen äuſserst heftiges Niesen mit Engbrüstigkeit, ohne schmerzhaftes Gefühl auf der Brust, zuletzt mit allgemeinem Übelbefinden, unmäfsiger nächtlicher Ausdünstung, bey meist kalten äufseren Gliedmafsen, und beschleunigtem Pulse; nach dem Verschwinden aller heftigen Zufälle bleibt doch 1 — 1½ Monat beträchtliche Mattigkeit zurück. Eine Menge innerlicher und äufserlicher Mittel scheinen keine offenbare oder dauerhafte Hülfe geleistet zu haben. Wendet er Alles an, sich freye Luft zu verschaffen, enthält er sich aller zu grofsen Bewegung, und vermeidet er sorgfältig eine feuchte und eingeschlossene Atmosphäre, welche, nebst der Einwirkung anderer nachtheiliger Einflüsse auf die Augen, die gewöhnliche Veranlassung sind: so kann er den Symptomen einigermafsen Einhalt thun, welche indefs oft sich unter solchen Umständen zeigen, die dazu am wenigsten geeignet scheinen. — *Fall einer lange dauernden Luftröhrenkopfentzündung, worin man die Laryngotomie und das Quecksilber mit glücklichem Erfolge anwandte.* Von *Marshall Hall.* Die 53jährige Kranke bekam Ende Sept. 1817 Heiserkeit und beschwerlichen trockenen Husten, im Nov. Beschwerden beym Athemholen, Anfang des März eine Geschwulst von der Gröfse eines Taubeneyes auf dem oberen Theile des Schildknorpels, und beständiges Zusammenschnüren beym Athemholen und Schlingen, mit immerwährendem, dem Croup ähnlichen, Anfangs trockenem, in der Folge aber mit zähem Schleimauswurfe, der einmal mit Blut gefärbt war, begleitetem Husten, welche Zufälle zuletzt mit Erstickung drohten. Quecksilberpillen, schwefelsaure Bittererde, Blutigel um den Luftröhrenkopf, und übergeschlagene Lotionen leisteten nichts. Am 20 Aug. wurde die Operation gemacht, welche wegen der Unmöglichkeit, den Kopf zurück zu beugen, sehr beschwerlich war; statt der Quecksilberpillen wurde Morgens und Abends ein halbes Quentchen Salbe eingerieben, worauf am 28 der Mund ergriffen wurde, welches durch die Pillen nicht geschehen war. Am 22 Sept. war bey sparsamen Gebrauche der Salbe die Besserung weit vorgeschritten; die Wunde war schon am 11 geschlossen. Am 27 Oct. zog sie durch Erkältung sich einen Rückfall zu, der aber bald beseitigt wurde. Am 22 Apr. fand der Vf. die zurückgebliebene Heiserkeit ausgenommen, sie in jeder Rücksicht besser.

(*Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.*)

J. W. Cusack. Ein Mann von 26, und ein anderer von 30 Jahren erlitten diese Beschädigung, der eine im Volksgedränge durch Anstossen an den Rand einer Bank im Schauspielhause, der andere durch einen 20 Fuss hohen Fall von einer Brücke, wobey er auf die Füsse zu stehen gekommen war. Bey beiden waren Zeichen einer Entzündung in der Magengegend vorhanden. Der erste bekam bey deutlichen Kennzeichen eines Austretens in die Bauchhöhle durch eine, in der weissen Linie vorsichtig gemachte Paracentese einige vorübergehende Erleichterung; beide lebten bis zum achten Tage. — *Nachricht über eine schnell verlaufende rheumatische Entzündung, die sich in eine Darmfellentzündung endigte.* Von *J. M. Dowel.* Einwürfe gegen *Scudamore's* Meinung über den Sitz der rheumatischen Entzündung in den faserigen Geweben des Körpers, mehr als in dem Capsularligamente (der Synovialmembran), und die Entzündung der serösen Membranen, als Folge vorhergegangener Leiden der ihnen nahen faserigen Gewebe anzusehen. Ein Fall, wo eine Frau, 3 Wochen nach ihrer Niederkunft, Schmerzen und Geschwulst in den Knieen bekam, die in der Folge in Darmfellentzündung übergingen, welche in Kurzem tödtlich wurde. Die Versetzung eines schnell verlaufenden Rheumatismus von den Gliedmassen oder der Oberfläche des Körpers auf die serösen Membranen des Unterleibes, wie in diesem Falle, ist seltener, als auf die des Gehirns, des Herzens und der Lungen. — *Der Bruch des Schenkelhalses, durch Leichenöffnungen erläutert.* Von *A. Colles.* Keines Auszuges fähig, aber sehr belehrend. Die merkwürdigsten von 11 Fällen scheinen Rec. der fünfte, wegen einer ungewöhnlichen Menge Bruchstücke, und der eilfte, wegen vieler Knochenauswüchse aus vielen langen Knochen. — *Physiologische und klinische Untersuchungen über die Anwendung der Blausäure in den Krankheiten der Brust, und besonders in der Lungenschwindsucht.* Von *Magendie*, aus einer irgendwo eingerückten Abhandlung, welche jedoch anzuführen vergessen worden. Die Beobachtungen sind mit der *Scheelischen* Blausäure angestellt worden. *Der Laucustes* nimmt sich doch etwas sonderbar aus. (Man vergleiche die Beobachtungen u. s. w. von *Weese* in *Rust's* Mag. für die gesammte Heilkunde, 10 B. 1. H. S. 64, deren Fortsetzung gewiss willkommen seyn wird.)

Das letzte Stück enthält folgende Aufsätze: I. *Laennec, von der Lungenschwindsucht, und der Möglichkeit ihrer Heilung.* II. *Ansiaux, klinische Beobachtungen.* III. *Marcet, über die medicinischen Eigenschaften des Stramoniums, mit erläuternden Fällen.* IV. *Armstrong, über eine eigenthümliche Varietät der Kindbetterinnenkrankheit.* V. *Kerbaradec's Beobachtungen über die Anwendung der Blausäure.*

Ein zweckmässiges Namen- und Sach-Register macht den Beschluss.

Ks.

SCHÖNE KÜNSTE.

PRENZLAU, b. Ragoczy: *Mirza, die Tochter Jephtas,* Trauerspiel in fünf Aufzügen, von *K. L. Kannengiesser*, Dr. und Rector zu Prenzlau. 1818. XIV u. 185 S. 8. (19 gr.)

Dass Jephta wegen eines unbedachtsamen Gelübtes seine schuldlose Tochter zum Tod führen liess, können wir an sich als keine dramatische Fabel anerkennen, und also hierin dem Vf. nicht beystimmen. *Balde's* Bearbeitung kennen wir nicht; aber freylich, *Balde* konnte jedem Süjet durch seine Gestaltung Interesse verleihen. Dass es ein Süjet für das *lyrische* Drama sey, wie *Herder* dafür hält, glauben wir wohl: denn da kommt es nicht, wie beym Trauerspiele, auf psychologische und moralische Motivirung an. Unserem Vf. fehlt die erste Eigenschaft des Dichters, Phantasie, gänzlich. Obgleich das Stück von Bildern und Gleichnissen voll ist, so sind sie doch fast alle matt und gemein. Man sehe z. B. S. 5:

Tubal
Ein Unthier —
vor dem wir *allesamt wie scheue Hasen*
zurückflohn, als er sich vom Lager *hub*.

S. 12. Jephta: „die Seele *hüpft* mir auf bey dem Gedanken." S. 13 nennt Jephta seine Tochter ein *lauteres Gefäss der Gottheit.* S. 34 spricht Ammon von Jephta: „nur dich allein hält er für *Manns* genug" u. s. w. S. 37 vergleicht Jephta seine Empfindungen bey Ammons Nachricht, dass er zum Feldherrn der Ammoniter ernannt sey, mit dem Gefühl eines, aus seinem Ey schlüpfenden, jungen Aars! — Man sehe das Seiten lange Gleichniss selbst nach. S. 47. 51. 60. 75. 78. 80. 113. 134 und anderwärts finden sich ähnliche triviale oder schiefe Bilder und Gleichnisse. Durch den Raum beengt geben wir nur Eins als Beyspiel! S. 78:

Tubal.
Meines ganzen *Ichs* Empfänglichkeit
Sass in der beiden Augen kleinen Sternen,
Die, gleich zwey Spähern auf erhabner Warte,
Jedwede kleinste Zuckung, jede Hebung
Der süssen Lippen, jeden *Wimperschlag*
Der Gebietrin hinterbrachten,
Der Leidenschaft, *die hier ihr Lager hat.*
In meinen Herzen und auf meinem Grund,
Grausamen Feldherrn gleichend, *sengt* und *brennt!!!*

Von der *Sprache* noch einige Beyspiele! S. 93: „Sie (Mirza) *stachelt* ihn mit Pflicht und Vaterland." S. 94. Ammon: „Schilt mich nicht, Vater, bin ich selber doch schon *wild* genug. S. 117. Tubal zu Ammon: „*Steck dein Bedauern ein.* Es ist das schlechtste *Pflaster*, das ich kenne." S. 123: „Des Guten schwache Seite ist die Tugend. Fass ihn bey diesem *Zipfel*" u. s. w. S. 125. Ammon: „Bist du so sehr *erpicht* auf Menschenblut?" S. 132: „inne wohnt der heilige Gedanke, das Gefühl, das — sich schämt der *abgepressten Kupfermünzen*, und reines Gold sich müht, *hervor zu sprudeln*" u. s. w.

Doch genug! Die Charaktere sind meist ohne Haltung. Mirza soll eine *Orleans'sche Jungfrau* seyn, und der Abschied S. 90: „So muss ich dir denn ein Lebewohl sagen, du Thal und Hütte" u. s. w. ist doch allzusichtlich *Schillers* berühmtem Monolog nachgebildet. — Mirza ist ein kaltes, herzloses, unweibliches Wesen, ohne alles Interesse. Tubal haltlos; S. 81 sagt er sogar zu Mirza:

„O sprich nicht weiter, Mirza, *ich muss weinen!*"

Am kräftigsten ist noch Jephta gezeichnet. Von der Ökonomie des Stücks sagen wir nichts. Tubal und Ammon, Mirza's beide Liebhaber, morden sich gegenseitig absichtlich, und Mirza — geht ab.

Hr. *K.* zeigt sich in der Vorrede als einen gebildeten Mann von Einsicht. Möchte er doch bedenken, dass die tragische Muse ihre Gaben nur seltenezen Günstlingen verleiht!

F. S.

Frankfurt a. M., b. Wilmans: *Der Wintergarten.* Herausgegeben von *St. Schütze.* IV Band. 1819. 400 S. V Band. 1821. 459 S. VI Band. 1822. 392 S. 8. (Jeder Band 1 Rthlr. 12 gr.)

Die ersten drey Bände dieses vielgelesenen Werkes sind von einem anderen Recensenten in unserer A. L. Z. (1818. No. 57. 1819. No. 126) beurtheilt worden. Die folgenden bleiben ungefähr den früheren gleich am Werthe: wiewohl es Rec. bedünken will, dass, zumal in dem letzten, sich zuviel Mittelgut, und nichts ganz Vorzügliches befinde. Indem wir daher nur im Allgemeinen angeben, dass die Beyträge vom Herausgeber, von *Silvio Romano* (Prof. *Riemer* in Weimar), und von *Helmina Chezy* zu den lesens- und empfehlungswerthesten gehören, wollen wir uns mit einer speciellen Anzeige jetzt nur auf den sechsten Band, als denjenigen beschränken, welcher noch nicht so häufig, wie die älteren, in den Händen der Leser seyn dürfte. In diesem ist nun die *Liebe in Gefahr* von *Laun* eine, aus dem allergewöhnlichsten Stoffe zusammengewobene Geschichte, welche auch durch das eingeflochtene Erdbeben nicht interessanter wird. Das *Eiland der Liebenden*, von *Sternheim*, ist gar zu leer; *die glückliche Überlistung*, von *B. Pandin*, eine Art historischer Darstellung ohne Ziel und Zweck; *die beiden Raben*, von *Wilhelmine Willmar*, eine Legende, wie es viele giebt. *Bruder Carl von Philadelphia*, von *Lina Reinhardt*, möchte leicht die beste Erzählung im ganzen Bande seyn, sie ist wirklich zart erfunden, gut ausgeführt, und nur gegen das Ende zu lang ausgesponnen. *Bambus* von *Büchelen* mag für ein Cappriccio gelten, dem oft der tiefer liegende Sinn nicht fehlt. Der Herausgeber hat nur *Theorie und Praxis*, einen allegorischen Dialog, und *Mancherley zur Betrachtung und zum Nachdenken* gespendet, welches Letzte besonders manches treffende Wort enthält. Unter den Gedichten müssen vor Allen die zwey: *Helmigild* überschriebenen Gesänge genannt werden, welche *Fr. v. Heyden* als eine, zu schönen Erwartungen berechtigende Probe eines grossen epischen Gedichtes mittheilt; lebendige Darstellung, im Technischen viel Gewandtheit und Eleganz. Von den übrigen hat Rec. der *Biedermann und der Mörder in Gefahr*, von *H. Döring*, vorzüglich angesprochen, es spiegelt der Welt Lauf auf tragisch-komische Weise ab; durch das beygesteuerte Epigramm hat der Sänger der Urania weder den eigenen Ruhm, noch den des Buches sonderlich gefördert.

ed.

Erlangen, in Commiss. der Breuning'schen Univers. Buchhandlung: *Konrad von Schwaben*(,) Trauerspiel in 5 Aufzügen, von *J. Chr. G. Zimmermann.* 1816. 176 S. 8. (16 gr.)

Es wäre jetzt zu spät, weitläuftig über ein Product zu sprechen, welches sich im Laufe von 5 Jahren noch nicht selbst Bahn gebrochen hat. Obwohl das Stück beträchtliche Längen hat, zeigt es doch unverkennbare Spuren poetischer Kraft, die sich nur in ihrer Laufbahn verirrt hat, denn dramatischer Geist findet sich nicht. Das Ganze ist mehr dialogisirte Geschichte des Zugs gegen Neapel, der Schlacht von Tagliacozzo, und des beklagenswerthen Endes Konradins, als eine Tragödie. Ohne allen gültigen Zweck ist eine Liebesgeschichte zwischen einer gewissen Cäcilia und Galeotto Lancia eingewoben, oder vielmehr hinzugethan, da sie mit der Hauptsache durchaus in keiner Verbindung steht.

D.

Altenburg, b. Hahn: *Die Irrsale Klotars und der Gräfin Sigismunda.* Eine romantische Geschichte von *Otto Heinrich Grafen v. Loeben.* 1821. 352 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Ein reiches belebtes Gemälde in lebendiger Farbenpracht, mit eben so poetischem Sinne entworfen und gezeichnet, als ausgeführt. Sollten wir Etwas daran aussetzen, so wäre es eine gewisse Überladung, sowohl mit Nebenpersonen, die nicht zur Sache gehören, als mit Verhältnissen; am Schlusse werden jene freylich beseitigt und diese gelöst, aber auf ziemlich gewaltsame Art durch das Schwert. Die blumenreiche Darstellung des Vfs. ist bekannt; sie eignet sich sehr gut zu dem romantischen Stoffe, den er hier behandelt, und dieser enthält so oft einen tieferen Sinn, dass man eine gewisse Abentheuerlichkeit in den Ereignissen gern übersieht.

D.

Hanau, b. Edler: *Hlyns Thale*, in Erzählungen und Bildern aus der wirklichen und romantischen Welt. Von *Eduard Bernstein.* 1821. IV u. 107 S. gr. 8.

Der Vf. hat ganz Recht, wenn er nicht glaubt, wegen dieses Buches „höher zu stehen, denn andere ehrliche Menschenkinder." Erzählungen und Gedichte, die sich hier finden, sind gleich unbedeutend, bey grosser Gefühlsüberschwenglichkeit und einer hochpathetischen Sprache, doch arm an Erfindung und leer. Vielleicht finden die kindlichen Gemüther, mit denen der Vf. sich besprechen will, beyspielsweise „*Iduna*," oder den *Ausreisser* ganz gemüthlich; Andere möchten sie leicht unbedeutend und gehaltlos nennen.

D.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1821.

THEOLOGIE.

ALTENBURG, b. Hahn: *Über die Behauptung eines rationalen Supernaturalisten, dass für die christliche Religionswissenschaft zwar der formale, aber kein materialer Vernunftgebrauch gelte.* 1820. II u. 72 S. 8. (8 gr.)

Der rationale Supernaturalist, mit dem es der ungenannte Vf. dieser kleinen, aber gehaltvollen Schrift zu thun hat, ist der Hr. Oberhofprediger *Ammon* in Dresden, der unter anderen auch in seiner bekannten Zuschrift an *Claus Harms* den hier bestrittenen Grundsatz aufgestellt hat. — Nachdem der Vf. zuerst seinen Sprachgebrauch gerechtfertigt, und die Liebhaber einer sogenannten idealistischen Art zu philosophiren, die unter Materie das Wesen der Dinge, unter ihrer Form aber die Gestaltung und Modification, in welcher sie sich dem Beobachter darstellen, verstehen, — einer heillosen Veränderung oder vielmehr Verkehrung des wissenschaftlichen Sprachgebrauchs angeklagt hat, zeigt er, wie viel in der Behauptung, dass die christliche Religionswissenschaft des formalen Vernunftgebrauchs nicht entbehren könne, liege, wenn von einem, seines Namens würdigen Systeme das Gesagte verstanden werde, und macht darauf aufmerksam, wie viel Hr. *A.* durch Äusserungen, wie folgende: „das supernaturalistische System lasse den logischen Vernunftgebrauch sogar in der Lehre von den Geheimnissen zu," und: „das System des rationalen Supernaturalismus dürfe der menschlichen Vernunft nicht widersprechen," selbst zugegeben habe. — Da nach Hn. *A.* der rationale Supernaturalism die göttliche Wahrheit höher stelle, als alle menschliche Erkenntniss: so frage man billig, warum man nicht umgekehrt die Offenbarungslehre zur Wahrheitsbedingung für die religiöse Vernunftwissenschaft machen könne. — Wenn es auch allenfalls möglich sey, aus einem Buche, welches als geoffenbarte Religionsurkunde gelte, eine Wissenschaft des Religiösen sich zu bilden, ohne dazu religiöse Vernunfterkenntnisse, als aus der Vernunft geschöpft, schon vorauszusetzen und mitzubringen, vorausgesetzt, dass dieses Buch die Vernunftwissenschaft des Religiösen in aller formalen und materialen Vollkommenheit schon darstelle: so komme es hiebey doch auch darauf an, ob wirklich der menschliche Geist in Beziehung auf Religionserkenntniss, mag diese ihm in der Folge wie, woher und durch wen immer gekommen seyn, anfänglich und an sich betrachtet, was man so nennt, eine *tabula rasa* sey. Wenn die Religion moralische Bestandtheile habe, so sey ohne Gewissen auch keine religiöse Erkenntniss möglich. — Da das Christenthum kein fertiges und vollendetes System von Religionswahrheiten, sondern nicht einmal bloss solche, vielmehr neben und unter diesen noch vieles Andere, z. B. rein Geschichtliches, enthalte: so könne sie des materialen Vernunftgebrauchs um so weniger entbehren. — In subjectiver Hinsicht biete sich die Frage dar, ob es möglich sey, *zu glauben, dass ein Buch die Wahrheiten der Religion enthalte, ohne dessen dazu gerechneten Inhalt mit Hülfe schon zuvor vorhandener, auf blossem freyem Vernunftgebrauch beruhender, religiöser Erkenntniss erprüft zu haben.* — Wenigstens würde diess ein blinder Köhlerglaube seyn, welchen Jesus Christus auszurotten auf Erden erschienen sey. —. Diess gelte auch, wenn man sich, um den Glauben an eine geoffenbarte Religion zu rechtfertigen, auf die Person des Lehrers und auf Wunder berufe. — Den Glauben an übervernünftige Geheimnisse könne, da hier aller innerer, aus der Lehre selbst entnommener Grund fehle, nur das Zutrauen zu dem Urheber derselben rechtfertigen, dass er weder Andere habe täuschen wollen, noch sich selbst getäuscht habe, wobey vorausgesetzt werde, dass die Vernünftigkeit aller seiner übrigen Lehren zuvor erkannt worden sey.

Doch, nur erst in dem Ganzen jener Behauptung könne die Verschiedenheit des Verhältnisses, in welches durch dieselbe die Vernunft als formale und materiale gegen die christliche Religionswissenschaft durch die Worte „zwar" und „aber" gestellt werde, recht deutlich erkannt, folglich auch am besten beleuchtet werden. — Für die Wissenschaft der Religion sey der materiale Vernunftgebrauch unentbehrlich, weil sie es mit dem Übersinnlichen zu thun habe, das nur die Vernunft erforschen und fassen könne. — Christliche Religion sey ein ächtes Individuum der reinen Vernunftreligion, und könne eben so wenig des materialen Vernunftgebrauchs entbehren, weil Alles, was zum Wesen der Gattung gehört, auch in jedem Individuum angetroffen werden müsse, wie uns schon die formale Vernunft in der Logik sage. Da aber das Individuum noch mehr Bestimmungen und Eigenschaften, als seine Gattung, als solche, habe, so werde noch z.

B. der Unterschied bleiben, dass dem Christenthume gewisse Offenbarungsurkunden, und namhafte erste Verkündiger eigen seyen, wovon im Begriff und Wesen der allgemeinen Religionswissenschaft nichts enthalten sey, und worin, und in dem, was damit zusammenhänge, z. B. der ihm eigenthümlichen Einkleidung der religiösen Wahrheit, seine, überaus achtbare, Individualität liege. (Wir wollen dem Vf. gern zugeben, dass Hr. *A.*, dessen Behauptungen wir nicht vertheidigen möchten, seiner Sache selbst nicht recht gewiss sey; aber wer von uns sollte, wenn er der Schranken der menschlichen Erkenntniss sich bewusst ist, es sich anmassen, zum vollen Lichte der Wahrheit hindurchgedrungen zu seyn auf einem Gebiete, auf welchem er selbst durch seine Vernunft genöthigt wird, etwas Unbegreifliches vorauszusetzen, das nicht von der Vernunft *begriffen*, sondern nur von dem frommen Gemüthe gläubig *ergriffen* werden kann?)

Da aus dem bisher Gesagten folgen würde, dass die Wahrheiten der Religionswissenschaft, nach dem Christenthume und nach der Vernunft, im Wesentlichen ganz dieselben seyen: so trete dem entgegen das *Übervernünftige*, welches im Inhalte der christlichen Dogmatik noch immer von so vielen Theologen, und namentlich auch von Hn. *Ammon*, unter dem Namen der Geheimnisse des Christenthums angenommen werde, und dem man daher noch eine eigene Berücksichtigung schuldig sey. Jedem, der dieser Annahme zu huldigen, und bey ihr zu verharren geneigt sey, wird folgendes Wenige zu bedenken gegeben: 1) Finden sich wirklich im N. T. Aussprüche Jesu, oder selbst seiner Apostel, durch welche bestimmt und sicher übervernünftige Lehren des Evangeliums angekündigt und verheissen, oder durch welche überhaupt die Menschenvernunft und die göttliche Offenbarung in Rücksicht der Religionswissenschaft so, wie es der theologische Supernaturalismus, vermöge seiner Stabilirung eines religiösen Übervernünftigen thut, einander entgegengesetzt werden? (Es ist schlimm, dass wir über den Begriff des Übervernünftigen noch nicht mit einander einig sind. Versteht man Wahrheiten darunter, die von der Vernunft nicht nur nicht gefunden, sondern auch nicht einmal von ihr gebilligt werden können: so wird man dem Vf. Recht geben müssen. In einem anderen Sinne, wie Rec. das Wort nimmt, möchte sich wohl zeigen lassen, dass alle Religion über die Vernunft sey. Es ist allerdings in der vernünftigen Natur des Menschen die Empfänglichkeit für Religion begründet; aber die theoretische Vernunft allein vermag uns nicht zu Gott zu führen, sondern es ist der Wille, es ist das Gemüth, das uns durch Sehnsucht und Ahnung an ihn knüpft. Ohne eine Empfänglichkeit für Religion hätte Gott sich dem Menschen überhaupt nicht offenbaren können, aber die blosse Empfänglichkeit würde ihn noch nicht zur Religion geführt haben, wenn nicht eine höhere Vernunft sich ihm — mittelbar oder unmittelbar — wir verstehen uns selbst nicht, wenn wir bestimmen wollen, wie Gott mittelbar oder unmittelbar wirkt, — geoffenbart hätte. Nachdem einmal ein höheres Licht der Vernunft geworden ist, mag es ihr leicht werden, die religiösen Lehren aus sich selbst zu construiren, und sich zu geberden, als seyen sie von ihr erfunden worden, obwohl sie uns auch leicht auf verderbliche Zweifel führen kann, wenn nicht ein frommes Gemüth uns an das Heilige knüpft. Wie dem Vf., so ist auch Rec. Natur und Offenbarung Eins, aber beides geht ihm über die Vernunft.) 2) Es wäre ja wohl möglich, dass die abendländische, scholastische Theologie auf morgenländische, nicht wissenschaftlich zu pressende Ausdrücke der heil. Schrift Theorieen fälschlich gebaut hätte, welche den Geist der christlichen Einfalt in allzu enge Fesseln bannten. Als Beyspiel wird die lutherische Rechtfertigungslehre angeführt, die aus einem wahren Religionsgeheimnisse (der Vf. nimmt auch Geheimnisse an, aber solche, welche die reine Vernunftwissenschaft der Religion selbst aufstellt. Uns scheint hier viel Wortstreit mit unter zu laufen) eine Art von himmlisch-irdischem, gerichtlichem Processe gemacht habe, welches man im N. T. nicht so, sondern in dem Briefe an die Hebräer auf ganz andere Weise ausführlich dargestellt finde. 3) Es gebe biblische Aussprüche, namentlich apostolische, welche, wenn man sie buchstäblich und strenge nehme, nicht bloss über, sondern auch unleugbar wider die Vernunft seyen. Zur Erläuterung wird 1 Cor. 7, 14 angeführt. (Wir finden in dieser Stelle einen hohen Sinn, den die Vernunft billigen muss, dass die heilige und fromme Gesinnung des christlichen Gatten auf den nicht christlichen belebend übergehe, und seine sittliche Denkungsart läutere und heilige; und wir glauben durch diese Erklärung der buchstäblichen Auslegung nicht untreu geworden zu seyn. Das ἡγιασθηκε hat im N. T. diese Bedeutung eben so häufig, wie die, welche der Vf. in dieser Stelle annimmt.)

In einer Zugabe thut der Vf. zur möglichen Beylegung des Streits zwischen Rationalisten und Supernaturalisten, der ein schlimmer, und wie er bisher von Vielen geführt worden, sehr unchristlicher Streit sey, einige Vorschläge. Der Unterschied zwischen Vernunft und Offenbarung soll bleiben, weil die christliche Kirche ein positives Institut sey, und daher auch ihre Offenbarung, und ihr göttliches Organ der Offenbarung haben müsse, welches Jesus Christus sey. Über die Art der Offenbarung soll, als über etwas nicht Wissbares, nicht gestritten werden, und Jedem frey bleiben, ob er die religiöse Wahrheit, in oder ausser Offenbarung gegeben, um ihrer willen allein, und aus selbst erworbener Überzeugung, oder wegen äusserer, sie begleitender Umstände, die ihr zur reizenden Empfehlung dienen, als Wahrheit ehren, und von Herzen glauben und befolgen wolle, da das Christenthum für diese Wahl seinen Bekennern Freyheit lasse. — Obgleich wir zweifeln, dass diese Vorschläge von den streitenden Parteyen angenommen werden, und überhaupt auch durch diese Schrift den Streit noch nicht für entschieden halten: so glauben wir doch, dass eine vorurtheilsfreye Prüfung derselben ihn der Entscheidung näher führen, oder wenigstens eine friedliche Übereinkunft unter den streitenden Parteyen vorbereiten könne, und freuen uns der Achtung, welche der Vf. der christli-

chen Offenbarung zollt, und der Wärme, mit welcher er darauf dringt, dass das heilige Buch der Bibel von Herzen von der Gemeinde geehrt werde durch Mund und Schrift, da es ein ihr geheiligtes sey, sowie es auch heilig an sich selbst ist. Einem Manne, der in dem Einen, was noth ist, mit uns einig ist, bieten wir mit Liebe die Hand, wenn wir auch nicht in allen einzelnen Puncten mit ihm übereinstimmen sollten.

—†—m—†—

Soest, b. d. Vf.: *Vollständige christliche Religions- und Tugend-Lehre*, in ihren leichteren Theilen für Kinder, im ganzen Zusammenhange für die reifere Jugend und für Erwachsene. Ein Hülfsbuch zur Menschenveredlung durch Religion und Tugend, für alle Stände, von *J. D. C. Pilger*, Prediger zu Weslarn bey Soest u. s. w. 1806. XVIII u. 253 S. 8. (Ladenpr. 14 gr., Partiepr. 27 Exempl. für 5 Rthlr. sächs.)

Auch unter dem Titel: *Christlicher Religionskatechismus, bestimmt zum Unterrichte für die Jugend und zur Belehrung und Wiederholung für die Erwachsenen, über die Jedermann unentbehrlichen Glaubenslehren und Lebenspflichten* u. s. w.

Ein in mehreren Rücksichten vorzügliches Lehrbuch. Hr. *P.* hat dem ehrenvollen Auftrage des aufgeklärten Soester Ministeriums, ein für unsere Zeiten brauchbares Lehrbuch der Religions- und Sitten-Lehre auszuarbeiten, so Genüge geleistet, dass ihm Keiner, der mit den Schwierigkeiten einer solchen Arbeit bekannt ist, seinen Beyfall versagen wird. Schon der Umstand muss dieser Schrift zur Empfehlung gereichen, dass Hr. Inspector *Bädeker* und *Sybel*, die Hnn. Prediger *Höcker* und *Natorp*, und Hr. Rector *Frenzel* zu Soest die Revision derselben vor dem Druck übernommen, und dem Vf. ihre Bemerkungen über Plan und Ausführung mitgetheilt haben. Hr. *P.* hat die Erinnerungen dieser geschätzten Männer so benutzt, dass aus den gemeinschaftlichen Bemühungen dieser Gelehrten ein brauchbares Ganzes hervorgegangen ist. Dass die Pflichten als *Gebote* eingekleidet sind, hat unseren vollkommenen Beyfall. Mit Recht ist daher die Manier des Dekalogus, dessen feyerlicher Ton so stark auf die Gemüther wirkt, zum Muster genommen worden. Die Bestimmung für *Kinder* und *Erwachsene* will uns, ungeachtet der Erklärung des Vfs. in der gut geschriebenen und von richtiger Einsicht zeugenden Vorrede, nicht gefallen. Besser, dünkt uns, wäre es gewesen, wenn das für den Unterricht der Kinder Brauchbare auf einigen Bogen besonders wäre abgedruckt worden, und wir würden rathen, diess bey einer neuen Auflage noch zu thun. Die Schrift in den Anmerkungen ist so klein, dass sie das Auge angreift, und die Zeilen stehen überhaupt zu enge. Auch sollte das Papier besser seyn.

m. cr.

Erlangen, in der Bibelanstalt: *Erklärung biblischer Wahrheiten*. Von Herrn *Samuel Collenbusch*, weiland praktischen (m) Arzt(e) in Barmen, gesammelt aus den Papieren des Verstorbenen. 1820. Neue Sammlung, erstes Heft. IV u. 96 S. 8. (4 gr.)

Von der Erklärung biblischer Wahrheiten aus dem Nachlasse des D. *Collenbusch*, der kein Geistlicher war, und auch in religiöser Hinsicht ein merkwürdiger Mann bleibt, sind 8 Hefte in Barmen erschienen. Das gegenwärtige, 9te Heft, oder das erste der neuen Sammlung, verdient gleichfalls den Dank derer, welche mit dem Vf. im Ganzen gleiche religiöse Überzeugung hegen, und denen das geoffenbarte Wort Gottes über Alles werth ist. *Collenbusch* gehörte aber nicht zu den Mystikern, welche die Erkenntniss in der Religion hassen (wie *Kanne* in unseren Tagen). S. S. 35: „L. hat mir geantwortet, dass er die feinen Unterscheidungen hasse. Ich hasse sie nicht. Paulus wünscht den Colossern einen Reichthum des gewissen *Verstandes;* dazu kann die feinste Unterscheidung des geoffenbarten Geheimnisses Gottes des Vaters und Christi behülflich seyn. Christus hat nicht verheissen, dass er uns *ohne* Erkenntniss frey machen wolle von der Ungerechtigkeit; er sagt vielmehr: die Wahrheit wird euch frey machen." S. 38: „Kein Reich kann ohne Ordnung und Recht bestehen. Daher wird kein Candidat zum Amt befördert ohne Examen, kein Handwerksgeselle zum Meister angenommen, ohne Meisterstück." Ein Beyspiel von einer nützlichen Gemüthlichkeit, die sich hier ausspricht, stehe aus S. 62: „Ich verglich von Jugend auf meine Umstände mit den Umständen Anderer, so vieler tausend Knechte und Mägde, Taglöhner und Handwerker. Ferner stellte ich eine Vergleichung an mit den Umständen so vieler Millionen Muhamedaner, Chinesen, Afrikaner, Hottentotten und wilden Amerikaner; dann musste ich ausrufen: o Gott! wie habe ich es so gut vor vielen Millionen Menschen!" u. s. w.

P.

Berlin, b. Schade: *Die christliche Lehre von der Wiedergeburt*, im Lichte des Geistes der Wahrheit erkannt und philosophisch betrachtet, von *C. Bormann* (*quis? quid? ubi?*). 1820. IV u. 69 S. gr. 8. (12 gr.)

Nach Hn. *B.* ist die Seele die Synthesis des Geistes und seines substantiellen (physischen) Substrates. Dagegen hat Rec. gar nichts, auch nichts gegen die Behauptung, dass 1) die Lebenskraft (Sinnlichkeit), 2) die Denkkraft, 3) die Willenskraft drey Vermögen, oder Kräfte der Seele seyen, die bey ihrer Ausbildung sich einander gegenseitig unterstützen und beschränken, und wodurch Selbstgefühl, Bewusstseyn und Gewissen gegründet werden. Aber es ist nicht abzusehen, wie nach S. 21 die Wiedergeburt aus dem Wasser den substantiellen Theil, und die Wiederge-

burt aus dem Geiste den geistigen Theil der Seele erneuern soll, da das Wasser nur das Symbol der sittlichen Reinigung ist, welche durch den Geist geschehen soll. Wir ehren des Vfs. Bestreben, die Religion, welche neu aus der Menschheit geboren seyn will, durch den Zuruf: Thut Busse, und glaubet an das Evangelium! in den Herzen zu beleben. Aber wollte er zeigen, dass die Wiedergeburt in dem N. T. nicht uneigentlich von der sittlichen Umbildung, sondern im eigentlichen Sinne auch von der physischen Veränderung des substantiellen Theils der Seele zu verstehen sey: so mussten alle hieher gehörigen Ausdrücke der Schrift, welche für tropisch gehalten wurden, gesammelt, es musste die Erleuchtung, als aus dem wirklichen Reiche des Lichtes, besonders damit zusammengestellt werden, um diese Hypothese zu begründen, was aber nicht geschehen ist.

P.

Mainz, b. Kupferberg: *Der Apologet des Katholicismus*, eine Zeitschrift zur Berichtigung mannig(ch)faltiger Entstellungen des Katholicismus. Für Freunde der Wahrheit und der Bruderliebe herausgegeben von D. *Gratz*, Prof. an (!) der kathol. theol. Facultät in Bonn. 1 Heft. 1820. VIII u. 92 S. gr. 8. (12 gr.)

In diesem ersten Hefte dieser neuen katholisch-theologischen Zeitschrift wird gegen die Äusserungen der Drr. *Marheineke*, *Lücke* und *Kaiser*, die Möglichkeit einer wissenschaftlich begründeten Hermeneutik für Katholiken betreffend, polemisirt, wie der zweyte Titel aussagt. Aber den grössten Theil des Heftes macht eine, schon im J. 1817 vor dem bischöflichen Ordinariate in Ellwangen vertheidigte Disputation aus: über die Grenzen der Freyheit, die einem Katholiken in Erklärung der heiligen Schrift zusteht. Dann folgen einige Zusätze, wozu *Lücke's* und *Kaiser's* später erschienene Schriften Veranlassung gaben. Eine Probe von der Widerlegungsweise des Vfs. werde aus S. 69 genommen, wo der Vf. behauptet, die von D. *Kaiser* herausgehobene Geschichte des religiösen Lebens in der christlichen Kirche sey nichts Anderes, als — die Tradition in der katholischen Kirche. Zuletzt werden die Schriften: Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreyer? in *Paulus* Sophronizon, drittem Hefte, beantwortet von *Johann Heinrich Voss*, und: Briefwechsel zwischen Asmus und seinem Vetter, bey Gelegenheit des Buches Sophronizon u. s. w., gelästert.

P.

KLEINE SCHRIFTEN.

Theologie. *Mainz*, b. Kupferberg: *Wieder-Erinnerung an Dr. Martin Luther und die Reformation, bey Gelegenheit des dreyhundertjährigen Gedächtnisses, da dieser deutsche Glaubensheld am 17 April 1521 vor Kaiser und Reich stand.* — Zugleich ein Wort zum Frieden in der evangelischen Kirche. Von *Friedr. Christian Nonweiler*, der evang. Gemeinde zu Mainz Pfarrherrn. 1821. 67 S. 8. (7 gr.)

Es ist ein recht glücklicher Gedanke des Hn. *N.*, den 17 Apr. 1821, „diesen Tag grosser Erinnerung," durch einen neuen Abdruck der wichtigsten Actenstücke, welche wir über *Luthers* Erscheinung auf dem Reichstage zu Worms besitzen, seinen Zeitgenossen feyerlicher zu machen. Diese Actenstücke, an der Zahl 8, worunter sich *Luthers Predigt zu Erfurt*, sein *Ernstlich Gebet zu Worms gethan*, das *Namensverzeichniss der daselbst gegenwärtigen hohen Häupter* befindet, sind besonders durch ihre alterthümlichen Worte ganz geeignet, uns wie mit einem Zauberschlage in die Zeit und an den Ort einer Begebenheit zu versetzen, welche wahrhaft einzig ist, und dürften daher jeder, selbst einer meisterhaften, Erzählung davon vorzuziehen seyn. Aber eben, weil uns das von Hn. *N.* Gegebene zweckmässig scheint, hätten wir gewünscht, noch mehr hier zu erhalten. Sein Buch würde nur wenig an Bogenzahl, desto mehr aber an Gehalte zugenommen haben, wenn er noch die frommen *Briefe v. Huttens* an L., das sehr interessante *Schreiben Geo. Vogler's*, Geheimschreibers der Markgrafen Casimir und Hans von Brandenburg, s. *Meusels* histor. liter. Magazin, 1802. I, 207, und einen Auszug aus *Eob.-Hess Elegien* in einer zweckmässigen Übersetzung beygefügt hätte. Auch glauben wir, dass Hr. *N.* seinen Zweck, die Herzen aller Protestanten mit neuer Begeisterung für „den Mann voll Glaubensmuth" zu erfüllen, sehr unterstützt haben würde, wenn er z. B. J. G. *Müllers* einfache, und doch tief ergreifende Worte über Luthers zu Worms, und ähnlicher Männer Zeugnisse für Luthers sittliche Grösse in dieser Handlung, hätte beyfügen wollen. Viele Menschen hören gern noch ein urtheilendes Wort von Anderen über das, womit sie sich eben beschäftigt haben: dieses Wort bindet gleichsam ihr eigenes, sonst immer befangen gebliebenes, Urtheil los.

Was den Text der Actenstücke betrifft, so ist er sehr correct aus Luthers Werken, und No. II nach einer „gleichzeitigen," zu Mainz verwahrten Handschrift, die aber ganz unbedeutend zu seyn scheint, abgedruckt. Der Herausgeber hat sich hie und da kleine Veränderungen, auch einige Weglassungen erlaubt: wir würden dieses nicht erwähnen, wenn er es selbst seinen Lesern angezeigt hätte. No. III hätte aus *Junkers güld. u. silb. Ehrengedächtniss* u. s. w. S. 51 abgedruckt werden sollen.

Als unzweckmässig erkennen wir einen Anhang zu diesem Büchelchen, nämlich No. IX: *Ein Sermon Luthers am grünen Donnerstage* 1523, und No. X: *Kurze Summe der Disputation zu Marburg.* Diese Nummern beziehen sich auf das Wort zum Frieden, das Hr. *N.* in der Dedication spricht. Freylich, wenn ein so grosser Zweck, wie die Vereinigung der Jünger Luthers und Zwinglis ist, durch ein so leichtes Mittel, den Abdruck dieser bekannten Schriftchen, befördert werden könnte, dann wollten wir nichts dagegen haben. Aber *dieser* Hebel ist zu schwach, den Koloss einer Verschiedenheit in kirchlichen Meinungen zweyer, sich sonst innigst verwandten Religionsparteyen auch nur im mindesten zu erschüttern.

Xug.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

CHEMIE.

1) Freyberg, b. Craz und Gerlach: *Grundriss der technischen Chemie*, zum Gebrauche bey Vorlesungen und (bey dem) Selbstunterrichte. Von *W. A. Lampadius*, Prof. der Chemie zu Freyberg u. s. f. 1815. XXXVI u. 465 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

2) Göttingen, b. Dieterich: *Experimente über die technische Chemie*, zum Behufe technisch-chemischer Vorlesungen, sowie zum Selbstarbeiten. Von *W. A. Lampadius* u. s. w. 1815. XXXIV u. 258 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Wir tragen die Anzeige dieser Schriften hier kürzlich nach, weil beide sowohl durch Reichhaltigkeit des Stoffes, als durch zweckmässige Anordnung desselben, sehr empfehlenswerth wird. No. 1 kann sowohl als bequemer Leitfaden zu Vorlesungen über die technische Chemie, als auch zur Privatbelehrung dienen. Auch ist nicht bloss das Allgemein Bekannte mit Auswahl zusammengestellt, sondern der Vf. tritt nicht selten als Verbesserer und Selbsterfinder auf, wie man aus den Artikeln: Düngsalz-Gewinnung, Porcellan-Fabrication, Thermolampen, Glasschmelzen, Metallfarben-Bereitung, Metallscheidung, Zuckersiederey, Holzsäure-Benutzung, Agricultur-Chemie, Färberey u. s. f. ersehen wird. Das ganze Werk zerfällt in *fünf* Theile, welche die technische Mineral-Chemie, die technische Pflanzen-Chemie, die technische Thier-Chemie, die technische Atmosphärilien-Chemie und die technisch-chemische Bearbeitung mehrerer Naturkörper in Verbindung behandeln. Hauptabtheilungen des ersten Theils sind die Halurgie, Lithurgie, Phlogurgie, Hyalurgie, Metallurgie und Hydrurgie. Im II Th. die Gewinnung und Benutzung der Pflanzen-Educte und Producte. Im III Th. die Gewinnung und Benutzung der Thier-Educte und Producte. Im IV Th. die Wirkung und Benutzung der unwägbaren und wägbaren Atmosphärilien. Im V Th. die Schiesspulver-Fabrication und Feuerwerkerkunst, die Bleicherey, das Fleckenausmachen, die Färberey, die Gärberey, Seifensiederey, Papierfabrication, die Kitte und Klebwerke. — Die Schreibart ist meist gut, und nur selten stösst man auf kleine Nachlässikeiten im Ausdrucke. Bey der so überaus grossen Menge der, zum Gebiete der technischen Chemie gehörigen Lehren darf man es dem Vf. kaum zum Vorwurfe machen, dass manche Gegenstände nur sehr kurz abgehandelt worden sind. Wer mehr Belehrung darüber verlangt, mag die Schriften benutzen, welche mehrfach angeführt worden sind. Auch bietet dieser kürzere Vortrag dem Lehrer Stoff zu eigenen Erläuterungen dar, wodurch seine Vorlesungen um so mehr Theilnahme bey den Zuhörern finden werden. Der Druck ist gut, das Papier mittelmässig.

No. 2 steht mit der Schrift No. 1 in Verbindung. Sie enthält einen Schatz von chemischen Experimenten, welche nach dem Systeme von No. 1 geordnet sind. Da sie der Vf. alle selbst angestellt hat, so können angehende Lehrer und Liebhaber der technischen Chemie von ihrem Gelingen überzeugt seyn, wenn sie es nur ihrerseits nicht an den nöthigen Vorsichtsmassregeln fehlen lassen. So wie diese Schrift dem Vf. zum Gebrauche seiner Vorlesungen an der Bergakademie zu Freyberg dient, so können wir sie auch anderen Lehrern, ihrer Zweckmässigkeit wegen, bestens empfehlen. Auch dient das Werkchen sehr gut als Anleitung zum Selbstarbeiten, für Alle, welche sich im Praktischen der technischen Chemie ausbilden wollen. Dass der Vf. meist solche Versuche gewählt hat, welche entweder zur Erklärung oder zur Vervollkommnung technisch-chemischer Arbeiten im Grossen dienen können, hat unseren vollen Beyfall. Über die Art des Vortrags und der Behandlung theilen wir folgende drey Versuche mit. a) *Spiegelfolie.* Es wird ein Stückchen Staniol auf einem mit Tuche beschlagenen Tische ausgebreitet, und mit Quecksilber begossen. Das Quecksilber adhärirt stark mit dem Zinn. Schiebt man allmählich auf dieses Quecksilberzinn eine geschliffene Glastafel, und beschwert die aufeinanderliegenden Körper mit Gewichten: so wird man nach 24 Stunden das Quecksilberzinn fest auf dem Glase adhärirend finden, d. h. der Spiegel ist belegt. b) *Kienmayerisches Amalgam.* Man bringe einen Theil Zink und einen halben Theil Zinn in einem hessischen Tiegel zum Schmelzen, rühre schnell vier Theile Quecksilber hinzu, und giesse das entstandene Amalgam sogleich in ein kaltes eisernes Gefäss aus. Dieses Amalgam befördert die Erregung der Electricität sehr, wenn man die Kissen der Elektrisirmaschine mit demselben bestreicht. c) *Neue Orangenfärbung der Wolle.* Man nehme 10 Lothe vorbereiteter Wolle, und feuchte sie mit 2 Loth starker Salpetersäure und 8 Loth Wasser an,

lasse dieselbe so angefeuchtet 48 Stunden lang bey einer Temperatur von 20 — 30° Reaum. digeriren. Hiedurch wird die Wolle blassgelb gefärbt. Darauf bereite man eine Solution aus 2 Loth gereinigter Potasche und 8 Loth Wasser, welche die gelbliche Wolle abermals ein, und lasse sie ebenso digeriren. Sie erhält dadurch eine schöne satte Orangefarbe.

△

FREYBERG, b. Craz u. Gerlach: *Chemische Briefe, für Frauenzimmer von Bildung und Häuslichkeit, von W. A. Lampadius.* 1817. XIV u. 330 S. kl. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die Herausgabe dieser Briefe, welche, nach des Vfs. Versicherung, ursprünglich an seine Freundin gerichtet waren, verdankt der gelehrte Theil des schöneren Geschlechts einem Frauenvereine, dessen Wunsch derselbe nicht unerhört lassen wollte. Demnach dürften wir auch berechtigt seyn, die folgenden Bemerkungen nur an die Leserinnen dieser A. L. Z. zu richten, und ihnen den Nutzen, die Vorzüge dieser Briefe und die Verdienste des Vfs. um ihre Aufklärung lebhaft vor Augen zu stellen; allein da nebenbey auch Männer ihr Theil erhalten, wollen wir von der üblichen Form nicht abweichen.

Des Vfs. Absicht geht eigentlich dahin, dem gebildeten Theile des weiblichen Geschlechts, welches, ohne es einmal zu ahnen, in Ausübung mehrerer häuslicher Geschäfte das Gebiet der technischen Chemie berührt, gewisse Grundsätze mitzutheilen, damit das Gelingen ihrer Arbeiten weniger Spiel des glücklichen Zufalls, und letztere selbst vereinfacht werden. Sein Ruf als Schriftsteller und praktischer Chemiker giebt ihm in der That ein Recht, eine Bahn zu erweitern, welche vor ihm schon andere Chemiker zu brechen wagten, und worin sie durch die Verdienste mancher gelehrten Damen aus jeder Classe und aus den frühesten Zeiten unterstützt werden konnten. Diesen Zweck sucht Hr. *L.* dadurch zu erreichen, dass er seiner Leserin in den ersten Briefen den elementarischen Unterricht ertheilt, und in den folgenden zur technischen Anwendung selbst übergeht.

Die Briefe sind im Ganzen gut und leicht geschrieben, wenn gleich viele nur zu sehr für den freundschaftlichen, nicht ernstlich wissenschaftlichen Briefwechsel berechnet zu seyn scheinen. Manche unnöthige Wiederholungen; einige fehlende Zurückweisungen auf frühere Briefe, ohne welche das Folgende nicht deutlich wird; einige, dem Uneingeweihten zu flüchtig entworfene, und daher nicht hinlänglich deutliche Erörterungen; der Mangel einer grossen Anzahl technischer Arbeiten, welche der ökonomischen Hausmutter oft sehr nützlich sind, und ganz ohne Noth aufgenommene Beschreibungen, berechtigen vollkommen zu jenem Urtheile.

In dem 1 Briefe macht der Vf. seine Freundin mit der Schwierigkeit und Nützlichkeit des Gegenstandes, und in dem zweyten mit dem Plane des Werkes bekannt. — Der 3 Brief begreift die Zweige der allgemeinen Naturwissenschaft und deren Definitionen; der 4 die Eintheilung und Anwendung der Chemie auf Künste. — Im 5 und 6 Briefe entwickelt Hr. *L.* die Geschichte der Chemie, in welcher doch auch die Namen solcher Chemiker, die nicht Sachsen waren, und der mystischen Alchemie, gleich jenen, Grenzen steckten, genannt zu werden verdienten. — Der 7 Brief handelt von Kräften und Affinitäten; der 8 von Mengung und Mischung, und der 9 von den mechanischen und chemischen Operationen, vom Feuer, Feuererregung und Kälte. Auffallend ist es, dass, ungeachtet Hr. *L.* das Feuer als eine Verbindung von Wärme und Licht betrachtet, welche schon durch mechanische Mittel aus flüssigen und festen Körpern frey gemacht werden können, derselbe das beym Verbrennen entwickelte Feuer einzig in der atmosphärischen Luft oder dem Sauerstoffgase sucht, ohne dabey das specifische Verhalten der festen, brennbaren Körper zu Wärme und Licht, woraus sich doch allein nur die Verschiedenheit der Intensität des entwickelten Lichtes, oder der Hitze, verschiedener, unter gleichen Umständen brennender Körper erklären lassen dürfte, zu berücksichtigen. — Der 10 Brief ist als eine Fortsetzung des vorhergehenden zu betrachten. Es werden darin die Eigenschaften des Wärmestoffs und die Anwendung desselben zu verschiedenen Zwecken gelehrt. — Im 11 Briefe geschieht der Verflüchtigung, der Destillationen, Sublimationen, Bereitung gebrannter Wasser, der Essige und Liqueurs für Damen, der Nützlichkeit der Destillirblasen in den Küchen (freylich nicht Behufs der Liqueurbereitung) Erwähnung. — Der 12 Brief entwickelt sehr lehrreich die, in der Ökonomie so nützliche Verdampfung, und deren zweckmässige Ausführung. — Der 13 Brief lehrt die atmosphärische Luft und die Wirkung einiger Luftarten kennen, wobey eine richtigere Angabe der Bestandtheile der ersteren zu wünschen bleibt. — Der 14 Brief, welcher die Nutzanwendung der Dämpfe zum Kochen der Speisen, und die Abbildung der dazu gehörigen Geräthschaft enthält, ist einer der vorzüglichsten dieser Schrift. — 15 Brief. Von den Auflösungs- und Niederschlagungs-Arbeiten. — Im 16 Briefe, welcher von den vier Gasarten im Allgemeinen und dem Sauerstoffgas insbesondere handelt, drückt sich der Vf. nicht richtig aus, wenn er darauf hindeutet, dass keiner ihrer Grundstoffe im reinen Zustande vorhanden sey. Sehr gegründet ist es zwar, dass seine Freundin ihn um Überschickung eines Pfundes Sauerstoffs vergebens ersuchen würde; allein man hat doch Beyspiele, dass manches Pfund reinen Kohlenstoffs sehr angenehme Sendungen geworden sind. — 17 Brief. Vom Wasserstoff. — 18 Brief. Vom Kohlenstoff. — 19 Brief. Vom Stickstoffe und Jodin. — Mit dem 20 Briefe, welcher eine kurze Darstellung der übrigen einfachen Stoffe und deren Verbindungen enthält, schliesst nun die vorbereitende Belehrung. Hr. *L.* bemerkt unter Anderem darin, dass die Metalloide, nach seinen Ansichten, aus Wasserstoff und Stickstoff zusammengesetzt seyen; allein er ist den Beweis für diese Meinung schuldig geblieben. — Der 21 Brief enthält viele nützliche Vorschläge und Bemerkungen über Brennmaterial, so wie

der 20, über Ofen aller Art, seiner Freundin ein, gewiss nicht minder nützliches und wichtiges Geschenk gewesen seyn muss. — Im 23 Brief unterhält Hr. L. dieselbe mit Beleuchtungsmethoden, und im 24 mit Töpferwaaren und dahin gehörigen Geschirren. Besonders wichtig ist auch der letztere Brief, und wenn gleich der Gebrauch mancher kupferhaltiger Legirungen und bleyglashaltiger Überzüge nicht zu empfehlen ist: so verdienen des Vfs. Versuche, Töpferwaaren innen mit Glasüberzügen zu bedecken, doch sehr grossen Beyfall. — 25 und 26 Brief. Über die Art, zu kochen und Brod zu backen. — Der 27 Brief: Von den nahrhaften Stoffen des Thier- und Pflanzen-Reichs, ist weniger lehrreich ausgefallen. Die neueren Versuche mit dem sogenannten Osmazom sind übergangen, und die Bemerkung, dass das Mark der Knochen aus Fett, Eyweissstoff und Faserstoff bestehe, ist nicht ganz richtig. — 28 Brief. Über Milch und Butter. Hier wird unter Anderem bemerkt, dass, wenn den Kühen einige Löffel voll Kleeextract im Winter unter das Futter gemengt werde, ihre Milch gelbe Butter gebe; allein da der Vf. dieses einzig als ein Factum anzeigt, so dürften gegründete Zweifel dagegen entstehen. Dieser Brief schliesst mit Bereitungsart der Käse, des Milchzuckers und der Molken. — Ob der 29 Brief, über Kaffee, dem Bedürfnisse entspreche, wollen wir dahin gestellt seyn lassen. — 30 Brief. Vom Zucker und von den Zuckersäften. — 31 Brief. Von dem Kraftmehl, Stärkezucker u. s. w., Wenn, wie es S. 264 heisst, vor 15 Jahren die Kartoffelsago zu Neuwied bereitet wurde: so können wir hinzufügen, dass dieselbe schon über 20 Jahren in einigen Orten Pommerns gebräuchlich war. — Im 32 Briefe, von der Gährung organischer Körper, ist hinzuzufügen, dass es allerdings organische Körper giebt, die nicht der Gährung unterworfen sind. — 33 Brief. Von der Gährung der Getreidearten, der Bierbrauerey und Branntweinbrennerey. — 34 Brief. Von der Essigfabrication und Fäulniss. — 35 Brief. Von dem Gewebe der Stoffe aus dem Thier- und Pflanzen-Reiche, Bereitung der Leinwand, Bleichen, Fabrication der Seife. — 36 Brief. Von den Farbenstoffen, und dem Verfahren, Zeuge zu färben. — 37 Brief. Von dem Verfahren, Flecke zu vertilgen und verschossene Farben wieder herzustellen. — Im 38 und letzten Briefe giebt Hr. L. eine mangelhafte Übersicht der Stoffe des Mineral-, Pflanzen- und Thier-Reichs; allein dieses wird nicht hindern, dass diese nützlichen Briefe recht fleissig gelesen und beherzigt werden.

J. A.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Augsburg u. Leipzig, in der v. Jenisch- und Stageschen Buchhandlung: *Original-Theater für das Jahr* 1820. Zusammengetragen von mehreren dramatischen Dichtern. Mit einem Kupfer. 1820. 266 S. 8. (7 Rthlr. 12 gr.)

2) Ebendaselbst: *Deutsches Theater für das Jahr* 1819. Herausgegeben von *Joseph August Adam*. Mit einem Kupfer. 18 gr. Erster Band. 282 S. Zweyter Band. 266 S. Dritter Band. 266 S. 8. (15 Rthlr.)

Unter dem prunkenden Titel: *Original*-Theater, erhalten wir hier 1) *Johanna d'Arc* zu Rouen von *F. v. Husckberg*, eine wahrhaft erbärmliche Verdeutschung eines höchst mittelmässigen französischen Products von D. *Avrigni*. Schon die Wahl des Stücks, über dessen Gegenstand wir von unserem ersten Dichter ein Meisterstück besitzen, ist nichts weniger, als glücklich; die Übersetzung ist in Jamben, aber in hohem Grade schlecht. Die holprigen Verse sind bloss abgesetzte Prosa, zum Theil sogar mit zerstückten Worten! — No. 2. *Fernando und Cäcilie*, von *J. A. Adam*, ist von gleichem Gehalte; das Süjet aus der neuen Südamerikanischen Revolutionsgeschichte entlehnt. Wir können nimmermehr glauben, dass irgend eine Theaterdirection auf dieses Product den grossen Aufwand von Decorationen verwenden werde, womit der Vf. sein Machwerk aufzustutzen versuchte; die Gesänge sind vollends unter aller Kritik, z. B. S. 134:

> Mir pocht das Herz,
> Mich *frisst* der Schmerz u. s. w.

— No. 3. *Der Regen*, Lustspiel in einem Aufzuge, von *L. Wilhelm*. Eine recht artige Erzählung, die wir in irgend einem Conversationsblatte gelesen zu haben uns erinnern, ist hier in ziemlicher Breite in ein Lustspiel verwandelt. Übrigens noch das beste Stück der Sammlung. — No. 4. *Der Ehe-Procurator*, von *Dorsch*. Eine Posse, welche an Gemeinheit, und Mangel aller Wahrscheinlichkeit selbst die so ausgedehnten Grenzen der Posse überschreitet.

Das Werk muss gleichwohl sein Glück machen: denn schon ist der Jahrgang 1821 erschienen, und in unserer A. L. Z. No. 177 von einem anderen Recensenten angezeigt.

No. 2 ist ein ähnliches Buchhändlerunternehmen, und enthält Folgendes:

1 *Band*. No. 1. *Die Verkleideten*, von *Bülow*. Eine höchst verbrauchte Verkleidungs-Intrigue eines Fürsten, aber hier gar nicht einmal gehörig motivirt, und durch vier Acte langweilig durchgeschleppt. Von Charakterzeichnung ist keine Spur; abgedroschene Taubheit des Gärtners Martin kann das Stück wohl nicht heben. — No. 2. *Fabius Urtheil, oder Lucius und Livia*, von *Weichselbaumer*. Die bekannte Anekdote von Fabius Sohn; aber wie verwässert! in ein Lustspiel verwandelt! — No. 3. *Wallhaide, die schöne Jägerin, oder der Flammenberg*. Ein misslungener Pendant zum Donauweibchen; damit ist wohl Alles ausgesprochen. — No. 4. *Die Brautschau, oder der erste April*. Zwar eine längst verbrauchte Intrigue, ein betrogener Oheim, Verkleidungen u. s. w., doch ist die Posse ziemlich leicht versificirt.

2 *Band*. No. 1. *Andromache*. Trauerspiel nach *Racine*. Dieses Trauerspiel hätte gar wohl unübersetzt bleiben können. Es ist nicht nur eines von *Racines* schwächsten Stücken, sondern es wird auch bald eine Zeit kommen, wo mindestens fremde Nationen einsehen werden, dass der vergötterte *Racine* zwar in der

poetischen Reflexion und in der Harmonie des Versbaues bedeutendes Talent besaſs, aber durchaus kein poetisches Genie war. Die Übersetzung ist oft sehr unrein. — No. 2. *Der Geist von Höhenkrähen;* eine Volkssage, von *Löyler.* Ein Ritter-, Geister- und Spectakel-Stück! — No. 3. *Der Telegraph.* Lustspiel in einem Aufzuge, von *Dorsch.* Abermals ein geiziger Vormund, der seine Mündel heirathen, und dem sie ihr Liebhaber, ein Officier, entführen will; mit der allerpossenhaftesten Entwickelung. Das Ganze ebenfalls unter aller Kritik. — No. 4. *Ehrlich währt am längsten.* Eine ganz gemeine, erbärmliche Intrigue, die Sprache, besonders die des Kneiper, ist noch tief unter dem Gemeinen und Pöbelhaften.

5 *Band.* No. 1. *Die Waise und der Mörder,* Drama, übersetzt von *Castelli.* Ein bekanntes Effect- und Spectakel-Stück, das auf der Bühne Glück gemacht hat. Das beste der ganzen Sammlung. — No. 2. *Der Friedenstörer,* Lustspiel in einem Aufzuge, von *Thienemann.* Eine erbärmliche Nachahmung der bekannten *Kotzebue*'schen Beichte. — No. 3. *Cromwell,* Trauerspiel in 5 Aufzügen, von *Weichselbaumer.* Eine höchst breite, langweilige, Bearbeitung der Mordgeschichte Karls I. Wer des Vfs. Darstellungsgabe und poetischen Genius kennen lernen will, lese nur Cromwells Monolog S. 207.

Bey diesem Bande befindet sich nun die zum ersten Bande gehörige Vorrede der Verlagshandlung. Sie verkündet, daſs die deutsche Schaubühne mit dem 60sten Bande geschlossen sey, und statt deren diese neue Sammlung beginne, wozu sie alle *guten* deutschen Dichter einladet, und verspricht, daſs dieses Werk von Jahr zu Jahr ein immer steigendes Interesse erhalten, und *eine edle Blumenlese* deutscher dramatischer Dichtungen werden solle.

Wir wollen das wünschen; aber wenn nicht bessere Köpfe an dieser Sammlung Theil nehmen: so möchte wohl die Fortsetzung nicht zu rathen seyn.

J. z.

KARLSRUHE u. BADEN, b. Marx: *Religion und Liebe,* ein Trauerspiel in 5 Aufzügen, zum Jubelfest der Reformation, herausgegeben von *E. Schüzenberger.* 1817. 118 S. 8. (16 gr.)

Unter allen den Miſsgeburten, welche die Feyer des Reformationsfestes zur Presse gebracht hat, ist wohl diese eine der abentheuerlichsten. Wahrscheinlich wollte der Vf. jenen Beysatz auch lediglich zum Aushängeschild benutzen. Wahrlich! ein sehr unglücklicher Gedanke. — Auf die Reformation hat übrigens dieses dramatische Product nicht den mindesten weiteren Bezug, als daſs der Liebhaber der Laura, der Heldin des Stücks, von den Grundsätzen der Reformation auf seinen Reisen in Deutschland angesteckt, und daher dem Onkel seiner Geliebten, Cardinal Roleda, verdächtig ist, der ihn *wahrscheinlich* ermorden läſst. Wir sagen, wahrscheinlich: denn ausgedrückt ist es nirgend. Übrigens ist die Fabel des Stücks so flach als möglich. Laura liebt den Leonto — und Leonto die Laura. Lauras Vater Brusio soll Leontos Vater einst ermordet haben; man erfährt nicht recht, wie und weswegen; die Mutter hat aber Laura dem Kloster verlobt, man weiſs auch nicht recht, weswegen; der Oheim Cardinal mischt sich darein. Die Verliebten wollen flüchten. Der Vater verliert S. 71 in einem Gewitter plötzlich seine Gewissensangst; beide Ältern wollen die Verbindung zugeben. Da findet sich aber Leonto erschlagen auf dem Wege! Laura will sich an seiner Leiche vergiften, besinnt sich aber plötzlich, S. 117, anders, und schlieſst das Stück mit dem frommen Ausruf:

> Vergieb mir, Vater! alle meine Schulden,
> Wie meinen Schuldnern allen ich vergebe! —

Nun so vergebe er denn auch dem Vf. dieses wirklich jämmerliche Machwerk! — Der Vf. ist wahrscheinlich ein Jüngling von feurigem Blut und Gefühl, was denn aber freylich noch nicht zum Dichter hinreicht: denn auch die ersten Gesetze der dramatischen Kunst sind ihm unbekannt. Da ist nichts gehörig motivirt, nirgends Haltung in den Charakteren, ja nicht einmal in der Sprache. Alle Personen des Stücks sind aus der gewöhnlichen Romanenwelt genommen, ohne irgend eine individuelle Zeichnung. Vom Versbau hat er nun vollends auch nicht den ersten Begriff. Man höre nur S. 10 (*Jamben sollen es seyn*):

> Wie göttlich wäre eine biedre *Familie,*
> Wäre — die Menschheit nur von einem Pol u. s. w.

S. 12:

> *Gegen* — den Papst und seine Priester *siegen machte.*

Und noch viel ärger geht es, von Seite zu Seite, fort, z. B. S. 34:

> Laſst *Vergangnes* auch *Vergessenes* seyn!!!

Bisweilen hilft er sich durch Wiederholung der nämlichen Worte, z. B. S. 14:

> Wer eine solche, *solche* Seele fand u. s. w.

S. 20:

> Ich hoff' es zwar, *doch,* konnte *doch* — u. s. w.

Oft sprechen die Personen wahren Unsinn, z. B. S. 25:

> wie seine *blutig*
> *geronn'nen* Locken in dem Winde flattern!

S. 67:

> — Ihr *ros'ger Liebesglanz* ist weggeätzet von
> Den *salz'gen* Thränen, die dein Vater — O!

Übrigens hat der Vf. alle Ingredienzien eines *modernen* Trauerspiels *à la Müllner* wohl benutzt, und durch einander gemischt. So erscheint S. 84 ein langer, breiter *Traum* der Gräfin. Da giebt es auch einen *wahnsinnigen* Grafen Brusio, den Vater, der bald mit *Höllengeistern* u. s. w. zu thun hat, bald S. 106 nach Rom will: um *Fische auf dem Markte zu verkaufen,* und dann zu seiner Gattin spricht:

> Ja, *lock'* und *wink'* du nur! Du fängst mich nicht!
> Ich kenn' dich wohl an deinen Ziegenfüſsen
> und deinen Krallenfingern! u. s. w.

Was mag über diesen Unsinn und diese Trivialitäten gehen?

F.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

ALTE LITERATUR.

MÜNCHEN, b. Lindauer: *Über die Ursachen der Fortdauer der lateinischen Sprache seit dem Untergange des abendländischen Römer-Reichs.* Eine Abhandlung zur Feyer der 56sten Wiederkehr des Stiftungstages der königl. baier. Akademie der Wissenschaften, in der öffentlichen Versammlung derselben, den 29sten März 1815, vorgelesen von *Bern. Joseph Docen.* 1815. 35 S. 4.

Gewiss ein wichtiger und anziehender Gegenstand! Hr. *D.* hat ihn als solchen völlig erkannt und darzustellen gesucht. Manches ist ihm dabey wohl gelungen; doch hat er uns im Ganzen nicht genügt. Die ganze erste Hälfte der Abhandlung verweilt bey der Einleitung; in der zweyten erschöpft der Vf. die Sache nicht, und in dem Vortrage herrscht eine zu feyerliche Breite, ein schwerfälliger Periodenbau und manches Andere, das den erfreulichen Eindruck bisweilen hindert, wie sich aus dem ergeben wird, was wir darüber zu sagen haben. Hr. *D.* geht von dem Satze aus: bey den Griechen sey die Bildung etwas Gemeinsames gewesen; dagegen sey sie bey den Neueren die Frucht eines getheilten Strebens, einmal, das Volksthümliche fortzubilden, zweytens, eine alterthümliche Gelehrsamkeit im Leben fortzuführen, woraus jene vorzeitige, durch die Literatur und Sprache der Griechen und Römer vermittelte Bildung entspringe. Durch diese sey ein Band in die neueuropäische Bildung gebracht, dessen Einfluss nichts schade, wenn er gehörig begrenzt werde; doch habe besonders die römische Sprache dahin gewirkt; auf das Griechische wären die Neueren erst durch das Lateinische zurückgeführt worden. (Wir hätten gewünscht, der Redner hätte diess etwas näher beleuchtet. Auch wäre hier ein guter Ort gewesen, über die, in den letzten Jahren so sehr verlangte und bestrittene, sogenannte Priorität des Griechischen etwas zu sagen.) Das Fortleben der lateinischen Sprache beruhe auf dem Daseyn der römischen Literatur, von welcher dann von S. 7—18 ein übersichtliches Gemälde aufgestellt wird, welches mit *Isidorus von Sevilla* schliesst. So richtig diess kleine Gemälde ist, und so gern wir dem Vf. glauben, dass er es nicht aus den Literaturbüchern, sondern aus den Quellen selbst genommen habe: so enthält es doch auch eben nichts Neues, und ist von *Fr. Aug. Wolf*, in den kleinen Einleitungen zu den verschiedenen Zeiträumen, in dem Leitfaden zu seinen Vorlesungen über die römische Literatur noch kürzer und sprechender gezeichnet worden. Die Absicht, in diesem kurzen Gemälde namentlich das hervorzuheben, was zu dem eigentlichen Gegenstande der Rede hätte vorbereiten können, was nämlich in den Schriftwerken der Römer gewesen, wodurch ihrer Literatur eine so lange Fortdauer gesichert worden, und wie es hinein gekommen sey, haben wir nicht bemerkt; eben so wenig eine Auszeichnung dessen, was mit jenem sehr nahe zusammengrenzt, worin nämlich die Römer selbstständige Schöpfer und Erfinder waren. So wie das Gemälde jetzt dasteht, scheint es uns, so sehr wir es an sich billigen, ein überflüssiger Theil der Rede. Uns dünkt, auf ein Gemälde des Ganzen kam es hier eben nicht an, sondern auf eine Darstellung des eben Angedeuteten; diese hätte aber weit kürzer ausfallen müssen, und für den Hauptgegenstand und einige mit ihm noch näher verwandte, die einer solchen Ausführlichkeit, wie dieses kurze Gemälde, nicht bedurft hätten, wäre dann mehr Raum geblieben. — Hierauf werden von S. 18 als Ursachen von der Fortdauer der lateinischen Sprache angegeben: 1) *die Verbreitung des Christenthums* unter den sich im 4ten, 5ten und 6ten Jahrhundert in das abendländische Kaiserthum ergiessenden Völkern, bey welchen theils durch die lateinischen Bibelübersetzungen, theils durch den schon entstehenden kirchlichen Gebrauch, theils durch die Wichtigkeit, welche nun die Kenntniss des Lateinischen für die Geistlichkeit erhielt, dieser Sprache ihr Fortleben gesichert wurde. (Eines sehr wichtigen Umstandes hiebey ist nicht gedacht, wie nämlich die hierarchischen Bestrebungen der Päpste dazu sehr viel und entschieden mitgewirkt haben.) 2) *Der ausgedehnte Gebrauch des römischen Rechts* im ganzen Reiche, nachdem es schon lange zerfallen war. (Man hätte hier wohl etwas über die mit dem Wiederaufleben der Wissenschaften in Italien entstehenden Rechtsschulen erwartet, und zwar in doppelter Rücksicht: einmal, wie das vorhandene römische Recht dabey den Gebrauch der lateinischen Sprache bewirkte; sodann, wie dadurch nun wieder für das weitere Fortleben dieser Sprache gesorgt wurde.) 3) *Die Fortdauer der weltlichen Schulen nach dem Untergange des abendländischen Reichs* in Italien, Frankreich und Spanien, in denen noch die alten Bildungsstudien, Grammatik, Beredsamkeit und Dichtkunst, getrieben worden seyen.

Hr. *D.* hält es mit Recht für eine durchaus irrige Vorstellung, daſs nach dem Untergange des Römerreichs jemals die, unter ihnen üblichen encyklopädischen Bildungsstudien in *gänzliche* Vernachläſsigung versunken seyen: doch muſs die Gelegenheit, damit bekannt zu werden, gering, und die Lehrart schlecht gewesen seyn, weil sonst der tiefe Verfall unmöglich gewesen wäre, welcher nachher eintrat. Hierauf kommt eine fast zu lange Abschweifung, daſs die Sprache jener Zeiten gar nicht so schlecht gewesen, als man gewöhnlich glaube, weder in der Geschichte, noch in der Dichtkunst, noch in der scholastischen Philosophie. Man habe damals die lateinische Sprache noch nicht so abgeschlossen angesehen, als jetzt. Die Bildung neuer Wörter sey durch das Bedürfniſs gerechtfertigt. Das möchte noch hingehen, obwohl Viele Vieles werden dagegen haben. Wenn es aber heiſst: „Und wer weiſs, ob nicht viele jener Wörter, die wir den Scholastikern eigen glauben und barbarisch finden, wirklich schon in verlorenen philosophischen Schriften geachteter altrömischer Autoren vorkommen? — Ist es ihnen zu verargen, wenn sie für den Ausdruck ihrer Denkformen damals noch dieser Sprache solche Bezeichnungen abnöthigten, die ohne Zweifel die alten Römer des gröſseren Theils selbst würden versucht haben, wenn sie eine umfassendere philosophische Literatur je unter sich begründet hätten?" so wird man kaum seinen Augen trauen. Hr. *D.* hat sich gewiſs nicht gedacht, wie ein *Lambin*, *Muret*, *Manutius*, *Lipsius*, *Reiz*, *Wolf*, *Schütz*, *Eichstädt*, *Hermann* und manche Andere als Scholastiker schreiben würden. Also, hätten auch die Scholastiker besser schreiben können, wenn sie aufs alte, classische Latein sich besser verstanden hätten. Was der Vf. nun von S. 27 — 30 sagt, daſs endlich um die Mitte des 15 Jahrhunderts in Italien ein höheres Streben nach reiner, alterthümlicher Bildung und Sprache auſser den Kirchen und Klöstern entstanden, und durch die Flucht der Griechen aus Constantinopel, durch die Erfindung der Buchdruckerkunst, und durch die, von der Reformation herbeygeführten besseren Schuleinrichtungen befördert worden sey; daſs seit *Gesner* und *Ernesti* Leipzig der glänzendste Sitz alterthümlicher Philologie geworden, daneben Göttingen aufgeblüht sey, und hernach sich der ästhetische (?) Sinn mehr aufs Griechische gerichtet habe: — das haben wir unmöglich als einen Grund der Fortdauer der lateinischen Sprache ansehen können, da nicht gezeigt ist, woher es kam, daſs man bey den genannten Umständen und Ereigniſsen von der lateinischen Sprache nicht abging, als worauf ja hier eben Alles ankommt. Wenn es aber S. 29 von Leipzig heiſst, es habe um so leichter der obgenannte Sitz werden können, da hier keine vage Lebensbildung von solcher Betriebsamkeit ablenkte, und getadelt wird, daſs hier fast Keine den rühmlichen Beyspielen *Wielands* und *Voſsens* folgen mögen, allen gebildeten Deutschen, die der Schulform weniger zugänglich sind, die classischen Schriftsteller lieb und werth zu erhalten: so kommt es uns beynahe so vor, als wenn Hr. *D.* verlangte, daſs Groſshändler auch im Kleinen verkaufen sollen. Wenn Leipzig für die Philologie im Groſsen, als Wiſsenschaft, mit glücklichem Erfolge arbeitet: so ist es doch wohl ehrenvoller, als wenn die Profeſsoren dort alte Schriftsteller mit deutschen Überſetzungen und Erklärungen herausgäben, wiewohl wir das nicht sagen, um *Voſsens*, *Wielands* und Ähnlicher Verdienste zu schmälern. Oder hat Hr. *D.* es so bestimmt nachgerechnet, daſs von den in Leipzig Gebildeten Ähnliches nicht geschehen? Dann hätte er ja *Garve* und *Schelle* übersehen. *Leſsing* hat zwar keinen Alten mit Überſetzung und Anmerkungen herausgegeben, wohl aber Vieles geschrieben, wovon sich Viele zu Überſetzungen und Anmerkungen die Taschen vollgesteckt. Oder welche Universität hat denn auch mehr, als Einen *Wieland* oder *Voſs* gebildet? Oder auch nur Einen? — Hier nun hat Hr. *D.* die *äuſseren Urſachen* beendigt. Als *innere* giebt er an: a) *den Plan der Weltordnung*, nach dem Untergange der Römerherrschaft die spätere Menschheit so durch das geistige Band der Rede und Schrift an eine vergangene Bildung anzuknüpfen. Recht schön; aber ist das eine innere, d. h. in der lateinischen Sprache und Literatur selbst liegende Ursache? b) *Es muſs in der Römerſprache eine innere, urkräftige Anlage verborgen wohnen, noch beſtändig Tauſende in ihren Kreis zu ziehen.* Dieſs zu zeigen, hätte eben das Hauptgeschäft des Vfs. seyn müſsen. Zum Schluſse wird von S. 51 an noch bemerkt, daſs man jetzt mit heiterer Ausſicht auf das Fortbestehen der lateinischen Sprache blicken könne, und von der nöthigen Beschränkung ihres Gebrauchs keine neue Herabwürdigung der eigenen Sprache jedes Volkes zu besorgen sey: nöthig sey die Kenntniſs des Lateins Allen, die dem Staate, durch freye Studien gebildet, nützen sollen. Wir hoffen, durch diese Darlegung unser obiges Urtheil genüglich begründet zu haben. Der Urſachen hätten weit mehrere angegeben, und diese mehr ausgeführt werden können, wenn Hr. *D.* sich den, für eine Rede ohnehin fast zu reichen Stoff durch Herbeyziehung deſsen, was nicht so nöthig war, nicht über die Gebühr verlängert hätte. Vor allen Dingen würden wir noch folgende Urſachen aufgestellt haben: I. Das gewaltige, groſsartige Leben der Römer. Ein solches Leben, welches im Völkerleben einmal einen so groſsen Einfluſs gewonnen, kann nicht untergehen, ohne seines Daseyns Spur in seiner Sprache auf ewig zurückzulaſsen. So läſst der groſse gebildete Geist des einzelnen Menschen in seinen Schriften seine Spur zurück. II. Die groſse Ausdehnung und Oberherrschaft des römischen Reichs, welche der Verbreitung so manches Guten, z. B. des Christenthums, zu Gute kam. Dadurch waren die gröſsten Völker der Erde in die Gewohnheit des römischen Lebens selbst mit hineingezogen. Gingen nun auch die Römer unter: so lebten diese Völker noch immer das Leben derselben fort. III. Die ausgebreitete Herrschaft der lateinischen Sprache in dem groſsen Römerreiche, welche die Römer ihr zur Sicherung ihrer eigenen Herrschaft wohlberechnet verschafft hatten. Sehen wir nicht an dem Beyspiele des Französischen, wie schwer es ist, einer Sprache ihre einmal errungene Herrschaft auch bey

dem besten Willen wieder zu entreissen? Und welch ein Unterschied aller hieher gehörigen Verhältnisse zwischen der Herrschaft der lateinischen und der französischen Sprache! IV. Das Hervorgehen vieler Töchtersprachen aus dem Lateinischen, wodurch dieses einer edlen, geistreichen Mutter ähnlich ward, die viele ihr ähnliche Töchter erzieht und verheirathet, deren Kinder und Kindeskinder immer ihr Andenken noch feyern werden. V. Der hierarchische Kunstgriff der Päpste, die Allgemeinheit der lateinischen Sprache zur Hebung ihres Ansehns und zur Ausdehnung ihrer Macht zu benutzen. VI. Die Fortdauer des römischen Kaiserthums in Deutschland, wodurch es für die Kaiser eine Art von Ehrensache wurde, die lateinische Sprache selbst zu verstehen, und ihrer Kenntniss einen gewissen Werth beyzulegen. VII. Die in Italien sich bildende Politik, wobey das Bedürfniss einer allgemeinen Sprache kaum anders, als durch die lateinische befriedigt werden konnte, besonders da die Diplomatik damals nur in den Händen der Gelehrten war. VIII. Das Bedürfniss einer allgemeinen Sprache im Gebiete der Wissenschaften, gerade in einer Zeit, wo kaum eine andere Sprache auf diese Allgemeinheit Anspruch machen konnte.

So viel über die Sache. Was die Form betrifft, so haben uns mehrere Wörterbildungen glücklich geschienen, z. B. *Erwirkniss*, *übersichtlich*, *Vorschätzung*, *darzeigen*, *ablaufs*, *Vorkommnisse*, *Römlinge*, *voraussetzlich* u. a. Weniger billigen wir *übrigen* f. übrig seyn. Falsch gebildet scheint uns *schaustellen*, *augenfällig*; in falscher Bedeutung gebraucht ein *triftiger* (trifftiger) Ausdruck f. *treffender*. In Vielem hält Hr. *D.* sehr genau auf das Richtige, auch wenn es sehr vom Gewöhnlichen abgehen sollte. So sagt er nicht anders, als *inwohnen*, *inheimisch*, *Wörtergebilde*, *Rechnenkunst*, *unthulich*, *die Niedersten*, *mittels* u. dgl. Um so befremdlicher ist es, auch auf Manches zu stossen, was die Probe nicht hält, z. B. *einzle*, *ehrenen* f. *ehernen*, *nirgens*, *einsmalig* f. *einstmalig*. Besonders sticht bey diesem sichtbaren Bestreben nach Genauigkeit vieles Ungleichmässige ab. So findet man *Europäisch*, *Römisch*, *Justinianisch*, *Salisch*, und dabey *griechisch*, *lateinisch*, *hellenisch*, *römisch*, *ciceronianisch*; *hervorgegangen*, *herbeygerufen*, *forterhielt*, und auch *entgegen bot*, *hervor arbeiten* u. dgl.; *darzustellen*, *fortzupflanzen*, und auch *entgegen zu arbeiten*, *hervor zu ziehen*; *Alles*, *Keine*, *nichts Reales*, *im Verborgenen*, und auch *etwas gleichmässig fortschreitendes*, *in kurzem*, *im übrigen*, *im ganzen*, *nichts gutes* u. dgl.; *jetzig*, *nützlich*, *ersetzen*, *schützen*, und auch *jezo*, *izt*, *übersezte*, *wohlgenüzte*; *glänzendste* und *bedeutenst*; *schwirig*, *liegt*, *angibt*; *Kenntniss*, *müssen*, und auch *Verhältniss*, *müssen* u. dgl.; *Verwarlosung* und *gewahren*; *an den Vorbilden* und *Bilder*; *zum theil*, *zum-theil*, *zum Beyspiel*; *Römer-Reich*, *Christen-Lehre*, *Bildungs-Studien*, und *Geistesbildung*, *Völkerwanderung*, *Versart*; *aller-orten*, *allerorten*, *vielerorten*; *Gewonheiten*, *gewöhnen*. Fast unbegreiflich ist es uns gewesen, wie ein Mann, den man als einen vorzüglichen Schätzer und Pfleger des Vaterländischen ehrt, und der diese seine Gesinnung mehrmals auch in dieser Abhandlung ausspricht, indem er (z. B. S. 4) die Sicherung der eigenen Güter als ersten Gegenstand der Bestrebungen eines Volks aufstellt, wie ein solcher Mann sich so vieler fremden Wörter bedienen könne. Wir haben, diejenigen abgerechnet, welche schwerlich vermieden werden können, wie Religion, rhythmisch, scholastisch, Stil, katholisch u. dgl., deren an 130 gezählt. Angenommen, dass jedes im Durchschnitte dreymal vorkommt, und neun in eine Zeile gehen: so wären in dieser Abhandlung mehr, als eine ganze Seite voll, ausländische Wörter. Diese stechen oft um so auffallender hervor, da man, wie eben bemerkt, so oft das Streben nach neuen, ungewöhnlichen Wörterbildungen, Formen und Verbindungen wahrnimmt, wobey es so leicht gewesen wäre, das Fremde zu ersetzen, noch mehr aber, da sehr oft die fremden Wörter mit den ihnen entsprechenden einheimischen abwechseln, z. B. *Cultur* und *Bildung*; *Erudition* und *Gelehrsamkeit*; *Literatur* und *Schriftenthum*; *Nation*, *national* und *Volksthum*, *volksthümlich*; *Auctor*, *Scribent* und *Schriftsteller*; *Paganismus* und *Heidenthum*; *Cönobium* und *Klöster*; *Clerus* und *Geistlichkeit*; *literat* und *schriftkundig*. Neben *Zeugen* ist sogar einmal *Martyren* eingeschaltet. Gewiss trägt dieses Schwanken zwischen diesen beiden äussersten Enden vorzüglich zu dem unbehaglichen Eindrucke bey, welchen die Form dieser Abhandlung zurücklässt. Nicht leicht haben wir, ausser im *Döring*'schen Livius, irgendwo so viele Druckfehler gefunden, als auf diesen 35 Seiten. S. 27 haben wir allein 6 bemerkt: Z. 2 *swedischer*; Z. 6 hinter *hätten* ein Punct statt eines Fragezeichens; Z. 7 *Warter* f. Wörter; Z. 22 ist *sich* zu viel; Z. 24 *angekündigter*; Z. 26 *mtt* f. *mit*.

— g —

Nürnberg, b. Riegel u. Wiessner: *C. Julii Caesaris Commentarii de Bello Gallico et Civili. Accedunt Libri de Bello Alexandrino, Africano et Hispaniensi.* Ex Recensione *Franc. Oudendorpii.* Pars I. 312 S. Pars II. 360 S. 1819. 12. (16 gr.)

Eine neue Handausgabe der *Commentarien von Jul. Cäsar*, und der, den Ausgaben von diesem Autor gewöhnlich beygefügten übrigen historischen Schriften — ganz ähnlich derjenigen Edition, welche 1789 in eben dieser Riegel'schen Officin herauskam. Dieser wiederholte neue Abdruck ist ein Beweis von dem häufigen Gebrauche derselben. Sie enthält weder Vorrede noch Noten, noch Index, sondern bloss den nackten Text — wie es bey allen diesen Nürnbergischen Ausgaben gewöhnlich ist, die auf Wohlfeilheit berechnet, und für den Gebrauch in Schulen bestimmt sind. Sie folgt, wie die von 1789, der Recension von *Franc. Oudendorp.* Dieser Kritiker hat allerdings das Verdienst, dass er für die Wiederherstellung der wahren Leseart unseres Autors weit mehr gethan hat, als seine unmittelbaren Vorgänger, z. B. *Joh. Davis* und *Samuel Clark*, von denen der Erste überdiess oft sehr willkührlich nach eigener freyer Ansicht handelte, ungeachtet nicht zu leugnen ist, dass von beiden die noch

früheren Kritiker und Editoren, z. B. *Phil. Beroald*, *P. Manutius*, *Sebastian Gryphius* (welcher Letzte mit Hülfe eines alten Exemplars von seinen Vorgängern gleichwohl oft glücklich abwich), *Fulv. Ursinus*, *Jos. Scaliger*, *Just. Lipsius* u. s. w. in vielen Hinsichten übertroffen werden. Diese wollten oft ohne wichtige Autoritäten und Gründe den Text verbessern, aber nicht selten verdarben sie ihn. Dem Kritiker *Oudendorp* gelang es, in vielen Stellen den alten wahren Text aufzufinden, wozu ihm die Menge alter Ausgaben und Manuscripte behülflich war. Gleichwohl aber schlichen sich in seinen Text Fehler ein, besonders Glossen der Abschreiber oder Grammatiker, die auf dem Rande der Codd. standen, und in den Text aufgenommen wurden. Es wäre daher zu wünschen, dass bey solchen Nürnbergischen Ausgaben, bey denen die zum Theil fehlerhaften Recensionen älterer Kritiker (wie bey Sallust die alte *Cortische* Recension) bisher zum Grunde gelegt wurden, bessere Texte aufgenommen werden möchten. Der Druck ist übrigens nicht incorrect (was nicht von allen ihren Schwestern gesagt werden kann), und so ist sie für Schüler, die ein kleines Format wünschen, und zugleich etwas Wohlfeiles suchen, nicht unbrauchbar.

Fh. T.

PÄDAGOGIK.

Frankfurt, b. d. Gebr. Wilmans: *Kurzer Abriss der deutschen Gymnastik*, ein Leitfaden für Lehrer und Schüler von *J. C. F. Guts-Muths*.

Auch unter dem Titel: *Katechismus der Turnkunst*, ein Leitfaden für Lehrer und Schüler von u. s. w. 1818. II u. 176 S. 8. (12 gr.)

Diese Schrift soll, nach der kurzen Vorrede, „ein Handlanger seyn für Lehrer und Schüler, bey der Ausführung der Turnübungen mitten im munteren Gewühl der Jugend, wo umständliche Lesung nicht thunlich, aber kurzgefasste Anleitung und Erinnerung nöthig, da bey der fröhlichen Thätigkeit gar leicht etwas übersehen oder vergessen wird." — Es wundert uns, wie ein so alter und erfahrener Turnmeister, wie Hr. G., zu solchem Zweck ein Buch schreiben konnte, anstatt den längst von ihm aus der Erfahrung geschöpften Satz hier wiederholt auszusprechen: dass sich Niemand zum Führer der Jugend bey ihren körperlichen Übungen aufwerfen sollte, der nicht diese Katechismusstücke ihrem Geist und Sinne nach gefasst habe. Denn wie kann der Besonnenheit und Einsicht mitten unter dem fröhlichen Treiben der Jugend haben, der sie erst hier aus dem Buche im Augenblicke der Noth sich suchen muss? Bey den Reden lässt sich allenfalls ein Ruhepunct machen, nicht so beym Handeln, am wenigsten vor der Jugend, vor der man mit Geist und Wort gegenwärtig und gediegen dastehen muss, wenn sie unbedingt vertrauen und folgen soll. — Diese Sonderbarkeit nimmt jedoch dem Buche auf keine Weise seinen Werth. Es ist vielmehr die kürzeste und beste Übersicht der ersten und vorzüglichsten Turnübungen, die wir bis jetzt haben, deutlich und mit Umsicht geschrieben, so dass man auf jeder Seite den erfahrenen Jugendfreund hört, der zwar fremde Erfahrungen und Anweisungen benutzt, aber nie ohne vorherige eigene Prüfung wiedergiebt. Am wenigsten hat uns die Anweisung zum Schwingen genügt, die der Vf. von S. 61—67 giebt; indess ist sie in seinem eigentlichen Turnbuche, wo sie 20 Seiten füllt, nicht vollständiger. Die Barrenübungen erwähnt der Vf. gar nicht. Wir möchten wohl wissen, ob absichtlich. Wir halten sie für die bildendsten von allen, und als Vorübung zu den Schwingübungen beynahe für unentbehrlich. — Die von dem Vf. gegebenen Vorsichtsregeln sind durchaus tadellos, auch hinreichend. Allein seinen vorangeschickten Geboten der Leibeszucht wünschen wir von ganzem Herzen, um der guten Sache willen, eine andere Form, oder lieber sie ganz weg. Der Vf. spricht darin eine Sprache, die ihm nicht natürlich ist, und desshalb auch nicht gelingt, und bedient sich daher manches Ausdruckes und mancher Wendung, die den sogenannten Turnfeinden eine, wenn auch geringe, Blösse geben, ihre bleyernen Pfeile anzubringen. Wir decken jedoch keine auf, sondern schliessen diese Bemerkungen dankbar mit den Worten: *ubi plura nitent, non ego paucis offendar maculis.*

F. S.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schulschriften. 1) Tilsit: *Über die Erziehung zur Religiosität.* Der freundlichen Einladung zur Geburtstagsfeyer unseres guten Königs im Gymnasio als begleitendes Wort mitgegeben von *Friedr. Ludw. List*, erstem Oberlehrer des königl. Gymnasiums. 1814. 16 S. 8.

2) Ebendaselbst: *Ein Wort über Schulferien und ihre Anwendung.* Wodurch (Anwendung, *wodurch*) zur Nachfeyer des Geburtstages unseres geliebtesten Landesvaters ehrerbietigst einladet *Friedr. Ludw. List.* 18 S. 8.

Zwey kleine Schulschriften voll Herzlichkeit und Liebe, ganz geeignet, im Umkreise der genannten Lehranstalt Vertrauen und Liebe einzuflössen, und die Ältern der Jugend zur einverständigen Mitwirkung anzuregen und zu bewegen. Was ihren Beruf liebende Schulleute schon immer gewünscht haben, und immer wünschen werden, das legt auch Hr. *L.* seinen Lesern ans Herz, dass Ältern und Lehrer besonders für die religiöse Bildung sich vereinen, und Schule und Haus einträchtig zusammenwirken müssen, wenn das grosse und schwierige Geschäft der Menschenbildung gedeihen und gelingen soll. In No. 1 spricht Hr. *L.* zuerst von den Anlagen zur Religiosität im Menschen, und empfiehlt zu ihrer Entwickelung Sorgfalt gegen die Kinder von Jugend an, ächte Mutterliebe, häusliche Religiosität, und zu seiner Zeit zweckmässige Einführung in die übersinnliche Welt. Wer wird nicht darin seiner Meinung seyn? In No. 2 geht Hr. *L.* den weisen Mittelweg, indem er die Ferien zur Erholung und Arbeit bestimmt. Er warnt vor Spielereyen, als Arbeit angesehen, und empfiehlt zur körperlichen Stärkung Reisen, und zur geistigen Ausbildung Wiederholung und eigenes Lesen. Wir sind auch hier in Allem Hn. *L's.* Meinung. In Rücksicht der Sprache machen wir ihn nur auf Weniges aufmerksam. In No. 1 S. 7 steht: *die Ausbildung des Körpers vernachlässigen über die* (f. der) *Ausbildung der Seele*; S. 8 *von niemanden* und *niemanden* etwas geben f. *Niemand* oder *Niemandem*; S. 9 nicht nach Gelde, *Rang* u. s. w. f. *Range*. In No. 2 S. 6 *entgegen zu arbeiten* und doch *hinzurichten*; *Tage- und Wochenlang* f. *Tage und Wochen lang* oder *tage- und wochenlang*; S. 8 *Grösseres und Nützlicheres*, und doch S. 15 *das folgende* und *das beste*; S. 8 u. 9 *Gewandheit* f. *Gewandtheit*.

— e —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

SCHÖNE KÜNSTE.

Bamberg u. Würzburg, in den Göbhardtischen Buchhandlungen: *Die Verbannten.* Ein Drama in vier Acten nebst einem Nachspiele. Von *Joseph Freyherrn von Auffenberg.* (Mit einem wohlgerathenen Kupferstiche.) 1821. IV u. 153 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Auch diesem Stücke gebricht es keinesweges an guten Stellen; z. B. sagt (S. 138) der Held dieses Werkes, Fürst Menzikoff, Folgendes, indem er, als Verbannter, scheiden will, und von seiner schlummernden Tochter spricht:

Sie schläft so sanft.
Erwecket meine liebe Tochter nicht. (!)
Das Hochgewitter streift der Berge Haupt,
Und wandelt donnernd in entfernte Länder.
Im stillen Thale keimt die Blume fort,
Sie ahnet nichts vom Sturme *in* den Höhen.

Aber ganz richtig ist gleichwohl dieses ausführliche, auch mehr gebrauchte Gleichniss durchaus nicht. Das Gewitter in der Höhe wird ja im Thale allerdings vernommen. — Überhaupt ist die lästigste Weitschweifigkeit dasjenige Übel, an welchem dieser Vf., wie so mancher andere, zu gar grossem Nachtheile seiner Erzeugnisse, leidet. Wir müssen solches einmal, so leid uns auch die Vergeudung des Raumes thut, an einer *ganzen Rede* zeigen, um sowohl diesem, als anderen zu wortreichen Schriftstellern das Unrecht ganz klar vor Augen zu legen. Die folgende Rede sey es, mit der Alexis, welcher mit seiner geliebten Lisinka, Menzikoffs Tochter, erscheint, den zweyten Auftritt („Scene" nennt es Hr. *v. A.*) des zweyten Aufzugs („Act" schreibt er) unerträglich weitschweifig beginnt:

O zitt're nicht vor ihrer falschen Miene. (!)
Sie mögen's deuten, *wie sie* wollen, hier
Am Grenzstein meines Glückes will ich noch
Die letzte schöne Lebensstunde feyern.
Da d'rinnen jubeln sie, und mag der Jammer
Des Nachbars Herz zerfleischen, mag die Qual
Ihn an des Wahnsinns dunkle Pforte treiben —
Daran liegt nichts! was quält den armen Jüngling?
Sie möchten's wissen, um die Neuigkeit
Mit des Gerüchts Posaunen auszurufen.
O *Ihr seyd* schlechte Richter! Falsch im Herzen!
Euch ist die Thräne, wie Gelächter, feil.
Ihr nennt Euch *Welt*, und dieses Wort vertilgt
Der stolzen Geister kühngewagtes Streben!
Der Schöpfung *Schlechtestes habt* ihr gesammelt
In einen Punct vereint — in Eurer Welt!
Die ist mit Gold verziert — ein hässliches,
Im Inneren verdorbenes Gebäude.
Was nützt ein Engel, der herniedersteigt?
Ihr höhnt das Gute, und wie Puppenspiel
Verschwindet Euer thatenleeres Leben.
Es zuckt mir fieberisch durch alle Nerven,
Und wie der Sonnen-Adler, dessen Kraft
Des finstern Kerkers *morsche* Stäbe bricht:
So will mein Geist sich fürchterlich erheben,
Laut offenbarend, was die Freyheit gilt
Im *unbefleckten, tadellosen* Herzen.

Welche Worte, ohne sachdienlichen Inhalt! Vielleicht nicht eins derselben war *unumgänglich* erfoderlich. Aber selbst an sich betrachtet, hat die Stelle hin und wieder Mängel. Ist nämlich das Herz unbefleckt, so erscheint es ja bereits tadellos; und müsste wohl hier der Sonnenadler „*morsche* Stäbe brechen"? Das dient ja keinesweges zu einem Sinnbilde seiner *Stärke*. Auch die Regeln des Wohlklanges werden in dieser Stelle nicht stets beachtet, z. B. nicht in der Verbindung der Wörter „wie sie." Sogar das Versmass ist manchmal verletzt. Es durfte nicht *so* gemessen werden: „daran liegt nichts," oder: „O Ihr seyd schlechte Richter," oder: „der Schöpfung Schlechtestes habt Ihr gesammelt."

Eben so finden sich im vorliegenden Schauspiele überhaupt unduldbare Sprachirrthümer, z. B. gleich in der Zueignung, wo es heisst: „Ihrer Hoheit, der Frau Markgräfin — geborne Prinzessin —", statt gebornen; (S. 19, 38 und 135) „gerne," (S. 29, 104 und 105) „Pläne" statt Plane; (S. 51) „warf schnelle das gebeugte Opfer hin," wo auch der Gähnelaut beleidigt; (S. 80) „Seh' ich ein Bündniss schnelle aufgelöst" (aufgelöst oder aufgelös't); (noch S. 80) „in Bälde" u. s. w.

Nicht minder zeigen sich noch gar arge Härten, (S. 87): „Der nun von einer Blum' zur anderen flattert." Das war so leicht zu verhüten durch den Vers: „Der nun von Blume schnell zu Blume flattert."

So lange noch solche und ähnliche Gebrechen, die hier nicht alle entwickelt, aber gewiss fast immer durch Sorgfalt vermieden werden können, Statt finden, ist es nicht möglich, dass dieser so rüstige Theaterschriftsteller ein lobwürdiges Werk liefere. — Gerade dergleichen *unverkennbare* Fehler werden übrigens bey ihm und ähnlichen Arbeitern *darum* von uns ausgezeichnet, damit wir dem so leicht gefassten Wahne einer Parteylichkeit vorbeugen. Nämlich fast jeder Tadel

bey einem Werke der schönen Künste, sey er auch der gewissenhafteste, lässt sich, wenn er *Sachgegenstände* betrifft, durch Rechthaberey bestreiten. So könnte auch, trotz unserer unverbrüchlichen Wahrheitsliebe, freylich Allerhand scheinbar entgegnet werden, indem wir behaupten, das Stück habe Ähnlichkeit, nicht etwa mit dem *Laharpe*'schen Trauerspiele „Menzikof," und andern, welche diesen Mann zum Helden sich auserfahen, sondern mit ganz anderen Stücken, nämlich 1) mit dem *Schiller*'schen „Wallenstein," 2) mit dem *Raupach*'schen Trauerspiele „die Erdennacht," 3) mit der *Müllner*'schen „Albaneserin." Beweisen wollen wir es jedoch einigermaſsen: Zu 1. Menzikoff (Wallenstein) empört sich, als Haupt des Heeres, gleichsam genöthigt, gegen seinen Kaiser; doch die Untergebenen bleiben dem Kaiser treu. Menzikoffs Feind ist der Fürst Dolgorucky (Ottavio Piccolomini), und der brave Sohn dieses Fürsten, Alexis, (Max Piccolomini) liebt Menzikoffs edle Tochter Lisinka (Thekla) u. s. w. Zu 2. Menzikoff (hier als Rinaldo Faledro zu betrachten) hat, als Bräutigam, seinen Schwiegervater Amilka (den Dogen Faledro) wegen beabsichtigter Staatsverrätherey angezeigt, und zu 3. Dieser Amilka (als Herzog Camaftro anzusehen) hat, bey seiner Enthauptung, ihm *den* Fluch ertheilt: „Wie hier ich ende, soll mein Todfeind enden!" (S. 24.)

Selbst der abgesagteste Feind der Erinnerungenjagd müsste hier den Vf. bitten, auf seiner Hut zu seyn. Allerdings wissen wir, etliche jener groſsen Ähnlichkeiten können vielleicht Zufall, können vielleicht schon vorhanden gewesen seyn, ehe Hr. *v. A.* das *Raupach*'sche oder das *Müllner*'sche Stück kannte; aber — *casum sentit is, cui contingit*, und vor dem *Schiller*'schen Wallenstein waren doch diese „Verbannten" gewiss noch nicht in der dichterischen Welt. Auch führt das ganze Stück nicht auf die Vermuthung, jene Ähnlichkeiten seyen Eigenthum des Gegenstandes — eine Bemerkung, durch welche wohl mancher andere Dichter vor dem Verdachte der vorsetzlichen Entlehnung geschirmt wird. — Was die Form anlangt, so hat Hr. *v. A.* hier in lauter fünffüſsigen Jamben geschrieben, wobey ihm doch ein sechsfüſsiger (S. 85) entwischte. Das ist nicht gut, zumal sie nur selten, und zwar nur *wenige*, also nichts bewirkende Reimzeilen haben; nämlich da, wo sie gerade dem Vf. *aufstieſsen*. Gleichwohl hat er dreymal *falsch* gereimt: (S. 58) „streiten" und „entscheiden," (S. 82 und 121) „entschieden" und „gebieten," wo noch dazu jedesmal „gebiethen" gedruckt ist. Welch eine Menge Ungehörigkeiten!

Übrigens zeigt das beurtheilte Werk manchmal sehr edle Gesinnungen, sowie es einige gute Wendungen und meist würdige Sprache hat. Hauptsächlich das lässt uns hoffen, es werde einst, nach strengem Fleiſse und langem Verweilen jedoch, Hr. *v. A.* etwas vorzüglich Gutes liefern; was wir so eifrig wünschen. *Ohne* jene Bedingungen dürft' es unmöglich seyn, versucht' er es auch durch ein abermaliges Halbdutzend Bühnenwerke.

A. E. K — r.

Wien, b. Tendler u. Comp.: *Bühnenspiele von F. Grafen von Riesch.* Erster Band. 1820. 335 S. Zweyter Band. 314 S. 8. (2 Rthlr.)

Diesen Schau-, Trauer- und Lust-Spielen, *neun* an der Zahl, hat der Vf., der so viel auf Einmal liefert, einen Aufsatz, als Vorrede, über das Schauspiel und Schauspielwesen der Spanier vorgesetzt, der gelesen zu werden verdient, ob er gleich nur eine kurze literarische Compilation ist. Hier wird die Manier des Hn. *West*, uns spanische Schauspiele in deutscher Art (d. h. mit Rücksicht auf die Bühne der Deutschen) zu geben, sehr gerühmt. Was jedoch dessen *Donna Diana* betrifft, so möchten wir es lieber mit des fruchtbaren *Gozzi* Bearbeitung des Stücks: *El Desden con el desden*, halten, wiewohl *West* den lustigen Graziosa der Spanier, mit mehr Manier (nach deutscher Art) bekleidet, dem Publicum vorführt. Bey dem Schauspiele: *Das Leben ein Traum*, hat der Vf. vergessen, dass wir eine treffliche deutsche Bearbeitung und Übersetzung desselben von Hn. *von Einsiedel* haben (dem das deutsche Theater, auch für dasselbe eingerichtete, Schauspiele des Terenz und Plautus zu verdanken hat), welche, wie *der standhafte Prinz*, in der Darstellung groſses Glück gemacht haben. Wie wir auf *Calderon* ehrfurchtsvoll, wie auf *Shakespeare*, blicken (Beide Original-Heerführer ihrer dramatischen Volksliteratur), so wollen wir doch besonders des zierlichen *Tirso de Molina* nicht vergessen. Sein *Don Juan* z. B. wird unvergesslich bleiben, und konnte bey uns nur in einem Romane wiedergegeben und erreicht werden. *Moliere* war für dergleichen Bearbeitungen nicht geboren, so wenig, als seine Nation dazu geschaffen, so Etwas, auf diese Art, anzuhören und anzusehen.

Was nun die Schauspiele des Hn. Gr. *v. R.* betrifft, so möchte wohl das: *La Venganza in el Espiño*, der *Sturz in den Abgrund* (eigentlicher, *die Rache* u. s. w.) das gelungenste in dieser Sammlung seyn. Dass der Vf. die Scene nach Norden setzt, scheint dem Ganzen keinesweges geschadet zu haben. Von der Bearbeitung eine (gleichviel welche) Probe. S. 81:

Marfa.

O güt'ger Himmel, sende eine Kunde
Mir von dem *theueren*, geliebten Sohne!
Und müsst' ich sterben, ohne zu vernehmen,
Ob heitern Sonnenschein, ob trübe Wolken
Du auf des Lebens Pfade *sendest*:
O so vernimm, allmächt'ger Weltenvater,
Vernimm der bangen Mutter heiſses Fleh'n
Aus wunder Brust, und gieſs herab aus deiner —
(*Jagdhörner*)
O Gott! was war das? — —

Vom Plan und Inhalt des Stücks wollen wir den Lesern nichts verrathen, als nur das, dass sich das Stück ganz nach den Sitten jener Zeiten, also endet:

Michal.

Und hier, wo diese Reine Leidensjahre
Verlebte, hebe sich ein prächtig Kloster,
Für ew'ge Zeit, ein Denkmal dieser Stunde!

An dem Versbau möchte wohl nicht Viel auszusetzen seyn. — Viel schwerer wird die Probe durch die Auf-

führung des Stücks *Gabriele* seyn. Indeß ist es zu versuchen. Daß dieses Schauspiel von *Voltaire's* Adelaide de Guesclin ganz verschieden ist, wird jeder Leser leicht finden. — Im ersten Bande möchte leicht das Stück: *Die Nebenbuhlerin*, gehöriges Glück machen, vorausgesetzt, daß Louise weiß, was sie spricht, und ihre Rolle zu spielen versteht: denn dem Dichter ist es nicht zuzurechnen, wenn seine Hauptpersonen vergriffen und falsch dargestellt werden! Das ist Sache des Schauspielers und des Publicums, das diese Mühe zu schätzen weiß; und eine solche ist's, das z. B. *gut* zu sprechen, was Louise (S. 162 — 64) zu sagen hat. So auch das (S. 168):

> Ein Trauerspiel? — Mein Gott!
> Und *dem* gelang es fast, uns Alle zu verderben?

Ja, was nicht Alles kann ein *Trauerspiel* bewirken! Und wenn es das Publicum auszischt und auspocht? Ach! da geht's erst recht toll zu! — Wir wünschen also mit dem Landrathe:

> — — Ja, wünscht mit mir vereint,
> Zum Besten aller Welt, dass jedem *Ehepaar*
> Im *Trauerspiel* so leicht die Sonne wieder scheint.

Als *Posse* betrachtet, wird der *Zaubergürtel* immer noch das schaulustige Publicum ansprechen, unter welchem Namen und welcher Gestalt er es auch sonst that. Die thrasonischen Freycorpisten des unseligen 30jährigen Kriegs gaben unserem deutschen, nie zu vergessenden, *Gryphius* die Veranlassung, sein Schauspiel zu schreiben, und in demselben den furchtbaren Hauptmann *Horribilicrisrifax* auftreten zu lassen. Den *Gürtel* mochte er etwa aus der, ihm so wohl bekannten spanischen dramatischen Literatur entlehnt haben. Der Spaß gefiel und ergötzte. Die Franzosen fingen nun auch an, an solchen Farcen Gefallen zu finden, und brachten dieselben, sehr französisch versteht sich, auf die Bühne. So fand ihn der sehr bewanderte *Mylius* (Übersetzer des Gile Blas u. a. Schriften der Franzosen), und bearbeitete denselben, als Posse, unter dem Titel: *Doctor Faufts Leibgürtel*, für die deutsche Bühne. Das Product fand sein Publicum. In des Hn. Gr. v. R. *Zaubergürtel* sind die Personen modernisirt, wie billig, und zu einer uns schmackbaren Speise vorgesetzt, von der nun ein Jeder essen mag, dem sie schmeckt. Nur das Ende der Posse sollte hochkomisch, und nicht so kotzebuisch nüchtern seyn. In dem Lustspiele: *Die Fürstin von Astrachan*, ist der Baron Spieß ein gefälliger Theatercharakter. Kurz, man kann wohl sagen, der Hr. Gr. v. *R.* hat für das dramatische Publicum gesorgt. Wie aber soll man es nennen, daß die Dramendichter der Deutschen immer lieber fremd, als, etwa die Namen der spielenden Personen ausgenommen, deutsch seyn wollen? Und haben wir eine deutsche dramatische Schule? Das möchte zu beantworten seyn. U. S.

Leipzig, b. Hartknoch: *Theodor und Zoe, oder Constantinopels Fall.* Trauerspiel in fünf Aufzügen, von *Theodor Hell.* Auf den Bühnen zu Dresden und Wien dargestellt. 1818. 223 S. 12. (1 Rthlr.)

In sofern Mord und Todtschlag, Heereshaufen, Processionen und Volksgetümmel als wesentliche Ingredienzien des Trauerspiels betrachtet werden wollen, verdient gegenwärtiges Stück dieses Prädicat allerdings. Außerdem aber hat es darauf keinen Anspruch.

Constantinopels Eroberung durch Mahomed II soll eigentlich das Hauptsüjet seyn; nun ist aber die Liebschaft der Nichte des griechischen Kaisers Constantin mit einem griechischen Heerführer, Theodor Andronikus, einem geflüchteten Bruder Mahomeds, eingewebt. Dieser wird bey der Vertheidigung Constantinopels von den Türken gefangen, tödtlich verwundet, stirbt, und Zoe, die ihm nachgeeilt ist, ersticht sich mit dem Dolche. Wie breit *diese* Fabel nebst dem historischen Süjet ausgesponnen sey, ergiebt sich schon aus der Seitenzahl des Stücks. Was aber demselben am inneren Kunstwerthe gebricht, ist, nach dem Zeitgeist, reichlich durch Menge des Personals und Spectakel aller Art ergänzt. (So sollen auch Pferde (S. 207), (S. 161) eine vollständige Procession von Mönchen und Nonnen, und eine *große* Anzahl Volks aufs Theater kommen, und der Gesang: *O sanctissima, o piissima dulcis virgo Maria etc.* angestimmt werden! Doch ist der Vf. so billig, allenfalls das Weglassen der Pferde und der Procession zu gestatten. Indeß, ohne ein Personal von 2 bis 300 Menschen, und ohne einen großen Aufwand von Garderobe und Decorationen, ist dieses Schau- und Spectakel-Stück auf keinen Fall aufführbar.

Da Hr. *H.* wirklich Talent besitzt: so thut es uns um so mehr leid, daß auch er dem dermaligen dramatischen Spectakelunfuge huldigt, und ihm alle Regeln der Kunst unterordnet. Oder sind etwa alle Gesetze des dramatischen Kunstwerks unter dem jetzigen Modegeist untergegangen? Hr. *H.* hat Einsicht und Kenntniß genug, um ihm selbst das Urtheil überlassen zu können, ob sein Schauspiel den gerechten Foderungen der Kritik in Plan, Ausführung und Charakterzeichnung genüge, und nicht vielmehr zu der Gattung der *Chinesischen Schattenspiele* gehöre, wo die bunten Bilder einzeln vorüberrauschen. Wir leugnen nicht, daß sein Stück einzelne anziehende Situationen und gelungene poetische Stellen enthalte: aber das bildet noch kein Kunstwerk. Daß auch der Diction oft Haltung und Würde, sowie den Bildern Correctheit fehle, davon nur einige Beyspiele. S. 5 sagt Kaiser Mahomed:

> Jene Schaar — ist ein *Häuflein* doch nur zu benennen,
> Das *wir erdrücken* könnten, wie ein (en) *Wurm!!* —

S. 7 derselbe:

> Wohl wunderbar ist diese Himmels-Röthe,
> Ein glänzend *Meteor*, das über diese Stadt
> Die *Flügel* (!!) gleichsam breitet u. s. w.

S. 12 versichert Ismael: die Gesandten von Constantinopel wollten vor Mahomed in dem Staube das Flehn der hartbedrängten Stadt *stammeln!!* S. 25 versichert Mahomed: die Nationen vermutheten, er werde, *gleich*

nichts dagegen haben, wenn eine Weltkunde für den ersten Anfang mit dem Allgemeinen anhübe. Wie viel die Ansicht des Vfs. in pädagogischer Rücksicht für sich hat, so viel, und vielleicht noch mehr, hat sie in wissenschaftlicher gegen sich: denn einem Anfange nach dieser Ansicht werden immer die wissenschaftlichen Grundlagen fehlen, ohne welche der Unterricht seine vorbereitende Wirkung verliert. Uns dünkt, auch das Allgemeine lasse sich so behandeln, dass es im kindlichen Geiste die Wirkung des Besonderen hervorbringe, und also dem Kinde wirklich Besonderes werde, dabey aber eine für das Ganze weit vorbereitendere Kraft äussere, als jenes. Und diess scheint uns gerade bey der Weltkunde um so eher möglich, da ja dieselbe auch bey ihrem allerersten Anfange immer Kinder von einiger Bildung voraussetzt. Anstatt z. B. die Erdbeschreibung mit der Heimath zu beginnen, würden wir lieber von der ganzen Erde ausgehen, an dieser aber vorzüglich das betrachten, was das Kind in seiner Nähe (Heimath) schon wahrgenommen, und würden seine schon vorhandenen Kenntnisse und Erfahrungen so sorgfältig, als möglich dazu benutzen, dass es sich nach seiner Kraft und Art ein deutliches Bild von der Erde mache, ohne welches die Vorstellung von der Heimath immer nur ein Schatten von einer Vorstellung werden kann. Zu dem Ende würden wir recht geflissentlich die wenigen Grundbegriffe aufsuchen und bis in das Einzelnste verarbeiten, worauf das Ganze beruht, und wodurch eben auf dieses am Besten vorbereitet wird, z. B. bey der natürlichen Erdbeschreibung die vielfachen Formen des Wassers und des Landes, bey der bürgerlichen das Bedürfniss und die Formen der Geselligkeit, bey der mathematischen die Raumverhältnisse in der Oberfläche einer Kugel. Allenthalben werden hier sich schöne Anknüpfungspuncte im Gebiete der Kinderwelt finden, und der Gewinn an Bildung und gründlicher Vorbildung würde, deucht uns, bedeutender seyn. Auf ähnliche Art würden wir auch die Geschichte und alles Andere behandeln. Übrigens geben wir gern zu, dass man auf diesem Wege leicht zu hoch anfangen, und unwirksam verfahren könne: aber auf dem anderen Wege kann man auch nur all zu leicht ins Tändelnde und Spielende verfallen, und die Lust zu dem Ernsten, den Geschmack am Gründlichen ertödten. Und wenn wir annehmen, dass Hr. *H.* für den Gebrauch seines Buchs, wozu wir nach einigen Stellen, besonders nach der Anmerkung S. 129 berechtigt zu seyn glauben, schon gereiftere Schüler voraussetzte: so hat er nach unserem Gefühle die Klippe des Tändelnden nicht ganz vermieden, wenn er mit diesen S. 12 und 13 von dem Wohnzimmer ausgeht, um in die Welt zu kommen. So viel im Allgemeinen. Wir wollen nun auch noch etwas ins Einzelne gehen, und zwar nach einer doppelten Richtung, auf die *Sachen* nämlich, und auf die *Form*.

Die *Sachen* haben uns im Ganzen allgemein sehr wohl gefallen, am wenigsten jedoch das Geschichtliche. Einmal scheint uns die Geschichte auf allen drey Stufen, der Heimath, der Menschheit und des Vaterlandes, besonders aber auf der zweyten, im Verhältnisse zu der Erd- und Naturbeschreibung dem Umfange nach etwas zu dürftig behandelt zu seyn. Sie bleibt als Darstellerin des inneren Menschen von allen Theilen der Weltkunde doch immer der wichtigste, und verlangt auch einen, dieser Wichtigkeit angemessenen Umfang. Sodann sind die bedeutenderen Massen, auf welche es hier allerdings nur ankommt, nicht so gezeichnet, dass der Hauptcharakter der einzelnen Gemälde kräftig hervorträte. Gar nicht sichtbar wird in der *Urzeit* das allmählige Sichemporheben des Menschen aus dem Zustande der Roheit; in den *Juden* die Erhaltung des hohen Kleinods der Idee eines einzigen Gottes; in den *Griechen* die reichste Fülle der vollendetsten Geistigkeit, endlich zerstört durch den Leichtsinn und niedrige Leidenschaft der Volksgewalt; bey den *Römern* die Krone der Weltherrschaft, errungen durch einfache Mittel, durch Mässigkeit, Rechtlichkeit, Muth, Freyheits- und Vaterlandsliebe. Der göttliche *Keim des Christenthums* ist gar nicht bemerkbar gemacht worden u. s. w. Was ist aber die Geschichte, ohne diese Züge einer höheren Weltordnung, diesem höchsten und herrlichsten Gipfel der Weltkunde? Für diese Gesichtspuncte müssen hier besonders diejenigen angeregt werden, welche sich nicht den Wissenschaften weihen, und welche also ausserdem dazu vielleicht nie weitere Gelegenheit finden.

S. 74 hätte über den Anfangspunct der Längengrade etwas gesagt werden sollen. S. 79 sind Landengen zu den hervorstehenden Theilen des festen Landes gerechnet. Uns scheinen dahin doch nur Vorgebirge und Halbinseln zu gehören. S. 81 werden *Gebirgszüge* und *Gebirgsknoten* erwähnt, ohne dass davon irgend eine Erklärung vorausgegangen wäre. Des Ähnlichen giebt es viel. Nach unserer oben aufgestellten Anordnungsweise könnte dieser Fall nicht eintreten. S. 88 hebt die Rede *von den Reichen der Erde* an. Die Erklärung eines Staats folgt aber erst S. 174. Überhaupt ist in dem 5ten und 6ten Abschnitte Vieles enthalten, was in vorhergehenden Abschnitten zum Nachtheile der Deutlichkeit vermisst wird. Der S. 102 unsers Wissens ganz neu und sehr glücklich gebildete Ausdruck *Bernkraft* für Elektricität, an deren Bezeichnung noch *Campe* verzweifelte, hätte wohl einer kleinen Anmerkung und Hindeutung auf das alte Wort *bernen*, brennen, bedurft, welches manchem Lehrer unbekannt seyn dürfte. Die S. 122 und 123 mitgetheilte Eintheilung der Pflanzen nach dem Systeme scheint uns bey dieser Kürze und Unerklärtheit ganz unbrauchbar. In dem Abschnitte *vom menschlichen Geiste* (S. 164 u. ff.) haben wir ungern das *Sprachvermögen* vermisst. Seiner zu gedenken, war da um so nöthiger, da es der schicklichste Ort ist, die Sprache in ihrer hohen Wichtigkeit und Würde erscheinen zu lassen. Dass so viele tausend Menschen gar nichts daraus machen, ob sie gut oder schlecht,

richtig oder falsch reden, davon finden wir allein den Grund darin, dass sie von jener Hoheit und Würde niemals überzeugt worden. Zur Allgemeinmachung dieser Überzeugung mitzuwirken, darf die Weltkunde nicht versäumen, ohne eine grosse Pflicht zu verletzen. Bey den Bewohnern von Amerika hätten die *Chapetonen*, *Pardos*, *Mulatten*, *Mestizen* u. dergl. angegeben und erklärt werden sollen. Die Namen kommen im Leben oft vor, und selten weiss Jemand, was sie heissen. S. 214 wäre es gut gewesen, die Ausdrücke *Ober* und *Nieder* vor Ländern noch anzuführen. Bey Namen, die für das Ganze so wichtig sind, wie *Schlesien*, als Heimath, und *Deutschland*, als Vaterland, hätten wir eine etymologische Erklärung für nöthig gehalten.

Was endlich *die Form* betrifft, so haben wir über die Sprache und Schreibung Manches zu bemerken. Bisweilen ist die Sprache etwas ungewandt, so dass sie der Deutlichkeit der Gedanken schadet; z. B. S. 72: *Das Schwanken der Erde besteht darin, dass die Sonnenstrahlen nicht immer auf den Gleicher senkrecht fallen, sondern auch auf beiden* (beide) *Seiten desselben*. Hier sind die Worte *besteht darin* ein falscher Ausdruck. Ebendas.: *Fallen die Sonnenstrahlen senkrecht auf den Gleicher, so hat* entweder *die nördliche Hälfte Herbst oder Frühjahr, und beide Hälften haben Tag- und Nachtgleiche.* Hier läfst das so gestellte *entweder* erwarten, dass auch noch von der *südlichen Hälfte* die Rede seyn werde. Der Sinn verlangt: *so hat die nördliche Hälfte entweder Herbst oder Frühjahr*. Kleiner Ungenauigkeiten dieser Art finden sich viele. Der Vortrag in der Geschichte ist uns besonders zu trocken und unbelebt vorgekommen. Die Sätze stehen grösstentheils zu unverbunden, und springen von einer Sache zu hart zur andern über. Zum Beweise nur folgende Stelle v. S. 54: „*Den gefangenen Thurn setzte Wallenstein in Freyheit, um die Wiener und Jesuiten dadurch zu ärgern. Die Pest wüthete indess in Schlesien fort. Durch sie wurden die Einwohner der Stadt Schweidnitz von 1800 bis auf 70 zusammengeschmolzen* (! schmolzen die Einw. — — zusammen). *Im Jahre 1634 ward Wallenstein vom Kaiser in die Acht erklärt, und fiel durch Meuchelmörder Hände* (entweder Meuchelmörderhände oder bloss Meuchelmörder, welches allein zu wenig kenntlich ist als Genitiv bey Hände). Sehr erfreulich ist, dass Hr. *H.* sich fremder Wörter so sorgfältig enthalten hat, und in der Wahl der Verdeutschungen grösstentheils glücklich gewesen ist. Um so mehr fällt es auf, S. 67 Schullehrer*seminarium* und Schul*institut* zu finden. Bey der Schreibung geht er in der Scheu vor Fremdem offenbar zu weit: *Neutürus*, *Lükurg*, *Zekrops*, *Fönizier*, *Kalä*, *Säne*, *Loare* u. m. haben uns anstössig geschienen: Und doch ist Manches beybehalten, wie *Kooksstrasse*; Manches nur halb geändert, wie *Waschington*. Bisweilen ist das Fremde falsch behalten, wie S. 93 Buenoseires f. Buenosayres, aus bueno, gut, und ayre, Luft, welches eben so gut mit Einschaltung des Fremdnamens hätte übersetzt werden können, als S. 77 die *Schleuderinseln*, mit Weglassung von *Balearen*. Der häufige Gebrauch der Participien, z. B. S. 85 u. 86, giebt der Darstellung etwas Schwerfälliges, das sich besonders in einem Werke für die Jugend nicht wohl ausnimmt. S. 24: In Schlesien wird *zwischen* dem 3ten *bis* achten Korn (Korne) gewonnen, wo es heissen muss: *zwischen dem 3ten und 8ten* oder *vom 3ten bis zum 8ten*; denn *zwischen — bis* ist ein logischer Widerspruch. Bisweilen ist gegen den Artikel gefehlt; z. B. S. 33: *Bären sind ganz verschwunden*. Das heisst nach den Worten: Einige Bären sind g. verschw. S. 66: — *weil* die *Betrügereyen aller Art dadurch vermehrt wurden*, wo *die* nicht stehen kann. S. 40: *Stifte und Klöster* f. *Stifter*. S. 42: Huss ward — verbrannt, *aber regte* u. s. w. f. *regte aber*. S. 46: das vorzüglichste Werkzeug, *welches* sich Mathias bediente: deutlicher *dessen*. S. 51: Friedrich V, *der* in Breslau *von den* Schlesiern *gehuldigt ward*, für *dem*. Das kommt noch öfter vor, z. B. S. 43. 61. S. 51. Der Bischof hatte die Polen *bewegt*, — zu verheeren, f. *bewogen*. S. 53. Wallenstein *bedingte* (bedang) sich unumschränkte Macht. S. 54: Alle schrieen um *Friede* (Frieden). S. 70: Alle *übrigen* (übrige) Verhältnisse. S. 83: *der* Memel f. *die*, welches auch S. 219 richtig steht. Sehr viel Unhaltbares ist in der Schreibung, deren höchstes Gesetz von der Abstammung ausgeht, worauf aber Hr. *H.* oft nicht achtet. So schreibt er *dis* f. *diess*, aus *dieses*; *Östreich* für *Österreich*, aus dem Schwäb. *öster*, Ost, s. *Wachter*; *stelt*, *ebenfals*, *nimt*, *Schnitlinge*, *solten*, *gefast* u. dergl., und dagegen S. 145 doch *Esslust*; *Stuffe*; *deshalb*, aus *dessen*: *Heimath*, und doch *Monat* (die alte Endung ist *at*); *gibt* f. *giebt*, da doch das e in *geben* gedehnt lang ist; *würken* f. *wirken*, da das e in *Werk* scharf lang ist. Ebenso *Gebürge*; *Erd-Oberfläche* und S. 4 gleich, dabey *Erdarten*; *Hernhuter*; S. 40: *Wahlstatt* f. *Walstatt*, v. alten *Wal*, ein Todter, s. *Wachter*; *Partheien* f. *Parteien* v. *pars*, *partis*; *Brittanien* f. *Britanien* v. *Briten*; *Appenninus* f. *Apenninus*; *Tabakk* f. *Tabak*; *Keiser* f. *Kaiser*; *Atlandisch*, als wenn es von *Land* herkäme, S. 80 zweymal; S. 212 der *Hundsrücken* f. *Hunsrück*, nach *Wachter* v. *Hune*, ein *Hunne* und *Rück*, eine Gegend, welches nach *Fulda*, Idiotikensammlung S. 415 ein *neutrum* ist; S. 219 *Pisa* f. *Pissa*. Dem Dative fehlt in der Regel das *e*, z. B. *vom Lauf*, *nach einem Gesetz* u. dergl. Die Interpunction ist häufig falsch; z. B. S. 15: *Schlesien wird so ziemlich, seiner längsten Ausdehnung nach, von der Oder durchströmt*, wo beide Commata weg müssen. Dieser Fehler kommt sehr oft vor. Wir schliessen mit dem Wunsche, der Vf. möge diese Ausstellungen als einen Beweis betrachten, dass uns sein Unternehmen werth ist.

— gv —

Wittenberg, b. Rübener, **Züllichau**, in Commiss. b. Darnmann: *Volksschulkunde*, von *G. F. Marsch*. Nebst einem Anhange über Confirmation und Confirmanden-Unterricht von *L. J. Rückert*, und den erfoderlichsten diätetischen Regeln für die Schuljugend, von Dr. *G. W. Gross*, ausübendem Arzte in Jüterbog. Zur Beherzigung für Ältern, Lehrer, Prediger und Schulbehörden. Zum Besten der Wiederaufrichtung der im Kriege zerrütteten Schule in Jüterbog. 1819. VIII u. 124, 26 u. 44 S. kl. 8. (18 gr.)

Nachdem Hr. *M.* einige Winke über die erste Erziehung des Kindes bis zum Eintritte in die Schule gegeben, beweiset er, dass nur der Staat das Recht habe, den öffentlichen Unterricht und die Erziehung zu leiten und darüber zu wachen, giebt alsdann den Zweck der Schule, die Erfodernisse eines Lehrers, die Einrichtung eines Seminars, und die Pflichten, so wie die Rechte des Lehrers an, entwirft hierauf einen Unterrichtsplan und die Schulverfassung, spricht über die Gegenstände des Unterrichts in Volksschulen, sowohl dem Stoffe, als der Lehrform nach, beantwortet sodann die Fragen: wie soll unterrichtet, gelehrt, gebildet und erzogen werden? und sollen in den höheren Bürgerschulen ausser der Muttersprache auch noch fremde Sprachen gelehrt werden? und schliesst mit einigen Bemerkungen über Töchterschulen. Wenn sich auch gegen manche Behauptungen Ausstellungen machen lassen, Vieles noch näher bestimmt, tiefer erfasst und gründlicher dargestellt werden müsste; so ist doch das Ganze in einem guten Sinne und in einer lebhaften, oft blühenden Sprache abgefasst. Neues wird Niemand hier suchen, und man wird gern manchem alten Bekannten, den Hr. *M.* citirt, begegnen. Mancher §. besteht aus blossen Citaten, wie der 5te im 8 Cap. über die Mathematik, über welche *Lichtenberg*, *Novalis* und *Philipp Nicolai* ihre Stimmen haben abgeben müssen. Der Aufsatz des Herrn *Rückert* (vielleicht Prediger zu Jüterbog, wie Hr. *Marsch* Schullehrer daselbst?) ist dem Vorworte nach im Drange einer Menge von Geschäften verfasst worden, so dass selbst zur Correctur keine Zeit blieb, da der Buchdrucker drängte. Die Zeugnisse der Flüchtigkeit findet man auch in der wenig geordneten Darlegung der Gedanken und in einer etwas fahrlässigen Schreibart. Indess enthält der Aufsatz recht gute Gedanken. Die diätetischen Regeln des Hn. Dr. *Gross* haben den Werth der Verständlichkeit, Einfachheit und Ausführlichkeit; sonst enthalten sie nichts, was nicht auch in den früheren Schriften von *Zückert*, *Campe*, *Stuve*, *Frank*, *Hufeland*, *Hecker*, *Sternberg* und *Schmidtmüller* zu finden wäre. Des guten Zwecks wegen wünschen wir dem Büchlein recht viele Leser und Käufer.

L. Th.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, b. Kollmann: *Kurze und gemeinfassliche Anleitung zum Briefschreiben.* Für Stadt- und Landleute, jung und alt. Mit Holzschnitten. 1818. VIII u. 62 S. 8. broschirt. (4 gr.)

Der Vf. bemerkt in der Vorrede, dass seine Anleitung zum Briefschreiben für die Jugend und die minder gebildete erwachsene Bürgerwelt entworfen sey, und handelt in sieben Abschnitten von der Gestalt und Augenfälligkeit, (ein unglücklich gebildetes Wort!) von der Schreibart und Eintheilung der Briefe, von Höflichkeits- oder Wohlstandsbriefen, von Geschäftsbriefen, von gemischten Briefen, von den Betitelungen, und endlich von den weiblichen Betitelungen. Er sagt aber in jedem dieser Abschnitte nur das Gewöhnliche und Allbekannte, und vergebens sucht man im zweyten Abschnitte eine deutliche Anleitung, wie die Briefe in Ansehung ihrer Schreibart eingerichtet seyn müssen. Die Schreibart soll natürlich und ungekünstelt seyn, und man soll örtliche Ausdrücke und Wörter mit unrichtigen Setzarten vermeiden. Dem, der bereits richtig schreiben kann, braucht das nicht gesagt zu werden, und für den, der es noch nicht gelernt hat, heisst es so viel, wie nichts, gesagt. — Die Sprache soll auch *reindeutsch* seyn. — So wenig wir auch die unnöthige Einmischung fremder Wörter billigen: so zweifeln wir doch, dass man *Assessor* in allen Fällen durch Beysitzer übersetzen könne; wenigstens würden die Richter an einem der höchsten Landesgerichte, welche in der Provinz, worin Rec. lebt, noch vor Kurzem diesen Titel führten, es sehr sonderbar gefunden haben, wenn man sie mit „Herr Beysitzer" hätte anreden wollen. Da der Vf. selbst Professor schreibt, so ist es auch inconsequent, dass er Assessor nicht gelten lassen will. — Unter den angeführten geistlichen und weltlichen Ehrentiteln sind viele schon lange nicht mehr im Gebrauch.

Der Vf. behauptet, dass die Frauen die Amtstitel ihrer Männer nicht erhalten können, weil diese bloss persönliche Bezeichnungen der Tauglichkeit sind, die nur den ehren können, welcher sie besitzt, und meint, dass diese lächerlichen Titel nur in einigen Ländertheilen Deutschlands, sonderlich aber in Kleinstädten, gebräuchlich seyen. Aber so viel wir wissen, ist es ziemlich allgemein in Deutschland üblich, dass die Frau den Amtstitel ihres Mannes erhält, und „eine Frau Kriegsräthin, eine Frau Hofräthin, eine Frau Oberhofpredigerin" hört und liest man auch wohl anderswo, als bloss in Kleinstädten. — Wie Hr. Prof. *Fichte* zu der, von dem Vf. gerügten lächerlichen Titelsucht das Seinige beygetragen, und den Weibern die Köpfe mit seinem wahrscheinlichen Titelscherze verdreht habe, können wir nicht beurtheilen, da uns die Äusserung des verewigten *Fichte*, worauf der Vf. anzuspielen scheint, völlig unbekannt ist, glauben aber dem Vf. das bekannte: *Ne sutor ultra crepidam!* zurufen zu müssen, wenn er sich erdreistet, zu behaupten, dass *Fichte* mit der Lehre vom Ich und Nicht-Ich den Wahrheitsfreunden den Kopf verdreht habe. Nicht *Fichte's* Schuld ist es, wenn dadurch vielleicht dem Vf. der Kopf verdreht worden seyn sollte.

: t-m-t-

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1821.

JURISPRUDENZ.

Berlin, b. Rücker: *Rechtssprüche des Ober-Appellations-Gerichs zu Parchim.* Herausgegeben von Dr. *C. C. F. W. Freyherrn von Nettelbladt*, Grossherzogl. Mecklenburgischen Ober-Appellations Rathe. Erster Band. 1821. IV u. 171 S. 4. (1 Rthlr. 20 gr.)

Der Herausgeber bemerkt in der Vorrede mit Grund, es bedürfe bey einer neuen Unternehmung dieser Art, wegen der vielen ähnlichen voraufgegangenen, fast einer Entschuldigung; allein die Grundsätze eines obersten Gerichtshofes über wichtige und streitige Rechtsfragen kennen zu lernen, dürfte auch ausser dem Vaterlande — nämlich Mecklenburg — nicht ohne Interesse seyn. So sehr dem Herausgeber hierin beyzupflichten ist, so muss Rec. doch im Voraus bekennen, und es wird unten weiter sich zeigen, dass in dieser aus 45 Nummern bestehenden Sammlung von Rechtsfällen der *wichtigen* nur wenige vorkommen, auch sogar solcher, die neben der Entscheidung noch durch eine gediegene Ausarbeitung der *rationum decidendi et dubitandi* sich besonders auszeichneten, und so in der Sammlung von Rechtsfällen eines obersten Gerichtshofes einen ehrenvollen Platz einnehmen. Diese Seite ist aber natürlich diejenige, die Rec. bey Beurtheilung des vorliegenden Werkes in einer, über die gesammte deutsche Literatur sich verbreitenden Zeitschrift die hauptsächlich zu berücksichtigende seyn muss. Man kann sich nicht verhehlen, dass der bey Weitem gröste Theil dieser Sammlung Rechtsfälle begreift, wie sie selbst bey Untergerichten täglich vorkommen, und dass sie auch nicht anders, und aus keinen besonderen anderen Gründen entschieden sind, wie es da der Fall zu seyn pflegt. Zu läugnen ist jedoch nicht, dass, wie ferner der Herausgeber bemerkt, dieses Buch für den Rechtszustand Mecklenburgs wichtig seyn muss, besonders, da der gröste Theil der Rechtsfälle (32) dem mecklenburgischen Rechte gewidmet ist. Allein man kann wegen der Art der Darstellung nicht umhin, das ganze Werk als eine belehrende Compilation für Advocaten und Niedergerichte anzusehen: so dass denn der innere Werth dieses Buchs auch am Ende selbst für Mecklenburg das wissenschaftliche Interesse verlöre, und dasselbe bloss als Handbuch für praktische mecklenburgische Juristen gelten könnte. Der Herausgeber giebt selbst auch diesen Zweck an, wenn er in der Vorrede sagt: „Endlich schien es ein wahres Bedürfniss, die mancherley zweifelhaften Ansichten über einzelne Gegenstände der neuen Processgesetzgebung dadurch zu berichtigen, dass die Grundsätze des Gerichts darüber bekannt gemacht, und solchergestalt gewisse, stets wiederkehrende Fehlgriffe verhütet würden." Woran diese stets wiederkehrenden gewissen Fehlgriffe liegen? Die Beantwortung dieser Frage gehört zur Untersuchung der neuen mecklenburgischen Processgesetzgebung selbst, Rec. zweifelt indessen nicht, dass diese neue Gesetzgebung, die Ober-Appellations Gerichts-Ordnung, hinlänglichen Stoff zu Fehltritten und Irrthümern durch ihre Mangelhaftigkeit und Dunkelheit gebe. Jedoch ist durch die, von dem Herausgeber entwickelten Grundsätze, und durch das Resultat des Buches selbst, dessen Standpunct als ein sehr mittelmässiger und subordinirter bestimmt. —

Das Werk ist vom Herausgeber so geordnet, dass er vor der Entscheidung und deren Gründen eine kurze Geschichtserzählung, auch gelegentlich einige rechtliche Bemerkungen vorausschickt, und, besonders in wichtigen Fällen, die Sentenz wörtlich wiedergiebt. Diess Letzte ist zwar recht zweckmässig, warum aber diess „wörtlich" dahin ausgedehnt wird, dass wohl gar einmal der ganze curiale Introitus mit abgedruckt ist, und zu mehrerer Bekräftigung auch am Schlusse das „Von Rechts Wegen;" diess weiss Rec. eigentlich nicht. So nimmt z. B. in No. II §. 4 der Eingang „In Sachen Bürgermeister und Raths der Stadt Rostock, Kläger und Appellanten, wider den geheimen Kanzleyrath Bouchholz zu Schwerin, als Kammer-Procurator, Beklagten, Appellaten, wegen Ansetzung der Erbzinsleute zu Gehlstorf, erkennen und sprechen Wir Friedrich Franz von Gottes Gnaden, Grossherzog von Mecklenburg, Fürst zu Wenden, Schwerin und Ratzeburg, auch Graf zu Schwerin, der Lande Rostock und Stargardt Herr u. s. w. hiemit für Recht," indem derselbe auch gerade in der Anordnung abgedruckt ist, wie es nach Kanzleygebrauch geschrieben wird, bey weitem mehr Platz ein, als die Sentenz selber. Soll hiemit etwa angedeutet werden, dass diess Gericht

die Ehre habe, im Namen des Landesherrn Recht zu sprechen? Überflüssig ist es ganz und gar, und man sähe dergleichen in einer solchen Sammlung, wie vorliegende seyn soll, lieber nicht. — So ist es auch unstatthaft, dass die Namen der Parteyen mit Zusatz ihres Wohnorts u. s. w. fast überall angeführt werden. Man findet solchen Gebrauch wohl in ähnlichen und älteren Sammlungen, allein nachahmungswürdig ist er keineswegs. Wäre noch von Rechtsfällen die Rede, die vor längerer Zeit ihre Erledigung gefunden hätten: so wäre das Interesse der Parteyen längst verschwunden, und an dieser Ausführlichkeit nichts mehr gelegen. Diese Fälle aber sind alle aus den letzten Jahren, und es ist hier die Regel, die jeder Lehrer der Processtheorie seinen Schülern aufs eindringlichste einschärft, bey allen Vorkommenheiten im Processe, insonderheit auch bey Relationen, so wenig als möglich die Namen der Parteyen zu gebrauchen, und immer nur *die Sache* zu behandeln, überschritten. Ja es ist hier durch diese im Drucke geschehene Bekanntmachung mehr geschehen, als selbst bey Öffentlichkeit der Rechtspflege, welche doch auch in Mecklenburg noch abgelehnt wird, verlangt wird, und das Nennen der Namen scheint um so mehr überflüssig, als solche auf die Sache gar keinen Einfluss haben.

Indem Rec. diese kleinen, zur Form gehörenden Mängel auf sich beruhen lässt, und sich zu den Rechtsfällen selbst wendet, will er noch vorher bemerken, dass eine Prüfung aller dieser Rechtsfälle für den vorgesetzten Zweck einer prüfenden Anzeige zu weitläuftig werden würde. Er wird sich mit einer kurzen Inhaltsanzeige und, zur Begründung seiner Behauptungen, hie und da mit der Würdigung und Beachtung einzelner Stellen begnügen müssen.

I. 1) Der Pächter kann nach der Constitution vom 21 December 1808 nur eine Remissions- und keine Schadensklage anstellen. 2) Um sie zu begründen, muss er die Ertragsrechnung des Schadenjahrs vorlegen. — Der Fall ist dieser: §. 6 der Constit. vom 2 Dec. 1808 sagt: „bey Remissionsforderungen der Pächter soll nichts in Betracht kommen, als solche Kriegszufälle, durch welche *conductori* der Gebrauch und die Benutzung der in Pacht habenden Sache verändert, erschwert, oder ganz benommen ist u. s. w. §. 8. „Die Gerichte sollen den Anschlag des *usus impediti* von der *re locata* auf möglichst kürzesten Wege untersuchen, und nach Billigkeit das *quantum remissionis* bestimmen.“ W. pachtet 1812 Domanialhöfe. In den Pachtcontracten wird auf die erwähnte Constit. verwiesen. Im Kriege 1813 leidet W. vielen Schaden, und klagt auf Schadenersatz. In erster Instanz ward W. mit seiner Klage auf Schadenersatz abgewiesen, ihm aber seine Klage auf Remission der Pacht, wobey die Ertragsrechnungen des Schadenjahres anzulegen, vorbehalten. Hiegegen appellirt W. — Im §. 7 dieser No. I, macht nun der Herausg. die Bemerkung, die Klage auf Remission begründe sich in der allgemeinen Verbindlichkeit des Verpächters, den Pachtcontract zu erfüllen, zu prästiren: *ut praestetur, frui quod conduxit licere*. Diese Begriffsbestimmung ist offenbar zu enge, und umfasst nur die eine Seite des zu definirenden Gegenstandes. Es ist nach *Lg. p. D. loc. cond.* und nach *L.* 15 §. 1 *eod*, allerdings Pflicht des *locatoris*, dem *conductori usum rei* zu verschaffen, allein diess ist nicht Alles; der *conductor* darf auch, wenn er seinerseits prästiren soll, durch keine *vis, cui resisti non potest* in dem Gebrauche oder der Benutzung der Sache gehindert werden, nach L. 15 §. 2 *D. eod.* Man kann unmöglich annehmen, dass die Klage auf Remission, wenn der Schaden durch eine Gewalt, der nicht widerstanden werden kann, entstanden ist, ursprünglich eine Klage *ad praestandum usum rei conductae* gewesen sey, man müsste denn diesen als einen fingirten Klagegrund ansehen, — mit so viel besprochenen Fictionen im röm. Rechte aber hat es überall eine schlechte Bewandtniss —, oder man müsste für diese Klage, um einer allzugrossen Gezwungenheit zu entgehen, ein alternatives *Petitum*, entweder dem Pächter den Gebrauch zu verschaffen, oder ihm Remission zu geben, annehmen wollen. Von einer solchen Alternative ist uns aber im röm. Rechte nichts bekannt, und wollte man sie wirklich annehmen, so würde man dennoch in spanischen Stiefeln gehen; denn wie oft, besonders bey Kriegsschäden, Feuersbrunst u. s. w., ist nicht die störende Gewalt längst vorüber, der Pächter lange wieder im Gebrauche des Pachtstücks, ehe er die Klage anstellen kann. Es ist also zu der Begriffsbestimmung des Herausg. hinzuzufügen, dass ausser der, von dem *locator* zu fordernden positiven Leistung, der Verschaffung des Gebrauchs nämlich der verpachteten oder vermietheten Sache, er selbst die negative Verpflichtung hat, dem *conductor*, bey eingetretenem, durch unwiderstehliche Gewalt verursachtem bedeutendem Schaden, Remission zuzugestehen. Nach dieser Erweiterung des Begriffs kommen wir ungezwungen zu dem Satze des Herausg.: insoweit die Pachtbenutzung nicht Statt finden kann, insoweit kann auch die Pachtzahlung nicht angesprochen werden. Für die Bestimmung der Remissionsumme ist ohne Zweifel die richtige die Vorlegung der Rechnungen des Remissionsjahres, und nicht eine Durchschnittsberechnung, welche, wenn es sich um Schadenersatz handelte, vorzuziehen wäre. Im übrigen ist die *sententia aequa* in allen Puncten bestätigt worden. — Inwiefern dieser Rechtsfall zu den merkwürdigen gehöre, inwiefern in der Bearbeitung desselben etwas Bedeutendes zu finden sey, will Rec. zur eigenen Beurtheilung den Lesern überlassen.

II. Über die Berechtigung der Stadt Rostock, den Handwerkern und Schiffern das Wohnen auf den Gehlstorfer Erbzinsgehöfen zu wehren. — Nach gesetzlichen Bestimmungen sollen in Mecklenburg auf dem Lande, und nach besonderen Verträgen sollen zwey Meilen um Rostock auf den grossherzoglichen Gütern keine Handwerker wohnen. Die

Kammer hat in der Nähe von Rostock Erbzinsgehöfte veräussert, und namentlich an Schiffer, jedoch mit der ausdrücklichen Bestimmung, dass die Inhaber nach gesetzlichen Bestimmungen und den Gerechtsamen der Stadt Rostock dieselben benutzen sollen. Die Stadt Rostock wollte die Schiffer nicht dulden, und klagte, ward aber abgewiesen, appellirte, und das OAG. bestätigte die in Erlangen gesprochene Sentenz erster Instanz. Der Inhalt der Gründe ist dieser. Unter dem Ausdrucke „Handwerker" seyen nur solche zu verstehen, die ein Handwerk wirklich treiben, nicht solche, die es getrieben haben, und dass Inhaber von Gehlstorfer Erbzinsgehöften Handwerk getrieben haben, könne die Gerechtsame der Stadt Rostock nicht verletzen. Wenn ein einzelner Erbzinsmann dennoch Schiffahrt betriebe, so sey diess Gegenstand einer besonderen Klage. — Dass die Entscheidung richtig sey, wird Niemand bezweifeln, aber auch eben so wenig, dass hier ein ganz gewöhnlicher, sich durch keine bedeutende Rechtsfrage auszeichnender Fall zu entscheiden war, und ganz gewöhnlich entschieden ist.

III. 1) Über die Tradition von Bäumen, durch Anschlag mit dem Waldhammer. 2) das *pactum reservati dominii* über Bäume, die mit dem Boden der verkauften Sache noch zusammenhängen, ist nicht verboten. — Die erste Frage, ob nämlich die Tradition von Bäumen durch Anschlag mit dem Waldhammer geschehen könne? war in dem, im Buche beschriebenen Rechtsfalle in erster Instanz bejaht, in zweyter verneint, indem das Eigenthum gekaufter Bäume, nach Begriffen des röm. Rechts, nicht durch das Anschlagen mit dem Holzhammer allein, sondern nur durch die Separation vom *fundo*, mit welchem sie connectiren, übergehen könne. Das OAG. stellt die erste Sentenz wieder her, und sagt, das Anschlagen mit dem Holzhammer enthalte zwar an sich nicht die Tradition, es komme aber auf die Absicht der Contrahenten an. Wollen diese durch den Anschlag nicht blofs eine Bezeichnung des Objects, sondern eine Tradition bewirken, so finde diese allerdings Statt. — Rec. tritt dieser Meinung bey. Es heisst im §. 40 *Inst. de rer. divis.* ausdrücklich: *per traditionem quoque iure naturali res nobis acquiruntur: nihil enim tam conveniens est naturali aequitati, quam voluntate domini rem suam in alium transferre, ratam haberi. Et ideo cuiuscunque generis sit corporalis res, tradi potest, et a domino tradita alienatur.* Tradition ist eine von den Arten der Erwerbung des Eigenthums, durch sie wird der Besitz, mit der Absicht der Veräusserung des Eigenthums, an einen Dritten übertragen. Es ist nicht blofs die Besitzübertragung, welche, wie der Herausg. mit *Thibaut* meint, die Tradition ausmacht; es gehört vielmehr die Absicht, das Eigenthum mit zu übertragen, gleichfalls dazu, *vid. L.* 13 *D. de donationib. L.* 9 *cod. si quis alteri.* Der Besitz wird nun bekanntlich durch die Absicht des Übertragenden und durch ein concludentes *factum* übertragen. Dass nun das Anschlagen mit dem Waldhammer ein solches *factum* sey, diess zu bezweifeln, giebt es keinen Grund, besonders wenn noch die Erklärung des Übertragenden dazukömmt, dass er diese Handlung vornehme, um dadurch den Besitz zu übertragen; denn ein Gesetz, welches solches Anschlagen, als Handlung zur Besitzübertragung verböte, haben wir nirgends; Rec. glaubt auch nicht, dass es in Mecklenburg ein solches gebe, eine so bestimmte Gewohnheit aber, welche nur zuliesse, dass das Anschlagen der Bäume *das Object bestimmt bezeichnen* sollte, läfst sich nirgends denken, ist auch nicht behauptet worden. Hier könnte nur entgegenstehen, dass an Bäumen, so lange sie mit dem *fundus* zusammenhängen, gar kein Besitz übertragen werden könne. Diess sagen die Gesetze keineswegs, und an allen Stellen der röm. Gesetze, wo von Bezeichnen des Holzes die Rede ist — wir finden keine Stelle, die *über den Anschlag* von Bäumen *auf dem Stamme* redete, auch keine die ganz analog wäre — ist nicht von einem unzweydeutig erklärten Willen, sondern nur von dem Falle die Rede, wenn der Wille nicht erklärt ist. Wir müssen zu unserem Zwecke nun die Frage beantworten, ob ein auf dem Stamme stehender Baum überhaupt eine Sache sey, oder ob er nur Theil des *fundus* sey, auf dem er steht? Diess letzte zu behaupten, wie *Gesterding* in seiner Lehre vom Eigenthum (S. 244) gethan hat, und diess mit dem Satze, dass an Bäumen auf dem Stamme keine Tradition anders, als mit dem Grund und Boden zugleich möglich, aus der *L.* 40 *D. de act. emti et vend.* zu beweisen, ist in der That sehr kühn, und zeigt ein gänzliches Missverstehen der *L.* 40 *cit.* Die Worte dieses Gesetzes „*arborum, quae in fundo continentur, non est separatum corpus a fundo,*" heissen doch wohl nicht, „diese Bäume sind ein Theil des *fundus*," sondern sie sprechen gerade für die richtige Meinung, dass solche Bäume allerdings Sachen sind, aber solche, die mit einer anderen Sache noch in Verbindung stehen, die von einer solchen Verbindung noch nicht frey sind, *quarum corpus non est separatum.* Noch weniger läfst sich aus der *L.* 40 *cit.* beweisen, dass solche Bäume nicht vindicirt werden können. Dieses Gesetz spricht ja ausdrücklich von dem Falle, wo die Tradition nicht geschehen ist, wo das Eigenthum nicht übergegangen ist, *dominus tradere nolebat.* Rec. glaubt, dass aus diesen Worten ganz richtig zu schliessen wäre, dass *dominus* wohl hätte *tradiren können*, wenn er *gewollt* hätte. Wäre solche Tradition gesetzlich unstatthaft, so hätte von einem *Nichtwollen* nicht die Rede seyn können, sondern von einem *Nichtkönnen.* Auch hat Hr. *Gesterding* nicht bedacht, dass, wenn solche Bäume als Theil des *fundus* anzusehen wären, die Vindication derselben keinem Zweifel unterworfen wäre, da man gesetzlich einen Theil einer Sache vindiciren kann. Ist ein solcher Baum aber eine Sache, so kann er auch nach §. 40 *Inst. cit.* tradirt werden. Rec. ist daher der Meinung, dass die Tradition von auf dem Stamme

stehenden Bäumen geschehen, und ebenso, dass sie durch Anschlagen mit dem Waldhammer geschehen könne, vorausgesetzt, dass *tradens* die Tradition dadurch bewirken will. Ist dieser Punct im Klaren, so ist damit auch die Tradition der angeschlagenen Bäume dargethan. Auf welche Art aber macht der, auf den das Eigenthum übertragen ist, sein Recht geltend? Hier ist nun gleich Anfangs zugegeben, dass, so lange der Baum noch mit dem Grunde und Boden zusammenhängt, so lange *corpus* noch nicht *separatum est a fundo*, die *rei vindicatio* nicht Statt finden könne, denn die Sache, die vindicirt werden soll, darf nicht mit einer anderen verbunden seyn, sondern muss ein unabhängiges Daseyn für sich haben *L.* 23 §. 5 *D. rei vind.* Hier muss nach *L.* 6 *D. ad exhibend. vid. Thibaut* §. 578 zuerst die *actio ad exhibendum* angestellt werden, um die Trennung der Bäume vom Boden zu bewirken, und ist diess geschehen, so findet die *rei vindicatio* Statt. — So ist der gesetzliche Gang der Sache. Hierauf ist indessen so wenig in den beiden ersten Erkenntnissen, als in dem des OAG. Rücksicht genommen worden. — Dass nun, was die zweyte Unterabtheilung angeht, so bald erwiesen, der Baum auf dem Stamme könne veräussert, tradirt werden, die Frage schon entschieden ist, ob an mit dem Boden zusammenhängenden Bäumen eine *reservatio dominii* gültig sey, wird wohl ausser Zweifel seyn. — Gründlich kann man die Bearbeitung von No. III nicht nennen.

IV. Erörterung der Frage: ob bey einem Gutsinventarium das vorbehaltene Eigenthum die, an die Stelle des Abgangs eingeschlossenen Stücke ergreife? — Die Frage ist, wie in zwey vorhergehenden Instanzen, auch vom O. App. verneint, eine gründliche Bearbeitung des Gegenstandes indessen wird vermisst. — V. ist ein Criminalerkenntniss wegen Kindermordes, nach welchem, durch die Entscheidung des O. Appel. Ger., welche sich auch nicht besonders auszeichnet, zwey vorhergehende Urtheile bestätigt werden, wonach Inquisitin zu fünfjähriger Zuchthausstrafe condemnirt wird. — VI. 1) Über den Unterschied zwischen Polizey- und Justizsachen. 2) Die nicht begründete *exceptio fori declinatoria* befreyt nicht von der Litiscontestation. 3) Das *praejudicium litis pro affirmative contestata habendae* ist in geringfügigen Sachen statthaft. — Man sollte glauben, hier müssten wichtige Dinge zum Vorschein kommen; allein der ganze Fall ist eine Kleinigkeit, und das Ober Appel. Ger. hat entschieden, wie die vorigen Gerichte; von Entscheidungsgründen ist nicht sonderlich die Rede. — VII. 1) Wesentlicher Aufenthalt ist ein solcher, der ein *forum domicilii* begründet. 2) Dienstboten erhalten diesen durch das Dienen nicht. 3) Die Constitution vom 2ten May 1802 weicht insofern von der Declaratorverordnung vom 24ten May 1784 ab, als sie die Pflicht zur Ernährung eines Armen lediglich an einen Begriff knüpft. — Die Entscheidung dieser drey Fälle folgt aus den angeführten Gesetzen von selbst, und erledigt sich resp. durch dieselben. — VIII. 1) Die Constitution vom 13ten März 1685 ist eine bloss temporäre Verordnung. 2) Über die Erfodernisse der Versionsklage. 3) Von Veränderung des Klagegrundes. — Der Fall ist ziemlich interessant; indessen für juristische Entscheidung nicht verwickelt, noch schwierig; wurde in drey Instanzen übereinstimmend entschieden, und zeichnet sich auch durch die Behandlung des O. Appel. Ger. nicht aus. — IX. 1) Über ein sonderbares Gewohnheitsrecht zu Wangern auf Poel. 2) Um die *actio de in rem verso* zu begründen, muss der Kläger die Absicht gehabt haben, ein Geschäft zum Nutzen des Beklagten zu vollführen. 3) Vom Rechte des neuen Vorbringens in der Appellationsinstanz. — Nach der Überschrift dieser Nummer sollte man grosse Dinge erwarten, allein man findet sie nicht. *Ad* 1) Es ist ein solches Gewohnheitsrecht behauptet, worauf dem Kläger der Beweis desselben aufgegeben; wie es aber mit diesem abgelaufen, sieht man nicht. *Ad* 2) Ist einer richtigen Theorie angemessen. Ad 3) Damit wird, wie natürlich, der Vorbringende *ad separatum* verwiesen. — X. 1) Von der Anwendung der Constitution vom 2ten December 1808 auf ältere Pachtcontracte. 2) Das Versprechen des Schadenersatzes im Pachtcontracte berechtigt den Pächter in der Regel nur zu Remissionsfoderung. — Dieser Fall gleicht der Nummer I; hätte also besser bey Seite gelassen werden können, zumal auch hier, wie in diesem Buche so oft, die Behandlungsart sich wissenschaftlich nicht auszeichnet. — XI. Nach Rostockschem Stadtrechte ist in unwichtigen Rechtssachen bey halbem Beweise auf den Erfüllungseid zu erkennen, wenn aber die Sachen etwas Wichtiges betreffen, auf den Reinigungseid. — Man sehe das Rostocksche Stadtrecht, *Pars* 5 *tit.* 7 *art.* 15, welches den, in der Aufschrift dieser No. XI bezeichneten Satz enthält, der auf den, in dieser Nummer gegebenen Rechtsfall nur anzuwenden war. — XII. Criminalerkenntniss wegen Mord. 1) In wie weit kann auf künstlichen Beweis die Verurtheilung eines Verbrechers begründet werden? 2) Über die Zuerkennung des Reinigungseides in schweren Criminalfällen. 3) Von den Erfodernissen zur Feststellung des *corporis delicti*. — Dieser Fall ist an sich recht interessant, und auch in der Behandlungsart vor anderen ausgezeichnet. —

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

JURISPRUDENZ.

Berlin, b. Rücker: *Rechtssprüche des Ober-Appellations-Gerichts zu Parchim.* Herausgegeben von Dr. *C. C. F. W. Freyherrn v. Nettelbladt* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

XIII. 1) Die Beschränkung der Appellation in Rostockschen Sachen, Inhalt des Erbvertrags von 1584, ist aufgehoben. 2) Über die Anwendung des Art. 17 Tit. 126. 3 des Rost. St. R. — Ad 1) Dieses ist zwar nach §. 5 dieser Nummer auf Anfrage des Ob. App. Ger. durch ein Regierungsrescript ausgesprochen, es wäre aber doch möglich, dass die Stadt Rostock hiegegen Manches einzuwenden haben möchte, wenn diese Aufhebung nicht auf verfassungsmässigem Wege herbeygeführt worden ist. — XIV. Das Rost. St. R. beschränkt den Vater, nicht die Mutter zur alleinigen Vormünderin zu ernennen — XV. Die Entsagung der gewöhnlichen gesetzlichen Fristen im processualischen Verfahren ist nie ausdehnend zu erklären. — XVI. Böslicher Banquerot gehört nicht zu den, von der Competenz des Criminalcollegiums zu Bützow ausgenommenen Fällen. — XVII. Auch im Provocationsprocesse sind drey Mandate oder Citationen zur Purification des angedroheten *praejudicii* erfoderlich. — XVIII. Das Bekenntniss „*valuta* erhalten" begründet *absque caussa debendi speciali* die Einleitung des Executivprocesses. — XIX. Die Landesgerichte, als obervormundschaftliche Collegien, sind in Mecklenburg nicht gesetzlich verpflichtet; bestimmten Consens bey Verleihung von Capitalien zu ertheilen. — XX. Der Kläger ist auch im Mandatsprocesse verpflichtet, sich über ihm entgegengesetzte illiquide Einreden zu erklären. — XXI. Bey Einwendung des *remedii restitutionis in integrum* bedarf es der Übergabe durch einen Notar nicht. — XXII. Die Justificationsfrist beym *remed. restit.* ist nach §. 29 der Publications-Verordnung vom 1 July 1818 für kein *fatale* zu achten. — XXIII. Querelen über gerichtliche Bestimmungen der Advocaturrechnungen finden nicht Statt. — XXIV. Die Repräsentation ist kein, gegen die Entscheidungen der Justizcanzleyen gesetzlich statthaftes Rechtsmittel. — XXV. *Terminus reprobatorius* wird *ipso jure* desert, wenn auch *poena desertionis* besonders angedrohet ist, ohne dass es darüber eines Contumacialverfahrens bedarf. — XXVI. Über die Berechnung der Appellationssumme bey eingeklagten Zinsen. — Es ist hier der ganz richtige Grundsatz aufgestellt, dass, wenn bloss Zinsen eingeklaget sind, diese die Appellationssumme — beym Ob. App. Ger. 200 Rthlr. n $\frac{2}{3}$ = betragen müssen, selbst wenn nothwendig bey dieser Gelegenheit über die Capitalschuld selbst erkannt werden müsste. — XXVII. 1) Die Verbindung verschiedener Streitgenossen zur gemeinschaftlichen Vertheidigung kann, wenn sie nicht nothwendig geboten ist, jederzeit aufgelöset werden. 2) Von der Wirkung des Beweises gegen die einzelnen Streitgenossen. — Man erwartet hier zwey gewichtige Abhandlungen, und findet diese Nummer kurz auf *einer* Seite vorgetragen. — XXVIII. Gründe, die von Übernahme einer Vormundschaft befreyen, berechtigen nicht, die Entbindung von einer bereits übernommenen Tutel zu verlangen. — XXIX. Der §. 41 No. 2 der O. A. G. O. ist rücksichtlich der *Form* der Entsagungen nicht *ad praeterita* zu ziehen. — XXX. Im niedergerichtlichen Verfahren ist nach der Interimsordnung vom 14 Jul. 1770 die Benennung der Zeugen zur Beweisantretung hinreichend, und schriftliche Übergabe von Beweisartikeln nicht schlechterdings nothwendig. — Diesen Satz erfährt man auch aus *v. Kampz* Mecklenb. Civilprocess an der betreffenden Stelle. — XXXI. Auch im Eheprocesse ist, wenn es auf Beweis von Thatsachen ankommt, förmliches Interlocut und Beweisverfahren nothwendig. — XXXII. 1) Eine jede Querel muss vollständige *data* zur Prüfung der Materialien enthalten, sonst wird die Einfoderung der Acten darauf nicht verfügt; 2) die Vorschriften des §. 384 Nr. 9 des LGGEV. ist auf die simple Querel nicht anwendbar. — XXXIII. Die in §. 399 des LGGEV. angeordnete Versendung in Sachen, bey denen *Sni.* besonderes Interesse eintritt, findet beym OAG. nicht Statt. — Nach §. 82 der OAGO. nämlich. — XXXIV. Die §. 64 der OAGO zur Justification der Appellationsbeschwerden bestimmte Frist ist kein *fatale* — §. 65 und 66 der OAGO. erläutern diess noch näher. — XXXV. Gegen eine Confirmatorurthel in *restitutorio* ist Appellation unzulässig. — XXXVI. 1) Die Verwerfung der *exceptio fori* ist bloss Gegenstand des Verfahrens. 2) Das *forum privilegiatum personarum miserabilum* hat in blossen Vormundschaftssachen überall nicht Statt. — XXXVII. 1) Der

§. 433 des LGGEV. ergreift sowohl adliche, als bürgerliche Gutsbesitzer. 2) Die Jurisdiction der Stadt Rostock erstreckt sich über alle sich dort aufhaltende Fremde. 3) Über den Sinn des §. 19 der Publ. V. vom 1 Jul. 1818. — XXXVIII. Bey erkannten präclusivischen Ladungen ist es dem Richter verstattet, einem sich *tempestive*, aber sonst nicht gehörig, meldenden Liquidanten Frist zu ertheilen. — XXXIX. Die, innerhalb der Beweisfrist geschehene, eventuelle Cumulation der Eidesdelation mit dem Zeugenbeweise ist durch kein Gesetz verboten, wohl aber einer richtigen Rechtstheorie gemäss. — XL. Ein *durante lite* eintretendes *Interimisticum* ist blofs Gegenstand des Verfahrens, mithin der Querel. — XLI. Die Entsagung der ordnungsmässigen Acte und Fristen bey Ertheilung eines Adjudicats von Seiten des Schuldners beschränkt die Wirkungen desselben rücksichtlich der übrigen ungehörten Gläubiger; 2) der Richter ist verpflichtet, den landesherrlichen Verordnungen Folge zu leisten, ohne sich eine Cognition über ihren Bestand anzumassen. — XLII. Die *confessio qualificata* verbindet den Kläger nicht absolut zum Beweise der Unbedingtheit, zumal bey behaupteter Resolutivbedingung, die die Profection des Vertrages nicht hindert. — XLIII. Einige Bemerkungen zum §. 51 der OAGO. — Diese Bemerkungen sind als Belehrungen für Advocaten und Niedergerichte, als Auslegung des §. 51 der OAGO. von Seiten des OAG. anzusehen, und haben in sofern praktischen Nutzen für Mecklenburgische Rechtsgelehrte, ein weiteres Verdienst ist ihnen aber nicht wohl beyzumessen. — XLIV. Über das Rechtsmittel der Repräsentation *ex* §§. 78 *et* 79 der OAGO. — Auch diese Nummer enthält praktische, mit Beyspielen belegte Winke für Mecklenburgische Juristen. — XLV. Über den Unterschied zwischen Appellation und Querel (§. 38 der OAGO.) — versteht sich indessen, blofs nach Mecklenburgischem Rechte. Die durch die OAGO. gemachten Distinctionen sind freylich oft sehr subtil, und, wie man sieht, häufig von Gerichten und Parteyen verkannt und missverstanden worden. Rec. kann kaum annehmen, dass alle diese Fehlgriffe blofs aus Unverstand der Fehlenden entstanden seyen, er glaubt vielmehr an die Richtigkeit seiner, oben schon über die neue mecklenburgische Processgesetzgebung gemachten Bemerkung, und muss hinzufügen, dass es bey dunklen Gesetzen dem Richter weit leichter ist, denselben eine beliebige Auslegung zu geben, als den Parteyen, den wahren, oder eigentlich nicht den an sich wahren, sondern den, von dem Richter als wahr angenommenen Sinn herauszufühlen.

Bey einer künftigen Fortsetzung dieser Rechtssprüche ist zu wünschen, dass mehr Auswahl der wichtigen, tüchtig bearbeiteten einzelnen Rechtsfälle Statt finde; dann wird das Buch auch ausser Mecklenburg mehr Interesse erregen, als diess bey diesem ersten Bande der Fall seyn kann. Dem Herausg. aber, der auch sonst schon in der juristischen Literatur einen verdienten Namen hat, ist der gebührende Dank für seine Bearbeitung, durch welche die Sammlung bedeutend an Interesse gewinnt, indem seine häufigen Expositionen von Scharfsinn und Einsicht zeugen, von ganzem Herzen darzubringen. Das Buch empfiehlt sich auch sonst durch fleissige Bearbeitung, es hat vorne ein Inhaltsverzeichniss, und am Schlusse ein vollständiges Register.

Stuttgart, b. Steinkopf: *Ausführliche Erläuterung des Pandectentitels de novi operis nuntiatione* (39, 1) von Dr. *Carl Friedrich Reinhardt*. 1819. 8. (6 gr.)

Der Inhalt dieser Schrift entspricht dem vom Vf. gewählten Titel nicht, denn statt einer Erläuterung des Pandectentitels *de o. n. n.*, worunter doch wohl nur eine Behandlung des Titels selbst verstanden werden könnte, und statt einer ausführlichen Erläuterung, enthält die Schrift eine nicht gerade sehr wissenschaftlich geordnete Abhandlung der Lehre von der *o. n. n.*, der es zwar nicht an Anführung von Literatur und Zusammenstellung der meisten Bestimmungen des römischen Rechts über die *o. n. n.* fehlt, bey der aber selbst die neueste Schrift von *Kämmerer* (*de operis novi nunciatione. Heidelberg.* 1807. 8.), die Einreihung des Instituts der *n. o. n.* in das System des römischen Rechts bey den Obligationen aus Vergehen, und mehreres Einzelne, unerwähnt und unerörtert geblieben ist.

Der Vf. beginnt seine Schrift mit der historischen Bemerkung, dass die *o. n. n.* sich in dem prätorischen Edicte vorfinde. Er erwähnt dabey eine Restitution des Anfangs des Edicts, allein er irrt sich darin, dass er die Restitution *Westenberg* zuschreibt, denn dieser hat sie nur *Ranchin* (*Meermann thesaur. tom.* 3, *p.* 254) nachgeschrieben. Auf jeden Fall hätte der Vf. dabey noch der Bemühungen so vieler Anderer um die Wiederherstellung des Edicts gedenken sollen. Ganz übersehen hat der Vf., dass auch die Processordnung für das cisalpinische Gallien (*Hugo* Civil. Magazin. 2 Band XX S. 438, 482) Bestimmungen über die *o. n. n.* enthält.

Eine Entwickelung des Begriffs der *o. n. n.* muss sich ganz natürlich auf die Bedeutung des *novi operis* und der *nuntiatio* gründen. Der Vf. hat auch seine Begriffsentwickelung (S. 2—9) darauf gestützt. Dass aber der Ausdruck *novum opus* weiter nichts bezeichne, als *die Errichtung eines neuen Gebäudes oder die Veränderung eines bereits bestehenden, in Hinsicht auf die Aussenseite*, möchte Rec. aus mehreren Gründen bezweifeln. Es kommt hiebey zweyerley in Frage, einmal, was ist unter *opus* zu verstehen, und dann, was wird durch *novum* bezeichnet.

Was *opus* sey, wird in *fr.* 1 §. 12 *D. de o. n. n.* bestimmt, wo es heisst: *hoc autem edictum non omnia opera complectitur, sed ea sola, quae solo conjuncta sunt.* Die hierauf folgenden Worte: *quorum aedificatio vel demolitio videtur opus no-*

vum continere, gehen auf Erklärung des Ausdrucks *novum*. Wohl aber gehören zur Charakterisirung des Ausdrucks *opus* wieder die folgenden Worte: *idcirco placuit, si quis messem faciat, arborem succidat, vineam putet, quamquam opus faciat, tamen ad hoc edictum non pertinere, quia ad ea opera, quae in solo fiunt, pertinet hoc edictum.* Klarer wird dieses ganze Verhältniss durch die Dispositionen des römischen Rechts über das *interdictum quod vi aut clam*, welches ebenfalls bloss auf die *opera, quae in solo fiunt* nach *fr.* 1 §. 4 *D. quod vi aut clam* bezüglich ist. Nähere Bestimmungen hierüber finden sich in *fr.* 7 §. 5 bis *fr.* 11 §. 3 *eod.* Auch hier wird der Fall, wenn Jemand die Erndte nimmt, ausgeschlossen, wie diess aus der in *fr.* 7 §. 5 enthaltenen Bestimmung über die Früchte hervorgeht. Allein das *succidere arborem, arundinem, salictum, vineam*, überhaupt *si quid circa arbores fiat*, im Gegensatze von den *fructus arborum*, wird ebendaselbst zu den *operibus, quae in solo fiunt*, gerechnet, — eine Bestimmung, die der bey der *o. n. n.* zwar widerspricht, aber um so weniger eine Antinomie von Pandectenstellen begründet, als die einschlagenden beiden Fragmente aus *Ulpians* Werke über das Edict genommen sind, und als, wie aus der Partikel *at* und aus der Bemerkung: *qui arbores succedit* u. s. w. *terrae enim et quodam modo solo ipsi corrumpendo manus infert*, in Fr. 7. §. 5 cit. hervorgeht, bey dem *interdictum quod vi aut clam* in Ansehung der Bäume u. s. w. eine singuläre Ausdehnung der *opera, quae in solo fiunt*, vorliegt. Sehen wir nun von dieser Singularität ab, so ergiebt sich aber aus den näheren Bestimmungen der *opera* der angegebenen Art bey dem erwähnten Interdicte, dass zu diesen *operibus*, und folglich in den Kreis der *o. n. n.*, nicht bloss Bauten, gleichviel, ob unmittelbar auf dem Boden, oder in höheren Stockwerken gebaut wird, Fr. 7. §. 9. — Fr. 9. §. 2. *D. quod vi aut clam*, gehören, sondern auch *opera* an Ländereyen, z. B. Anlegung von Gräben, Fr. 7. §. 7. 8. Fr. 9. §. 3. D. *eod.*, und *opera* im Bezug auf die *aqua viva* als *portio agri*, Fr. 11. *pr. D. eod.* — Hiemit stimmt auch der Ausdruck *opera quae solo conjuncta sunt, quae in solo fiunt*, zusammen. Gebäude sind nur eine Art dieser *opera*, und hätten die Gesetze nur Gebäude vor Augen gehabt, so würde gewiss bloss von *aedificiis*, und nicht von den *operibus* der angegebenen Art im Allgemeinen gesprochen worden seyn. Wir glauben daher, dass der Vf. das Institut der *o. n. n.* ohne hinlänglichen Grund auf Gebäude beschränkt hat.

Was nun ferner den Ausdruck *novum* betrifft, so bezeichnet derselbe bey der *o. n. n.* augenscheinlich zweyerley. Das Werk muss zuvörderst *der Zeit nach* neu seyn, d. h. es müssen *futura opera*, nicht *praeterita*, in Frage stehen. Es muss das *opus* noch nicht vollendet seyn, denn gegen vollendete Werke geht das *interdictum quod vi aut clam*, Fr. §. 1. D. *de op. novi nunc.* Diesen Moment, so wesentlich er ist, hat der Vf. gar nicht besonders hervorgehoben. Hienächst muss das Werk auch *seiner Beschaffenheit nach* neu seyn, d. h. es muss die vorhandene Beschaffenheit (*pristina facies*) entweder durch Hinzufügen, oder durch Wegnehmen geändert werden, Fr. 1. §. 11. 12. *D. eod.*, daher denn das, was bloss zur Erhaltung des *status quo* unternommen wird, kein *opus novum* ist, Fr. 1. §. 13. *D. eod.* Ganz abweichend hievon ist der Vf., indem er die Neuheit der Beschaffenheit auf Veränderungen eines bereits bestehenden Werkes in Hinsicht *auf die Aussenseite* beschränkt. Der Vf. hat sich durch das Wort *facies* zu dieser Beschränkung verleiten lassen, allein ohne ausreichende Ursache; denn dass *facies* nicht bloss Aussenseite, sondern Beschaffenheit überhaupt, und dabey auch innere Beschaffenheit bedeutet, geht unleugbar aus Fr. 55. §. *ult. D. de administr. et peric tutor.*, wo insbesondere von der *facies patrimonii* im Bezug auf Zahlungsfähigkeit (welche doch, im Gegensatze von dem Schein der Wohlhabenheit, etwas inneres ausmacht) die Rede ist, hervor.

Nach der bisher hinlänglich erörterten Bestimmung des Begriffs vom *novum opus* geht der Vf. zu der Art über, auf welche man sich des Rechtsmittels der *o. n. n.* bedienen könne (S. 10—16). Ganz richtig trennt er hier von der *o. n. n.* die *impeditio per praetorem*, die *impeditio per manum* und den *lapilli jactus*, nur hätte er die charakteristische Differenz dieser Institute, im Bezug auf die Erfodernisse zu ihrer Begründung, in Ansehung welcher z. B. die *imped. per praetorem* an die Beschränkungen der *o. n. n.* nicht gebunden ist, *Fr.* 3. §. 1. 2. *D. de o. n. n.*, ferner im Bezug auf die Art und Weise, wie diese Institute verschieden von der *o. n. n.* in Wirksamkeit treten, und im Bezug auf ihre Folgen, in welcher Rücksicht sie sich wesentlich von der *o. n. n.* dadurch unterscheiden, dass sie demjenigen, zu dessen Besten sie wirksam werden, den Besitz erhalten, *Fr.* 5 §. 10. *D. de o. n. n.*, näher und schärfer hervorheben sollen.

Bey Erörterung der Frage, wer sich des Rechtsmittels der *o. n. n.* bedienen könne (S. 17—27), hat der Vf. unter Anderem des Widerspruchs, den man gewöhnlich zwischen *Fr.* 14. *D. de o. n. n.* und *Fr.* 15. *D. de serv. praed. urb. Fr.* 9. *pr. D. si serv. vind. Fr.* 5. *pr. Fr.* 9. *D. de o. n. n. Fr. un.* §. 3. und 5. *D. de remission.* zu finden glaubt, gedacht. Ganz richtig verwirft er die so verschiedenartigen Vereinigungsversuche besonders älterer Rechtsgelehrten, und auch die, diesen Versuchen sich theilweise anschliessenden Ansichten, welche in neueren Zeiten *Kämmerer* (a. a. O. S. 116—127), *Glück* (*Erläuterung der Pandekten nach Hellfeld.* X Th. S. 220—224) u. a. aufgestellt haben, sind ohne Haltbarkeit. Mit Recht macht der Vf. darauf aufmerksam, dass es lediglich auf richtige Erklärung des Ausdrucks *nihil agit in Fr* 14 *cit.* ankomme. Diese Stelle lautet dahin: *qui viam habet, si opus novum nuntiaverit adversus eum, qui in via aedificat, nihil agit, sed servitutem vindi-*

care non prohibetur. Die scheinbar entgegenstehenden Stellen sprechen dem Servitutberechtigten, und insbesondere auch dem auf die *servitus itineris* Berechtigten das Rechtsmittel der *o. n. n.* ganz deutlich zu. Gewöhnlich nimmt man nun an, dass *Fr.* 14 die Unzulässigkeit des Rechtsmittels doch wenigstens für den Inhaber einer *servitus rustica* anordne. Allein, der Ausdruck *nihil agit* correspondirt keineswegs der Unzulässigkeit, vielmehr sagt *Fr.* 14 in den Worten *si opus novum nunciaverit* eine gültig geschehene Nunciation voraus, und das *nihil agit* bezieht sich nur auf den Erfolg. Wenn Rec. auch mit dem Vf. gerade nicht annehmen will, dass das *nihil agit* besage, dass die *o. n. n.* dem Berechtigten überhaupt nichts nütze, so liegt doch gewiss, wofür sich ähnliche Beyspiele bey *Brisson s. voc. nihil* finden, so viel darin, dass die *o. n. n* in gewisser Beziehung einen bestimmten Erfolg nicht habe. Dieser bestimmte Erfolg ist aber, worauf das *servitutem vindicare* hinweist, die ungestörte, Ausübung der *servitus viae.* Die Aufhebung der, durch den unternommenen Bau bewirkten Störung kann durch das Rechtsmittel der o. n. n. nicht bewirkt werden. Die Wirkung der Nunciation besteht nur darin, dass mit dem Baue innegehalten werden muss. Ist der Bau bereits so weit vorgerückt, dass die Weggerechtigkeit nicht mehr exercirt werden konnte, so kann durch die o. n. n. die Wegräumung des Gebauten, um den Weg frey zu haben, nicht verlangt werden, sondern der Bauende darf nur nicht weiter fortfahren. Mit Grund heisst es daher von dem Nuncianten *nihil agit.* Wohl aber kann er den bezweckten Erfolg mit der confessorischen Klage erreichen, *servitutem vindicare non prohibetur.*

Die Wirkungen des ergriffenen Rechtsmittels der *o. n. n.* hat der Vf. S. 28 f. richtig angegeben; doch hätte hier, was sonst nur beyläufig geschehen ist, insbesondere erwähnt werden müssen, dass die Nuntiation den Nuntianten zum Besitzer macht. Bey den Fällen, in welchen die *o. n. n.* ihre Wirkungen verliert, wäre auch die *Remission,* welche bekanntlich, falls der Nunciant nicht berechtigt oder die Nunciation sonst ungültig ist, durch das prätorische Edict von selbst eintritt (*remissio necessaria*), ausserdem aber, und zwar, wenn der Richter von dem Nuncianten das *jusjurandum calumniae* verlangt, dieser es aber nicht leistet, oder wenn das Recht des Nuncianten zum *opus* liquid vorliegt, durch ein besonderes richterliches Decret bewilligt wird (*remissio utilis*), zu erwähnen gewesen.

O.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. 1) *Frankfurt a. d. O.,* in der academ. Buchhandlung: *Predigt und Gesänge am Tage der allgemeinen Todtenfeyer, zum Gedächtniss der gefallenen Krieger,* d. 4 Jul. 1816. gehalten von *D. Christ. Wilh. Spieker,* Prof. und Pred. zu Frankfurt. Zum Besten der Witwen und Waisen der gefallenen Krieger. 31 S. 8.

2) *Halberstadt,* im Büreau für Lit. u. Kunst: *Predigt, gehalten am Tage der allgemeinen Todtenfeyer* u. s. w. nebst einer *kurzen Rede* bey der Einweihung der hiesigen Preussen- und Russengräber — von *D. Hoehr,* Consist. Rath, Superint. u. Oberpred. zu Gröningen. 1816. 23 S. 4to (4 gr.)

3) *Frankfurt a. M.,* b. Eichenberg: *Todtenfeyer,* zum Gedächtniss der gefallenen Retter des Vaterlandes, zu Montjoie am 4 Jul. 1816 begangen — von *Max. Fried. Scheibler,* Pred. 1 Joh. 3, 16. 1816. 32 S. 8.

4) *Ohne Druckort: Ermahnungs- und Trostschreiben an die, in den Grenz-Festungen Frankreichs zurückgebliebenen deutschen Besatzungen von Max. Fr. Scheibler* u. s. w. 1816. 63 S. 8.

Für die in den preussischen Staaten sinnvoll angeordnete *Todtenfeyer* war der sehr passende Text 1 Maccab. 9, 10, verbunden mit Jac. 5, 11, vorgeschrieben. Er liegt daher in No. 1 — 3 zum Grunde, nur dass in No. 2, aus nicht abzunehmender Ursache und *nicht* zum Gewinne für die Abhandlung, der zweyte, eben angegebene Text gar nicht erwähnt wird. Die Gedanken sind darum, und da der Zweck des Tages für sich selbst sprach, in diesen drey Vorträgen der Hauptsache nach gleich. No. 1 zeichnet sich durch würdige und angemessene Behandlung des Gegenstandes, so wie durch eine edle und herzliche Sprache vor beiden anderen aus. In No. 2 fehlt jene helle Ordnung, welche die Gedanken in dem Gemüthe des Hörers und Lesers leicht zu *einem* Ganzen verbindet. Zu lange wird bey dem Unbedeutenden verweilt, als: „sie (die Gefallenen) ruhen nicht in Särgen, *nicht in neuen Todtenhemden, von den Händen der Mutter oder Schwestern genähet, sie schlafen im Schooss der Erde,* die überall des Herrn ist." u. s. w. Diess „Schlafen und Schlummern der Todten" kömmt überhaupt zu oft vor für ein blosses Wort. Die *kurze* Rede, an den Gräbern gehalten, ist einfach und treffend. — Den Vf. von No. 3 haben wir bereits mehrmals, bey der Anzeige ähnlicher Reden und Predigten von ihm, charakterisirt. Er hat *„frohe Empfindungen* und *patriotische Entschliessungen"* an das fromme Andenken an die gefallenen Brüder geknüpft, und sagt so viel Passendes und Ermunterndes in Beziehung auf die Tagesfeyer, dass an einem guten Eindrucke, den das Gesagte bewirkt, kaum zu zweifeln ist. Da sich in No 4 dieselben patriotischen Gesinnungen und die richtige Einsicht von den Gefahren der Zeit, in Beziehung auf das französische Sittenverderben, so klar hervorthun, so glauben wir die Anzeige dieses nützlichen Schreibens des Hn. *Sch.* hier sogleich anschliessen zu dürfen. In manchem Einzelnen, als S. 48 50. sind die Foderungen, sofern sie *im Allgemeinen* hingestellt werden, etwas hoch gespannt. Doch kann diess den Wunsch, dass diess Büchlein vielen deutschen Kriegern zukommen möge, nicht beschränken. Vor Allem haben sie die *erste* Verhaltungsregel zu bedenken, welche lautet: *„nehmet nichts Böses von den Franzosen an".*

NA.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

NATURGESCHICHTE.

Heidelberg, b. Mohr und Winter: *Handbuch der Oryktognosie*, von *Karl Caesar von Leonhard*, Geheimenrathe und Professor an der Universität zu Heidelberg. Für akademische Vorlesungen und zum Selbststudium. Mit 7 Steindruck-Tafeln. 1821. 650 S. gr. 8. (4 Rthlr.)

Von einem Manne, der sich ganz seiner Wissenschaft widmet, eine der ausgezeichnetsten oryktognostischen Sammlungen aufzuweisen hat, mit den berühmtesten Mineralogen in Verbindung steht, durch jährliche Reisen den Standpunct des Neuesten kennen lernt, kann man mit Rechte erwarten, dass eine Ausarbeitung, wie die vorliegende, die Wissenschaft bis auf den heutigen Tag umfassen werde. Man ist berechtigt, von dem Vf. zu fodern, dass er das Mangelhafte früherer Handbücher ergänzt oder doch wesentlich verbessert habe. Da der Vf. eben so wenig, als Rec., das Vortreffliche verkennen möchte, welches mehreren, in neuerer Zeit erschienenen Handbüchern der Oryktognosie eigenthümlich ist, so war die Aufgabe wohl nicht so leicht zu lösen. Doch glauben wir versichern zu können, dass vorliegendes Lehrbuch eine wesentliche Lücke ausfüllt, und zur Grundlage eines akademischen Vortrags vorzüglich geeignet ist. Einigen früher erschienenen Werken der Art steht eine zu grosse Ausführlichkeit im Wege, während andere nur zu gedrängt sind, oder einer Schule zu streng anhängen, wodurch der Standpunct der Wissenschaft selten umfasst, und Einseitigkeit erzeugt wird. Wir loben deshalb das Geständniss des Vfs., wenn er sagt: „Die Grundsätze, von denen ich ausgegangen bin, finden sich in mehrerer Hinsicht im Widerspruche mit dem in früheren Schriften von mir Dargelegten. Allein beym Streben nach Wahrheit muss man stets bereit seyn, sich loszusagen von vorgefassten Meinungen, sobald sie widerlegt werden durch genügende Überzeugung. Nichts hemmt das Fortschreiten mehr, als eigenwilliges Beharren auf einmal ergriffenen Meinungen."

Die Principien zur Classification hat der Vf. *im Wesentlichen* aus dem Systeme von *Berzelius* entnommen. Das System, nach welchem dieser berühmte Chemiker die Erzeugnisse des unorganischen Reichs ordnet, ist begründet auf die bestimmten Verhältnisse in Fossiliengemischen, so wie auf die electro-chemische Theorie. Er theilt die zu ordnenden Gegenstände in 2 Classen. Die eine umfasst alle einfachen Körper, und alle Zusammensetzungen derselben, gebildet nach dem Princip unorganischer Verbindungen; die andere enthält Zusammensetzungen nach dem Princip organischer Verbindungen. Die erste dieser Classen zerfällt in Familien, geordnet nach der Reihe einfacher Stoffe; sie beginnt mit den electro-negativsten Stoffen, und endigt mit den electro-positivsten. Die zweyte Classe nimmt die Reste organischer Substanzen auf, und ist bey der Gleichheit vorhandener chemischer Elemente, die nur einen Wechsel zeigen, in quantitativer Hinsicht abgetheilt nach den Verhältnissen des Ausserlichen.

„Es ist diese Methode vollführt (sagt der Vf. über das System von *Berzelius*) mit hoher Consequenz und durchaus dem Stande des gegenwärtigen Wissens gemäss." Indessen wendet man überhaupt gegen jede Methode, nach chemischen Grundsätzen die Fossilien zu ordnen, ein, dass sie auf mehr oder minder unangenehme Weise das äusserliche Verband verletze, von dem man so viele Substanzen umfasst achtet; allein auch die, auf andere Merkmale gestützten Weisen systematischer Eintheilung, sind nicht ohne grosse Nachtheile; denn hier sieht man Mineralkörper zusammengestellt, deren chemische Natur eine weite Trennung fodert. — Während bey der Classification organischer Erzeugnisse die ganze Methode auf äusserlichen Merkmalen beruht, auf den Verhältnissen der Gestalt (denn von den innerlichen werden nur solche entlehnt, die Bezug haben auf organischen Bau), auf allmähligen Übergängen einer Form zur anderen, ist das Princip für die systematische Aufstellung unorganischer Wesen, und namentlich der Mineralien, ein durchaus verschiedenartiges. Hier, wo die äussere Haltung durchaus bedingt wird durch die Natur des Inneren, durch Art und Weise chemischer Zusammensetzung, dürfte es nicht gleich zweckmässig seyn, die äusserlichen Merkmale, obwohl höchst wichtig in anderer Beziehung, als einzige Richtschnur zu wählen; weder in ihrer Gesammtheit, noch einzeln genommen. In ihrer Gesammtheit nicht, weil beym Abweichenden der verschiedenen Kennzeichen es unmöglich

ist, aus ihrer Allheit den Classificationsgrund zu entlehnen; und nicht einzeln, weil die Berücksichtigung einzelner Kriterien zu Zusammenstellungen von Substanzen führt, welche in Absicht auf andere äussere Kennzeichen, oder hinsichtlich ihres Mischungsverhältnisses, sich als gänzlich verschieden darstellen. — Als Stufen der Classification gelten: Gruppen, Gattungen, Arten und Abänderungen. Die Bestimmung der Gattungen ist das erste und wichtigste Geschäft oryktognostischer Classification. — Das Anhalten zu den *Gruppen*, den obersten Classificationsstufen, in welche das ganze Mineralreich zerfällt, bietet die Chemie, indem sie in den Bestandtheilen der verschiedenen Fossilien Elementar-Substanzen nachweist, und diese Urstoffe ordnet in eine gewisse Reihenfolge, nach den ihnen zustehenden Eigenthümlichkeiten. Alle Mineralien, welche chemische Elemente sind, müssen gemäss dieser Reihe aufgestellt werden; die zusammengesetzten Fossilien können, mit Rücksicht auf einen, sie vorzugsweise charakterisirenden Urstoff, dieser oder jener Gruppe beygezählt werden, und als ein solcher charakterisirender Bestandtheil läst sich (nach *Berzelius*) am füglichsten betrachten der in einer Substanz vorhandene electropositive, oder electro-negative Urstoff. — Eine *Gattung* umfasst hier alle Mineralien, die im Wesentlichen des Chemischen genaue Übereinstimmung zeigen, welche Identität dargethan wird durch die Analyse oder durch die Einerleyheit stereometrischer Kriterien. Wesentliche chemische Differenz bedingt die Trennung verschiedenartiger Fossilien in verschiedene Gattungen, auch wenn Gleichheit des Krystallisationssystems vorhanden, insofern dieses das regelmässige ist. Ungleiche Krystallisationssysteme fodern die Annahme verschiedener Gattungen, selbst wenn die chemische Differenz noch nicht erwiesen ist. In jedem Falle treten als Hülfskennzeichen die wichtigsten Merkmale ein; namentlich Härte und Eigenschwere. Zur Charakteristik mancher Gattungen machen sich auch gewisse empirische Kennzeichen bedeutend. — Wodurch eine Gattung sich von einer anderen unterscheidet, ist im Handbuche nie aufgeführt worden. Solche Aufzählungen sind in der That überflüssig, denn die Differenzen müssen sich ergeben aus einer Vergleichung der Charakteristik beider Gattungen, zudem muss es dem mündlichen Vortrage vorbehalten bleiben, wesentliche Anhaltspuncte besonders hervorzuheben. Nutzlos ist es ohnehin, Unterschiede von Fossilien aufzuführen, bey denen eine Verwechselung beynahe unmöglich ist.

Eine neue Beschreibungssprache der Krystallisation macht einen wichtigen Artikel der Einleitung aus. Die bisherigen langen, oft äusserst unverständlichen Beschreibungen werden sehr abgekürzt. Wer die, von dem Vf. dazu verfertigten Pappe-Modelle zur Hand hat, wird sich mit dieser neuen Sprache sehr bald vertraut machen; ohne diese, dürfte es schwer halten, das mit wenigen Worten aus der Kerngestalt hervortretende neue Bild in der Vorstellung klar aufzufassen oder sich zu versinnlichen. Bestimmtheit und Kürze sind ausgezeichnete Vorzüge dieser neuen Beschreibungssprache; doch mag Rec. noch keineswegs die Versicherung geben, ob alle Verschiedenheiten genau bezeichnet werden können. In der Verlagshandlung dieses Handbuchs sind die Pappe-Modelle der für Kernformen 3 Rthlr. zu haben. Zur bequemen Vergleichung findet man im Texte den abgeleiteten Gestalten die entsprechenden Namen *Hauys* beygefügt. —

Neue Bestimmungen von Krystallisationen finden sich unter anderen vorzüglich bey folgenden Gattungen: Schwefel, Anatas, Kupferkies, phosphorsaures Kupfer, grau Marganerz, Tantalit, Epidot, Mesotyb, Andalusit, Flusspath, Apophyllit, und vielleicht noch bey mehreren.

Von der Sünde nomenclatorischer Neuerungen hat sich der Vf. nichts vorzuwerfen, und verdient um so mehr Dank, da andere sonst vortreffliche Mineralogen die oryktognostische Nomenclatur bereits zu einem der lästigsten Zweige dieses Wissens gemacht haben, und sehr zu fürchten ist, dass, wenn diesem Unwesen nicht kräftig gesteuert wird, es zuletzt damit gehen werde, wie mit dem Thurmbaue der babylonischen Hauptstadt.

Für die Beyfügung der Bemerkungen aus anderen Systemen und Sprachen, so wie für jene der Trivialnamen, sind wir dem Vf. dankbar. Überhaupt liegt in den literarischen Nachweisungen, die jeder Gattung beygefügt sind, ein schätzbares Material zu ihrer Geschichte.

Viele scharfsinnige Bemerkungen und Beobachtungen des Vfs. und seiner Freunde, die derselbe in der Vorrede nennt, findet jeder achtsame Leser; sie erhöhen den Werth des Handbuchs wesentlich, besonders für den schon gebildeten Kenner. Ein bequemes Register erleichtert das Nachschlagen. An reinem Druck und Papier, wie an Correctheit, hat es der Verleger nicht fehlen lassen. Bh.

MEDICIN.

Berlin, b. Saalfeld: *Über die Rinderpest und deren Tilgung, besonders in Anwendung auf das Viehsterben zu Pyritz in Pommern, im Jahr 1808, und die darüber erschienene Abhandlung des* Dr. *Roserus*. Nach Grundsätzen des Professors Sick dargestellt von *K. L. Hering*. 1814. 203 S. 8. (20 gr.)

Der Hauptgegenstand dieser Schrift ist eine Vertheidigung des Prof. *Sick* gegen die Angriffe des Dr. *Roserus*, ehemaligen Kreisphysicus zu Deutsch-Krone, welche in einer von demselben verfassten Abhandlung: Über die brandige Lungenentzündung des Rindviehes, ihre Ursachen und Heilung, Stettin, 1811 enthalten sind. Die Ursachen zu den Streitigkeiten zwischen Hn. *Sick* und *Roserus* sind kürzlich folgende. In dem Jahre 1808 brach zu

Pyritz in Pommern eine Seuche unter dem Rindviehe aus; Dr. *Roserus*, damals praktischer Arzt zu Pyritz, und einige andere Ärzte wurden Anfangs zu Rathe gezogen. Man erklärte die Krankheit für *brandige Lungenentzündung*, und diesem gemäss wurden ihre Schriften abgefasst. Da die Krankheit aber immer weiter um sich griff, so wurde Hr. *Sick*, welcher sich eben wegen der Rinderpest zu Stargard aufhielt, zu Rath gezogen. Seinen bekannten Grundsätzen zu Folge erkundigte er sich nun genau nach dem Laufe, welchen die Seuche genommen hatte, nach ihrer Propagation, ihren Zufällen, ohne die kranken Thiere zu besehen oder eines derselben öffnen zu lassen, und erklärte nach den ihm mitgetheilten Nachrichten die Krankheit für die Rinderpest. Zufällig traf er mit dem Dr. *Roserus* zusammen; dieser widersprach ihm, und suchte seine Meinung zu vertheidigen. *Sick* blieb bey seinem Ausspruche, und hiemit war der Grund zu einem Streite gelegt, der, für beide Parteyen viel Unangenehmes herbeyführte, und der durch ein ruhigeres und wissenschaftlich gebildeten Männern angemessenes Benehmen wohl ganz hätte vermieden werden können. Nachdem nun die Streitsache, welche sogar Einmal für *Sick* so schlecht stand, dass er den Befehl erhielt, sich aus der Gegend von Pyritz zu entfernen, vor der Landesregierung mit wechselndem Glücke geführt worden, nimmt sie bey dieser Instanz für *S.* doch eine günstige Wendung. Er erhält den Auftrag, die Leitung des Tilgungsgeschäftes der Seuche in einem bestimmten Districte um Pyritz zu übernehmen, und nach Hn. *Herings* Darstellung, welcher als ehemaliger Schüler von *S.* zum Gehülfen bey diesem Geschäfte gebraucht wurde, wird die Tilgung nach den *S.* Grundsätzen, sowie es nur die Umstände erlauben, glücklich beendigt. Dr. *Ros.*, durch die ihm, als ehemaligen Kreis-Physicus, bey den zu treffenden Tilgungs-Anstalten der Seuche zu Pyritz widerfahrene Zurücksetzung, durch den Widerspruch des Hn. *S.*, und die demselben zu Folge eingeleitete gänzliche Umänderung des Verfahrens gegen die Seuche gekränkt, und fortwährend von der Richtigkeit seiner Ansichten überzeugt, ergreift nun die Feder, und vertheidigt in der oben angeführten Schrift nicht allein seine Meinung, sondern tadelt auch das ganze Verfahren des Hn. *S.* mit vieler Bitterkeit.

Hr. Dr. *H.* hatte offenbar in Hinsicht der Erkenntniss jener Seuche unrecht; die *Rinderpest* sprach sich so deutlich aus, dass sie selbst von gut beobachtenden Ökonomen, welche keine Thierärzte waren, erkannt werden konnte. Man muss sich daher sehr wundern, wie sich in diesem Falle ein wissenschaftlich gebildeter Arzt so lange täuschen, und die Krankheit so hartnäckig für brandige *Lungenentzündung* halten konnte. Auf der andern Seite kann Rec. aber auch Hn. *Ss.* Benehmen nicht billigen, welcher mit Hn. Dr. *R.* von der Beurtheilung der Krankheit billig hätte Rücksprache nehmen sollen, da dieser sich bereits längere Zeit mit der Behandlung der kranken Thiere an jenem Orte befasst hatte. Mit Unrecht verwirft er auch jede Besichtigung des kranken Viehes und die Obduction desselben, indem er aus der Art der Propagation der Seuche allein erkennen will, ob sie Rinderpest sey, oder nicht; da doch die allerdings meistens regelmässige Propagation der Löserdürre in manchen Fällen gestört werden kann, und es auf keine Weise so unumstösslich erwiesen ist, dass die Ansteckung sich jedes Mal nach zehn Tagen äussere, als *S.* und seine Schüler behaupten.

Hr. *H.* theilt zuerst die Ansichten des Prof. *Sick* über die Rinderpest und die zur Tilgung derselben erfoderlichen Massregeln kürzlich mit. Das Eigenthümliche desselben besteht vorzüglich in folgendem. Der Ansteckungsstoff wird durch die Wärme, nach ihrem höheren oder niederen Grade, schneller oder langsamer in allen *inficirten* Substanzen verflüchtigt. Durch die ungehinderte Einwirkung der atmosphärischen Luft, wenn ihre Temperatur nicht 15° R. übersteigt, wird er binnen *zehn* Tagen vernichtet. Unter freyem Himmel ist er in den wärmsten Sommertagen nicht über fünf rheinländische Fuss, und in den kältesten nicht über zwanzig Fuss ansteckend. Im Ställen aber muss man die Ansteckungskraft auf den ganzen beschränkten Raum annehmen. Ist ein Thier auf irgend eine Art angesteckt, so erfolgt das sichtbare Erkranken *bestimmt* innerhalb *zehn* Tagen, in der Regel am 7 oder 8 Tage. Bey jeder zufälligen Mittheilung des Ansteckungsstoffes wird derselbe *immer* nur von einem *einzigen* Thiere in der Heerde zuerst aufgenommen; die Fälle, wo es von mehreren Thieren geschieht, sind selten. Von dem zuerst angesteckten Thiere verbreitet sich die Krankheit in regelmässig auf einander folgenden Zeiträumen (von zehn Tagen) und mit steigender Progression auf die ganze Heerde. Dieses sind die *nur der Rinderpest* eigenthümlichen Propagations-Perioden. Es wird diese Krankheit nur durch Ansteckung mittelst der hungarisch-podolischen, und aller aus den morgenländischen Gegenden kommenden Schlachtviehheerden zu uns gebracht. Das *sicherste*, und unter allen Umständen untrüglichste Kennzeichen dieser Krankheit sind ihre regelmässig fortschreitenden Propagations-Perioden, verbunden mit der ersten Ansteckung. Die Ansicht der pestkranken Rinder, und die Obduction der gefallenen, sind daher nicht nur unnütz, sondern auch gefährlich. Zur Tilgung der Rinderpest sind strenge Absonderung und Quarantaine die zweckmässigsten Mittel. Das Todtschlagen kann nur in Anwendung kommen, wenn man ganz sicher weiss, dass durch die Aufopferung einiger Thiere das Übel im Entstehen unterdrückt werde, oder wenn sich die Rinderpest während eines Krieges in so viele Ortschaften verbreitet hat, dass es wegen des allgemeinen Verkehres

nicht zulässig ist, dieselben zu sperren. Durch Impfung wird diese Krankheit in ihrer Tödtlichkeit nicht gemäfsigt; die Anwendung derselben, als Tilgungsmittel betrachtet, ist nicht viel besser, als das Beil, und darf immer nur in solchen Fällen Statt finden, wo der Verlust, der durch sie veranlafst wird, mit dem, durch dieselbe verkürzten Zeitraume der Gefahr in überwiegendem Verhältnisse steht. Die Häute und der Talg pestkranker, gefallener Rinder können ohne Gefahr benutzt werden, wenn man die ersten sogleich nach dem Abledern einem Strohfeuer so nahe als möglich aussetzt; und das letzte sogleich ausschmilzt. — Nachdem der Vf. diese Ansichten des Hn. *S.* über die Rinderpest (von S. 1 bis 14) aufgestellt hat, kommt er auf die Widerlegung der oben genannten Schrift des Dr. *Roserus*, welche den übrigen Raum des Werkchens ausfüllt. Er folgt dem nicht gut geordneten Vortrage in jener Schrift, und vertheidigt Hn. *S.* nicht allein gegen den Vorwurf, als habe er die brandige Lungenentzündung, die nach *R.* Meinung unter dem Rindviehe zu Pyritz geherrscht habe, fälschlich für Rinderpest gehalten, was denn auch leicht vollständig gelingen konnte, sondern auch gegen die Angriffe, welche die Ansichten des Hn. *S.*, rücksichtlich der Rinderpest, im Allgemeinen betrifft. Hier zeigt sich Hr. *H.* denn freylich, als ein Schüler und Gehülfe des Hn. *S.*, den Ansichten desselben so unbedingt zugethan, dafs wir nicht ganz mit ihm übereinstimmen können, indem uns die Erfahrung gelehrt hat, dafs man bey dieser Krankheit, welche oft so schwer zu erkennen ist, dafs sie den erfahrensten Thierarzt einige Zeit täuschen kann, alle Hülfsmittel, die zur Erkenntnifs führen können, Symptome, Obduction der gefallenen Rinder und Propagations-Perioden, (aber diese nicht allein) benutzen müsse. Auch sind wir davon überzeugt, dafs man sich des Beiles öfterer mit Vortheil bedienen werde, als Hr. *S.* angiebt, wenn man nur übrigens die nöthige Vorsicht und mehr Behutsamkeit anwendet, als bey jener merkwürdigen Rindviehseuche im Oderbruche 1807. Indessen gewährt diese Schrift immer eine lehrreiche Übersicht der verschiedenen Ausbrüche der Rinderpest in dem preussischen Staate, über die zu Pyritz in den Jahren 1807 und 1808, über die im Oderbruche vom Jahre 1807 und das dabey beobachtete Verfahren; auch erhält man eine genaue Nachricht von den Versuchen, welche Hr. *S.* zu Pyritz mit Bewilligung und Unterstützung der Regierung angestellt hat, um zu erforschen, 1) ob in einem Stalle, worin mehrere Rinder krank gestanden haben, und darin crepirt sind, die Ansteckungsfähigkeit des Nachlasses dieser Thiere noch nach 10 Tagen, nachdem das letzte Haupt crepirt ist, Statt finden, und die Reproduction der Krankheit bewirken könne; 2) ob die Häute des an der Rinderpest gefallenen Viehes, nachdem sie einige Wochen auf einem luftigen Boden gehangen haben, den Peststoff mittheilen können. Die Resultate dieser Versuche sprechen für die oben aufgeführten Ansichten des Hn. *S.*, dessen Bemühungen immer mit vielem Danke erkannt werden müssen, wenn er gleich manche Ideen und Vorschläge aufgestellt hat, welche durch die beste Richterin in diesen Angelegenheiten nicht vollständig bestätigt worden; was unter Anderm auch dadurch bewiesen wird, dafs von der Königl. Preuss. Commission, welche im Jahre 1811, unter dem Vorsitze des verdienstvollen Staatsrathes *Langermann* und im Beyseyn des würdigen Veteran *Kausch*, eine Revision der älteren und der neueren, nach Sicksschen Grundsätzen getroffenen Anordnungen gegen die Verbreitung der Löserdürre vorgenommen hat, bey welchen man Alles zusammenfafste, was ältere und neuere Erfahrungen über diesen Gegenstand gelehrt haben, bedeutende Umänderungen in den, diese Krankheit betreffenden Verordnungen beschlossen und öffentlich bekannt gemacht worden sind.

B...

WIEN, b. Kupfer u. Wimmer: *Über die Rinderpest*, von *Joseph Kail*, k. k. Professor der höheren Landwirthschaft von der ehemaligen krakauer Universität. 1812. 76 S. 8. (6 gr.)

Eine der seichtesten Schriften, die wir über die Rinderpest gelesen haben; für keinen Theil des Publicums brauchbar. Der Vf. ist mit sich selbst noch nicht über die Erkenntnifs und Behandlung der Rindviehseuche einig, und hätte daher gar nicht den Versuch wagen sollen, Andere belehren zu wollen. Zum Beweise führen wir nur Folgendes an. Er sieht die Rinderpest und die Löserdürre als zwey verschiedene Krankheiten an, führt die längst widerlegte Ansicht, dafs die *Viehpest* überall durch ein oxydirtes Stückstoffgas entstehen könne, als ausgemachte Wahrheit auf, bestimmt die Pulsschläge bey dem gesunden Rind auf 35 (?), beym Pferde auf 40 Schläge in einer Minute, und empfiehlt zur Heilung der Rinderpest ein Decoct von präparirtem Weinstein mit Gerste, und Vesicatorien. Wenn sich aber die Natur durch einen Ausflufs aus der *Nase*, u. s. w. selbst zu helfen sucht, so soll man Dämpfe in die Nase gehen lassen, oder, noch besser, *glühende* Kohlen zu *feinem Pulver stossen*, sie in ein Säckchen thun, und dem Viehe auf den Kopf hängen. (!)

B...

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

CHEMIE.

Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Nordische Blätter für die Chemie.* Herausgegeben von D. *Alexander Nicolas Scherer*, russ. kaiserl. Collegienrathe u. s. w. Ersten Bandes I—IV Heft. 1817 u. 1818. 470 S. 8. (2 Rthlr.)

Je grösser die Verdienste sind, welche sich der würdige Vf. dieser Zeitschrift durch die Herausgabe seines allgemeinen Journals der Chemie, durch seine Handbücher der Chemie, seine Übersetzungen und andere gelehrten Abhandlungen erworben hat, und je mehr es zu beklagen war, dass sein, seit länger, als einem Jahrzehend auf Russlands wissenschaftliche Bildung beschränkter Wirkungskreis eine fast gänzlich unterbrochene literarische Verbindung mit dem Auslande zur Folge hatte; desto erfreulicher musste sein Entschluss, im Norden einen Vereinigungspunct für die Freunde der Chemie zu bewirken, und das Resultat dieses Wirkens dem Auslande mitzutheilen, den Freunden der Naturwissenschaft seyn, und desto mehr wird man bedauern, dass dieses Werk so kurze Zeit bestanden hat. Denn welche Früchte konnte man sich versprechen, wenn in jenem unermesslichen Reiche, in welchem die Natur ihre Schätze verschwendet zu haben scheint, vereinte Kräfte der Chemie huldigten! Obgleich wir aber keine Fortsetzung dieser Blätter gesehen haben, so verdient doch eine Anzeige der erschienenen Aufsätze noch jetzt nachgeholt zu werden. I. *Neue Methode, Silber und Kupfer auf eine leichte und wenig kostspielige Art zu scheiden*, von *F. Brandenburg*, Apotheker zu Polozk. Aus den angestellten Versuchen geht hervor, dass das salpetersaure Silber zwar auf nassem Wege, nicht aber so leicht auf trockenem Wege zersetzt werde, und hierauf gründet sich jene Scheidungsart von dem Kupfer. Trockenes salpetersaures kupferhaltiges Silber wird nämlich so lange in einem blanken eisernen Löffel geschmolzen, bis es ruhig fliesst, und ein Pröbchen, in Wasser aufgelöst, sich kupferfrey erweist. Diese Methode scheint übrigens grosse Vorsicht zu erfodern, weil das salpetersaure Silber selbst ohne die Gegenwart eines, mit dem Sauerstoff sehr nah verwandten Metalls zersetzt, und nicht bloss, wie es S. 4 heisst, Silberoxydul, sondern wirkliches Metall ausgeschieden wird. Salpetersaures Kupfer zersetzt sich aber sehr leicht auch durch Schmelzen in einem Porzellangefässe, weshalb zu untersuchen bleibt, wie weit sich die Wirkung des Eisens auf die Zersetzung des salpetersauren Kupfer erstreckt. — II. *Chemische Untersuchung der mineralischen Quelle bey Sergiewsk, im Buguruslanischen Kreise des Orenburgischen Gouvernements*, von D. J. F. *Erdmann*, Prof. der Medicin zu Kasan. Diese Untersuchung, welche mit geognostischen und topographischen Bemerkungen begleitet ist, macht den Haupttheil des medicinisch-chemischen Aufsatzes aus, welchen Hr. *E.* an die medicinisch-chirurgische Akademie zu St. Petersburg gesandt hat, und wovon sich der medicinische Theil in *Harles* Jahrb. der Medic. und Chirurg. 1815. B. 1 H. 2. S. 245 befindet. Wenn auch der Vf. als praktischer Chemiker nicht bekannt ist, so giebt diese Untersuchung doch einen genügenden Beweis von seinen chemischen Kenntnissen. Zwar lässt sich nicht sagen, dass sie etwas Vollkommenes sey, sondern es wird zuweilen selbst das Gegentheil sichtbar; allein wir nehmen auch gern das Gegebene mit Dank auf. So dürfte z. B. die Art und Weise, wie die Quantität des Schwefelwasserstoffgases durch gewöhnliche Destillation bestimmt ist, grössere Vorsicht und Sachkenntniss erheischen; die Abwesenheit des salzsauren Natrums nicht einleuchtend werden; die Menge des gefundenen schwefelsauren Kalks leicht durch gebildete Schwefelsäure und deren Neutralisation mit dem kohlensauren Kalk des Mineralwassers vermehrt worden seyn; sich aus der sauren Reaction (S. 17) des mit Kohlensäure angeschwängerten Wassers keineswegs der Beweis führen lassen, dass dem reinen, d. i. luft- und wasserfreyen Schwefelwasserstoffe diese Eigenschaft angehöre, und die Scheidung beider Gasarten mittelst Kalkwassers zu keinem sicheren Resultate führen. — Die Temperatur der dortigen, häufigen, seit 1718 bekannt gewordenen Quellen fand der Vf. beständig $7\frac{1}{2}°$ Reaum., und die Mischung ist nach seinen Versuchen in einem Medicinalpfunde: Kohlensaures Gas 1 Cubikzoll; Schwefelwasserstoffgas 2 C. Z.; kohlensaure Kalkerde 1,16 Gran; kohlensaure Talkerde 4,60 Gran; Gyps 9,52 Gr.; Bittersalz 0,84 Gr.; Glaubersalz 0,58 Gr.; salzsaure Talkerde 0,60 Gr.; Erdharz 0,10 Gr. Hievon weicht aber ein, von dem Herausgeber in einer Note hinzugefügtes Mischungsverhältniss, aus dem Mspt. des Hn. *Jaenisch* entlehnt, sehr bedeutend ab: denn hienach enthält es: Schwefelwasserstoffgas 3,36 C. Z.; kohlensaures Gas 0,92 C. Z.; salzsaure Kalkerde 0,032 Gran;

salzsaure Talkerde 0,172 Gr.; Kochsalz 0,630 Gr.; Bittersalz 0,572 Gr.; Glaubersalz 2,122 Gr.; Gyps 10,815 Gr.; Thonerde 0,755 Gr.; Kieselerde 0,214 Gr.; Harzstoff 0,143 Gr.; Extractivstoff 0,357 Gr.; kohlensaure Kalkerde 0,851 Gr. — III. *Beweis, dass es wahre Lichtsauger giebt, nebst einigen allgemeinen Betrachtungen über die Phosphorescenz der Körper*, von *Theodor von Grotthuss*, in Geddutz in Curland. Diese interessante Abhandlung ist als eine Übersicht und Erweiterung der, im neuen Journal für Chemie und Physik schon befindlichen Aufsätze des Vfs. zu betrachten. S. 43 zeigt derselbe, dass der Chlorophor, der Canton'sche Phosphor u. a. K. mittelst Bestrahlung phosphoresciren, und dass sie, welches vollkommen mit unseren Versuchen übereinstimmt, als wahre Lichtsauger zu betrachten seyen. Er fand, dass Lichtmagnete, welche schon in der Kälte ihr absorbirtes Licht ausströmen, eine sehr grosse Menge davon enthalten, und dass sie, wenn die Phosphorescenz in sehr niedriger Temperatur verschwindet, bey steigender Wärme (z. B. Anfangs der Wärme der Hand) auch den Rückstand des Lichtes ausstrahlen, bis sie endlich alles durch Bestrahlung aufgenommenen Lichtes beraubt, oder auch durch zu starke Erhitzung (z. B. durch Glühen) etwas zersetzt sind. Im ersten Falle erlangen sie durch unmittelbare Bestrahlung jene Eigenschaft wieder; allein im letzten Falle will der Vf. einzig durch elektrisches Licht die Phosphorescenz aufs Neue erregt haben. Eine ganz neue Idee ist die S. 57 beygebrachte Bemerkung, dass der Canton'sche Phosphor kein Schwefelkalk, sondern schweflig saurer Kalk sey. Ungeachtet die von dem Vf. angegebenen Gründe zu wenig als Beweise für die abweichende Annahme dienen können, da bekanntlich wahre Schwefelverbindungen als Lichtmagnete gedient haben: so spricht doch die von uns gemachte Erfahrung, dass frisch bereitete Lichtmagnete nicht leuchteten, wohl aber nach einigen Monaten diese Eigenschaft erhielten, für Hn. *v. G's.* Meinung. Es bleibt daher zu wünschen übrig, dass diese Versuche völlig rein und mit Genauigkeit wiederholt werden, um so mehr, als man auf gewöhnlichem Wege bey Zersetzung schwefelsaurer Verbindungen durch Kohle, oder bey Vereinigung des Schwefels mit Basen in nicht verschlossenen Tiegeln gewöhnlich ein Gemenge von Sulfüre und Sulfit erhält, ein Umstand, welcher es zweifelhaft macht, ob man der einen oder der anderen, oder beiden dieser Verbindungen die phosphorescirenden Eigenschaften zuzuschreiben habe. — S. 59 beweist der Vf., dass durch Elektricität allein kein Lichtmagnet phosphorisch werde, sondern dass nothwendig der elektrische Funke dabey wirksam seyn müsse. — S. 61 spricht derselbe von Phosphorescenz des geglühten Kochsalzes und anderer Salze. — S. 63 folgen die höchst wichtigen Versuche, den Einfluss der elektrischen Materie auf Krystallisation, Verdunstung der Salzauflösungen und die Phosphorescenz aufgelöster und gefällter Chlorophore betreffend, welche recht sehr beherzigt und von mehreren Physikern wiederholt zu werden verdienen. — Aus den Erscheinungen, welche die Lichtmagnete darbieten, die bekanntlich nie schwarze Körper sind, sucht der Vf. S. 69 ff. zu folgern, dass *Newton's* Theorie von der Reflexion und Absorbtion des Lichtes durch die verschieden gefärbten Körper falsch sey, und dass 1) weisse Körper das Licht am vollkommensten einsaugen, und es als Licht wieder von sich strahlen; 2) schwarze Körper das auf sie fallende Licht auf der Oberfläche in Wärme verwandeln; allein diese Schlüsse scheinen doch keine nothwendige Folge zu seyn. — Hierauf giebt der Vf. S. 71 — 89 eine Theorie zur Erklärung jener Phänomene, wobey sich Alles auf Elektricität und die als Thatsache für diesen Fall angenommene Meinung, dass Licht, Elektricität und Wärme eine und eben dieselbe Substanz seyen, und sich nur durch die Art ihrer Bewegung von einander unterscheiden, zurückführen lässt. Am Schlusse befindet sich eine Tabelle, worin die bekanntesten Lichtphänomene systematisch geordnet sind. Die von dem Vf. darin aufgeworfene Frage, ob die Irrwische als Lichtmagnete zu betrachten seyen, darf man wahrscheinlich negativ beantworten, da sie sich nur an Orten finden, wo organische Stoffe verwesen, und eine Folge der Verbrennung des gephosphorten Wasserstoffgas, dem Schwefel- und Kohlenwasserstoffgas beygemischt seyn kann, zu seyn scheinen. — *Einfache und wohlfeile Zubereitung des unglasurten irdenen Geschirres, wodurch selbiges nicht allein wasserdicht, sondern auch zum Kochen verdünnter Mineralsäuren geschickt gemacht wird*, von Hofrath *C. Kirchhof*. Um der, wegen möglicher Auflösung verdächtigen und dem Organismus nachtheiligen Bleyglasur entbehren zu können, räth Hr. *K.*, die gebrannten Töpfe mit Hanföl zu tränken, und sie in einer passenden Temperatur, z. B. in der Hitze des Backofens, austrocknen zu lassen. Derselbe fand, dass darin alle Arten von sauren Speisen und selbst schwache Laugen gekocht werden können. Auch Rec. bedient sich seit einer Reihe von Jahren des Leinöls zur Erreichung eines ähnlichen Zweckes; allein dieses führte ihn auch zu der Überzeugung, dass die Anwendung solcher Töpferwaare keinesweges den hohen Grad von Vollkommenheit besitze, welche Hr. *K.* rühmt. Das ausgetrocknete Öl wird von Laugen allerdings etwas angegriffen, und die Töpfe sind nicht so reinlich, als die mit einer guten Glasur versehenen. Nach und nach verkohlt sich indess das Öl, und die gebildete Kohle verschliesst die Poren, wie diess überhaupt geschieht, wenn in unglasurten Töpfen einige Zeit Flüssigkeiten, mit verbrennlichen Materien angeschwängert, gekocht werden. — Im V Abschn. dieses Heftes ertheilt die kaiserliche Akademie der Wissenschaften für das Jahr 1818 die Preisaufgabe, die Mischung der Alkalien und Erden betreffend. — VI. *Ideen zu einer Theorie der Verbrennung, der chemischen Affinitäten, der Acidität, Alcalinität, und der elektrischen Leitungsfähigkeit der Körper*, von *Th. von Grotthuss*. Dieser Aufsatz, welcher durchaus die Grundsätze enthält, auf welche *Berzelius* sein neues System der Mineralogie gegründet hat, ist dem Herausgeber, zufolge einer Anmerkung, im März des Jahres 1813 zugesandt worden. Selbst den Irrthum, worin sich Anfangs auch *Berzelius* befand, dass der Sauerstoff im Verhältniss zu

anderen Körpern ✝ E enthalte, vermissen wir nicht. S. 110 folgen einige interessante Versuche über die Leitungsfähigkeit verschiedener Gasarten in ihrem verschiedenem Zustande der Dilatation, wozu dem Vf. *Tremery's* bekannte Versuche mit einem Spiele Karten, durch die in verdünnter Luft der Schlag einer Leidner Flasche geleitet wurde, Veranlassung gaben. Diese Versuche führten den Vf. zu dem Gesetze, dass die Leitungsfähigkeit einer jeden Gasart für das positive Fluidum in directem Verhältnisse, hingegen für das negative elektrische Fluidum in umgekehrtem Verhältnisse mit seiner specifischen Dichtigkeit stehe; oder, dass, wenn man annehmen darf, dass bey gleichen Räumen die Wärmecapacität einer Gasart sich verhält wie die Dichtigkeit derselben, die Anhäufung des Wärmestoffs in den Gasarten sie zu Leitern des positiven, hingegen die Entziehung des Wärmestoffs sie zu Leitern des negativen Fluidums macht, und dass endlich ein leerer Raum, der, wie aus der Analogie zu schliessen, die allergeringste Wärmecapacität besitzt, alle Leitungsfähigkeit für beide Elektricitäten aufhört. — VII. *Einige Nachrichten, Davy's Sicherheitslaterne, zum Gebrauche in den Kohlenminen, betreffend*, deren Einrichtung durch verschiedene Schriften hinlänglich bekannt geworden ist. — VIII. *Über die Sicherungsmittel gegen Feuersgefahr durch Verminderung der Zündbarkeit brennender Stoffe*, von *C. Kirchhof*. Hr. *K.* bringt hier einen alten, oft vergessenen und oft wieder aufgenommenen Gegenstand aufs Neue zur Sprache; allein seinem Aufsatze wird kein besseres Schicksal widerfahren, als den früher erschienenen, weil die als brandabhaltende Mittel empfohlenen Stoffe theils kostbar sind, theils andere Unbequemlichkeiten nach sich ziehen. Er räth nämlich, alles Bauholz, alle Meubeln, selbst feine Cattune der Damen, mit einer Potaschenauflösung, oder anderen Salzauflösungen, z. B. weinsteinsaurem Kali, zu tränken und zu überziehen. Ob übrigens in Schauspielhäusern, deren ebenfalls Erwähnung geschieht, hievon Anwendung zu machen sey, dürfte wohl eine Erwägung verdienen. — IX. *Zur Geschichte des Stärkezuckers*, vom *Herausgeber*. Ein schätzbarer Beytrag zur Geschichte der Erfindungen in der Chemie, dem S. 161 — 173 ein vollständiges Verzeichniss der über diesen Gegenstand erschienenen Schriften hinzugefügt ist, und der einen sprechenden Beweis abgiebt, wie sehr der Herausgeber mit der Literatur des Auslandes bekannt ist. Eine oder die andere Berichtigung in Hinsicht der angeführten Schriften dürfte indess nicht unnöthig seyn. — X. *Ist das Schwefelwasserstoffgas eine Säure?* Von *J. F. Wolffgang*, mit Bemerkungen vom *Herausgeber*. Beide beantworten diese Frage aus sehr gültigen Gründen negativ, wie dieses auch bey vorurtheilsfreyem Forschen und Streben nach Wahrheit kaum anders möglich ist. — XI. *Über die Mischung des Pyrophors*, vom *Herausgeber*, aus einer, im August 1810 der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften vorgelesenen Abhandlung. Der Herausgeber beweist darin, dass schon *Bewly* und *Westrumb*, welche aus Alkalien und Kohle Pyrophors bereiteten, *Davy's* Entdeckung der Zerlegung der Alkalien sehr nahe waren, und eigentlich nichts weiter fehlte, als eine Erklärung von der Entstehung der Substanzen zu geben, welche sie bereitet hatten, dass aber dieser Umstand gerade eine Bestätigung *Kants* trefflicher Worte: „wie viel für neu gehaltene Entdeckungen sehen jetzt nicht geschickte Ausleger ganz klar in den Alten, nachdem ihnen gezeigt worden, wonach sie sehen sollen," sey. — XII. *Über die Oxyde des Chroms und über die chemischen Verhältnisse derselben zu einigen Säuren und salzfähigen Grundlagen*; von *Friedr. Brandenburg*, Apotheker zu Polozk. Ungeachtet dieser Aufsatz, welcher eine Fortsetzung des früher durch *Schweiggers* Journal bekannt gewordenen ist, manche schöne Versuche und Ideen enthält: so ist er doch keinesweges geeignet, das Alles zu beweisen, was Hr. *B.* wünscht; im Gegentheil bleibt es gar sehr zu wünschen, dass derselbe in Anstellung der Versuche sorgfältiger zu Werke gehe, und hinsichtlich der daraus zu ziehenden Folgerungen behutsamer sey. Hauptsächlich sucht der Vf. zu zeigen, dass das Chromium keine so grosse Menge Sauerstoffs aufnehme, um eine Säure zu bilden, sondern dass die gelben Chromsalze Verbindungen der Metalloxyde mit einem, bisher noch unbekannt gewesenen gelben Chromoxyd seyen, welches er mit Behandlung des Deutoxyds mit Salpetersäure bereitete. Die Chromsäure hält er für eine Verbindung dieses gelben Oxyds mit dem Maximum von Sauerstoff und der zur Bereitung derselben angewandten Säure, welche die saure Reaction bewirke. Dieses gelbe Oxyd verdient allerdings alle Aufmerksamkeit; allein dadurch wird noch nicht die Existenz der Chromsäure widerlegt. Wie lässt es sich wohl denken, dass bey der Scheidung der Chromsäure aus unauflöslichen Chromsalzen durch Säuren, welche mit den Basen der letzteren unauflösliche Verbindungen eingehen, wodurch die Chromsäure abgesondert wird, das Minimum der möglicher Weise frey bleibenden Scheidungssäure in Verbindung des abgeschiedenen Oxyds (wäre es ein solches) noch Reaction bewirken könnte! Wie kann dieses Minimum von Säure bey der Neutralisation der Chromsäure mit Basen bis zu dem letzten Augenblicke vor Eintretung derselben fortfahren, jene Wirkung zu äussern! — Als zweytes Chromoxyd führt Hr. *B.* ein perlfarbiges auf; allein wenn auch ein solches, oder wenigstens ein hellfarbiges, existiren sollte: so bleibt doch das von dem Vf. bewirkte eine Verbindung von Oxyd mit anderen Stoffen. — Der Schluss dieses Heftes, XIII. *Über die chemischen Kenntnisse der Chinesen im achten Jahrhundert*, von *Julius Klaproth*, wird gewiss jeden Chemiker in Verlegenheit setzen, denn hier wird kurz und gut herdemonstrirt, dass die Chinesen schon damals das Oxygengas gekannt, und es aus der Luft, dem Salpeter, dem Stein Hhĕ-tânn-chè und selbst dem Wasser darzustellen wussten. Selbst den Verbindungen derselben mit den Metallen, der Kohle und dem Schwefel geschieht Erwähnung. Von den Metallen kannten sie Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Zinn und Bley. Durch Reinigung des Silbers am Hindostan vom *Yne*, d. i. Sauerstoff, geschah die Transmutation

in Gold. Aus dem Kupfer bereiteten sie grüne und blaue Farbe. Und Alles dieses ergiebt sich aus einer, von dem verstorbenen *Bournon* aus China gebrachten Handschrift, die 68 Blätter umfasst und den Titel: „*Pinn-loünn-jine*," d. i. *Geständniss des friedfertigen Drachen*, führt. Aus dem Vorberichte ergiebt sich, dass dieses Buch durch *Maò hkhòu*, im Jahre *Binnchēne*, dem ersten der *Dschi-dē* genannten, am 9ten Tage des 3ten Monats verfertigt sey. Diesen Namen *dschi-dē* gab der Kaiser *Ssooū-dsoūnn* als Ehrennamen zweyen Jahren seines Reiches. Er bedeutet: *beharrlich in der Tugend*. Dieser Kaiser, fährt Hr. *K.* fort, regierte zwischen den Jahren Chr. 756 und 762, und das erste der genannten Jahre entspricht dem Jahre 756 unserer Zeitrechnung. — Sollte es nicht der Mühe lohnen, dieser Sache nachzuforschen?

XIV. *Untersuchung des Quellwassers zu Schmordan*, von *Th. v. Grotthuss*. Der würdige Vf. bemerkt, dass diese eine Meile von Birsen, einem im Upitschen Kreise Lithauens, liegenden Flecken, entspringende Quelle so reichlich fliesse, dass sie zu einem mineralischen Flüsschen werde. Die Temperatur der Quelle fand derselbe zu jeder Jahreszeit 4° Reaum.; aber zuverlässig nicht unter dem Gefrierpuncte, wie wir S. 242, vielleicht durch einen Schreibfehler veranlasst, lesen. Selbst + 4° Reaum. wäre schon ein sehr kaltes Wasser. In 100 pariser Cubikzollen waren enthalten: 43 Gran schwefelsaurer Kalk; 6,2 Gr. kohlensaurer Kalk; 2,4 Gr. kohlensaure Bittererde; 5,5 Gr. schwefelsaure Bittererde; 1 Gr. Kochsalz, salzsaure Bittererde und Salmiak; 0,56 Gr. thierische Substanz (Kieselerde?). — Dieselbe Menge Wassers enthielt 0,4 Cubikzoll Schwefelwasserstoffgas und 10 Cubikzoll kohlensaures Gas. Zur Bestimmung des ersten bediente sich Hr. *v. Gr.* des ammoniakalischen salpetersauren Silbers, und im letzten Falle des, mit ätzendem Ammonium vermischten salzsauren, in Wasser aufgelösten Kalks. Aus den erzeugten Niederschlägen wurde dann das Gasvolumen berechnet. S. 264 folgen einige Notizen über den Gasgehalt der Quelle zu Baldohn, welche nicht weit davon gelegen ist; allein die von Dr. *Schiemann* mitgetheilte Bestimmung, nach welcher 100 Cubikzoll Wassers 40 Cubikzoll Schwefelwasserstoffgas enthalten sollen, ist zuverlässig falsch. — XV. *Versuch einer Erklärung der von Scheele beobachteten Zersetzung einiger natronhaltiger Salze mittelst Eisens und ungelöschten Kalks*, von *Th. von Grotthuss*. In diesem folgereichen Aufsatze stellt der Vf. den Satz auf, dass die Zersetzung allemal erfolge, wenn die Säure des angewandten Neutralsalzes mit der Erdart oder dem gegenwärtigen Metalle ein zerfliessbares, oder doch wenigstens die Kellerluft (worin der Versuch anzustellen ist) stärker anziehendes Salz bilde, als das Neutralsalz selbst thut, und wenn zugleich die Basis des letzteren unter den gegebenen Umständen einen festen Zustand annimmt. Übrigens dürfte hiebey doch auch *Berthollets* Ansicht von der Bildung des Natrums in den Ägyptischen Natrumseen zu berücksichtigen seyn. — XVI. *Beyträge zur Phytochemie*. I. Resultate einiger neuer phytochemischer Untersuchungen, vom Prof. *Giese* zu Dorpat. Es gelang dem Vf. nicht, das Indigamalgam, welches *Brugnatelli* und *Doebereiner* bewirkt haben wollen, darzustellen. — Der wässerige Reisaufguss gab durch Verdunstung sauren reissauren Kalk; aber was ist darunter zu verstehen? — *Donvans* Entdeckung von der Eigenthümlichkeit der Vogelbeersäure wird hier bestätigt. II. Chemische Untersuchung der Mauerkresse (*Lepidium ruderale*), von *F. R. v. Gläser* (oder wie er in der Überschrift heisst: *Glaser*). Dieser Auszug aus dessen, unter Professor *Giese* geschriebener, Inauguraldissertation zeigt zwar den guten Willen des Vfs.; allein der von ihm eingeschlagene Weg lässt eben nicht hoffen, dass dadurch die Pflanzenchemie in Beziehung auf Medicin gewinnen werde. Besonders ist es zu tadeln, dass aus dieser einzigen Analyse, die nichts weniger, als vollständig erscheint, zu allgemeine Folgerungen gemacht werden. — In einem Nachtrage spricht Hr. Prof. *Giese* von der grün färbenden Materie der Pflanzen, welche er früher harzwachsartige Substanz, jetzt aber *Phytochlorainon* nennt, und in zwey Varietäten theilt. Die eine soll durch oxydirte Salzsäure vollkommen ausgebildet werden, und selbst in schwachem Weingeist auflösbar seyn, während die andere sich nicht entfärbt und stärkeren Weingeist zur Auflösung erfodert. Ohne das Verdienst des Vfs. schmälern zu wollen, müssen wir doch auch hier einige Berichtigungen beybringen. Zuerst entspricht der Name keinesweges der Terminologie, und dann ist es zuweilen wahres Harz, zuweilen Wachs, welches den grünen Teppich der Pflanzenwelt bewirkt; ja in einigen Fällen scheint es eine, dem Harze beygemischte, noch gar nicht bekannte färbende Materie zu seyn. Die hier in Rede stehende harzige Materie ist aber wohl nur als eine Modification des Harzes zu betrachten. Wollte man sie als eine selbstständige Gattung annehmen, so wären die Gattungen analoger Stoffe unendlich mannichfaltig.

Chemische Untersuchung des Sumpfhimbeerkrauts (*Hb. Rubi Chamaemori*), von Prof. *J. F. Wolffgang* in Wilna. Wie wenig Vertrauen diese Untersuchung verdient, möge aus Folgendem hervorgehen: S. 308 erzählt Hr. *W.*, dass er aus 1000 Gran Kraut mit Wasser ausgekocht, und aus dem erhaltenen Decoct durch Filtration 54 Gran pulverartige Stärke gewonnen habe. — S. 309, dass er 3 Unzen Kraut mit Wasser der Destillation unterworfen, und dadurch ein weisses, trübes Destillat (welches aber doch kein Öl enthielt) erhalten. Nach Verdunstung des destillirten Rückstands seyen 531 Gran Extract geblieben, aus welchem der Äther 8 Gran Färbestoff extrahirt habe. — S. 315 wird bloss versichert, dass 2000 Gran Kraut durch trockene Destillation eine trübe Flüssigkeit, gelbes und braunes Öl geben, dass die rückständige Kohle 95 Gran Asche hinterlasse, welche aus salzsaurem und kohlensaurem Kali, Gyps, Eisenoxyd und sehr viel Thonerde bestehe.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 2 1.

CHEMIE.

Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Nordische Blätter für die Chemie.* Herausgegeben von D. *Alexander Niolas Scherer* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

IV. *Chemische Untersuchung der Knollen des Kannenkrauts (Equisetum arvense)*, von *H. v. Smelowsky*. Diese, aus den *Mem. de l'acad. de St. Petersb.* 1809 genommene, schon durch *John's* Tabellen der Pflanzen vor 4 Jahren in Deutschland bekannt gewordene Untersuchung zeigt, dass 2 Drachmen jener Knollen 14 Gr. Kohle, 22 Gr. Stärke und eine Art zuckerigen Syrups enthalten. — V. *Chemische Untersuchung der Rinde vom Granatapfel (Cortex Granatorum)*, vom Prof. *Reuss* in Moskwa. Auch diese Untersuchung ist durch frühere Zeitschriften und andere Werke in Deutschland längst bekannt geworden. — VI. *Chemische Betrachtungen über das Wachsthum und die Ernährung der Pflanzen.* Eine Rede, gehalten bey der zweyten Stiftungsfeyer der kaiserl. Universität zu Charkow, am 17 Jan. 1806, von *J. T. L. Schnaubert.* Als Rede betrachtet, verdienen diese Betrachtungen wegen der richtigen Ansichten des Vfs. rühmliche Erwähnung; allein da dieselben keine eigenen Versuche enthalten, sondern bloss eine Zusammenstellung bekannter Thatsachen sind, so können wir sie füglich übergehen.

XVII. *Versuche über das eisige Vitriolöl*, vom Grafen *Marco Carburi*; aus den *Memor. della Accad. di sc. etc. di Padova.* Padova, 1809, übersetzt von *Th. Gr.* Ungeachtet den Chemikern ausser dem sogenannten rauchenden Eisöle auch eine andere krystallinische, concentrirte Schwefelsäure bekannt ist: so enthält doch dieser Aufsatz über diesen Gegenstand Beobachtungen, welche eben so neu, als seltsam sind, und eben darum von anderen Chemikern wiederholt zu werden verdienen. Der Graf vermischte 1 Mass destillirten Wassers mit 8 Mass rauchenden Vitriolöls von 1,877 specifischem Gewicht. Bey Destillation dieses Gemisches ging zuerst eine trübe, milchichte Säure, von 1,509 specifischem Gewicht, über; nach Wechselung der Vorlage folgte eine klare, wie die vorhergehende schweflicht riechende Säure, welche nach dem Erkalten bey + 3°, ganz durchsichtige Krystalle bildete, von denen sich eine nicht krystallisirbare von 1,840 specifischem Gewicht absondern liess. Die erwähnten Krystalle dampften an der Luft nicht, und ihr specifisches Gewicht soll im geschmolzenen Zustande = 3,627 gewesen seyn. Der Übersetzer betrachtet diese Säure als eine höchst entwässerte Schwefelsäure mit schwefliger Säure; allein dadurch wird weder erklärt, warum Schwefelsäure durch blosse Destillation zersetzt wurde, noch warum man diese Säure bey Verbindung der concentrirtesten Schwefelsäure mit flüchtiger Säure nicht gewinnt. Und doch sind dergleichen Versuche angestellt worden.

XVIII. *Beyträge zur chemischen Kenntniss nordischer Fossilien.* I. *Chemische Untersuchung des Pargasits*, von *P. Bonsdorff* und *C. F. Lindevoll.* Dieses Mineral hat den Namen von der Insel Pargas in Finnland, wo es in Kalkstein bricht, erhalten. Es hat eine grüne Farbe, verwittert an der Luft, findet sich derb in Körnern, und krystallisirt in Oktoedern und geschobenen doppelt vierseitigen Pyramiden, von dreyfachem Blätterdurchgange, geradblättrigem Haupt- und strahligem Längen-Bruche. Das specifische Gewicht wird 2,97 — 3,11 angegeben, und die Mischung 40,01 Kieselerde, 18,27 Bittererde, 14,28 Kalkerde, 14,08 Magnesia, 3,52 Eisenoxydul, 102 Manganoxydul, 0,53 unbekanntes Oxyd, 5,90 Flussspathsäure und Wasser, 2,59 Verlust. *Gadolin*, welcher diese Analyse mit einem Schreiben an *Scherer* begleitet hat, bemerkt, dass *Ch. G. Gmelin*, welcher dieses Fossil für Strahlstein hielt, zwar die ersten, nicht aber die 3 letzten Bestandtheile gefunden habe. — II. *Chemische Untersuchung des Steinheilliths aus der Kupfergrube zu Orijärwi in Neufinnland*, welcher in *Leonhard's* Taschenbuche, Jahrg. 9. A. 1. S. 301 beschrieben ist, und nach *Gadolin* 47,5 Kieselerde, 29,5 Thonerde, 8,5 Magnesia, 7,5 Eisenoxyd, 7,4 Wasser und flüchtigen Stoff enthält. — III. *Chemische Untersuchung des Cerins*, welcher mit dem Cererit in der Bastnaesgrube gemeinschaftlich bricht, äusserlich schwarz gefärbt ist, derb, eingesprengt und in Blättchen vorkommt. Nach *Hisinger* enthält derselbe 30,17 Kieselerde, 11,31 Thonerde, 9,12 Kalk, 28,19 Ceriumoxyd, 20,72 Eisenoxyd, 0,87 Kupferoxyd, 0,40 flüchtige Theile. In einem Nachtrage bemerkt *Berzelius*, dass *Ekeberg* in einem grün-

ländischen Fossil ebenfalls Cererium gefunden haben wollte, und dass Thomsons *Allanit* wahrscheinlich *Hisingers* Cerin sey, welche sämmtlich seiner Meinung nach das Cerium oxydulirt enthalten, wodurch es das in *Thomson's* Analyse Statt gefundene Übergewicht von 12 Theilen auf Hundert erklärt. Wenn es indess gegründet ist, dass *Thomson's* Allanit *Junium* enthalte: so fragt es sich doch noch, ob beide Fossilien eines und eben dasselbe seyen. Vielleicht ist der Allanit das Fossil, worin ebenfalls *Ekeberg* Cererium fand; allein höchst wahrscheinlich enthalten sie alle das Metall im Zustande des Peroxyds, wie der Cererit, und der erwähnte Überschuss in *Thomson's* Analyse rührt von Kohlensäure her, welche das Oxydul, oder vielmehr das Deuteroxyd, denn nach *John* giebt es ein grünes Protoxyd, allerdings bey mässiger Glühhitze zurückhält, wie *Thomson* sehr richtig bemerkt. Es bleibt übrigens sehr zu wünschen, dass man den Namen *Cerin* mit einem anderen vertauschte, nicht nur, weil sonst bald ein Cerat zu befürchten seyn würde, sondern auch, weil jene Endigung der Pflanzenwelt angehört, und der Name *Cerin* dem vorwaltenden Bestandtheile des Wachses gegeben ist. — IV. *Chemische Untersuchung des blauen Kalksteins aus Malsjiö in Wärmland*, von *Emanuel Rothoff*. Der Stein soll 43,52 Kohlensäure, 56,48 Kalk, exclus. 18 erdiger Gemengtheile, enthalten. Gegen diese Untersuchung ist sehr viel einzuwenden. Fürs Erste ist der Kohlensäuregehalt zu gross, dann der Grund der blauen Farbe nicht erklärt, und endlich der Wassergehalt des Fossils zu berichtigen. — V. erhalten wir eine sehr schöne *Übersicht der in Russland herabgefallenen Meteorsteine*, von Hn. *Scherer* selbst. Auch ist derselben eine Tabelle beygefügt, welche das Resultat seiner eigenen Analysen enthält. Nur allein in dem Irkutskischen, nicht im Charkow'schen, Smolenskischen und Poltawischen, zeigte sich Chromgehalt. Eine S. 597 angebrachte Berichtigung, dass *Lowitz* den Chromgehalt nicht, wie *Nasse* früher bemerkt hat, im Zustande der Säure, sondern des Chrominums andeute, giebt uns zu der Bemerkung Anlass, dass doch höchst wahrscheinlich dieses Metall Sauerstoff im Meteorsteine enthalte, weil das metallische Eisen der Meteorsteine, so wie auch *Pallas* gediegene Eisenmasse, deren hier gar nicht Erwähnung geschieht, noch nie Chromium bey der Analyse zu erkennen gegeben haben, so dass es das Ansehen gewinnt, als wenn das Chrom nebst etwas Eisen mit den erdigen Stoffen verbunden seyen. — XIX. *Nordischer Nekrolog*. Aus den sichersten Quellen giebt Hr. *S.* den Lesern hier über *Ekebergs* zu Upsal, *Hielm's* zu Stockholm, *Engeström's* zu Upsal, *Winterberg's* zu St. Petersburg, *Hermann's*, *Krafft's* und *Stephan's* ebendaselbst erfolgtem Tode und deren Lebensgeschichte Nachricht. Er schliesst mit dem Nekrologe des unglücklichen *J. W. Fischer* aus Chemnitz, welcher 1804 in St. Petersburg den elendesten Tod fand. Zugleich ist ein getreues Verzeichniss ihrer hinterlassenen Werke und in Zeitschriften aufgenommenen Abhandlungen hinzugefügt.

Nur selten dürften vielleicht einzelne Abhandlungen nachzutragen seyn. So hat z. B. *Fr. Stephan*: „*Nomina plantarum, quas alit ager mosquensis et hortus privatus. Petropoli*, 1804," herausgegeben. — S. 464 Vermischte Notizen über *Margarin*, Kuhmilch und Phosphorsäure, von *Giese*. Junon nach *Thomson*. Von *Helmont's* Vegetationsversuche. Endlich über eine, in dem Kirschlorbeerwasser Statt gefundene Krystallisation, welche, nach des Herausgebers Versuchen, wie Blausäure reagirte.

I. A.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

BAMBERG u. WÜRZBURG, in der Göbhardt'schen Buchhandl.: *Über den Begriff und die eigentliche Bestimmung der Staatspolizey, sowohl an sich, als im Verhältnisse zu den übrigen Staatsverwaltungszweigen.* Ein Versuch zur reinen Begründung der Polizeywissenschaft. Von D. *Konrad Franz Rosshirt* (dermal. Prof. zu Heidelberg). 1807. VIII u. 158 S. 8. (16 gr.)

Die hier angezeigte Schrift besteht aus vier zusammenhängenden Abhandlungen: I. *Über die äusserst verschiedenen Ansichten von der Polizey* (S. 1 — 61); II. *Auf welchem Wege man am sichersten zu dem wahren Begriffe der Polizey geleitet werde? Feststellung dieses Begriffes* (S. 62 — 88); III. *Übersicht der Details der polizeylichen Wirksamkeit, in einer ungezwungenen Zusammenstellung* (S. 89 — 118); IV. *Begränzung der Staatspolizeygewalt gegen die ihr coordinirten Staatsgewalten* (S. 119 — 149); und zum *Beschlusse* giebt der Vf. noch einige Bemerkungen über den Umfang und die Wesenheit der *Polizeygesetzgebung* (S. 150 — 158). Der Zweck, welchen der Vf. durch diese Untersuchungen erreichen will, ist nach der *Vorrede*: der Polizeywissenschaft den geeigneten Stand im Gebiete der Staatswissenschaften zu verschaffen, und das Seinige dazu beyzutragen, dass das Schwankende und Dunkle über den Begriff der Polizey selbst sich gänzlich verliere.

Wir können und wollen nicht behaupten, dass der Vf. seinen Gegenstand nicht mit Fleiss und ohne Sachkenntniss bearbeitet; aber eben so wenig können wir ihm das Zeugniss ertheilen, dass er durch seine Untersuchungen die Wissenschaft weiter gebracht habe. Wenn er bey seinen Betrachtungen über das Wesen der Polizey von der Idee ausgeht, der Begriff und Zweck des Staates müsse auf etwas mehr ausgedehnt werden, als nur auf Erhaltung eines allgemeinen Sicherheitszustandes, und wenn er weiter den obersten Zweck des bürgerlichen Wesens (S. 81) in die *Vervollkommnung der Menschheit als Totalität* setzt: so ist diese Ansicht zwar allerdings nicht zu tadeln; sie liegt wirklich bey allen unseren Polizeyanstalten zum Grunde. Aber das Wesen und der eigenthümliche Charakter der Polizey ist keinesweges schon damit klar gemacht, dass man

aus dem Wesen und Zwecke des Staates die Gegenstände ableitet und andeutet, auf welche jener Zweig der öffentlichen Verwaltung seine Wirksamkeit verbreiten mag; sondern der Hauptpunct, aus dem eigentlich die Wesenheit und der eigenthümliche Charakter der Polizey hervorgeht, ist die Art und Weise, *wie* sie die ihr zugehörigen Gegenstände behandeln mag; und gerade diesen hochwichtigen Punct hat der Vf. bey seinen Betrachtungen, wo nicht ganz und gar übersehen, doch nicht mit der nöthigen Genauigkeit und Sorgfalt ins Auge gefasst. Unverkennbar hat ihn sein Streben, *unsere Polizey* von der πολιτεία der Griechen abzuleiten, irre geführt. Mag auch unsere Polizey ihrem Namen nach von jener πολιτεία abstammen, und mag auch erstere manche Zwecke verfolgen, welche nach der Ansicht der Griechen im Wesen und in dem Begriffe ihrer πολιτεία lagen; zur richtigen Bestimmung des Umfangskreises der Wirksamkeit unserer Polizeybehörden — worauf es doch bey allen Untersuchungen über den Begriff und das Wesen der Polizey zunächst und vorzüglich ankommt — sind die Begriffe der Griechen von ihrer πολιτεία wohl nie zu gebrauchen. Darum, weil der Vf. *unsere* Polizey auf die πολιτεία der Griechen gebaut hat, ist es ihm denn auch ergangen, wie den meisten früheren Bearbeitern der Grundsätze dieser Branche unserer Staatsverwaltung; — er hat die *Polizey* bey Weitem zu hoch gestellt. Zwar mag es seyn, dass es der *Staatspolizeygewalt* zukommt und obliegt, auf Erhaltung und Erhöhung der körperlichen und geistigen Kraft der Unterthanen, auf Vermehrung und Verbesserung ihrer hülfreichen Umgebungen zu wirken, zugleich ein wohlgeregeltes Ineinandergreifen des Ganzen zu bewirken, und so harmonisches Fortschreiten herbeyzuführen (S. 83); es mag auch seyn, dass ein grosser Theil dieser Zwecke, und namentlich alle diejenigen, welche ihrer Natur nach kein Ge- oder Verbot zulassen, sondern bloss durch geistige Bildung des Volkes oder durch positive Anstalten zur Förderung seines äusseren Wohlstandes zu erstreben sind, der Staatspolizeygewalt ausschliesslich angehören; aber ein sehr bedeutender Theil jener Zwecke gehört auch der Justizgewalt an, und beide werden endlosen Conflicten ausgesetzt seyn und bleiben, wenn man kein näheres Criterium für sie sucht, das indess nur in der *Form* ihrer Wirksamkeit für ihre Zwecke gesucht werden kann. Auf dem negativen Wege, welchen der Vf. einzuschlagen gesucht hat, werden zuverlässig nie die Klippen zu vermeiden seyn, vor welchen er in seiner ersten Abhandlung selbst gewarnt hat: denn immer und ewig fehlt es an einem festen Anhaltspuncte für die richtige Bestimmung des Verhältnisses der Polizey zur Justiz, sieht man mit dem Vf. (S. 88) in der *Polizey* nur so allgemein hin *jene Staatsgewalt im Inneren, welche, nach geschehener Begründung allgemeiner Sicherheit, bey steter Rücksicht auf die Erhaltung derselben, als der Staatsgrundlage, die Erreichung des höchsten Staatszwecks, nämlich Vervollkommnung der Menschheit als Totalität an sich und in ihren Umgebungen, beabsichtigt.* Auch erscheint in dieser Darstellung die Polizeyanstalt nur als eine *suppletorische* Behörde, die der Unzulänglichkeit der übrigen Staatsverwaltungszweige nachhelfen soll, nie aber als ein selbstständiger, in sich fest und sicher abgeschlossener Zweig der öffentlichen Verwaltung; — kurz, auf dem Wege, den der Vf. eingeschlagen hat, ist unserer Überzeugung nach weder für die Theorie der Polizeylehre etwas Zuverlässiges zu erwarten, noch für die polizeyliche Praxis, die leider noch überall zu sehr im Argen liegt, weil man den Polizeybeamten meist nur gesagt hat, *was* sie thun sollen, nicht aber, *wie* sie es thun sollen.

Übrigens hat der Vf. sehr Recht, wenn er die Polizey bey ihrem Streben, die öffentliche Sicherheit aufrecht zu erhalten, bloss auf *physische* Prävention, aus dem Gesichtspuncte einer allgemeinen Staatspflicht, durch Ergreifung des Verbrechers oder Entdeckung und Festhaltung der verbrecherischen Spuren aller Art (S. 130) beschränkt wissen will, und ihr das Recht, *Verbrechen selbst abzustrafen*, abspricht. Aber Unrecht hat er, wenn er die Polizey dabey nur als eine, die Justiz *unterstützende* Behörde darstellt: denn allerdings kann die Polizey schon oft eingreifen, wo der Justiz gar keine Competenz zusteht; namentlich bey bloss beabsichtigten, aber noch durch keine Thathandlung offenbar gewordenen Gesetzübertretungen, und bey solchen Übertretungen, welche auf Seiten ihres Urhebers keine Züchtigung zulassen, namentlich bey Verbrechen von Wahnsinnigen, Blödsinnigen und Rasenden. Noch mehr Unrecht aber hat er, wenn er, nachdem er der Polizey das Recht, Verbrechen abzustrafen (S. 130), abgesprochen hat, dieses nur auf „wirkliche Angriffe auf den Staat und die persönlichen und dinglichen Rechte der Staatsbürger mit wohlbewusst rechtsloser Tendenz" beschränkt wissen will. Wie neulich noch *Lotz über das Untersuchungs- und Bestrafungs-Recht der Polizeybehörden* (im *neuen Archiv des Criminalrechts*, Bd. III St. IV S. 558 — 603) zu zeigen gesucht hat, gehört Rechtsprechen in keinem Falle zu den Attributionen der Polizey, und was der Vf. (S. 132 ff.) über das Richteramt der Polizey- und Finanz-Gewalt sagt, beruht auf offenbar unrichtigen Ansichten. Freylich kann die Justiz es sich nicht erlauben, über die Rechtsbeständigkeit der von der Polizeygewalt ausgegangenen Anordnungen zu sprechen, wie dieses sonst in manchen Fällen unsere Reichsgerichte thaten. Aber ist einmal über streitiges, gesetzmässig bestehendes Recht die Frage: so gehört die Beurtheilung und Entscheidung der Sache unbedingt für die Justizbehörden, gleichviel, die Entscheidung mag aus einem eigentlichen Rechtsgesetze zu schöpfen seyn, oder aus einem sogenannten Polizeygesetze. Der Charakter, welchen die Schule einem gewissen Gesetze beylegt, kann die Verhältnisse der Competenz der verschiedenen Staatsverwaltungsbehörden nie regeln. Selbst dann lässt sich die Competenz der Polizeybehörden in solchen Fällen nicht rechtfertigen, wenn man die Polizey bey ihrem Verfahren, mit dem

Vf. (S. 442) an die Formen unseres Prozesses bindet, und Appellation gegen polizeyliche Erkenntnisse zulässt. Die Polizey mag wohl *handeln* und *ordnen*, aber *zu Gericht sitzen* soll sie nie.

Z.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

FRANKFURT a. M., b. Hermann: *Die Verheissung Isaaks.* Besungen von *Wilhelm Heinrich Elias Schwarz*, der Weltw. Dr. und der Gottesgel. ord. Cand. 1818. X u. 181 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

„Gottes Wort, so beginnt die Vorrede, ist über alle Dichtung erhaben, und seine Wahrheit in der reinsten Schönheit ausgesprochen. Denn welche Darstellung könnte dem göttlichen Ausdruck an die Seite gestellt werden? .. Allein wenn schon weltlicher Heldenmuth und menschliche Seelenstärke unsere Bewunderung in Dichterlob erregt: wie vielmehr vermag nicht geistliche Tapferkeit und göttliche Geisteskraft unsere Anbetung in Preisgesängen zu entflammen? Seitdem nun unser Ohr dem höchsten Geschmacke der einfachen Erhabenheit verdorben, fliesst die Fülle unseres Herzens über in den dichterischen Ausguss, und es bedarf der menschlich-schönen Hülfsmittel, um allmählich an der erhabenen Einfalt und Würde des göttlich-schönen Ausdrucks wieder das anbetende Wohlgefallen zu erlangen. Desshalb wird mir Niemand verargen, dass ein durch Gottes Gnade gekrönter Abrahamsglaube mich zum besingenden Ausflusse antrieb. Kein Versmass ist zu dem erzählenden Gemälde geeigneter, als der heroische Hexameter, wegen seines würdevoll einherschreitenden Schwunges. In Abfassung desselben habe ich mich seinen Regeln beyzukommen bestrebt." Weil übrigens „die Ehrfurcht gegen die Offenbarungsquelle nicht zulässt, ihre Angabe zu verändern": so hat der Vf. „nur in Worten, durch Grundtext und Versmass genöthigt," sich „Abweichungen von unseres Luthers einzig das Gemüth ansprechender Übersetzung erlaubt. Aber die Erläuterungen und die hinzugefügten Gedanken von Abraham und Sarah" hat er „nach derselben damaliger Gemüthslage in Übereinstimmung zu bringen gesucht, so weit sich" sein „Gefühl den Empfindungen des ehrwürdigen Ehepaars anzunähern vermochte; und in solcher Hinsicht" nennt er „diese Darstellung in Verbindung mit dem Versmasse, Gedicht! — Wir haben diese Aussetzungen des Vfs. mitgetheilt, um unsere Leser mit seiner Ansicht von der Poesie bekannt zu machen, und ihnen eine Probe von seiner Sprache zu geben, die, wie uns dünkt, Keinen, am wenigsten den kleidet, der die „erhabene Einfalt und Würde des göttlich-schönen Ausdrucks" zu verehren das Ansehen haben will. Kann es denn eine kostbarere Sprache geben, als die Prosa des Hn. S.? Welche unnatürliche Ausdrücke! welche sich selbst zerstörende Bilder! „Zum besingenden Ausflusse antreiben! Einherschreitender Schwung!"

In dem Gedichte selbst ist die Sprache viel natürlicher; aber die Hexameter sind holprig und unvollkommen. Die Gesetze der Tonmessung sind oft übertreten, viele Härten hat der Vf. sich erlaubt, und oft schliesst ein, zum Folgenden gehörender Artikel, eine Präposition oder ein Verbindungswort den Vers sehr unangenehm.

Der Gang des Gedichts ist dieser: Abraham sitzt vor seiner Thür, seines Lebens Begebenheiten überdenkend, die denn hier aufgeführt werden; da kommen die drey Männer, und nun folgt der Inhalt von 1 B. Mose XVIII und einige Blicke auf die folgende Geschichte.

Wie aber mochte damit der Dichter so viele Bogen füllen, da er sich nichts hinzuzudichten erlaubt? Fürs Erste ist es nicht ganz so, wie die Vorrede es ankündigt. Genau genommen, sind schon die Gedanken, die er Abraham und Sarah leiht, Zusätze; aber es kommen auch andere vor, z. B. die Erzählung, wie, als Abraham die drey Männer begleitete, „wo ihr Fuss hinschreitet, neu die Natur auflebt,

Lobgesang ertönt von Vögeln und Thieren des Tags, doch
Scheu verbirgt sich das Wild der Nacht in Gebüsch und in Höhlen;
Feyernd das Laubwerk rauscht, balsamisch duftet die Lilie,
Hoch entfaltet die Palm sich, saftreich füllt sich die Feig' an,
Kühlung athmet das Gras, der Fruchtbaum neiget das Haupt, voll
Pracht erblühet der Obstbaum, reich strömt Segen in Alles.
Abraham glaubt entrückt sich in jenen Garten von Eden,
Fühlt frohlockend der Ahnen so paradiesische Wonne" u. s. w.

Die Stelle ist eine der besten des ganzen Werkes. Wodurch aber der Vf. eigentlich dieses bis zu dem Umfange angeschwellt hat, in dem es vor uns liegt, das sind moralische, fromme, auch dogmatische Ergiessungen, zu welchen er jeden Augenblick Veranlassung findet, so dass er wirklich treffend sein Gedicht mit dem Namen „homilienartige Gesänge" bezeichnet. Manche dieser Betrachtungen sind recht gut, nur Poetisches haben sie wenig, und die ganze Art, die Geschichte mit weit ausgesponnenen Betrachtungen zu überschwemmen, möchte wohl unpoetisch seyn. Manche sind auch strafend, und die Philosophen werden in einem nachtheiligen Lichte dargestellt. Das gehört ja nun einmal zu der heutigen Art derer, die für rechtgläubig gehalten zu werden sich bemühen, und ist wohl nicht so arg gemeint, als es oft klingt.

HKL.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 1.

ALTERTHUMSKUNDE.

1) Rom, in d. Druckerey de Romanis: *Lettera del Cavaliere Guiseppe Tambroni* S. O. delle Accademie di Archeologia e di S. Luca di quella di scienze lettere ed arti di Parigi etc. etc. al Chiarissimo Sig. Abate Missirini S. O. dell' Accademia Archeologica *intorno alle Urne cinerarie dissotterate nel pascolare di Castell Gandolfo.* 1817. 21 S. 8. (1 St.)

2) Rom, in d. Druckerey v. Contedini: *Lettera del Signor Dottore Alessandro Visconti* al Signor *Guiseppe Carnevali di Albano sopra alcuni vasi sepolcrali rinvenuti nelle vicinanze della antica Alba-Longa.* 1817. 40 S. 4. (4 St.)

Die wichtigen Entdeckungen alter Urnen in Italien, welche von den dort gewöhnlichen Gefäßen ganz abweichen, und eine auffallende Ähnlichkeit mit den nordischen Todtentöpfen zeigen, sind in Deutschland nicht unbekannt geblieben. Es wird indessen nicht unwichtig erscheinen, wenn wir auch hier, wo wir in der Folge noch manche Kunde über das Alterthum niederzulegen gedenken, einen kurzen Abriss dieser beider, uns kürzlich durch Freundeshand zugekommenen, kleinen Schriften geben.

Die Urnen wurden bey Castel Gandolfo unter Peperino gefunden, womit der Rücken des Berges bedeckt ist, welche Gegend die Weide (il Pascolare) von Castel Gandolfo genannt wird. Ein kleiner benachbarter Teich war unfehlbar in früherer Zeit ein feuerspeyender Schlund, von dessen feurigen Ergiessungen die Geschichte nichts weiss. Die Ungewöhnlichkeit der Formen, der Zeichen und Gebräuche, die sich in diesen Urnen den Findern und Untersuchern darboten, konnten leicht zu der Meinung führen, dass diese überaus alten Gefäſse noch von den Anwohnern des Vulkans herrühren, (also aus einer vorgeschichtlichen Zeit), die in der Folge von neuen Ausbrüchen überdeckt wurden, welche die Gestalt des Peperino jetzt angenommen. So erklärte man die Urnen für etwas Einziges, uns aus der Nacht der Geschichte Gebliebenes und Zugekommenes. Andere Untersucher wollten aber behaupten, dass diese Decke nicht von einem zusammenhängenden Peperino sey, wie eine vulkanische Ergiessung ihn doch hätte bilden müssen, sondern dass er aus mehreren einzelnen Stücken verschiedener Peperino-Arten bestehe, welche als Decke über die Urnen gelegt und genommen worden wären, wie die verschiedenen Ausbrüche sie darboten. Dadurch ward die Beysetzung der Urnen schon in eine weit nähere, unstreitig durch die Geschichte erhellte Zeit gesetzt. So bildeten sich zwey verschiedene Ansichten; bey beiden wurde es aber klar, dass die Urnen, die Metallsachen und anderen Werkzeuge gänzlich von den Sitten und Gebräuchen abweichen, welche durch Etruscische und Römische Gräber uns bekannt geworden sind. Sie mussten daher barbarischen Völkern angehören, und Hr. Guiseppe *Tambrone* war deshalb Anfangs der ersten Meinung, sie müssten einer vorgeschichtlichen Zeit anheimfallen, bis ihn ein gelehrter Fremder aufmerksam machte, dass solche ähnliche Urnen in den Preussischen Staaten gefunden würden, und ein Aufsatz des Hn. Hofr. *Hirt* in den Abhandlungen der Berliner Akademie, vom Jahre 1798, ihm nun die unumstössliche Gewissheit gab, dass sie von *nordischen Völkern* herrühren müssten. Aus dieser Abhandlung geht hervor, dass „dergleichen Urnen, die den bey Castel Gandolfo gefundenen ähnlichen, zu verschiedenen Zeiten, an verschiedenen Orten des Königreichs Preussen, in Schlesien, Pommern, Polen, Dännemark, Schweden und an verschiedenen Orten Deutschlands und Dännemarks" (wir übersetzen diess schöne geographische Mischmasch wörtlich) „entdeckt worden sind." Sie finden sich immer an den Abhängen von Hügeln, und wo diese von Natur nicht sind, wurden sie künstlich errichtet, und mit einer Menge grosser und kleiner Steine überlegt; man nannte sie Hünenhügel, welches Riesengräber heisst. So führt er die Vergleichung fort, aus der wir nur einige Puncte hervorheben.

In den Urnen Schlesiens wird (wie hier angeführt und der Wahrheit völlig gemäss ist) oft ein faseriges Gewebe entdeckt (wir haben es immer dunkelbraun, röthlichbraun gefunden), das, nach Thebesius Meinung (den wir gerade nicht zur Hand haben), Reste des Leichentuchs seyn sollten, in das die Todten gehüllt, und mit dem sie verbrannt wurden; (auch uns ist diess faserige Gewebe, besonders auf dem Sandhügel bey Schlaupe, oftmals höchst

auffallend gewesen. Wir fanden es in allen Gefäſsen, so daſs wir, da es eine braunröthliche Farbe hat, mit anderen Freunden auf den Gedanken kamen, es könne wohl Rest vom Opferblut der Thiere seyn, besonders, weil es immer den Boden der Gefäſse, und besonders kleine Opferschalen überzieht. Scheidekünstliche Untersuchungen des Hn. Prof. *Fischer* zu Breslau ergaben aber, daſs es Kräuter und Wurzelreste waren) und für die Wurzeln einer Wasserpflanze, (die in einander gewachsen und gefilzt) erklärten diese Reste auch *Hirt* und *Wildenow*. Ein solches ähnliches Gewebe enthielten nun auch die Italiänischen Urnen, welche hier untersucht werden.

Der Vf. führt nun Alles aus *Hirt's* Abhandlung an, was in den Urnen Deutschlands und Preussens gefunden wird, was uns bekannt (auch in anderen Anzeigen in den Wiener Jahrbüchern der Literatur bereits von uns erwähnt worden), und nur seinen Landsleuten etwas Neues war. Er zieht darauf den Schluſs daraus, daſs nichts an einer Übereinstimmung der nördlichen und der in Italien dieſsmal gefundenen Urnen fehle. Er kommt dann auf Siglen und Strichzeichen, welche sich auf einzelnen Urnen befinden, wovon eine beygegebene Tafel ein Beyspiel zeigt. Diese Striche hält der Vf. für Runen, welche eine geheime Bedeutung hatten. Auszulegen, wagte er sie nicht, und es möchte dieſs wohl so leicht auch Keinem gelingen, da dieselben Zeichen sich immer vielfach wiederholen. Es ist überhaupt eine eigene Sache mit allen diesen Runenzeichen, die hin und wieder gefunden werden. Die merkwürdigsten sind wohl diejenigen, welche in Hessen entdeckt wurden, von denen Hr. Prof. *Rommel* der Göttinger gelehrten Gesellschaft Nachricht gab. Soviel wir gehört, sollen sämmtliche Schriftzüge sich im Besitze des Hn. Dr. *Wilhelm Grimm* finden, der uns bald mit einer Herausgabe derselben und der Mittheilung seiner Ansicht erfreuen möge. Obgleich uns noch nie früher auf Urnen dergleichen Züge vorgekommen, die auf Zeichen der Schrift zu deuten waren: so haben wir doch vor einigen Monaten zu Danzig auf dem Bauche einer schwarzen Urne, dicht unter dem Halse, Zeichen gefunden, welche ganz von den gewöhnlichen willkührlichen und bloſsen Schmuckzügen abwichen, und völlig das Ansehen von Runischen Buchstaben hatten, doch mit keinem bekannten übereinstimmten. Wir haben sie, so gut es ging, abgezeichnet, und finden jetzt, bey Vergleichung mit einer, durch Hn. Prof. *Rommel* uns gefällig mitgetheilten Zeichnung, mit diesen Hessischen die bedeutendste Ähnlichkeit.

Der Vf. berührt darauf kurz die Fibeln und übrigen Schmucksachen von Bronze, welche sich in diesen Urnen gefunden, und die er alle für Römischen Ursprungs, durch Handelsverbindungen den barbarischen Völkern zugekommen, erklärt, und deren Entdeckung in Römischem Gebiete selbst noch weniger Anstoſs geben könnte. — Auf die Frage: wie kamen aber die Urnen dieser Nordischen Völker hieher? antwortet er: sie kamen wahrscheinlich vom Totila, bey dessen Zuge gegen Rom, und führt dabey eine Stelle des Procop an, welche ihm auch diesen Ort näher zu bezeichnen scheint, und so lautet: „*Tum partem majorem exercitus in Algido castris positis quiescere jubet, qui locus non ita longe ab urbe in Occasum centum viginti ferme stadia abest.*“

Alles dieses bestärkt ihn in der gewissen Meinung, daſs diese Urnen von deutschen Völkerstämmen herrühren, und er bedauert nur, daſs er die Werke von Thebesius und Hermann über die schlesischen Urnen, nicht habe erhalten können, um die dort befindlichen Abbildungen mit den in Italien gefundenen Urnen zu vergleichen. Wir möchten dem Vf. unsere Alterthümer der heidnischen Zeit Schlesiens Hft. I u. II dafür empfehlen, worin Urnen und Bronzewerke, sowie Steinwerkzeuge in *natürlicher Gröſse*, abgebildet sind.

2. Bey der wortreichen zweyten Abhandlung werden wir uns kürzer fassen können, indem wir nicht viel aus ihr zu entnehmen finden. Die Urnen wurden entdeckt (p. 4), als man auf einem Hügel bey Albano Gruben machte, in welche man Weinstöcke pflanzen wollte. Nach der Bemerkung, daſs im Alterthume die Grabmäler als auf Bergen liegend häufig erwähnt werden, kommt er bald zur Beschreibung einiger im Alterthume berühmter Grabhügel. Etliche dieser Urnen haben die Gestalt kleiner Tempel (eine ganz wunderliche und noch nie vorgekommene Gestaltung), oben zwar kuppelartig gerundet, aber etwas spitz in die Höhe gezogen, und schon diese eine Gestalt verdient die sorgfältigste Untersuchung. Sie wurden von einer beträchtlichen Anzahl eigenthümlicher Gefäſse umgeben, und alle zusammen standen in einer sehr groſsen Urne, deren eine, innerhalb sehr reich angefüllt, eine Höhe von 3 Palmen (?) hatte. Thon, Grund und Farbe weichen weit von dem Töpferzeuge ab, welches bis jetzt bekannt ist, und Alles zeigt an, daſs sie römischen Grabmälern fremd sind. Der Vf. setzt sie überaus weit hinaus, indem er zu beweisen sucht, sie müſsten im Jahre der Welt 2828, das ist *vor* der christlichen Zeitrechnung um 1176 beygesetzt worden seyn; die Gebeine der Aboriginer sind, seiner Ansicht nach, in ihnen, und sie rühren von der allerfrühesten Gründung von Albalonga her. So glaubt Hr. *Visconti*, und sucht es zu beweisen, indem er anführt, daſs der Ritter Vivenzio am Vesuve Urnen gefunden habe, die *unter* einer Lavaschicht und *auf* einer andern standen; unter dieser zur Sohle dienenden Lava fand er aber wieder andere, und so also ältere Urnen (was dort, wo der Berg so oft seine Feuerschlünde sendete, nicht zu verwundern ist).

Wir können nicht unbemerkt lassen, daſs der Vf. den Gebrauch eines offenen Ringes (der wegen seiner gröſsern Öffnung schwerlich zu einem Arm- oder Bein-Ringe dienen konnte, und der vielen Un-

tersuchern der Alterthümern schon mannichfache Schwierigkeiten gemacht hat) dahin erklärt, dass er wie eine Fibel gebraucht worden sey, indem durch ihn die Gewänder, worein der Leichnam beym Verbrennen geschlagen ward, zusammengehalten wurden. Wir machen dabey nur die Bemerkung, dass nur die Anwesenheit mancher dieser Ringe im Feuer, wenigstens bey mehreren, die wir gesehen haben (und wobey denn doch wohl der Gebrauch ziemlich gleichförmig gewesen seyn möchte), sehr zweifelhaft ist, da wir auch gar keine Spur etwaigen Brandes daran entdeckten, die denn doch schwerlich ganz fehlen könnte. Dagegen sind wir sehr gerne der Meinung, dass solche Ringe den Dienst von Fibeln bey *Lebendigen* versehen haben, wozu sie noch besser sich eigneten, indem sie stark und dauerhaft waren, und nicht die wandelbare Zerbrechlichkeit der mit einer Nadel versehenen Fibel hatten; sie wurden durch die Kragenlöcher eines Kleides oder Mantels gezogen, und hielten diese dann so leicht und offen.

Wir halten es nun für das Zweckmässigste, die Meinungen des Hn. *Visconti* nicht weiter zu untersuchen (auch möge Jeder nach seinem Dafürhalten entscheiden, ob er die Gebeine der Aboriginer, oder die Nordischer Völker hier finden will, wir meinen das letzte), sondern vielmehr zu der Betrachtung der Alterthümer selbst überzugehen, wenn auch unsere Bemerkungen darüber, bey dem Mangel versinnlichender Abbildungen, hin und wieder etwas dunkel ausfallen möchten.

Es ist höchst merkwürdig, dass eine sehr grosse Urne der Behälter ist, in welchem die anderen Gefässe stehen. In dieser Ausdehnung fanden wir bis jetzt noch kein altes Begräbniss in Deutschland; denn wenn es auch an sehr grossen Urnen keineswegs fehlt, (wie denn die Breslauer Sammlung Urnen von 1 Fuss und 14¾ Zoll Rheinisch hat, die grossen sind nur meist 8 — 10 Zoll hoch,) so nehmen doch in ihnen die Gebeine einen so bedeutenden Raum ein, dass nur höchstens ein paar kleinere Gefässe, Opferschalen, kleine Urnen, darauf einen Platz finden mochten. Nur in einem, schon Bd. XII der Wiener Jahrbücher der Literatur S. II beschriebenen, Kinderbegräbnisse fanden sich auf den zarten weissen Gebeinen zwey kleine Gefässe und eine Klapper, in manchen Schüsseln lagen zwey bis drey flache Opferschalen, und einzelne Gefässe scheinen immer die Bestimmung gehabt zu haben, dass sie die Behälter zweyer oder dreyer Opferschalen wurden. Also immer wenigstens eine Annährung an diese, hier im Grossen und mit mehr Aufwand ausgeführte Begräbnissart.

Ferner ist auch das Gefäss überaus wichtig, worin die Asche ihre Aufbewahrung fand, von dessen Gestalt sich, so viel uns bekannt, keine Spur bis jetzt an einem Orte des nördlichen Europa's gefunden hat, und die daher ganz neu und eigenthümlich dasteht. Es gleicht nämlich das Gefäss, wie schon oben bemerkt, einem Tempelchen, mit einem völlig gerundeten Dache (wie etwa an einer Strohhütte) und mit einer kleinen Thüre, die sich vermöge eines vorgeschobenen langen Riegels von aussen schliessen und öffnen lässt. Dach und Thüre sind mit einer Menge von Zügen geziert, die das unverkennbare Ansehen von Runen haben, wenn wir auch nicht ihre Bedeutung zu entziffern vermögen. Wir müssen diese Tempelchen für höchst bedeutsam erklären, und wünschen sehr, die genauere Ansicht eines solchen Gebäudes zu erhalten, welche uns ohne Zweifel einen Begriff von der Art und Weise geben müsste, wie diese nordischen Völker bauten, was wohl auf die spätere Zeit nicht ohne Bedeutsamkeit und Einfluss gewesen seyn möchte.

Die Gefässe, welche nun in diesen Gräbern gefunden worden sind, so wie die dazu gehörigen Geräthe, waren vorzüglich folgende. Die überaus grossen Töpfe, in welchen ein Theil der Gebeine liegt, und auf denen die übrigen Gefässe stehen. Bey dem zuletzt genannten Werke giebt die erste Kupfertafel eine solche Urne im Durchschnitt, und in ihr alle darin enthaltenen Gefässe, nach ihrer Anordnung aufgestellt. In der Mitte steht das kurz vorher erwähnte Tempelchen, hier mit geöffneter Thüre, durch welche man auf dem Boden desselben wieder Gebeine und Asche sieht, auf welchen ein kleiner Balsamkrug mit einem Deckel steht, dann ein unbekanntes Geräth von Thon, ein Rädchen von Kupfer und der oben erwähnte fibelartige Ring von Kupfer. Dabey steht nun: ein durchlöchertes Räuchergefäss, eigenthümlichst gebildet, mit vier Öffnungen, mundstückartig an den Ecken geformt, in der Mitte aber mit einer höheren und grösseren Mündung. In den Bauch dieses Gefässes wurden Kohlen gelegt, welche durch die Löcher lebendigen Zug erhielten, darauf ward der Weihrauch geworfen, welcher zu den grösseren oberen Öffnungen in Rauchwolken aufstieg. (Eine solche, aber weit rohere Räucherpfanne haben wir auch in Schlesien gefunden. S. Heidnische Alterthümer in Schlesien. Tafel IX.) Im Hintergrunde eine gewöhnliche topfartige Urne, mit zwey Henkeln, der Vf. glaubt, dass in ihr das Reinigungswasser war. Vier Urnen stehen dabey ohne Henkel, dadurch ausgezeichnet, dass sie wie mit Reifen, herabwärts und um den Hals, den Bauch und den Fuss, umgeben sind, zwischen welchen sich Vierecke bilden, die mit solchem breiten Rande, gleich einem Rahmen, eingefasst sind. (Solch eine Urne haben wir bey einem Freunde gesehen, der sie aus Italien mitgebracht hat. Das Ganze der Form kommt mit unseren deutschen Urnen überein, aber dergleichen Verzierung mit Bändern rundum haben wir noch nirgends gefunden. Die Farbe ist eine bräunliche, die Masse kommt der gewöhnlichen unserer Urnen nahe, wenn sie von ihr auch vielleicht in etwas abweicht, wie gerade das Land, wo sie verfertigt ward, den Thon gab).

Diese vier Gefäſse vertheilt der Vf. zur Aufnahme des Weins, Öls, und der Milch bey den Opfergebräuchen. Dabey steht ein Wärmer, das heiſst ein Gefäſs, gestaltet, wie eine gewöhnliche Urne mit zwey Henkeln, unten aber mit einem langen viereckigen Fuſse, der zur Seite eine Öffnung hat. Dieser Fuſs diente zum Ofen, Kohlen oder kleine Brände wurden in denselben gelegt, die Urne aber mit Flüſsigkeit gefüllt, welche dann, erwärmt, leise verdunstete. (So etwas Ähnliches ist uns in Schlesien, und überhaupt in Deutschland, noch nicht vorgekommen.) Zur Seite, neben dem Räuchergefäſse, steht ein länglichbauchiges Gefäſs, mit einem seitwärts aufstehenden Halse, geziert um seinen Bauch mit Mäandrischen Windungen. Dieſs Gefäſs nennt der Vf. mit dem alten Namen *Guttus*, und dazu, was der Name bezeichnet, mag es auch wohl gedient haben. (Uns ist in Schlesien ein ähnliches Gefäſs vorgekommen, nur daſs der Hals regelmäſsig in der Mitte aufsteht. Wir haben es Tafel VI der schlesischen heidnischen Alterthümer unter No. 4 abbilden lassen.)

Vor dem mittleren Tempelchen stehen drey flache Opferschalen, der Abbildung nach in der Form den Schlesischen ähnlich, nur in den Henkeln anders; dabey eine flache zweyhenkliche Urne, den Schlesischen entsprechend. Zur Seite rechts, dicht an dem Tempelchen, steht noch die Lampe. In ihrer Form weicht sie von den gewöhnlichen Lampen Italiens in etwas ab, und es wäre sehr wünschenswerth, eine genauere Zeichnung davon zu erhalten. (Sie scheint mit der bedeutende Ähnlichkeit zu haben, die wir in Schlesien gefunden, welche aber oben keinen Deckel hat, sondern in der Mitte ganz offen ist. Siehe heidn. schlesische Alterthümer Tafel IX).

Die folgenden Kupfertafeln des vorliegenden Werkes zeigen nun meist nur Einiges genauer, was wir auf der ersten schon im Zusammenhange gesehen haben. So Tafel II einen oft berührten Tempel mit seiner schlieſsenden Thüre, welche ein kleines Riegelstäbchen von Kupfer verwahrt. Vielfache Zeichen schmücken die Thüre und die Decke, welche besonders abgebildet noch auf Tafel III erscheint; leider mangelt aber Genauigkeit in Wiederholung der Zeichen, und so weiſs man doch nicht recht, welche wahrhaft und durchaus den Urzeichen entsprechend sind. Ferner sind auf Tafel II zwey Räuchergefäſse mit ihren Zeichen, und die vier Seiten desselben in eine Fläche aufgelöst.

Auf Tafel IV erscheint ein Tempel, gebildet nach Art eines Helmes, mit einem Helmsturz, die Thüre wieder mit einem metallnen Drathe verschlossen. Dabey steht ein reicher verzierter Wärmer, der den Räuchergefäſsen in der Form sehr nahe kommt, auch mit einem Runenzeichen, und oben mit mäandrischen Windungen geziert ist. Eine höchst rohe Menschengestalt von Thon, und eine wunderlich geformte Lampe (die besonders viel Ähnlichkeit mit der Schlesischen hat, und nur durch vier kleine Füſse von ihr abweicht,) sind noch auſserdem auf dieser Tafel.

Der untere Theil dieser Tafel zeigt Metallsachen: eine kleine Lanzenspitze, ein gekrümmtes Opfermesser, wie wir die Form des Messers häufig in Schlesien und überhaupt in Deutschland gefunden haben, mit einem etwas gekrümmten Stiele, an welchem ein Öhr ist. Ein ähnliches, nur gröſseres und anders gekrümmtes Messer mit gewundenem Stiele, woran ein Öhr, und darin ein beweglicher Ring. Zuletzt ein Schreibgriffel, auch in eigenthümlicher, lanzenartiger Gestalt, mit dem an dem Stiele befestigten Glätt- und Streich-Brettchen von Metall.

So erscheint aus diesem geringen Abrisse schon klar, wie bedeutend dieser Fund ist, und daſs die einzelnen Stücke wohl eine genaue Zeichnung und Darstellung verdienen.

Ein Herr *Alessandro Corti* hat dem Werke eine chemische Untersuchung dieser Thonmassen angehängt, nach welcher auf 100 Theile darin enthalten sind:

Kieselerde	$63\frac{1}{2}$
Alaun	$21\frac{1}{2}$
verkohlter Kalk	$4\frac{1}{2}$
Wasser	$10\frac{1}{2}$
	100

Diese Mischung ward durch Hinzufügung eines bestimmten Theiles vulkanischen Sandes bewirkt. Den Beschluſs des Buches macht ein Notariats-Instrument und andere Zeugnisse, auf welche Art die Urnen und Gefäſse unter dem Peperino auf dem Monte-Cucco bey Albano gefunden worden sind.

Ein Nachstich der zu dieser letzten Abhandlung gehörigen Kupfer würde für Deutschland hoffentlich ein angenehmes Geschenk seyn, da nur wenige Stücke dieser Abhandlung hieher gekommen sind.

Auffallend ist es aber, daſs von einer bedeutenden Menge Alterthümer, aus Kupfer gearbeitet, Götzenbilder, kleiner Schwerdter und dergl., nichts bekannt geworden ist. Die Breslauer Alterthümersammlung ist so glücklich, ein kleines Götzen- oder Priesterbild aus Kupfer, lang $2\frac{7}{10}$, breit im Kopfe $\frac{3}{10}$, unten in den Füſsen, mit Stacheln zum Befestigen, $\frac{3}{8}$ Zoll rheinisch groſs, zu besitzen, welches der Hr. Professor *Rösel*, jetzt zu Berlin, aus seiner schönen und reichen Sammlung, der Alterthümersammlung seiner Vaterstadt schenkte. Davon nächstens an anderem Orte.

B.

